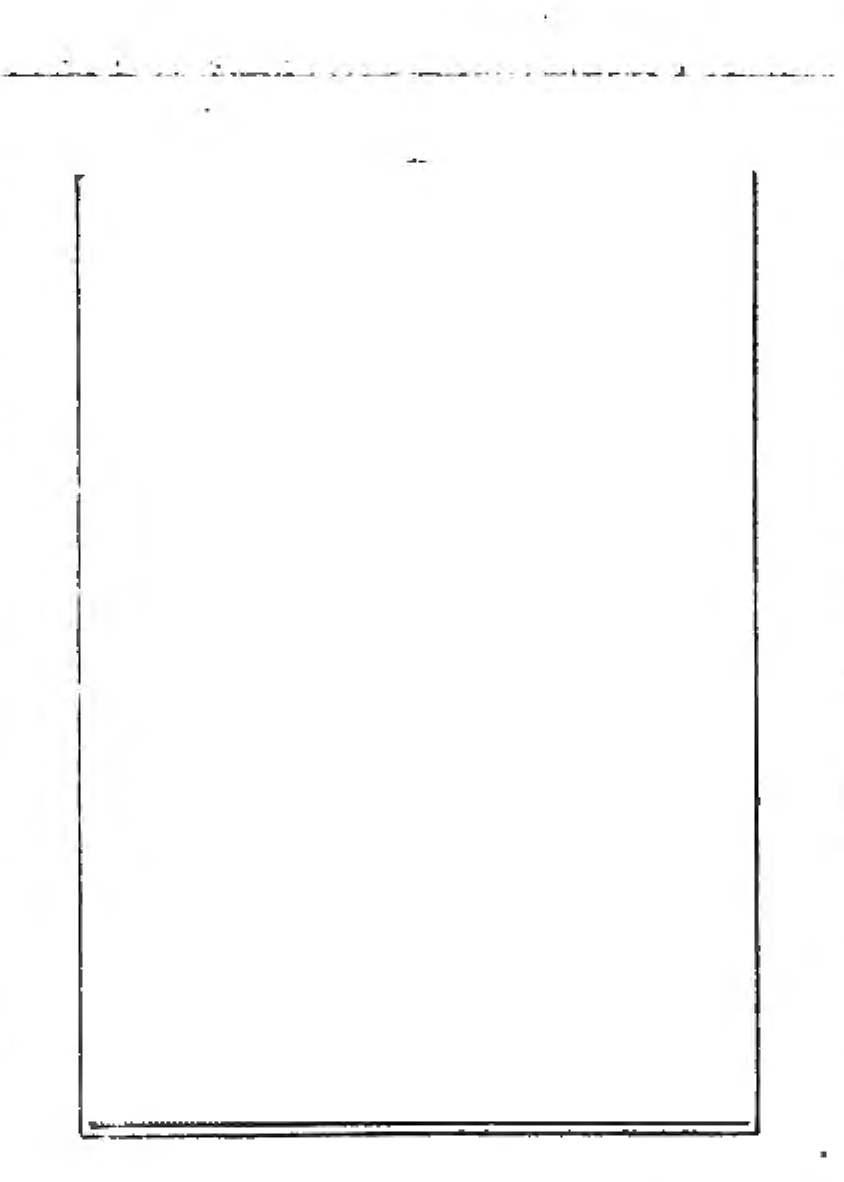






ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LVI. JAHRGANG.

DER NEUEN FOLGE SECHSUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

BERLIN 1902.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94.



INHALT DES LVI. JAHRGANGES,

DES SECHSUNDDREISSIGSTEN BANDES DER NEUEN FOLGE.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Seite

Seite

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.



ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Was gewährt die humanistische Bildung unseren Schülern?

Wir leben in einer Zeit des Kampfes gegen die humanistische Bildung, und es scheint fast, als solle die realistische Richtung, welche schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen starken Anlauf nahm, jetzt zum Siege gelangen. Damals sagte Böckh in seiner Einleitungsrede zur Berliner Philologenversammlung 1850: „Vermöge des Entwickelungsganges, welchen die europäische Menschheit nicht ohne die Vorsehung genommen hat, ist unser ganzes Wissen mit tausend und aber tausend Fäden in das Antike so verschlungen und verwachsen, dafs man nicht willkürlich dieses eine herausschneiden kann, ohne das ganze Gewebe zu zerstören; und finge man erst an, die ältere Hälfte der Menschengeschichte und alles, was das Altertum uns vorgearbeitet hat, zu vernachlässigen, so würden wir, um auf eigenen Füfsen zu stehen, den Füfsen den Boden entziehen, auf welchem sie gehen gelernt haben, oder die Grundmauern zerstören, nachdem wir bis zum Baue des Daches gekommen zu sein uns vorstellen". Wir sind fünfzig Jahre weiter gekommen, und mancher glaubt wohl, der wissenschaftliche Bau der Neuzeit stehe nun fest genug; man dürfe allerdings die antiken Grundmauern nicht zerstören, aber man könne sie ruhen lassen; die Sorge für ihre Erhaltung liege einer lebenskräftigen Fachwissenschaft ob, die immer noch ihre Jünger finden werde, aber keinen Anspruch mehr auf leitende Stellung in unserem höheren Schulwesen habe. Andere geben sich damit zufrieden, dafs eine Forderung der Gerechtigkeit erfüllt sei, wenn den verschiedenen Arten höherer Schulen gleicher Zutritt zur Universität verstattet werde: sie gäben ja alle eine wissenschaftliche Vorbildung, darum seien sie gleichwertig. Die überzeugten Anhänger der Realschulen aber sprechen diesen den Vorzug zu vor den Gymnasien, weil sie gründlicher in die grofsen Errungenschaften der modernen Forschung einführen und zugleich von dem schwerwiegenden Vor-

wurfe, vielerlei verschiedene Dinge neben einander zu betreiben, weniger betroffen werden. Hätten einst die Gymnasien, unbekümmert um Naturwissenschaft und neuere Sprachen, Grofses leisten können zur Wiederbelebung der klassischen Bildung, so habe man nun die Früchte dieser Bildung hinreichend geerntet, und man begehe ein Unrecht an der Jugend, wenn man sie gleichmäfsig in antiker und moderner Wissenschaft ausbilden wolle; es genüge eine historische Kenntnis der antiken Kultur.

Dem gegenüber können die Gymnasien darauf hinweisen, dafs sie schon 1837 ein unverächtliches Mafs naturwissenschaftlicher und französischer Unterweisung in ihren Lehrplan aufgenommen und es später noch verstärkt haben, vielfach auch der englischen Sprache Raum gebend: sie können, gestützt auf das Fortschreiten der pädagogischen Kunst, welche die Unterrichtsmethode verbessert und das Lernen erleichtert, die Behauptung wagen, dafs ein neunjähriger Schulkursus Zeit genug gewähre, um eine Altertum und Neuzeit umfassende wissenschaftliche Vorbildung zu geben, wenn nur die Jugend Lust zur Wissenschaft mitbringe. Die Hauptsache aber ist: ohne nähere Kenntnis des Altertums ist ein tiefergehendes Verständnis des Entwicklungsganges der menschlichen Kultur unmöglich. Wer nur das näher kennt, was die Neuzeit erreicht hat, ist zwar zu wissenschaftlicher Mitarbeit in diesen hochbedeutenden Dingen befähigt, aber ihm fehlt der freie Überblick über das Ganze; er kann die Erzeugnisse unserer Kultur mit denen einer ebenfalls hochentwickelten Vorzeit nicht vergleichen, er unterliegt leicht den Vorurteilen, welche das lebhafte Streben der Gegenwart unwillkürlich erzeugt. Allerdings, unsere Zeit ist weit vorgeschritten auf Grund dessen, was frühere Jahrhunderte geleistet haben; die Werke des Altertums gelten uns nicht mehr, wie einst den Humanisten des 15. Jahrhunderts, als unübertreffliche, durchaus nachzuahmende Muster: aber sie sind immer noch klassisch, d. h. von vorzüglichem Wert, und wir bedürfen ihrer Kenntnis, nicht nur um das Werden der neueren Kultur zu verstehen, sondern auch um einen Mafsstab zu haben für die Bestrebungen der neueren Zeit, zur Beurteilung ihrer Fortschritte und ihrer Verirrungen.

Nicht auf allen Gebieten des Geisteslebens hat das Altertum klassische Werke aufzuweisen, aber gerade auf denen, welche für die Veredlung der menschlichen Gemeinschaft die wichtigsten sind. Was es in Dichtung, bildender Kunst, Philosophie, Geschichtschreibung, Beredsamkeit, Staatsordnung geleistet hat, ist für gründliche Einsicht auf diesen Gebieten unentbehrlich, schon deshalb weil es auf die bedeutendsten Leistungen späterer Zeit erweckend eingewirkt hat. Will man die Beschäftigung mit diesen Werken dem Fachstudium überlassen, so geht die Grundlage der höheren Kultur für viele, die doch berufen sind, sie weiterzubilden, verloren. Sie später nachzuholen auf Grund einer mo-

dernen Vorbildung ist fast unmöglich, weil die Sprachen, die den Zugang bilden, einer längeren Lernzeit bedürfen, und weil die frische Empfänglichkeit für das, was dem Jugendalter der Menschheit angehört, für das aus der Sagenwelt sich entwickelnde geschichtliche Leben, dann nicht mehr vorhanden ist. Dagegen hat die Erfahrung gelehrt, dafs es wohl möglich ist, neben eingehender Beschäftigung mit dem Altertum die neueren Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften soweit zu lernen, dafs man zu selbständiger Fortbildung darin befähigt ist; liegen doch die Wurzeln auch dieser Wissenszweige im Altertum. Der Bildungsgang des Gymnasiums schliefst sich der geschichtlichen Entwickelung an, bringt aber zugleich auch von unten auf das Altertum in Beziehung zur Gegenwart und stärkt an den Altertumsstudien die geistige Kraft für das Erfassen des übrigen Bildungsstoffes. Wird man diesem Prinzip untreu und läfst das Erlernen der klassischen Sprachen erst in Tertia beginnen, so bleiben sie etwas äufserlich Hinzutretendes; die Schüler haben dann noch lange mit den Elementen zu thun und können sich der edlen Früchte nicht in dem Mafse erfreuen, wie es geschehen mufs, wenn die humanistische Bildung wirklichen Wert haben soll. Man hat sie die humanistische genannt, weil sie für die edelsten menschlichen Bestrebungen besonders empfänglich macht. Sie findet ihre Ergänzung und Vollendung einerseits in der hinzutretenden Kenntnis der wichtigsten neueren Sprachen und der neueren, vo rallem der vaterländischen Geschichte, andererseits in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung, welche das unentbehrliche Gegenstück zu dem sprachlich-historischen Erkennen bildet. Das Gymnasium darf hinter anderen Schulen, welche diese Wissenszweige besonders pflegen, nicht soweit zurückstehen, dafs es in seiner Behandlung derselben empfindliche Lücken und Mängel verspüren liefse; es mufs an seine Lehrer und Schüler bedeutende Anforderungen stellen, damit sein umfassender Bildungsstoff zu richtiger Wirkung komme. Es kann daher den Andrang grofser Schülermassen, die nur eine Durchschnittsbildung begehren, nicht befriedigen; es verlangt Schüler, die Lust und Liebe zum Wissen mitbringen und gern mehr lernen wollen als das unmittelbar Nützliche. Wird den anderen Schulen Gleichberechtigung gewährt hinsichtlich des äufseren Fortkommens ihrer Schüler, so ist zu erwarten, dafs jener Andrang sich mindere, und dafs dann die Gymnasien an einer mäfsigen Schülerzahl ihre hohe Aufgabe um so besser erfüllen. Jedenfalls aber müssen die Vorzüge der humanistischen Bildung Lehrern und Schülern im Bewufstsein bleiben. Was im Folgenden darüber gesagt wird, ist nicht neu, aber in dieser Zusammenfassung vielleicht geeignet, den Glauben an das humanistische Ideal gegenüber den fortdauernden Hemmnissen und Angriffen zu stärken.

I. Das Erlernen der klassischen Sprachen dient zur Aus-

bildung des grammatischen Sinnes. Die Grammatik ist von Seiten der Wissenschaft die erste, notwendige Zucht des jugendlichen Geistes; sie ist zugleich, als Wissenschaft von dem edelsten menschlichen Kleinod, der Sprache, ein Strom geistigen Lebens, der das Denken bis zu seiner höchsten Ausbildung begleitet. Ihre Gesetze werden an einer Fremdsprache leichter erkannt als an der Muttersprache; die stete Übung im richtigen Ausdruck kommt beiden zu statten. Gegenüber den neueren Fremdsprachen haben die beiden klassischen Sprachen den Vorzug reicherer und feinerer Ausbildung sowohl der Wortformen wie des Satzbaues; zugleich sind sie die Grundlagen, aus denen jene zum grofsen Teil hervorgegangen sind. Wer sich am Lateinischen geübt hat, wird Französisch und Englisch leichter lernen, als wer ohne solche Vorkenntnis daran geht. Die feinere Ausbildung des Lateinischen ist vielfach vom Griechischen beeinflufst worden; die Römer sind, als sie sich zu wissenschaftlichem Denken erhoben, Schüler der Griechen geworden, und dies lag ihnen nahe, weil beide Sprachen in ursprünglicher Verwandtschaft mit einander stehen. Beide klassische Sprachen neben einander zu lernen ist also durch ihren Zusammenhang nahe gelegt. Aus dem Griechischen aber sind viele wissenschaftliche Ausdrücke auch in die neueren Sprachen, die deutsche mit eingeschlossen, übergegangen, und stammverwandte Wortbildungen bestätigen auch sonst die innere Gemeinschaft der alten und der neueren Sprachen. Es ist also nichts Fremdartiges herangezogen, wenn man die alten Sprachen zu Grunde legt; nur ist der Kreis des Lernens erweitert, und es droht dabei die Gefahr, dafs bei der darauf zu verwendenden Mühe der Inhalt, zu welchem die sprachlichen Formen hinführen sollen, zu kurz komme. Diese Gefahr zeigt sich namentlich bei den stilistischen Übungen, die doch notwendig sind, sobald man die Grundzüge der Grammatik sich angeeignet hat. Diese Übungen führen in die eigentümlichen Vorzüge der klassischen Sprachen ein und schärfen zugleich den Sinn für richtigen Gebrauch der Muttersprache, die den künstlichen Periodenbau nicht in gleichem Mafse verträgt, sonst aber sich vielfach dem klassischen Sprachgeist anschliefst. Werden sie mit übergrofsem Eifer betrieben, was früher oft geschah, so tritt die erwähnte Gefahr ein, aber schon das stets daneben betriebene Lesen der so inhaltreichen klassischen Schriftwerke wirkt ihr entgegen, und noch kräftiger die ganze Richtung, welche die klassische Philologie seit Böckh genommen hat: es kommt ihr auf die geschichtliche Erkenntnis des gesamten klassischen Altertums an, nicht blofs auf die Sprachen. Allerdings ist solche Erkenntnis ohne die Sprachen nicht möglich, und weise Anordnung des Sprachunterrichts bleibt eine wesentliche Aufgabe der Didaktik. Die Sprachen sollen zur Sach-Erkenntnis hinführen und sind zugleich an sich selbst wertvoll. Die Sach-Erkenntnis aber wird hauptsächlich vermittelt

durch die Schriftwerke der Litteratur, auf deren Behandlung im humanistischen Unterricht wir nun eingehen.

II. Die Beschäftigung mit den klassischen Schriftwerken bildet den ästhetischen Sinn. Wollte man sie nur in Übersetzungen kennen lernen, so würden diese naturgemäfs hinter die Originale der neueren Litteratur zurücktreten; das Fremdartige in ihnen würde nur als Unvollkommenheit erscheinen. Das richtige Verständnis ergiebt sich erst, wenn man sie in der Ursprache liest. Zwar versucht man beim Lesen fort und fort sie zu übersetzen; aber dabei wird man inne, dafs das Beste und Eigentümlichste sich nicht übersetzen läfst. Diese Versuche dienen nur dazu, allmählich zu einem unmittelbaren Verständnis zu gelangen, dafs man sie ähnlich wie Werke der Muttersprache lese. Zu diesem Ziele kann der Unterricht des Gymnasiums nur annähernd hinführen, am meisten bei den homerischen Gedichten, denen um ihrer Vortrefflichkeit willen ein mehrjähriges Studium gewidmet wird. Bedienen unsere Schüler sich gern der Übersetzungen zur Vorbereitung, so kann man ihnen das bei schwierigeren Schriftstellern so sehr nicht verdenken, denn auch der Philologe greift zur Übersetzung, wo der Sinn der Worte ihm nicht klar werden will; aber durch geeignete Anleitung sollen sie davon losgemacht werden: der einsichtige Lehrer wird schwerere Stellen gern vorübersetzen, ehe er den Schülern aufgiebt, sich damit zu beschäftigen; andererseits gewinnen die Schüler durch unvorbereitetes Übersetzen leichterer Stellen an Selbstvertrauen. Das Mafs der Lektüre kann, seitdem Übersetzungen und Schülerkommentare grofse Verbreitung gefunden haben, gern etwas erhöht werden; nur lese man nicht viele Schriftsteller neben einander und gebe den Schülern ganze Werke, nicht zurechtgeschnittene Auswahl in die Hände. Es ist etwas Schönes um den „Durchblick" durch ein längeres Werk, welches nicht vollständig gelesen werden kann, wie die Aeneis; aber der Blick auf das Ganze gehört dazu. Die Auswahl ist Sache des Lehrers; sein lebendiges Wort mufs den Plan des Werkes darlegen und die hervorragenden Einzelheiten in ihrer Bedeutung würdigen: dann wird die Erkenntnis des wertvollen Inhalts, der durchgebildeten Kunstform, der sprachlichen Schönheit in Gemütern, die überhaupt dafür empfänglich sind, gedeihlich wachsen.

Voran stehen die Dichter, in deren Werken die kräftigste Quelle der Begeisterung für das Edle und Schöne fliefst. Sie regen Verstand und Phantasie in schönem Gleichmafs an; sie wenden sich auch an das sittliche Gefühl und befriedigen das Verlangen nach innerer Harmonie. Ergreifender Inhalt tritt in rhythmisch gehobener Sprache dem Leser entgegen; es ist eine ideale Kunst, gleich weit entfernt von blofser Nachbildung des Wirklichen wie von phantastischer Romantik. An der homerischen

Heldenwelt reift das Verständnis für Handeln und Empfinden späterer Zeiten; Tyrtaeos und Solon nähren das edle Gefühl der Vaterlandsliebe; Sophokles zeigt, wie in einem frommen Gemüte die durch Schuld und Schicksal hervorgerufenen Konflikte sich lösen; Vergil und Horaz spiegeln den Geist griechischer Dichtung in römischen Verhältnissen wieder. Es sind nur wenige Dichter, mit denen das Gymnasium seine Zöglinge vertraut machen kann, aber sie bieten reiche Schätze der Lebensweisheit und Erhebung über das Alltägliche dar, trefflich sich anschliefsend an die deutschen Dichter, welche zuerst den Sinn des Knaben erwecken. An ihnen bildet sich auch das Verständnis für die Meisterwerke der bildenden Kunst; wer seinen Homer kennt, dem erscheinen die Bilder von Zeus, Apollon, Hermes in hellerem Lichte, und die bei den Dichtern gewonnene Kenntnis der Mythologie, jener wunderbar verklärten Götter- und Menschengeschichte, hilft zum Verständnis der Parthenonreste wie der Laokoongruppe. Haben in neuerer Zeit Dichtung und bildende Kunst sich noch reicher entwickelt, so bleiben doch die Werke des Altertums Vorbilder unvergänglicher Schönheit; die humanistische Bildung sorgt dafür, dafs ihre Wirkung der Nachwelt erhalten bleibe.

Den Dichtern nahe im kunstvollen Gebrauch der Sprache und in der Erregung des Gemütes stehen die Redner, aber sie führen nicht in die Welt des Schönen ein, sondern in rauhe Wirklichkeit, in den Streit vergangener Tage, der in ihrer Darstellung Leben und Bedeutung behält. Demosthenes' strafende und erhebende Worte an seine Mitbürger veranschaulichen den Kampf, der für Griechenland verhängnisvoll wurde, und erwecken noch heute die Liebe zu Freiheit und Vaterland. Ciceros Reden veranschaulichen die Gefahr des Umsturzes, der in einem hochentwickelten Staate das Gemeinwohl bedroht, und eröffnen das Verständnis für politische Parteikämpfe, aber sie schildern auch römische Thaten in glänzenden Farben und weisen mit Nachdruck auf altrömische Sittenstrenge hin. Die Teilnahme des Lesers richtet sich zunächst auf den Inhalt der Reden; zugleich aber macht auch die Form starken Eindruck, die mächtig dahinrollende Sprache, die Lebhaftigkeit des Ausdrucks, die Steigerung von ruhig anhebender Einleitung bis zum effektvollen Schlufs. Der humanistische Unterricht wird nicht versäumen, auf manche Kunstmittel der bei den Alten so reich ausgebildeten Rhetorik aufmerksam zu machen und die Ursachen der rhetorischen Wirkung zu erklären; das kann geschehen, ohne die Rede bis ins einzelne zu zerpflücken. Wer im späteren Berufsleben Anlafs hat, die Redekunst zu gebrauchen, thut wohl daran, bei den Alten in die Schule zu gehen. Es kommt nicht auf ängstliches Einlernen der antiken Kunstmittel an, wohl aber auf lebendige Kenntnis einiger hervorragender Reden, wie sie der humanistische Unterricht ohne besondere Mühe gewähren kann. Die

Redner neuerer Zeit binden sich nicht mehr so streng an die von den Alten ausgeprägte Kunstform, aber sie liegt aller rhetorischen Überlieferung zu Grunde, und wer sie an der Quelle kennen gelernt hat, wird seine Rede wirkungsvoller gestalten können, als wer nur einigen neueren Mustern folgt.

III. Die klassische Litteratur bildet den historischen Sinn, die Fähigkeit, sich in vergangene Zeiten hineinzudenken. Zwar führt der Geschichtsunterricht in den Gang und Zusammenhang der Ereignisse ein und öffnet zuerst das Verständnis für ferne Jahrhunderte; aber sich einzuleben in diese fernen Zeiten, mit den Männern, die damals wirkten, vertraut zu werden, die Zustände sich im einzelnen vorzustellen, wird erst möglich durch das Lesen der damals entstandenen Schriften, vor allem der Geschichtswerke. Sie treten ergänzend zu den Werken der Dichter und Redner hinzu, die auch schon Bilder ihrer Zeit geben. Und jene fernen Zeiten erscheinen uns in den klassischen Darstellungen der antiken Geschichtschreiber gar nicht so fern; wir verstehen sie leichter als das in unvollkommenen Schriften überlieferte Mittelalter. Staatliches, wirtschaftliches, gesellschaftliches Leben tritt uns in klar ausgebildeten, wenn auch öfters fremdartigen Formen entgegen; vieles erscheint einfacher als in jetzigen Zeiten; um so leichter erkennen wir Tugenden und Fehler, Erfolge und Mifslingen und wenden solche Erkenntnis auf die neueren Zeiten an. Die Gabe, aus erhaltenen Bruchstücken die Bedeutung dessen zu erkennen, was die Ungunst der Überlieferung uns mifsgönnt oder nur halb gegönnt hat, liegt der Jugend ferner, doch wird auch sie mit Nutzen angeregt, wenn aus den Schriftstellen die vorbereitende Kenntnis, z. B. des Perikleischen Zeitalters, gewonnen ist. Jene ganze Kultur gehört der vorchristlichen Zeit an; das nötigt den Betrachtenden, einen hohen, umfassenden Standpunkt zu nehmen. Je weiter er eindringt, desto reicher erscheint ihm die Vergangenheit; er gewinnt Verständnis für das, was auf die Nachwelt eingewirkt hat; ihm offenbart sich allmählich der Gang der Geschichte, wie der Eintritt des Christentums sich vorbereitete, wie das Altertum für die christliche Zeit ein wertvolles, leider oft mifshandeltes Erbe wurde, wie es endlich den Aufschwung neuerer Zeiten herbeiführen half.

Die antiken Geschichtschreiber haben aber auch noch individuelle Bedeutung, weil sie in ausgeprägter Verschiedenheit neben einander stehen als Vorbilder der historischen Auffassung und Darstellung. Zur Einführung in die lebenskräftige, thatenfrohe Griechenwelt dient Xenophons anschauliche Schilderung eines Kriegszuges, der als bedeutende That vor vielen anderen hervorragt, sie ist ein Muster des einfachen historischen Berichts. Herodot bietet das erste universalhistorische Werk dar, Thukydides das Muster kritischer und politisch belehrender Geschicht-

schreibung, Livius die farbenreiche Darstellung einer aus kleinen Anfängen hervorgehenden Weltmacht. Cäsar, dessen einfach klare Erzählung besondere erziehliche Kraft für das Knabenalter hat, wird, wenn man später ihn wieder liest, als hohes Muster für die Darstellung des Selbsterlebten erkannt. Am Ende der antiken Kultur, soweit sie für das Gymnasium zu näherer Betrachtung gelangt, steht Tacitus, der ernste Sittenrichter, der die Warnung der Geschichte für Zeiten der Verderbnis am eindringlichsten ausspricht und zugleich das jugendfrische Volk der Germanen anschaulich schildert: ein Gegenbild zu Homer, der am Anfang steht; nicht leichtflüssig zu lesen wie jener, sondern gedankenschwer. Er bedarf nächst Thukydides ganz besonders der Erklärung, die nur der humanistische Unterricht bieten kann; doch ist auch bei ihm wünschenswert, dafs gröfsere Abschnitte mit geeigneten Hilfsmitteln etwas schneller gelesen werden, damit zusammenfassende Besprechung des Inhalts das Lehrreiche besonders hervorheben könne. Die Geschichtschreiber müssen der Jugend in gröfserem Umfange bekannt werden, wenn sie die Fülle des Altertums einigermafsen überschauen soll.

IV. Die Beschäftigung mit klassischer Litteratur und Geschichte erweckt auch den philosophischen Sinn. Im Altertum haben die Einzelwissenschaften sich allmählich herausgebildet aus dem Stamme der allgemeinen Wissenschaft, der Philosophie; diese hat aber zugleich ihr eigenes Gedankenreich festgehalten und eine Wechselwirkung mit jenen ins Leben gerufen, die auch heute noch notwendig ist. Alle Wissenschaften wollen mit philosophischem Geiste erfafst sein. Scheinbar besteht eine Feindschaft zwischen dem sogenannten exakten, naturwissenschaftlichen Denken und der auf die allgemeinen Begriffe gerichteten Philosophie; in Wahrheit müssen Induktion und Deduktion immer einander ergänzen und die durch Abstraktion gewonnenen Begriffe sich stets an der Beobachtung des Einzelnen bewähren. Jener Vorwurf, dafs der Sprachunterricht leicht zu einer Wortweisheit führe, die sich mit unklaren allgemeinen Begriffen begnüge, wird am sichersten vermieden, wenn der Sprachunterricht die Sachen, von denen die Rede ist, scharf ins Auge fafst und aus ihnen die allgemeinen Ideen ableitet. Doch werden lange Auseinandersetzungen dabei nicht zweckmäfsig sein; die Begriffsbildung vollzieht sich vielfach von selbst bei der logischen Ordnung des Stoffes, welche der Unterricht jedenfalls zu leisten hat.

Zur speziellen Einführung in die antike Philosophie bieten sich die sokratischen Schriften Xenophons und Platons dar. Das Bild des edlen Weisen, der unablässig auf klare Begriffsbildung drang und das Scheinwissen der Sophisten bekämpfte, ist ein Kleinod der humanistischen Bildung, vorbereitend für das Verständnis des Christentums und der neueren Philosophie, die auch den Kampf gegen die Sophisten immer wieder auszufechten hat.

Platons Protagoras stellt in anschaulichster Weise die dialektische Kunst des Sokrates einer noch sehr wohlmeinenden Sophistik gegenüber; tiefer greifend erweist der Gorgias die Nichtigkeit der sophistischen Redekunst und vernichtet die unsittliche Lehre von der freien Entwickelung aller Kräfte und Begierden durch die Darstellung des philosophischen, auf Sophrosyne gegründeten Lebensideals. Und wem dürften die Apologie und der Phädon unbekannt bleiben, wenn auch bei letzterem auf das Eindringen in die dialektischen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele verzichtet werden mufs. In Ciceros Schriften treten dem Primaner die Leistungen der späteren griechischen Philosophen in ansprechendem Gewande entgegen, erläutert durch Beispiele aus dem römischen Leben. Da zeigt sich als Ergebnis der griechisch-römischen Kultur eine sittliche Lebensweisheit, die zwar noch heidnische Mängel an sich trägt, im ganzen aber von einem edlen Idealismus durchdrungen ist, der das Materielle als Stoff und Werkzeug für den auf das Bleibende und Ewige gerichteten Geist ansieht: es ist dieselbe ideale Gesinnung, die auch aus den grofsen Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern des Altertums spricht. Auf Aristoteles, den gröfsten griechischen Philosophen, kann das Gymnasium nur hinweisen. Die Hauptlehren seiner Logik, Poetik, Politik kommen im deutschen und geschichtlichen Unterricht zur Anwendung; seine Schriften selbst zu lesen bleibt späteren Studien vorbehalten, wie ja auch sonst der humanistische Unterricht über sich selbst hinausweist auf selbstgewählte freie Beschäftigung mit dem Altertum.

An diesen Punkt heftet sich wiederum der Tadel der Gegner und meint, solche freie Beschäftigung komme selten zu stande, die klassischen Studien trügen bei denen, welche nicht durch ihren Beruf auf sie hingewiesen werden, wenig Früchte; allenfalls gäben sie eine formale Schulung des Geistes, die auch durch andere Mittel erreicht werden könne. Wäre das richtig, so hätte das Gymnasium sich nicht so lange gegen vielfache Anfechtung behauptet. Aber noch lebt in weiten Kreisen die Überzeugung, dafs in den klassischen Schriften ein unversiegbarer Quell der Begeisterung für das Hohe und Schöne lebendig ist, und dafs es von der gröfsten Wichtigkeit ist, diesen Quell unvermindert in die hauptsächlich dem Nutzen zugewandten Bestrebungen des Zeitgeistes hineinzuleiten. Und es handelt sich nicht nur um das Lesen jener Schriften, sondern um ihre geistige Aneignung, um die Erweckung zur Selbstthätigkeit, die ein geeigneter Unterricht daran zu knüpfen versteht. Wenn mancher Beamte, der einst das Gymnasium besucht hat, sich später wenig mehr um die alten Klassiker kümmert, so sind ihm doch, falls er nicht ganz stumpfen Geistes ist, Erinnerungen an Homer und Horaz geblieben, und vielleicht greift er doch in der Stille bisweilen zu diesen Dichtern, um sich aus der Alltäglichkeit in die ihm einst

eröffnete Idealwelt zu versetzen. Und wenn die Kunde von neuen Funden, die unsere Kenntnis des Altertums bereichern, sich verbreitet, so nimmt jeder, der das Gymnasium besucht hat, Anteil daran mit dem Gefühl, dafs jene Zeit uns immer noch Wertvolles und Überraschendes bietet. Aber gesetzt auch, dafs solche Wiedererinnerung und Teilnahme nur als unvollkommene Früchte gelten können, wer möchte behaupten, dafs die Denkweise der vielen, die nur das Mittelgut in der Geisteswelt vertreten, die richtige sei? Das Gymnasium soll denen, welche die Kraft in sich tragen, später geistige Führer der Nation in leitenden Stellen zu werden, eine wissenschaftlich umfassende Vorbildung geben, den minder Begabten wenigstens einen Anteil daran und ein Verständnis dafür. In welchem Mafse der ausgestreute Same aufgeht, hängt von mancherlei Einflüssen ab; gewifs aber ist, dafs die ihn auszustreuen berufenen Lehrer an sich selbst strenge Forderungen stellen und von jener Begeisterung, welche die klassischen Schriften erwecken, selbst erfüllt sein müssen, um nicht dem Mechanismus zu verfallen, den die äufsere Regelmäfsigkeit des Schulbetriebes leicht herbeiführen kann. Es ist schwer, die Lesung der klassischen Schriften in wünschenswertem Umfange so zu betreiben, dafs die Selbstthätigkeit der Schüler immer rege bleibe; es ist verdriefslich, wenn ihre grammatische Unkenntnis den höheren Aufschwung hemmt, welchen die Erklärung der Klassiker gern geben möchte; es ist niederschlagend, wenn die schriftlichen Arbeiten, die von den Ergebnissen des Unterrichts Zeugnis geben sollen, ungeschickt und gedankenlos bleiben: aber alle diese Mifsstände berühren das humanistische Ideal nicht, und sie können durch geeignete Mafsregeln beseitigt oder wenigstens gemildert werden. Ihnen gegenüber steht der wohlthuende Dank solcher Schüler, die sich wahrhaft gefördert fühlen durch das, was das Gymnasium ihnen gab. Und so können wir diese Betrachtung schliefsen mit den Schlufsworten Böckhs in der Eingangs angeführten Rede: „Haben diese Studien weit schlimmere Zeiten, haben sie die Völkerwanderung und dar ganze Mittelalter, haben sie den dreifsigjährigen Krieg überdauert' in welchem fast gänzlich erloschen sie dennoch bald wieder zu schöner Blüte erstanden sind, so werden sie auch die Zeit des neuesten Wirren überdauern, denen selber sie, zumal für das zerrissene deutsche Vaterland, ein heilsames Gegenmittel in der leider zu oft überhörten politischen Weisheit des Altertums bieten können.“ Jetzt ist Deutschland geeinigt und mächtig vorwärts gekommen, die Altertumsstudien haben sich seit Böckh glänzend entwickelt: sollte dem Gymnasium ein unheilbarer Rückgang beschieden sein?

Wiesbaden. Max Hoffmann.

Die Konzentration des Unterrichts und ihre Grenzen.

Zu denjenigen Lehren, die nicht nur allgemein anerkannt sind, sondern die schon der Seminarkandidat sozusagen mit der pädagogischen Muttermilch in sich aufnimmt, gehören zweifellos auch die beiden innig mit einander zusammenhängenden Grundsätze, dafs eine Zersplitterung des Unterrichts einer Klasse unter zu viele Lehrer vom Übel sei, und dafs ferner der Ordinarius soviel Unterricht als nur thunlich in seiner Ordinariatsklasse erhalten solle. Sowohl die „letztverflossenen" Lehrpläne als die unlängst veröffentlichten allerneuesten „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preufsen" weisen mit vollem Recht ganz ausdrücklich auf die Notwendigkeit hin, im Interesse einer methodischen inneren Verknüpfung verwandter Lehrfächer unter einander wenigstens auf den unteren und mittleren Stufen in jeder Klasse die sprachlich-geschichtlichen Fächer einerseits und die mathematisch-naturwissenschaftlichen andererseits möglichst in eine Hand zu legen (S. 74, 6, e); sie betonen ferner (S. 75, drittletzter und vorletzter Absatz), dafs die Erreichung des Zieles der Erziehung von der Stärkung des Einflusses und der gesamten Wirksamkeit des Klassenlehrers gegenüber dem Fachlehrer, besonders in den unteren und mittleren Klassen, abhänge. Die Zersplitterung des Unterrichts auf diesen Stufen unter zu viele Lehrer wird ebenso wie deren häufiger Wechsel mit Recht als ein Hindernis für jede nachhaltige erziehliche Einwirkung bezeichnet, und es wird den Provinzial-Schulkollegien zur Pflicht gemacht, bei Genehmigung der für die einzelnen Anstalten alljährlich einzureichenden Lehrpläne streng darauf zu achten, dafs der für ein Ordinariat vorgeschlagene Lehrer sich auch dazu eigne und dafs er in dem nach seiner Lehrbefähigung oder praktischen Bewährung möglichen Umfange in seiner Ordinariatsklasse Beschäftigung finde.

Damit wird jeder praktische Schulmann vollkommen übereinstimmen. Welchen Wert ich persönlich gerade auf die innere Verknüpfung der einzelnen Lehrfächer lege, habe ich bereits im Jahrgang 1890 dieser Zeitschrift (S. 657 — 674) in dem Aufsatz „Zur Konzentration bei der Ovidlektüre" ausgeführt.

Bei genauer Beobachtung der oben genannten Vorschriften könnte im Gymnasium ein Altphilologe, der auch im Deutschen und in der Geschichte die facultas docendi besitzt, z. B. in einer Tertia 19 Stunden wöchentlich (2 Deutsch, 8 Latein, 6 Griechisch, 3 Geschichte und Erdkunde), in einer Sekunda oder Prima ebenfalls 19 Stunden (7 Latein, 6 Griechisch, 3 Deutsch, 3 Geschichte und Erdkunde) erhalten. Ja, ein Altphilologe, der zugleich auch noch die Lehrbefähigung im Französischen für Mittelklassen besäfse, könnte in einer Mittelklasse noch 2—3 Stunden mehr bekommen, also 21—22 Stunden.

Ähnlich steht es im Realgymnasium und in der Oberrealschule bei den Neuphilologen. Weit geringer dagegen ist die Stundenzahl, bis zu der ein Mathematiker in derselben Klasse verwandt werden kann: denn er kann im Gymnasium höchstens 6 Stunden (4, in Tertia 3, Mathematik und 2 Naturbeschreibung bezw. Physik) in einer Klasse erhalten; nur, wenn er auch die facultas docendi in der Erdkunde besitzt, könnte er in den Klassen VI—IV auf 8 Stunden kommen. In den Realanstalten kommen einige Stunden mehr in derselben Klasse für die Mathematiker heraus, immerhin aber nicht entfernt eine solche Stundenzahl wie bei den Philologen. (Die folgenden Bemerkungen beziehen sich deshalb in erster Linie auf die philologischen Lehrer.)

Aber alles Menschliche hat seine Grenzen; und die Grenzen der Möglichkeit der so dringend wünschenswerten Konzentration des Unterrichts in den Händen möglichst weniger Lehrer sind in den oben gesperrt gedruckten Worten der ministeriellen Bestimmungen klar und deutlich angegeben.

Denn erstens würde es zweifellos nicht im Interesse der Schule liegen, wollte man lediglich dem Prinzip der Konzentration des Unterrichts zuliebe Lehrer zwingen, Unterricht in Fächern zu erteilen, für die sie keine Lehrbefähigung haben: sie würden solchen Unterricht in den meisten Fällen nur als eine Last empfinden und mit Unlust erteilen, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe. Pflegt doch jeder Lehrer gerade für die Fächer, zu denen ihn eine besondere Neigung hinzieht, sich die Lehrbefähigung zu erwerben. Es würde aber ferner meist der Mangel der Lehrbefähigung an sich schon ein solches Hindernis für ein gedeihliches Unterrichten bilden, dafs man besser thun würde, den betr. Herrn nicht in die Notwendigkeit zu versetzen, einen Unterricht zu erteilen, zu dem ihm die wissenschaftliche Vorbildung und Grundlage mangelt. Mit vollem Rechte weisen also die ministeriellen Bestimmungen ein solches Verfahren zurück.

Mindestens ebensosehr zu beachten aber ist der zweite in den ministeriellen Bestimmungen erwähnte Umstand, die praktische Bewährung. Es kann jemand ein sehr gediegener Gelehrter sein und doch ein recht schlechter Lehrer, weil es ihm an praktischem Lehrgeschick mangelt oder weil er keine Disziplin halten kann: sind doch die Beispiele durchaus nicht selten, dafs Lehrer, denen es gar nicht gelingen wollte, an höheren Schulen mit Erfolg zu wirken, nachher sehr tüchtige und allgemein angesehene Universitätsprofessoren geworden sind. Meiner Überzeugung nach würde es nun geradezu ein Unrecht gegen eine Klasse sein, wenn man lediglich, um dem Buchstaben des Konzentrationsprinzips zu genügen, einen grofsen oder gar den überwiegenden Teil der wissenschaftlichen Lehrstunden einer Klasse in der Hand eines Lehrers vereinigte, der

1) entweder nicht das genügende Lehrgeschick besitzt,
2) oder es mit seiner Berufsaufgabe nicht ernst und gewissenhaft genug nimmt,
3) oder zu langweilig ist,
4) oder keine Disziplin halten kann.

(Die Fälle sub 3) u. 4) werden übrigens meistens mit denen sub 1) zusammenfallen.) Was soll z. B. aus einer Tertia werden, in welcher Deutsch, Lateinisch, Griechisch und Geschichte in der Hand eines Lehrers liegen, der zwar die schönste facultas docendi in diesen Fächern besitzt, aber es nicht versteht, den Schülern den Lehrstoff klar und anschaulich vorzutragen und gründlich einzuprägen? Oder nehmen wir gar eine Oberklasse, z. B. eine Prima, und setzen wir den Fall, ein zwar mit der Lehrbefähigung für die betr. Fächer ausgerüsteter, aber sterbenslangweiliger Lehrer solle in dieser Deutsch, Lateinisch und Griechisch unterrichten: müfste nicht durch eine solche Überfülle von langweiligen Stunden selbst den besseren Schülern der Geschmack an ihren Gymnasialstudien, speziell an der deutschen und der klassischen Litteratur, recht gründlich verdorben werden? Denn Langweiligkeit ist bekanntlich eine Todsünde im Schulleben, weil sie das Interesse der Schüler ertötet, auf dessen Erweckung und Belebung jedes Gedeihen des Unterrichts beruht. Noch schlimmer ist es in dem sub 4) erwähnten Falle: denn jedermann weifs, dafs der Unterricht eines Lehrers, der keine Autorität besitzt und seine Klasse nicht in Zucht halten kann, niemals erfolgreich ist.

Liegen also derartige Fälle vor, dafs es geradezu als eine nicht leicht wieder gut zu machende Schädigung für eine Klasse angesehen werden müfste, wenn man den überwiegenden Teil des Unterrichts in die Hand eines aus den oben genannten Gründen dazu ungeeigneten Lehrers legen wollte, dann würde es meines Erachtens grundverkehrt sein, nun doch dem Buchstaben zuliebe an dem Prinzip der Konzentration festzuhalten. Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Und den Geist der ministeriellen Bestimmungen glauben wir richtig zu erfassen, wenn wir die Worte: „in dem nach seiner . . . praktischen Bewährung möglichen Umfange“ so verstehen, dafs wir daraus den Schlufs ziehen: es ist besser, die schädlichen Wirkungen des Unterrichts eines nicht bewährten Lehrers auf möglichst viele Klassen zu verteilen, damit keine derselben allzusehr geschädigt wird, als **einen** Jahrgang der Gefahr auszusetzen, für eine ganze Reihe von Lehrfächern in Grund und Boden verdorben zu werden.

Aber noch andere Umstände können dazu zwingen, das Konzentrationsprinzip im einzelnen konkreten Falle hintanzusetzen. Hat z. B. ein Lehrer eine schwächliche Gesundheit, so würde es als ein Unrecht gegen ihn anzusehen sein, wollte man ihm den gröfsten Teil seiner Lehrstunden in einer sehr starken oder gar

überfüllten Klasse ansetzen, in welcher man ihm das eine oder andere Fach übertragen mufs, weil die Verhältnisse (die Lehrbefähigung u. a.) es so fordern. Vielmehr lassen Billigkeitsrücksichten es in einem solchen Falle angezeigt erscheinen, ihm in einer derartigen vollen Klasse nur den Unterricht zu übertragen, für welchen keine andere Lehrkraft zur Verfügung steht, dagegen ihn mit möglichst vielen Lehrstunden in Klassen von geringerer Frequenz zu verwenden.

Die gleichen Gründe wie oben S. 13 sub 1—4 können auch trotz der Überzeugung, dafs ein öfterer Wechsel in der Person des Lehrers durchaus vom Übel sei, dazu zwingen, einen Lehrer nicht mit seiner Klasse aufrücken zu lassen: denn so nützlich es für eine Klasse ist, wenn sie mehrere Jahre hintereinander von einem tüchtigen Lehrer unterrichtet wird, ebenso schädlich würde es für sie sein, wenn man sie mehrere Jahre hintereinander einem minder qualifizierten Lehrer preisgeben wollte; das hiefse sich geradezu an dem betr. Jahrgang versündigen.

Im Schulleben hängt eben alles von der Persönlichkeit des Lehrers ab. Deshalb würde eine schablonenhafte Beobachtung selbst an sich durchaus richtiger Grundsätze ohne Berücksichtigung der in den konkreten Einzelfällen in Betracht kommenden, durch die Persönlichkeit des Lehrers bedingten Umstände nur der Schule selbst zum Schaden gereichen und, wie wir im Vorstehenden erwiesen zu haben glauben, dem Geist der ministeriellen Bestimmungen direkt widersprechen.

Höchst a. Main. Adolf Lange.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Biblisches Lesebuch für evangelische Schulen. Amtliche Ausgabe. Stuttgart 1901, Privilegierte Württembergische Bibelanstalt. 824 S. 8. geb. 1,50 *M.*

Wir besitzen[1]) bereits eine Anzahl biblischer Lesebücher (Völcker-Strack, das der Bremer Bibelgesellschaft, Schäfer-Krebs); in dem vorliegenden Buche hat nun zum ersten Male einer der evangelischen Staaten Deutschlands die wichtige und dankenswerte Aufgabe unternommen, ein solches Buch für seine Schulen herstellen zu lassen. Demselben ist 1898 eine Probeausgabe vorausgegangen unter dem Titel: „Biblisches Lesebuch für die evangelischen Schulen Württembergs"; zugleich erschien ein Begleitwort von vier Seiten.

Den ersten Anstofs zu dem Unternehmen gab nach diesem Begleitwort ein Beschlufs der 5. Landessynode 1894, „die Oberkirchenbehörde zu bitten, darauf hinzuwirken, dafs ein Bibellesebuch . . . zum Gebrauch in den evangelischen Schulen des Landes hergestellt werde". Die Oberkirchenbehörde stimmte diesem Beschlufs zu und bildete nach Einholung der Ermächtigung des Ministeriums eine aus Vertretern der Kirche und Schule bestehende Kommission, welche „Vorschläge über die Herstellung eines Biblischen Lesebuchs zu machen habe, das eine den Bedürfnissen der religiösen Unterweisung der Jugend entsprechende Zusammenstellung des nötigen und ausreichenden Bibelstoffs enthalte". Die Kommission wurde, was den Umfang des Buchs betraf, von zwei Gedanken geleitet. „Einmal sollte das Buch in der Auswahl des Stoffes sich auf das für den religiösen Schulunterricht Nötige und Ausreichende beschränken, um einen fühlbaren und bemerklichen Unterschied zwischen Biblischem Lesebuch und Vollbibel heraustreten zu lassen. Sodann sollte es aber doch alles enthalten, was dem Unterricht seitens der Lehrer und

---

[1]) Zur Frage der biblischen Lesebücher vergleiche man meine Aufsätze und Besprechungen in dieser Zeitschrift 1894 S. 455 ff.; 1895 S. 385 ff.; 1897 S. 724; 1899 S. 94 f.; 1901 S. 28 ff.; ferner Zeitfragen des christlichen Volkslebens (Stuttgart, Belser) Heft 126 = Programm des evang. Gymnasiums in Glogau 1892.

Geistlichen, den Bedürfnissen des Unterrichts in der Volksschule und in den höheren Lehranstalten zu entsprechen vermöchte. Dem Antrage, dafs das Neue Testament vollständig aufgenommen werde, vermochte die Kommission nicht zu entsprechen". „In unserm Lesebuch", fährt die Kommission in dem Begleitwort der Probeausgabe fort, „ist jedes kanonische Buch aufgenommen, mit Ausnahme des 1. Chronikabuchs und des Buches Esther. [In der Ausgabe von 1901 ist auch der 2. und 3. Brief des Johannes weggelassen.] ..... Der Text des von der Schule gebrauchten Lesebuchs sollte von dem Text der in der Kirche und im Hause benutzten Bibel nicht mehr als unumgänglich nötig abweichen.... Die Kommission entschied sich für den Druck nicht in Spalten, sondern in durchlaufenden Linien. Diese gestatten auch den stichischen Druck der dichterischen Stellen und Bücher, was grade für den Schulzweck nicht unwesentlich erschien. ... Die Württembergische Bibelanstalt hat in der dankenswertesten Weise den Verlag unsres Buches übernommen. ... Die Probeausgabe hat den Zweck, zur Äufserung sachverständigen Urteils Veranlassung zu geben. Die Kommission wird einlaufende Äufserungen, die wir bis zum 10. Oktober 1898 an das evangelische Konsistorium in Stuttgart einzusenden bitten, gewissenhafter Prüfung unterziehen".

Was nun die vorliegende endgiltige Ausgabe anbetrifft, die eine vollständige Umarbeitung der Probeausgabe darstellt, so sei von vornherein bemerkt, dafs das Buch, das von den früheren am meisten dem Bremer Lesebuch gleicht, in jeder Hinsicht einen sehr günstigen Eindruck macht. Wenn im Folgenden einzelnes bemängelt wird, so soll das lobende Gesamturteil dadurch nicht umgestofsen werden.

Besprochen worden ist das Buch inzwischen von Wilhelm Fries in den Lehrproben Heft 68 S. 112, und dieser erhebt vor allem „gegen den übermäfsigen Umfang ernste Bedenken". Das Buch umfafst 824 Seiten gegen 770 des Bremer Lesebuchs, 593 von Völcker, 506 von Schäfer. Doch ist zu berücksichtigen, dafs die Seiten nur 40 Zeilen enthalten gegen 47 bei Völcker und der Druck viel weitläufiger ist. Ferner sind, wie schon erwähnt, alle poetischen Stellen und Bücher in abgesetzten Zeilen gedruckt. Der Unterschied gegenüber dem in Preufsen zugelassenen Buch von Völcker ist also nicht so bedeutend, wie es zuerst scheint. Auch ist es nicht gut, ein solches Buch zu kurz zu machen, weil die Ansprüche, die man daran im Unterricht stellt, doch sehr verschieden sind und es immer übel ist, wenn sich einmal eine gesuchte Stelle nicht auffinden läfst. Es kommt da auf einige Seiten mehr wirklich nicht so viel an. Das gilt wie bei jeder Auswahl, etwa aus Herodot oder Livius, so auch hier. Die Verdrängung der Vollbibel, die man von Seiten eines etwas umfangreicheren Lesebuchs immer fürchtet, kann ja von den Kirchen-

und Schulbehörden dadurch leicht verhindert werden, dafs dieselben genau vorschreiben, von welchen Klassen ab die Vollbibel verwendet werden mufs. Übrigens machen die oben wiedergegebenen Worte des Begleitworts den Eindruck, als ob in Württemberg in allen Klassen der Schulen wie beim Konfirmandenunterricht nur das Lesebuch verwendet werden und der Vollbibel als ihr Gebiet nur Kirche und Haus verbleiben solle.

Weggelassen sind von den kanonischen Büchern 1. Chronika, Esther, 2. und 3. Johannesbrief. Sicher hätten noch mehrere wegfallen können, so einige Propheten, von deren Inhalt auch der erwachsene Christ nichts zu wissen pflegt, und der Brief Judä. Sehr viel weniger hätte aus Prediger, Sprüchen, den Propheten geboten werden können, doch habe ich schon oben bemerkt, dafs auf etwas mehr hier so viel nicht ankommt. Die geschichtlichen Bücher sind mit Recht nur wenig gekürzt worden. Denn es ist zu bedenken, dafs man zu diesen nach der U III, in der doch jedenfalls das Biblische Lesebuch gebraucht wird, nur noch in ganz vereinzelten Fällen wird zurückkehren können; die in den preufsischen Lehrplänen in U II vorgeschriebene „ergänzende“ Lektüre wird sich meist auf Propheten und Psalmen beschränken müssen. Auch ist vieles in diesen Büchern, was religiös nicht erbaulich ist, doch geschichtlich von Bedeutung, und dient entweder dazu, ein anschauliches Bild von Ort und Zeit zu geben oder eine Anknüpfung an das in andern Unterrichtsstunden Gelernte zu ermöglichen; manches, was im Alten Testament den Standpunkt einer niederen Sittlichkeit verrät, ist eben deshalb beizubehalten, um den Fortschritt vom Judentum zum Christentum zu zeigen. Ich sehe darin einen grofsen Mangel des Buchs von Völcker, dafs das Alte Testament in seinen erzählenden Abschnitten sich in Bezug auf die Auswahl wie die Ausführlichkeit der Darstellung von der Vollbibel oft unnötig weit entfernt.

Aus den Chronika freilich hätte noch viel wegfallen können. Es sind 21 Seiten geboten gegen vier des Bremer Buchs. Von den Apokryphen werden auf 14 Seiten Stellen aus Sirach und Makkabäer mitgeteilt. Im Neuen Testament ist bei der Offenbarung und den meisten Briefen das Gebotene als Auswahl bezeichnet („Aus dem Briefe des Paulus an die Römer“). Vollständig wiedergegeben ist nach den Überschriften der Brief an die Philipper und an Philemon, der erste Brief des Petrus und der erste des Johannes.

Was einzelne Stellen anlangt, so fehlt nach meiner Ansicht kaum etwas Wichtiges. 1. Mose 6, 1—8 wäre besser beibehalten worden, ebenso 7, 1—10. 10, 8 fehlt Nimrod. c. 16 (Ismael) hätte nicht ganz wegfallen sollen; 21, 9 ist ohne c. 16 nicht völlig verständlich. c. 30, das die Ursachen von Jakobs Reichtum angiebt, ist auf v. 43 beschränkt. Es hätte wohl etwas mehr geboten werden sollen. 1. Sam. 13, 19—22 sollte nicht

fehlen: „Es war aber kein Schmied im ganzen Lande Israel erfunden; denn die Philister gedachten, die Ebräer möchten Schwert und Spiefs machen. Und mufste ganz Israel hinabziehen zu den Philistern, wenn jemand hatte eine Pflugschar, Haue, Beil oder Sense zu schärfen". Im Hiob sind die berühmten psalmartigen Stellen c. 38—41 mit Recht mitgeteilt, während bei Völcker 39 fehlt und von 40 nur ein Vers geboten wird.

Die ausführliche Redeweise, die epische Breite, die sich auch in wörtlichen Wiederholungen, wie z. B. der harten Antwort Rehabeams 1. Kön. 12, 11 = 12, 14 kundgiebt, ist mit Recht beibehalten worden. Es ist sehr zu tadeln, dafs Völcker an solchen Stellen meist den ursprünglichen Ausdruck in der Weise einer biblischen Geschichte zusammenzieht.

Stellen, die in geschlechtlicher Hinsicht Anstofs geben können, sind geschickt geändert. In dieser Beziehung ist den Verfassern allerdings auch durch die früheren Lesebücher vorgearbeitet worden. Doch hätte auch der Anfang der Bücher Samuelis umgestaltet werden sollen. Wozu soll mit den Schülern über die zwei Frauen Elkanas, deren Fruchtbarkeit und Kinderlosigkeit und ihren daraus hervorgehenden Streit gesprochen werden, da doch in der ganzen Erzählung Pennina und ihre Kinder nicht mehr vorkommen. Der Anfang sollte lauten wie in den biblischen Geschichten: „Zur Zeit des Hohenpriesters Eli lebte ein Mann Elkana, und sein Weib hiefs Hanna. Hanna aber hatte keine Kinder". Galat. 5, 6 lautet: „In Christo gilt weder Jude noch Heide etwas" (ebenso Völcker; das Bremer Buch: „Judentum noch Heidentum"); 1. Mose 39, 7: „Und es begab sich, dafs seines Herrn Weib ihre Augen auf Joseph warf und ihn zur Sünde verleiten wollte" (Vö.: „und ihn verführen wollte", Br. „und wollte ihn zum Ehebruch verführen").

In sprachlicher Hinsicht ist der Wortlaut der „Durchgesehenen Ausgabe"[1]), der in hohem Grade gesucht altertümelnd ist, in viel zu ausgedehnter Weise beibehalten worden. Einiges ist allerdings geändert und der heutigen Sprache genähert. So heifst es 1. Mose 1, 20 Vögel fliegen (Durchgesehene Ausgabe: Gefieder fliege); 2, 24 darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen (Du.: seinen Vater und Mutter); 4, 10 die Stimme von deines Bruders Blut (Du.: die Stimme deines Bruders Bluts); 11, 31 Schwiegertochter (Du.: Schnur); Ruth 2, 5 Wes ist das Mädchen? (Du.: Dirne); Matth. 10, 28 nicht vermögen zu töten (Du.: mögen); Apost. 19, 40 wir stehen in der Gefahr (Du.: Fahr). In den meisten Fällen aber ist der veraltete und den Schülern unverständliche Ausdruck der Durchgesehenen Ausgabe beibehalten. So heifst es 1. Mose 1, 11: habe seinen Samen bei ihm selbst;

---

[1]) Vgl. meine Besprechung derselben Jahrbücher für Philol. u. Pädagogik II. Abteilung 1893 S. 129—144.

18, 7 und sonst: „Knabe" für Knecht, was dadurch nicht gerechtfertigt wird, dafs es an der ersten Stelle, wo es vorkommt, durch eine Anmerkung erklärt wird; 9, 6 wer Menschenblut vergeufst; 4, 20 von dem sind herkommen; 3, 20 Adam ist worden als unser einer; 28, 13 das Land, da du auf liegest; 21, 9 den Sohn Hagars, der Ägyptischen; Matth. 11, 7 ein Rohr, das der Wind hin und her webt; 15, 2 der Ältesten Aufsätze; Apost. 18, 21 allerdinge; Josua 3, 15 da ihre Füfse ins Wasser tunkten. 4. Mose 14, 45 sie zerschmissen sie; 1. Kön. 19, 21 kochte das Fleisch mit dem Holzwerk an den Rindern; Apost. 27, 29 harte Orte; Apost. 17, 15 ist „aufs schierste" allerdings aufgegeben, aber, damit der Ausdruck ja nicht etwa zu verständlich werde, durch „fein bald" ersetzt. Auch Stellen wie Apost. 1, 23 Barsabas mit Namen Just (Br. Justus); 2, 36 zu einem Herrn und Christ (Br. zum Herrn und Christus), hätten nicht unverändert bleiben sollen, ebenso wenig der Anfang des Lukasevangeliums, den Br. zweckmäfsig so umgestaltet: „Sintemal sich's viele unterwunden haben, zusammenzustellen die Rede von den Geschichten, die unter uns ergangen sind, wie uns das überliefert haben ...". Die Wortstellung Luthers ist mit Recht beibehalten in Stellen wie 1. Mose 24, 4 sondern dafs du ziehest in mein Vaterland und nehmest meinem Sohne Isaak ein Weib. Eine Berichtigung der Übersetzung der Durchgesehenen Ausgabe ist, wie es scheint, grundsätzlich unterlassen worden.

Was nun die Hilfsmittel anlangt, die zur Erleichterung des Verständnisses beigegeben werden, so sind Überschriften überall in fettem Druck gesetzt, im allgemeinen in durchaus angemessenem Wortlaut. Dafs man sich dabei nicht ohne weiteres an die meist viel zu ausführlichen der Durchgesehenen Ausgabe gehalten hat, ist nur zu billigen. Die den Schülern so häufig unverständlichen Worte im Eingang der Psalmen wie 8 „auf der Gittith", 9 „von der schönen Jugend" sind weggelassen. Zusammenfassende Überschriften gröfserer Abschnitte, wie sie namentlich Völcker bietet, sind nicht angewendet. Unterabteilungen eines Abschnitts werden zuweilen durch gesperrten Druck der wichtigen Worte hervorgehoben, so Matthäus 13: Sämann, Unkraut, Senfkorn u. s. w.

Der Druck HErr ist mit Recht beibehalten.

Erläuterungen werden zuweilen in Anmerkungen unter dem Text gegeben. So 1. Mose 18, 7 zu Knabe: Knabe häufig so viel als Diener, Knecht. Luc. 10, 35 zu Groschen, Apost. 28, 30 Gedinge. Sie fehlen unter anderm bei „Sack" 1. Mose 37, 34; bei „Griechen" Apost. 6, 1 (Schäfer: griechisch redende Judenchristen). Selten ist ein kleiner erläuternder Zusatz in den Text aufgenommen, so Psalm 19, 5: Ihre (Mefs-) Schnur gehet aus in alle Lande. Eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung von Sach- und Worterklärungen, wie sie die andern Lesebücher am

Schlusse bieten auf Grund des vortrefflichen von Riehm verfafsten Verzeichnisses der Durchgesehenen Ausgabe, ist nicht vorhanden. Auch fehlt eine Zeittafel, die die andern Bücher enthalten; das ist zu tadeln. Jeder Lehrer macht die Erfahrung, dafs sich in allen Klassen von unten bis oben zahlreiche Schüler finden, die bei einer Frage nach so wichtigen Personen wie Jesaias, Hiskias, den Makkabäern auch nicht die leiseste Ahnung haben, in welches Jahrhundert sie ungefähr gehören. Wenn die Unwissenheit so grofs ist, dann darf man kein Mittel unversucht lassen. Auch dafs die älteren Zahlen der jüdischen Geschichte ungenau sind, ist kein Grund für die Weglassung einer solchen Tabelle. Eine Zusammenstellung der Evangelien und Episteln fehlt ebenfalls.

Auf Parallelstellen wird nur selten in einer Anmerkung verwiesen, so Matth. 21, 5 auf Sacharja 9, 9, während die übrigen Schulbibeln eine gröfsere Anzahl bieten. Auch die Abschnittsparallelen der Evangelien fehlen. Nach dieser Seite enthält das Buch offenbar zu wenig. Solche Angaben ersparen dem Lehrer, der auf die Stellen zu sprechen kommt, doch das Diktieren.

Bilder und Grundrisse, wie sie Völcker und das Bremer Buch enthalten, sind nicht beigegeben, was nicht als besonderer Mangel anzusehen ist. Die Karten sind dieselben wie in dem Bremer Lesebuch, dessen Karten von der Württembergischen Bibelgesellschaft bezogen werden, im ganzen acht Seiten: Vorderasien für das Alte Testament, Sinaihalbinsel und Kanaan zum Verständnis des Zuges der Israeliten, Kanaan zum Verständnis des Alten Testaments, Palästina aus der Vogelschau (recht zweckmäfsig), Palästina zur Zeit Christi, Jerusalem und Umgebung, Jerusalem; zwei kleine Bilder, die Jerusalem von Nordwest und Südost zeigen und an denen man nicht viel sieht, endlich eine Karte für die Reisen des Paulus.

Die Verszahlen der aufgenommenen Verse stehen am Rande und sind sämtlich angegeben. Der Druck läuft quer über die Seite, ein Punkt, auf den einige Kirchenregierungen besonderen Wert legen. Er ist vorzüglich, sehr weit und gut lesbar. Papier und Einband sind sehr gut, der Preis von 1, 50 M. für das gebundene Buch sehr gering. Dem Wunsche derer, die neben dem verkürzten Alten Testament das unveränderte Neue gebrauchen wollen, ist wie bei den andern biblischen Lesebüchern dadurch Rechnung getragen; dafs beide Teile auch einzeln käuflich sind.

Kreuzburg O.-S. Alfred Bähnisch.

Paul Pasig, Das evangelische Kirchenjahr in Geschichte, Volksglauben und Dichtung. Für Studierende, den Schul- und Handgebrauch. Leipzig 1899, C. W. B. Naumburg. 142 S. 8. 1,50 M.

Der Verfasser möchte der beschämenden Unkenntnis des evangelischen Volkes und besonders auch der sogen. Gebildeten,

die sich auf dem bezeichneten Gebiete oft in peinlicher Weise zu erkennen giebt, abhelfen durch ein „Lehr- und Volksbuch“, das die rechte Mitte hält zwischen trockenem Abrifs und umfangreichem Spezialwerke. So wird denn das „evangelische“ Kirchenjahr an der Hand der Geschichte, der Sage und des Volkglaubens, besonders aber auch der Dichtkunst in farbenreicher Darstellung erläutert. Als ein unterscheidender Vorzug ist dabei die eingehende Berücksichtigung der Poesie hervorzuheben: nicht nur das gewöhnliche Festtagskirchenlied, sondern auch die neuere religiöse, ja unter Umständen auch die weltliche und patriotische Lyrik ist in reichem Mafse herangezogen, vielfach mit wörtlicher Anführung der entscheidenden Stellen, zuweilen auch, wo es sich um weniger zugänglichen Stoff handelt, ganzer Lieder. Und das geschieht in einer zwar hin und wieder etwas überschwenglichen, aber stets lebendigen und für die Sache begeisterten Sprache, so dafs das Buch fesselt und für den Gegenstand gewinnt. Leider ist aber von dem überlieferten Stoffe das Subjektive, Vermutungen und Ausdeutungen des Verfassers, nicht streng geschieden und als solches kenntlich gemacht, so dafs man nie sicher ist, ob man dieses oder jenes vor sich hat; und auch im einzelnen sind doch manche Bedenken zu erheben. Schon der Titel „das evangelische Kirchenjahr“ scheint nicht glücklich: in der Hauptsache bewegen wir uns doch hier auf gemein-christlichem Boden. Auch wäre die Einteilung in „festliche“ und „festarme“ Zeit besser durch die in Halbjahr Gottes und Halbjahr der Kirche (Semestre Domini und Semestre Ecclesiae) zu ersetzen; und ganz wunderlich ist es, wenn in dieser zweiten Hälfte 1. kirchlich geordnete Feste und 2. Feste der freien evangelischen Liebesthätigkeit (Missionsfeste u. s. w.) unterschieden werden. M. E. gehören auch die letzteren gar nicht zur Aufgabe des Buches, und gewifs ist zu ihnen nicht der „Johannistag“ zu rechnen. Unter den in einem Anhang behandelten „römisch-katholischen Festen“ durfte dagegen das Michaelisfest wohl nicht fehlen. — An Einzelheiten bemerke ich noch folgende: S. 5 wird unrichtig behauptet, dafs der Schlufs des Kirchenjahres vom Ostertermine abhängig sei; daselbst wird in sehr mifsverständlicher Weise von der vierfachen Deutung gesprochen, die das Wort „Ankunft („Zukunft“) Christi“ in der heil. Schrift habe, S. 6 unbegreiflicher Weise als Evangelium zum 3. Adventssonntag Joh. 11, 5—10 (statt Matth.) angegeben, womit dann natürlich auch die gegebene Deutung hinfällig wird, S. 14 „johlen“ von dem Julfest abgeleitet (nach Grimm, Sanders, Weigand, Heyne von „jodeln“; dagegen freilich Paul), S. 16—17 eine zweifelhafte Nachricht über den Christbaum zu dreist benutzt, S. 35 „Fastnacht“ wieder mit „faseln“ zusammengebracht, S 42 wieder das „Eierfest der Dioskuren“ ohne Beleg herangezogen, S. 73 Johann II statt Johann Georg II genannt, S. 131 Messe = Mette (matutina)

gesetzt (!!), S. 133 die Sage von der Himmelfahrt Marias in einer von der gewöhnlichen Überlieferung so sehr abweichenden Form dargestellt, dafs ein litterarischer Nachweis verlangt werden müfste (vgl. meine „Gottesdienstl. Einrichtungen" S. 45).

Immerhin wird das Buch für kirchlich interessierte Laien willkommen sein, auch für Prediger und andere, welche zu kirchlichen Festzeiten Ansprachen zu halten haben, durch den reichen Stoff aus Sage und Poesie eine nützliche Fundgrube bilden, für den Schulgebrauch eignet es sich nicht.

Magdeburg. K. Schirmer.

---

1) Novum Testamentum graece. Cum apparatu critico edidit Eberhard Nestle. Editio III. Stuttgart 1901, Privilegierte Württembergische Bibelanstalt. XI u. 657 S. 16. 0,80 *M*, geb. 1,20 *M*.

Die von der Priv. Württemb. Bibelanstalt im Jahre 1898 herausgegebene Ausgabe des N. T. erscheint in der dritten Auflage mit dem Namen seines gelehrten Bearbeiters E. Nestle. Der grofse Absatz, den das Buch gehabt, spricht allein schon für seinen Wert. Die Form des Buches ist bequem und handlich, das Papier gut und fest, der Druck vorzüglich. Der Text ist in fortlaufender Folge gegeben, die Absätze in ihm sind nur durch den Inhalt bestimmt. Die Zahl der Kapitel und Verse ist am Rande angeführt. Die im Text vorkommenden Citate sind durch fetten Druck bequem hervorgehoben; Parallelstellen sind am Rande beigefügt. In unserer Ausgabe sind die Ergebnisse der wichtigsten textkritischen Arbeiten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf kleinem Raum zusammengefafst. Der Text der ersten Ausgabe beruht auf einer Vergleichung der drei Ausgaben von Tischendorf, Westcott-Hort und Weymouth, denen noch von der Apostelgeschichte an die Lesarten von Bernh. Weifs beigefügt waren, aber ohne Einflufs auf die Gestaltung des Textes. Da sich aber herausgestellt hat, dafs Weymouth in seinem Resultant Greek Testament von Tischendorf und Westcort-Hort sehr wesentlich beeinflufst worden ist, so ist für die Gestaltung des jetzigen Textes an Stelle von Weymouth Bernhard Weifs getreten, nachdem er auch „die vier Evangelien im berichtigten Text" hat erscheinen lassen; Weifs hat seinen Text von unabhängigen Gesichtspunkten aus behandelt. Der Text der neuen Auflage beruht also auf einer Vergleichung von Tischendorf, Westcott-Hort und Bernh. Weifs; mit Hilfe der Anmerkungen kann sich der Leser über sämtliche Abweichungen dieser drei Ausgaben unterrichten. Aber soweit der Raum einer Taschenausgabe es zuläfst, hat Verf. auch in den Anmerkungen auf die Lesarten der mafsgebenden Codices verwiesen. Die von Fried. Blafs jüngst veröffentlichte Ausgabe des Evangeliums Matthäi konnte Verf. zur Gestaltung seines Textes nicht benutzen, da sie nach dem Druck desselben erschienen, er hat aber eine sorgfältige

collatio evangelii sec. Matthaeum a Fr. Blafs editi cum novo Testamento Stutgardiano seinem Buche angehängt. — Als recht bequemes Hilfsmittel beim Lesen erweist sich der dem Buche beigegebene Papierstreifen, auf dem eine vollständige Erklärung aller Zeichen und Abkürzungen, die nötig waren, zusammengestellt worden ist. Dadurch wird das Lesen wesentlich erleichtert. Die beigegebenen fünf geographischen Karten leisten gleichfalls einen guten Dienst. — Die treffliche, billige Ausgabe sei hiermit bestens empfohlen.

2) Paul Mehlhorn, Die Bibel, ihr Inhalt und geschichtlicher Boden. Fünfte, teilweise umgearbeitete Auflage. Leipzig 1901. Verlag von Joh. Barth. 85 S. 8. 1 ℳ.

3) Paul Mehlhorn, Grundrifs der protestantischen Religionslehre. Vierte, verbesserte und erweiterte Auflage. Leipzig 1901, Joh. Barth. 79 S. 8. 1 ℳ.

Beide Leitfäden habe ich in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen bei ihrem ersten Erscheinen eingehend besprochen und in den Anzeigen der weiteren Auflagen auf das wärmste empfohlen. Ich kann mich darum kurz fassen. Die Vorzüge der ersten Ausgaben, in formeller Beziehung möglichste Knappheit und Übersichtlichkeit, in methodischer besonnene, aber unbefangene Benutzung der Ergebnisse der neueren Wissenschaft, Freiheit des Urteils, Feinheit der Sprache — diese Vorzüge treten bei dem Bestreben des gelehrten Verfassers nach immer gröfserer Vollkommenheit in Inhalt und Gestaltung des Stoffes auch in diesen neuen Auflagen dem Leser ganz besonders entgegen. So schliefse ich denn diese Anzeige mit dem Wunsche, dafs beide Bücher immer gröfsere Verbreitung finden mögen, nicht blofs unter den Schülern und Lehrern, sondern auch in allen Klassen der Gebildeten, denen es daran gelegen ist, sich unter zuverlässiger und sicherer Leitung in Gedanken und Vorstellungen Kenntnis und Klarheit zu verschaffen, die unser persönliches wie öffentliches Leben mächtig beeinflussen und bestimmen.

4) F Hupfeld, Der Römerbrief. Berlin 1901, Reuther & Reichard. 50 S. g. 8. 1 ℳ.

Vorliegende Schrift ist das 18. Heft der von Prof. Evers und Direktor Dr. Fauth herausgegebenen Hilfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht für evangelische Religionslehrer und Pfarrer, Studierende, Seminaristen und reifere Schüler der höheren Lehranstalten. Das Heft reiht sich den bisher erschienenen in würdiger Weise an, es macht nach Inhalt und Form einen höchst gefälligen Eindruck. Der gelehrte Verfasser hatte schon im 11. Hefte der genannten Sammlung die katholischen Briefe zweckentsprechend behandelt, und da ihm von einigen Seiten nahe gelegt war, in gleicher Weise den Römerbrief zu bearbeiten, glaubte er sich dem nicht entziehen zu dürfen, zumal da er seit

mehr als 10 Jahren den Römerbrief in der Prima behandele und es ihm wenigstens an Erfahrung auf diesem Gebiet nicht fehle. Aber die Schrift soll nicht ein eigentliches Schulbuch sein, viel weniger ein Buch für jedermann, sondern vielmehr ein praktisches Hilfsmittel zum Gebrauch für den Religionslehrer bestimmt; jedoch glaubt Verfasser im ganzen so geschrieben zu haben, dafs auch reifere Schüler das Buch ohne Gefahr in die Hand nehmen können. „Da nicht die Absicht vorlag, die bedeutende Zahl der Kommentare zum Römerbrief um einen zu vermehren, so sind jene auch wenig oder garnicht berücksichtigt worden. Die beim ersten Anblick verblüffende geringe Seitenzahl wird daraus ihre Erklärung finden und vielleicht dem Buche mehr zur Empfehlung als zur Abschreckung dienen.“ — Verfasser hat darin unsere volle Zustimmung. Die landläufigen theologischen Kommentare durchzuarbeiten, ist eine entsetzliche Arbeit; über alle Einzelheiten hin, die in ihnen behandelt werden, geht der Sinn für das Ganze und damit auch nur gar zu oft die Lust am Ganzen verloren. Indem Verf. diesen Fehler vermieden hat, kann er mit Recht der Erfüllung des Wunsches gewifs sein, den er dem Büchlein bei seinem Eintritt in die Welt mit auf den Weg giebt, dafs es lediglich den Zweck erfüllen möge, das Verständnis der überaus reichen und tiefen Gedankenwelt des gewaltigen Heidenapostels mit befördern zu helfen. Vor allem heben wir an der Arbeit hervor, dafs sie in zusammenhängender Rede abgefafst ist; nach einer kurzen, durchaus genügenden Einleitung geht Verf. auf die Betrachtung des Briefes über und behandelt ihn nach seinen beiden Teilen. Es ist höchst wohlthuend, nur den Verf. sprechen zu hören; da sind nicht die zahllosen Namen von Gelehrten erwähnt, keine Klammern und Abkürzungen, alles strebt vorwärts in einem Flufs; man hat dauernd seine Freude an der Art, wie Verf. es verstanden, in feiner und edler Sprache alles, was zum Verständnis der oft recht schwierigen Gedanken nötig ist, zusammenzufassen, und in dem Leser immer weiter das Verlangen zu erregen, ihm in der Entwickelung zu folgen. Die Darstellung ist vielfach lebendig gemacht durch Hinweisung auf antike und moderne Schriftsteller und Dichter. Für den Verf. ist der Römerbrief allein verständlich im Zusammenhang der Zeit, die ihn hervorgebracht, aber im Lichte unserer Zeit mufs er auch betrachtet werden, um aus ihm für Kopf und Herz Gewinn zu holen. Die umfassende Bildung, die sich der Verf. angeeignet, hat ihn ganz besonders befähigt, seiner Aufgabe gerecht zu werden; hier ist nichts von den Fesseln einer ermattenden Scholastik, es ist alles Leben, aus Begeisterung hervorgegangen und Begeisterung weckend.

Auf Einzelnes weiter einzugehen, kann ich mir versagen; ich stelle aber jedem, der das Buch liest, in Aussicht, dafs er an ihm die gleiche Freude und geistige Förderung erfahren wird,

wie ich. Und damit sei das Buch allen Kollegen auf das wärmste empfohlen.

Stettin. A. Jonas.

---

1) Leo Smolle, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Wien 1901, Wilhelm Braumüller. II. u. 144 S. 8. 1,80 *M*.

Leitfaden für deutsche Litteraturgeschichte giebt es eigentlich genug. Wenn Verf. dennoch mit einem neuen hervortritt, so hat ihn dabei der Glaube geleitet, dafs er durch sorgfältige Auswahl des Stoffes und lichtvolle Darstellungsform ein Buch bieten könne, das nicht wie andere allzu sehr mit Namen und Zahlen überhäuft und geeignet ist, das Interesse zu wecken und den Leser zur Lektüre der Dichter selbst anzuspornen. Da es zunächst für österreichische Schulen bestimmt ist, so ist die Litteratur des Kaiserstaates in ganz besonderer Weise berücksichtigt, und man findet Namen und Werke angeführt, die einem Reichsdeutschen von gewöhnlicher Durchschnittsbildung fremd klingen oder wenigstens nicht geläufig sind. Dagegen vermifst man Namen, die in Deutschland einen guten Klang haben, wie Strachwitz, Müller von Königswinter, Simrock, Gerok, Sturm u. a. In zweiter Linie ist bei der Abfassung des Buches die Rücksicht auf die holde Weiblichkeit mafsgebend gewesen, daher auch als Anhang ein Abschnitt über „dichtende Frauen“ folgt, eine Übersicht, die mit der Ebner-Eschenbach in würdiger Weise beschlossen wird. Man ahnt bereits, dafs der Darstellung der neueren Litteratur ein grofser Teil des Raumes gegönnt ist, und man mufs sagen, dafs es dem Verfasser gelungen ist, den massenhaften Stoff in lesbarer Weise zu gestalten; ja selbst gegen das Ende, wo vielfach nur Namen, Werke und eine kurze, charakterisierende Angabe nach Art eines Katalogs zusammengestellt werden, fehlt es nicht an einer gewissen die Darstellung belebenden Abwechselung. Auch wird die Übersicht durch die häufige Anwendung fetten und fettesten Druckes erleichtert, wie denn überhaupt die Ausstattung des Buches vortrefflich ist. Wenn aber Verf. im Vorwort hofft, dafs man auch den auf S. 4 ff. eingeschobenen Abrifs der altdeutschen Götterlehre mit Rücksicht auf die Bestimmung des Buches willkommen heifsen werde, so mufs dem leider auf das bestimmteste widersprochen werden. Verf. ist auf diesem Gebiete gar nicht zu Hause, ja man bekommt, wenn man diese Seiten durchblättert, wirklich einen gelinden Schrecken über die durch keinerlei Sachkenntnis getrübte Unbefangenheit, womit diese Partie behandelt ist. Da wird die alte Fabel von der Göttin „Nerthus oder Hertha“, die auf Rügen verehrt worden sei, wieder hervorgeholt, da ist, was schlimmer ist, die Frigg augenscheinlich mit der Freyja verwechselt. Aus einer Wurzel der Weltesche soll der heilige Brunnen „Urdar“

quellen, der Sohn des „Tuisko“ heifst „Manus“, und auch S. 12 ist gar von dem „herrlichen Tempel Tanfana“ die Rede. Auch im weiteren Verlaufe des Buches kommen einzelne Ungenauigkeiten vor, doch sind sie nicht erheblich. Auffallend aber ist es, dafs die Geschichte des deutschen Volksliedes, das doch vollen Anspruch auf Beachtung hat, in dem vorliegenden Handbuch keine Stelle findet.

2) Das Waltharilied von Ekkehard von St. Gallen. Übersetzt und herausgegeben von Heinrich Drees. Leipzig o. J., Reclam. 64 S. kl. 8. 0,20 *M*.

Die Durchsicht der kleinen der Übersetzung vorangehenden Einleitung macht ein bischen bedenklich. Da wird als Ekkehards Heimat das Elsafs angegeben, während er doch, was man leicht bei Scheffel-Holder nachlesen kann, aus dem Thurgau stammte, und weiterhin heifst es gar, als Ekkehard in das Kloster des heiligen Gallus eingetreten, sei dort Notker Labeo (!) eine Leuchte der Wissenschaft gewesen. Dafs Gerald in der bekannten Widmung sich selbst als den Dichter des Waltharius erscheinen lasse, ist nicht richtig, er brauchte aber den Namen des Verfassers nicht zu nennen, weil dieser sicherlich dem Strafsburger Bischof, der sich für das Werk interessierte, bekannt war; hätte er die Autorschaft für sich in Anspruch nehmen wollen, würde er jedenfalls die letzten vier Verse des Gedichtes gestrichen haben. Aber geändert mag Gerald immerhin einiges haben, wenn auch die neuere Forschung nichts mehr davon wissen will; ich meine jedoch, dafs, wenn man Gerald noch als Lehrer Ekkehards gelten läfst, was freilich Althof nicht mehr thut, man auch die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer Korrektur zugeben mufs, die freilich wie die Korrektur einer guten Schülerarbeit nur geringfügige Änderungen enthalten haben würde. Für unsere Ausgaben ist das auch gleichgültig; denn Ekkehards Manuskript, das Gerald getreulich aufbewahrt hat — darauf deutet die larga cura der Widmung an Erchambold —, ist, korrigiert oder nicht korrigiert, als die editio princeps des Waltharius anzusehen. Auf keinen Fall kommt die Recension Ekkehards IV. für unsere Texte in Betracht; und es kann nichts verkehrter sein als die Behauptung Drees', dafs erst Ekkehard IV. die Arbeit seines Vorgängers mit den Virgilischen Flittern ausgestattet habe und dafs wir die Dichtung in seiner Redaktion lesen. Wer sich um die Überlieferung des Waltharius auch nur ein wenig gekümmert hat, kann vernünftiger Weise gar nicht auf diesen Gedanken kommen. Auch davon kann nicht mehr die Rede sein, dafs, wie noch Holder wollte, die Wiener Handschrift die Recension Ekkehards IV. biete. Diese ist eben verloren, mag das letzte Exemplar, wie Strecker meint, in den Stürmen der französischen Revolution mit anderen Handschriften verbrannt oder schon früher zu Grunde gegangen sein.

Die Übersetzung des Gedichtes ist nach Scheffels Vorbild in gereimten Nibelungenversen abgefafst und daher eigentlich mehr Nachdichtung als treue Wiedergabe des Originals. Aber sie ist ungekürzt und kommt der Vorlage doch näher als die Dichtungen von Scheffel und Linnig. Man erkennt auch leicht, dafs der Verf. den gewählten Vers im ganzen mit Geschick handhabt. Einige mehr oder minder fühlbare Härten kommen freilich vor. So z. B. S. 23 „Gern klagte er Herrn Walther seines Jammers Graun" oder: „die Knaben um sich sehen er allezeit begehrt" (S. 15), oder: „was mich zu wissen that, wo dich gebar die Mutter, ist deiner Zunge Brauch" (S. 36) oder gar: „Kommst du vom Straufs nach Hause und sitzt am heim'schen Fleck" (S. 59) und anderes. Aber im ganzen liest es sich bequem. Eine Eigenheit der Übersetzung, die sie freilich mit der Linnigschen gemein hat, ist es, dafs manchmal Ausdrücke der germanischen Mythologie angewandt werden, die dem Original fremd sind. Die Uebersetzer wollen dadurch offenbar den Charakter der von ihnen angenommenen Vorlage Ekkehards wieder aufleben lassen. Da wird cuncti potens durch Walvater (warum nicht lieber Allvater?) wiedergegeben, da sitzen die Nornen an Odhins Weltenbaum, da naht mit raschem Fluge die Todesgöttin, und die Seelen gehen in Odhins Freudensaal ein oder fahren hinab nach Niflheim. Andererseits aber wird der dargebotene Becher bekreuzigt, Walther spricht am Abend nach den blutigen Kämpfen am Waskenstein das bekannte Sühnegebet, und auch das „Gelobt sei Jesus Christ" im Schlufsverse des Gedichtes wird nicht getilgt. Das will doch nicht recht zusammen stimmen. Überdies wissen wir jetzt, dafs zur Ausstattung des Waltharius Vergil ungleich mehr beigesteuert hat als das germanische Altertum. Ob es ferner ein glücklicher Einfall war, die Anspielung auf die Pfiffigkeit der Sachsen durch einen Hinweis auf westfälische Schinken im Wachholderrauch zu ersetzen, dürfte ebenfall sehr fraglich sein.

Der Übersetzung folgt der Abdruck einer Stelle des Originals, es ist der Abschnitt, wo Walther mit Hildegund und den Beuterossen sein Waldversteck verläfst, und eine Reihe von Anmerkungen, in denen öfters die Originalverse angeführt werden. Aber auf S. 66 ist eine Bemerkung Althofs zu V. 337 ungenau wiedergegeben.

Weimar. F. Kuntze.

Das deutsche Götter- und Heldenbuch. I. Amelungensage. Hugdietrich, Ortnid, Wolfdietrich, Amelung. Gesammelt und erneuert durch Richard von Kralik. Stuttgart und Wien o. J., Joseph Roth'sche Verlagshandlung. 312 S. 8. 1 M.

Die neuen preufsischen Lehrpläne von 1901 fordern für den deutschen Unterricht der Oberstufe im Anschlusse an die Lektüre

des Nibelungenliedes und der Gudrun Ausblicke auf die grofsen germanischen Sagenkreise. Die Erfahrung lehrt, dafs es sich empfiehlt, um dieser sehr berechtigten und zweckmäfsigen Forderung gerecht zu werden, diese Ausblicke zum Teil der Selbstthätigkeit der Schüler zu überweisen, indem man sie den auf dieser Stufe zur Pflicht gemachten „Übungen in frei gesprochenen Berichten über Stoffe, die im deutschen Unterrichte behandelt worden sind oder dazu in Beziehung stehen“, zu Grunde legt. Die germanischen Sagenkreise geben in Obersekunda, wo sie wohl meist behandelt werden Stoff zu manchem schönem Schülervortrag, bei welchem die Schüler zu erwünschter selbständiger Arbeit unter Leitung des Fachlehrers gut angeleitet und erzogen werden können. Als Hilfsmittel stehen ihnen, da ja der Originaltext der Volksepen in dem fünfbändigen deutschen Heldenbuch (Berlin 1866—1873) ihnen zu schwer und zeitraubend sein wird, an Übersetzungen unter anderen diejenigen zur Verfügung, welche in Leipzig bei Reklam erschienen sind (Walther und Hildegund, Alphart, Rabenschlacht, Rosengarten, Laurin, Ortnit, Beowulf), in Halle bei Hendel (König Rother), in der Buchhandlung des Waisenhauses in den „Denkmälern der älteren deutschen Litteratur“ von Bötticher und Kinzel (Hildebrandslied, Walthari-lied), endlich das kleine Heldenbuch von Simrock (Walther und Hildegunde, Alphart, der hörnerne Siegfried, Rosengarten, Hildebrandslied, Ortnit, Hug- und Wolfdietrich). Die zuerst genannten Übersetzungen der Epen empfehlen sich durch ihre Billigkeit und können daher von allen Schülern der Klasse durch Privatlektüre nach Auswahl durchgearbeitet werden, sodafs diese bei den Schülervorträgen nicht gänzlich Unbekanntes zu hören bekommen, sondern sich an der Beurteilung des Vortrages ihres Mitschülers zu beteiligen in der Lage sind. Alle diese Ausgaben geben den Text, wie es zum Zweck von Vorträgen und Aufsätzen einer Oberstufe durchaus wünschenswert ist, unverkürzt wieder. Das ist nun in Kraliks deutschem Götter- und Heldenbuch nicht der Fall. Seine Übersetzung ist zwar lesbar und nicht ohne Geschmack, aber je nach Bedarf werden einzelne Verse ausgelassen oder hinzugesetzt, andere wieder zusammengezogen, wie gleich zu Anfang bei Hugdietrich. Hildburgs Traum z. B (S. 23f.) ist eine Einschiebung aus „Wolfdietrich“ nach der Ambraser Handschrift, welche nicht recht in den Zusammenhang pafst. Die vier Fassungen des Heldengedichtes von Wolfdietrich hat der Herausgeber „möglichst also zusammengefafst, dafs kein wertvoller Sagenzug fehlt“ (S. 113). Allerdings ist Kraliks Götter- und Heldenbuch nicht ausdrücklich für Schulzwecke, denen es nicht genügt, bestimmt. Vielmehr gehört es zu der neuen Folge der von der österreichischen Leo-Gesellschaft herausgegebenen „Allgemeinen Bücherei“, welche „eine Familienbibliothek werden soll, die man unbedenklich jedem in die Hand geben kann“

und deren Herausgeber auf dem Boden des katholischen Christentums stehen. Diesen Zwecken mag das Buch entsprechen. Der Herausgeber will ein Werk liefern, welches „mit der gröfsten Treue und Vollständigkeit, in bester Ordnung, in lesbarer Form das ganze Gebiet der deutschen Heldensage umfafst", „welche noch stets den Eindruck eines riesigen Trümmerfeldes" mache. Als einheitliche Form wählt er die Strophe des Heldenbuches, unter absichtlicher Aufgabe der vierzeiligen Strophe. Auch versucht er, „die verschiedenen Stile der ahd., ags., an., lateinischen Originale dem Stile der mhd. Gedichte zu nähern" (S. 6). Ob das alles zweckmässig war, lassen wir dahingestellt sein, vor allem aber hätten wir dem Buche eine bessere Einleitung gewünscht, da diese nicht auf der Höhe steht. Es wäre besser gewesen, auf Grund von nur sicheren Überlieferungen ein anschauliches und übersichtliches Bild zu geben von den Anfängen und der Entwicklung der germanischen Heldensage und Heldenpoesie (den hymnischen Liedern auf Tuisco und Mannus, auf Herkules-Thor; den Totenliedern auf Attila, Beowulf; den kurzen epischen Liedern auf Arminius, Ermanarich, Attila, Alboin, Sigmund), von den Stoffen dieser Sagen und Lieder, von den geschichtlichen Sagenhelden und Ereignissen der Völkerwanderung, welche den Kern bildeten (den Ostgoten Ermanarich, Theodemir und Theodorich, dem Burgunden Gundikar, dem Hunnen Attila, den Franken Theodorich und Theodebert, dem Langobarden Alboin), ferner von der Entstehung der Sage aus der Geschichte und der Entwicklung der Liedercyklen, der Sagenkreise, des Volksepos, endlich von den Dichtern und Sängern der Heldensage. Was über diese gesagt wird, ist zum Teil lückenhaft oder Hypothese. Die „Hauptrolle" wird „einem Sänger am Hofe Theodorichs des Grofsen" zugewiesen, „der die Thaten seines Herrn zum Mittelpunkt des ganzen blühenden Liederkreises gemacht hat" und der mit dem Mönch Ilsan identifiziert wird (!). Wenn S. 2 behauptet wird, bis 555 müsse das ganze Epos völlig abgeschlossen gewesen sein, so ist dem gegenüber zu betonen, dafs es im 5. und 6. Jahrhundert bei den deutschen Stämmen zu einer Verarbeitung der Lieder zu einem gröfseren Epos überhaupt nicht kam, da sich nur ein germanischer Stamm damals zu einem Epos aufschwang, die Angelsachsen, bei denen im 7. und 8. Jahrhundert Beowulf entstand. Den Thatsachen widerspricht ferner die Behauptung (S. 3), dafs von einer Gegnerschaft der Kirche gegen die Sage keine Spur bestehe, die Sage sei ja von Anfang an christlich gewesen (!); gegen den poetischen Gebrauch der Mythologie habe niemals ein Bedenken geherrscht; auch die angebliche Abneigung Ludwigs des Frommen habe sich nicht auf die deutsche Heldensage bezogen. Es ist erwiesen, dafs die Nachfolger Karls des Grofsen die von ihm gesammelten Volkslieder (barbara et antiquissima carmina) vernachlässigten und ver-

nichteten, da sie die Neubekehrten zum Rückfall ins Heidentum veranlassen könnten. Von Ludwig dem Frommen erwähnt sein Biograph Theganus (Mon. Germ. S. S. II, 594), er habe die poetica carmina gentilia, die er in seiner Jugend gelernt, später verachtet, und das Verhalten des Königs war mafsgebend für den Kampf der Christlichkeit gegen den Heldensang. Die Kirche erstickte die ganze heidnische Dichtung; sie hatte nicht nur kein Interesse an ihr, sondern führte sogar einen Vernichtungskampf gegen sie (vgl. u. a. statuta Bonifacii c. 21, aus dem Jahre 803; statuta Salisburgensia, um 800; die Kapitulariensammlung des Benedictus Levita VI, 96 und 205, um 850, in den Mon. Germ. S. S. IV, 2.). Otfried erwähnt auch mit keinem Worte die Volksepik bei den Franken. Die Einführung des Christentums hinderte also thatsächlich die Weiterentwicklung der Heldensage, die Poesie kam in die Hände der Geistlichkeit; die einst angesehenen Sänger wurden herabgedrückt zu mifsachteten Fahrenden und Spielleuten, welche aber trotzdem im 9. bis 11. Jahrhundert den kostbaren Schatz deutscher Epik gegen den Willen der Geistlichkeit bewahrten. Auch die den geschichtlichen Kern darstellende Einleitung zu Ortnit, Hug- und Wolfdietrich (S. 9 f., 56 f.) entspricht durchaus nicht dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft, welche sich meist den grundlegenden Untersuchungen Müllenhoffs angeschlossen hat. In der Einleitung wird behauptet, Hugdietrich von Konstantinopel sei „mit dem ihm namensähnlichen Theodosius dem Grofsen eins geworden" (S. 9), also Ortnit und Wolfdietrich müfsten dessen Söhnen Honorius und Arkadius entsprechen, und Ortnit sei „ein Teil der römischen Kaisersage, wie sie seit Julius Cäsar sich in der Phantasie der Germanen ausgeprägt habe" (S. 56 und 113). Ortnit und seine Vorfahren würden „nicht als Langobardenherzöge geschildert, sondern als römische Weltkaiser". In Meister Berchtung von Meran stecke „etwas vom strengen Bischof Ambrosius von Mailand und etwas vom Statthalter Arbogast" (S. 10). Beim Zwergkönig Alberich sei „eine Erinnerung an den westgotischen Balthen Alarich nicht ausgeschlossen, allerdings stecke in ihm zugleich ein göttliches Wesen" (S. 57). Diese Proben aus der Einleitung mögen genügen. Heute gilt es mit Müllenhoff als ausgemacht, dafs die Sage von Ortnit, deren mythische Grundgestalt uns in der Hartungensage überliefert ist, vandalischen Ursprungs ist und in Ober-Deutschland mit der Sage von Wolfdietrich verknüpft wurde. Geschichtlicher Kern der letzteren aber sind Ereignisse der Frankengeschichte, welche zwei Merovinger, Theodorich (den unehelichen Sohn Chlodwigs) und Theodebert, der durch die Treue seiner Dienstmannen Reich und Krone im Kampf gegen seine ländergierigen Oheime behielt, zum Mittelpunkte haben. Berchtung verrät schon durch seinen Namen („der Glänzende, Lichte") seinen mythischen Ursprung. Er und Saben („der

Kluge, Verschlagene“), der treue Vasall und der ungetreue Ratgeber, bezeichnen alte mythischeGegensätze (vgl. Symons, Heldensage, in Paul's Grundrifs der german. Philol. II, 1, 34 ff.). Da die historische Grundlage der Wolfdietrichsage auf fränkischer Überlieferung beruht, so wird ihre fränkische Heimat heute nicht mehr bezweifelt.

Stendal. Arnold Zehme.

Hans Sachs und Johann Fischart nebst einem Anhang: Brant und Hutten. Ausgewählt und erläutert von Julius Sahr. Leipzig 1899, Göschen'sche Verlagshandlung. 169 S. kl. 8. geb. 0,80 M.

Die schwere Schuld, die Deutschland nach Gödekes Ausspruch dem Dichter Hans Sachs abzutragen hat, wird mehr und mehr getilgt; das wegwerfende Urteil, das man früher ihm gegenüber leicht zur Hand hatte, ist verstummt. Nicht nur ist man seit K. Bartsch emsig bemüht gewesen, die Werke des fruchtbaren Dichters quellenmäfsig zu bearbeiten, sondern es werden auch durch handliche Sonderausgaben (es sei hier namentlich hingewiesen auf die Auswahl in den von Bötticher und Kinzel herausgegebenen Denkmälern, Halle a. S. 1893) seine Dichtungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht, in der richtigen Erkenntnis, dafs sie, abgesehen von ihrem hohen Wert an sich, durch ihren innigen Zusammenhang mit dem Volksleben auch eine treffliche Ergänzung des Volksliedes bedeuten.

Auch die Schule hat ein Recht darauf, neben Luther den patriotischen, christlich-evangelischen und humoristisch-didaktischen Dichter kennen zu lernen, und zwar soll sie sich nicht aus Handbüchern, sondern aus eigener Anschauung und Prüfung über seine Stellung in der Litteratur und über sein Verhältnis sowohl zu seinen Vorgängern wie zu seinen Zeitgenossen und den Späteren ein Urteil bilden.

Und in der That ist der Bildungswert der Schriften unseres Dichters auch für unsere kritische Zeit nicht gering anzuschlagen. Wie Cicero den Ideengehalt der antiken Kultur widerspiegelt, so giebt uns Hans Sachs, wenn auch in bürgerlicher Befangenhett und Nürnberger Verkleidung, den ganzen Bildungsreichtum des Reformationszeitalters, so weit er ihn in sich aufgenommen hat, wieder.

Dabei ist er eine durchaus sittlich-ernste Natur, begabt mit einer köstlichen Phantasie, einer unwiderstehlichen Lust zu fabulieren und einem unversiegbaren Humor, so dafs über seine Dichtungen der Hauch einer sonnigen Heiterkeit und Ruhe ausgebreitet liegt, die uns am besten seine Geistesverwandtschaft mit Goethe darthut (vgl. Wahrheit und Dichtung 18. B.). Auch er greift, Idealist und Realist in gesunder Mischung, ins volle Menschenleben hinein, deckt seine Schäden und Gebrechen auf und ist der Vorkämpfer einer sittlichen Weltordnung.

Aus der erstaunlichen Fülle von Erzeugnissen seiner dichterischen Schaffenskraft eine Auswahl zu treffen, ist nicht eben leicht. Vieles ist ja ohne weiteres wegzulassen, weil es unserem Empfinden nicht mehr entspricht (man sollte jedoch hierbei nicht zu skrupulös sein) und keinen künstlerischen, sondern nur einen geschichtlichen und litterarischen Wert hat; aber aus dem übrigbleibenden Stoff ist soviel aufzunehmen, dafs daraus der Entwickelungsgang des Dichters, seine Meisterschaft in der Handhabung der Sprache und das Empfinden seiner Zeit, wie es in Religion, Humanismus und Volkstum zu Tage tritt, wahrgenommen werden kann. Was dem Bilde an Lebensgröfse abgeht, mufs durch Schärfe der Charakteristik ersetzt werden.

Eine andere Frage ist die der Anordnung, die man nach formalen, materialen und historischen Gesichtspunkten treffen kann. Sehen wir von der rein historischen[1]) Anordnung, die für eine Auswahl aus den Dichtungen des Hans Sachs sehr unübersichtlich sein würde und auch aus anderen Gründen zu verwerfen ist, ab, so fragt es sich, ob man sie nach ihrem religiösen, nationalen und rein menschlichen Gehalt ordnen oder der Form nach in strophische (Meistergesänge und Lieder), unstrophische (Sprüche und Schwänke) und dramatische (Spiele, Komödien, Fastnachtspiele) einteilen will. Zu den letzteren würde man auch die Dialoge rechnen müssen, die zwar mehr der Gedankenerzeugung gewidmet sind und eine Art von geistigem Turnier darstellen sollen, die aber auch zugleich dramatisch belebt sind und den spannenden Reiz dramatischer Entwickelung zeigen. Auch die Tragödien und Komödien des Dichters sind im Grunde dialogisierte Erzählungen ohne durchgeführte Charakteristik. Von einer kunstgerechten Durchführung nach Einheit der Handlung u. s. w. ist keine Rede.

Die vorliegende Sammlung enthält aufser einer Biographie nebst Einleitung nach einer mehr äufserlichen Gruppierung I. Lieder, II. Dramatisches, III. Spruchgedichte.

Gegen die Einleitung läfst sich nichts einwenden; sie wird dem Dichter und seiner Stellung in der Litteratur gerecht und hebt den nationalen Gedanken hervor. Mit Bezug darauf wird in einer Schlufsbemerkung darauf hingewiesen, dafs wir deutschen Dichtern und Künstlern (Goethe, Richard Wagner und Greif) erst die Erschliefsung der wahren Gröfse des Dichters verdanken.

Was die Lieder betrifft, so sind sie im ganzen gut ausgewählt. Im Buhlscheidlied (die zweite Strophe ist weggelassen)

---

[1]) Als das Muster einer nach historischen Grundsätzen geordneten Sammlung mögen die ausgewählten Oden und Elegien Klopstocks von Werneke erwähnt werden. Die darin aufgenommenen Gedichte geben in ihren Beziehungen auf das persönliche Leben und Schaffen des Dichters zusammen mit der beigefügten Biographie ein sehr anschauliches Bild.

haben wir ein Liebeslied in volkstümlicher Art. Das Gedicht „Dichter und Sänger" ist nicht ganz so ansprechend, aber durch seine hohe Auffassung vom Beruf des Dichters und seine Beziehungen auf Spätere bemerkenswert. Es folgen u. a. ein Kirchenlied (Umdichtung des 13. Ps.), ein Landsknechtslied (Die Landsknechte vor Wien), die ergreifende „Klage des Witwers", ferner ein Liebeslied (Mir liebt im grünen Maien), das ganz im Tone Waltherscher Lyrik gehalten ist und zugleich als Beispiel eines Akrostichons (Magdalenalied) bemerkenswert ist, und endlich, als Beispiel eines sogenannten Totentanzgedichts, „Der wunderbare Traum". Es hätte wohl die Bemerkung Platz finden können, dafs wir an metrischen Unebenheiten und Härten keinen Anstofs nehmen dürfen, da sämtliche Lieder gesungen wurden. Unter dem Dramatischen wird der Dialog „Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher" und das Fastnachtsspiel „Der fahrende Schüler ins Paradeifs" geboten. Die aufgenommenen Spruchgedichte haben alle eine mehr oder weniger in die Augen springende Bedeutung. Das erste (auf Albrecht Dürers Bildnis) zeigt uns das lebhafte Interesse und Verständnis des Dichters für die Kunst, das zweite, das derbkomische „Schlaraffenland", bietet uns ein klassisches Beispiel der „grobianischen" Litteratur jener Zeit, während „Das wütende Heer der kleinen Diebe" und „Der Jungbrunn" durch ihre Beziehungen zur Volkssage Beachtung verdienen. „Spinne und Zipperlein" ist ein Beispiel der sogenannten Podagralitteratur, von den tollen Streichen der Bauern zu Füssing, dem bayerischen Schilda, erzählt uns das Gedicht „Der Bauernknecht fiel zweimal in den Brunnen" u. s. w.

Es liegt auf der Hand, dafs eine Sammlung von so beschränktem Umfange wie die vorliegende kein erschöpfendes Bild von dem geben kann, was ein fünfzigjähriges reiches Dichterleben geschaffen hat; wir werden vielmehr an das bekannte Ausschöpfen des Meeres in ein Grüblein am Strande erinnert. Das mannhafte Eintreten des Dichters für die nationalen Interessen gegenüber der Türkennot, seine Begeisterung für Luther, zu welcher er sich nach langen inneren Kämpfen durchgerungen, findet nicht die gebührende Beachtung. Die in der „Wittenbergisch Nachtigall" über 700 Verse ausgesponnene Allegorie mit ihrem didaktischen Charakter ist ja für unser Empfinden zu lang, aber für den Dichter und seine Zeit ist sie höchst charakteristisch, wie denn überhaupt die Allegorie jener Zeit mit ihrem Bestreben, die Darstellung dem Alltäglichen zu entrücken, Beachtung verdient. Eine Probe davon mufste jedenfalls gegeben werden, ebenso von dem Epitaphium und von dem ganz im Geiste Luthers und in Anlehnung an ihn gedichteten Liede „Wider den blutdürstigen Türken".

Auch wird Hans Sachs als der Vater des deutschen Volksschauspiels, der das Theater auf einen höheren Stand brachte,

nicht genug gewürdigt. Von den Fastnachtsspielen, mit denen er seine dramatische Thätigkeit begann, und denen er einen tiefen inneren Gehalt zu geben wufste, ist ja eins angeführt. Das will aber nicht viel bedeuten gegenüber den 200 Dramen des Dichters, zumal das Drama für die Zukunft die Hauptform aller Dichtung wurde und im Mittelpunkt der Geschichte der Poesie stand.

Vermifst wird u. a. die Comedia „die ungleichen Kinder Eve", von der wohl eine charakteristische Probe Aufnahme finden konnte. Die darin ausgesprochenen Gedanken haben Gültigkeit für alle Zeiten. Gerade in unserer Zeit, wo im Volke die Unzufriedenheit gepredigt wird, geben sie eine treffliche Beleuchtung zu dem Worte Treitschkes „keine Kultur ohne Dienstboten".

Bekanntlich ist der Stoff mehrfach von H. S. (wie auch schon vor ihm) bearbeitet, u. a. in einem gleichnamigen Liede, in welchem es z. B. heifst:

Also durch diese Fabel wird bedeute,
Dafs man zu jedem Stant noch findet Leute.

Von den Erzählungen und Schwänken, die neben den Fastnachtsspielen die Krone der S.'schen Dichtungen ausmachen, hätte wohl „Sanct Peter mit der Geifs" und das Gespräch „Sanct Peter mit den Landsknechten" aufgenommen werden können; beide Dichtungen spiegeln die Art des Dichters und den Geist seiner Zeit so glücklich wieder, dafs sie zur Vervollständigung des Bildes nicht gut entbehrt werden können. — Der mitteldeutsche Text bietet keine Schwierigkeiten, da die Auswüchse des fränkischen Dialekts thunlichst beseitigt sind und über besondere sprachliche Eigentümlichkeiten in Fufsnoten Aufschlufs gegeben wird.

Zu Grunde gelegt sind die Ausgaben von Keller-Goetze, Goedeke-Tittmann und die Fastnachtsspiele von Goetze. Auch die sonstige Litteratur über H. S. hat teilweise Berücksichtigung erfahren. Die Anmerkungen bieten nicht nur sprachliche, sondern namentlich auch wertvolle litterarhistorische Belehrung. Die sprachlichen Unterweisungen sind in einem alphabetisch geordneten Wortregister zusammengestellt.

Zur Vervollständigung des Kulturbildes sind Proben der Dichtungen von Joh. Fischart, Seb. Brant und Ulr. v. Hutten beigegeben, denen ebenfalls eine biographische Skizze und Einleitung vorangeschickt ist. So verdienstvoll diese Beigabe an sich ist, so bedauern wir doch, dafs sie auf Kosten des H. S. erfolgt ist, dem recht wohl das ganze Bändchen hätte zur Verfügung gestellt werden können. Die Ausstattung ist von gewohnter Güte, der Preis verhältnismäfsig gering.

Blankenburg a. H. R. Wagenführ.

---

1) Goethes Werke. Herausgegeben von Karl Heinemann. Achter und zwölfter Band. Leipzig o. J., Bibliographisches Institut. 454 und 515 S. 8. geb. je 3 *M*.

Von dieser kommentierten Goethe-Ausgabe liegen jetzt zwei weitere Bände vor, der achte, den „Werther" und die „Wahlverwandtschaften" umfassend und von Dr. Schweizer bearbeitet, der zwölfte, den ersten und zweiten Teil von „Dichtung und Wahrheit" enthaltend und von Dr. Heinemann bearbeitet. Einleitungen, Fufsnoten und Anmerkungen am Ende der Bände führen in ein tieferes Verständnis der Werke ein, ohne irgendwie aufdringlich zu sein. So erörtert Schweizer in den Einleitungen des achten Bandes kurz, aber ausreichend die Entstehung des „Werther", die stoffliche Grundlage, die litterarischen Vorbilder, die Erzeugung der Wertherstimmung durch Rousseau, Young, Ossian, Sterne, die Einwirkung Homers, die Aufnahme und die Wirkung des Romans, die innere Entstehungsgeschichte der „Wahlverwandschaften" (z. B. Goethes Beziehungen zu Wilhelmine Herzlieb), den Einflufs der naturwissenschaftlichen Studien Goethes, den Zusammenhang dieses Romans mit der Romantik u. s. w., Heinemann in der Einleitung des zwölften Bandes Goethes Stellung zur Geschichtschreibung, seine Wertschätzung der Autobiographien, die Entstehung seiner eigenen Lebensgeschichte, den Doppeltitel und die Beziehung des zweiten Titels „Dichtung und Wahrheit" zum Inhalt des Werkes. Noch besonders möchte ich auf die Anmerkungen am Ende der Bände verweisen, wo der Leser, der tiefer in die Werke eindringen will, alles sorgfältig verzeichnet findet, was die Goetheforschung über die genannten Werke bis jetzt veröffentlicht hat.

Zugleich kann jetzt mitgeteilt werden, dafs die erste Abteilung dieser neuen Goethe-Ausgabe in 15 Bänden die Hauptwerke und eine zweite Abteilung, ebenfalls in 15 Bänden, die übrigen Dichtungen und die meisten naturwissenschaftlichen Werke Goethes bringen wird, jede der beiden Abteilungen besonders käuflich. Noch sei auf die schöne Ausstattung auch der zwei neuen Bände hingewiesen.

2) L. Bellermann, Schiller. Leipzig 1901, C. A. Seemann. 259 S. 8. 4 *M*, geb. 5 *M*.

Ludwig Bellermann hat jetzt zu seiner verdienstvollen Ausgabe der Werke Schillers auch eine Schillerbiographie veröffentlicht, welche die weiteste Verbreitung, besonders auch unter der deutschen Jugend verdient. Dem Verfasser kommt nicht nur seine eingehende Kenntnis der Werke Schillers und der zahlreichen über Schiller veröffentlichten Schriften zu statten, so dafs er durchweg aus dem Vollen schöpfen kann, seine Darstellung weifs auch den Leser von Anfang bis zu Ende zu fesseln durch warme Schilderung des äufseren Lebens Schillers wie nicht minder durch die begeisterte Würdigung des Schiller-

schen Genies und seiner Schöpfungen. Unter diesen scheint mir nur die philosophische Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ im Verhältnis zu ihrer Bedeutung in der kurzen Besprechung S. 171 nicht zu ihrem vollen Rechte gekommen zu sein, während z. B. der dramatische Schwank „Ich habe mich rasieren lassen“ S. 103 f. eine viel eingehendere Würdigung findet. Eine grofse Zahl von Illustrationen (Bildnissen Schillers, seiner Eltern, Geschwister, Kinder und ihm sonst nahestehender Persönlichkeiten, Abbildungen von Schillerstätten, bildliche Darstellungen einzelner Scenen seiner Dramen, besonders nach Chodowieckis Kupferstichen) und Autographien bilden eine sehr wertvolle Zugabe, durch welche die anschauliche Schilderung des Verfassers nicht wenig unterstützt wird. Dieser aber, zur Zeit Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, hat durch sein Werk das Unrecht gesühnt, das der bekannte Ästhetiker Karl Philipp Moritz, damals Professor an derselben Anstalt, an dem jungen Schiller beging, als er gelegentlich der ersten Aufführung von „Kabale und Liebe“ in Berlin über dieses Drama in einer Berliner Zeitung schrieb (siehe S. 77): „Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen! Und wie mufs es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! Aus einigen Scenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase.“

3) J. W. Nagl und J. Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. 18. Lieferung. Wien 1901, K. Fromme. 48 S. 8. 1 *M*.

Mit dieser Lieferung beginnt diese Litteraturgeschichte, auf die wir wiederholt in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift hingewiesen haben, ihren zweiten (Schlufs-) Band, der in ungefähr 17 Lieferungen erscheinen soll. Er wird die Zeit von Maria Theresia bis zur Gegenwart darstellen. Der Verfasser des vorliegenden Heftes, Professor J. Zeidler, behandelt zunächst die Grundlagen und Epochen Altösterreichs. Letzteres ist ihm das Jahrhundert von Maria Theresia bis 1848. Es ist die Zeit des zentralistischen Absolutismus; Aufklärung, Reaktion und revolutionäre Propaganda bilden die neuen Elemente, die auf das deutschösterreichische Wesen in dem Jahrhundert Altösterreichs einwirkten. Es ist aber auch die Zeit, „in der der deutsch-österreichische Stamm, voll innerer Gesundheit und natürlicher Begabung, überreich an Kraft und Talenten, trotz allem, was Zensur und Polizei verdarben, wie in den Tagen der mittelalterlichen Blütezeit, auf die Höhen des deutschen Parnasses empordrang und unvergängliche Juwelen heiterer und hehrer Musik, volkstümlicher und hoher Dichtung dem alldeutschen Kulturschatz zufügte und zugleich noch immer anderssprachigen Stämmen gegenüber seine ererbte Kulturmission zu erfüllen verstand.“

Der Verfasser schildert die Bedeutung Alt-Wiens, der Sprache des Kaiserhauses, der stark entwickelten dynastischen Treue, des tiefwurzelnden Heimatgefühls und der echt österreichischen, Volk und Fürstenhaus verbindenden Denk- und Fühlweise für diese Epoche. Er geht dann über zu den Reformen Maria Theresias und Josephs II. und ihren Unterschieden, zu der Krise, die die fieberhafte Organisierungs- und Uniformierungspolitik des letzteren herbeiführte und die dann unter der Einwirkung der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege jene Reaktion hervorrief, die sich wie ein Meltau auf das staatliche und geistige Leben senkte, zu der Litteratur, die sich in dieser Epoche mehr als früher unter der Einwirkung der aufser- und innerpolitischen Zustände, besonders auch unter der Einwirkung des geistigen Lebens Deutschlands und trotz des Druckes der Zensur entwickelte und deren Eigenart beruht auf einer Verbindung der ererbten Barockbildung und der volkstümlichen Art mit den Einwirkungen, die der Gang des geistigen Lebens in Deutschland hervorrief. Die letzten Seiten behandeln noch die österreichische Barocke.

Erschöpfende Litteraturnachweise und authentische, schön ausgeführte Abbildungen (z. B. ein Porträt Maria Theresias, Gerhard van Swietens) finden sich auch in diesem Heft.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Ernst Müller, Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken, mit einem kurzen Überblick über die gleichzeitige Litteratur in tabellarischer Anordnung bearbeitet. Leipzig 1900, R. Voigtländers Verlag. VII u. 178 S. gr. 8. 4 ℳ, geb. 4,60 ℳ.

Dem Schwäbischen Schillerverein hat Dr. Ernst Müller in Tübingen dieses offenbar auf sorgfältigsten Einzelstudien und gründlicher Benutzung der vorhandenen Quellen, namentlich auch der Briefe von, an und über Schiller, seiner Kalendernotizen, sowie der bisherigen litterarischen Arbeiten über ihn beruhende Buch zugeeignet, zu dessen Abfassung er von dem bekannten Schillerbiographen J. Wychgram angeregt worden ist. Wie der Verfasser selbst in dem Vorwort hervorhebt, ist es seit der jetzt veralteten Arbeit ähnlicher Art von Saupe der erstere gröfsere Versuch, „Regesten, wie sie die Weltgeschichte längst aufweist, auf das Gebiet der Litteraturgeschichte zu übertragen.“ Die ganze Fülle des bis jetzt bekannt gewordenen biographisch-historischen Materials, soweit es geeignet schien, zum Verständnis des Menschen und Dichters beizutragen, liegt hier gesammelt, mit möglichster Objektivität gesichtet und in strenger Zeitfolge übersichtlich geordnet vor zum Zwecke rascher Orientierung über Leben und Werke des Dichters und als Grundlage wissenschaftlicher Beschäftigung mit ihm. Abgesehen von den mehr als 900 Xenien, deren Aufzählung im einzelnen die Rücksicht auf den Raum

verbot, ist mit Angabe der ersten Drucklegung jedes einzelne Werk des Dichters in Poesie und Prosa, ist jeder einzelne Brief verzeichnet, so dafs die Möglichkeit geboten ist, „in genauem Überblick Schillers Leben Jahr für Jahr, Monat für Monat, ja häufig Tag für Tag an sich vorüberziehen zu lassen". Das äufsere und innere Leben des Dichters, sein rastloses Schaffen wird uns hier so, wie es sich im raschen Wechsel der Stunden und Tage abspielte, in gewissenhaftester Verwertung des urkundlichen Materials nahe gebracht, und wenn diese Art der Darstellung naturgemäfs für solche, die weniger mit den Einzelheiten des Lebens und Wirkens Schillers vertraut sind, leicht etwas Zerstreuendes und Ermüdendes hat, so wird doch der Kundige und wissenschaftlich Interessierte sie freudig begrüfsen und dem Verfasser zustimmen, wenn er meint, dafs es einen eigentümlichen Reiz habe, sich das Leben des Dichters auf diese Weise zu vergegenwärtigen.

In drei Spalten ist das gesamte, Schiller betreffende Material auf 177 Seiten zusammengestellt: die erste enthält die Zeitangaben, die zweite die entsprechenden Lebensereignisse, die dritte ein sehr sorgfältiges, auch den Inhalt der Schillerschen Zeitschriften genau berücksichtigendes Verzeichnis der Werke nebst Briefen. Unter dem Text ist in einer vierten Rubrik das Wichtigste aus den gleichzeitigen litterarischen Ereignissen und Erscheinungen nach dem Vorgange Wilhelm Scherers in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur" in gedrängter Kürze verzeichnet, eine Zugabe, welche den Wert des Buches wesentlich erhöht. Die Mitteilung der wichtigsten, Schiller und seine Familie betreffenden Ereignisse ist fortgeführt bis zur Gründung des Schwäbischen Schillervereins i. J. 1895 und zur Einweihung des neuen Goethe-Schiller-Archivs in Weimar am 8. Mai 1896. Zu Ergänzungen nnd auch Berichtigungen, wie solche bereits auf S. 178 aufgeführt sind, werden bei der grofsen Fülle des in Betracht kommenden Stoffes und der Schwierigkeit seiner Gruppierung sowie der häufigen Unsicherheit der Überlieferung spätere Auflagen, die einer so wertvollen Arbeit zweifellos beschieden sein werden, gewifs reiche Gelegenheit bieten. Für die grofse Mühe, welche der Verf. auf die gewissenhafte und geschickte Zusammenstellung des reichhaltigen Materials verwendet hat, gebührt ihm rückhaltlose Anerkennung und herzlichster Dank. Als „ein Handbuch für Gelehrte, Lehrer, Litteratur-Kenner und Litteratur-Liebhaber" ist das Buch auf dem Titelblatte bezeichnet. Das ist es in der That und zwar ein sehr wertvolles, das in den Kreisen, für die es bestimmt ist, die freundlichste Aufnahme finden und sich bald als unentbehrliches Hülfs- und Nachschlagebuch erweisen wird für alle, die sich eingehender mit Schiller beschäftigen.

Saarbrücken. H. Neuber.

Aschendorffs Ausgaben für den deutschen Unterricht. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung.

1) **Körner, Zriny.** Für die Einführung in die dramatische Lektüre bearbeitet von H. Vockeradt. 1901. 168 S. kl. 8. geb. 0,95 M.

2) **Schiller, Wilhelm Tell.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Heuwes. Mit einer Karte und 6 Bildern. 1901. 208 S. kl. 8. geb. 1 M.

3) **Schiller, Wallenstein.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Vockeradt. 1901. 448 S. kl. 8. geb. 1,65 M.

4) **Lessing, Emilia Galotti.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von W. Böhme. 1901. 132 S. kl. 8. geb. 0,75 M.

5) **Shakespeare, Julius Cäsar.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von F. Zurbonsen. 1901. 136 S. kl. 8. geb. 0,80 M.

Die Aschendorffsche Buchhandlung in Münster hat ihrer mit verdientem Beifall aufgenommenen Sammlung griechischer und lateinischer Klassiker eine solche von Ausgaben für den deutschen Unterricht folgen lassen, von der die oben angeführten fünf Bändchen vollendet vorliegen. Bei solchen Unternehmungen mufs man die Leistungen der Firma von denen der Verfasser unterscheiden. Da die vorliegende Sammlung nicht die erste ihrer Art ist, so mufste die Aschendorffsche Buchhandlung, um mit Aussicht auf Erfolg konkurrieren zu können, ihre Vorgängerinnen zu übertreffen suchen, eine Konkurrenz, bei der die Schule nur gewinnen kann. In der That verdient die gediegene Ausstattung und der mäfsige Preis der einzelnen Bändchen alle Anerkennung, und da die Verlagshandlung es aufserdem verstanden hat, sich die Mitwirkung bewährter Schulmänner zu sichern, deren Namen gerade auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts schon längst einen guten Klang haben, so kann man dem neuen Unternehmen einen guten Erfolg mit Sicherheit voraussagen.

Gemeinsam ist allen Ausgaben eine kurze Einleitung, in der über die Entstehung, den Stoff, die Bedeutung und den Erfolg der Dichtung in klarer und angemessener Weise gehandelt wird, bei Zriny und Julius Cäsar aufserdem auch über das Leben und die Werke des Dichters. — Der Text der Dichtung ist nach den besten Quellen gegeben, die äufsere Form derselben zeigt einige bemerkenswerte Neuerungen. Die als Denksprüche zum Auswendiglernen geeigneten Stellen sind durch einen links daneben stehenden Querstrich ausgezeichnet; durch Sperrdruck aber werden die für die Gliederung des Inhalts entscheidenden Stellen hervorgehoben. Durch diese Einrichtung wird es dem Schüler ermöglicht, nicht nur den Hauptinhalt, sondern auch die Disposition eines jeden Auftritts leicht und bequem zu überschauen und bei der Wiederholung sich ins Gedächtnis zurückzurufen. Aufserdem ist hier eins vermieden, was ich bei andern erklärenden Ausgaben oft störend empfunden habe; im Texte selbst finden sich keine Zahlen noch auch Sternchen oder andere Zeichen, die auf die

Erläuterungen hinweisen. Auf diese Weise kann man den Dichter genieſsen, ohne daſs sich die Gelehrsamkeit des Herausgebers in aufdringlicher Weise bemerkbar macht, deren man sich noch immer früh genug erinnert, wenn man etwas nicht verstanden hat und sich wirklich Rats erholen will. — Für die Karte und die sechs Bilder im Texte des Wilhelm Tell wird man dankbar sein; aber das Bild des Rütli giebt von der Örtlichkeit keine deutliche Vorstellung.

Die erklärenden Anmerkungen hinter dem Texte berücksichtigen in gleicher Weise sprachliche wie sachliche Schwierigkeiten und sind durchaus geeignet, den Schüler sowohl bei der Vorbereitung auf den Unterricht als auch bei der Privatlektüre zu unterstützen. Eine solche Unterstützung ist heute mehr als früher ein Bedürfnis, da die neuen Lehrpläne eine weit umfangreichere Lektüre als bisher fordern, die nur dann bewältigt werden kann, wenn man von den Schülern regelmäſsig eine gründliche häusliche Vorbereitung auf den Unterricht und auſserdem eine sorgfältige und aufmerksame Privatlektüre verlangt. Dieser Vorbereitung sollen wahrscheinlich auch die Fragen dienen, welche Vockeradt im Zriny und Wallenstein neben den Erläuterungen (so wie bei den Schöninghschen Klassikerausgaben) bietet. Mir scheinen sie entbehrlich, und ich empfehle, sie künftig ganz zu streichen.

Auf die Anmerkungen folgen in den meisten Bändchen kurze Abschnitte, in denen die Idee und der Aufbau der Handlung übersichtlich dargestellt, die Hauptpersonen kurz charakterisiert und Stoffe zu Vorträgen oder schriftlichen Ausarbeitungen angegeben werden, im Wallenstein und Zriny eine Übersicht über die geschichtlichen Ereignisse, welche der Dichtung zu Grunde liegen, und ein Verzeichnis der Personen und Orte. Das sind dankenswerte Beigaben; aber für die künftig erscheinenden Bändchen und neue Auflagen empfehle ich eine gröſsere Einheitlichkeit der Behandlung. Besonders der Aufbau der Handlung müſste von sämtlichen Herausgebern in der gleichen Form, nach demselben Schema, nach denselben Gesichtspunkten dargestellt werden; die einfache, klare Übersicht, wie sie Zurbonsen seinem Julius Cäsar beigegeben hat, könnte vorbildlich sein. Bei einigen der übrigen Bändchen habe ich mich des Gedankens an „die ästhetische Geometrie“ nicht erwehren können und bestätigt gefunden, was bereits mehrfach in dieser Zeitschrift hervorgehoben worden ist, daſs man in dem Bestreben, die Kunstform zu erklären, heute entschieden zu weit geht. Eine maſsvolle Reaktion gegen den überwiegenden Einfluſs von Freytag und Unbescheid liegt im Interesse des deutschen Unterrichts. Aber andere mögen darüber anders denken.

Jedenfalls ist aus den vereinten Bemühungen einer rührigen Verlagshandlung und tüchtiger Schulmänner ein für die Schule sehr brauchbares Lehrmittel hervorgegangen, das ich der Auf-

merksamkeit aller Amtsgenossen gern und angelegentlich empfehle.

Rheine i. W. Anton Führer.

Die deutschen Klassiker erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von L. Kuenen und M. Evers.
18. Bändchen: Lessings Emilia Galotti, herausgegeben von L. Volkmann. Leipzig 1901, H. Bredt. II u. 60 S. 8. 0,75 ℳ.

Verf. wünscht mit Recht, dafs Lessings Musterdrama ebenso wie dessen Dramaturgie auch fernerhin im Prima-Unterrichte ihre Stelle finden. Die Schrift zerfällt in 9 Kapitel, deren I. und II. die Fabel des Stückes und ihre Quellen behandeln. Lessing habe in Anlehnung an ältere Vorbilder doch ein durchaus neues, modernes Stück geschaffen. „Emilia Galotti (Kap. III) gehört zu der Klasse von Dramen, die den Helden bei Beginn in verhältnismäfsiger Ruhe unter Lebensbedingungen darstellen, welche fremden Gewalten einen Einflufs auf sein Inneres nahelegen. Bei Dramen dieser Art liegt demnach die Handlung zuerst in den Händen der Gegenspieler, die in die Seele des Helden arbeiten“. Also sei das Spiel vertreten durch Emilia Galotti, Odoardo, Claudia, Appiani; das Gegenspiel durch Hettore Gonzaga, Marinelli, Camillo Rota, Angelo und Bediente. Die Scheidung der dramatischen Personen in Spieler und Gegenspieler geht, wenn Ref. nicht irrt, auf Gustav Freytag zurück. Doch hat letzterer dabei kaum wohl an alle die kleinen und kleinsten Nebenrollen gedacht. Zudem würde im Gegensatze zum Verf. Camillo Rota vielmehr Gegenspieler zum Prinzen sein, insofern er eben nicht zuläfst, dafs dieser leichtsinnig das ihm vorgelegte Todesurteil unterschreibt. Und was sind Orsina und Conti? Verf. stellt sie in die Mitte zwischen Spiel und Gegenspiel! Allzuviel Theorie ist ungesund. „Die Exposition“, fährt Verf. fort, „hat den treibenden Faktor, der die That in Bewegung setzt, zu schildern. Dieser ist hier die Liebe des Prinzen zu Emilia“. Das ist eine ebenso willkürliche Annahme, wie wenn unter anderm S. 14 gesagt wird, die Leidenschaft des Prinzen werde uns in vier Stufen vorgeführt und ihrem Höhepunkt entgegengetrieben. Natürlich fehlt auch nicht das schon von Freytag in der Technik des Dramas empfohlene Dreieck, das den Aufstieg der Handlung bis zur Höhe und den Abfall derselben veranschaulichen soll. Wann wird man endlich einmal aufhören, die herrliche dramatische Kunst in das Schema einer geometrischen Figur einzuschnüren!

Weiter wird das Verhältnis des Lessingschen Dramas zu den drei Einheiten besprochen. Die Einheiten der Zeit und der Handlung sind streng eingehalten. Alle gegen die letztere — gegen das Auftreten der Orsina und gegen die Schlufsscene — erhobenen Einwände sind als unbegründet abzuweisen.

Die nächsten Kapitel behandeln die Charaktere und die Katastrophe. Wenn Verf. S. 32 bemerkt, dafs zwei Meister der Schauspielkunst Marinellis Abgang ganz verschieden dargestellt haben, so gilt dasselbe vom Verhalten des Prinzen bei den Schlufsworten: „Ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, dafs Fürsten Menschen sind; müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“

Natürlich haben die vielumstrittenen Worte Emilias „Verführung ist die wahre Gewalt“ u. s. w. auch den Verf. des weiteren beschäftigt. Nach der Ansicht des unterzeichneten Referenten sind nur zwei Deutungen möglich. Entweder sind Emilias Worte nicht allzu ernst zu nehmen und sollen den Alten nur bestimmen, dafs er ihr den Dolch einhändigt, oder sie fürchtet eben Verführung, weil der Prinz es ihr angethan hat und sie sich ihm gegenüber nicht gefestet genug fühlt. Letztere Annahme wird gestützt durch Schillers Braut von Messina, die nicht ohne Hinblick auf Lessings Drama gearbeitet zu sein scheint. Beatrice ist die Verlobte Manuels, und doch ist Don Cesar, „der Jüngling mit dem Flammenauge“, nicht ohne Eindruck auf sie gewesen. Emilia ist die Verlobte Appianis, aber der verführerische Prinz hat sich in ihre Seele gestohlen.

Die Frage, ob das Drama in eine der gangbaren Kategorien (Intriguen-, Schicksals-, Charaktertragödie) unterzubringen sei — Verf. entscheidet sich für keine — führt schliefslich zur Wirkung der Tragödie. Die höchste tragische Wirkung werde durch dieses Drama nicht erreicht. Das solle uns aber in unserer Freude an dem Kunstwerk nicht stören. „Lessings Emilia Galotti steht in der deutschen Dichtung als ein erstes, aber etwas herbes Erzeugnis vollendeter deutscher Kunstgenialität“. Mit einigen Bemerkungen über Lessings Sprache und Darstellung schliefst das hübsche Schriftchen, das Ref. nicht ohne Interesse gelesen hat.

Chemnitz. B. Arnold.

F. Böckelmann, Auslese deutscher Gedichte zum Memorieren nebst einem Abrifs der Poetik für höhere Schulen. Dritte Auflage der früher als Blumenlese bezeichneten Sammlung. Herford 1901, W. Menckhoff. VIII u. 161 S. 8. geb. 1 ℳ.

Dieses jetzt in dritter Auflage erschienene Buch kommt einem wirklichen Bedürfnisse des Unterrichts entgegen und erscheint zur guten Stunde gleichzeitig mit den neuen Lehrplänen. Sie verlangen, dafs die im Lesebuche der unteren und mittleren Klassen dargebotenen Proben neuerer Dichter in geeigneter Weise zusammenzustellen sind. Ebenso werden Belehrungen über das Leben der Dichter und die poetischen Formen und Gattungen von Untertertia bis Prima, immer in erweiterter und zusammenfassender Art, gefordert. Für beide Neuerungen, die von den

Fachmännern längst als wünschenswert bezeichnet worden sind, ist das Buch ein treffliches Hilfsmittel. „Aus der Schule für die Schule" kann man mit gutem Gewissen als Aufschrift auf das Titelblatt setzen. Denn mit umsichtigem und feinsinnigem Urteil ist die Auswahl getroffen; mit reicher Erfahrung, die unterstützt wurde von dem Rate sämtlicher Lehrer des Deutschen an der Anstalt, ist der Kanon für die einzelnen Klassen, je acht Gedichte, aufgestellt, dazu wurde ein praktischer Plan für die Wiederholungen hinzugefügt. Die beiden neuen Beigaben: „Kurze Angaben über das Leben der Dichter" und „Die Poetik" enthalten den reichen Stoff in kurzer, genauer, dem Schulbedürfnis angepafster Form. Weil Referent aus eigener Erfahrung weifs, wie viel Nutzen das Buch schon in seiner alten Form für den deutschen Unterricht gestiftet hat, möchte er diese sachgemäfs erweiterte Auflage auch anderen Anstalten als wertvolles und zeitgemäfses Hilfsmittel warm empfehlen.

Herford. H. Windel.

Richard Jahnke, Vaterländische Gedichte aus der Zeit der Befreiungskriege. Erster Teil: Text. Leipzig 1901, H. Bredt. VIII u. 220 S. kl. 8. 1 M.

Der Herausgeber ist Direktor der Deutschen Schule in Brüssel; dieser Umstand macht das Erscheinen dieses Buches sehr bemerkenswert. Jahnke weist darauf hin, dafs in den preufsischen Schulplänen als Pensum der Unter-Sekunda die neueste Geschichte und die Dichtung der Befreiungskriege vorgeschrieben ist. Diese soll nach seiner Meinung nicht die knappe Geschichtserzählung ergänzen, sondern mehr lyrischen als epischen Wert haben. Wir wollen das zugeben, ohne jedoch damit auszusprechen, dafs nicht der Lehrer einzelne Gedichte dazu benutzen könnte, den schablonenartigen Vortrag der neuesten Geschichte lebendiger zu gestalten.

Ich meine z. B. Folgendes (vgl. Nr. 21: Das Lied vom Schill 1812). Ich kannte einen Schillschen Husaren, der auf einer französischen Insel an der Westküste Frankreichs gefangen gehalten wurde, dort eine Französin heiratete, eine Zeit lang in Frankreich dienen mufste, später dann ausgewechselt wurde, für sein Vaterland kämpfte und als preufsischer Beamter starb, nachdem er noch bis in die 70er Jahre des Jahrhunderts gelebt hatte. Sollte man solche Fälle nicht erzählen? Oder nehmen wir das Lied 22: Das Lied von Gneisenau 1813. Ich habe in Kolberg als Offizier Dienste gethan. Bei Gelegenheit habe ich es nie versäumt, meinen Schülern die Örtlichkeit zu schildern und dabei Schills Kampf in der Maikuhle, Gneisenaus hellen Blick und Nettelbecks Thätigkeit rühmend hervorzuheben. Ich meine, dafs solche drastischen Einzelheiten die lyrische Stimmung nur erhöhen und vertiefen können.

Die Auswahl, 169 Lieder umfassend, ist mit Sorgfalt und gesundem Urteil gemacht worden. Sie wird beim Unterricht mit grofsem Nutzen zu verwenden sein und verdient die wärmste Empfehlung. Ein zweiter Teil wird Lebensskizzen der Dichter und Erläuterungen zu den einzelnen Liedern bringen.

Die Ausstattung ist gut, der Preis verhältnismäfsig gering.

Gr.-Lichterfelde. R. Fofs.

Wilhelm Vollbrecht, Das Säkularfest des Augustus. Mit einer Abbildung. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 33. Heft). Gütersloh 1900, C. Bertelsmann. 45 S. 8. 0,60 ℳ.

Das im Jahre 17 v. Chr. Anfang Juni von Augustus wie eine Art Weihe für das neugegründete römische Reich gefeierte Säkularfest in einer besonderen Schrift eingehend zu behandeln, dafür giebt es verschiedene Anlässe. Vom Standpunkt der Schule aus ist wohl der wichtigste, dafs den besonders glänzenden Abschlufs der Feier das Carmen Saeculare des Horaz bildete, durch welches, wie Vollbrecht S. 36 ausführt, der Ruhm dieses Dichters erst völlig befestigt und alle Mifsgunst beseitigt wurde: während Horaz vorher über Gleichgültigkeit und Herabsetzung zu klagen hat, während er der Parze dankt, dafs sie ihm die Gabe verliehen habe, malignum spernere volgus, ruft er nachher dankbar aus: jam dente minus mordeor invido, er freut sich, quod monstror digito praetereuntium, und er dankt der Muse: quod spiro et placeo, si placeo, tuum est. — Vor einiger Zeit ist noch ein neuer Anlafs, das Säkularfest zu besprechen, hinzugekommen. Im Jahre 1890 fand man bei Ausgrabungen zum Zwecke eines Quaibaues Inschriften, die man geradezu als die fast vollständigen offiziellen Aktenstücke über dieses Fest bezeichnen mufs, und die als Ergänzung dessen, was früher bekannt war und was man aus dem Carmen Saeculare schliefsen konnte, nun erst eine ganz klare, gesicherte Vorstellung von dem gesamten Verlauf der Sachen uns geben. — Vollbrecht fügt noch hinzu: auch die im Jahre 1863 an der Via Flaminia gefundene Marmorstatue des Augustus, die ungefähr in die Zeit der ludi saeculares gehört, liegt durch die sehr eigenartigen Reliefs auf dem Panzer des Herrschers in demselben Gedankenkreise. Es ist dem Verf. jedenfalls zu danken, wenn er sie in die Behandlung seines Stoffes mit hineingezogen hat, indem er sie nicht nur in einer Abbildung dem Hefte beigab, sondern auch sehr ausführlich und gut besprach. Freilich scheint er mir dabei etwas zu weit zu gehen. Die Reliefs gehören ja ohne Zweifel dem Gedankenkreise des Säkularfestes an. Aber es ist doch wohl übertrieben zu sagen, dafs diese Statue „noch viel deutlicher als der ganze Apparat des Festes, wie ihn uns namentlich die Akten kennen gelehrt haben, zeigen kann, welchen hohen Wert Augustus selbst und die ihm Nahestehenden, besonders auch die Dichter und Künstler, auf das Säkularfest und seinen so

günstigen und glänzenden Verlauf legten" (S. 44). Auf das Fest selbst spielen die Darstellungen auf der Statue doch nicht an.

Die kleine Schrift bespricht in anregender Art zunächst die Institutionen und Gedanken, an die das Säkularfest des Augustus irgendwie anknüpft, das lustrum beim census, dann die Träume der damaligen Zeit von einem neuen goldenen Zeitalter, von einem Gott in Menschengestalt, der es heraufführen sollte, und wie diese Hoffnungen, die zu der Zeit von Vergils vierter Ecloge sich an den Sohn von Asinius Pollio anlehnten, später sich auf Caesar Octavianus übertrugen. Es folgt eine Zusammenstellung der Nachrichten über die Säkularfeste der Republik, die von der gens Valeria begründet sein sollten, Sühnegebräuche mit Opfern an die Unterirdischen, in der Zeit des Freistaates mehrmals gefeiert, ohne dafs wir viel Zuverlässiges darüber wüfsten. Wir erfahren, dafs die saecula in älterer Zeit meist auf 100 Jahre festgesetzt wurden, seit Varro auf 110 Jahre mit der Hinzufügung, dafs nach vier saecula, also 440 Jahren eine allgemeine Wiedergeburt eintreten solle. Diese Berechnung eignete sich Augustus an, ihr zu Liebe mufsten in die Geschichtsdarstellung Berichte über alte Feiern eingeschmuggelt werden, um das Säkularfest des Kaisers als deren Fortsetzung erscheinen zu lassen; auch machten willige Köpfe ein Sibyllenorakel zurecht, das die Festfeier genau so vorschrieb, wie Augustus sie plante. Nur eine Abweichung gestattete man sich später doch: das Orakel schrieb für Apollo gleiche Opfer vor wie für Jupiter, also Stieropfer (S. 32, Anm.), während er nach den neu aufgefundenen Akten nur Kuchenopfer erhielt (S. 23, Anm. 2). Bei diesen Erörterungen scheint S. 14 ein Versehen vorzuliegen: wenn nach der zurecht gemachten Geschichte das erste Säkularfest 456 v. Chr. G. gefeiert ist, so folgen die andern 346, 236, also das vierte 126, während hierfür 146 angegeben ist. Augustus hätte darnach sein Fest in das Jahr 16 verlegen müssen, er hat es aber schon 17 v. Chr. begangen. Vollbrecht stellt dafür S. 14 einige einleuchtende Gründe zusammen, der wichtigste war wohl die Erscheinung von Cäsars Stern, dem Kometen, in diesem Jahre.

Das Ergebnis aller Darlegungen ist, dafs Augustus zwar äufserlich sich nach Möglichkeit an die Feiern der republikanischen Zeit anlehnte, im wesentlichen aber Neues schuf; die Unterschiede giebt Vollbrecht S. 16—19 scharf und richtig an. Er schildert dann ausführlich den Verlauf des Festes selbst und schliefst an sie eine eingehende Besprechung des Carmen Saeculare von Horaz mit Hinzufügung einer Übersetzung, die sich „gründet auf die Verdeutschung der Dichtungen des Horaz von K. Schmidt" (S. 26, Anm.). Dabei handelt es sich besonders um die Gliederung des Gedichtes, die mutmafsliche oder sichere Verteilung der Strophen auf die Chöre der Jünglinge und Jungfrauen, und um den zweimaligen Vortrag, erst auf dem Palatin vor dem Apollotempel,

dann auf dem Kapitol. Diese Erläuterung ist sehr belehrend und für die Auffassung des Carmen Saeculare sehr wichtig. Aber werden Schüler um eines Gedichtes willen, das am Ende wenig persönlichen und bleibend wertvollen Inhalt hat, solche Studien machen mögen? Das Heft gehört wohl hauptsächlich in die Hand der Lehrer, die es mit Nutzen zu Rate ziehen werden.

Neustrelitz. Th. Becker.

Bernhard Gerth, Griechische Schulgrammatik. Sechste Auflage. Leipzig 1901, G. Freytag. IV u. 247 S. 8. geb. 2,50 *M*.

Gerths Grammatik mufste von Anfang an als ein hervorragend brauchbares Schulbuch bezeichnet werden. Ohne dafs die wissenschaftliche Grundlage Not litte, was sich bei dem Neubearbeiter der grofsen Kühnerschen Syntax von selbst versteht, zeichnet sie sich durch eine in die Augen fallende Kunst praktischer Gestaltung aus. Der Stoff ist mit sicherer Hand umgrenzt und nicht zu reichlich, aber auch nicht zu ärmlich wie in so manchen der neuesten Notstandsbüchlein bemessen; er ist klar und durchsichtig angeordnet, was schon in dem schönen und gefälligen, durchweg grofsen Druck hervortritt; er bietet endlich, wo es nur möglich ist, einen des Lernens werten Inhalt, wobei die Gefahr, allzuviel dichterische Spruchsätze zu bringen, doch glücklich vermieden ist. Wenn wir im Folgenden einige Punkte berühren, an denen wir abweichender Meinung sind, so thun wir es nicht, weil wir bezweifelten, dafs der seines Faches so kundige Verfasser bei den meisten seine Gründe gehabt habe, sich anders zu entscheiden, zumal er seit etwa drei Jahrzehnten unablässig an der Vervollkommnung seines Werkes thätig gewesen ist.

S. 28 würde *ἦϱ* wohl besser eingeklammert, da im Attischen das Bestreben, überall Zweisilbigkeit zu gewinnen, herrschend ist. W. Schulze, Quaest. ep. 163; Solmsen, K. Z. 32, 526. — S. 31 Altattisch wird nicht *ε-ες* in *ης* zusammengezogen, sondern *η-ες*. Brugmann, Gr. Gr.[3] 232. — S. 38 *ϑᾶττον* nicht aus **ταχ-joν*, woraus **ϑᾰττον* entstände, sondern aus **ϑαγχ-ιον*. Brugmann 78. — S. 53 *εὐηϱγέτουν* nur in minderwertiger Überlieferung. Kühner-Blass II 33. — S. 66 bei *χϱῆσϑαι* in *η* „statt“ in *ᾱ* kontrahiert: schreibe in *η*, „nicht“ in *ᾱ*; das *η* ist urgriechisch. Prellwitz, Et. Wb. 363.—S. 67, hier tritt vor *μ* und Dentalen das ursprüngliche *σ* wieder hervor; richtiger: „vor Dentalen und darnach auch vor *μ*“. Brugmann, Gr. Gr.[3] 125. 186. 326. — S. 68 Was heifst *κλαύσομαι* im Unterschiede von *κλαήσω* bei den Attikern? K. B. II 459f. — S. 125 *φευγ* hat „gedehnten“ Vokal. Allein 1) ist die Guna-Vriddhi-Theorie heute verlassen, und 2) ergäbe die Dehnung von *φῠγ*: **φῡγ*. — S. 70 *σέσῳσμαι*; über die Gleichberechtigung von *σέσωμαι* K. B. II 544f. — S. 73 zu der überlieferten Form *πέπϱᾱχα* K. B. I 538. —

S. 77. Zu πέφαγκα u. ä. K. B. I 558. — S. 82 αἰσχύνω „beschäme“; ich vermag aus den Wörterbüchern nur nachzuweisen: 1) „verunstalte“, 2) „schände“, 3) nicht att. pros. „lästere“. — S. 101 ὤν nicht aus ἐσ-ων, vielmehr der Wechsel zwischen vokalisch und konsonantisch anlautenden Formen schon vorgriechisch; vgl. lit. Partic. sas, lat. sum, sumus, sunt u. s. w. ἐσ-ων in jon. dor. äol. ἐών erhalten. — S. 122 ff. wäre zu empfehlen die Kennzeichnung der in attischer Prosa nicht üblichen Wörter. — S. 134 § 203 et ipse ist nachklassisch. — S. 134 § 204 ist nicht erwähnt die besondere Bedeutung, die οὗτος gern in der Rede vor Gericht annimmt. — S. 142 § 216, A 4 eo insaniae progressi sunt: ist unklassisch. — S. 144 § 224 A. vollständiger und überdies genau dem Deutschen entsprechend ἡγοῦμαί τινι ὁδὸν πρός τι „zeige einem den Weg zu etwas“. — S. 147 § 231 der Genetivus pretii kaum aus dem Ablativ zu verstehen: Delbrück. Vgl. Synt. I 238. — S. 150 § 235, 1 beizufügen: ἐγκαλῶ τινί τι. Ebenda εὔχομαί τινί τι auch = „wünsche einem etwas an“. — S. 150 § 236, b wie unterscheidet sich ἔστι τί τινι von τινος? — S. 154 § 246, c εἰς δισχιλίους gegen 2000: eher 1) im ganzen 2000, 2) volle 2000, 3) 2000 hoch, je 2000. Wackernagel, K. Z. 28, 133. — S. 172 § 272, 3 Z. 5 v. u. statt bezeichnet „enthält, giebt wieder“. — S. 179 § 283 A. 4 (und § 311) bei λέγω wird ὅτι ebenso das Regelrechte sein wie bei λέγουσιν (ἔλεγον), λέγεται = φασίν der Infinitiv. — S. 180 § 284 zu ὥστε: 1) würde auch indic. impf., aor., plusqpf. mit ἄν (modus irrealis) die Folge als Thatsache bezeichnen? Eher so: ὥστε mit modus finitus (worin dann conj. und imper. gleich mitinbegriffen sind) stellt den Inhalt des Folgesatzes als selbständig, der infin. als nur ergänzend dar. 2) beim infin. in gewissen Fällen οὐ nicht ausgeschlossen. Im ganzen vgl. besonders Akens Darlegungen. — S. 181 in § 286 ist im Druck ausgefallen ... εν ἐπίσποιτο. — S. 182 § 289 „reale“ Form; richtiger wohl „logische“ oder „mathematische“. Darunter, dafs diese Art des Bedingungsgefüges mit der Wirklichkeit an sich nichts zu thun hat, ist die neuere Sprachwissenschaft meines Wissens einig. — S. 183 „temporale“ Form: „eventuale“ u. ä. Der Konjunktiv enthält doch kaum mehr als die anderen Modi einen Hinweis auf Zeitstufe, Zeitart oder Zeitrelation, sondern dient wie sie dem Zwecke, eine seelische Stimmung des Redenden und im Zusammenhang damit bis zu einem gewissen Grade das Verhältnis des Ausgesprochenen zur Wirklichkeit zu bezeichnen; seine Beziehung auf die Zukunft ist erst aus seiner modalen Eigenschaft als voluntativus oder prospectivus abgeleitet und gerade in den ἐάν-Sätzen, die sich so oft innerhalb der Gegenwart bewegen, nicht einmal einseitig vorherrschend. — S. 190 § 308 vermifst man eine Bemerkung darüber, dafs auch der indic. der augmentierten

Tempora in solchen abhängigen Sätzen, die schon in unabhängiger Rede Nebensätze sind, in der Regel nicht in den opt. obl. desselben Tempusstammes verwandelt wird, aufser gelegentlich bei ὡς „da" und ὅτι „was das betrifft, dafs, weil", bei denen der opt. nicht so leicht mit einem an Stelle von conjunct. + ἄν gesetzten verwechselt wird. Madvig, Bemerkungen über einige Punkte der griechischen Wortfügungslehre (Göttingen 1848) S. 22 bis 27; Koch, Gr. Schulgr.[18] 321 f., § 129, 2, b. — S. 213 § 342, 4 und 10 fehlt γε μήν bezw. δὲ δή; insbesondere wünscht man zu erfahren, ob letzteres = „aber vollends" ist. — S. 218 § 344, 5 εἰπεῖν wird schwerlich aus *ϝεϝεπεῖν hergeleitet werden dürfen. G. Meyer, Gr. Gr.[3] 607; Brugmann, Gr. Gr.[3] 50. 68. 282; vgl. den allerneusten und kühnsten Versuch einer Erklärung der schwierigen Form bei H. Hirt, Idg. Abl. 132.

Mögen diese Zeilen dem Verfasser ein weiterer Beweis sein für die Wertschätzung, die der Berichterstatter seiner gediegenen und trefflichen Arbeit zollt!

Maulbronn (Württemberg). H. Meltzer.

Gustav Schneider, Schülerkommentar zu Platons Apologie des Sokrates und Kriton nebst den Schlufskapiteln des Phaidon. Leipzig 1901, G. Freytag. VIII u. 76 S. kl. 8. 0,80 *M*.

Die Frage, wie weit man bei der Erklärung eines Schulschriftstellers gehen dürfe, ist noch nicht gelöst und wird wohl auch so bald nicht gelöst werden. Die Meinungen darüber werden immer auseinander gehen. Die einen wollen, dafs nur das gedeutet werde, was der Schüler, allein auf das Lexikon angewiesen, nicht finden könne; die notwendige Hülfe solle der Kommentar ihm bieten, dafs er am Verständnis des Textes nicht verzweifle, dafs er in den Stand gesetzt werde, durch eigenes Nachdenken den Sinn zu erfassen und nun in der Lage sei, dem Unterricht in der Klasse gut zu folgen. Andere halten dafür, dafs im gedruckten Kommentar mehr geboten werden müsse. Es gelte nicht nur, Schwierigkeiten zu überwinden, sondern auch eine genaue Kenntnis zu vermitteln und eine zutreffende Übersetzung anzubahnen.

Mich will bedünken, das erste Verfahren verdiene im Interesse der vollen Kraftentwickelung des Schülers den Vorzug; doch gebe ich ohne weiteres zu, dafs auch das zweite bei gewissen Schriftstellern mit Erfolg zur Anwendung kommen kann. In die Klasse dieser Auslegungen gehört Schneiders Schüler-Kommentar zu Platons Apologie und Kriton. Sehr zutreffend erklärt der Verf. im Vorwort, das eigentliche Ziel bei der Lektüre dieser Schriften müsse das sein, ein Bild von der Persönlichkeit und der Bedeutung des Sokrates zu gewinnen, und zwar müsse diese Aufgabe soweit als möglich durch die gemeinsame Arbeit der Lehrer

und der Schüler gelöst werden. Das koste aber Zeit, und damit diese gewonnen werde, müsse dem Schüler für seine Vorbereitung durch den Kommentar etwas reichere Unterstützung geboten werden. Schon aus diesem Grunde seien sachliche Erklärungen nicht auszuschliessen. Auch solle der Primaner für das akademische Studium tüchtig gemacht werden; er sei also anzuleiten, wissenschaftliche Werke selbständig durchzuarbeiten und auch nach der sachlichen Seite hin zu begreifen.

Wer so denkt, hat das Recht, einen ausführlichen Kommentar zu geben. Aber in der sprachlichen Erklärung ist Sch. doch manchmal zu weit gegangen. Stellen wie *ἴθι δή νυν* (S. 20), *ἄλλως τε καὶ* (24), *ὅτου τι καὶ σμικρὸν ὄφελός ἐστιν* (27), *διὰ τί δή ποτε* (40), *στάσεων* (45), *πείθειν* und *πέπεισμαι* (46), *ὡς εἰρωνευομένῳ* (47), *λέγοντα μεταξύ* (51), *πάντως* (53), *ὅ τι χρῷο σαυτῷ* (58), *ἡ προθυμία σου* (60), *φέρε δή — ἐπιστάτῃ* und *ἀτιμάσας* (62), *ἑκόντας* (65), *ὀλίγον χρόνον διαλιπών* (76) und viele andere bedurften einer Erklärung oder Übersetzung nicht.

Sehe ich von diesem Übereifer ab, der dem Schüler die Sache doch allzuleicht macht, so kann ich die Arbeit von Schneider nach allen Seiten hin warm anerkennen. Aus jeder Zeile spricht die hohe Verehrung des Sokrates sowie das volle Verständnis Platons und seiner Philosophie. Die beiden herrlichen Männer werden bewundert und, was mehr ist, in ihrer hohen Bedeutung gewürdigt. Nichts bleibt unerörtert, was einen Beitrag zur Charakteristik des Sokrates liefert; über keinen Vorgang des antiken Lebens, der hier erwähnt wird, bleibt der Schüler im Unklaren. Ob es sich um eigenartige Züge im Wesen des Sokrates oder um philosophische Begriffe, ob es sich um gerichtliche Dinge oder um Sitten und Gebräuche im Privatleben handelt, immer wird das Nötige in knapper Form gesagt.

Mit besonderer Vorliebe verweilt Sch. bei der Besprechung ethischer Dinge; man kann ihm für die gute Absicht, die er dabei verfolgt, nur dankbar sein.

Die Auffindung der Disposition will Sch. der gemeinsamen Arbeit in der Schule überlassen; mich will bedünken, er hätte sie doch geben sollen, um auch denen, die jene unvergleichlichen Schriften privatim lesen, den Überblick zu erleichtern. Von der Komposition dagegen hat er eingehender gehandelt.

Ein besonderes Verdienst hat sich Sch. dadurch erworben, dafs er schwierigere Konstruktionen erklärt, das innere Gefüge ungewöhnlicher Satzverbindungen aufdeckt, die Entstehung gewisser Wendungen nachweist und so alle Blöcke, über die der Schüler stolpern könnte, beseitigt. Das macht er wirklich mit grofsem Geschick. Und nicht minder grofs ist seine Gewandtheit im Übersetzen. Er bietet des Guten zu viel, wie ich schon gesagt habe, aber seine Verdeutschungen treffen fast durchweg

den Nagel auf den Kopf. An zwei Stellen dürfte eine Änderung angebracht sein. Seite 57 werden von dem Worte συκοφάνται zwei Erklärungen gegeben; die Sache ist ungewifs, ja wohl, aber den Schülern hat man nur eine Deutung zu bieten. S. 59 ist die Übersetzung „die du verlassen und auf und davon gehen willst" ein schlechtes Deutsch, allerdings, wie ich gern hinzusetze, das einzige im ganzen Buche. Alles in allem, wir haben einen recht brauchbaren Kommentar der Apologie, des Kriton und der Schlufskapitel des Phaidon, wie sie in der Ausgabe von Christ vorliegen, von Schneider erhalten; und wir freuen uns, den Verfasser, der sich in seinen früheren Schriften als Gedankenausleger bewährt hat, nun auch als berufenen Texterklärer kennen zu lernen.

Pforta. Christian Muff.

---

1) **Max Johannesson, Französisches Übungsbuch für die Mittelstufe im Anschlufs an das Lesebuch. Erster Teil: Formenlehre. Berlin 1900, Mittler u. Sohn. XI u. 76 S. 8. 1,15 ℳ.**

Wenn die vorliegende Formenlehre übersichtlicher ist als viele andere Formenlenlehren — und sie kann sich dieses Vorzugs in besonderem Mafse rühmen —, so liegt das zunächst an der geschickten Verwendung mannigfaltiger Typen im Druck, mehr aber noch an der räumlichen Ausdehnung der Seiten, die es ermöglicht, auf je einer derselben ein Verbalparadigma, ein Deklinationsschema, mitunter ein ganzes grammatisches Kapitel in allen seinen Einzelheiten vorzuführen. Da finden wir beispielsweise auf S. 16 fast sämtliche Besonderheiten der er-Verba, auf S. 43 den Teilungsartikel mit und ohne Adjektiv und in Abhängigkeit von Mengebegriffen, S. 45 die Femininbildung der Adjektiva, S. 47 die Bildung des Adverbs, des regelmäfsigen wie des unregelmäfsig gebildeten dargestellt; das betonte Personalpronomen wird in seiner vielseitigen Verwendung auf S. 56, die Konjunktionslehre auf S. 65 nahezu vollständig absolviert. Dabei bestätigt sich die Angabe des Verfassers in § 1, dafs die Übersicht der Formenlehre auch die einfachsten Gesetze über die Verwendung der Wortformen im Satze enthält, allenthalben. Um diese Gesetze darzulegen, bedient sich der Verfasser freilich zumeist des Beispiels, selten der Regel; doch kann man das Verfahren in einem so kurz gefafsten Lehrbuche nur gutheifsen, zumal die Beispiele mit Vorliebe dem Phrasenschatz des täglichen Lebens entlehnt sind. Der gleiche Sprachschatz ist bei den unregelmäfsigen Verben berücksichtigt. Diese selbst finden sich überall in grofsem Druck auf einer oberen Seitenhälfte, die Bemerkungen über ihre Konstruktion, die zugehörigen Komposita und die gebräuchlichsten der einschlägigen Redewendungen in kleinerem Druck auf der unteren Seitenhälfte. Wo der Verfasser Regeln giebt, gestaltet er sie

möglichst kurz und allgemein verständlich; er läfst sich dabei vorwiegend von rein praktischen Rücksichten leiten, und es kommt ihm nicht darauf an, in der einen Regel: Der Stamm der Verben auf -cer und -ger mufs in allen Formen dieselbe Aussprache wie im Infinitiv haben (§ 10) den Laut, in der anderen: Haïr verliert im Singular des Präsens des Indikativs und des Imperativs das Trema (§ 15) die Schrift zum Ausgangspunkt zu nehmen. Wenn Johannesson zu der Regel, dafs vaincre c vor allen Vokalen aufser u in qu verwandelt, hinzufügt: „der gröfseren Regelmäfsigkeit wegen", so ist diese Bemerkung als Andeutung für den Lehrer wohl annehmbar, für den Schüler in ihrer Kürze kaum verständlich. In § 21 wären die Verba mit être mit nicht allzu grofser Mühe in einen Vers zu bringen gewesen; zum mindesten aber war die alphabetische oder sonst eine das Gedächtnis unterstützende Reihenfolge einzuhalten. Von grofsem Nutzen dagegen für die Rückerinnerung sowohl wie für das Erfassen ist auf derselben Seite bei der Aufzählung der mit avoir und être verbundenen Verba der stete Hinweis darauf, dafs das mit être verbundene Particip gradezu durch ein Adverb ersetzt werden kann, so dafs *il est disparu* er ist fort, *je suis accouru* ich bin hier, *le cortège est passé* der Zug ist vorbei bedeutet. Für nicht ganz einwandfrei halte ich die Erklärung: „Reflexive Verba sind solche, bei denen das Objekt dasselbe Wesen oder dieselbe Sache bezeichnet wie das Subjekt (§ 25)". Überaus kurz gefafst ist die Regel von der Veränderlichkeit des Präsensparticips (§ 30), im Hinblick auf die jüngsten Sprachreformen in Frankreich jedoch wohl ausreichend; unzulänglich dagegen dürfte unter allen Umständen das sein, was (§ 31) von der Übersetzung des sogenannten Gérondifs gesagt ist, da heifst es: „Die Verbindung von en mit dem Particip des Präsens wird Gerundium genannt und im Deutschen gewöhnlich durch einen Konjunktionalsatz wiedergegeben". Das ist auf der einen Seite zu wenig, da ja auch das Präsensparticip ohne en zumeist durch einen Konjunktionalsatz wiedergegeben wird, auf der anderen Seite zu viel, da das Gérondif sich nicht mit dem Konjunktionalsatz überhaupt, sondern wesentlich nur mit zwei konjunktionalen Wendungen des Deutschen deckt. Ungenau ist in § 38 die Fassung: „Die Verben *geler* und *acheter* nehmen ein *è* an"; besser hiefse es: „Die Verba *geler* und *acheter* verwandeln *e* in *è*", wie auch in dem gleich folgenden Paragraphen gesagt ist. Ob bei der Angabe: Das Imperfekt dient zur Beschreibung der Zusatz „wie die Geographie" und bei der Regel: Das erzählende Imperfekt dient zur Erzählung der Zusatz „wie die Geschichte" die Auffassung wesentlich fördert, ist mir zweifelhaft. In § 102 ist die Anmerkung zu 3 überflüssig im Hinblick auf § 156, wo diese Spracherscheinung nochmals und in gröfserer Ausführlichkeit behandelt ist; zum mindesten wäre im ersten

Paragraph ein Hinweis auf das später Folgende am Platze gewesen. In § 114 hätte *du* gegenüber dem *de le*, *des* gegenüber dem *de les* u. s. w. durch den Druck kräftig hervorgehoben werden müssen, um sich als das Richtige besser einzuprägen und das Falsche in den Hintergrund zu drängen.

Der Anhang (S. 66 bis S. 69) giebt das Wichtigste von der Stellung der einzelnen Glieder des französischen Satzes zu einander. Auf zwei weiteren Seiten folgt ein ziemlich ausführliches „Alphabetisches Verzeichnis der in grammatischer Beziehung wichtigsten französischen Wörter", dem sich dann noch ein weiteres „Alphabetisches Register" grammatisch wichtiger Wörter anschliefst, das jenes erstere insofern glücklich ergänzt, als es seinerseits vom deutschen Worte ausgeht und so vermutlich dem Schüler das willkommenere von beiden sein wird.

Die Aussprache ist, wo es — wie beispielsweise beim Zahlwort — erforderlich schien, ausführlich, an anderen Orten nur andeutungsweise, immer aber ausreichend angegeben, und so darf die Grammatik auch nach dieser Richtung hin als ein brauchbares Schulbuch empfohlen werden. Die gerügten Mängel wird der Verf. wohl, wie das so zu gehen pflegt, zum Teil selbst schon erkannt und aus höheren, dem Beurteiler nicht immer zugänglichen Gesichtspunkten vielleicht absichtlich stehen gelassen haben. Von Druckfehlern habe ich nur einen in der vorletzten Zeile von S. 51 entdeckt, wo es *régiment*, nicht *réiment* heifsen mufs.

2) Max Johannesson, Französisches Übungsbuch für die Mittelstufe im Anschlufs an das Lesebuch. Zweiter Teil: Übungsstoff Berlin 1900. Mittler u. Sohn. IV u. 94 S. 8. 1,25 *M*; dazu Anhang 30 S. 8. 0,50 *M*.

Dieser zweite Teil des „Französischen Übungsbuches für die Mittelstufe" enthält deutsche Einzelsätze und zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Französische. Die ersten 75 Stücke entsprechen der 2. Stufe, die darauf folgenden bis zum Schlufs der 3. Stufe des vom Verfasser herausgegebenen französischen Lesebuchs. Über den „Einzelsätzen" finden wir diejenigen Paragraphen der Formenlehre bezeichnet, zu deren Einübung die Sätze dienen sollen, über den „Zusammenhängenden Übungen" stehen die Nummern derjenigen französischen Lesestücke, nach denen das Deutsche gearbeitet ist. Die mannigfaltigen Hilfen in runden und eckigen Klammern, die Bezeichnung der vom Deutschen abweichenden Reihenfolge der Satzglieder im Französischen durch vorgedruckte Zahlen, die Kreuzchen bei denjenigen Präteriten und Plusquamperfekten, die im Französischen durch das passé défini bez. das passé antérieur wiedergegeben werden müssen, das alles läfst sich in Übersetzungsübungen nun einmal nicht völlig entbehren. Immerhin erscheinen die Übungen um so unbedenklicher, je weniger von diesen Hilfen sie auf-

weisen, und sie werden der Hilfen in demselben Mafse entraten können, in dem sie aus schon bekannten und eingeübtem Sprachstoff sich aufbauen.

Dafs der Inhalt der Übungen recht mannigfaltig ist, erklärt sich ohne weiteres schon durch seine Entstehung aus den Stücken eines Lesebuches. Da haben wir Stoffe aus Schule und Haus in den Stücken: Unsre Turnhalle, das Landhaus meiner Eltern, das Empfangszimmer, die Schlafsäle unserer Erziehungsanstalt, das Efszimmer unserer Familie, die Mahlzeiten in unserer Anstalt, u. a. Die Natur ist vertreten in: Die Feldarbeit, die Kornähren, der Gemüsegarten, die Blumen. Von Fabeln und Anekdoten finden wir die bekanntesten vor. Proben historischer Darstellung geben: Das Rolandslied, die Jungfrau von Orleans, der Ring des Polykrates, Friedrich der Grofse und sein Neffe, Alexander der Grofse, Napoleon in Jaffa, Bernadotte in Wien, Tod Kaiser Wilhelms des Ersten. Stück 60 giebt den Brief eines Gymnasiasten an seine Mutter, Stück 69 einen Neujahrsglückwunsch, und Stück 20 und Stück 43 bieten Dialoge. Einige Kernworte unseres Altreichskanzlers finden wir in Stück 68 zusammengestellt, und Stück 33 und Stück 48 enthalten sogar Verse, bei denen allerdings die Fufsnoten gar zu üppig gespendet werden müssen. Recht wertvoll sind die zahlreichen Stücken vorangeschickten Konjugationsübungen, durch die der nachfolgenden Übersetzungsübung aufs wirksamste vorgearbeitet werden kann. Mitunter steht auch an der Spitze einer Übung die darin besonders behandelte grammatische Erscheinung in stark hervortretenden Typen zu nochmaliger Einübung vorgedruckt, so bei Stück 14, Stück 18 und Stück 21. Zu einer ganz eigenartigen Übung giebt Stück 95 mit seinen 29 Fragen über deutsches Schulwesen Veranlassung. Sehr willkommen werden vielen Kollegen die beiden Anhängsel des Buches sein, von denen das erste *Remarques sur les thèmes d'imitation* auf zwei Seiten die wichtigsten Gesetze für „französische Aufsatzübungen" niederlegt, das zweite *Conseils à suivre pour les exercices de conversation* auf fünf Seiten nicht minder wertvolle Angaben für die „Führung des Unterrichts in französischer Sprache" enthält.

Als ein weiterer Anhang kommt noch das „Alphabetische deutsch-französische Wörterverzeichnis" in Betracht, das auf 31 Seiten den für die Übersetzung der Übungen erforderlichen Vokabelschatz liefert. Die Schlufsseiten dieses Teils (S. 32 bis 34) bringen dann noch eine „Darstellung des Lehrgangs nach vorliegendem Übungsbuch für die Mittelstufe" und ein „Verzeichnis derjenigen Stücke des Lesebuchs, welche in den beiden Übungsbüchern berücksichtigt sind".

Frankfurt a. M. M. Banner.

Gustav Schmidt, Manuel de conversation scolaire. Recueil de termes techniques pour l'enseignement du français. Berlin 1901, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. IV u. 67 S. 8. geb. 1,20 *M.*

Es giebt bereits eine grofse Zahl von Büchern, welche eine Anleitung zur Konversation in der französischen Sprache geben, sei es im Anschlufs an die Lektüre oder an besondere Bildervorlagen. Aber es fehlte ein Werk, welches über diejenigen Wendungen Auskunft giebt, deren der Lehrer im Verkehr mit den Schülern während des Unterrichts bedarf. Selbst mit Hilfe der besten Wörterbücher gelingt es nicht immer, den korrekten französischen Ausdruck für dieselben zu finden. Es ist daher mit Dank zu begrüfsen, dafs der Verfasser diese Lücke mit obigem Werke, das aus einer früheren Programmabhandlung hervorgegangen ist, ausfüllt. Er stellt solche Wendungen, methodisch geordnet, in französischer Sprache zusammen. Ein alphabetisches Register erleichtert aufserdem das Nachschlagen. Die Sammlung ist so reichhaltig, dafs man nicht leicht einen Ausdruck, dessen französische Fassung man wissen möchte, vergeblich suchen wird. Auch hat er sich keine Mühe verdriefsen lassen dafür zu sorgen, dafs überall echtes Französisch geboten wird.

Als Anhang ist auf S. 45—67 eine kurzgefafste Grammatik in französischer Sprache beigegeben, ebenfalls mit einem alphabetischen Register versehen. Diese hat weniger den Zweck, ein grammatisches Handbuch zu ersetzen als vielmehr die richtigen termini und Wendungen speziell auf grammatischem Gebiet vorzuführen. Deshalb fehlen erläuternde Beispiele, auch ist weder Vollständigkeit noch völlige Genauigkeit in Fassung der Regeln erstrebt worden. So sind S. 50 in der Regel von der Bildung der Adverbien Wörter wie *aisé* übersehen worden, S. 52 ist die Definition der verbes impersonnels nicht ausreichend. Im Gebrauch der französischen Buchstaben ist der Verfasser nicht konsequent. S. 50 *h* muette, aber S. 45 nach der Lautiermethode *h* muet. S. 48 stehen die Adjektiva *beau*, *fou* etc. das zweite Mal in verkehrter Reihenfolge. S. 51 gehört der impératif an die dritte Stelle. S. 3 würde ich *tenez-vous droits* statt *droit* schreiben, um die adjektivische Natur von *droit* anzudeuten. Dafs der Franzose beim Abbrechen der Wörter sich mit einem tiret begnügt, würde ich erwähnen; *épeler* fehlt S. 19. S. 50 *lequel* wird auch vielfach gebraucht, um den Hiatus zu vermeiden. Von Redensarten habe ich vermifst: Legt die Bücher weg und Bei wem haben Sie Privatstunden?

Druckfehler finden sich S. 14 *allez-en chercher* statt *allez en chercher*, S. 37 *le 23 Mai* statt *le 23 mai*. S. 48 *la redoublement* statt *le r.* und S. 56 *vent* statt *veut*.

Das Buch wird sicherlich vielen eine willkommene Gabe sein.

Herford i. W. Ernst Meyer.

1) **François Coppée**, Auswahl für den Schulgebrauch von **Gerhard Franz**. Leipzig 1901, G. Freytag. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen. IX u. 145 S. 8. geb. 1,50 *M*. Hierzu ein Wörterbuch 62 S. 8. 0,60 *M*.

Les bons récits sont les plus courts. Diese Mahnung des alten Seemannes (S. 25, 5) hat der Herausgeber bei der Auswahl beherzigt. Sie bringt kurze, in sich abgeschlossene Erzählungen, fünf in Alexandrinern, drei in Prosa und zwei Einakter in Alexandrinern, ausgesucht aus den Werken des fruchtbaren, feinsinnigen Erzählers, des deutschfeindlichen und doch so deutschfühlenden Dichters, durchweg dramatisch zugespitzte, spannende Darstellungen aus den Kreisen der kleinen Leute, der Bedrängten und Unterdrückten, der Humbles, die Coppée aus eigenster Anschauung am besten kennt. Er sagt selbst von sich: Car mon goût est très vif pour les petites gens (S. 2, 9, vgl. S. 37, 18). Die verschiedensten Stoffgebiete werden berührt, aber eins haben alle diese Erzählungen gemeinsam, das ist der traurige, schwermütige Zug, der alle durchzieht, den mit Politik durchsetzten simple roman d'un enfant malade et de sa grand' mère (S. 5, 28), die Heldenthat eines kleinen verwaisten Seemannssohnes, die tapfere Verteidigung ihres eigenen Gefängnisses durch algerische Sträflinge, die ergreifende Liebe zweier gemifshandelter indischer Parias, den Schiffbrüchigen im Boote allein mit seinem tollwütigen Hunde. In immer steigender, packender Darstellung läfst der Herausgeber diese Bilder an uns vorüberziehen und zeigt uns so die düster gestimmte Eigenart des Dichters in seinen Werken in bewufster Absichtlichkeit. Die drei Prosanovellen schildern die wachsende Zuneigung eines Hagestolzen zu seinem Patenkinde, die traurige Geschichte einer zerstörten Liebe und die Bekehrung eines Genufsmenschen zu wahrer Menschenfreundlichkeit in einer rührenden Weihnachtsgeschichte: L'enfant perdu, der Perle der Sammlung. Eine hübsche Zugabe sind die beiden Einakter, Le Trésor, eine Comédie mit starker, fast zu starker Verwickelung, aber ebenfalls schwermütig angehaucht, und Le Pater, ein grausiges Drama, ein in Blut getauchtes Stimmungsbild aus der Zeit der Pariser Kommune mit versöhnendem Ausgange, in Frankreich für die Bühne verboten, für unsere Schüler besonders geeignet als eine Vorübung zu politischer Selbsterziehung.

Die Arbeit des Herausgebers ist wie in der umsichtigen Auswahl so auch in den sprachlich und sachlich tadellosen Anmerkungen in jeder Beziehung anzuerkennen. Das Wörterbuch ist sehr sorgfältig angefertigt und wird den Schüler kaum je im Stich lassen, beschränkt sich freilich ebenfalls, wie es bei allen derartigen Sonderwörterbüchern jetzt die Mode ist, durchaus auf die Bedeutung der Wörter für die gerade vorkommende Stelle, ohne die Grundbedeutung anzugeben oder gar Fingerzeige zu geben für Entstehung oder Erklärung einer Redensart. Für die

Oberklassen, in denen doch diese Sammlung benutzt werden soll, wäre das aber freilich sehr wünschenswert.

2) Jacques Nauronze, Frères d'armes. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl Roller. Leipzig 1901, G. Freytag. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen. Mit einer Übersichtskarte. IV u. 114 S. 8. geb. 1,20 *M*. Hierzu ein Wörterbuch 51 S. 0,60 *M*.

Der zweite Teil der durch die Académie Française preisgekrönten fünf geschichtlichen Jugenderzählungen der Madame Chalamet, die sie unter dem Schriftstellernamen Jacques Nauronze mit dem Gesamttitel: Les Bardeur-Carbansane, Histoire d'une famille pendant cent ans, im Verein mit dem Verleger Armand Colin 1895 in Paris herausgegeben hat, erscheint hier in einer Bearbeitung, die etwa ein Drittel des Werkes umfafst. Der Schauplatz der Ereignisse ist zuerst Arles in der Provence, und dieses breit angelegte Vorspiel ist bei weitem der beste Teil des Buches. Von da werden wir nach Paris versetzt und zuletzt in buntem Wechsel mit Paris nach Nord-Amerika, wo wir an den in romantisch-abenteuerlicher Form geschilderten Kämpfen um Philadelphia in den Jahren 1777—1778 teilnehmen.

Der Versicherung des Herausgebers, dafs die vorgenommenen Kürzungen den Zusammenhang und die Abgeschlossenheit des Inhaltes in keiner Weise beeinträchtigen, kann ich mich ebenso wenig anschliefsen wie seiner Ansicht, dafs das Buch sich inhaltlich für die Mittelklassen eigne und sprachlich keine Schwierigkeiten biete. Im Gegenteil wird die Erzählung, die doch schon an sich der Unwahrscheinlichkeiten die Hülle und Fülle bringt, durch die Zusammenziehungen und Kürzungen der Auswahl namentlich im zweiten Teile oft bis zum Unbehagen abgerissen und der Zusammenhang unklar und mühsam, um so mehr als mit den Ereignissen, die mehrere Jahre auseinander liegen, recht willkürlich umgesprungen und der Geschichte Gewalt angethan wird. Den sprachlichen Schwierigkeiten hätte der Herausgeber in den Anmerkungen und im Wörterbuche mehr entgegenkommen und dafür gern manche breite geographische und sonstige Zugabe weglassen oder kürzen können (z. B. S. 1, 14; 6, 33; 8, 34; 9, 8; 21, 7 und vieles Ähnliche). Der bildliche Ausdruck S. 4, 30: sous le manteau de la cheminée mufste erklärt werden. Auch grammatische Wendungen wie S. 3, 24: si urgente fût-elle d'ailleurs, selbst allez S. 16, 11; 17, 24 oder un chacun S. 73, 28 u. ä. verlangen ebenso gut eine Erklärung wie etwa S. 99 die absoluten Konstruktionen. S. 7, 11 s'aider de son étreinte ist im Wörterbuche falsch erklärt, ebenso S. 59, 22, denn grêle ist hier Adj. S. 8, 16 couardise, 74, 31 au passage, 94, 9 un retour sur lui-même fehlen im Wörterbuche, S. 76, 18 se ressentir ist ungenau übersetzt, S. 87, 33 poudroiement heifst doch nicht der Glanz.

S. 21, 6 l. arrivés, 31, 10 l. songé, 82, 34 l. France, 83, 12 l. une, 84, 23 l. Le, 88, 30 l. étonnant.

Berlin. P. Schwieger.

Johann Fick, Elementarbuch für den geschichtlichen Unterricht. Vierte Auflage. Nürnberg 1901, Friedr. Kornsche Buchhandlung. I u. 146 S. 8. geb. 0,80 *M*.

Anzuerkennen ist die im Vorwort ausgesprochene und, wie wir gleich hinzufügen, durch die Ausführung bestätigte Ansicht, dafs wir in der Schule nicht lediglich Kriegsgeschichte treiben dürfen, ferner dafs auf dieser Stufe alles Unnötige wegbleiben müsse (Unnötiges soll freilich immer wegbleiben), damit Anfänger am Studium der Geschichte eine wahre Freude haben und es nicht als Last ansehen.

Der Inhalt umfafst die Zeit von den Stammvätern der Menschheit, den Chinesen u. s. w. bis auf die Gegenwart. Den Schlufs bildet eine „kurze Geschichte von Bayern". Also Weltgeschichte in gedrängtester Form, dem Unterricht viel Spielraum gönnend. Zu loben ist bei den Eigennamen die Hervorhebung durch den Druck zur richtigen Silbenbetonung; störend dagegen der Wechsel in der Konjugation, z. B. „bestund", „entstunden" neben „entstanden".

Da das Lehrbuch viel benutzt wird, machen wir auf einige Angaben aufmerksam, die man in einer neuen Auflage lieber vermifste oder geändert sähe.

Die Zusammenkunft des Krösus mit Solon (S. 6 und 14) ist ungeschichtlich, der Ausdruck „Blutsatzungen des Drako" irreführend (S. 13), die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus (S. 14) mindestens unerwiesen, der Tod des Miltiades im Kerker eine Übertreibung der späteren Geschichtschreibung (S. 20), die Bezeichnung „1. Triumvirat" unstattbaft (S. 41), der Sieg bei Zülpich im J. 496 unmöglich (S. 50), Gottfried von Bouillon als Anführer des ganzen Zuges überschätzt (S. 63), endlich ist Friedrich nie als Ausreifser zum Tode verurteilt (S. 95).

Der Gleichheit in der Behandlung der einzelnen Abschnitte, die im ganzen durchgeführt ist, entspricht es nicht, wenn der peloponnesische Krieg, der Entscheidungsschlag der Hellenen, auf kaum einer Seite abgethan wird, während dem 2. punischen Kriege fast die dreifache Seitenzahl gewidmet oder für die Jungfrau von Orleans Raum von $1^1/_4$ Seite vorhanden ist. Auch dem Islam wird die Darstellung nicht gerecht.

Im übrigen erfüllt das Buch seinen Zweck, es hält die goldene Mittelstrafse in der Menge des Stoffes und zeigt eine verständliche, einwandfreie Sprache. Auch die äufsere Ausstattung ist angemessen.

Dessau. J. Plathner.

Herman Schiller, Weltgeschichte. Ein Handbuch. Zweiter Band: Geschichte des Mittelalters. Berlin und Stuttgart 1901, W. Spemann. VII u. 656 S. Anhang und Register 74 S. 8. geb. 10 M.

Das in der Ankündigung gegebene Versprechen schneller Drucklegung des „fertig vorliegenden" Manuskripts geht bei diesem Geschichtswerke (im Unterschied von manchen anderen) in Erfüllung. Doch damit unsere Freude darüber nicht getrübt wird, mufs zu grofse Eile beim Drucke gemieden werden. Gleich auf dem ersten Bogen nämlich stören Flüchtigkeiten, die, wenn nicht in der Urschrift, so doch bei der Korrektur zu verbessern waren. Seite 7 liest man: „Ansprüche der „Kirche" statt „Kaiser", wie Seite 136 und V richtig steht; an den letzten beiden Stellen fehlt ebenso richtig das Seite 7 hinter „Nation" gesetzte „und". S. 8 in der Anmerkung ist zuerst gedruckt „Kaemmel", dann „Kämmel": jene Schreibweise ist allein richtig. In derselben Anmerkung kann im Beginn der rechten Spalte der Zusatz „in der deutschen Geschichte" als überflüssig fortfallen. Ähnliches nun begegnet (um solche doch nicht ganz unwichtigen Dinge im Anfang der Besprechung abzuthun) auch sonst; man liest z. B. Widekind und Widukind, Arnolf und Arnulf; die Abkürzung für „deutsch" lautet bald „deut." bald „deu." (!). Übrigens sind einzelne Versehen im Register verbessert, eines (in Bezug auf § 21) auch S. V. Die Überschrift S. 609 fehlt S. VII.

Der erste, in dieser Zeitschrift 1901 S. 169 ff. von mir angezeigte Teil führt die Erzählung bis zu Justinians Regierung, die Verf. als Grenze der alten Geschichte glaubt ansetzen zu sollen, weil zu dieser Zeit mit der politischen auch die kirchliche und die Rechtsentwicklung „einen gewissen Abschlufs erhielten". Dafs ich dieser Einteilung nicht zustimmen kann, habe ich a. a. O. hervorgehoben. Der zweite Band umfafst die Zeit bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Sch. zerlegt das Jahrtausend in folgende vier Perioden.

I. Die Bildung beziehungsweise Fortdauer christlicher Nationalstaaten und Universalreiche in West und Ost und der Islam. Bis zum Anfange des zehnten Jahrhunderts. (S. 8 bis 135.)

II. Das Römische Reich (Imperium Romanum) deutscher Nation und die Nationalstaaten in Form der Lehnsmonarchie und die Ansprüche der Kaiser auf Weltherrschaft. Bis zum Ende des elften Jahrhunderts. (S. 136 bis 231.)

III. Der Entscheidungskampf der Universalkirche mit dem römisch-deutschen Universalreiche und mit den Nationalstaaten und der Zusammenstofs der christlich-abendländischen mit der muslimisch-morgenländischen Welt in den Kreuzzügen. Bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts. (S. 232 bis 404.)

IV. Der Sturz des weltbeherrschenden Papsttums und die Auflösung des römischen Reiches deutscher Nation durch den

Sieg der territorialen und nationalen Gewalten und die Erschütterung der Lehnsmonarchie durch das Bürgertum der Städte. Die Offensive des muslimischen und mongolischen Orients gegen das christliche Abendland und der Sturz des Romäerreiches. Die grofsen Erfindungen und die Entdeckung der neuen Welt. Bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. (S. 405 bis 656.)

Mit dieser Einteilung wird man sich einverstanden erklären können. Rückblicke auf die Hauptperioden, wie sie im ersten Teile sich finden (vgl. die oben angeführte Besprechung S. 172), hat Sch. in diesem zweiten vermieden — mit einer einzigen Ausnahme (Seite 387—389). Gerade in der mittelalterlichen Geschichte nun mit ihrem mehr zuständlichen Charakter, wo manche Persönlichkeiten etwas man möchte fast sagen Schemenhaftes für uns haben, erleichtern solche zusammenfassenden Rückblicke das Verständnis sehr. Gleich die „Vorbemerkung,, hätte gröfstenteils dazu benutzt werden müssen. Nicht minder geeignet als Rückblick erscheint der Abschnitt S. 137f. Ganz unmittelbar schliefst er sich dem Vorhergehendeu auch gar nicht an. Denn nachdem der Tod König Konrads I. 918 erwähnt ist, heifst es sofort weiter (ich setze die wichtige Stelle zugleich als Beispiel für die Auffassungs- und Darstellungsweise Schillers im Wortlaut her):

„Damit begann eine glänzende Zeit von drei Jahrhunderten für die deutsche Geschichte; dann trat ein jäher Verfall ein. Wenn man nun auch darin einig ist, dafs die beklagenswerte Entwicklung dadurch herbeigeführt wurde, dafs die Bildung eines nationaldeutschen Reiches an irgend einem Punkte von ihrer natürlichen Bahn abgelenkt wurde, so wird doch sehr verschieden der Punkt bezeichnet, an dem dies geschah. Manche meinen, dafs der Verfall der allgemeinen Wehrpflicht infolge der Durchführung des Lehnswesens die gesunde Entwicklung der vorhandenen Verfassung verhindert habe. Dagegen erblicken andere in der Verfassung Heinrichs I. die dem deutschen Volksgeiste entsprechendste Form, die aber durch die kirchlich-imperialistische Politik seines Sohnes verlassen wurde. Diejenigen Forscher, welche dagegen die reiche und glänzende Geschichtschreibung der ottonischen und der ersten salischen Kaiser zum Ausgangspunkte ihrer Erwägungen machen, finden die Ursachen und Symptome des Verfalls, wenn sie überhaupt einen solchen annehmen, später. Es liegt nahe, dabei die Schwächung des Kaisertums im Kampfe mit dem Papsttum als den Wendepunkt der früheren grofsartigen Entwicklung zu betrachten. Eine andere Ansicht erkennt aber auch nach der Auflösung der kaiserlichen Gewalt im 13. und in den folgenden Jahrhunderten eine durchaus gesunde Entwicklung, die reich an Kräften und bedeutenden Ergebnissen war; nur müsse man sie mit den rechten Mafsen messen: die Genossenschaftsbewegung und die städtischen Gemeinwesen er-

scheinen dabei als die Trägerinnen der neuen Ideen, als die Mittelpunkte der ganzen Bewegung.

Die Schuld an dieser Entwicklung trägt die centrale Lage Deutschlands, das nur im Süden abschließende Naturgrenzen besaß; dadurch wurde das deutsche Gebiet von jeher allen fremden Einwirkungen geöffnet, während seine Volksmassen kein Hindernis fanden, sich nach allen Richtungen auszubreiten."

Der ganze Abschnitt ist für die sog. „weiteren Kreise der gebildeten Leser", an die sich diese Weltgeschichte in erster Linie wendet, als abschließende Betrachtung ungleich angemessener denn als Vorblick. — Im einzelnen ist mir hinsichtlich der Anordnung nur aufgefallen, daß die Kreuzzüge zu ausschließlich nach der Zeitfolge dargestellt sind und Seite 615 der Übergang zur Malerei ziemlich unvermittelt ist. Die Behandlung der Kulturverhältnisse geht der politischen Geschichte in diesem Bande (im Unterschiede vom ersten) nirgends voraus.

Von allen bisherigen Weltgeschichten unterscheidet sich die Schillersche durch die in einem Anhange gegebenen und mit besonderer Seitenzahl versehenen Quellenstellen zur Vertiefung des geschichtlichen Verständnisses. Dem zweiten Bande sind etwas weniger beigegeben worden als dem ersten. Als besonders lehrreich und sonst nicht leicht zugänglich seien hervorgehoben die Übersetzungen aus den Reiseberichten Marco Polos (S. 36 ff.) und aus den Denkwürdigkeiten Timurs (S. 46 ff.). Aus den bekannten Geschichtschreibern des früheren Mittelalters und aus der englischen Verfassungsgeschichte sind mehrere Stellen angeführt. Warum fehlen aber völlig Lambert von Hersfeld, Adam von Bremen, Otto von Freising u. a. aus der deutschen Kaiserzeit? Wären nicht auch aus Städtechroniken einige kurze Abschnitte sehr lehrreich gewesen?

Was die Auffassung der mittelalterlichen Zeit im allgemeinen betrifft, so folgt Sch. vor allen — und zwar oft wörtlich — den bekannten Werken von Nitzsch und Lamprecht. In derselben Weise wie im ersten Bande finden sich sehr viele Litteraturangaben; auch Franzosen und Engländer sind an geeigneten Stellen berücksichtigt. Das treffliche genealogische Handbuch von Lorenz ist in einzelnen Anmerkungen wohl zu reichlich benutzt — die byzantinischen Kaiser S. 27 z. B. konnten ruhig fortbleiben; dagegen vermisse ich an verschiedenen Stellen (z. B. S. 137, 503 und 592) Hinweise auf Ratzels und Belows grundlegende Arbeiten. Auch die (in dieser Zeitschrift Band 49 S. 352 ff.) besprochene Geschichte des deutschen Volkes von Lindner hätte S. 8 und 136 erwähnt werden müssen: sie scheint leider nicht so bekannt geworden zu sein, wie sie es unzweifelhaft verdient.

Gegen die Ausführlichkeit, mit der die einzelnen Abschnitte behandelt sind, möchte sich — ausgenommen die italische Geschichte — kaum etwas einwenden lassen. Über vielfach

bestrittene, immer wieder untersuchte und doch nie zu völliger Gewifsheit zu bringende Fragen, wie z. B. die Schlacht 496, macht Verfasser mit Recht nur ganz kurze Angaben. Manche einzelne Namen verschiedenster Art, die er anführt, scheinen mir in solchem Handbuche überflüssig, z. B. Anicier (S. 17), Kassia, Zhatar, Sanaa (S. 29) u. ä. S. 495 ist einmal auf ein Gedicht geschichtlichen Inhalts hingewiesen — warum nicht öfter? Zum Glück ist unsere Litteratur doch reich an schönen derartigen Gedichten!

Das Verfahren, in kleinerem Druck nähere Ausführungen zu geben, hat Sch. auch in diesem Bande angemessen durchgeführt. In einzelnen Fällen allerdings sind die äufserlich verschieden gehaltenen Abschnitte der eine ohne den anderen nicht recht verständlich (z. B. S. 112 „diese — Organisation" oder 334 „alle diese Forderungen") oder kann mit Rücksicht auf die Bedeutsamkeit des Inhalts der Zweifel sich regen, ob nicht statt der kleinen Typen gröfsere am Platze gewesen wären (z. B. S. 108f. und 415f.)

Anstöfse bezüglich des Inhalts oder der Ausdrucksweise im einzelnen habe ich mir in nicht geringer Anzahl angemerkt und auch deshalb oben vor zu eiliger Drucklegung gewarnt. Hier sei in aller Kürze nur auf folgendes hingewiesen. S. 11 „höher" (statt gehoben). 21 oben ist „sozial" völlig gleichbedeutend mit „wirtschaftlich". 43 die Bedeutung der Reiterei (vgl. folgende Seite) war schon hier hervorzuheben. 81 Z. 3 v. u. fehlt „uns". 113 „mit" Karl dem Grofsen (statt: neben). 125 Z. 17 v. u. „nach der"? 148 „haben mufste" (statt: gehabt haben mufs). 155 Z. 13 v. o. ist nicht recht logisch! 161 „Residenz" (statt: Hauptsitz). 187 „nicht unerheblich gebessert" sagt nicht genug; „beseitigen hatte wollen" absichtlich so gestellt? 194 ist nicht angegeben, weshalb Judenverfolgungen stattfanden. 197 stimmt nicht mit 146. 232 unten (wie anderwärts) sind „Element" und „Motiv" bei kürzerem Satzbau völlig entbehrlich (das u. a. von Ranke bis zum Überdrufs angewandte entbehrliche Fremdwort „Faktor" begegnet bei Sch. seltener). 247 „Besitzeinweisung in die Kirche?" 250 „nie wurde vor ihm — wie durch ihn" (statt keiner vor ihm hat u. s. w.). 261 Durchschnittsgesellschaft? 395 Volksdichtung fehlt. 418 auf (statt an). 430 „setzte" Recht? 435 mufs der Absatz 5 Zeilen später gemacht werden; Z. 15 v. u. fehlt „in" vor „Cambrai". 451 der Name „Sternkammer" ist nicht erklärt. 470 „Aufbäumen" scheint ein zu starker Ausdruck. 594 Z. 8 v. u. mufs „die" statt „der" stehen. 600 unten ist übertrieben und falsch verallgemeinert. 614 Z. 15 v. o. fällt „konnte aber" auf.

Das Register — gerade bei einem solchen Handbuche wichtig! — ist sorgfältig angelegt (nach manchen Stichproben zu urteilen), aber nicht immer praktisch. Die Herrschernamen z. B.

stehen öfter hinter dem betr. Lande (Mindowe also ist nicht unter M, sondern hinter „Littauen“ zu finden); eine Angabe wie „Krieg, 100jähriger zwischen England und Frankreich“ (S. 62) gehört doch nicht unter K, sondern sowohl zu England als auch zu Frankreich.

Die Ausstattung verdient wieder alles Lob. Abbildungen wie Karten sind sorgsam ausgewählt und ausgeführt; unter jenen ragen besonders hervor die Bilder Karls des Grofsen, Dürers, Julius' II und des Dogen Loredano.

Alles in allem glaube ich auch vom zweiten Bande sagen zu dürfen: er kann im allgemeinen denen empfohlen werden, die ihre geschichtliche Bildung zu vertiefen bemüht sind, ohne dafs dadurch ihre Zeit allzusehr in Anspruch genommen wird.

Görlitz. E. Stutzer.

Langls Bilder zur Geschichte. No. 69 **Jerusalem**, No. 70 **Bethlehem**, No. 71 **Nazareth**. Wien, Ed. Hölzel. Unaufgespannt je 2 *M*, auf starken Deckel gespannt je 3 *M*.

Während es noch vor kurzem der Verfasser der bekannten Broschüre „Hinter der Mauer“ (Marburg, N. E. Elwert, 1899) als einen Übelstand bezeichnen durfte, dafs der Unterricht sich auf Kosten der lebendigen Anschauung vielfach einseitig an den Verstand wende, ist man jetzt fast in allen Lehrgegenständen bestrebt, durch gute Abbildungen das Verständnis der Sache anzubahnen. Diesem Zwecke dienen in dankenswerter Weise u. a. auch Langls Bilder zur Geschichte, deren grofsem Cyklus jetzt drei neue Bilder aus Palästina beigefügt sind: Jerusalem, Bethlehem und Nazareth.

Um in den Stimmungen der im Format von 57×76 und in Ölfarbendruck hergestellten Bilder zugleich die historischen Erinnerungen widerzuspiegeln, hat der Autor die Farbentöne verschieden gewählt.

Im Abendglanze der Sonne steigt auf hohem Felsenplateau zinnenumgürtet Jerusalem mit seinen Kuppeln, Türmen und berühmten Thoren auf, ein Abbild des gewaltigen Dramas, welches sich daselbst in der Passionsgeschichte zur Rettung der Menschheit vollzog. — Bethlehem liegt in seinem terrassenförmigen Aufbau in stiller Mondnacht vor uns. Im Vordergrunde lagern Hirten, wie einst in der heiligen Nacht, und auf Kamelen ziehen Reisende vorbei, in uns die Erinnerung an die drei Könige aus dem Morgenlande weckend. — Das liebliche Nazareth, wo Jesus im elterlichen Hause die frohen Tage seiner Jugend verlebte, breitet sich im heiteren Sonnenlichte auf sanft ansteigenden Hügeln zwischen dem Grün der Gärten und Felder dahin.

Der beigefügte erläuternde Text bietet im wesentlichen geschichtliche und topographische Belehrungen, am ausführlichsten in Bezug auf Jerusalem. Um dieselben ausgiebig verwerten zu

können, wird der Lehrer wohl ohne Situationsplan nicht auskommen. Wäre es da nicht einfacher, wenn — bei einer folgenden Auflage — nach dem Vorgange von Heymann und Übel (Kommentar zu Ad. Lehmanns Kulturgeschichtlichen Bildern) den Texten Abbildungen in kleinerem Mafsstabe beigefügt würden, in denen durch Zahlen oder Buchstaben die interessantesten Punkte angedeutet und erklärt wären?

Aber auch so, wie sie sind, werden die Bilder, die in Farbengebung und Stimmung die Physiognomie der Landschaft getreulich widerspiegeln[1]), ihren Zweck gewifs nicht verfehlen.

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

Hermann Jänicke, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Erster Teil (für Obersekunda): Das Altertum. Mit einer Zeittafel. Dritte, verbesserte Auflage; Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 200 S. 8. geb. 2,60 *M*.

Von Jänickes Geschichtswerk für höhere Lehranstalten erschienen bisher nur die für die unteren und mittleren Klassen bestimmten Teile im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin, die für die oberen Klassen dagegen bei Eduard Trewendt in Breslau; jetzt giebt die Weidmannsche Buchhandlung das ganze Geschichtswerk heraus.

Der vorliegende Teil für Obersekunda enthält die Geschichte des Altertums und erscheint in dritter Auflage. Die zweite Auflage wich von der ersten erheblich ab; denn Jänicke hatte, um den Forderungen der Lehrpläne von 1892 gerecht zu werden, den Stoff der ersten Auflage bedeutend kürzen müssen. Bei der dritten Auflage war eine Rücksichtnahme auf die neuen Lehrpläne von 1901 nicht nötig, da ihnen das Buch in der zweiten bereits völlig entsprach, auch in Bezug auf zusammenhängende Darstellung, die neuerdings, und mit Recht, wieder mehr betont und gefordert wird. Eine Umgestaltung hat nur der erste Abschnitt erfahren, der die Vorgeschichte Griechenlands bis zu den Perserkriegen enthält. Hier hat Jänicke einerseits durch eine eingehendere Behandlung der Kultur der griechischen Vorzeit und andererseits durch Kürzungen, die hauptsächlich der Verfassungsgeschichte Athens zu gute gekommen sind, erreicht, dafs dieser Abschnitt jetzt recht klar und übersichtlich dargestellt ist. Sonst ist der Inhalt des Buches im grofsen und ganzen der bisherige geblieben. Sehr gefreut hat es mich, dafs Jänicke den in der zweiten Auflage gemachten Versuch wieder aufgegeben hat, alle Eigenschaftswörter, die von Eigennamen herkommen oder mit ihrem Hauptworte einen Begriff bilden, mit grofsem Anfangsbuchstaben zu versehen, dafs er also nicht mehr der „Peloponnesische Krieg“

---

[1]) Wie mir ein Amtsgenosse, der das Glück hatte, die „geheiligte Erde“ aus eigener Anschauung kennen zu lernen, freundlichst bestätigte.

und „die Langen Mauern“, sondern wieder wie früher „der peloponnesische Krieg“ und „die langen Mauern“ schreibt. Dagegen habe ich mich mit gewissen Anmerkungen des Buches ausgesöhnt, die ich früher für überflüssig hielt. Jänicke giebt nämlich für Zahlen, Thatsachen und Urteile, bei denen er von den landläufigen Angaben abweicht, in den Anmerkungen seine Gewährsmänner oder auch eine andere Anschauung an. Ich habe mich überzeugt, dafs für strebsame Schüler, die gröfsere Geschichtswerke lesen und in ihnen anderen Angaben und Anschauungen begegnen, diese Hinweise recht wertvoll und förderlich sein können. Schliefslich will ich nicht unerwähnt lassen, dafs die früheren Auflagen bei den Schülern Kenntnisse in der lateinischen Sprache voraussetzten und daher in der römischen Geschichte den lateinischen Wortlaut der Gesetze und einzelne lateinische Ausdrücke verwandten, ohne die deutsche Übersetzung hinzuzufügen, dafs dagegen in der dritten Auflage alle lateinischen Sätze und Einzelwörter in Klammern gesetzt oder in die Anmerkungen verwiesen sind. Der Text ist jetzt bis auf eine einzige Stelle bei Kaiser Titus rein deutsch. Durch diese verhältnismäfsig geringfügige Änderung ist das Buch auch für Oberrealschulen verwendbar geworden und wird sich gewifs bald eine Anzahl dieser Schulen erobern, da es andere Bücher gleicher Art durch eine erschöpfende Behandlung der Kulturgeschichte übertrifft. Und eine solche erschöpfende Behandlung der Kulturgeschichte ist für die Oberrealschulen von gröfserem Werte als für die Gymnasien und Realgymnasien; denn während die Schüler dieser Anstalten die antike Kultur nicht nur aus ihrem Geschichtsabrifs, sondern auch durch die altsprachliche Lektüre kennen lernen, sind die Oberrealschüler hierfür ganz allein auf ihr Geschichtsbuch angewiesen.

Posen. Moritz Friebe.

Bruno Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte. In Verbindung mit K. Bethge, W. Schultze, H. Jahn, C. Köhler, F. Grofsmann, G. Liebe, G. Ellinger, G. Erler, G. Winter, F. Hirsch, A. Kleinschmidt herausgegeben. Zweite Auflage. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1901, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Erster Band, VIII u. 720 S.: Von der Urzeit bis zur Reformation. Zweiter Band, 899 S.: Von der Reformation bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. 17 ℳ.

Das von Gebhardt in Verbindung mit namhaften Historikern herausgegebene „Handbuch der deutschen Geschichte“ will eine dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft entsprechende deutsche Geschichte sein und mehr die Teilnahme der Gebildeten als der Fachgelehrten erringen. Dafs die hier gebotene Darstellung der deutschen Geschichte auf der Höhe der historischen Wissenschaft steht, kann getrost behauptet werden. Die Verfasser der einzelnen Abschnitte, an öffentlichen Schulen, Archiven und Universitäten thätig, sind längst als tüchtige Fachleute bekannt. War

schon die erste Auflage eine sehr achtungswerte Leistung, so gilt dies in noch höherem Grade von der jetzigen, der zweiten. Referent hat eine lange Reihe von Stellen verglichen und überall gefunden, dafs die neueste Litteratur nicht nur nachgetragen, sondern auch für Darstellung und Einteilung der Geschehnisse gebührend verwertet ist. Bei der fortschreitenden Zersplitterung der historischen Litteratur und der Überproduktion ist dies eine nicht gering anzuschlagende Leistung, zu der wir den Herausgeber wie den Verleger nur beglückwünschen können.

Das Werk stellt die politische Entwickelung in die erste Reihe und orientiert den Leser vortrefflich sowohl über die innere Entwickelung der Territorien und des Reiches, als auch über die Politik der einzelnen Kaiser und über die Ideen, welche den einzelnen Perioden ihren Stempel aufdrückten. Besondere Abschnitte besprechen die rechtliche, wirtschaftliche und geistige Entwickelung. Wir möchten für eine dritte Auflage die kulturgeschichtliche Seite der Entwickelung noch in erhöhtem Mafse in das Programm des trefflichen Buches aufgenommen wissen. Charakteristisch für die Stoffverteilung ist es, dafs Seite 2 des ersten Bandes in der Übersicht der Bearbeitungen der deutschen Geschichte zwar Kaemmels kurzer „Werdegang des deutschen Volkes“, aber nicht Henne am Rhyns grofse deutsche Kulturgeschichte aufgeführt ist. Von dieser, wie Referent glaubt, zu starken Betonung der politischen Geschichte abgesehen, ist Plan und Ausführung nur zu loben. Besonders wertvoll ist, dafs die Litteratur, welche seit der sechsten Auflage von Dahlmann-Waitz-Steindorff (1894) erschienen ist, sorgfältig nachgetragen und bis 1901 fortgeführt ist. So ist das Werk unserer gegenwärtigen Kenntnis mit Geschick und Glück angepafst. Auch das Register ist einer sorgfältigen Revision unterzogen und dadurch das Buch auch als Nachschlagewerk noch brauchbarer geworden. An Einzelheiten sei hervorgehoben, dafs die Packschen Händel durch das Buch von Meinardus, Nassau-Oranische Korrespondenzen, herausgegeben von der historischen Kommission für Nassau, Wiesbaden 1899, in neues Licht gerückt sind, was Band I Seite 34 nachzutragen war, und dafs die prähistorischen Funde der neuesten Zeit in dem Kapitel über die Urzeit eine gröfsere Berücksichtigung verdient hätten.

Wenn im Vorwort bemerkt wird, es seien Unternehmungen im Gange, dem Mangel einer vollständigen, dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechenden deutschen Geschichte abzuhelfen, dieselben gestalteten sich aber so bändereich, dafs sie schliefslich auch wieder blofs auf die Teilnahme der Fachleute rechnen dürften, so läfst sich dieses Urteil weder von der Bibliothek deutscher Geschichte behaupten, welche Zwiedineck-Südenhorst seit 1886 herausgiebt, noch von Onckens „Allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen“. Denn trotz des

grofsen Bändereichtums dieser hochverdienstlichen Unternehmungen werden sie dank der schönen, flüssigen Darstellung stets auch auf das Interesse der grofsen Kreise des gebildeten Laienpublikums rechnen können. In Gebhardts „Handbuch der deutschen Geschichte“ wird der ruhige Gang der Darstellung durch die Einlage zahlreicher Anmerkungen, welche häufig den Charakter selbstständiger Abhandlungen annehmen, sehr gestört. Das ganze Werk ist mehr eine Aneinanderreihung von Ausführungen in der Art von Universitätskollegien zur Einführung von Historikern in die einzelnen Disziplinen ihrer Wissenschaft, als eine „mehr die Teilnahme .der Gebildeten als der Fachgelehrten“ gewinnende deutsche Geschichte. Für viele gebildete Leser wird die Darstellung zu sehr „zerhackt“ sein. Um so ausgezeichneter ist das Werk als Nachschlagebuch; und als solches kann es insbesondere dem Gymnasiallehrer, der sich über die oder jene Frage der historischen Wissenschaft orientieren will, nicht warm genug empfohlen werden.

Mühlhausen i. Th. Eduard Heydenreich.

Wilhelm Pflieger, Elementare Planimetrie. Sammlung Schubert, Band II. Leipzig 1901, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. VII u. 430 S. 8. geb. 4,80 *M.*

Das umfangreiche Buch unterscheidet sich von anderen, welche denselben Stoff behandeln, besonders dadurch, dafs es die Hilfsmittel und Begriffe, welche in neuerer Zeit für die Behandlung der elementaren Planimetrie vorgeschlagen sind, in mafsvoller Weise bei der Darstellung zu benutzen sucht. Dem Aufbau des Ganzen liegt die Erwägung zu Grunde, dafs es zweckmäfsig sei, mit der Betrachtung derjenigen Figuren und der Entwicklung derjenigen Begriffe zu beginnen, die am frühesten in den Kreis unserer Vorstellung treten. Als solche werden aufser den gewöhnlich an die Spitze gestellten herangezogen der Streifen, das Streifensystem, sowie die Eigenschaften der Symmetrie. Der Winkel wird als Grenze des Sektors aufgefafst u. s. w. — Daraus folgt die Zurückstellung der Lehre vom Dreiecke hinter die Kreislehre, und es hängt damit zusammen, dafs von dem Begriffe der Kongruenz der Dreiecke und der daraus hervorgehenden Gleichheit der homologen Stücke weniger Gebrauch gemacht wird, als dies gewöhnlich geschieht. Die Kreisberechnung wird mit Recht mit der Berechnung der Kreisfläche begonnen, da die unmittelbare Anschauung wohl für die Gröfse des Inhalts, nicht aber für die des Umfangs in der Gröfse des ein- und umbeschriebenen Vielecks zwei Grenzen zu erkennen vermag. —

Die algebraische Planimetrie ist nur sehr kurz behandelt. —

Bei jedem Kapitel finden sich eine Menge zugehöriger Aufgaben zusammengestellt, so dafs ein besonderes Aufgabenbuch daneben entbehrlich erscheint.

Die Darstellung ist breit und verständlich; Druck und Ausstattung sind tadellos.

Brilon. Albert Husmann.

Franz Mosshammer, Geographische Konstruktionszeichnungen für Mittelschulen und verwandte Anstalten. Teil 1: Weltteile, Staaten Europas; Teil 2: Österreich-Ungarn. Wien 1900, Selbstverlag des Verfassers, Berlin, Kommissionsverlag für Deutschland: Dietrich Reimer. 26 bezw. 17 Tafeln, 3 bezw. 2 Kronen.

Das Buch oder vielmehr die Vorlagensammlung ist in erster Reihe für österreichische Schulen berechnet, daher auch Österreich in einem Hefte besonders behandelt ist. Dieser Umstand schliefst aber eine Verwendung in andern Staaten nicht aus. Die Karten der einzelnen Erdteile und Länder bieten nach der Seite der zeichnerischen Ausführung nichts Neues: die Umrisse sind stark generalisiert, desgleichen die Flüsse, die Gebirge durch dicke schwarze Linien oder entsprechend breite Schummerung angedeutet. Auch hinsichtlich der Unterstützungspunkte oder -linien bietet der Verfasser im Prinzip nichts Neues. Zwar wendet er sich mit Bewufstsein von der Kirchhoffschen Methode ab, die ein Gradnetz als Grundlage benutzt, an dessen Stelle der Verfasser Hilfslinien und -figuren, wie Drei- und Vierecke einführt, was aber ebenfalls nicht neu ist. Neu sind lediglich die ausgeklügelten Hilfslinien und -figuren für die jeweilige Aufgabe.

Für jede Karte giebt der Verf. eine sog. Konstruktionsformel, z. B. für Asien. $de = 2t = m_1 m$, besagt: Auf einer Vertikalen (de) sind 2 gleiche Teile (t) aufzutragen, desgleichen auf der durch m_1 gezogenen Horizontalen $m_1 m$. t erscheint als gemeinsames Mafs, dessen Länge am Ende der Formel in Kilometern angegeben ist. Mit m (m_1, m_2) wird der Halbierungspunkt (*H'pt*) einer ganzen Linie oder eines ihrer Teile bezeichnet. ca, cb etc. dienen als Verbindungslinien. $ce/3$ = Dreiteilung der ce. Die stärker gezeichneten Hauptlinien sind ausschliefslich vertikal oder horizontal. Welche von beiden Stellungen anzunehmen ist, zeigt die Formel nicht besonders an, ergiebt sich jedoch zweifellos aus der Zeichnung. Im allgemeinen ist nur derjenige Meridian angegeben, auf welchen die Konstruktion eingestellt ist, d. h. auf welchem die horizontalen Linien senkrecht stehen.

Nach dieser Methode wird die Hilfskonstruktion für die Karte von Italien z. B. wie folgt angelegt. Eine zum Meridian von Rom senkrecht gezogene Linie ab verbindet Rom mit dem M. Gargano, $ab = t$. Von a (Rom) wird eine Linie $ac = t + {}^1/_2 t$ bis etwas nördlich von Venedig gezogen, eine gleich grofse be von b (M. Gargano) nach C. Spartivento, von c (bei Venedig) eine

Horizontale zum M. Blanc. Zu diesen Hauptlinien treten noch einige Nebenlinien; eine derselben geht vom M. Blanc über Genua, Livorno, Rom, Neapel zum Golf von Policastro, eine zweite über Lugano — Genua nach Cagliari, eine dritte vom Golf von Policastro zum C. S. Maria di Leuca; *t* hat hier den Wert von 280 km. Damit sind die Stützpunkte und -Linien gegeben, nach denen nun die Zeichnung der Situation erfolgt.

Absichtlich ist die Methode an einem Beispiel etwas ausführlich geschildert, um zu zeigen, wie gekünstelt auch sie neben allen andern, die sich sog. Hilfskonstruktionen bedienen, ist. Es ist anzuerkennen, dafs der Verf. viele Mühe und Scharfsinn auf seine Arbeit verwandt hat, aber leider pro nihilo. Derartig gekünstelte Methoden widersprechen völlig den Zielen, die durch das geographische Zeichnen erreicht werden sollen; dies näher auszuführen, ist hier nicht der Ort, auch kaum nötig. Nur einiges sei bemerkt. Wenn das allgemein anerkannte Ziel des Zeichnens, das Kartenbild einzuprägen, erreicht werden soll, so mufs dies, da es stets nur Mittel, nicht Selbstzweck ist, auf möglichst einfache Weise erreicht werden. Einfachheit kann aber dieser Methode nicht zuerkannt werden, das Gegenteil ist der Fall, und darum ist sie zu verwerfen. Diese so künstlich aufgebaute Methode (der Verf. selbst gebraucht den bezeichnenden Ausdruck „Konstruktionszeichnungen") steht aber keineswegs allein da, sie hat im Gegenteil zahlreiche, mehr oder weniger künstlich ersonnene Nebenbuhlerinnen. Dieser Umstand, dafs noch immer neue Methoden für das Zeichnen ausgesonnen werden, ist einerseits ein bedeutsames Zeichen, dafs auch die Anhänger der zeichnenden Methode noch immer nicht einen Weg gefunden haben, der allgemeiner Anerkennung sicher ist, wie er andererseits für die Gegner dieser Methode ein um so willkommenerer Bundesgenosse ist, als er aus dem gegnerischen Lager selbst gestellt wird.

Pr. Friedland. A. Bludau.

---

1) **Diercke, Schulatlas für höhere Lehranstalten**, bearbeitet und herausgegeben von C. Diercke und E. Gaebler. 37. Auflage. Braunschweig 1901, G. Westermann. 6 ℳ.

Unter den neueren Schulatlanten steht der Dierckesche in vorderster Reihe durch seine schönen, prächtig farbenfrischen, dabei auch farbenharmonischen Karten, seine Reichhaltigkeit und seine wissenschaftliche Gründlichkeit. Die hübschen Beigaben von Nebenkärtchen in grofsem Mafsstab zu den Hauptkarten, um morphographisch bemerkenswerte Bildungen oder Stadtlagen u. dgl. zu veranschaulichen, bilden neben der lehrreichen Eintragung der Küstenabstandskurven eine schätzbare Eigentümlichkeit.

In vorliegender Auflage enthält der Atlas nicht weniger als 159 Haupt- und 156 Nebenkarten. Mehrere der älteren Karten haben eine eingehende Umarbeitung erfahren, so die Karten des Atlantischen und des Grofsen Ozeans (nach Krümmel, Spott und Supan). Neu hergestellt sind 10 Karten, darunter eine grofse (Aufklapp-) Karte der Vegetationsgebiete nach Engler nebst den Meeresströmungen, eine ebenso grofse über den Kolonialbesitz und Weltverkehr, eine sehr schöne Karte Südwest-Asiens, Übersichtskarten des Bodenbaus von Europa und von Österreich-Ungarn.

Nur vor einer gewissen Überhäufung an Stoff bei der anerkennenswert eifrigen Fortentwickelung dieses Atlas mufs gewarnt werden. Namentlich drängen die Kärtchen, welche Völkerverbreitung zusammen mit Volksdichte darstellen, zwei doch ganz verschiedenartige Verhältnisse verwirrend ineinander.

2) Lüddecke und Haack. Deutscher Schulatlas. 88 Karten und 7 Bilder auf 51 Seiten. Dritte, berichtigte und erweiterte Auflage. Gotha 1901, J. Perthes. Preis geb. 3 ℳ.

Dr. Hermann Haack, der die Weiterführung dieses Atlas nach dem vorzeitigen Tod seines verdienstvollen Urhebers, des Dr. Richard Lüddecke, übernahm, hat sich die Aufgabe gestellt, dieses vorher nur für die Mittelstufe höherer Lehranstalten berechnete Kartenwerk so zu vervollständigen, dafs es den gesamten Ansprüchen zu genügen vermöge, wie sie die Schulerdkunde in ihrer heutigen Stellung gegenüber dem Schulatlas zu erheben pflegt. Diese Aufgabe ist in vorliegender Neuauflage in einem so hohen Grade erfüllt worden, dafs es zur Zeit für den wohlfeilen Preis von 3 ℳ kaum einen gleich wertvollen Atlas geben dürfte, der bis in die obersten Klassen ausreichte. Durch Zufügen besonderer Karten von Südskandinavien nebst Dänemark, den Niederlanden nebst Belgien sowie Österreich-Ungarn ist erreicht worden, dafs nun jedes wichtigere Land Europas auf einem eigenen Blatt dargestellt wird. Zwei schöne Kartenblätter veranschaulichen in klarem Flächenkolorit unsere afrikanischen Schutzgebiete in gleichem Mafsstab (1 : 10 Mill.). Auch den deutschen Südseeschutzgebieten ist durch neue oder revidierte Karten vollgenügend Rechnung getragen worden. An der Togoküste greift versehentlich das Violett des französichen Nachbargebiets nach dem deutschen Kleinpopo hinüber. Sonst möchte man nur der Darstellung des inneren Rufsland etwas mehr Ruhe wünschen; es sieht auf S. 25, 26, 27 zu gebirgig aus.

Halle a. S A. Kirchhoff.

E. Greve, Vierstellige logarithmische und trigonometrische Tafeln. Glogau 1901. C. Flemming. 178 S. kl. 8. Geb. 2,50 ℳ.

Der Inhalt ist in 4 Teile gegliedert: 1. die Briggschen Logarithmen der Zahlen von 1—9999; 2. die Briggschen Logarithmen der Cosinus, Tangenten, Cotangenten und Cosinus der Winkel von 0° bis 90° von Minute zu Minute nebst Anleitung zum Verhalten bei Winkeln unter 2° und über 88°; 3. sonstige mathematische Hülfstafeln. Hierunter finden sich nicht nur solche, welche den Anhang vieler Logarithmentafeln bilden wie Quadrate, Kuben, Quadrat- und Kubikwurzeln der Zahlen 1 bis 100 oder Angabe zur Umrechnung der natürlichen Logarithmen in Briggsche und umgekehrt oder Logarithmen der Zinsfaktoren mit 8 Dezimalstellen [6 Stellen hätten genügt] oder die trigonometrischen Funktionen für ganze Grade [wünschenswert ist, dafs sie von Minute zu Minute angegeben werden] oder [25] Funktionen von π nebst ihren Logarithmen, sondern auch solche Tabellen, die man selten findet, wie die Fakultäten bis 20! oder die Binominalkoefficienten bis zum Exponenten 12. 4. Physikalische Konstanten. Hierbei fällt auf, dafs die Elektrizität ganz weggelassen ist.

Das Buch ist nach dem Vorstehenden durchaus brauchbar und empfehlenswert.

Wandsbeck. A. Richter.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Vierundzwanzigste Versammlung des Vereins mecklenburgischer Schulmänner.

Am 28. September fand in Güstrow die diesjährige (24.) Versammlung des Vereins mecklenburgischer Schulmänner statt. Am Abend vorher vereinigten sich die bereits anwesenden auswärtigen Gäste mit den Güstrower Vereinsmitgliedern zu einer geselligen Zusammenkunft im Restaurant Butzirus. Am andern Morgen fand vor der Hauptversammlung eine Sektionssitzung für neuere Sprachen statt, in der die Verordnung des französischen Unterrichtsministeriums vom Februar 1900 und ein darauf bezüglicher Erlafs des mecklenburgischen Ministeriums des Inhalts, dafs jene Verordnung noch nicht in die Praxis einzuführen sei, einer Besprechung unterzogen wurden. Es waren Schritte angeregt worden, um die Aufhebung des Ministerialerlasses zu beantragen, und in der Sektionssitzung wurde allerseits der Wunsch geteilt, dafs die durch den französischen Erlafs auch den deutschen Schulen gebotenen Erleichterungen diesen bald zu gute kommen möchten, doch überwog die Ansicht, dafs man von einem Antrage an das Grofsherzogliche Ministerium vorläufig absehen könne, in der Erwartung, dafs die Frage ohnehin von den deutschen Schulbehörden bald den Wünschen der Lehrerschaft entsprechend geregelt werden würde.

Die Hauptversammlung begann um 10½ Uhr in der Aula des Gymnasiums. Den ersten Gegenstand der Tagesordnung bildete, wie üblich, der Jahresbericht. Nach demselben zählt der Verein z. Z. 141 Mitglieder gegen 120 im Vorjahr. Dieser Zuwachs rührt daher, dafs infolge des Eintritts sämtlicher akademisch gebildeter Lehrer der Realschule sowie mehrerer Kollegen des Gymnasiums und des Realgymnasiums in Rostock, die bisher noch nicht dem Verein angehört hatten, die Zahl der Rostocker Vereinsmitglieder von 14 auf 35 gestiegen ist, während sich in übrigen der Austritt einzelner Mitglieder durch den Eintritt anderer ausgeglichen hat. Zu Doberan, Friedland, Güstrow, Malchin, Parchim, Rostock, Schwerin und Wismar bestehen besondere Ortsgruppen des Vereins. In diesen Ortsgruppen sind im verflossenen Vereinsjahr folgende Themata bearbeitet worden:

1. Welche neusprachlichen Reformideen haben im allgemeinen Zustimmung gefunden? (in Wismar, Ref. Oberlehrer Wandschneider).
2. Über die Verordnung des französischen Unterrichtsministers betr. Vereinfachung der französischen Syntax (in Güstrow, Ref. Oberlehrer Müller vom Realgymnasium; s. die Sektionssitzung).

3. Empfiehlt es sich, bei den schriftlichen Übungen der Schüler im Griechischen die Accente fortzulassen? (in Güstrow, Ref. Gymnasialdirektor Dr. Rickmann).

Dazu

4. Das Thema der Hauptversammlung, zu dem der Doberaner Ortsverein den Referenten gestellt hatte.

Im Anschlufs an den Jahresbericht ehrte die Versammlung das Andenken eines jüngst verstorbenen Mitgliedes, dessen Tod in dem Bericht erwähnt war, des Oberlehrers Friedrich Klett vom Gymnasium zu Schwerin durch Erheben von den Sitzen. Darauf wurden die Neuwahlen zum Vorstande, die in der vorigen Versammlung wegen Mangels an Zeit nicht mehr ganz statutenmäfsig hatten erfolgen können, nachträglich noch einmal bestätigt. Der Vorstand des Vereins besteht darnach z. Z. aus den Herren Gymnasialdirektor Dr. Kuthe-Parchim (Vorsitzender), Oberlehrer Dr. Lachmund-Schwerin (Kassierer), Oberlehrer Dr. Wagner-Schwerin (Schriftführer), Gymnasialprofessor Dr. Bergholter-Güstrow und Oberlehrer Dr. Dopp-Rostock.

Nachdem noch ein kurzer Kassenbericht erstattet war, wandte sich die Versammlung dem Hauptgegenstande der Tagesordnung, dem Thema „die Verwertung der Archäologie im klassischen Unterricht“ zu. Das Referat hatte Oberlehrer Dr. Maybaum-Doberan.

In klarer, fesselnder Ausführung, die zugleich von gründlicher Vertiefung in den Gegenstand und von warmer Begeisterung für denselben wie für den unvergänglichen Bildungswert der antiken Kultur überhaupt ein beredtes Zeugnis ablegte, entwickelte der Vortragende seine Anschauungen über das Thema, über welches zu sprechen er umsomehr berufen war, als er die klassischen Stätten auf einer längeren Studienreise aus eigener Anschauung kennen gelernt hat.

Ein Auszug des Wichtigsten aus dem Vortrage folgt hier: Redner erklärte sich überzeugt, dafs der Unterricht in den klassischen Sprachen in mancher Beziehung andere Wege einschlagen müsse, wenn er seinen Platz behaupten oder vielmehr den Platz zurückerobern wolle, der ihm im Bildungsleben unseres Volkes gebühre. Eine unerschöpfte und unerschöpfliche Kraft veredelnder Wirkungen liege in der Kultur des Altertums, nicht zum wenigsten auch dadurch, dafs jeder neuen Generation neue Aufgaben gestellt würden, und dafs das Alte, doch ewig Junge jedem neuen Geschlechte wieder in neuer Beleuchtung und in neuem Glanze erscheine. Die Kenntnis dieser Kultur fliefse aus zwei Quellen, der Litteratur und den Denkmälern, „den lebendigen und unmittelbar ergreifenden Zeugen jener grofsen Vergangenheit“. Nur aus beiden zusammen sei ein wirkliches Bild der alten Kulturwelt zu gewinnen, in die einzuführen die Aufgabe des humanistischen Gymnasiums sei. Die zweite Quelle sei in ihrer Wichtigkeit lange unterschätzt worden, in unserer Zeit aber habe die Denkmälerkunde einen beispiellosen Aufschwung erlebt, dessen Höhepunkt noch nicht überschritten sei. Davon dürfe die Schule nicht unberührt bleiben, und wenn dadurch den sprachlichen Erörterungen etwas an Zeit geraubt werde, so werde dies völlig aufgewogen durch eine lebhaftere Anschauung, durch welche wieder die Aneignung der sprachlichen Formen, das Verständnis der Vorgänge, die Auffassung der Ideen erleichtert und das Interesse für den Unterricht gesteigert werde.

Nach Ansicht des Ref. liegt dem jugendlichen Geiste die Architektur am nächsten. Damit sei also zu beginnen, und zwar sei die grundlegende Betrachtung der Bauformen und Baudenkmäler dem Geschichtsunterricht der beiden Sekunden zuzuweisen, mit. dem sie auch in einem organischen Zusammenhang stehe. „Niemand kann das Athen des Perikles schildern, ohne ein Bild der Akropolis zu geben. Wenn von dem Glanze der olympischen Spiele die Rede ist, wird sich die Darstellung nur dann auf sicherem Boden bewegen können, wenn sie davon ausgeht, dem Hörer das sichtbare Bild der Örtlichkeit, der Gesamtanlage, der Umgebung, der hervorragendsten Bauwerke vor Augen zu stellen. Worin prägt sich der Geist des Römertums besser aus als in seinen grofsartigen Bauten? Eine Gerichtsverhandlung, eine Volksversammlung auf dem römischen Forum, der Triumphzug des siegreichen Imperators, das Begräbnis eines vornehmen Römers, die Spiele im Zirkus und im Amphitheater, der Morgenempfang im Kaiserpalaste, das sind doch Züge im Bilde des römischen Lebens, die nicht fehlen dürfen und die erst im Zusammenhang mit der Örtlichkeit die rechte Farbe gewinnen." Auch Pergamon sollte man, wenn es möglich ist, hinzunehmen.

Die Methode der Unterweisung ergebe sich aus der Sache selbst. Auszugehen sei vom dorischen Tempelbau, am besten wohl von dem Poseidontempel zu Pästum. Der Schüler sei zu eigenem Sehen anzuleiten; der Wert guter Rekonstruktionen, wie des Niemannschen Modells vom Parthenon, könne nicht leicht zu hoch angeschlagen werden. Immer sei vom Ganzen, dem Bauwerk, auszugehen, der ganze Aufbau des Tempels müsse klar gemacht, die einzelnen Bauglieder müfsten dem Schüler in Form und Funktion zum Verständnis gebracht werden; vor allem müsse ihm „die lebensvolle Gliederung der lebendig emporstrebenden dorischen Säule als ein einzigartiges und bewunderungswürdiges Kunstgebilde vor Augen treten". „Der Schüler mufs empfinden, dafs an feiner Einzelgliederung und Durchgeistigung der Materie die Griechen das Höchste geleistet haben." „Die Unterweisung mufs zu einem bewufsten Verständnis der Form und des zu Grunde liegenden Baugedankens anleiten, daneben mufs die aufserordentlich klare und harmonische Raumentwicklung, die Längsperspektive und ihr fein abgewogenes Verhältnis zur Höhen- und Breitendimension, kurz die Harmonie der Verhältnisse, auf der ein Hauptreiz der griechischen Bauten beruht, mufs klar hervortreten. Dazu das glänzende Material, die geschickte Benutzung der landschaftlichen Umgebung zur Erzeugung reizvoller Durchblicke, die Farbenfreudigkeit, die Hinzuziehung der Plastik, alles atmet heitere Klarheit, freudiges Gefallen an der schönen Form, ungetrübte Lust am Dasein, reine, vertrauensvolle Hingabe an die Gottheit. Das innerste Wesen des Griechentums tritt in diesen Denkmälern in die Erscheinung." Eine solche Unterweisung sei zugleich ein elementarer Kursus in der tieferen Auffassung von Bauwerken überhaupt. Auf einmal werde sich nicht alles erreichen lassen, man müsse im Lauf der Jahre auf das Besprochene, immer mit höherem Ausblick, öfter zurückkommen. Dringend wünschenswert sei, wenn die charakteristischen Architekturformen und Ornamente durch einen entsprechend geleiteten obligatorischen Zeichenunterricht eingeprägt werden könnten. Den Umfang des Darzubietenden könne man auf das äufserste beschränken, aber in dem, was man darbiete, müsse man in die Tiefe gehen. Kürzer als die dorische könne man die jonische Säule behandeln, ganz kurz die korinthische.

Ein solcher einleitender Kursus müsse der Betrachtung der grofsen Denkmälerstätten voraufgehen. Wie sich Redner deren Behandlung denkt, zeigte er zunächst am Beispiele der Akropolis, wobei er von der Landschaft ausging und an der Hand der Baugeschichte (Zeit des Peisistratos, Zerstörung im Perserkrieg, älterer Parthenon, auf dessen Fundament der jüngere) zur Zeit des Perikles und deren Bauten gelangte und mit einer lebensvollen Schilderung der zahllosen Weihgeschenke und Steindenkmäler staatswirtschaftlichen Charakters, die nur die breite Strafse für den grofsen Festzug freigelassen, schlofs.

Von den Gebäuden am Fufse der Burg müsse man sich auf das Dionysostheater beschränken, aber auch hier wieder den Zusammenhang mit dem Ganzen suchen und sich klar machen, dafs das attische Drama für ein bestimmtes Fest gedichtet war, aus einer religiösen Stimmung heraus, und dafs es auf heiligem Boden gespielt wurde. Auch der Hauptakt des Festes, der Festzug, der zugleich eine Schaustellung der Macht des attischen Reiches war, sei zu schildern.

Nichts könne besser „den Grundgedanken und den eigentlichen Schwerpunkt des ganzen Altertums, das Zusammenfallen der religiösen, politischen und künstlerischen Interessen, die Einheit des gesamten Lebens," veranschaulichen als eine solche Beleuchtungsweise.

Ähnlich, immer im Zusammenhange mit dem ganzen geistigen Leben, sei Olympia zu behandeln und ebenso auch das wichtigste aus der Baugeschichte Roms in den Rahmen der römischen Geschichte einzufügen, unter Berücksichtigung des ganz anders gearteten römischen Geistes, wie er in den Bauten sich zeige (Profanaufgaben, Gewölbebauten). Abgesehen von dem Werte, den diese Betrachtungen für die allgemeine Bildung und für die Entwickelung des historischen Sinnes hätten, machten sie einen so wesentlichen Zug in dem Bilde des Altertums aus, dafs unbedingt Raum für sie geschaffen werden müsse. Eine lebendige Anschauung von den Hauptstätten des antiken Lebens zu vermitteln, sei eine der wesentlichen Aufgaben des Gymnasiums.

Weit schwieriger sei die Frage, inwieweit und in welcher Form die Plastik in den Kreis der Schule zu ziehen sei. Mit der kurzen Erwähnung der Skulpturwerke bei der Besprechung der Bauwerke könne sich eine eingehendere Behandlung nicht verbinden. Auch ein gelegentlicheres Einflechten von Exkursen über plastische Kunstwerke in die Lektüre, wie man es vorgeschlagen habe, genüge nicht, da es den Charakter des Zersplitterten trage und aufserdem die Lektüre unmäfsig belaste und ihren Zweck, die Aneignung des Gedankeninhaltes, illusorisch mache. Gewifs sei die Lektüre zuweilen zu unterbrechen, wenn die sachlichen Voraussetzungen, auf denen das Verständnis einer Stelle beruhe, dem Schüler fremd seien. So sei bei der Homer-Lektüre der Grundrifs des Palastes von Tiryns nebst einer Rekonstruktion heranzuziehen, bei der Lektüre der Leichenrede des Perikles der Friedhof im Kerameikos und der griechische Totenkult zu schildern und eins oder das andere Grabrelief vorzuführen. Besser wäre es freilich auch hier, wenn ein Hinweis genügte, um an die anderweitig bekannten Vorstellungen zu erinnern. Auch fordere allerdings jede Lektüre an zahlreichen Stellen zu kurzen Hinweisen auf bildliche Darstellungen auf, wofür Redner die *λουτρὰ πατρός* im Anfang der Elektra (d. i. Badewasser für den Toten, wie

attische Vasenbilder zeigen, nicht Trankopfer) und die Schilderung des Horaz, wie er vor seinem Herde sitzend, mit seinen Nachbarn speise und zeche, die nur auf das altrömische, auf dem Lande bis in späte Zeit gebliebene Haus passe, als Beispiele anführte.

Derartige Ausführungen, die mit der Lektüre in einem organischen Zusammenhange ständen, seien zu billigen, die Sucht, um jeden Preis die Dichter zu illustrieren, entschieden zu verwerfen. Selten aber werde sich die Gelegenheit bieten, Werke der hohen Kunst zur Erklärung der Lektüre heranzuziehen. Selbst für die bekannte Vergilstelle sei die Laokoongruppe im Grunde nicht nötig. Und selbst wenn sich solche Gelegenheiten zwanglos böten, so sei es doch ein Unding, z. B. in dem Rahmen der Sophokles- oder Horaz-Lektüre diese Werke verstehen zu lehren. Und doch solle man die jungen Menschen, die die empfänglichsten Jahre in der Beschäftigung mit dem Altertum hinbringen, von der Schule entlassen, ohne ihnen diese höchsten Hervorbringungen des griechischen Geistes näher gebracht zu haben? Man solle es vielmehr unter allen Umständen versuchen; zwei halbe Stunden die Woche in den letzten zwei Schuljahren, vielleicht noch weniger, genügten. Ein lückenloser Zusammenhang sei unerreichbar, auch die Stellung der einzelnen Werke innerhalb der Entwickelung der Kunstgeschichte oder gar des Entwickelungsganges der einzelnen Meister klar zu machen, könne nicht als Aufgabe der Schule angesehen werden. Das einzelne Kunstwerk sei in seiner charakteristischen Selbständigkeit zu schauen, was selbstverständlich Vergleiche nicht ausschliefse. Auch an die geschichtliche Folge brauche man sich nicht zu binden.

Kurz besprach dann der Vortragende noch die Bedeutung der Porträts, in denen uns „die weltgeschichtlichen Gegensätze von Griechentum und Römertum, das poetisch-ideale, hochgerichtete Wesen des ersteren und die Charakterbildung, die nüchtern auf das Praktische gerichtete Solidität des letzteren, die aber selten eines grofsen Zuges entbehre, fleischgeworden entgegentreten“. Von griechischen Porträts gehörten in die Schule Perikles, Sophokles, Demosthenes und Alexander, sehr charakteristisch sei auch das vor einigen Jahren aufgefundene Bildnis des Pyrrhus, keines aber vermöge von dieser Richtung der griechischen Kunst eine bessere und höhere Vorstellung zu geben als der Typus Homers. Lehrreiche römische Bildnisse gebe es in grofser Zahl.

Unterstützung könne dem Kunstunterricht aus dem Unterricht im Deutschen und in der deutschen Geschichte zufliefsen. Im Deutschen könne man auf der obersten Stufe eines Gymnasiums sehr wohl einmal jährlich ein Kunstwerk vorlegen, an dem man dem Schüler die Eigenart der alten Kunst und ihre Bedeutung für alle Zeit klar mache.

Ferner sei es unerläfslich für die Ausbildung des historischen Sinnes und für die Erkenntnis der geistigen Entwickelung unseres Volkes, die Jugend darüber zu belehren, welches Verhältnis Winkelmann, Lessing und Goethe zur Antike hatten und wie sie diese aufgefafst haben. „Als ein den Griechen kongenialer Geist hatte Winkelmann mit dem Blicke des Sehers das Geheimnis griechischer Kunstschönheit unter dem dürftigsten Material nachempfunden und erschaut“. Sein Einflufs war von entscheidender Bedeutung für das Gebiet der ausübenden Kunst, wo die neue Wertschätzung der Antike zum Siege des Klassicismus führte. Tief eingreifend war die

Einwirkung seines Geistes auf die Litteratur und das Geistesleben Deutschlands: Lessing und Goethe standen in dem Banne dieser Anschauungen. Man wies auf die Nachahmungen der Alten als den einzigen Weg hin, „auf dem die deutsche Kunst grofs und unnachahmlich werden könnte“, und man verkannte völlig, dafs niemals durch Nachahmung eine wirkliche Kunst entstehen kann und dafs alle hohe Kunst national bedingt ist und nur aus dem „eigenen Volkstum herauswachsen kann“. Von der Lektüre des Lessingschen Laokoon riet Referent ab. Wolle man ihn auf der Schule lesen, so müsse man jedenfalls alles, was die künstlerische Seite betreffe, vorsichtig ausscheiden und den Nachdruck auf die scharfsinnige Erörterung über das Wesen der epischen Poesie legen.

Der Geschichtsunterricht werde die antiken Denkmäler z. B. am Beginn der mittelalterlichen Geschichte berühren müssen oder wenigstens können, bei Schilderung der Anfänge der christlichen Baukunst. Bei den Anfängen der deutschen Geschichte werde man den Limes und die Städteanlagen am Rhein (die Saalburg und Trier) zu beschreiben haben. Bei der Völkerwanderung sei des Verhaltens der germanischen Völker gegenüber der antiken Kultur zu gedenken, wobei man dem Vorurteil entgegentreten könne, als ob sie vandalisch gehaust hätten; das ostgothische Reich biete Gelegenheit, die Versuche dieses Volkes zu schildern, eine eigene Kunst zu schaffen, sowie die Bemühungen Theodorichs um Erhaltung der alten Denkmäler. Vor allem werde bei der Renaissance die weltgeschichtliche Bedeutung der antiken Kunst und ihre Wirkung auf jene grofse Epoche zur Sprache kommen.

Für die gesamte Behandlung der antiken Denkmäler müsse reichhaltiges und künstlerisch wertvolles Anschauungsmaterial zu Gebote stehen. Rekonstruktionen seien auch für die Plastik sehr wichtig. Auch von Modellen und Anschauungsbildern sei besonders auf der Mittelstufe Gebrauch zu machen. Über die Verwendung des Skioptikons zu dem gleichen Zwecke erlaubt sich Ref. kein Urteil. Dafs es für Wiedergabe von Landschaften und Bauwerken vorzügliche Dienste zu leisten vermöge, habe er in Athen unter Dörpfelds Leitung oft zu sehen Gelegenheit gehabt; in Bayern sei es geradezu vorgeschrieben.

Endlich wies Ref. noch auf die Bedeutung der Geographie für das tiefere Verständnis der antiken Kultur hin und schlofs mit den Worten: ‚Wenn ich jetzt schliefse, so bin ich mir wohl bewufst, dafs es mir nicht gelingen konnte, in dem Rahmen der kurzen Zeit das Thema in irgend einer Weise erschöpfend zu behandeln. Auch bin ich nicht so anmafsend zu meinen, dafs nur auf dem von mir bezeichneten Wege vorgegangen werden könne. Auch auf diesem Gebiete führen viele Wege nach Rom. Je höher ein Unterrichtsgegenstand liegt, desto weniger lassen sich naturgemäfs allgemein gültige Normen aufstellen, desto mehr bleibt der freien Persönlichkeit des Lehrers überlassen. Sollte es mir aber gelungen sein, in Ihnen die Überzeugung wachzurufen oder zu festigen, dafs es die Pflicht des Gymnasiums ist, wirklich Ernst zu machen mit der Forderung, die Jugend in die griechisch-römische Kultur einzuführen, so würde mich das höchlich erfreuen. Nur von diesem Standpunkte aus, glaube ich, können wir heute noch die intensive Beschäftigung mit den alten Sprachen rechtfertigen und den unerschöpflichen Bildungswert, der in ihnen liegt, auch

für unsere Gegenwart flüssig machen. Sicherlich hat die Verminderung der Stundenzahl dem klassischen Unterricht bedauerlichen Schaden zugefügt, aber täuschen wir uns nicht, viel gröfseren und gefährlicheren die allgemeine Abneigung gegen einen zu formalistischen Betrieb desselben. Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden; sollte es möglich sein, der Jugend wieder gröfsere Freude am Altertum, eine Begeisterung für seine eigenartige Hoheit und Gröfse einzupflanzen und ihr die festgegründete Überzeugung zu verschaffen, dafs wir tausendfach mit ihm zusammenhängen und höchst Wichtiges aus ihm zu lernen haben, so wäre damit unserer Sache ein grofser Dienst erwiesen. Sicher ist das auf vielen Wegen zu erreichen; dafs der vorgeschlagene einer von diesen ist, das glaube ich zuversichtlich."

Die Grundgedanken seines Vortrages hatte Ref. in Thesen zusammengefafst, die gedruckt zu Anfang der Versammlung unter den Anwesenden verteilt wurden. Sie lauteten:

1. Das Ziel des Unterrichtes in den klassischen Sprachen ist die Einführung in die griechisch-römische Kultur.
2. Es ist notwendig, die antiken Denkmäler zur Belebung und Vertiefung des Unterrichtes heranzuziehen.
3. Die Bekanntschaft mit den Baudenkmälern ist im Geschichtsunterricht der beiden Sekunden zu vermitteln. Zu behandeln sind Athen, Olympia, Rom, Pompeji, wenn möglich auch Pergamon. Die hier gewonnenen Anschauungen und Kenntnisse sind durch stete Wiederholungen auf der obersten Stufe zu erweitern und zu befestigen. Es ist wünschenswert, dafs die charakteristischen Architekturformen und Ornamente im Zeichenunterricht eingeprägt werden.
4. Einige hervorragende Werke der Plastik (darunter auch einige Porträts) sind in einem besonderen Kursus der obersten Stufe so eingehend zu behandeln, dafs sie fest in der Anschauung haften. Ist hierfür eine Zeit nicht zu erübrigen, so mufs auf eine Einführung in dieses Gebiet der alten Kunst verzichtet werden.
5. Es ist dringend wünschenswert, dafs für den Unterricht in der alten Geschichte die ursprüngliche Stundenzahl wiederhergestellt, zum mindesten, dafs in Prima die eine Stunde wiedergewonnen werde.
6. Auf allen Stufen ist von Modellen, auf der Mittelstufe auch von guten Anschauungsbildern ein mafsvoller Gebrauch zu machen.

Über diese Thesen trat man nach Schlufs des Vortrages, nachdem zunächst der Vorsitzende dem Redner den Dank der Versammlung ausgesprochen, in eine Debatte ein. Zunächst wurde dem Redner entgegengehalten, dafs er in seinem Vortrage ein Idealbild entworfen, das unter den obwaltenden Verhältnissen nur zum Teil in die Wirklichkeit übersetzt werden könne, wohl aber als Ziel gelten könne, dem man sich möglichst anzunähern versuchen müsse. Herr Dr. Maybaum erklärte sich mit dieser Auffassung seiner Ausführungen einverstanden.

Im einzelnen ward zu These 1 bemerkt, dafs durch deren Wortlaut die sprachlich logische Seite des Betriebes der alten Sprachen ganz bei Seite geschoben erscheine, obgleich ihr doch ein hoher und selbständiger Wert innewohne; es wurde vorgeschlagen, für das Wort „Ziel" „Hauptziel" einzusetzen, was die Billigung des Vortragenden wie der Versammlung fand.

These 2 wurde ohne Debatte angenommen.

Dagegen erhob sich Widerspruch gegen die Anschauung des Referenten, die These 3 und 4 zu Grunde lag, dafs man mit den Baudenkmälern beginnen müsse, da diese leichter zu verstehen seien als die plastischen Kunstwerke. Prof. Dr. Zillgenz-Waren stellte nämlich der Ansicht des Referenten gerade die umgekehrte entgegen, dafs der Jugend die Bilder von lebenden Wesen näher lägen als die Bauwerke; die Baukunst sei viel geistiger als die Plastik; erst dem Primaner könne der tiefere Sinn eines Bauwerkes erschlossen werden. Dr. Maybaum hielt demgegenüber seine Ansicht fest: die Deutung des seelischen Ausdrucks, der Gesichtslinien u. dergl. mehr in der bildenden Kunst sei weit schwieriger und erfordere ein höheres Alter als die Erklärung von Bauwerken; auch für die geschichtliche Bildung und die Auffassung des Altertums seien die Baudenkmäler wichtiger als die plastischen. Dr. Zillgenz erklärte sich dadurch nicht überzeugt. An der weiteren Erörterung beteiligten sich dann noch eine ganze Anzahl der Anwesenden, die teils mehr dem einen oder dem anderen der beiden Gegner zuneigten, teils eine gleichzeitige Behandlung von Bau und Bild wünschten, wobei für beides das Verständnis mit den Jahren wachsen werde. Letztere Ansicht erwies sich als die der Mehrheit der Versammlung. These 3 erhielt schliefslich die Fassung: „Eine zusammenhängende Einführung in das Verständnis der antiken Denkmäler ist mit dem Unterricht in der alten Geschichte auf der obersten Stufe zu verbinden. Die so gewonnenen Anschauungen und Kenntnisse sind bei passender Gelegenheit zu erweitern und zu vertiefen.“ Schlufs wie oben.

These 4 wurde gestrichen.

In These 5, zu der lebhafte Zustimmung aus der Versammlung geäufsert wurde, ward mit Rücksicht auf die Realgymnasien der Zusatz eingefügt: „an den Gymnasien“, für „ursprüngliche“ „frühere“ eingesetzt und der Schlufs gestrichen, da sich erwies, dafs die besondere Stunde für alte Geschichte in Prima nicht an allen Gymnasien Mecklenburgs bestanden habe. Die These ging also in folgender Fassung aus der Debatte hervor: „Es ist dringend wünschenswert, dafs an den Gymnasien für den Unterricht in der alten Geschichte die frühere Stundenzahl wiederhergestellt werde.“

Zu These 6 bemerkte Referent auf eine Frage aus der Versammlung, dafs er unter Anschauungsbildern solche verstehe, die eigens für den Schulzweck zurechtgemacht seien; gute Bilder der Art für die Oberklassen gebe es noch nicht, daher rühre die Beschränkung auf die Mittelstufe in der These. Als weitere Bedenken gegen den Ausdruck Anschauungsbilder erhoben wurden, zog Referent die These zurück, womit die Versammlung sich einverstanden erklärte, da die Unterstützung dieses Unterrichts durch Bilder u. dergl. selbstverständlich sei. Die Thesen wurden darauf in der Form, die sie nunmehr erhalten hatten, noch einmal von der Versammlung genehmigt. Sie lauteten nunmehr:

1. Das Hauptziel des Unterrichts in den klassischen Sprachen ist die Einführung in die griechisch-römische Kultur.
2. Es ist notwendig, die antiken Denkmäler zur Belebung und Vertiefung des Unterrichts heranzuziehen.
3. Eine zusammenhängende Einführung in das Verständnis der antiken Denkmäler ist mit dem Unterricht in der alten Geschichte auf der Oberstufe zu verbinden. Die so gewonnenen Anschauungen und

Kenntnisse sind bei passender Gelegenheit zu erweitern und zu vertiefen. Es ist wünschenswert, dafs die charakteristischen Architekturformen und Ornamente im Zeichenunterricht eingeprägt werden.

4. Es ist dringend wünschenswert, dafs an den Gymnasien für den Unterricht in der alten Geschichte die frühere Stundenzahl wiederhergestellt werde.

Nach Erledigung des archäologischen Themas wurde eine Pause von einigen Minuten gemacht und darauf zunächst die fortdauernd trübe Lage der akademisch gebildeten Lehrer an den städtischen höheren Schulen Mecklenburgs einer Besprechung unterzogen. Ein Antrag des Ortsvereins Rostock, den Anschlufs der mecklenburgischen höheren Schulen an den Kunzeschen Schulkalender zu vermitteln, wurde angenommen und die Herren Oberlehrer Dr. Dopp-Rostock und Dr. Lachmund-Schwerin mit der Weiterführung der Angelegenheit beauftragt. Themata für das nächste Vereinsjahr, deren Bearbeitung die Ortsvereine wünschen, sollen bis Ende Oktober den Schriftführern mitgeteilt werden, worauf dann der Vorstand die endgültige Auswahl treffen wird. Eine Einladung des Ortsvereins Rostock, die nächstjährige Versammlung in Rostock abzuhalten, wurde mit Dank angenommen und um 2 Uhr die Versammlung geschlossen.

Der gröfste Teil der Anwesenden traf sich dann noch einmal wieder bei einem gemeinsamen Mittagsmahl im Ratskeller. Aus der Reihe der dort gefallenen Trinksprüche sei noch eine höchst launige Tischrede des Oberlehrers Fabricius-Bützow genannt über die geschichtliche Entwickelung der vier Fakultäten, die Einigkeit innerhalb der philosophischen Fakultät und die ihr zu wünschende Stellung nach aufsen hin.

Schwerin i. M. R. Wagner.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. J. Chr. G. Schumann und G. Voigt, Lehrbuch der Pädagogik. Zweiter Teil: Psychologie. Elfte Auflage. Hannover und Berlin 1901, Carl Meyer (G. Prior). VIII u. 293 S. geb. 2,80 *M*.

2. E. Schwarz, Dr. H. Schröder und die preufsische Oberlehrerfrage: eine Ehrenschuld Preufsens. Schalke i. W. 1901, E. Kannegiefser. 42 S. gr. 8. 0,60 *M*.

3. H. Spitta, Das deutsche Volk und seine nationale Erziehung. Unmoderne Rezepte. Tübingen und Leipzig 1901, J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 48 S.

4. G. Klee, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Vierte Auflage. Berlin 1901, G. Bondi. VIII u. 192 S. 1,50 *M*, geb. 2 *M*. — Vgl. diese Zeitschr. 1899 S. 449.

5. E. P. Morris, On Principles and Methods in Latin Syntax. New York 1901, Charles Scribner's Sons. XI u. 232 S. geb.

6. F. F. Abbott, A History and Description of Roman Political Institutions. Boston und London 1901, Ginn & Company. VIII u. 437 S. geb. 1 $ 60 *c*.

7. Cornell Studies in Classical Philology. N. XVI. The epigraphical evidence for the reigns of Vespasian and Titus by Homer Curtis Newton. Cornell University, Ithaca. New York 1901, Macmillan. VIII u. 140 S. gr. 8.

8. W. Wägner, Hellas. Das Land und Volk der alten Griechen. Für die neunte Auflage neu bearbeitet von F. Baumgarten. Mit 386 Abbildungen im Text, sowie 5 Beilagen und einer Karte in Farbendruck. Leipzig 1902, Otto Spamer. XII u. 672 S. gr .8. eleg. geb. 12 *M*. — Das bekannte vorzügliche Werk hat in der Neubearbeitung und der ausgezeichneten Illustration bedeutend gewonnen.

9. A. Hemme, Kleines Verzeichnis griechisch-deutscher Fremd- und Lehnwörter. Leipzig 1901, E. Avenarius. VI u. 45 S. gr. 8. 1 *M*.

10. A. Kirchhoff, Erdkunde für Schulen nach den für Preufsen gültigen Lehrzielen. Teil II: Mittel- und Oberstufe. Achte Auflage. Mit 36 Text-Figuren und einer Anhangstafel. Halle a. S. 1901, Buchhandlung des Waisenhauses. VIII u. 349 S. geb. 2,60 *M*.

11. A. Harpf, Darwin in der Ethik. Festschrift zum achtzigsten Geburtstage Carneri's. Leoben 1901. Neue Leobener Buchdruckerei (J. H. Prosl & Co.). 23 S. kl. 8. 1 *M*.

12. Pokorny, Naturgeschichte des Tierreiches. Bearbeitet von M. Fischer. Fünfundzwanzigste Auflage. Leipzig 1901, G. Freytag. VII u. 37 S. 8, mit 616 zum Teil farbigen Tafeln, geb. 3,60 *M*.

13. J. Cl. Kreibig, Die fünf Sinne des Menschen. Ein Cyklus volkstümlicher Universitäts-Vorlesungen. Leipzig 1901, B. G. Teubner. IV u. 130 S. geb. 1,25 *M*. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 27)

14. P. Lutz und V. Höller, Praktische Chorgesang-Schule für Gymnasien, Latein- und Realschulen. Bamberg 1899, Kommissionsverlag von H. Uhlenhuth. Teil I: VIII u. 44 S. 0,50 *M*. — Teil II: 56 S. 0,75 *M*. — Teil III: 112 S. 1 *M*.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Anthologieen deutscher Lyrik.

An allem, was Lyrik heifst, sind wir überreich. Lyrik ist unsere nationale Stärke und unsere Schwäche. Denn nirgends wird so viel gereimt wie in deutschen Landen. Nirgends leider auch so viel — Ungereimtes (in metaphorischem Sinne). Man wähnt, im kleinen Teiche könne kein Schiffer scheitern, d. h. — ohne Bild — ein kleines Liedchen könne jeder schreiben und singen. Und doch zeigt sich im Kleinsten auch der gröfste Meister, wie die Allmutter Sonne in der Tauperle. Ebenso wähnt man, eine Gedichtsammlung sei ein leichtes Stück Arbeit, Schere und Kleister genügten wie zu einer Provinzial-Zeitung. Und doch ist ein gutes Gedicht finden, eine Perle aus dem Schutt, ein Weizenkörnlein aus der Spreu hervorsuchen nicht leicht. Es setzt Kunstverständnis voraus. Und worauf beruht dieses? Nicht blofs auf Kenntnis der Kunstformen von Reim, Rhythmus, Metrum, von Sonett, Ghasel u. s. w., sondern auf Geschmack, auf Sinn für das Echte und Gesunde, Grofse und Tiefe, der sich nicht durch Talmigold, Dilettantenflitter, durch Sensationen der Pseudo-Genies und der Halb-Talente blenden läfst. »Das Miterleben, Nachschaffen eines Gedichtes — und das heifst ein Gedicht verstehen — ist fast so selten wie das Schaffen selbst; und der Jugend ein Gedicht deuten, so dafs sie ein Wehen des dichterischen Genius spürt und umschauert wird im Genusse des Schönen, in Andacht vor dem Göttlichen, das in irdischem Gefäfse sich offenbart: das ist auch nur wenigen gegeben, mögen auch Tausende dazu berufen sein oder sich berufen wähnen. Es vermag nur, wer selbst Poesie in sich hat. Und es kann ja auch einer Poet sein, ohne dafs er alle Jahre einen Band drucken läfst.« Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt. Das gilt auch hier. Ja manchmal, wenn das Gewirre der Stimmen über denselben Poeten, über dasselbe Dichtwerk gar zu bunt wird, möchte man fast glauben, der einzelne Kritiker könne schliefslich doch nur wieder einem einzelnen schaffenden Geiste völlig gerecht werden oder nur in einen sich völlig versenken, so dafs er in

ihm und mit ihm lebe, ihm alle Feinheiten ablausche und sein ganzes Wesen ergründe, womit freilich zumeist eine übertreibende Bewunderung und somit eine Verschiebung der Gröfsenverhältnisse sich zu verbinden pflegt. Jedenfalls läfst sich ein Band Gedichte, der von einem ursprünglichen Talente stammt, nicht von heut zu morgen ausschöpfen und gerecht beurteilen, sondern es bedarf der Sammlung, in der man mit Ruhe auf sich einwirken läfst, was der Dichter aus dem Schatze seines Innern darbietet. Und wie schwer ist es da, alles Persönliche auszuschalten, d. h. alles, was mit dem Verfasser oder Verleger in Beziehung steht, zu tilgen, alle jene mittönenden und vordrängenden Stimmen zum Schweigen zu bringen! Denn wer will leugnen, dafs wir in unserm lieben Vaterlande in litteris die mannigfachsten, sich befehdenden Prefslager und Kliquen haben? Hie Berlin mit Schererianern und Nicht-Schererianern! Hie Dresden mit dem „Kunstwart"! Hie München mit der „Gesellschaft" u. s. w. u. s. w. Den einen — wie Karl Busse — erscheint dieselbe Dichterin — Anna Ritter — von einer Ursprünglichkeit, wie sie in liedhafter Lyrik noch nie ein deutsches Weib bekundete, von einer Tiefe und Kraft, wie sie nur innerstes Erleben, das zum Ausdruck drängt, offenbart; den anderen — wie Avenarius — als eine geschickte Verwerterin und Nachempfinderin, die auch nicht ein einziges befreiendes Wort für ein bisher noch nicht in Worte gefafstes Gefühl gefunden hat, sondern „aus dem Besten, was anderswo frei gewachsen ist, bekömmliche lyrische Suppen für den geistigen Mittelstand kocht"; die dritten — wie Rich. Weitbrecht — übernehmen eine Vermittlerrolle und sagen — auch auf Kosten der Logik: „Es ist ein Zeichen grofser dichterischer Begabung, dafs die Verfasserin stets das befreiende Wort für ihre Stimmung findet, aber Grofses, Befreiendes ist in dieser Lyrik darum doch nicht. Alles ist wohlthuend, alles aus eigener, nicht fremder Seele geboren, wenn auch fast alle Gedichte mit den herkömmlichen Mitteln der alten Lyrik zu stande gekommen sind; alles ist wahr und echt, nichts erkünstelt und gemacht; lyrisches Gold ist hier in Fülle, aber es dünkt uns, es sei nicht eben viel neue Prägung darauf, nur manchmal ureigenster Stempel"!

So gehen die Urteile auseinander, so verschieden ist der Mafsstab. Man könnte nun sagen: der Lebende wird eben selten dem Lebenden gerecht; erst die Nachwelt findet die gerechte Schätzung. Und daran dürfte etwas Wahres sein. Aber wie sehr schwanken auch heute noch die Meinungen über die Grofsen der Vergangenheit! Ich will an Heine garnicht erinnern — denn bei ihm fällt es noch heute manchem Frommen und manchem Patrioten schwer, einen rein künstlerischen Mafsstab anzulegen —, sondern nur an Mörike[1]), den unstreitbar gröfsten und ursprüng-

---

[1]) Ich darf vielleicht bescheiden auf mein Buch „Lyrische Dichtung

lichsten deutschen Lyriker nach Goethe, an Storm, Hebbel, Keller.

Eine kraftvolle Persönlichkeit, die Ureigenes in Anschauung und Gefühl bietet, die uns bereichert an „wirklichen Lebenswerten“, die aus Duft und Dämmerung der Menschheitsseele heraufhebt, was da unbewufst schlief, die gleichsam das Unsagbare in Wohllaut des Wortes wandelt: das ist der echte, grofse Lyriker, der zeitlos durch die Jahrhunderte wandelt. Freilich hat deren jede Nation nur wenige, und was diese wenigen geschaffen haben an Bleibendem, ist schliefslich auch nur wenig. Das aber festzuhalten, ist die Aufgabe einer Anthologie. Und darum auch ist diese Aufgabe eine so ungeheuer schwere, so leicht sie dem Oberflächlichen erscheinen mag.

Nicht minder schwierig als die Auswahl ist die Anordnung. Sind litterarhistorische Gesichtspunkte mafsgebend, so wird man bei gröfseren Zeiträumen die chronologische Folge vorziehen; bei kürzeren ist auch die alphabetische angemessen. Fragmentarisch-unvollständig und unvollkommen bleibt aber alles doch nur. Will man aber Zeitströmungen und Motiv-Wandlungen kennzeichnen, so dafs die Persönlichkeiten als solche zurücktreten, wird man vielleicht am ehesten etwas Abgerundetes darbieten; ich versuchte es z. B. hinsichtlich des Naturgefühls — gleichsam mit verbindendem Text — mit der Poesie des Meeres, des Sternenhimmels u. s. w. (vgl. mein Buch „Pädagogik und Poesie“). Eine Fülle von Namen mit je 1 oder 2 Gedichten wirkt verwirrend, wenn sie sich nicht nach anderen Gesichtspunkten, z. B. nach Landschaften und Richtungen oder nach einem bestimmten Thema (Jäger-, Fischer-, Soldatenlieder u. a.) gruppieren. Non multa, sed multum! mufs es auch hier heifsen; die Beschränkung auf das Echte und Wesentliche zeigt auch hier die Hand des Kenners und Meisters. Die meisten unserer Anthologieen deutscher Lyrik leiden daran, dafs der überflüssige Ballast, d. h. die mittelmäfsige Durchschnittsleistung überwiegt, dafs mindestens ein Viertel, wenn nicht gar zwei Drittel zu Unrecht sich eingedrängt und somit das allein Existenzberechtigte in den Schatten gedrängt hat.

Wir haben eine Unzahl Anthologieen, doch immer noch nicht die Anthologie, die ebenso umfassende wie kritisch sichtende; bald heifsen jene „Perlen“ oder „Blätter und Blüten deutscher Poesie“, „Stimmen vom Parnafs“, „Vergifsmeinnicht-Straufs in Liedern“, „Des Lebens Lust und Leid, ein Blütenstraufs aus dem Garten deutscher Dichtung“, bald „Sang und Klang“, „Liedergrüfse unserer Lieblingsdichter“, „Erlauchte Geister“ u. s. f. u. s. f.

---

und neuere deutsche Lyriken“ (Berlin 1896, Hertz, S. 66—82) verweisen; vortrefflich ist, was Avenarius im „Kunstwart“ (Juni 1900) über „Unsere Lyrik und Mörike“ schrieb; überhaupt sollte der „Kunstwart“ in keinem Lehrerkollegium fehlen; es stände dann besser um manches im deutschen Unterricht; denn was Avenarius bringt, pflegt immer kernig und vornehm zu sein.

Unter den Sammlungen für die Schule nimmt immer noch, durch Gediegenheit und Alter geweiht, die Auswahl für höhere Schulen von Theodor Echtermeyer den ersten Platz ein; die 32. Auflage besorgte Ferdinand Becher 1897. Das Buch hat viel Segen gestiftet, viel echte Poesie in junge und alte Herzen gegossen, in einer Zeit, wo die deutschen Lesebücher noch nicht eine poetische Abteilung neben der prosaischen brachten; es hat trotz Wandlungen im einzelnen — und Becher hat manches Überschüssige beseitigt und in der Aufnahme von Neuem meist, wenn auch nicht immer, richtig gegriffen — seinen Grundkern bewahrt; und wer möchte daran rütteln, auch wenn die Anordnung weder chronologisch ist noch stofflich klar, aufser dafs sie vom Einfachen zum Schwereren aufsteigt?

Von Echtermeyer haben alle folgenden Schul-Sammlungen gezehrt und sich weidlich genährt. Die Auswahl deutscher Gedichte von Hermann Kluge (6. Aufl. Altenburg 1896) begleitet die Geschichte der Nationallitteratur und bietet meist nur mustergültige Sachen, ist aber alphabetisch geordnet, was bei einem Zeitraum, der Jahrhunderte (von Logau bis Julius Sturm) umfafst, als willkürlich und unübersichtlich sich fühlbar macht. Auch ist sie etwas altmodisch; die Neueren kennt oder nennt sie nicht, wie Allmers, Blomberg, Blüthgen, J. G. Fischer, Fitger, Hamerling, Heyse, Jensen, Keller, Leander, Leuthold, C. Ferd. Meyer, Storm, Fr. Th. Vischer u. a.

Die Gedichtsammlung aus den letzten 150 Jahren deutscher Dichtung von Alfred Puls (Gotha 1895, Thienemann) habe ich in den N. Jahrb. f. Phil. u. Pädag. (1896 S. 541 f.) eingehend beurteilt; in dem Bestreben, recht patriotisch zu sein, hatte der Herausgeber die unwahrscheinlichsten „Gröfsen" aus dem Dunkel ans Licht gezerrt; ich freue mich, dafs in der Neubearbeitung (Gotha 1897) meine Winke berücksichtigt, diese Schemen verschwunden und andere leuchtende Geister an ihre Stelle getreten sind. Die Anordnung ist auch hier alphabetisch; ein Inhaltsverzeichnis bietet aber eine Anordnung nach Stoffen; umgekehrt wäre die Sache wohl besser gewesen.

Die meisten Schul-Anthologieen gleichen sich wie ein Ei dem andern; ein wirklich eigenartiger Geschmack, der sich mit Entschiedenheit durchsetzt, dürfte nirgends hervortreten. Anders steht es mit den Sammlungen, die von Dichtern und Schriftstellern selbst zusammengestellt wurden.

Obenan steht das Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie von Theodor Storm. Erste illustrierte Ausgabe mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von Hans Speckter, ausgeführt von H. Käseberg (Leipzig 1875, Wilhelm Mauke)[1].

---

[1]) Diese grofse Ausgabe, neben der es eine kleine ohne Illustrationen

Es ist hervorgegangen „aus einer mehr als dreifsigjährigen Lebenserfahrung“, und zwar zunächst aus dem Wunsche, für sich und die Seinen aus den neueren deutschen Dichtungen geringeren Umfangs das zusammenzufassen, was daraus des Dichters besondere Teilnahme erregt hatte und derart in ihm haften geblieben war, dafs er jezuweilen gern dahin zurückkehrte. Was Storm im Vorwort über das lyrische Schaffen und über die rechte Wertung der Lyrik sagt, ist mustergültig und seitdem immer wieder zitiert und von jüngeren Dichtern als Leitstern und Motto verwandt worden. Die Anordnung ist nur im Inhaltsverzeichnis alphabetisch, im übrigen natürlich chronologisch und mit biographischen Notizen versehen. Was Storm wegläfst, das zu beobachten und dafür die Gründe zu suchen, ist nicht minder lehrreich, als die Freude an dem Dargebotenen genufsreich. Storm war in lyrischen Dingen überaus streng; er vor allem erkannte — neben Vischer — die grofse Bedeutung Mörikes, das viele Talmigold bei dem Mode-Lyriker Geibel — dessen Wichtigkeit für die Schule, namentlich in seinen patriotischen Gedichten, selbstverständlich niemand schmälern wird — und war auch der Überzeugung, dafs Hebbel und Keller als Lyriker im engeren Sinne nur zweiten Ranges seien, dafs schliefslich von ihnen wie von Lingg, Greif, Heyse nur weniges zum Bleiben befähigt und berechtigt sei. Das Stormsche Hausbuch ist jedenfalls ein köstlicher Hausschatz, wie wir nur wenige Bücher haben, — aber Storm selbst ist ja vor allem als Lyriker erst nach und nach durchgedrungen; die billige Gesamt-Ausgabe seiner Werke (Braunschweig, George Westermann, 8 Bände, 20 ℳ) hat endlich Wandel schaffen helfen.

Auf Storms Schultern steht Ferdinand Avenarius mit seiner Deutschen Lyrik der Gegenwart seit 1850. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Aus den Quellen. 2. Aufl. 1884 (Dresden, Louis Ehlermann). Dies Buch ruht auf den gesundesten kritischen Anschauungen: Wir fordern von wahrer Poesie, dafs sie geworden, nicht gemacht sei. Nicht der ist für uns der echteste Dichter, dessen Reflexion aus Erinnerungen, Gedanken und Gefühlen ein „Ganzes“ zusammensetzt, sondern jener, der aus der Phantasie auf ihn Eindringendes, der geistig Angeschautes, auch für anderer Sinn zu bannen weifs. Die Welt wahrer Poesie erscheint unserm geistigen Auge ohne Vermittelung des Denkens wie die Welt der Körper unserm körperlichen. Das fordern wir als Ursprünglichkeit. Der echte Dichter erweckt Gefühle, —

---

giebt, war anfangs sehr teuer (30 ℳ); den Rest kauften Lipsius u. Tischer in Kiel auf; vor 12 Jahren zahlte man 10, dann 9, 8 ℳ u. s. w. für das Prachtwerk. Ob es jetzt noch vorhanden ist, weifs ich nicht. Jedenfalls ist es standard-work.

aber er schildert sie nicht; denn Schilderung kann im besten Falle nur ein Nachempfinden in uns erregen. Echte Poesie aber bewirkt im Empfänglichen nicht das Bewufstsein des Nachfühlens, sondern das des Fühlens, wie echter Unterricht im Schüler nicht das des Empfangens, sondern des Findens.

An 500 Gedichtbücher hat Avenarius durchsucht; was das heifsen will, vermag freilich nur einer zu ermessen, der Ähnliches vollbrachte; die Ernte ist nicht sehr grofs gewesen, der Band zählt 358 Seiten mit ungefähr 500 Nummern. Höchstens ein Dutzend Gedichte dienen nur der möglichst vollständigen Charakteristik unserer lyrischen Litteratur; eine neue Auflage würde vielleicht noch kritischer verfahren, andererseits diesen oder jenen — wie z. B. Mörike in seiner wunderbaren Naturlyrik — noch mehr berücksichtigen und auch diesem oder jenem der Neueren, die seit 1885 sich ein Recht erworben haben, ein Plätzchen gewähren.

Ein ganz allerliebstes Büchlein, mit dem der Verfasser sich weit mehr Dank und Verdienst erworben hat als mit seinen unnötig viel Staub aufwirbelnden „Sprachdummheiten", gab Gustav Wustmann 1885 heraus; es ist seitdem in immer neuen Auflagen erschienen: Als der Grofsvater die Grofsmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Es umspannt in den drei Abteilungen Fabeln und Erzählungen, Lieder und Verwandtes, Aus dem Theater, mit strenger chronologischer Folge und überaus wertvollen Zahlen- und Quellen-Nachweisen, die Zeit von 1740 bis 1840 (ca. 350 Nummern); die Einheitlichkeit des Ganzen wirkt ebenso wohlthuend wie die Liebe, mit der festgehalten ward, was schon verloren zu gehen drohte und doch unsern Grofseltern so viel Freude und Genufs bereitet hat. Hier ist es nicht der Geschmack des Sammlers, sondern die dargestellte Zeit, welche das feste Gepräge — es ist altmodisch, aber anheimelnd, weil urdeutsch — dem Buche giebt.

Ebenso im engeren Rahmen wie diese Sammlung hält sich auch Die blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik von Fr. v. Oppeln-Bronikowski und L. Jacobowski. Mit Einleitungen der Herausgeber (Leipzig o. J., Eugen Diederichs, 4 ℳ). Das Buch führt uns ins romantische Land[1]),

---

[1]) Ein köstliches, von modernem und zugleich psychologisch tief eindringendem Verständnis getragenes Buch über die Romantik hat uns die bedeutende Dichterin Ricarda Huch beschert: Blütezeit der Romantik von Ricarda Huch, 2. Aufl. Leipzig 1901, Haefsel, 400 S. Es liest sich in seiner plastischen Anschaulichkeit und mit den feinen Seelen-Analysen so spannend wie ein Roman. Das Problematische, Verwickelte, Apollinisch-Dionysische, das Mystische in Charakter, Philosophie, Religion, Liebe, Ironie und symbolischer Kunst der Romantiker wird in vollendeter Darstellung gezeichnet. Das Ganze wirkt um so interessanter, als wir jetzt wieder inmitten einer Neu-Romantik uns befinden und hier thatsächlich Kongenialität die Erkenntnis der Dichter vermittelt.

hält fest, was an den Dichtungen jener Zeit noch lebendig ist; manches vielleicht hätte man können vergessen sein lassen, manches mehr schonen und nicht so willkürlich kürzen sollen, wie z. B. bei Annette von Droste. Die historische Einleitung des Herrn v. Oppeln dringt nicht tief, die psychologische von Jacobowski ist vortrefflich, manchmal etwas gar zu aphoristisch pointiert, aber voll feinster Nachempfindung dessen, was die Seele der romantischen Lyrik ausmacht. Diese folgt in ihren Vorläufern (Klopstock bis Goethe), in ihrer Früh- und Spätzeit und in ihren Ausklängen. Vorherrschend bleiben neben Sehnsucht und Empfindsamkeit die Liebe zum Deutschtum, zur Mystik des Mittelalters und des Katholizismus, fremdländische Neigungen u. a. Die Ausstattung des Buches ist eine Glanzleistung. 444 S., geb. 6 ℳ.

Bis auf unsere Tage von Annette von Droste-Hülshoff führt Karl Busses Neuere deutsche Lyrik (Halle 1895, Hendel, 463 S., 3 ℳ). Eine litterar-historische Einleitung giebt auf 84 Seiten manche interessante Charakteristik der Dichter, oft knapp und treffend, oft auch mehr blendend und effektvoll; manches kecke, jugendlich rasche Wort verbindet sich hier mit gesunden und tief eindringenden Urteilen. Auch hier hat das Streben nach Vollständigkeit manchen Namen in die heiligen Hallen hineingerufen, der billigerweise fehlen könnte. Doch im grofsen und ganzen giebt die Sammlung ein anschauliches Bild mit geschickter Auswahl des Bezeichnendsten. Freilich besagen ein oder zwei Gedichte für den einzelnen Dichter als Persönlichkeit selbst nur sehr wenig. Doch die Richtungen der Gruppen treten deutlich hervor.

Das Lied im engeren Sinne hat in seinen schönsten Perlen von Klopstock bis Busse ins Auge gefafst Adolf Bartels in dem mit 32 Dichterbildnissen von Erdmann Wagner gezierten und mit biographischen und kritisch-schneidigen Bemerkungen versehenen Bande Aus tiefster Seele. Eine Blütenlese deutscher Lyrik (2. Aufl., Lahr 1877, Schauenburg, 302 S., 3 ℳ). Bartels scheidet die Grofsen und die Kleinen; zu jenen rechnet er und zeichnet sie mit Bildnis und Biographie aus: Klopstock, Goethe, Schiller, Chamisso, Eichendorff, Rückert, Platen, Hoffmann von Fallersleben, Heine, Lenau, Mörike, Grün, Freiligrath, Hebbel, Gerok, Schack, Kinkel, Geibel, Storm, Bodenstedt, Keller, Lingg, Roquette, Scheffel, Heyse, Dahn, Rittershaus, Wolff, Greif, Baumbach, Liliencron. Den Reigen der zweiten Serie — unter der Devise: Nicht an wenig grofse Namen ist die Liederkunst gebannt — eröffnet Lessing; es folgen u. a. Claudius, Herder, Bürger, Hölty, Arndt u. s. w. 165 Dichter sind mit 400 Gedichten vertreten; die Sammlung umfafst 150 Jahre. Das kritische Prinzip ist insofern durchbrochen, als Lyriker, die nicht zu den hervorragendsten gehören, aber doch sich „grofser Beliebtheit erfreuen, weil sie dem Publikum, wie man so sagt, aus dem

Herzen gesungen haben", in die Reihe der „Grofsen" geraten sind und somit durch Ia ausgezeichnet wurden. Es gehörten aber beispielsweise Wolff, Rittershaus, Dahn, Baumbach, ja auch Grün und Schack ganz sicher nicht in diese Abteilung der Sterne ersten Ranges. Doch Bartels wollte ein Buch „für breitere Leserkreise" schaffen.

Als Ende der 80er Jahre ein neuer „Sturm und Drang" mit Pauken und Trompeten in der Litteratur insceniert wurde und die Jungen sich wieder gegen die Alten erhoben, zumeist die Fremden wie Zola, Dostochewski, Ibsen u. s. w. auf den Schild hebend, da trat auch für die Lyrik eine Hochflut ein. Jeder noch so grüne Jüngling rückte mit einem Bande Gedichte heraus; selbst reifen und das Talent und die Früchte des Talentes reifen lassen: das kannte der Ungestüm der „Modernen" nicht. Die meisten kennt und nennt heute schon niemand mehr. Aber ganz interessante Anthologieen geben doch auch von dieser Richtung orientierende Kunde.

So rückte Alexander Tille die Lyrik der letzten Jahrzehnte unter den Gesichtspunkt des Darwinismus, der „Weltanschauungsentwickelung", des Einflusses der „Umwelt", des Herden- und Übermenschentums, der Zuchtwahl, des Sozialismus u. s. w. in seinem Buche Deutsche Lyrik von Heute und Morgen. Mit einer geschichtlichen Einleitung (Leipzig 1896, C. G. Naumann, 183 S., 2,50 ℳ). Das Buch steht unter dem Zeichen Nietzsches, dessen Bildnis es trägt; man denkt daher unwillkürlich an die andere Metapher des übermodernen Philosophen, an den „Europäer von Übermorgen" und vermifst die Grundstriche auch für eine Lyrik von Übermorgen. Die von Heute ist die noch im Volk lebende, die von Morgen umfafst „diejenigen Dichtungen, in denen die dichterisch veranlagten gröfseren einzelnen Menschen von heute ihre Ideen, Stimmungen und Bestrebungen niederlegen, jene Einzelnen, die die geistigen und künstlerischen Führer der Zeit sind und deren Anschauungswelt in vieler Beziehung einen Stand der allgemeinen Überzeugung darstellt, den die Massen mit der nötigen Einschränkung in einem halben Jahrhundert erreichen werden". Das Buch sucht klar zu machen, wie die neuen grofsen sozialen Gedanken allmählich in die Lyrik eingedrungen sind, wie Fäden, die schon in der Revolutionsdichtung von Freiligrath, Hartmann, Beck, Holtey u. a. angesponnen wurden, weiter gesponnen werden; es umfafst die Zeit von 1869—1895 unter drei Abschnitten: Modernes Leben, Moderne Liebe und Modernes Denken. Vieles ist dabei nicht modern, sondern alt, vieles Mittelgut und geringer, und ältere Dichter haben schon weit besser gesungen von „Wissenschaftsglauben", von Pessimismus, Atheismus, Zweifel an Unsterblichkeit u. s. w. So ist Storm fast ganz unberücksichtigt geblieben. Besonders wird Jordan als Anreger Nietzsches verherrlicht, und

bei den Zeilen Julius Grosses: „Schaffe, gewaltige Liebe, Söhne und Töchter Als Väter und Mütter der edleren Menschheit, Als Ahnen der Kinder Fürs neue Walhalla!" ruft der Verfasser mit Emphase aus: „Da hat ein neuer, grofser, schöpferischer Gedanke in die moderne Liebeslyrik seinen Einzug gehalten, ein Gedanke, der vielleicht dereinst unsere gesamte Lebensweisheit von heute umzubilden helfen wird"! Die Züchtung des Übermenschen! — Als Erschliefsung neuer Stoffgebiete bezeichnet Tille die Darstellung, die da gefunden haben: die Leiden der untersten Arbeiterklasse, ihr Kampf mit Hunger, Frost und Krankheit, der Daseinskampf des einzelnen Weibes, der Pomp in den Schaufenstern der Grofsstädte, das ungerechte Urteil des Gerichtes, die wachsende Unzufriedenheit der Arbeitermasse, der Wahlkampf u. ä., ferner die Liebe, die sich in scheuem, fernem Sehnen äufsert, Backfischphilosophie, Tanz im Frühling, heimliches Suchen und Finden, allvergessende Verliebnis (!) unterm Regenschirm, Annäherung der Liebenden aneinander im „Du", Lösung kaum geknüpfter Bande, Ausbruch heifser Leidenschaft, Grofsstadtliebschaft, Studentenliebschaft u. s. w. Wie wenig von alledem ausschliefslich modern ist, leuchtet ein. Die Auswahl selbst giebt keine vollständigen Bilder, weder von den Richtungen noch von den einzelnen Dichtern; manches ist gesucht, manches brutal. Das Beste, wie z. B. Anna Klies „Die Näherin", ist nicht spezifisch modern, sondern könnte in jeder anderen Sammlung stehen.

Überhaupt hat die ganze litterarische Bewegung wieder gelehrt, dafs nicht der Stoff, sondern nur das Können in der Kunst das Entscheidende ist; wohl war es nützlich, gegen die idealisierten und stilisierten Gestalten der Roman- und Novellenlitteratur (der Ebers, Dahn, Wolff u. s. w.) zu protestieren; aber man verfiel ins Extrem; man glaubte nun, nur Durchschnittsmenschen, nur Alltägliches und Gemeines darstellen zu müssen, als ob es gar keine Höhenmenschen mehr und gar keine reinen Quellen neben den Pfützen gäbe.

In der Lyrik brachte die Bewegung auch manches Schöne hervor; es läfst sich nicht leugnen, dafs das Gefühl, besonders der Natur gegenüber, sich vielfach verfeinerte bis zu pathologischer Sensivität; die Sinne sind schärfer geworden, die Seele hat sich mehr erschlossen für die intimsten Reize der Natur und sucht unablässig neue charakteristische Beziehungen zu ihr aufzudecken; und das ergab dann sehr bald den Übergang vom Naturalismus zum Symbolismus, der in kurzen, mystischen Andeutungen, in Sinnbildern, in Tiefsinn oft recht fraglicher Art, in phantastischen Visionen schwelgt. Wer darüber sich in aller Kürze unterrichten will, findet gute Gelegenheit in dem Werke Die Perlenschnur. Anthologie moderner Lyrik, herausgegeben von Ludwig Gemmel (Berlin 1898, Schuster u. Löffler). Es steckt viel Klangschönheit und viel Keimkräftiges in dem Buche, und

Dichter wie Dehmel, Falke, Hartleben, Jacobowski, Liliencron, Thekla Lingen, Richard Schaukal treten in ihrer Eigenart klar zu Tage; schade ist es, dafs offenbar aus Rücksicht auf den Verlag Dichter wie Chr. Morgenstern und Thassilo von Scheffer eine so weit gehende Berücksichtigung gefunden haben; es fehlen u. a. besonders die österreichischen Sonderlinge Stephan George und Hugo von Hoffmannsthal.

Man sollte nun glauben, dafs nach solchen z. T. sehr wertvollen Arbeiten eine wirklich brauchbare Zusammenstellung des Wertvollsten, was das verflossene Jahrhundert an Lyrik gezeitigt hat, keine unmögliche Arbeit mehr sein dürfte. Leider ist der Versuch, „ein Spiegelbild der gesamten deutschen Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts zu geben" in dem Buche, welches dies anstrebte, als völlig gescheitert anzusehen. Es nennt sich Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Eine poetische Revue, zusammengestellt von Theodor von Sosnosky (Stuttgart 1901, J. G. Cotta Nachf. 454 S.). Dafs dieser vornehme Verlag mit einer so schönen Aufgabe einen ganz Ungeeigneten betraute, bleibt schwer verständlich. Sosnosky hatte schon früher — vgl. meine „Philos. d. Metaph." S. 85 — Proben seiner mangelhaften Phantasie-Veranlagung in dem Büchlein „Sprachsünden" gegeben, wo er z. B. wider Storm haderte, der den Ausdruck „im nackten Hemd" gebraucht und von jenem feinen Zug der Schmerzen spricht, den Frauenhände tragen, die nachts auf kranken Herzen ruhen. Die Poesie, die in alledem liegt, leuchtete Sosnosky nicht ein; er nannte es sinnlos. Und so zeigt auch dieses Buch eine erstaunliche Unfähigkeit, das Echte und Kraftvolle von dem Matten und Schwachen zu scheiden, die geborenen Lyriker aus der Schar der Halbtalente herauszuheben und die wirklich charakteristischen Gedichte darzubieten. Dies im einzelnen darzuthun, würde hier zu weit führen und ist auch überflüssig[1]). Folgendes

[1]) Mit seltener Einmütigkeit, soweit ich sehe, hat die wissenschaftliche Kritik das Buch abgelehnt. Ich selbst schrieb im März 1901 in den „Schlesw. Nachr." unter Hervorhebung der schlimmsten Mängel: „Der Eingeweihte wird in der Auswahl den Mafsstab eines irgendwie ausgeprägteren Geschmackes oder eines tieferen Verständnisses für lyrische Kraft und Schönheit und somit eine wirkliche Bereicherung der Litteratur nicht entdecken können". Karl Busse unterwarf das Buch einer eingehenden und vernichtenden Kritik im „Litterar. Echo" (April 1901), die eine Entgegnung Sosnoskys nicht zu entkräften vermochte. Ebenso Leopold Weber im „Kunstwart" (Juli-Heft 1901): „Sosnoskys Buch ist geradezu eine jämmerliche Stümperei", „in seinem Kopfe spiegeln sich die deutschen Lyriker wie die Besucher in einem Zerrspiegel-Kabinett"; bitter unrecht thut L. W. aber Anna Ritter, wenn er ihre Bevorzugung in dem Buche — ihr giebt S. „ungefähr ebenso viel Raum, wie den drei herrlichen [Mörike, Keller, Hebbel] zusammen" — damit in Verbindung bringt, dafs sie die kritische Beraterin des Verlages ist; sie hat das Buch vor Drucklegung nicht gesehen. — Auch R. M. Meyer erklärt in der „D. Littztg." (3. Aug. 1901): „Ich vermag keinerlei spezifische Eigenart zu entdecken; bei der ungefähr zehnten Sammlung neuerer deutscher Lyrik brauchten die Mifsgriffe nicht so häufig zu sein".

dürfte genügen. Die Dialektpoesie eines Hebel, eines Klaus Groth existiert für S. nicht; die Gröfse eines Mörike ist ihm nicht aufgegangen; er giebt drei Gedichte auf knapp zwei Seiten; ebenso ergeht es Hebbel und C. F. Meyer, noch schlimmer Keller; mit Storm scheint er sich ausgesöhnt zu haben, von ihm giebt er zwölf Nummern; seine Helden sind aufser Heine und Eichendorff und Lenau von den Älteren Platen und Dingelstedt, von den Jüngeren vor allem Wilhelm Jensen (mit zwölf Gedichten!). So verschieben sich alle gerechten Mafsstäbe. Es fehlen u. a.: Allmers, Avenarius, Blüthgen, Brentano, Dranmor, Fitger, Jordan, Kopisch, Leander u. s. w., während unter besonderer Bevorzugung der Österreicher minderwertige Lyriker in grofser Zahl aufgeführt werden, wie: O. Braun, Dreves, Stephan Milow, Saphir, S. Fritz, Rob. Haafs, Hango, Marie Stona, Ed. Wengraf, Arth. Schnitzler, Dauthendey u. s. w.

Doch bei dieser kritischen Blütenlese von „Blütenlesen" möchte ich nicht mit der Verzeichnung eines mifsglückten Buches schliefsen. Und da bietet sich noch ein Werk, das thatsächlich eine Lücke ausfüllt. Die meisten Anthologieen — aufser der Stormschen — enthalten sich des Volksliedes und beschränken sich auf die Kunstpoesie. Aber das „Wunderhorn" hat, um mit Hoffmann von Fallersleben zu reden, seine Sendung erfüllt. Der „Deutsche Liederhort" von Erk-Böhme ist zu umfangreich. Wo bleibt also nun ein Volksliederbuch, das ein Schatz für die Familie zu sein sich eignet? L u d w i g J a c o b o w s k i, der leider zu früh dahingegangene, hochbegabte und rührige Dichter, hat es uns gegeben in dem köstlichen Buche: A u s d e u t s c h e r S e e l e. E i n B u c h V o l k s l i e d e r (Minden o. J., J. C. C. Bruns, 3 ℳ). Es ist von unerschöpflichem Reichtum, weil es ein Spiegelbild der deutschen Volksseele ist. Es bietet unter den Rubriken: Glückliche Liebe; Meiden und Scheiden; Unglückliche Liebe; Ehe; Aus frommer Seele; Festtagsverse; Rätsel und Reimscherze; Balladen; Historische und kulturhistorische Lieder; Soldatenlieder; Stände- und Stammeslieder; Jagd- und Tierleben; Naturleben; Volksweisheit; Trunkpoesie; Humor; Vom Sterben; Vom Tode — die Lieder in chronologischer Folge, mit Jahreszahlen, die in den Anmerkungen noch eine kurze Erläuterung finden.

Jacobowski schlofs sein Geleitwort mit folgenden Worten, und damit wollen auch wir schliefsen: „Es ist ein Buch von so unsäglicher Schönheit, dafs kein lyrisches Erzeugnis der Kunstpoesie einen Vergleich damit aushalten kann. Ich darf dieses Werk meiner Liebe in Fröhlichkeit loben, denn es gehört nicht mir, sondern der geheimnisvollen Dichterkraft der deutschen Volksseele".

N e u w i e d a. Rh. A l f r e d B i e s e.

Der Schreibunterricht an den höheren Lehranstalten.

Jede Schule führt ihre Zöglinge einem bestimmten Ziele zu; jedes Unterrichtsfach steht im Dienste ihres Zweckes sowohl hinsichtlich der Unterrichtsmethode als auch des Unterrichtsstoffes. Der letztere ist für die einzelnen Fächer nicht so streng abgegrenzt, dafs nicht derselbe Gegenstand — unter verschiedenen Gesichtspunkten — innerhalb verschiedener Fächer behandelt werden könnte und würde, dafs nicht ein Fach das andere zu unterstützen vermöchte. Diese gegenseitige Unterstützung ist sogar eine Forderung der Pädagogik und beschränkt sich nicht auf die wissenschaftlichen Unterrichtsfächer, sie erstreckt sich auch auf die technischen Unterrichtsgegenstände.

Der Turnunterricht lehrt, den Körper dem Willen unterwerfen, will dem Körper Gelenkigkeit erhalten, ihm Anmut in der Bewegung angewöhnen, er will dem gesunden Geist die nötige Grundlage, den gesunden Körper, erhalten und durch frischen, fröhlichen Gesang die Arbeitsfreude erhöhen. Er unterstützt alle anderen Fächer und den Gesangunterricht besonders, insofern in den Turnstunden vielfach Volkslieder eingeübt werden.

Der Gesangunterricht sucht das Gehör und die Stimme auszubilden, die Lungen zu kräftigen und das Gemütsleben der Schüler zu entwickeln, den Sinn für das Schöne und Edle zu pflegen. Er unterstützt den Unterricht im Deutschen und in der Religion; denn in seinen Stunden werden geistliche und weltliche Lieder eingeübt, und da die Musik unmittelbar auf die Empfindung wirkt, bringt der Gesang den Gehalt der Lieder zur kräftigeren Wirkung, zum innigeren Verständnis, als Erklärung und Deklamation es vermögen. Die theoretische Unterweisung über die Töne fördert den Unterricht in der Akustik und wird von diesem unterstützt.

Der Zeichenunterricht sucht zum richtigen Erfassen der Körperformen und Abschätzen der Körpermafse anzuleiten, lehrt, das Angeschaute wiedergeben, sucht den Sinn für Schönheit der Form und der Farbe zu entwickeln und den Geschmack zu veredlen. Er tritt in den Dienst der Erdkunde, der Naturkunde und der Mathematik, er benutzt die Früchte des mathematischen Unterrichts, und die Ausführung von Skizzen im geographischen und naturkundlichen Unterricht kommt ihm zu statten.

Der Schreibunterricht dient allen wissenschaftlichen Fächern, in denen schriftliche Aufzeichnungen nötig sind, und eine schöne Handschrift wird allenthalben hochgeschätzt. Trotzdem hat man ihm im Organismus der höheren Schulen nicht den Platz eingeräumt, der ihm gebührt.

Die Programme der höheren Schulen erwähnen bisher Schreiben als ein besonderes obligatorisches Fach für Sexta und Quinta, manche auch noch für Quarta. In Berlin wurden an den neunklassigen Anstalten mit Latein diesem Unterricht in Sexta und Quinta je 2 St. wöchentlich zugewiesen, an den Oberrealschulen aufserdem in der Quarta 2; an den sechsklassigen Realschulen haben die Sextaner durchweg 3 Schreibstunden, die Quintaner in den meisten auch 3, an manchen nur 2. Die neuen Lehrpläne verlangen für Gymnasien und Realgymnasien in VI u. V je 2 St., für Realanstalten durchweg in IV noch 2 St., für Schüler mit schlechter Handschrift in IV G. u. IV Rg. und in den Tertien aller höheren Schulen besonderen Schreibunterricht.

Erteilt wurde dieser Unterricht bisher meist von seminaristisch gebildeten Lehrern. Diese sind entweder hauptsächlich an den Vorschulen der betreffenden Anstalten oder an den Anstalten selbst noch in anderen Fächern, z. B. Singen, Zeichnen, Rechnen, beschäftigt, oder sie sind besondere technische Hilfslehrer, die an Gemeindeschulen fest angestellt sind. Zuweilen erteilen den Unterricht auch akademisch gebildete Lehrer, die noch wissenschaftliche Hilfslehrer sind, ausnahmsweise auch einmal ein Oberlehrer. Selten giebt der Lehrer, welcher Schreibunterricht erteilt, in derselben Klasse auch sprachlichen Unterricht.

Als Pensum für IV und V wird in den Programmen fast durchweg das deutsche und lateinische Alphabet, in einigen auch noch das griechische angeführt, vereinzelt auch die Einübung der gewöhnlichen und der römischen Ziffern.

In Bezug auf die Methode wird angegeben, dafs das Schönschreiben in Wörtern und Sätzen geübt wird, dafs die genetische Methode befolgt wird, zuweilen, dafs man im Takt oder nach Diktat schreiben läfst. Auch häusliche Aufgaben zur Einübung der Orthographie sind erwähnt (an einem Gymnasium).

Die neuen Lehrpläne enthalten über Ziel, Aufgabe und Methode des Schreibunterrichts keine eingehenden Bestimmungen. Aus der Forderung besonderen Schreibunterrichts für Schüler in IV G. und IV Rg. und in allen Tertien, soweit diese eine schlechte Handschrift haben, scheint das allgemeine Ziel dieses Unterrichts eine schöne Handschrift zu sein; im übrigen will man es wohl bei dem bisherigen Zustande belassen. Das ist aber bei der allgemein anerkannten Wichtigkeit des Unterrichtsziels um so weniger recht, als dieses Ziel, welches genauer so anzugeben ist: Die Befähigung der Schüler, „die Buchstaben (deutsche, lateinische bezw. auch griechische) und Ziffern geläufig und in korrekter Form zu schreiben, sodafs die Erfolge des Unterrichts sich in allen Heften zeigen“, keineswegs vollkommen erreicht wird.

Auf welchem Wege können wir uns dem Ziele am meisten zu nähern hoffen? (Und zwar bezüglich der deutschen und

lateinischen Schrift; die Einübung der Ziffern kann füglich dem Rechenunterricht überlassen werden.)

Die Formen der Buchstaben sind den Schülern bekannt, wenn sie in die Sexta aufgenommen werden; vielfach wird bei ihnen noch eine feste Führung der Feder vermifst. Ihre Kenntnis der Buchstabenform beruht auf sinnlicher Anschauung; sie kennen aber nicht die Bedingungen für die Korrektheit der Gestalten. Meist zeigt sich — auch noch in den mittleren Klassen —, dafs die Schrift der Schüler im Diarium schlechter ist als in den Reinschriftheften und in den Klassenarbeiten schlechter als in den häuslichen. Diese Wahrnehmung zeigt, dafs der Schreibunterricht bisher nicht das erwünschte Ergebnis gezeitigt hat, selbst wenn die Schüler in den Schönschreibheften durchweg und mit Recht das Prädikat „gut" haben. Denn das Ziel des Unterrichts ist nicht, dafs der Schüler bei langsamem Abschreiben aus dem Lesebuche oder dem Diarium und bei Aufwendung ganz besonderer Sorgfalt und langer Zeit schön schreibt, sondern „dafs die schöne Schrift ihm zur Gewohnheit geworden ist, sodafs auch die Niederschriften von Gedankenreihen aus dem Kopfe geläufig erfolgen und den Eindruck der Sauberkeit und Korrektheit machen".

Für das praktische Leben hat die Erreichung dieses Zieles nicht mehr eine so grofse Bedeutung wie früher. In den Buchhaltereien der Fabriken nnd grofsen Handelshäuser, in den Schreibstuben der Rechtsanwälte und der Behörden benutzt man schon allgemein die Schreibmaschine. Aber die Schule darf ihr Ziel nicht aus den Augen lassen. Die Hauptschwierigkeit für die unmittelbare Fixierung der Gedanken in schöner Schrift rührt von der Verschiedenheit der Schnelligkeit des Denkens und des Schreibens her. Der Zeitaufwand für die Niederschrift der Buchstaben, die je einen Laut wiedergeben, ist grofs. Am leichtesten kann man dem Fluge der Gedanken mit der Kurzschrift folgen, doch wird ihre Einführung für die deutschen Klassenarbeiten nicht sobald zu erwarten sein, da ihrer Benutzung die Schulorthographie im Wege ist; für die fremdsprachlichen Extemporalien kann sie ja garnicht in Betracht kommen.

Eine Besserung des bisherigen Zustandes würde man erreichen durch Beschränkung der Formen für jeden einzelnen Buchstaben. Denn je weniger Formen die Hand sich anzugewöhnen hat, desto gröfsere Schnelligkeit und Sicherheit erlangt sie in der korrekten Darstellung derselben. In erster Linie könnte deshalb die Abschaffung des sogenannten deutschen Alphabets, die schon oft gefordert worden ist, Nutzen bringen. Man könnte dann auch nicht mehr, wie es jetzt sehr häufig ist, bei Schülern der unteren Klassen in einem Worte Buchstaben des lateinischen und des deutschen Alphabets finden. Da aber die Abschaffung der deutschen Schrift zunächst nicht zu erwarten ist, so bleibt nur der Ausweg: für jeden Buchstaben jedes Alphabets läfst man

nur eine Form lernen, einüben und in den Heften gelten. Der Schüler mufs jeder Überlegung, welche Form er benutzen will, überhoben sein, damit er nicht in der Federführung unsicher wird und eine Mischform aus beiden Gestalten liefert, damit er auch nicht durch die Wahl der Buchstabenform vom Inhalt des niederzuschreibenden Gedankens abgelenkt wird.

Die Schüler müssen ja alle anderen üblichen Formen des Buchstabens kennen lernen, um anderer Leute Handschriften lesen zu können, aber sie brauchen sie nicht einzuüben und zu verwenden. Wir können ja auch die deutsche Druckschrift lesen und doch nicht die Form ihrer Buchstaben aus dem Kopfe darstellen. Aus allen Formen desselben Buchstabens müfste die einfachste gewählt werden, die frei von allen Schnörkeln ist, damit jeder Schüler sie nach reichlicher Übung schön und schnell herstellen kann. Zierschrift und Rundschrift sind nicht Sache des Schreibunterrichts, eher des Zeichen- und Malunterrichts, vielleicht noch besser eines besonderen Fachunterrichts (an einer gewerblichen Lehranstalt).

Es wäre also zweckmäfsig, an jeder Schule ein Normalalphabet für deutsche und lateinische Schrift einzuführen, so dafs abweichende Formen als falsch gelten würden und als Fehler anzustreichen wären. An Berliner Gemeindeschulen ist dies mit Erfolg eingeführt. Die Normalalphabete befinden sich auf Wandtafeln stets vor den Augen der Schüler. An verschiedenen Schulen sind zuweilen auch verschiedene Formen desselben Buchstabens eingeführt, sodafs Schüler und Lehrer, die von einer Anstalt zur anderen übergehen, sich an andere Formen gewöhnen müssen. Die Abweichungen sind aber nicht zahlreich, und die Arbeit des Umgewöhnens nicht so grofs als die bei der „Umlernung" grammatischer Regeln oder der Kirchenlieder. Sie liefse sich auch ganz vermeiden, wenn für sämtliche Schulen der Monarchie das Kultusministerium ebenso die normale Form der Buchstaben vorschriebe, wie es die normale Schreibweise der Wörter angeordnet hat. Nach dem Bericht einer Berliner Zeitung soll ein solches Normalalphabet mit der Einführung der neuen Lehrpläne in allen Berliner Gemeindeschulen Geltung erhalten.

Neben dieser Beschränkung des Unterrichtsstoffes läfst sich der Betrieb des Schreibunterrichts noch weiter verbessern. Bis vor 20 Jahren war es üblich, dafs die Sextaner und Quintaner für den Schreibunterricht Hefte einer besonderen Schreibschule benutzten. Diese hatten eine von den üblichen Quartheften verschiedene Form, sie waren mehr breit als hoch. In ihnen befanden sich sogenannte „Vorschriften" (Musterbeispiele), die in methodischer Folge aus Buchstaben, Buchstabenverbindungen (z. B. mlf), Wörtern und Sätzen bestanden. Die eintretenden Sextaner kauften sich alle dieses Heft und konnten anfangs nun nach Takt schreiben.

Später aber zeigte es sich, dafs nicht alle zur nächsten Stufe aufsteigen konnten, dafs einige das erste Heft noch einmal durchüben mufsten; dann war es mit dem Klassenunterricht zu Ende. Jeder Schüler schrieb nun in stiller Selbstbeschäftigung eine Seite des Heftes voll, um sie dann dem Lehrer zur Censierung vorzulegen. Der Unterricht war Einzelunterricht geworden, ähnlich wie der Zeichenunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Die länglichen Hefte hat man wohl allgemein aufgegeben und damit den Schülern jede Unterlage für den Wahn entzogen, dafs sie in den quartförmigen Diktat- und Aufsatzheften schlechter schreiben dürften als in den länglichen Schönschreibheften. Man benutzt allgemein bei Kindern, welche das 4. und 5. Jahr die Schule besuchen, die genetische Methode. Durch sie bringt man den Schülern zum klaren Bewustsein, aus welchen Elementen ein Buchstabe gebildet ist, welche Bestandteile wesentlich, welche unwesentlich sind, welche Gröfsenverhältnisse obwalten, welche Buchstaben durch die Gleichheit der wesentlichen Bestandteile verwandt sind. Ist ein Buchstabe aus seinen Elementen auf der Wandtafel vor den Augen der Schüler vom Lehrer hergestellt worden, so versuchen dasselbe mehrere Schüler, dann ergreifen sämtliche Schüler ihre Halter mit trockenen Federn und schreiben den Buchstaben in die Luft, dann ins Heft — meist nach Takt —, damit die Muskeln der Hand sich an die erforderlichen Bewegungen gewöhnen, dann erst erfolgt das Eintauchen der Feder und das Einüben der Fixierung des Buchstabens etwa 2 Zeilen hindurch, alle Übungen hat der Lehrer mit grofser Aufmerksamkeit überwacht. Die bemerkten Fehler werden sofort an der Tafel aufgezeigt, der Schüler lernt die Ursache der Häfslichkeit seiner Schriftzeichen kennen und meiden. Später erfolgt dann die Einübung der Buchstaben in Wörtern und Sätzen. Dabei wird wohl zuweilen der Fehler gemacht, dafs man dasselbe Wort oder denselben Satz eine halbe oder gar eine ganze Seite schreiben läfst; die Kinder schreiben die letzten Zeilen gedankenlos, oft häfslicher als die ersten, und machen orthographische, bei Sätzen auch grammatische Fehler. Das Interesse der Schüler ist zuletzt abgestumpft, sie träumen, d. h. sie denken an etwas anderes als an ihre Arbeit. Oft läfst der Lehrer die Schüler, welche eine Seite ihres Hefts vollgeschrieben haben, an das Katheder herantreten, um ihre Arbeiten durchzusehen. Während seine Aufmerksamkeit dadurch in Anspruch genommen ist, fühlen sich die anderen Schüler unbeaufsichtigt und versuchen, Unfug zu treiben.

Bei einem derartigen Betriebe des Unterrichts kann nur Androhung und Verhängung harter Strafen die Lockerung der Disziplin verhindern. Da dieses Mittel verwerflich ist, sucht man durch Schreiben nach Takt dem Übel vorzubeugen. Die Schüler beginnen zu gleicher Zeit, arbeiten im gleichen Tempo und hören zu gleicher Zeit auf. Während der Übung schreitet der Lehrer

durch die Klasse, prüft mit scharfem Blick die niedergeschriebenen Formen und erörtert zum Schlusse die bemerkten Fehler. Bei diesem Betriebe bleibt dem Schüler keine Zeit zu Ungehörigkeiten. Aber auch diese Methode hat ihre Mängel. Sie kann nur für eine kurze Zeit in der Stunde benutzt werden, anderenfalls wirkt sie ebenso ermüdend wie jeder andere Unterricht, der längere Zeit gleichmäfsig bleibt. Der Vorteil, dafs die Schüler allmählich an ein flottes Tempo im Schreiben gewöhnt werden, wird dadurch verringert, dafs die unbeholfeneren Schüler schlechter schreiben und sich eine häfsliche Handschrift angewöhnen. Durch das Horchen auf den Taktschlag wird die Aufmerksamkeit der Schüler vom Inhalte ihrer schriftlichen Aufgabe abgelenkt. Störend drängt sich zwischen Denken und Niederschreiben des Gedachten das Hinhören auf den Takt. Es ist auch kaum zu erwarten, dafs allen Schülern das Tempo in Fleisch und Blut übergeht. Die meisten werden, sobald der Lehrer mit dem Taktzählen aufhört, wieder in ihr gewohntes langsameres oder schnelleres Tempo verfallen, wie es ihrer Natur entspricht.

Das Taktschreiben erzwingt auch nur äufsere Ruhe, erzielt nicht jene höhere Art der Disziplin, wie sie die abwechslungsreiche eigene Geistesthätigkeit der Schüler erzeugt, welche in den Köpfen der Kleinen Gedanken an Unfug und Träumereien gar nicht aufkommen läfst. Um diesen Zweck zu erreichen, mufs man dem Schreibunterrichte Stoff zu geistiger Thätigkeit einräumen. Da ist es denn am ratsamsten, die orthographischen Übungen und die grammatischen, besonders die in der Formenlehre und in der Rektion der Verben in den Schreibstunden vorzunehmen. Die Schüler sollen an Wörtern, deren Rechtschreibung oder Flexion ihnen Schwierigkeiten macht, die Buchstaben üben: sie sollen deklinieren, komparieren, konjugieren u. s. w.

Der Niederschrift gehen mündliche Übungen voraus; die erste Form einer Reihe wird an die Wandtafel geschrieben, um die korrekte Gestalt der Buchstaben in Erinnerung zu bringen, dann hat jeder Schüler seine Arbeit nach Diktat oder still — je nach dem Standpunkte der Klasse — anzufertigen, stets vom Lehrer scharf beobachtet; zu Hause mufs die Arbeit vollenden, wer zu langsam war. Dabei lernen die Schüler unter dem Auge des Lehrers Gedanken unmittelbar aus dem Kopfe niederschreiben, also den Schritt thun, der vom Nachmalen vorgeschriebener Buchstaben und vom Abschreiben bereits in Schrift oder Druck fixierter Gedanken zum Niederschreiben von Aufsätzen zu machen ist.

Dieser Schreibunterricht wird keinem Schüler langweilig werden, weil er abwechslungsreich zu gestalten ist, und er wird den Sprachunterricht wesentlich unterstützen. Er kann dann als solcher gelten, und die Forderung, den Schreibunterricht als besonderen technischen Unterricht an höheren Schulen abzuschaffen,

ihn als integrierenden Bestandteil des deutschen Unterrichts zu behandeln, ist demnach berechtigt, die bisher übliche Trennung nachteilig.

Zu Anfang können die Sextaner im Durchschnitt nicht besser lesen als schreiben; sie müssen das sinngemäfse und geläufige Lesen noch lernen, obwohl sie alle Buchstaben kennen und die Wörter meist buchstabengetreu herausbringen. Bisher hat man aber in der Sexta die Übungen, die zur Lesefertigkeit führen sollen, von der Lektüre, die zum Verständnis der Lesestücke anleitet, nirgends getrennt.

In den oberen Klassen der Berliner Gemeindeschulen sind für den Schönschreibunterricht keine besonderen Stunden angesetzt; er ist ein integrierender Bestandteil des deutschen Unterrichts. Die Knaben befinden sich dort im gleichen Alter mit den Schülern der drei unteren Klassen der höheren Schulen. Die akademisch gebildeten Lehrer könnten die Methode des Schreibunterrichts im Seminarjahr kennen lernen. Einige solcher Herren haben während ihrer Thätigkeit an den Berliner Gemeindeschulen auch den Schreibunterricht erteilt und mit gutem Erfolge.

Viele akademisch gebildete Lehrer erteilen heute den Turnunterricht, der früher unbestrittene Domäne der seminaristisch gebildeten oder besonderer technischer Lehrer war; so dürften sie auch den Schreibunterricht übernehmen, wenn ihm der Charakter des Minderwertigen, des besonderen, elementaren technischen Fachs genommen wird. Früher brachte stets der Philologe den Quartanern das griechische Alphabet bei, heute noch der Lehrer des Hebräischen die Schriftzeichen dieser Sprache den Schülern der oberen Klassen.

Wer erteilt denn thatsächlich heute den Unterricht im Schreiben? Der Lehrer, der wöchentlich 2 oder 3 Schreibstunden in der Klasse giebt, — oder der, welcher in der Grammatikstunde, in der Orthographie- und Diktatstunde schriftliche Aufzeichnungen machen und zahlreiche schriftliche Arbeiten zu Hause anfertigen läfst, der mit Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit die Schrift der Schüler überwacht und überwachen mufs, wenn die Handschrift schön werden oder bleiben soll, der den Schülern anstatt der inkorrekten oder häfslichen Buchstaben die richtigen schönen Formen an den Rand schreiben und in der Verbesserung üben lassen mufs? Die akademisch gebildeten Herren müssen heute schon die Schrift beurteilen, die korrekten Formen der Buchstaben beherrschen und vormachen können, sie erteilen den Schreibunterricht heute schon in den höheren Klassen, sie überwachen die Handschrift der Schüler in den unteren, so mag man ihnen auch den Unterricht vollständig anvertrauen. Wie man vom Naturwissenschaftler verlangt, dafs er Pflanzenteile, Organe und Gliedmafsen der Tiere an die Wandtafel zeichne, vom Geographen, dafs er Kartenskizzen an der Tafel entwerfe,

wie beide Kategorieen von Lehrern ihre Schüler im Anfertigen solcher Zeichnungen unterweisen müssen, so mufs der Sprachlehrer im stande sein, die Buchstaben in korrekter Form an die Tafel zu schreiben und die Formen zu lehren.

Oskar Jäger schreibt in seinem Buche „Lehrkunst und Lehrhandwerk“ S. 41 f.: „Direktor und Ordinarius sollen dem Schüler den Schreibunterricht auch wichtig machen. Der Ordinarius soll sich von Zeit zu Zeit die Schönschreibhefte, und der Schreiblehrer die zur Korrektur der schriftlichen Arbeiten eingelieferten Reinschriftenhefte durchsehen. Der Direktor soll alle Vierteljahre eine Probeschönschrift der Schüler ansehen und mit seinem Namenszuge versehen zurückgeben. Die Semesterzeugnisse sollen selbst in Oberprima noch eine Censur über die Handschrift enthalten“. — Diese Censur bei Schülern, welche Arbeiten in deutscher, lateinischer bezw. auch griechischer Schrift anfertigen, wird schwierig festzustellen sein. Auch sonst ist es praktischer, den Schreibunterricht dem Sprachunterricht einzuverleiben. Ein besonderes Fach — in dem Urteil der Schüler ein Nebenfach — würde aus dem Lehrplan der höheren Schulen verschwinden. Die Autorität des akademisch gebildeten Lehrers würde den Schreibübungen die nötige Wichtigkeit in den Augen der Schüler geben. Die Verantwortung für die Handschrift der Schüler würde nicht mehr zwischen technischen Lehrern und akademisch gebildeten geteilt.

Da allgemein den höheren Lehranstalten die Schuld an der schlechten Handschrift ihrer Schüler beigemessen wird, so sollte der Gymnasiallehrerstand auch in der Lage sein, die Verantwortung für den Schreibunterricht zu tragen. Eine Teilung der Arbeit zwischen technischem Lehrer und Ordinarius kann doch zu Unzuträglichkeiten führen. Der Schreiblehrer wird stets erwarten und verlangen, dafs man ihn als Sachverständigen schätze, der an die Anstalt berufen ist, um den Unterricht zu geben, welchen die akademisch gebildeten Herren nicht zu erteilen vermögen, und dafs die letzteren sich von ihm belehren lassen, in welchem Tempo das Diktat in Sexta und in welchem in Quinta zu schreiben ist, damit nicht der Erfolg des Schönschreibunterrichts gefährdet wird. Das ist nicht wünschenswert; wohl aber dafs die Philologen diesen Unterricht erteilen und dafs er ein integrierender Bestandteil des Sprachunterrichts wird. Die pädagogische Forderung der Konzentration des Unterrichts spricht für diese Änderung, die den höheren Schulen soviele Vorteile in Aussicht stellt. Von diesen ist schon erwähnt, 1) dafs der Unterricht die Geister der Schüler energischer in Anspruch nehmen wird, sodafs jede Gefährdung der Disziplin ausgeschlossen ist; 2) dafs der Unterricht wesentlich den Sprachunterricht unterstützen wird. Das ist unmöglich, wenn der Schreiblehrer aufserhalb des Organismus der Schule steht und den Unterrichtsgang des Sprachlehrers nicht genau kennt oder nicht fortlaufend darüber informiert wird. Die

Klagen mancher Kollegen an Berliner Realschulen, dafs sie wenig Zeit zur Lektüre haben, dafs die Schüler ihnen zu langsam Fortschritte in Grammatik und Orthographie machen, würden verstummen; der deutsche Unterricht würde von 6 auf 9 St. in der Sexta wachsen — jetzt sind 3 St. allein dem Schönschreiben zugewiesen und 6 für Lektüre, Grammatik, Orthographie und Geschichte angesetzt. Hinzukommt 3), dafs der Lehrer des Deutschen die Schüler in einer gröfseren Anzahl Stunden als bisher unterrichtet, dafs mehr Stunden in einer Hand sind, wie es die neuen Lehrpläne wünschen. 4) Der Unterricht würde nicht mehr von Herren, die schon anders ausreichend beschäftigt sind, nebenher gegeben werden, er würde in die Pflichtstunden der Philologen eingerechnet werden und könnte mit gröfserer Energie betrieben werden. 5) Die Philologen hätten mehr als bisher Veranlassung, auf die eigene Handschrift zu achten, um auch in der Schrift ihren Schülern ein Vorbild zu sein.

Berlin. J. Schlesinger.

Der neue Lehrplan im Griechischen.

Im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 577 ff.) hat F. Lohr den neuen preufsischen Lehrplan im Griechischen besprochen. Den von ihm vorgetragenen Ansichten in einem sehr wesentlichen Punkte zu widersprechen, halte ich für dringend nötig. Denn wenn hierin Lohrs Anschauung die herrschende unter den Lehrern des Griechischen wäre oder würde, so würde das, wie ich glaube, für den Bestand des griechischen Unterrichts von verhängnisvollen Folgen sein. Er meint nämlich, seit 1892 sei in den auf das Abschlufsexamen folgenden Klassen der preufsischen Gymnasien das grammatische griechische Wissen der Schüler in sehr trauriger Weise vernachlässigt worden und daher in Prima eine geradezu erschreckende Unkenntnis in der Grammatik eingerissen. Der Grund hierfür sei darin zu suchen, dafs von Obersekunda an die Übersetzungen in das Griechische fehlten. Daher begrüfst er es mit grofser Freude, dafs durch die neuesten Lehrpläne diese Übersetzungen für Obersekunda und Prima wieder eingeführt werden, und hofft, dafs von jetzt an die Lektüre wieder sich wirklich auf ausreichende Sprachkenntnisse werde gründen können.

Nach meiner Meinung wäre der griechische Unterricht rettungslos verloren, wenn diese Anschauung Lohrs richtig wäre. Denn wenn ohne die Übersetzung ins Griechische ein auf grammatische Sicherheit gegründeter Unterricht in dieser Sprache nicht gegeben werden kann, dann werden die zahlreichen Gegner des Griechischen je länger, desto mehr darauf dringen, die Quälerei der Schüler mit dieser Sprache zu beseitigen, und ich bin überzeugt, sie werden Recht behalten und Erfolg haben. Aber die



Anschauung Lohrs ist, wie ich meine, nicht richtig, und das sei mir gestattet, kurz darzulegen.

Lohr führt S. 578 eine Anzahl grober Formfehler an, die seine Primaner bei der Lektüre machten. Wenn diese Fehler nicht vereinzelte Ausnahmen waren, wie sie bei zerstreuten Schülern immer vorkommen, sondern ein treues Bild des Standpunkts der ganzen Klasse oder eines erheblichen Teils derselben geben, dann haben meines Erachtens die griechischen Lehrer der vorhergehenden Klassen ihre Pflicht versäumt. Denn ich gebe seit 15 Jahren griechischen Unterricht in Prima und habe darin die Erfahrung gemacht, dafs die grammatische Sicherheit der Schüler an der Lektüre, ohne Übersetzung ins Griechische, sich recht gut erhalten und, wo sie verloren gegangen ist, wiedergewinnen läfst. Der Gymnasiast soll im Griechischen die Formen und syntaktischen Beziehungen des fremdsprachlichen Textes erkennen können, und das kann er sehr gut erreichen, ohne dafs er die betr. Formen und Syntaxregeln für die Übersetzung aus dem Deutschen zu beherrschen gelernt hat. Es ist ein sehr altes, darum aber nicht berechtigteres Vorurteil vieler Altphilologen, dafs grammatische Sicherheit nur durch die Übersetzung in die fremde Sprache erhalten werden kann. Man versuche es einmal vorurteilslos, auf diese an und für sich doch ganz wertlose Übung zu verzichten und sich auf die Übung zu beschränken, die allein Wert für den Schüler hat, nämlich die, im griechischen Text die Formen und syntaktischen Beziehungen zu erkennen! Wer es damit ernst nimmt und wirklich vorurteilsfrei den Versuch macht, wird bald erkennen, dafs der bildende Wert dieser Art des Unterrichts sehr grofs ist, dafs er aber nebenbei den grofsen Vorzug hat, der natürliche zu sein und auch den Schülern als zweckvoll und vernünftig zu erscheinen. Noch kein verständiger Primaner hat in meinem Unterricht sich der Erkenntnis verschlossen, dafs griechische Lektüre ohne klare Einsicht in den grammatischen Bau des Gelesenen keinen Bildungswert hat. Daher kann ich es durchaus nicht zugeben, dafs die Primaner ohne den Zwang der Übersetzung ins Griechische jeglichen Interesses für die Grammatik entbehren. Diese Behauptung widerspricht meinen Erfahrungen durchaus. Man zwinge nur die Schüler, die Lektüre auf grammatische Sicherheit zu gründen, und man wird bei ihnen das Interesse für Grammatik nicht vermissen. Das aber ist das Unglück: mancher Lehrer glaubt von vorn herein steif und fest daran, dafs nur durch die Übersetzung ins Griechische grammatische Sicherheit zu erreichen ist. Deshalb macht er den Versuch mit dem anderen Wege überhaupt nicht, und darum gehen von Obersekunda an die grammatischen Kenntnisse der Schüler zurück. Das ist die Schuld des Lehrers, nicht aber die der Lehrpläne. Denn auch nach den Lehrplänen von 1892 mufste die griechische Lektüre sich auf sichere

grammatische Kenntnisse gründen, und wer diese richtige Grundlage zu sichern versäumte und ohne ernsthaften Versuch des von den Lehrplänen allein gestatteten Weges die grammatischen Kenntnisse verfallen liefs, der hat es eben verkehrt angefangen. Hätte er den den Lehrplänen entsprechenden Weg ernstlich zu gehen versucht, so hätte er bald gesehen, dafs dieser Weg sehr wohl zum Ziele führt und nicht weniger bildend ist als der alte und schon lange veraltete Weg der Übersetzung ins Griechische.

Obwohl ich vielen Lehrern, die, wie ich weifs, diesen Weg mit Erfolg gegangen sind, damit etwas ganz Bekanntes sage, so will ich doch kurz darlegen, wie ich es meine. In den Tertien ist das griechische grammatische Pensum die Formlehre. Die Formen müssen fest und sicher eingeübt werden. Dazu bedarf es, wie mich meine sehr lange Erfahrung in diesem Anfangsunterricht gelehrt hat, der Übersetzung von deutschen Sätzen ins Griechische ganz und gar nicht. Man beschränke sich auf die notwendigen Hauptsachen, so wird man in zwei Jahren durch mündliche Übungen und Formenextemporalien eine genügende Sicherheit ohne besondere Schwierigkeiten erreichen. Denn die Schüler treiben diese Formlehre nicht ungern, sondern bringen ihr Interesse entgegen. Die Syntax mufs in Tertia sich allein auf die Lektüre stützen, und da die Tertianer vom Lateinischen her syntaktisch schon geschult sind, so ist es sehr wohl möglich, ihnen die Grundregeln der griechischen Syntax lediglich an der Lektüre ohne Grammatik-Buch und ohne die Übersetzung deutscher Sätze zur Klarheit zu bringen.

In den Sekunden bedarf es für die Formenlehre der deutschen Sätze erst recht nicht. Nur darf der Lehrer nie eine formelle Unklarheit bei der griechischen Leküre durchlassen und mufs in den Grammatikstunden die in der Lektüre vorgekommenen Formen systematisch besprechen. Dabei kann er sehr wohl den Schülern aufgeben, sich zu Hause darauf so vorzubereiten, dafs sie die in einem bestimmten Abschnitt der Lektüre vorkommenden Formen erklären und in das ihnen aus Tertia bekannte System einreihen können. Wenn der Lehrer hierin mit der nötigen Umsicht verfährt, so läfst sich die Formensicherheit in Sekunda recht gut erhalten.

Die Erweiterung der Syntax kann man in Sekunda ebenfalls sehr wohl unter Zugrundelegung einer möglichst kurz gefafsten Grammatik, z. B. der Syntax von Paukstadt, an der Lektüre den Schülern klar machen und in ein System bringen. Allerdings nicht so, dafs sie griechisch schreiben können. Aber das ist ja auch nicht das Ziel des griechischen Unterrichts. Wohl aber so, dafs sie die Lektüre auch der syntaktischen Verbindung nach klar verstehen. Hauptbedingung ist auch hier, dafs der Lehrer bei der Lektüre keine Unklarheit oder ratende Freiheit der Übersetzung durchläfst, ohne sich davon zu überzeugen, dafs das grammatisch richtige Verständnis vorhanden ist. Als Klassen-

arbeiten werden Übersetzungen ins Deutsche geliefert und jedesmal verlangt, dafs die Schüler aufser der Übersetzung auch einige Fragen über die in dem übersetzten Stücke enthaltenen Formen und syntaktischen Erscheinungen beantworten. Geschieht dies, so kann die Sekunda ohne alle Übersetzung ins Griechische eine völlig genügende grammatische Sicherheit erreichen.

Die Prima hat dann nur auf demselben Wege fortzufahren. Der Primalehrer hat jährlich etwa 40 Grammatikstunden zur Verfügung.[1]) Davon gehen 12—14 durch Klassenarbeiten verloren. In weiteren 12—14 sind diese Klassenarbeiten durchzunehmen. Diese Durchnahme läfst sich für die Befestigung der grammatischen Kenntnisse sehr fruchtbar machen. Man giebt die korrigierte Arbeit einen Tag vor der betr. Grammatikstunde den Schülern nach Hause mit und verlangt, sie sollen sich auf alle darin vorkommenden Formen und syntaktischen Erscheinungen gut vorbereiten. In der Grammatikstunde selbst überzeugt man sich dann sehr genau davon, ob diese Vorbereitung stattgefunden hat. Schon dieses fördert die grammatische Sicherheit sehr bedeutend. Aber dem Lehrer stehen noch 12—16 Stunden zur Verfügung, in denen er systematisch an der Hand der Grammatik oder der Lektüre alle die Gebiete der Formlehre und der Syntax wiederholen kann, wo irgend eine Unsicherheit sich gezeigt hat.

So mache ich es in Prima seit langen Jahren und bin überzeugt, dafs sehr viele Lehrer es ähnlich machen und ebenso wie ich mit dem Ergebnis zufrieden sind. Zweierlei ist allerdings dabei unerläfslich. Einmal, wie schon gesagt, dafs in der Lektüre selbst keine Unklarheit oder ratende Übersetzungsfreiheit den Schülern ohne nähere Nachforschung nach der grammatischen Konstruktion durchgelassen wird, und zweitens, dafs bei den Klassenarbeiten, also den Übersetzungen ins Deutsche, der korrigierende Lehrer ebenso scharf zwischen falsch und richtig scheidet, wie man das bei Übersetzungen in die Fremdsprache zu thun gewohnt ist. Das ist vielleicht nicht ganz leicht, aber die Übung thut auch hier sehr viel.

So also, glaube ich, läfst sich das Griechische ohne Übersetzungen ins Deutsche erfolgreich und auf sicherer grammatischer Grundlage lehren. Was man dadurch erreicht, ist klar: Die grammatischen Übungen erscheinen den Schülern berechtigt und vernünftig, das Interesse für das Griechische bleibt lebendig, und die Gymnasien tragen in richtiger Weise der berechtigten Forderung unserer Zeit Rechnung, die Schüler dahin zu bringen, dafs sie Griechisch gern und mit Verständnis lesen und mit Geschmack übersetzen können, nicht aber dahin, dafs sie in griechischer Sprache zu lallen sich abquälen.

---

[1]) Dafs die Lehrpläne auch für I je 1 Stunde wöchentlich der Grammatik widmen wollen, scheint mir ganz unzweifelhaft zu sein.

Wismar. L. Bolle.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit, bearbeitet von K. A. Schmid, fortgesetzt von G. Schmid. V. Band. 1. Abteilung: Geschichte des Gelehrtenschulwesens in Deutschland seit der Reformation, von H. Bender. Das „neuzeitliche, nationale“ Gymnasium, von G. Schmid. Stuttgart 1901, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. VIII u. 511 S. gr. 8. 16 ℳ.

Als erste Abteilung des fünften Bandes bringt der im Vorstehenden bezeichnete Teil des weitschichtig und verworren angelegten Werkes seine Aufgabe für das Gelehrtenschulwesen in Deutschland zum Abschlufs in einer Zeit, die reich ist an Spannung und Gegensatz, an gärendem und oft unklarem Ringen nach neuen Gestaltungen und an zähem Bemühen, das Altbewährte zu befestigen, an Streit und Kampf, die mit Notwendigkeit daraus hervorgehen, in einer Zeit also, die sich besonders wenig eignet zur Vollendung eines wahrhaft geschichtlichen Werkes, das zwar auf dem festen Grunde gewissenhafter Einzelforschung stehend, aber doch auf die hohe Warte philosophischer Betrachtung sich stellend gerade das Vergängliche vom Bleibenden zu scheiden sich bemühen sollte. Noch ein äufserer Umstand hat hinderlich auf das Ganze eingewirkt. Es ist — wie freilich auch die früheren Teile — schon äufserlich nicht aus einem Gusse. Den Hauptteil, „Geschichte des Gelehrtenschulwesens in Deutschland seit der Reformation“, verdanken wir dem vormaligen Ulmer Gymnasialrektor Dr. Hermann Bender, den kleineren zweiten Teil, das „neuzeitliche nationale“ Gymnasium, dem Herausgeber Dr. G. Schmid. Aber es fehlt ihm auch die innere Harmonie.

Wenden wir uns zunächst dem ersten Teile zu. Da der im Frühjahre 1897 verstorbene Bender schon im Herbst 1895 aus seiner fruchtbaren Thätigkeit als Schulmann und pädagogischer Schriftsteller herausgerissen wurde, so liegt eine Frist von nahezu sechs Jahren zwischen der Zeit, da er seiner Arbeit persönlich sich widmen konnte, und ihrer Veröffentlichung. Es wäre nicht blofs für den Leser von Wert, sondern auch gegenüber dem Namen des verstorbenen Verfassers eine nahe liegende Rücksicht gewesen, wenn der Herausgeber sich irgendwie über den Zustand,

in dem er Benders Materialien übernommen hat, und über seine persönliche Stellung zu dieser Hinterlassenschaft ausgesprochen hätte. Ganz unberührt ist sie jedenfalls nicht geblieben. Mehrfach findet man Litteratur erwähnt und berücksichtigt — nicht blofs in zahlreichen Anmerkungen, die nicht immer durch den Namen des Herausgebers als von ihm stammend gekennzeichnet sind, sondern auch im Texte selber (S. 192 ff.) —, die erst nach Benders Tod erschienen ist. Hier ist also Schmidscher Einschlag in den Benderschen Zettel stillschweigend verwoben. Man sollte doch erfahren, nach welchen Grundsätzen und in welchem Umfange das geschehen ist. Auch ein heftiger persönlicher Ausfall auf einen angesehenen Gelehrten in einer Anmerkung zum Benderschen Texte ist, obwohl durch den Namen des Herausgebers gedeckt, gewifs nicht im Sinne des vorsichtigen und friedlichen Bender und wäre deshalb an dieser Stelle besser unterblieben.

Wichtiger aber ist, dafs der Gesamtcharakter des den Namen Benders tragenden Titels nicht dem entspricht, was man von der ganzen Persönlichkeit und der sonst bewährten schriftstellerischen Kunst des Mannes erwarten konnte. So sehr er es überhaupt liebte, die Zustände ferner Zeiten und die Ansichten anderer dadurch zu charakterisieren, dafs er ihre Vertreter in Schlagwörtern, Zitaten, kürzeren und längeren Auszügen selber zu Worte kommen liefs — er erinnert nach dieser Seite einigermafsen an die vielberufene Janssensche Art mit ihren Vorzügen und ihren Gefahren —, so wufste sein mit einer nicht verächtlichen Gabe von Esprit und Witz ausgestatteter, etwas erasmisch angelegter Geist dem doch das Gegengewicht zu bieten durch geschickte Gruppierung, zusammenfassende Charakteristik, geschmackvolle, mit mancherlei anmutigen argutiae verwobene Darstellung. Das eben ist es, was hier zwar nicht ganz vermifst wird, vielmehr durch mancherlei respektable Proben vertreten ist, aber doch durch eine Überfülle von trockenem Material — von ihm selber einmal als „Notizen“ bezeichnet (S. 312) —, durch das man sich oft schwer hindurcharbeitet, so erdrückt wird, dafs es zu keiner befriedigenden Gesamtwirkung gelangt. So entsteht der Eindruck, als ob ein nicht zu voller Druckfertigkeit ausgearbeitetes Material, vielleicht ursprünglich zusammengestellt zum Zwecke der Vorlesungen, die der Verf. in den 70er Jahren an der Tübinger Universität gehalten hat, und durch das lebendige Wort besser gegliedert und geformt, uns hier als ein fertiges Buch vorgelegt wird. Das wäre ja an sich noch kein Fehler und ist schon oft genug vorgekommen; aufserdem kann ja dieser Eindruck ein falscher sein. Um so mehr wäre es geboten gewesen, dafs der Herausgeber sich irgendwie hierüber geäufsert hätte.

Es sei gestattet, dieses Gesamturteil etwas im einzelnen zu

begründen. Schon die Abgrenzung des Stoffes gegenüber den früheren Bänden ist einer klaren und erschöpfenden Auffassung des dargestellten Zeitraumes hinderlich. Dieser wird bezeichnet als „Geschichte — — seit der Reformation“, wobei dieses „seit“ allerdings einer bedenklichen Unklarheit Raum läfst. Aber der erste Abschnitt ist betitelt „Die Melanchthon-Sturmsche Lateinschule. Gründung und Erweiterung (16. Jahrhundert)“. Zu der Gründung gehören doch auch die Gründer; und doch erfahren wir von Melanchthon zwar einzelnes, erhalten aber keine Gesamtwürdigung, und von Sturm hören wir sogut wie nichts. Dafür wird freilich auf frühere Bände des Werkes verwiesen; solche Verweisungen kehren auch weiterhin oft wieder. Ganz wichtige Gebiete scheiden so ganz aus, nicht blofs solche, die dem „gelehrten Schulwesen“ als solchem ferner stehen, wie der Pietismus und der Philanthropinismus, sondern auch solche, die ihm recht eigentlich angehören, wie die Jesuiten. Da das Buch zwar als Teil eines gröfseren Ganzen, aber doch als ein in sich geschlossenes Glied mit abgegrenztem Stoffe dargeboten, gelesen und wohl auch gekauft wird, so hätte man ein Recht, in ihm das zu finden, worauf der Titel hinweist.

Die Einteilung des Stoffes läfst eine tiefer eindringende Gliederung vermissen und erscheint mehr als Aneinanderreihung denn als Entwicklung. Durch so äufserliche Unterscheidungen wie „Gründung“, „Weiterentwicklung“, „Von Wolf bis 1844“, „Nach 1848“, oder durch so kahle Schlagwörter wie „Aufklärungszeitalter“, „Der neue Humanismus“ (keineswegs identisch mit Neuhumanismus, da er mit Wolf abschliefst) werden die einzelnen Stufen doch nicht zutreffend und genügend deutlich charakterisiert. Das scheint äufserlich, hängt aber mit etwas Innerlichem zusammen. Die einzelnen Abschnitte stehen vielfach isoliert von einander, es fehlt an den verbindenden und überleitenden Fäden am Schlusse des Alten wie am Anfang des Neuen, sodafs oft der Anschein entsteht, als ob eine ganz neue, voraussetzungslose Entwicklung beginne. Das steht wieder zu etwas anderem in Beziehung. Der Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturentwicklung: Staatsleben, Kirche, wirtschaftlichen Zuständen, Litteratur, wird zwar an einzelnen Stellen anziehend, wiewohl auch hier zu allgemein, an anderen aber gar nicht hervorgehoben. So gleich am Anfang, der ganz unvermittelt in medias res eintritt; ähnlich bei der Aufklärungsperiode. Auch diese Ungleichmäfsigkeit bin ich geneigt einerseits mit der unklaren Abgrenzung der Stoffgebiete gegenüber den früheren Teilen des Werkes, andererseits mit der Unfertigkeit der ganzen Darstellung überhaupt zu erklären.

Der Stoff an sich ist äufserst reichhaltig und mit grofsem Sammlerfleifs zusammengetragen. Er umfafst Persönlichkeiten, Anstalten, Lehr- und Schulordnungen, Lehrbücher, Schülerleben,

Schulzucht, „Erfolge“; die die letzteren betreffenden Abschnitte, die eine gewisse Zusammenfassung geben, sind besonders wertvoll. Auch die äufsere, soziale Stellung der Lehrer wird in der Regel in den Kreis der Beobachtungen gezogen und mit dem Innern in zutreffender Weise in Beziehung gesetzt. Dabei ist die Darstellung im wesentlichen objektiv; nicht in kritischem Raisonnement, nur in einzelnen Wendungen, Beiwörtern u. dergl. klingt der persönliche Standpunkt des Verfassers an oder indirekt wie in dem schönen Zitate aus Zellers Darstellung von Friedrich d. Gr. (S. 160). Aber im ganzen ist der Stoff, wie schon angedeutet, viel zu wenig gesichtet. Vieles wird geboten, was nicht blofs den Fachmann interessiert, aber auch gar manches, was selbst diesem zu viel wird. Wie leicht konnten die breiten wörtlichen Auszüge aus den Quellen, die vielfach Gleichartiges bieten, ohne den quellenmäfsigen Charakter des Ganzen zu beeinträchtigen, gekürzt oder durch zusammenfassende Referate ersetzt werden! Das Studium der Originalquellen bleibt ja dem Spezialforscher doch nicht erspart. Die Darstellung der Persönlichkeiten wirkt in ihrer ermüdenden Einförmigkeit oft wie eine Serie zusammenhangsloser kleiner Monographieen nach Art eines nomenclator paedagogorum. Die Weitschweifigkeit der Büchertitel gehört gewifs auch zur geistigen Signatur des 17. Jahrhunderts; aber auch hier wird viel zu viel geboten. Ein paar Proben würden genügen.

Trotz dieser hypertrophischen Reichhaltigkeit des Materials vermisse ich — abgesehen von dem oben unter anderem Gesichtspunkt Angedeuteten — einiges aus dem mir näher bekannten Gebiete, was ich ergänzend beibringen möchte. Bei der Erwähnung des Aufkommens von Realschulen in Württemberg ist auf das herzogl. Reskript vom 2. April 1793, das zur Gründung solcher Schulen auffordert, Bezug genommen, wobei es zugleich als erfolglos bezeichnet wird, „während in einigen neuwürttembergischen Städten solche Schulen bereits bestanden haben“. Abgesehen davon, dafs der Begriff des Neuwürttembergischen auf das Jahr 1793 noch nicht pafst, sollte dabei doch nicht verschwiegen sein, worauf sich jenes Reskript sogar ausdrücklich beruft, dafs schon seit einem Jahrzehnt — lange nach Hecker, aber auch lange vor Spillecke — in dem herzogl. württembergischen Städtchen Nürtingen eine Realschule bestand, eine der ältesten in Deutschland überhaupt. Wenn sie auch lange nur eine kümmerliche Existenz führte, so ist sie doch von grundsätzlicher Bedeutung, wie eben die Berufung auf sie in jenem Reskript zeigt, und charakteristisch als Vorläuferin der reichen Entwicklung, welche das Realschulwesen überhaupt vor allen andern deutschen Ländern in Württemberg rechtzeitig gewonnen und welche unter dem Gesichtspunkt der Entlastung der Lateinschulen und der Aufrechterhaltung des Schulfriedens bis jetzt so segensreich gewirkt hat. Ganz

besonders aber vermisse ich die Erwähnung des umfassenden und wichtigen Generalreskripts vom 11. März desselben Jahres, eines Jahres, das überhaupt eine aufserordentliche Fruchtbarkeit auf dem Gebiete des höheren Schulwesens in Württemberg zeigt; es ist das Todesjahr des Pädagogen unter den Fürsten, des Herzogs Karl Eugen. Ich finde dieses Reskript auch sonst nirgends erwähnt aufser in Hirzels Schulgesetzen. Es ist eine allerdings verspätete und deshalb praktisch wirkungslose, aber höchst charakteristische Nachfrucht der Aufklärungsepoche und steht zweifellos in ideellem Zusammenhang mit dem Geiste, aus dem die Karlsschule hervorgegangen ist, als das letzte pädagogische Werk ihres Gründers.

Bei der Erwähnung des sonderbaren Vorschlags von E. Eyth, der Lektüre in den Lateinschulen biblische Stoffe in die klassische Form der alten Sprachen gefafst zu Grunde zu legen — hier tritt der Verfasser aus seiner gewohnten Objektivität heraus, indem er von zelotischen Phrasen und Geschmacklosigkeiten redet —, und seiner Bekämpfung durch C. Hirzel (nicht L. Hirzel) sollte wohl auch darauf hingewiesen sein, dafs selbst ein David Straufs von diesem Sturm im Glase Wasser, der dem Gegner Eyths für seine amtliche Laufbahn nicht von Vorteil gewesen ist, in den Halleschen Jahrbüchern in bemerkenswerter Weise Notiz genommen hat. Übrigens gehört dieser Handel nicht in den Abschnitt „Die Gelehrtenschule nach 1848", da Eyths Vorträge „Über Klassiker und Bibel" schon 1838 — und zwar in Basel —, die Gegenschrift 1839 erschienen ist. Bei der Würdigung von Klumpps Wirksamkeit, neben dem übrigens nicht blofs K. L. Roth, sondern auch der beiden im Studienrate so nahe stehende, mit Klumpp befreundete, zu Roth im Gegensatze stehende Hirzel erwähnt sein sollte, wäre auf das schöne Denkmal hinzuweisen gewesen, das beiden Männern in ebenso objektiver als eindringender und feinsinniger Weise von ihrem eben genannten jüngeren Kollegen in einer Serie von Artikeln im württembergischen Staatsanzeiger gesetzt wurde, aber bei dem beschränkten und meist nicht schulmännischen Leserkreise dieses Blattes nur wenig Beachtung gefunden hat. Überhaupt dürfte der besonderen Entwickelung des Gelehrtenschulwesens in Süddeutschland, insbesondere in Württemberg, das in Norddeutschland zwar schon mit der Phrase des „Mecklenburg" im Gelehrtenschulwesen abgethan worden, aber noch viel zu wenig gekannt und gewürdigt ist, insbesondere auch der pädagogischen Litteratur dieses Landes in den späteren Teilen dieses Buches mehr Aufmerksamkeit zu schenken sein. Ganz unverständlich ist es, dafs eine Persönlichkeit wie die Christian Dillmanns, die in ihrem ganzen Auftreten und Wirken, ihrem Idealismus und Optimismus, ihrer klugen Anbequemung an herrschende Strömungen und ihrer geschickten Fähigkeit, weite Kreise für sich zu gewinnen, in so frappanter

Weise an den Frankfurter Reinhardt erinnert, seine bedeutungsvollen Broschüren und sein Werk, das Stuttgarter Realgymnasium, und die andern diesem Modell nachgebildeten Schulen auch nicht mit einem Worte erwähnt werden. Auch wer, wie Ref., dieser Schulgattung keine persönlichen Sympathieen entgegenbringt, mufs sie doch als bedeutungsvoll für die Entwickelung unseres Schulwesens, die Geschichte ihrer Entstehung als geradezu typisch und deswegen besonders lehrreich anerkennen. Als im Jahre 1857 im Schofse der württembergischen Oberstudienbehörde K. L. Roth, der halbe Theolog und einseitige Lateiner, in seiner Lauheit gegen das Griechische die endgiltige Einrichtung besonderer Klassen für Schüler, die nicht griechisch lernen wollten („Barbarenklassen"), gegen den Widerspruch Hirzels durchsetzte, der diese Elemente in die Realschule verweisen wollte und die aus dieser Spaltung hervorgehende Entwicklung schon damals voraussagte, da wurde der Keim gelegt, aus dem die besondere württembergische Form des Realgymnasiums entsprungen ist. Aus dem Gymnasium ist sie hervorgegangen und hat — in Stuttgart wenigstens — ein Gymnasium ohne Griechisch gebracht, nicht — wie anderwärts — eine Realschule mit Latein. Wem sollte der Gedanke daran heutzutage nicht kommen, wenn er sieht, wie nun trotz des Vorhandenseins von Realgymnasien, trotz der Beseitigung des „Monopols" an den Gymnasien englische Abteilungen ohne Griechisch abermals geschaffen werden? An so lehrreichen Entwicklungen der Vergangenheit sollte der denkende Geschichtschreiber nicht stillschweigend vorübergehen.

Einige Worte noch zum zweiten Teile des Buches. Es stammt vom Herausgeber des Ganzen und bezeichnet als seinen Gegenstand auf dem Titelblatt und im Inhaltsverzeichnis das „neuzeitliche, nationale" Gymnasium, im Texte und in der Randbezeichnung das „zeitgemäfse, nationale" Gymnasium. Deutlich tritt an ihm wieder einmal zu Tage, wie schwierig und gefahrvoll für den Geschichtschreiber die Fahrt durch das brandende Meer der Gegenwart ist. Geschichte ist es nicht, was uns hier geboten wird, sondern eine manches Interessante, was man nicht leicht so bequem bei einander findet, darbietende, aber doch keineswegs vollständige Materialiensammlung zu der Reformbewegung seit 1882, um ein preufsisches Datum zu Grunde zu legen. Erschwert wird ihre Benutzung durch den stark subjektiven, mit häufiger Polemik durchsetzten Charakter der Darstellung, erschwert vor allem für den, der nicht auf dem Standpunkte des Verfassers steht. Aber auch wer grundsätzlich seinen Standpunkt teilt und mit ihm der Meinung ist, dafs der an sich so berechtigte Begriff des „Modernen" und die hohe Bedeutung „nationalen" Geistes in der Erziehung heutzutage wie sonst, so auch im Schulstreite häufig zur Phrase oder zu noch Schlimmerem, zum Feigenblatt

für ganz andere Interessen herabgewürdigt wird, mufs es auffällig finden, dafs durch die Beibehaltung der Anführungszeichen bei jenen Wörtern sogar auf dem Titelblatt und den Seiten-Überschriften selbst diese neutralen Stellen eines Buches in die Polemik hereingezogen werden.

Inhaltlich nehmen die Verhandlungen der Dezemberkonferenz von 1890 einen unverhätnismäfsigen Raum ein. Da beim Erscheinen des Buches die Juni-Konferenz von 1900 mit ihren nächsten Folgen schon abgeschlossen war, so ist jene erste eigentlich überholt und ihre Darstellung, in dieser Ausführlichkeit wenigstens, nicht mehr berechtigt. Dagegen wünschte ich auch hier eine stärkere Berücksichtigung der süddeutschen Länder; wenn die Bewegung in ihnen viel schwächer auftritt und die zurückhaltende Strömung stärker scheint als die vorwärtstreibende, so verdienen sie darum doch oder vielleicht gerade deswegen gröfsere Beachtung. Kaum einmal werden die süddeutschen Fachzeitschriften, die doch auch manches Beachtenswerte enthalten, benutzt, und wenn einmal, dann mit sonderbarer Auswahl; auch Separatveröffentlichungen, die die Entwicklung gefördert oder ihr einen charakteristischen Ausdruck gegeben haben, sind aus Unkenntnis oder aus sonst welchen unerkennbaren Gründen totgeschwiegen. Es giebt doch auch nach K. A. Schmid und seinen Zeitgenossen noch einige Tapfere in diesem Winkel Deutschlands! Vixere fortes post Agamemnona multi. Sollte das daher kommen, dafs der Verf. die Rethwischschen Jahresberichte als einzige Quelle benutzt hat? Insbesondere ist auch der Hinweis auf die steigende Bedeutung der korporativen Vereinigungen der Lehrerschaft zu vermissen. Nur der Philologentag und die verschiedenen Vereine, die aus dem Streit um die Einheitsschule hervorgegangen sind, werden erwähnt. Wenn die provinzialen und landschaftlichen Lehrervereine sich auch in erster Linie der Pflege der Standesinteressen widmen, die übrigens doch auch ein charakteristisches Moment für eine Geschichte der Erziehung enthalten — man vergleiche die Aufmerksamkeit, die die Bendersche Darstellung dieser Seite zuwendet —, so verhalten sie sich keineswegs gleichgiltig gegen die Fragen des inneren Schullebens. Das beweist z. B. schon ein Blick in das rege Leben des bayrischen Vereins und in seine Gymnasialzeitschrift, sowie die Thatsache, dafs die Neugestaltung des württembergischen Lehrerbildungs- und Prüfungswesens aus der Anregung der Lehrerschaft entsprungen und unter ihrer Mitwirkung zu stande gekommen ist. So hat der Verf. eine nicht ganz unergiebige Quelle für die Kenntnis des Schullebens unbenutzt gelassen.

Schliefslich sei noch ausgesprochen, dafs einem so dicken Buche, das einerseits so überreich an Namen ist, andererseits den Vorzug übersichtlicher Darstellung nicht besitzt, auch nur selten

in einem Zuge wird durchgelesen werden, sondern eher zum Nachschlagen sich eignet, ein Register nicht fehlen sollte.

Ulm. K. Hirzel.

---

1) F. Hornemann, Über die neueste Wendung in der preufsischen Schulreform. Vortrag auf der 21. Generalversammlung des Bayerischen Gymnasiallehrervereins zu Regensburg, den 13. April 1901, mitgeteilt in den Blättern des Vereins.

2. F. Hornemann, Die neueste Wendung im preufsischen Schulstreite und das Gymnasium. 1. Der Kieler Erlass vom 26. November 1900. Berlin 1901, Reuther & Reichard. 68 S. 8. 1,60 *M.*

F. Hornemann hat sich Ende der 80er Jahre durch sein lebhaftes und energisches, auf eine genaue Kenntnis der ganzen einschlägigen Litteratur gestütztes Eintreten für den Gedanken der höheren Einheitsschule bekannt gemacht. Jetzt ist er in den beiden oben aufgeführten Kundgebungen noch einmal ausdrücklich auf die Sache eingegangen. Ganz auf den wesentlichen Hauptpunkt der grofsen Frage nach der besten zeitgemäfsen Gestaltung unseres höheren Schulwesens gerichtet, geht er gedankenvoll und tiefgründig auf die Beurteilung des neuesten in dieser Frage geschehenen Schrittes und auf das, was seines Erachtens besser statt dessen geschehen wäre, ein. Hornemanns Ausführungen sind sehr beherzigenswert. Schlimm ist es nur, dafs die neue Wendung eben schon durch die mafsgebende staatliche Behörde herbeigeführt worden ist und diese sie nach ihren langen Überlegungen doch nicht auf die Stimme eines einzelnen Sachkenners widerrufen kann. Das Entscheidende an der neuen Wendung ist, dafs sie dem beherrschenden Grundsatz unterstellt ist: Die drei Arten der höheren Schulen sollen hinfort als gleichartig in der Erfüllung der Aufgabe, die allgemein bildende Vorbereitung für die höheren, besonders die akademischen Berufe zu geben, vorausgesetzt werden, und dafs nun natürlich aus diesem obersten Grundsatz die Konsequenzen gezogen werden müssen. Nun stellt sich heraus, dafs diese Konsequenzen grofsen inneren und äufseren Schwierigkeiten begegnen. Das Real-Gymnasium ohne Griechisch, die Ober-Realschule auch ohne Lateinisch können gar nicht einem Teile der akademischen Studien die unentbehrliche Grundlage geben. Die Universität, längst stark auf der schiefen Ebene, zu einem Bündel höherer Fachschulen zu werden, steuert bei der Verschiedenheit ihrer nunmehr dreigestaltigen Grundlage mit Sicherheit dem Ziele zu, ihren alten einheitlichen Charakter, der in ihrem Namen liegt, zu verlieren. Dazu kommt das äufsere Hindernis für die Durchführung der neuesten Reform, dafs die Juristen in gutachtlicher Beantwortung einer freilich nicht offiziell an sie gestellten Rundfrage von dieser dreifachen Möglichkeit der Vorbildung ihres Nachwuchses nichts wissen wollen und sich diesen die Ärzte durch den Mund einer grofsen Zahl ihrer

Vereine anschliefsen. So kann es dahin kommen, dafs die neue Berechtigung des Realgymnasiums und der Oberrealschule, ihre Zöglinge mit dem Reifezeugnis zum Studium der Jurisprudenz und der Medizin zu entlassen, gröfstenteils auf dem Papier stehen bleibt. Der Kieler Erlafs scheint somit von Anfang an fast in eine Sackgasse geraten. Dennoch wäre es unerhört, dafs der mit ihm geschehene Schritt sogleich zurückgethan werden sollte, und seine nächste Weiterführung wird voraussichtlich sein, dafs die bisher noch recht im Dunklen gelassene Art, wie die Nachprüfung im Lateinischen und Griechischen und die Vorbereitung zu ihr geregelt werden soll, des näheren bestimmt wird. Man mufs freilich Hornemann zustimmen, dafs diese Vorbereitung, zu einem bestimmten äufseren Zwecke unternommen, der still organisch wirkenden der Schule meist nicht gleichartig sein wird.

Dennoch mufs man für jetzt annehmen, dafs wir in einen längeren Zeitabschnitt der Erprobung eingetreten sind und die Voraussetzung der Gleichartigkeit der drei höheren Bildungsanstalten und ihrer daran geknüpften gleichen Berechtigungen für die nationale Bildung und die Gestaltung des inneren Typus der höheren Berufsstände manche Folgen haben wird. Auch ich glaube, wie Hornemann, dafs sich das Bedürfnis einer einheitlichen Vorbildung zu den auf akademischen Studien beruhenden Berufen einstellen wird, und teile sein Bedauern, dafs man zu dieser Erkenntnis erst nach langen thatsächlichen Erfahrungen gelangen will, die in diesem Falle von der konstruierenden Vernunft vorweg genommen werden können.

In gründlicher Arbeit aus begrifflicher Tiefe zugleich und überschauender Erfahrung weist Hornemann nach, dafs wir schon jetzt darüber gewifs sein können, dafs das gesamte nationale Schulwesen unterhalb des akademischen sich in drei Arten gliedern mufs. Er konstruiert die Volksschule, die Realschule und das Gymnasium aus den drei Standesschichten des Volkes, welche letzteren er sowohl ihrem Entstehen nach verfolgt wie nach ihrer Verschiedenheit als Bildungsschichten charakterisiert. Nun liegt ihm nichts ferner, als die gleiche Notwendigkeit dieser drei Schularten für Staat und Volk und ihre insofern gleiche Würde zu verkennen; ihre Aufgaben beziehen sich aber auf ganz verschiedene Elemente des Volkes und müssen daher auseinandergehalten werden. Man sieht, worauf das hinaus will: die Realschule ist die geborene Schule des erwerblichen Mittelstandes und von der gröfsten Wichtigkeit für das wirtschaftliche Leben und daher, zumal in unserer Zeit der für Deutschland unvermeidlich gewordenen planetarischen Politik, auch für die politische Machtstellung der Nation; aber die Vorbereitung für die begriffliche Erkenntnis sowohl wie für das historische Verständnis der menschlichen Kultur ist dieser eben auf praktische Verwertbarkeit ihrer Mitgift gerichteten Schulart nicht eigen,

daher sie auch nicht zu einem neunklassigen Stufenbau erhoben werden sollte, sondern ihre Schüler nach einem Unterricht in sechs Klassen ins praktische Leben entlassen mufs. Für die „liberalen“ Berufsarten vorzubereiten, ist eben eine andere Schulform berufen, die von vorn herein einen idealen Charakter hat: der Verf. nennt sie jetzt „Gymnasium“, versteht aber darunter dasselbe, was er früher „höhere Einheitsschule“ nannte. Sie mufs „die deutsche Nationalbildung unserer Zeit dem Gesamtcharakter der modernen Wissenschaft gemäfs behandeln und dadurch die Fähigkeit wissenschaftlichen Erkennens im Sinne unserer Zeit ausbilden. Dazu gehört, dafs alle Hauptzweige der deutschen Nationalbildung — das griechisch-römische Altertum, das Christentum, das Deutschtum, die beiden neueren Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften — aus den Quellen gelehrt werden und dabei sowohl zu historisch-praktischem wie wissenschaftlich-systematischem Verständnis möglichst auf dem Wege der Induktion angeleitet werde“.

Hornemann glaubt also aus tieferer Sachkonstruktion schon jetzt zu wissen, was auch nach meiner Meinung als das Resultat der nun einmal eingeleiteten Periode des Wettlaufes unter Betonung der dreifachen Eigenart herauskommen wird: dafs man auf eine einheitliche Vorbildung zu allen akademischen Berufsarten zurückkommen wird und dafs in diesen auch das Element beider altklassischen Sprachen, Litteraturen und Kulturen nicht fehlen darf. Für jetzt darf und soll diese sogar das Gymnasium, als seiner Eigenart entsprechend, wieder mehr als in dem Zeitraum seit 1892 pflegen und als seine zentralen Bildungsfächer behandeln. Da Hornemann aber alle obigen vier Bestandteile der nationalen Bildung mit gleicher Berechtigung von dem idealen Gymnasium seiner Konstruktion umfafst wissen will, so ist er genötigt, es für ein Vorurteil zu erklären, dafs an sich die Pflege des Lateinischen und Griechischen als der Kern der Idee des Gymnasiums erscheine. Sie stellt bei ihm nicht den Kern seiner Aufgabe, sondern nur den vierten Teil derselben dar: die Einheit dieser ist nach ihm nur die Idee der Humanität selber in ihrer nationalen Sonderart, und er weifs mannigfach in schönen Worten und Wendungen über die rein ideale Durchbildung der Persönlichkeit zu wissenschaftlichem Geist, edler Form und Schönheit des Sichgebens im Leben und besonders der Beherrschung des psychischen Gesamtmaterials durch den vernünftigen Willen als über die echte zentrale Aufgabe der einheitlichen Vorbildungsschule zu der Teilnahme an der modernen Aristokratie der akademischen Berufsarten zu sprechen.

Es ist nur die Frage, wie sich eine Schule soll denken lassen, die wirklich alle jene vier Elemente als gleichwertige Bestandteile der von ihr zu vermittelnden Bildung umspannt. Wie ist das menschenmöglich? Das Gewicht der neueren Sprachen

und der Naturwissenschaften müfste gegen ihren jetzigen Anteil an den gymnasialen Unterrichtsstunden bedeutend verstärkt werden; was sie gewinnen, könnten nur die alten Sprachen verlieren; diese aber müfsten dadurch tief abfallen von ihrer jetzt noch eingenommenen Höhe, die schon bedeutend unter dem Niveau liegt, das wir als das eigentlich gymnasiale aus den bis 1882 bestehenden Ordnungen anzusehen mit Recht gewohnt sind. Wie soll bei solcher Beschränkung des Lateinischen und Griechischen die Hornemannsche Einheitsschule noch die Kontinuität mit dem alten Gymnasium bewahren? Hornemann will erst in einer neuen, abschliefsenden Schrift die ihm vorschwebende Organisation der Einheitsschule, des „reformierten Gymnasiums", vorführen und begründen. Aus einer Bemerkung ist aber schon zu ersehen, wie er im wesentlichen das Problem zu lösen gedenkt. Er will auf den schon im Jahre 1875 von E. v. Hartmann vorgeschlagenen Rollenvertausch des Griechischen und Lateinischen, auf „das hellenische Gymnasium" hinaus. Ich habe andere Ideen über die Erfüllung der Möglichkeit, eine zu allen akademischen Berufen vorbereitende, alle Grundlagen der modernen nationalen Bildung umspannende Einheitsschule zu konstruieren, und bin daher sehr gespannt darauf, wie ein solcher Meister auf dem Gebiet der Schulorganisationsfragen, wie es Hornemann unzweifelhaft ist, von neuem seinen Gedanken durchfechten wird. Entscheidenden Gründen mufs man bereit sein auch seine Neigungen zu opfern; nur ist die Frage, ob in dem Falle, wo nicht zu untersuchen ist, was ist, sondern wie der Mensch etwas anfangen solle, überhaupt Gründe über Willensneigungen vollkommen Herr werden können.

Einen Eindruck der geistvollen zweiten Schrift möchte ich noch besonders hervorheben. Sie gründet an der Hand namhafter Volkswirtschaftslehrer die Gliederung des Volkes in Stände, darunter einen obersten, aristokratischen Stand, eben den der akademischen Berufsarten, so sehr auf die Vernunft der Sache, dafs man von der Berechtigung dieser Auffassung ganz überzeugt wird. Wenn man dagegen im Leben denselben Thatbestand meist sich auf der menschlichen Hoffart aufbauen und auch das Bindende, Gemeinsame vergessen werden sieht, so sollte man sich oft mit Inbrunst der H. Heineschen Verse erinnern:

„Alle Menschen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geschlecht".

Wenn Hornemann einmal ausspricht, dafs eine Überfüllung der höheren Berufsarten deshalb nicht zu fürchten sei, weil die zu ihnen gehörenden Familien wegen der unnatürlichen Überanspannung der Geisteskräfte nach einigen Menschenaltern auszusterben pflegten, so kann ich doch an ein so düsteres Horoskop für die natürliche Lebenskraft, wenn sie ganz vorwiegend zum Substrat geistigen Lebens wird, nicht glauben und halte dafür,

dafs die gewifs sehr schwierige Regulierung der Besetzung der Lebenshöhen mit den berufensten Kräften nicht in dem Mafse unter einem so tragischen Naturgesetze steht.

Hameln. Max Schneidewin.

Hugo Hoffmann, Der Wert des Begriffes „Interesse" für Unterricht und Erziehung. Ein Streifzug durch das Gebiet der Didaktik und Pädagogik. Buxtehude 1902. 49 S. 8.

Die vorliegende klar und fesselnd geschriebene Abhandlung wird sicherlich vielen Schulmännern willkommen sein; denn welcher Pädagoge, der es mit seinem Berufe ernst nimmt, strebte nicht danach, den Unterricht so interessant wie möglich zu gestalten.

Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, die zahlreichen Vorwürfe, die auch in gebildeten Kreisen gegen die Schule erhoben würden, beruhten zum Teil darauf, dafs der Unterricht, den sie genossen hatten, zu wenig interessant gewesen sei. Hoffmann mahnt, diese Vorwürfe nicht zu ignorieren, sondern Selbstkritik zu üben. Nach einer eingehenden Erörterung über das Wesen des Interesses stellt der Verfasser die Behauptung auf: „Die Bildung der Lehrer mufs allen Nachdruck auf eine gründliche Vertiefung in wenige Wissenschaften legen und eine oberflächliche Bekanntschaft mit vielen weit von sich weisen." Nur dem ersten Teil dieser Behauptung kann ich zustimmen. Der heutige Unterricht erfordert ein vielseitiges Wissen. Da nun der Geist des Durchschnittsmenschen bestimmte Grenzen hat, so kann man nur auf einigen wenigen Gebieten eindringliche Studien machen, auf anderen mufs man sich mit Kenntnissen von geringerem Umfang begnügen. Wie kann z. B. ein Neuphilologe ohne einen gewissen Grad von historischen Kenntnissen Voltaire, Michaud, Mignet, Shakespeares Julius Caesar oder vollends Macaulay lesen! Ebenso mufs der Mathematiker resp. Botaniker über historische und geographische Kenntnisse verfügen. Gerade das belebt das Interesse ungemein, wenn man bei der Durchnahme eines Lehrgegenstandes auf einen anderen Bezug nimmt.

In einigen wenigen Worten bespricht Hoffmann alsdann die Wichtigkeit der einzelnen Fächer. Sehr richtig erscheint mir beispielsweise, wenn er sagt, es sei aufserordentlich beschämend, wenn ein Gymnasiast in seinem eigenen Vaterlande nicht genau Bescheid wisse. Wer hätte in dieser Beziehung nicht schon merkwürdige Erfahrungen gemacht! Schuld an der Unkenntnis der Schüler ist nach meiner Auffassung nicht der geringe Raum, der dem geographischen Unterricht im Lehrplan zugewiesen ist, sondern die Art, wie derselbe erteilt wird. Es giebt sehr viele Lehrer, die über Meeresströmungen, über Entstehung von Gebirgen und über das Klima von China ausführliche Vorträge

halten, es aber unterlassen, die Geographie des Vaterlandes und der wichtigsten europäischen Kulturländer genau durchzunehmen und gründlich einzuprägen.

Mit den Lehrplänen will Hoffmann folgende vier Wissenschaften vom Schulbetrieb ausschliefsen: Philosophie, Kunstgeschichte, Volkswirthschaftslehre und Technologie. Der zweite der genannten Gegenstände, die Kunstgeschichte, darf nach meiner Auffassung auf der Schule durchaus nicht unberücksichtigt bleiben. Bei der Durchnahme der Reformationsgeschichte müfste der Schüler mit Lucas Cranach vertraut gemacht werden. Raphael, Rubens, Rauch und andere hervorragende Künstler müfsten bei der Durchnahme der entsprechenden Epoche nicht nur gelegentlich erwähnt, sondern gründlich besprochen werden.

Zur Belebung des Unterrichts schlägt Hoffmann ferner vor, Ausflüge an historisch denkwürdige Orte zu machen, aufserdem innerhalb der einzelnen Fächer das Notwendige von dem Entbehrlichen, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden.

Im zweiten Teil seiner Abhandlung erörtert der Verfasser die Frage, wie man interessant unterrichtet. Er warnt zunächst davor, dem Interessanten zu Liebe die Wahrheit zu opfern. Ferner soll der Lehrer alles vom Unterrichte fernhalten, was die Aufmerksamkeit ablenken kann, er soll jegliche Eigentümlichkeit in seinem Auftreten und in seiner Sprechweise nach Kräften vermeiden, endlich soll — der wichtigste Punkt nach meiner Meinung — „die Selbstthätigkeit des Schülers auf jede Weise angeregt, unterstützt und gesteigert werden“. Zu weit geht dagegen Hoffmann wohl, wenn er den zusammenhängenden Vortrag, der nicht durch Zwischenfragen unterbrochen wird, aus der Schule verbannen will, wie er dies auf Seite 26 zu thun scheint. Dem „süfsen und immer süfseren Schlummer“, den Hoffmann fürchtet, kann man dadurch vorbeugen, dafs man nach Schlufs des Vortrages nach dem Inhalte desselben fragt. Sehr beherzigenswert erscheinen mir einige kleinere Winke, die der Verfasser S. 26—27 giebt, beispielsweise, man solle dem Schüler das Recht geben, zu opponieren, man solle Anteil nehmen an seiner Privatlektüre. Ferner mahnt Hoffmann, beim Unterricht von dem Bekannten auszugehen, sich der reichen Anschauungsmittel, über die jetzt die meisten Lehranstalten verfügen, zu bedienen. Manchem Pädagogen wird einiges von dem, was in der vorliegenden Schrift ausgeführt ist, selbstverständlich erscheinen. Indessen, es wird gegen Regeln, deren Richtigkeit ganz allgemein anerkannt ist, nicht selten verstofsen, wie es z. B. noch immer Mathematiklehrer giebt, die einen Beweis ohne Figur an der Tafel verlangen.

Im letzten Teil seiner Abhandlung erörtert Hoffmann die Frage, was der Erfolg des interessanten Unterrichtes sei. Zunächst werden sich Leben und Freudigkeit zeigen. Welche

Genugthuung ist es für einen Lehrer, wenn „eine durch keinen Zwischenruf, durch keine Mahnung, keinen Tadel unterbrochene feierliche Ruhe die Klasse beherrscht, und doch alle geistigen Kräfte in gespanntester Bewegung sind!“

Der interessante Unterricht erleichtert das Memorieren. Doch im Gegensatz zu Herbart, dem die Erregung des Interesses das Ziel des Unterrichts ist, sieht Hoffmann als Zweck der Unterweisung das Wissen und Können der Schüler an.

Frankfurt a. M. Richard Pappritz.

W. Koppelmann, Glaubenslehre auf Grund der Lehre Jesu. Nebst einleitender Darstellung der natürlichen Gotteserkenntnis. Berlin 1901, Reuther & Reichard. VI u. 62 S. gr. 8. 1,10 M. (Heft 21 der „Hülfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht“, herausgegeben von Evers und Fauth.)

Die Sammlung der Hülfsmittel enthält in Hoffmanns Werk über die Augsburgische Konfession eine Darstellung des dogmatischen Lehrstoffs, die den preufsischen Lehrplänen entspricht; das vorliegende Buch dagegen ist eine selbständige, systematische Glaubenslehre, die auf die Augustana keine Rücksicht nimmt. Freilich ist es kein Abrifs der Dogmatik in der herkömmlichen Form. In einem ersten Teile, unter der Überschrift „Die allgemeine, aufserchristliche Offenbarung“ (S. 1—37), behandelt der Verf. wesentlich apologetische Fragen, in den drei Abschnitten: Die Offenbarung Gottes für unser Erkenntnisvermögen (in der Natur), die für unseren Willen (im Gewissen), die für unser Gefühlsleben. Gott wird, sagt er, dadurch erkennbar, dafs er sich uns durch Wirkungen offenbart, für die wir durch eine gewisse geistige Verwandtschaft empfänglich sind. Er offenbart sich zunächst für unser Denken in der Natur, durch die Ordnung, Erhabenheit, Zweckmäfsigkeit überall in der Welt, und die wunderbare, mannigfach abgestufte Erscheinung des Lebens in den Organismen. Die Leugnung durch den Materialismus beruht auf willkürlichen Annahmen betreffs der sogenannten Materie, auf Verkennung des guten Rechts teleologischer Weltbetrachtung neben der ätiologischen, und der Materialismus vermag selbst die Entstehung der Welt nicht zu erklären: es fehlt der Aufweis eines ersten Anstofses zur Bewegung in der Urmaterie, ebenso der Entstehung eines ersten organischen, mit Fortpflanzungsfähigkeit begabten Wesens (der Urzelle) durch das blofse ziellose Wirken der Naturkräfte, es läfst sich die Entwicklung der Gestaltenfülle in der organischen Welt nicht wahrscheinlich machen, — denn die Darwinsche Selektionslehre reicht dazu nicht aus, namentlich aber ist sie nicht im stande, den Ursprung des geistigen Lebens, des Bewufstseins, des Unterschiedes des Menschen von den Tieren hinsichtlich des Geistes zu erklären. Gott offenbart sich zweitens für unseren Willen im Gewissen,

welches Gottes Stimme in dem Bewufstsein des religiösen Menschen ist. Denn das Gewissen ist nicht „Rasseninstinkt“, das ist das instinktive oder manchmal auch klare Bewufstsein von den Bedingungen der Wohlfahrt der Gesamtheit oder Rasse, welches auf natürlichem Wege, nämlich durch die Erfahrungen und die Gewöhnung unzähliger Generationen, allmählich entstanden ist. Denn erstens ist eine Selbständigkeit und Unmittelbarkeit des sittlichen Urteils in dem einzelnen Menschen — nicht lediglich Einflufs der Umgebung — nicht zu verkennen, zweitens ist die Förderung des Gesamtwohls nicht wirklich der Mafsstab für das sittliche Urteil. Vielmehr besteht das Gewissen in dem göttlich eingepflanzten Bewufstsein, uns entsprechend unserer Menschenwürde, d. i. als Personen, verhalten zu müssen; aus diesem, als einem wertvollen Prinzip, entspringen die einzelnen sittlichen Gebote und Urteile. „Die Stimme des Gewissens klingt wie die Stimme einer höheren Macht, die uns zuruft „Du bist ein Wesen höherer Art, du sollst dich dementsprechend benehmen.“ Endlich giebt es auch eine Offenbarung Gottes für unser Gefühlsleben: in der tief dem Menschen innewohnenden Sehnsucht nach Seligkeit, nach einem Glücke, welches die Welt nicht geben kann: „cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te.“ Wenn die Offenbarung in der Natur zur Vielgötterei führen konnte, wie noch jetzt zu Deismus und Pantheismus, so ward die Vorstellung von der Gottheit namentlich durch die Offenbarung im Gewissen geläutert, am klarsten bei den israelitischen Propheten, die Gott als den einigen, heiligen und absoluten Weltherrscher erkannten. Und wenn nun die Offenbarung im Gefühle zur Pflege der Gemeinschaft mit Gott treibt und dagegen das Gewissen dem Menschen die tiefe Kluft vergegenwärtigt, die ihn von der Gottheit trennt, so setzt hier das von Jesu gebrachte Evangelium helfend ein. — Hiermit geht der Verf. zu dem zweiten und eigentlichen Hauptteile seines Buches über, zu der „Gottesoffenbarung in Jesu Christo“, S. 37—62. Hier entnimmt er den Stoff lediglich den synoptischen Evangelien, wodurch eine Beschränkung auf das religiös Bedeutsamste erreicht wird. Die ganze Offenbarung Gottes in Jesu Christo, sagt er, läfst sich in den einen Satz „Gott ist die Liebe“ zusammenfassen, dieser Satz ist im Grunde das einzige Dogma des Christentums. Die Einzelausführung legt dann dar, wie sich dieser Satz begründet durch die in den Synoptikern vorliegende Offenbarung vom Vater, vom Sohne, vom Heiligen Geiste. Jesu Lehre vom Vater geht über das Alte Testament, mit dem sie sonst übereinstimmt, dadurch hinaus, dafs bei ihm der Gedanke der selbstlosen und unbedingten Liebe Gottes zu den Menschenkindern alles beherrscht, der Vaterliebe gegenüber jedem einzelnen Menschen, gleichviel ob er gerecht oder ungerecht ist. Diese Liebe will die Menschen zu Gottes Kindern erziehen, eine sittliche Hebung, in der auch die

Fragen der Theodicee ihre Lösung finden; und die Erkenntnis dieser Gottesliebe läutert, verinnerlicht, vergeistigt allen Verkehr mit Gott, allen Kultus. Sich selbst nennt Jesus den „Gottessohn" als den in der vollen Liebe Gottes stehenden Menschen, den „Menschensohn" als den normalen (sündlosen und Liebe übenden) Menschen; beide Bezeichnungen unterscheiden zugleich Jesum von der übrigen Menschheit: „Er steht unter der Menschheit wie eine Gestalt aus einer höheren Welt, wie ein unbegreifliches Wunder. Und er selbst ist sich dieses geheimnisvollen Zusammenhangs mit Gott bewufst"; „er ist Gottes Sohn in höherem Sinne, er ist nicht ein Sohn Gottes, sondern „der Sohn" schlechthin. Als „die Bedeutung Jesu für die Menschheit" erscheint zunächst, dafs er für die übrigen Menschen die Norm bildet, eine auch der heiligen Schrift Alten Testaments gegenüber selbständige Norm und von den früheren so verschieden, dafs der sich ihm nachbildende Mensch eine völlige Umwälzung, eine Revolution im Kern seiner Persönlichkeit durchmachen mufs, zugleich aber auch überwältigend; weil Jesus eine solche Norm für alle ist, ist er auch der Mafsstab, an dem die Menschheit gemessen werden wird, die Stellung zu ihm wird das Entscheidende sein, und „da die Scheidung der Menschen sich nach dem Kanon vollzieht „Für oder wider den Menschensohn", so wird Jesus geradezu der Weltenrichter." Die Bedeutung Jesu für die Menschheit wird ferner darin gefunden, dafs er als Offenbarer der göttlichen Liebe, die in ihm allein vollkommen sich darstellt, eine gewaltige Anziehungskraft ausübt, die Menschen zu einem neuen Vertrauen auf Gott und damit zur kindlichen Unterordnung unter seine Erziehung bewegt, — der Bringer des Heils wird, der lange Zeit, aber freilich ganz anders, erwartete „Messias". Insbesondere Jesu Leiden und Sterben war der Gipfelpunkt seiner Berufstreue und ist daher vorbildlich und sowohl zur Beschämung als auch zur sittlichen Kräftigung wirksam; ferner indem der Heiland das Leiden und Sterben übernahm in bewufstem Eingehen auf die Absichten des Vaters, offenbart es die ganze Gröfse der göttlichen Liebe, und „da diese Offenbarung die Voraussetzung bildet für das Vertrauen zu Gott, so nennt Jesus sein in den Tod gegebenes Leben mit Recht ein *λύτρον ἀντὶ πολλῶν*" und bezeichnet „bei der Einsetzung des Abendmahls mit Recht sein Blut als das Bundesblut, das Bindemittel zwischen Gott und den Menschen." Dafs Jesus als Missethäter hingerichtet ist, ist „die gewaltigste Bufspredigt der Weltgeschichte", und aus der reinigenden Wirkung erklärt sich, warum Gott es zugelassen hat: „Der Einflufs des leidenden und sterbenden Heilands auf das Menschenherz ist der Schlüssel des Geheimnisses"; um diesen Einflufs auszuüben, war ihm das Opfer seines eigenen Sohnes nicht zu grofs. Hieraufbehandelt der Verf. die Auferstehung Jesu als eine um der Wirkung auf die Menschheit willen not-

wendige Beglaubigung seiner Heilsmittlerschaft und fügt hinzu: „Je tiefer bei einem Menschen der Eindruck ist, dafs die Person dieses Jesus von Nazareth an sich schon ein Wunder, ein Unikum in der Weltgeschichte ist, je mehr er von seiner Majestät spürt, um so selbstverständlicher wird ihm die Botschaft klingen, dafs Gott diesen Jesus von den Toten auferweckt habe.“ In der Lehre vom Heiligen Geiste wird ausgeführt, dafs wir durch diesen nicht mehr blofs mittelbar, wie durch den Glauben an Jesus, der Vaterliebe Gottes gewifs werden, sondern unmittelbar, indem wir in unseren Lebensschicksalen seine Vaterhand empfinden, — dafs aber der Heilige Geist in ein Herz nicht einkehren kann, bevor ihm durch das Vertrauen zu Gott die Wege geebnet sind, und dafs er deswegen die Jünger Jesu erst nach der Auferstehung des Heilands erfüllte. „Alles Hohe, Edle, Heldenhafte geht in der Christenheit aus seiner Wirkung hervor“, und wer auch nur ein Fünkchen von ihm besitzt, vertraut auf Gottes Liebeswerk an ihm und der ganzen Menschheit und ist der Hoffnung auf ein ewiges Leben gewifs.

Diese Inhaltsangabe wird dem Kundigen zeigen, welchen von den mannigfachen dogmatischen Standpunkten der Verf. einnimmt. Man wird einige zumeist der Dogmatik zugerechnete Lehrstücke vermissen, besonders eine eingehendere Behandlung des sündlichen Verderbens der Menschheit, die Lehren von der Kirche, vom Worte Gottes, von den Sakramenten. Die Lehre von der Kirche hat der Verf. in seiner in derselben Sammlung erschienenen Sittenlehre Jesu behandelt, die Lehre von den Sakramenten möchte er als Teil der sogenannten Unterscheidungslehren mit dem kirchengeschichtlichen Unterricht verbinden. Der Verf. will überhaupt „die Lehre vom Vater, vom Sohne und vom Heiligen Geiste direkt aus der heiligen Schrift entwickelt“ vorlegen; seine Beschränkung auf die Synoptiker rechtfertigt er mit der Notwendigkeit, unter den verschiedenen neutestamentlichen Lehrtypen eine Wahl zu treffen, die dann doch auf die Lehre Jesu in ihrer grundlegenden Gestalt fallen wird. In den apologetisch behandelten naturwissenschaftlichen Fragen bekennt der Verf. sich als abhängig von dem Urteile anderer, fachmännisch gebildeter Schriftsteller, alle anderen Teile beruhen nach seiner eigenen Angabe auf selbständigen theologischen und philosophischen Studien, insbesondere die Lehre vom Gewissen. Die Darstellung ist einheitlich, gut gegliedert und in einfacher, würdiger, von religiöser Wärme durchdrungener Sprache gehalten und somit besonders zweckmäfsig für den unmittelbaren Gebrauch seitens der Schüler.

Waren i. M. R. Niemann.

1) Heinrich Viehoff, Deutsches Lesebuch. Bearbeitet von H. Leisering. Vierzehnte Auflage. Braunschweig, George Westermann. I. Für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. 1900. VIII u. 444 S. gr. 8. geb. 3 ℳ. II. Für die mittleren Klassen höhrer Lehranstalten. 1900. VII u. 536 S. gr. 8. geb. 3,60 ℳ.

2) Heinrich Viehoff, Handbuch der deutschen Nationallitteratur von Luther bis zur Gegenwart für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Neu bearbeitet von H. Leisering. Fünfundzwanzigste Auflage. Braunschweig 1901, George Westermann. Teil I: Poesie. XIV u. 596 S.; Teil II: Prosa VIII u. 391 S. gr. 8. geb. zusammen 7 ℳ.

Das Viehoffsche Lesebuch erscheint in völlig neuer Bearbeitung, den Bestimmungen der Lehrpläne von 1892 und mannigfaltigen pädagogischen Erfahrungen angepafst. Noch energischer ist das Handbuch der deutschen Nationallitteratur umgeformt worden; den jüngsten Verfügungen entsprechend, greift es nun bis in die Reformationszeit zurück und führt bis in die Gegenwart herein, von deren betagteren Schriftstellern einige durch ein paar Proben vertreten sind; auch sonst ist so viel geändert, dafs ein fast neues Werk vorliegt. — Der Bearbeiter zeigt sich in allen vier Bänden als gediegener Schulmann und feiner Litteraturkenner; mit Einzelnem wird man rechten, im ganzen aber seine Stoffwahl nur loben können.

Als besondere Vorzüge der Arbeit vor ähnlichen möchte ich folgende hervorheben. Der jüngere Schüler behält sein Lesebuch zwei bis drei Jahre in der Hand und wird so erst heimisch darin; die einmal gelernten Gedichte bleiben ihm lange vor Augen; und der Lehrer z. B. der Quinta kann auf den Sextastoff nach Belieben zurückgreifen. Die treffliche lyrische Anthologie für Sekunda und Prima aber ergänzt den früher durchgearbeiteten Stoff und bringt für Schiller, Uhland, Körner u. s. w. die nötigen Nachträge, denen jedesmal eine Verweisung auf das vorher Gebrachte beigegeben ist. — Sage, Geschichte, Naturbeschreibung sind in den Prosateilen der ersten Bände ebenmäfsig bedacht, so dafs alle Interessen des Knaben ihre Nahrung finden; unter den Gedichten aber sind die Ladenhüter der gewöhnlichen Lesebücher, jene anscheinend nur eben für Lesebücher abgefafsten Afterballaden und patriotisch tönenden Litaneien so ziemlich weggeblieben; dafür kommt der Humor mehr zu Ehren, als üblich ist: es wird oft beim Unterricht ein fröhliches Lachen sein, wo der Viehoff-Leisering gelesen wird! — Der erste Teil des „Handbuchs“ giebt von den bedeutendsten „Epigonen“ ein klareres Bild, als Schulbücher sonst pflegten; es kennt immerhin von Rückert und Platen, von Eichendorff und Möricke eine Ecke, wer sich in die Sammlung vertieft hat. Und dafs so seltene Gäste wie Hebbel, Storm, Keller, Reuter sich mit ihrer Lyrik auf kurze Besuchsstündchen in der Schule einstellen, ist sehr löblich und lieblich. — Der Prosastoff des „Handbuchs“ wiederum ist mit

grofser Geschicklichkeit so ausgesucht, dafs Gedankenfäden von einem Autor zum anderen sich hinüberspinnen. Winckelmann, Lessing, Goethe sprechen über plastische Kunst; Gottsched, Lessing, Schiller, Freytag über die Technik der Tragödie; W. v. Humboldt und Gervinus über Schiller u. s. w. Man sieht, welche Gelegenheiten sich hier dem Lehrer bieten, seinen Schülern weite und interessante Perspektiven zu eröffnen.

Berlin. Julius Schultz.

O. Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre. Leipzig 1901, B. G. Teubner. XIV u. 192 S. 8. geb. 2,00 M.

Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache nennt der Verfasser sein neuestes Buch. Während seine in demselben Verlage erschienene Schrift „Unsere Muttersprache, ihr Werden und Wesen“ hauptsächlich den Zusammenhang zwischen Volkscharakter und Sprache zu ermitteln sucht, macht es sich die vorliegende zur Aufgabe, die grammatischen Erscheinungen unserer Muttersprache in ihrer Entwicklung zu verfolgen und dadurch zum Nachdenken über ihre Eigenart anzuregen. Dieser Zweck ist in vorzüglicher Weise erreicht.

Wie der Titel besagt, zerfällt das Buch in zwei Teile, eine Sprachlehre und eine Stillehre. Wie reichhaltig der erste Teil ist, zeigt schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis; in 17 Kapiteln wird über Geschlecht, Geschlechtswort, Biegung des Hauptworts, Biegung und Steigerung des Eigenschaftsworts, Biegung des Zeitworts, Wortbildung, Selbstlaute, Mitlaute, Fürwort, Verhältniswort, Umstandswort, Bindewort, Subjekt und Objekt, Attribut und Prädikatsnomen, Infinitiv und Partizip, Tempora und Modi und endlich über den Satz gehandelt. Innerhalb der einzelnen Abschnitte ist Vollständigkeit nicht beabsichtigt; vielmehr hat W. das herausgegriffen, woran sich der Wandel der Wortformen und die Entstehung des Satzgefüges am deutlichsten erkennen läfst. Besondere Aufmerksamkeit wird den bis zur Gegenwart erhaltenen Bruchstücken früherer Sprachperioden geschenkt, weil man aus ihnen in bequemer Weise auf den früheren Sprachzustand Schlüsse ziehen kann. So wird darauf aufmerksam gemacht, dafs neben Mond das Wort Mondenschein existiert, ein Zeichen, dafs mâne früher schwach abwandelte. Edelmann deutet auf den einst häufigeren Gebrauch des unflektierten Adjektivs, die Partizipialformen erhaben, bescheiden, gediegen, verwegen weisen auf eine Zeit, in der die Verben ihre Partizipien zum Teil anders bildeten. Das sungen des Sprichwortes (wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen) giebt uns noch Auskunft über die einstige Abwandlung des Verbums.

Auch die Mundarten werden an passenden Stellen herangezogen. Z. B. werden die in süddeutschen Mundarten sich noch

findenden Formen ich stand und ich gang für ich stehe und ich gehe mit Recht als Überbleibsel der älteren Sprachweise in Anspruch genommen — kurz, durchweg erhält man den Eindruck, daſs Weise den Stoff von Grund aus beherrscht und das Interesse für sprachliche Fragen zu fesseln versteht. Daher wird auch der Fachmann das Buch nicht ohne Gewinn und Genuſs aus der Hand legen, wenngleich es, wie schon die gemeinverständliche Darstellung zeigt, zunächst für ein gröſseres Publikum bestimmt ist.

Besonders anregend aber ist der zweite Teil, die Stillehre. Nachdem Weise zunächst eine Reihe von Stilregeln zusammengestellt und über die beiden Stilgattungen, die Sprache des Gemütes und die Sprache des Verstandes, gehandelt hat, giebt er eine Reihe geschickt ausgewählter Stilproben, auf deren Besonderheit er durch einige Bemerkungen aufmerksam macht. Namentlich instruktiv ist die Gegenüberstellung zweier Schilderungen eines und desselben Landschaftsbildes, von denen die eine einem Bismarckschen, die andere einem Moltkeschen Briefe entstammt. Während Bismarck Gastein mit den Augen des Künstlers mustert, thut dies Moltke mit dem Blicke des Gelehrten. Jener beschränkt sich auf die Beschreibung des Thalkessels und hat nur seine gegenwärtige Gestalt im Auge, dieser betrachtet den Bau der ganzen Alpenkette und die Richtung ihrer Thäler, denkt nach über die Entstehung des Geländes und über die Entwicklung des Badeortes und erörtert alles mit wissenschaftlicher Genauigkeit, die sich sogar bis zur zahlenmäſsigen Angabe der Höhenverhältnisse erstreckt.

Dementsprechend greift Bismarck zu einer Reihe von Mitteln, die Anschaulichkeit zu fördern, auf die Moltke zum gröſsten Teil verzichtet. Er weist auf die heimischen Verhältnisse der Stolpe hin, vergleicht die Wasserbäche mit silbernen Fäden und das Thal mit einer riesigen Schüssel von Grünkohl, die Ränder mit weiſsen Falleiern rings besetzt, gebraucht charakteristische Metaphern, wenn er sagt, die steilen Wände seien von einem Kranze weiſser Spitzen und Bänder umzogen, die der Schnee reichlich bepudert habe, oder wenn er die Ache einen rasenden Walzer durch ganz Gastein vollführen läſst, und denkt die Natur als belebt, wenn die Sonne die Schneegrenze allmählich höher rückt und die Wasserbäche sich herabstürzen in eiliger Hast, als kämen sie zu spät. Von all dem finden sich bei Moltke nur Naturbeseelungen: Die Thäler führen das Wasser hinab, der Riegel versperrt den Ausgang, die Ache rettet sich durch einen verzweifelten Sprung in die Freiheit.

Auf all diese Eigentümlichkeiten und Unterschiede macht Weise mit feiner Beobachtungsgabe aufmerksam und bespricht in solcher Art 20 Aufsätze und Briefe, Reden und Abhandlungen, Charakteristiken und Erzählungen von den verschiedensten Schrift-

stellern: Goethe und Schiller, Lessing und Herder, Gellert und Friedrich der Grofse, Königin Luise und Friedrich Wilhelm III., Körner und Arndt, Grimm und Kant u. a. sind vertreten, und die ihren Schriften entnommenen Proben werden auf das eingehendste nach der stilistischen Seite hin gewürdigt.

Und nun zum Schlufs noch ein paar kleine Ausstellungen. Die eine betrifft die Reihenfolge der Kapitel des ersten Teils. Warum wird über die Mitlaute und Selbstlaute erst nach der Biegung des Zeitworts und nicht vielmehr an allererster Stelle gehandelt, da doch mit Um- und Ablaut schon bei der Flexion der Substantiva und der Verba operiert werden mufs? Und sodann erscheint es mir nicht recht praktisch, dafs in dem ganzen Büchlein deutsche Terminologie gebraucht ist. Man mufs sich erst hineinlesen, was unter Mittelform (Partizip), Aussageweise (Modus), ziellosen (intransitiven) Zeitwörtern und anderen von den Sprachreinigern erfundenen Wortbildungen zu verstehen ist, obwohl Weise seinem Buche eine Zusammenstellung der verdeutschten Kunstausdrücke hat vordrucken lassen. Ich halte es für die Klarheit der grammatischen Begriffe vielmehr für wünschenswert, dafs in den Grammatiken aller Sprachen dieselbe Terminologie herrscht.

Selbstverständlich können diese kleinen Ausstellungen den Wert des Büchleins nicht heruntersetzen. Vielmehr wünsche ich der deutschen Sprach- und Stillehre die wohlverdiente weiteste Verbreitung.

Eisenberg S.-A. M. Erbe.

G. Legerlotz, Der deutsche Aufsatz auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten. Berlin 1900. Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 168 S. 8. 3 *M*.

Auf S. 255 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift ist das vorliegende Buch unter der Rubrik „Eingesandte Bücher" kurz mit den Worten charakterisiert, dafs es ein überarbeitetes und erweitertes Referat aus den Verhandlungen der sächsischen Direktoren und nicht blofs jungen Lehrern zu empfehlen sei. So wohlwollend diese kurze Anzeige auch ist, so könnte sie doch gerade wegen ihrer Kürze leicht übersehen werden, und das wäre nach meiner Auffassung sehr zu bedauern. Berichte von Direktoren zu den Direktorenkonferenzen enthalten ihrer Entstehung entsprechend in jedem Falle eine Menge wertvollen Materials, selbst wenn keine neuen Gedanken darin zu Tage gefördert sind; denn wenn, wie doch anzunehmen ist, die Erstatter der Berichte und Mitberichte an den einzelnen Schulen ihr Bestes geliefert und die Konferenzen der Lehrerkollegien auch nur einigermafsen ihre Pflicht bei der Beratung gethan haben, so müfste es ja wunderlich zugehen, wenn der Bericht erstattende

Direktor nicht wenigstens eine Fülle brauchbaren Stoffes zusammenzustellen im stande wäre. Aber nach der ersten Drucklegung laufen die Berichte leider nur kurze Zeit bei den interessierten Lehrern um, und wenn nach Beendigung der Direktorenkonferenz die Verhandlungen gedruckt und in die Schulbibliothek eingereiht sind, dann ist in der Regel die Teilnahme an den von ihnen behandelten Gegenständen durch neue Tagesfragen so sehr verdrängt, dafs das Buch an seinem Standort gute Ruhe hat, bis eine andere Direktorenkonferenz seine Benutzung nötig macht. Deshalb ist es ganz wünschenswert, wenn Direktorenberichte, die sich in den Verhandlungen als wertvoll und für eine gröfsere Anzahl von Lehrern nützlich erwiesen haben, möglichst schnell als Sonderdruck erscheinen und dadurch den Fachlehrern bald zugänglich und leicht erschwinglich werden.

Schon von diesem Standpunkte aus betrachtet scheint es mir dankenswert, dafs G. Legerlotz den Bericht, den er über das Thema „Nach welchen Gesichtspunkten ist der deutsche Aufsatz in den oberen Klassen zu wählen, vorzubereiten und zu beurteilen?“ für die sächsische Direktorenkonferenz des Jahres 1899 erstatten mufste, auf Anregung mehrerer Teilnehmer an jener Versammlung und anderer fachkundiger Schulmänner nachträglich überarbeitet und als besonderes Werk herausgegeben hat. Weit wertvoller aber wird die Gabe dadurch, dafs dem Verfasser des Buches eine vierzigjährige Erfahrung auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes in den Oberklassen höherer Lehranstalten zu Gebote steht, und dafs er unter anderem durch seine Übersetzungen und Umdichtungen des Nibelungenliedes, der Gudrun und der deutschen Lyriker des Mittelalters, insbesondere Walthers von der Vogelweide zur Belebung und Hebung des deutschen Unterrichtes auf den höheren Schulen bereits wesentlich beigetragen hat.

Wenn schon alle diese äufseren Umstände der Entstehung unseres Buches Vertrauen dazu erwecken, so werden wir durch seinen Inhalt nicht enttäuscht. In stets treffender, oft humoristisch angehauchter Darstellungsweise giebt uns Legerlotz einen klaren Überblick über die Berichte und Verhandlungen von 13 höheren Schulen der Provinz Sachsen, denen das oben genannte Thema zu Grunde lag; darauf werden die darin vorgetragenen Meinungen von ihm gesichtet, gewürdigt und — was besonders wertvoll ist — durch Bemerkungen aus der eigenen Erfahrung ergänzt. Die Quintessenz der ganzen Untersuchung wird zum Schlufs dem Leser in den angehängten Leitsätzen geboten.

Ich will davon absehen, den Inhalt des ganzen Buches zu skizzieren, und mich darauf beschränken, auf die eigenen Ansichten und Vorschläge des Verfassers sowie auf besonders lichtvolle Ausführungen desselben über interessante Fragen des deutschen Unterrichtes hinzudeuten.

Hinsichtlich der Stellung der Deutschlehrer zu den Fragen, die den deutschen Aufsatz in den oberen Klassen der höheren Schulen betreffen, erklärt Legerlotz in der Einleitung S. 1—5 richtig, dafs zwar noch keine völlige Übereinstimmung darüber herrsche, aber doch die widerstreitenden Ansichten sich erfreulicher Weise etwas mehr genähert und ausgeglichen haben, was zum guten Teil auf ein fleifsiges Studium der einschlägigen Arbeiten, z. B. der Bücher von Otto Apelt und Rudolf Lehmann zurückzuführen sei. Dafs übrigens die Ansichten der Unterrichtsbehörde in Preufsen über den deutschen Aufsatz seit etwa zehn Jahren stetig geblieben sind, beweist der Umstand, dafs die neuesten Lehrpläne von 1901 mit den neuen Lehrplänen von 1892 in den Anweisungen über diesen Zweig des deutschen Unterrichtes fast wörtlich übereinstimmen. — Im ersten Teile, der die Wahl der Themen für die deutschen Aufsätze nach dem Stoffgebiet, nach allgemeinen didaktischen und erziehlichen Grundsätzen und nach besonderen fachlichen Gesichtspunkten behandelt, ist meines Erachtens der wichtigste Gedanke der, dafs die Themen niemals die Jugendlichkeit ihrer Bearbeiter aus dem Auge verlieren und diese nicht zu greisenhafter Altklugheit, zu krittelnder Überhebung und zu Erheuchelung von Gefühlen und Gesinnungen verleiten dürfen (Leitsätze I 2, 3). In diesem Satze ist jedem Lehrer des Deutschen das Memento sowohl für die Stoffgebiete als auch für die Form der Themen gegeben. Es ist äufserst lehrreich zu beobachten, wie der Verfasser von diesem Standpunkte aus eine lange Reihe von Aufsatzthemen Revue passieren läfst und sie teils verwirft, teils empfiehlt (S. 37 bis 64, besonders 40 ff.). Auch die Bemerkung, dafs von den hauptsächlichsten Formen, mit denen der Aufsatzbetrieb zu thun hat, die Erzählung und die Beschreibung zwar vornehmlich der Mittelstufe bis zur OIII zuzuweisen seien, aber doch auch für die Oberklassen noch ihre Bedeutung hätten, verdient hervorgehoben und beachtet zu werden (S. 71—75), insbesondere was dort von der Beschreibung von Kunstwerken gesagt ist. Wohlthuend und ermutigend wirkt sodann, was der Verfasser S. 78—82 über die Verwendung metrischer Übungen als Aufsatzthemen erwähnt. Praktisch höchst schätzenswert scheint mir endlich, was Legerlotz zum Zwecke des einheitlichen Arbeitens der Lehrer auf den verschiedenen Klassenstufen warm empfiehlt, dafs, wie auf dem Gymnasium zu Dessau, die Lehrer des Deutschen in den drei Oberklassen die von ihnen aufgegebenen Themata in ein gemeinsames, im Konferenzzimmer ausliegendes Buch eintragen, aus dem also ebenso die früher wie die im laufenden Schuljahr gestellten Aufgaben bequem zu ersehen sind. — Der zweite Teil des Buches behandelt die Vorbereitung der deutschen Aufsätze und zwar nach allgemeinen Bemerkungen die stoffliche, die dispositionelle, die sprachliche Vorbereitung und endlich den Lehrer-

aufsatz. Aus den allgemeinen Vorbemerkungen ist die Forderung hervorzuheben, die Form des Themas müsse bei aller Knappheit so bestimmt und klar sein, dafs der Schüler sofort weifs, was von ihm verlangt wird; dafs die Form deshalb nicht immer die fragende zu sein braucht, ist zuzugeben, wenn auch in den meisten Fällen durch die Frageform die Deutlichkeit vergröfsert wird. Ferner ist die Ausführung des Gedankens, dafs der Lehrer sich unter allen Umständen überzeugen müsse, ob das Thema auch richtig verstanden sei (S. 90 ff.), mit so munteren Scherzen durchwürzt, dafs sich beim Lesen das grämlichste Gesicht erheitern mufs. — Aus dem Abschnitt über die stoffliche Vorbereitung ist hervorzuheben, wie die Forderung abgewiesen wird, die Lektüre von vorn herein lediglich mit Rücksicht auf die daran anzuknüpfenden Aufsätze zu behandeln, wie ferner betont wird, dafs die Annahme falsch sei, als blieben alle wesentlichen Einzelheiten, die bei der Durchnahme von Litteraturerzeugnissen erwähnt werden, dauernd im Gedächtnisse der Schüler haften, und wie endlich ausgesprochen wird, dafs auf den 12 bis 15 Seiten eines Schüleraufsatzes von dem Reichtum eines genialen Schriftwerkes grofsen Stils doch nur recht wenig behandelt werden kann. — Die Abschnitte über dispositionelle und sprachliche Vorbereitung geben Zeugnis davon, dafs der Verfasser das Wesen der Schüler gründlich kennt: das beweisen die Thesen 6 bis 14 auf Seite 166, die den Ausführungen auf Seite 97 bis 105 entsprechen. Insbesondere kann es vom erziehlichen Standpunkte aus nicht warm genug empfohlen werden, die Schüler zu nötigen, dafs sie spätestens acht Tage vor dem Abgabetermin das Konzept des Aufsatzes dem Lehrer vorzeigen. Auch die ablehnende Stellung des Verfassers zu dem sogenannten Musteraufsatze, zu dessen Anfertigung der Lehrer nach der Ansicht mancher Theoretiker gezwungen sein soll, verdient meines Erachtens Beifall, sowie andererseits die Gepflogenheit zu billigen ist, einen besonders gut geratenen Schüleraufsatz ganz oder teilweise der Klasse vorzulesen. — Der dritte Teil handelt von der Beurteilung der deutschen Aufsätze und enthält die Unterabteilungen Korrektur, Zensur und Rückgabe. Hier wird zunächst aufs eindringlichste darauf hingewiesen, dafs der Lehrer bei Abgabe der Aufsätze aufser auf die Reinlichkeit der Hefte auch auf die Sorgfalt, Sauberkeit und Lesbarkeit der Schrift achten und diese Eigenschaften nötigenfalls erzwingen soll. Krumme oder schiefe oder zu enge Linien, zu kleine oder flüchtige Schrift, Durchstreichen und Überschreiben, sowie unmäfsiges Radieren, solche und ähnliche Nachlässigkeiten müssen meiner Meinung nach von den untersten Klassen an und in den obersten mit gleicher Schärfe wie in jenen getadelt und gestraft werden, wenn auch mancher Lehrer geneigt sein mag, bei guten inneren Eigenschaften des Aufsatzes über mangelhafte äufsere hinwegzusehen.

Es ist unglaublich, was für Geschmacklosigkeiten in dieser Beziehung von Schülern der obersten Klassen begangen werden und vom Lehrer bekämpft werden müssen: übermäfsig schmaler oder übermäfsig breiter Rand, zu grofser oder zu geringer Abstand der Schrift von der oberen oder unteren Kante der Seite, Ungleichmäfsigkeit dieser Räume auf den verschiedenen Seiten, ferner das Schreiben über den Rand hinaus, das Benutzen von Tinten mit verschiedener Schwärze oder von Federn mit verschiedener Stärke und vieles andere. Legerlotz erwähnt von diesen Unarten besonders die Anwendung lateinischer Buchstaben mitten in deutschem Text und knüpft daran (Seite 111—113) einen interessanten und lehrreichen Exkurs über die Anwendung der deutschen und der lateinischen Schrift, der ein ebenso gründliches und verständiges wie mafsvolles Urteil über diesen Stoff erkennen läfst. An dieser Stelle hätte er eine Einrichtung erwähnen können, auf die er in der Praxis selber streng hält, nämlich das Paginieren der Aufsätze in der Weise, dafs auf jeder Seite zunächst die Nummer des Aufsatzes mit römischer und daneben die Zahl der Seite desselben mit arabischer Ziffer angegeben wird. Diese Einrichtung erleichtert bei der Korrektur dem Leher das Verweisen auf andere Stellen des Aufsatzheftes ganz wesentlich und verdient warm empfohlen zu werden. — Nachdem so der äufseren Gestalt des Aufsatzes Beachtung geschenkt ist, wird die eigentliche Korrekturarbeit besprochen nach den verschiedenen Seiten, auf die sie zu achten hat. Bemerkenswert ist hierbei manches, was Legerlotz über die logische Form, die Stoffgliederung, sagt. Er macht erstens darauf aufmerksam, dafs eine zu weit gehende Gliederung den eigentlichen Zweck der Disposition, nämlich den bequemen Überblick über das Ganze, gefährdet, und zweitens weist er darauf hin, dafs die unterschiedlose Wahl der Dispositionszeichen, der Ziffern und Buchstaben, die Übersicht gleichfalls erschwert. Er empfiehlt, die Hauptteile der Arbeit mit römischen Ziffern zu bezeichnen, diesen die arabischen und ihnen wieder die grofsen und die kleinen lateinischen Buchstaben unterzuordnen, und er meint, dafs die Gliederung im allgemeinen nicht weiter zu gehen brauche. Er empfiehlt ferner, die Schüler anzuhalten, dafs sie sich gewöhnen, am Rande des Aufsatzes die entsprechenden Zeichen der voraufgeschickten Disposition zu setzen, um einen schnellen und klaren Überblick zu ermöglichen. Er hätte an dieser Stelle noch darauf hinweisen können, dafs, abgesehen von der richtigen Gliederung der Disposition, auch ihre sprachliche Form besondere Aufmerksamkeit erfordert, und dafs eine Disposition, die aus richtig gebauten Sätzen besteht, mehr Anerkennung verdient als eine solche, die aus abgerissenen Satzgliedern oder einzelnen Wörtern oder gar aus einer Mischung der beiden besteht. — Beim Besprechen der Formenbildung widerlegt Legerlotz sodann ausführlich die An-

sicht, dafs die Schule das immer mehr schwindende Flexions-e im Genetiv und Dativ Sing. und andere ältere Formen in Schutz nehmen müsse. Er giebt zu bedenken, dafs weder die Dichter noch die Prosaiker sich um solche sprachgeschichtlichen Erwägungen kümmern, sondern sich lediglich von den Forderungen des Rhythmus, des Reims, des Wohlklangs zur Wahl einer Form mit oder ohne flexibles e bestimmen lassen, dafs ferner die durch das Flexions-e verlängerten Formen altväterisch klingen und vielfach geradezu komisch wirken, und dafs endlich die Sprachen der europäischen Kulturvölker erfahrungsmäfsig sich fortgesetzt abschleifen, ohne dafs die Schule es verhindern kann. — Daran schliefst sich eine lichtvolle Erörterung über Fremdwörter und Lehnwörter, aus der hervorgeht, dafs Legerlotz zwar ein Gegner des Fremdwörterunwesens ist, aber durchaus nicht einem unbedingten Purismus huldigt; dann folgt eine gleich klare Auseinandersetzung über den Gebrauch mundartlicher und veralteter Formen und Ausdrücke, die er nicht schlechthin zu verwerfen, sondern sorgfältig zu prüfen rät. — Die Behandlung der ästhetischen Seite der Aufsatzkorrektur führt den Verfasser auf gewisse Unschönheiten des Stiles, von denen er besonders die Einschachtelungen zwischen dem Artikel, einem Pronomen oder einer Präposition und dem dazu gehörigen Substantiv gebührend geifselt und durch gut gewählte Beispiele in ihrer ganzen Häfslichkeit klar macht. Bei der Erwähnung von einigen Werken, die dem Lehrer bei der Korrektur gute Dienste leisten können, wird Legerlotz zu einem sehr beachtenswerten Urteil über Wustmanns „Sprachdummheiten“, Matthias' „Hilfsbuch für den deutschen Unterricht“ und Abschnitte aus der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins geführt, dafs nämlich diese Schriften nicht frei von Übertreibung und Engherzigkeit seien. Dies veranlafst ihn, für das von manchen Leuten so arg befehdete Wort „derselbe“ und andere „Fehmlinge“ warm, aber mafsvoll einzutreten. Nachdem er weiterhin aus den verschiedenen Gutachten die beste Art der Korrektur entwickelt hat, die nur das Falsche und Verfehlte trifft und den Schüler zur Erkenntnis der Fehler anleitet, geht er zur Behandlung der Zensur über. Auch in diesem Abschnitte finden sich treffliche Urteile und Winke des Verfassers, die von feiner Beobachtungsgabe und reifer Erfahrung Zeugnis geben und allgemeine Beachtung verdienen; besonders hebe ich die Abschnitte über Rechtschreibung (S. 143 ff.) und über Zeichensetzung (S. 149 f.) hervor. Den Schlufs des Buches bilden Bemerkungen über die Rückgabe und Besprechung der Aufsätze.

Bei einer neuen Auflage des Buches dürften einige Kleinigkeiten Berücksichtigung verdienen, die dem Verfasser ebenso wie dem Korrektor entgangen sind. Das auf Seite 92 oben erwähnte Distichon ist nicht von Schiller, sondern von Frh. von Feuchters-

leben; es lautet übrigens wörtlich nach Leimbach, Deutsche Dichter der Neuzeit II 42:
Dafs wir nur Menschen sind, das beug' in Ergebung das Haupt uns;
Dafs wir Menschen sind, richt' es uns herrlich empor!
Unbekannt ist mir, von wem die veränderte Fassung stammt, die ich zuerst in Joseph Venns Deutschen Aufsätzen, 5. Auflage, Düsseldorf 1872, Seite 167 gefunden habe, und die das von Legerlotz angeführte drollige Mifsverständnis veranlafst hat. Ungenau zitiert ist auf Seite 91 der Spruch von Goethe: Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weifs; ferner ist auf Seite 115, Zeile 15, sowie auf Seite 129, Zeile 21 die richtige Lesart meines Wissens: Haines; das Seite 116, Zeile 12 v. u. angeführte Gedicht von Opitz beginnt (wenigstens nach der Lesart, in der es in seinem Buch von der deutschen Poeterei vorkommt): „Ich empfinde fast ein Grauen"; endlich ist auf Seite 117 in dem Verse aus dem Nibelungenliede natürlich wunde zu lesen, und auf derselben Seite, Zeile 8 v. u. mufs die Form salbodedomes richtiggestellt werden.

Quedlinburg. Paul Schwarz.

---

1) V. Kiy, Kurze Dispositionslehre nebst Beispielsammlung für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 104 S. 8. geb. 1,80 *M*.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins hat sich durch seine „Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen im Anschlufs an die deutsche Schullektüre für die oberen Klassen höherer Lehranstalten" aufs vorteilhafteste bekannt gemacht. Die drei Teile derselben, welche die Schullektüre der oberen Klassen für den deutschen Aufsatz zu verwerten bestimmt und aus einer reichen Erfahrung hervorgegangen sind, erfreuen sich in der Fachwelt mit Recht grofser Beliebheit; und sie sind in der That eine Fundgrube sehr brauchbarer Aufsatzstoffe.

Das jetzt erschienene Buch bildet eine Art Ergänzung zu den früheren Arbeiten des Verf. Er giebt hier eine Anleitung zur Anfertigung des deutschen Aufsatzes, die den Schülern der oberen Klassen dienen soll, aber auch solchen jungen Leuten, die sich zu der Prüfung für den einjährig-freiwilligen Militärdienst vorbereiten.

Zunächst möchten wir grundsätzlich bemerken, dafs wir eine solche gedruckte Anleitung für Schüler nicht für notwendig halten; es ist nach unserer Ansicht ausreichend, wenn der Lehrer sie in der Klasse mündlich giebt, und zwar lediglich im Anschlufs an die Behandlung von geeigneten Aufsatzstoffen, in deren Anordnung er die Schüler übt, nicht theoretisch. Indes, darüber kann man ja verschieden denken. Überdies mufs man zugeben,

dafs Verf. immer die Theorie mit den Beispielen in eine enge Verbindung bringt.

In der Einleitung wird darauf hingewiesen, dafs die richtige Benutzung und Verwertung fast aller anderen Unterrichtsfächer, namentlich aber auch eine zweckmäfsig betriebene deutsche Lektüre eine Vorbedingung für das Gelingen des Aufsatzes ist. Aber es gelte für den Schüler auch, Auge und Ohr für alles das offen zu halten, was um ihn herum vorgehe und was er erlebe. Die nun folgenden 3 Abschnitte behandeln das Thema und seine Auffassung, die Auffindung des Stoffes und seine Anordnung. Sie sind übersichtlich, in der Darstellung möglichst einfach gehalten und bieten eine ganz zweckmäfsige logische Schulung. Auch auf die Form der Chrie geht Verf. ein; dies können wir nur billigen, da diese Gestaltung der Gedankenbildung auf mehrere ganz brauchbare Gesichtspunkte hinführt. In dem 3. Abschnitt, welcher „die Anordnung des Stoffes" behandelt, würden wir es für praktischer halten, wenn Verf. nicht von einer Besprechung der beiden bei der Anordnung des Stoffes befolgten Methoden, der analytischen und synthetischen, ausginge; besser wäre es, zuerst Beispiele beizubringen und dann die Unterschiede aufzuzeigen. Überhaupt ist der ganze Abschnitt etwas zu theoretisch gehalten. Recht geeignet, die Erkenntnis des Schülers zu fördern, ist die Zusammenstellung der Grundregeln jeglicher Teilung. Mit den in dem folgenden Abschnitte über die Einleitung und den Schlufs gemachten Bemerkungen kann man ganz einverstanden sein. Bisweilen könnte es fraglich sein, ob überhaupt eine Einleitung oder ein Schlufs erforderlich ist. Abschnitt V „Die Abfassung des Aufsatzes" enthält die wichtigsten Regeln über die Stilbildung und fügt diesen das Wichtigste über Tropen und Figuren hinzu. Manches von dem, was hier gesagt ist, wird ja wohl der Schüler für seinen Aufsatz kaum verwenden, aber nützlich ist es immerhin, wenn er es kennen lernt; dient es doch zur Erleichterung des Verständnisses namentlich der poetischen Lektüre. Den Abschnitt über den Stil und seine Arten würden wir in einem den Schüleraufsatz behandelnden Buche sehr wohl missen können. Es ist wohl das auch nur der Vollständigkeit halber beigefügt worden. Anders steht es mit dem nächsten Abschnitt, welcher eine Einteilung der Prosa nach ihren verschiedenen Gattungen enthält. Diese Unterscheidungen wird der Schüler bei seinen eigenen schriftlichen Arbeiten ganz gut beachten können. Die Gattungen werden durch passend gewählte Beispiele veranschaulicht. Besonders zahlreich sind die für die Abhandlungen beigebrachten Beispiele. Hier haben wir 43 Gedankenordnungen, mit Ausnahme zweier, die sich an die Geschichte anlehnen, durchweg über allgemeine Aufgaben. Dies hat ja insofern eine gewisse Berechtigung, als die Anordnung der Gedanken bei diesen Stoffen mehr Schwierigkeit zu machen pflegt

als bei denjenigen, die sich an die Lektüre anschliefsen. Aber diese letzteren hätten doch wohl auch eine Berücksichtigung erfahren müssen, zumal sie in neuerer Zeit vielfach den sog. allgemeinen Aufgaben vorgezogen zu werden pflegen. Zum Schlusse handelt unser Buch noch kurz von den Formen der rhetorischen Prosa, von Briefen, Gesprächen und Reden. Ein alphabetisches Register erleichtert die Auffindung dessen, was man sucht.

Alles in allem haben wir zweifellos ein recht brauchbares Hilfsmittel vor uns, welches namentlich beim Selbstunterricht gute Dienste leisten kann. Die Art der Darstellung ist fast durchweg dem Schüler mittlerer Begabung angepafst, sie ist einfach und verständlich, ohne dabei ins Triviale zu fallen. Die Ausstattung des Werkchens ist sehr gut. So können wir dasselbe denn in jeder Hinsicht nur empfehlen. Auch dem jüngeren Leser wird das Büchlein einen erwünschten Anhalt bieten.

2) Adolf Heinzes Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. Gänzlich umgearbeitet von H. Heinze. Sechste, umgearbeitete und verbesserte Auflage. Viertes Bändchen. Stoffe aus der Erdkunde, dem Natur- und Menschenleben. Leipzig 1901. W. Engelmann. V u. 104 S. 8. geb. 1,25 ℳ.

Das von früher her bekannte Aufsatzwerk A. Heinzes hat der Sohn des verewigten Verf. in neuer Auflage erscheinen lassen, und zwar in einer Umarbeitung, welche in pietätvoller Weise das ursprüngliche Buch nur insoweit verändert hat, als dies notwendig war. Sehr praktisch ist die Zerlegung des Ganzen in 5 einzelne Hefte; da kann denn nun jeder nach seinen Wünschen und Bedürfnissen eine Auswahl treffen. Die in dem vorliegenden 4. Bändchen enthaltenen 126 Aufgaben sind so recht aus dem Leben gegriffen. Sie berühren die mannigfaltigsten Dinge und Verhältnisse, für die das Ohr und Auge und so das Verständnis des Schülers erschlossen werden mufs, wenn er ein richtiges Kind seiner Zeit sein will. Die Schule hat ja zweifellos auch die Aufgabe, seinen Blick für alle möglichen praktischen Dinge zu öffnen, mit der blofsen Theorie ist es nicht gethan. Die hier gebotene Auswahl von Aufsatzstoffen ist recht grofs; da schadet es denn auch nichts, wenn man mit dem einen oder anderen nicht einverstanden ist, es bleibt immer noch genug zur Auswahl übrig. Auch wir würden uns für einige Aufgaben nicht entscheiden können, so z. B. nicht für 123: „Die traurigen Folgen der Unmäfsigkeit, der Genufssucht.“ Bei 117 sind wir mit der Fassung nicht einverstanden, welche lautet: „Was fliefst für uns aus dem Quell der Erinnerung?“ Hier möchten wir den Gedanken lieber ohne Bild ausgedrückt sehen.

Aber das sind Kleinigkeiten. Die Ausdruckweise ist sonst leicht fafslich und klar. Wir können dies Heftchen nur bestens empfehlen.

3) E. Kuenen und M. Evers, Die deutschen Klassiker erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium. 3. Bändchen. Lessings Minna von Barnhelm von E. Kuenen. Vierte Auflage. Leipzig 1901. Verlag von H. Bredt. 96 S. kl. 8. geb. 1 ℳ.

Während die Lehrpläne von 1892 Lessings „Minna von Barnhelm" ausdrücklich der Untersekunda zuwiesen, wird dieses Stück in den neuesten Lehrplänen an keiner Stelle namentlich genannt. Dafs es in den Kreis der Schullektüre hineinzuziehen ist, darüber kann ja wohl ein Zweifel nicht bestehen. Und wenn man die Lehrpläne von 1901 genauer einsieht, dann findet man auch diejenigen Stellen heraus, an denen jenes Drama einzureihen ist. Da steht in der Lektüre der UII angegeben: „einige geschichtliche Dramen (z. B. Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell)." Nun ist Minna von Barnhelm im weiteren Sinne wohl den geschichtlichen Dramen zuzuzählen, und dies Lustspiel würde demnach nach unserer Ansicht sehr wohl in UII behandelt werden können; und in diese Klasse scheint es denn auch in erster Linie zu gehören. Die Lehrpläne sagen dann weiter in dem Abschnitte „Lektüre" für OII—OI: Lessings „bedeutendste Dramen", also auch hier (und das würde denn wohl OII sein) könnte man das Stück gemeint denken. Wir würden, wie schon bemerkt, es lieber in UII lesen; aber sei dem, wie ihm wolle, irgendwo behandelt werden mufs es sicher. So sind denn auch Erläuterungen des Stückes, die dem Lehrer einen Anhalt geben und dem Schüler das Verständnis erleichtern, von jeher in nicht geringer Zahl erschienen, wie die von E. Kuenen in der Sammlung „Die deutschen Klassiker erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium" von E. Kuenen und M. Evers bereits in 4. Auflage. Diese Sammlung erfreut sich bei der allgemein anerkannten Gediegenheit einer grofsen Beliebtheit und Verbreitung. Bekanntlich sind die Dichtungen selbst in den einzelnen Bändchen nicht zum Abdruck gebracht. Ein ganz besonderes Gewicht legen die Verff. auf die Entwickelung des Zusammenhanges und auf die Darstellung der Charaktere. Das erstere ist in der vorliegenden 4. Auflage der Erklärung der „Minna von Barnhelm" noch dadurch vertieft worden, dafs ein Rückblick der Inhaltsangabe jedes einzelnen Aufzuges hinzugefügt ist. Eine der Hauptaufgaben des Lektüre-Betriebes mufs es ja sein, den Schüler in das Verständnis des inneren Zusammenhanges eines Dichterwerkes einzuführen. Damit hängt naturgemäfs auch eine richtige Erfassung der Charaktere eng zusammen. Auch der Bau des Stückes mufs, soweit dies möglich ist, zum Verständnis gebracht werden. Alles dies berücksichtigt die uns vorliegende Erläuterung des Lessingschen Dramas in einer für den Schüler leicht fafslichen Form und in übersichtlicher Weise. Aber auch der litteraturgeschichtliche Stoff (das Stück als nationales Drama, Entstehung, Name, Ort, Zeit) ist behandelt

worden; endlich sind die sich in dem Stücke findenden wichtigsten Sentenzen zusammengestellt und schliefslich an Texterläuterungen soviel hinzugefügt, als zum Verständnis erforderlich erschien, und zwar Sprachliches und Sachliches.

Über die sprachliche Darstellung äufserten wir uns schon; sie ist klar, übersichtlich, leicht fafslich und erörtert alles gründlich, ohne dabei breit zu sein. Nachholen möchten wir nur noch, dafs in interessanter Ausführung auch dargestellt wird, wie die Sprache und Ausdrucksweise in dem Stücke den Persönlichkeiten angepafst ist.

Auch diese neue Auflage des Heftchens sei aufs beste empfohlen.

Cöslin. R. Jonas.

Max Hodermann, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für obere Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig 1901, Dürrsche Buchhandlung. 87 S. 8. 1,40 ℳ.

Verfasser, der deutschen Lehrerwelt vornehmlich bekannt durch seine Schriften „Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung“ (Leipzig 1899) und „Vorschläge zur Xenophon-Übersetzung im Anschluss an die deutsche Armeesprache“ (Leipzig 1900), bietet hier den Lehrern des Deutschen in Obersekunda und Prima 125 Dispositionen zu deutschen Aufsätzen.

Dieselben haben vor zahlreichen ähnlichen Veröffentlichungen den schwerwiegenden Vorzug voraus, nur solche Themata zu behandeln, die aus der Praxis eines langjährigen Unterrichts in den oberen Gymnasialklassen hervorgegangen sind und demgemäfs die Probe auf ihre Brauchbarkeit bereits bestanden haben.

Es wird hierdurch der Wahl zu schwieriger oder abgelegener Themata vorgebeugt, wie sie selbst in sonst vortrefflichen Dispositionswerken nicht selten begegnen, ein Gegenstand der Qual ebensosehr für den Schüler wie für den korrigierenden Lehrer.

Gleichzeitig enthalten die Dispositionen — mit leichten Änderungen — auch geeignetes Material für die von den neuesten Lehrplänen geforderten „kurzen Ausarbeitungen über eng begrenzte, im Unterrichte durchgenommene Abschnitte.“

Die weitaus meisten dieser Dispositionen (No. 15—94) sind, wie es amtlich vorgeschrieben ist, dem Gebiet der deutschen Klassiker entnommen und behandeln Stoffe im Anschlufs an das Hildebrandslied, Otfried, die Nibelungen, Gudrun, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide, Luther, Fischart, Klopstock, Lessing (No. 48—55), Goethe (No. 56—80), Schiller (No. 81—94), auch 3 Themata aus Shakespeares Koriolan (No. 43—45), während 14 Dispositionen auf Homer, Sophokles, Xenophon und Horaz Bezug nehmen. Weitere 14 Dispositionen schlagen ins Gebiet der sogenannten freien Themata und behandeln Sprichwörter sowie Aussprüche deutscher Redner und Dichter.

Eine besonders für Realgymnasien und Oberrealschulen willkommene Zugabe bilden 17 Themata naturwissenschaftlichen und geographischen Inhalts, bearbeitet von Herrn Obl. B. Habenicht in Quedlinburg; es seien daraus erwähnt No. 96 Röntgenstrahlen, No. 97 Die Assimilation (Verähnlichung) in der grünen Zelle, No. 98 Die Einheit der Naturkräfte, No. 102 Über Akkumulatoren, No. 106 Welche Bedeutung hat das Königreich Sachsen für Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft?, No. 109 Welchen Wert haben koloniale Erwerbungen für Deutschland?

Verf. hat es also verstanden, für reiche Abwechselung bei der Auswahl seiner Themata zu sorgen.

Sämtliche Dispositionen zeichnen sich durch Klarheit der Gliederung, Reichhaltigkeit des Stoffes, Einfachheit und Knappheit der Sprache aus und können somit den Fachgenossen bestens empfohlen werden.

Görlitz. G. Schneider.

Heinrich Spitta, Das deutsche Volk und seine nationale Erziehung. Tübingen und Leipzig 1901, J. E. B. Mohr (Paul Siebeck). 48 S. 8. 0,75 M.

In einem Inventarium, das er über Soll und Haben des deutschen Volkes zur Jahrhundertwende aufnimmt, weiſs der Verfasser das reiche Erbe, das wir überkommen haben, zwar dankbar zu schätzen, kann aber das Geständnis nicht unterdrücken, daſs wir vom Kapital zehren. Symptome dafür sind ihm die Verzweiflung weiterer Kreise, die sich durch das an die Stelle des philosophischen und historischen getretene naturwissenschaftliche Denken nicht befriedigt fühlen und sich weder zur Sozialdemokratie noch zur Weltflucht verlocken lassen, sondern entweder einem aufgeputzten Buddhismus oder Nietzeschem Nihilismus verfallen; sodann die Denkfaulheit und Denkflachheit, die unser Volk statt zu seinen Klassikern zu den exotischen Romanen der Leihbibliotheken greifen läſst, die unglaubliche Abstumpfung des Gemüts, die sich in einem femininen Mitleid mit Verbrechern offenbart.

Man wird dem ohne Bedenken zustimmen, wie auch so manchem kräftigen Wörtchen, das er auſserdem von unerfreulichen Erscheinungen unserer Zeit zu sagen Gelegenheit findet: von dem traurigen, völlig unwissenschaftlichen Buch über die Welträtsel von Häckel, von dem auf Flaschen abgezogenen Bildungs- und Überzeugungsbedarf, von den gespreizten Bierbankdiplomaten und Stammstischgeneralen, von der lauwarmen Bewegung für ethische Kultur, von der frivolen Farce der Haager Friedenskonferenz, von dem gerechten und tapferen Volk, dessen einziger Fehler sein Vorhandensein ist, das von beutegierigen Räubern zu Tode gehetzt wird, von ängstlicher Leisetreterei und gigerlhafter Modedekadenz u. s. w.

Aber diese Krankheiten sind nicht unheilbar. Unmodern nennt der Verf. seine Mittel dagegen, weil er mit ihnen auf Fichteschen Wegen wandelt. Dafs er sie als Rezepte bezeichnet, darf nicht die Vorstellung erwecken, als wüfste er gegen das Leiden der Zeit ein leicht eingehendes, sicher wirkendes Tränklein. Zutreffender könnte man von einer strengen Diät, einer angreifenden Kur sprechen, die er vorschlägt: nicht bequeme Aneignung der Bildung in populärer Form, auch nicht Räsonnieren oder blöde Prinzipienknechtschaft, sondern rücksichtslose Selbstdisziplin und stille, anhaltende Arbeit. Was Deutschland not thut, ist eine Realpolitik auf Grund eines kräftigen Nationalismus, der die unumgängliche Vorstufe für das in absehbarer Zeit unerreichbare Ideal des Kosmopolitismus ist. Für Kolonieen und Marine tritt die Schrift warm ein. Zur Förderung der nationalen Erziehung hält sie es für sehr wünschenswert, wenn die deutschen Stämme einander besser kennen und würdigen lernen. Von dem Einzelnen mufs diese Erziehung ausgehen, wenn sie nicht unfruchtbar bleiben soll. Sie kann nur geschehen durch das Vorbild der Grofsen im Reiche des Geistes und der That, das meinem Ideal näher ist, als ich selbst es bin. Sie ist gerichtet auf die Idee eines vollkommenen Lebens, die ich von der Familie durch Gemeinde, Stadt, Staat zur Nation aufsteigend in meinem Vaterland verwirklichen mufs. Das Zentrum für diese immer wachsenden Peripherieen ist die durch Interesse, Teilnahme, Mitleid hindurch sich entwickelnde aufopfernde, selbstlose Liebe. Diese Liebe mufs alles durchdringen, darum giebt es keinen Unterschied zwischen politischer und bürgerlicher Moral: wie die Staatsmoral ein fauliges Kunstprodukt ist, so soll auch der einzelne dem Staat gegenüber sich an die strenge Moral des bürgerlichen Lebens gebunden fühlen, auch eine kleine Schmuggelei ist Diebstahl, und statt die rücksichtslosesten Anforderungen an die Mittel des reichen Staates zu stellen, sollten die einzelnen Stände und Berufsarten sich lieber mehr achten und einander ergänzen.

Wenn so die Quintessenz der Schrift auf das hinauskommt, was der Herr schon durch den Mund des Propheten Micha von dem Menschen fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben, so ist das gewifs kein Fehler. Ob aber das Hydra- oder Gellasystem der Nächstenliebe die in Aussicht gestellte Wirkung hat, scheint zweifelhaft: lawinenartig anwachsen würde die werkthätige Liebesgesinnung doch nur dann, wenn die Objekte, die jeder sich zur Übung seiner sittlichen Pflichterfüllung auswählt, alle auch wieder Subjekte würden — aber darf man das voraussetzen? Wie dem auch sei, man wird dem von sittlichem Ernste und echter Vaterlandsliebe getragenen, wohlthuenden Idealismus, der sich überall ausspricht, auch darin gern glauben, dafs von dem Zusammenwirken eines starken, gesunden Volkes

mit einem grofsdenkenden, gewissenhaften, selbstbewufsten, mutigen Kaiser eine frohe Zukunft zu erhoffen ist.

Die kleine Schrift ist eine Rede, gehalten im Ballhaussaale zu Mannheim am 30. März 1901 zur Geburtagsfeier Bismarcks, in dem neben Goethe der Verf. die ganze Kraft des deutschen Geistes verdichtet sieht und dessen vortrefflich aufgefafstes Bild als grofser Mann, als ganzer Mensch er immer wieder als Vorbild hinstellt. Gedruckte Reden sind wie Photographieen nach Gemälden, ihnen fehlt das Wirksamste, die Farbe der pronuntiatio. Wirken sie trotzdem, wie die vorliegende, so ist das ein gutes Zeichen für sie; dafs dabei Wiederholungen, Abschweifungen und dergl., was dem Hörer kaum merklich gewesen sein wird, dem Leser als kleine Fehler in der Zeichnung erscheinen, ist ganz natürlich. Das Vorwort sagt, dafs das gesprochene Wort mit wenig Erweiterungen dem Druck übergeben sei: sollte das zweimal begegnende „oben" solche Erweiterungen verraten? In einer Rede wenigstens ist es befremdlich, weil es nicht anders als papieren gedacht werden kann.

Havelberg. Otto Tüselmann.

---

1) Carl Weitbrecht, Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Zwei Teile. Leipzig 1901 (Sammlung Göschen). Teil I: 143 S.; Teil II: 171 S. kl. 8. je 0,80 ℳ.

Weitbrechts eben erschienene Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts ist keine Geschichte im landläufigen Sinne des Wortes, auch kein von biographischen Einzelheiten, Namen und Zahlen wimmelndes Handbuch, es ist kein „Büchersaal der freien Kunst", sondern das Buch enthält vornehmlich Charakteristiken, Charakteristiken von ganzen Epochen der Geschichte, Charakteristiken der mit den Zeitbewegungen hervortretenden führenden Geister und, so weit es geboten oder zweckmäfsig scheint, ihres mehr oder minder bedeutsamen Anhanges. Auch das Wort „Leitfaden" würde passen, wenn man es in seiner eigentlichen Bedeutung nimmt. Denn ein Führer und Wegweiser soll das Buch jedenfalls sein für solche, die in Sachen des Kunstgeschmackes noch nicht fest auf den eigenen Füfsen stehen und daher des Rates und der Unterstützung bedürftig sind. So führt uns das Buch von den Anfängen der Romantik durch das Zeitalter zwischen den beiden Revolutionen — meist die Zeit des jungen Deutschlands genannt — in die Zeit der fünfziger Jahre, wo zunächst Geibel mit seinen Münchener Genossen den Ton angiebt, wo die der Dichtung abhanden gekommene Form wiedergewonnen und manchmal auf Kosten der Tiefe und Innerlichkeit sorgsam gepflegt wird, während gleichzeitig eine andere Strömung, die des poetischen Realismus, vertreten durch Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Freytag, Scheffel und andere kräftig hervorbricht und auch die

Gunst der Leserwelt gewinnt. Dann folgt eine neue Periode des Niedergangs und der Entartung, der undeutsche und unkünstlerische Naturalismus erhebt sich und „die Moderne", aber schon fehlt es nicht an Zeichen, die eine Gesundung des Geschmackes verkündigen. In voller Herrschaft über das weit ausgedehnte Wissensgebiet entwirrt der Verf. mit sicherer Hand die oft verschlungenen Fäden: er versteht es trefflich zu gruppieren und die charakteristischen Züge ganzer Zeiten wie einzelner Persönlichkeiten hervorzuheben, und er fesselt uns durch eine lebendige, temperamentvolle, mit Schlagwörtern reichlich gewürzte Darstellung, die freilich manchmal einen Stich in die Schreibart der Journalistik bekommt, welcher der Verf. sonst nicht eben grün ist.

Weitbrecht ist erfüllt und ganz durchdrungen von seinen Anschauungen, spricht seine Meinung stets mit voller Kraft und ohne Rücksicht aus und will offenbar nicht blofs belehren, sondern auch überreden und überzeugen. Was er aber glaubt und will, das weifs jeder, der auch nur eine Zeile von ihm gelesen hat. Als entschiedener Anhänger des Klassischen gegenüber einer verstiegenen und verschwommenen Romantik, des Gesunden gegenüber dem Krankhaften, des Gediegenen und Gehaltvollen gegenüber einer glitzernden Oberflächlichkeit, des Idealismus und der echten Lebenswahrheit gegenüber der Plattheit und der Verzerrung scheidet er genau das Echte vom Unechten und verfolgt die Scheinwerte mit unerbittlicher Strenge. Aber er kargt auch mit seinem Lobe nicht, wo er wirklich etwas zu loben findet, was z. B. bei der Würdigung seiner Lieblinge Mörike und Gottfried Keller deutlich hervortritt. Oft werden des Verfassers Urteile mehr oder minder ausführlich begründet, wobei wir denn nach und nach seine ästhetischen Anschauungen kennen lernen, oft müssen wir uns mit einem Ausspruch ex cathedra begnügen. Dafs man nicht all und jedem zustimmen kann, liegt in der Natur der Sache: um nur eins herauszugreifen, ich möchte nicht alles unterschreiben, was über Lingg im Gegensatze zu Geibel namentlich gesagt ist; aber in den Hauptsachen wird man W. unbedenklich folgen können — vorausgesetzt, dafs man grundsätzlich mit ihm auf demselben Boden steht; in Einzelheiten wird der Raum für die Verschiedenheit der Ansichten wohl etwas gröfser sein.

Ein mifsliches Kapitel ist die Moderne mit ihren Führern Sudermann und Hauptmann. W. läfst den letzteren noch allenfalls gelten; aber auf Sudermann ist er schlecht zu sprechen und möchte ihm den Platz an der Sonne, den er sich nun einmal erkämpft hat, am liebsten streitig machen. Es wäre vielleicht am besten gewesen, beide ganz aus der Diskussion auszuschalten: sie haben noch nicht alles gesagt, was sie zu sagen haben, und den Abschlufs ihres Könnens noch nicht erreicht, sind überdies beide noch so umbrandet von den Wogen der Partei-

meinungen, dafs ein endgiltiges Urteil über das Mafs ihres dichterischen Vermögens wohl erst nach Jahrzehnten gegeben werden kann. Uns liegt es natürlich fern, zu dieser Frage hier Stellung zu nehmen, dazu müfste man viel weiter ausholen, als mit dem Zweck dieser Zeilen verträglich ist; wie wenig aber bis jetzt noch die Ansichten darüber auch in den Kreisen der Fachmänner geklärt sind, lehrt ein Blick auf die letzten Seiten der Litteraturgeschichte von Koch, wo ungefähr das Gegenteil von dem behauptet wird, was bei Weitbrecht zu lesen ist.

Bei der Tendenz seines Buches hat W. lange nicht alle Namen anführen können, die man sonst in litteraturgeschichtlichen Handbüchern findet; es glänzen aber doch auch einige durch Abwesenheit, die mindestens den gleichen Anspruch auf Beachtung haben wie manche der genannten, ich nenne nur den Schlesier Holtei. Der Grund mag in einigen Fällen mehr Vergefslichkeit als Geringschätzung sein.

Um es noch einmal zu sagen, durch die verschlungenen Pfade der neueren Litteratur ist Weitbrecht ein kundiger und zuverlässiger Führer. Und der Anfänger bedarf eines solchen, wenn er nicht wie der unkundige Besucher einer Bildergallerie planlos herumirren und seine Zeit mit der Betrachtung wertloser Leistungen verlieren will. Man mufs dem Anfänger sagen, welche Stilformen es giebt, was echt und was unecht ist und woran man diese Unterschiede erkennen kann. Und je entschiedener dies geschieht, je deutlicher die Gegensätze formuliert werden, je sicherer die Urteile klingen, deso besser ist es zunächst für den Lernenden; wenn er so weit gekommen ist, dafs er selbst urteilen kann, wird der Ausgleich, wo es nötig ist, von selbst kommen. Kurz, für die wichtige Frage: was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? ist Weitbrechts Buch ein schätzbarer Beitrag.

2) Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Julius Sahr. Leipzig 1901 (Sammlung Göschen). 183 S. kl. 8. 0,80 M.

Auf die Einleitung, die in kurzen Zügen eine Charakteristik des Volksliedes giebt, folgt eine Auswahl von 51 Nummern in 5 Abteilungen, I. Historische Lieder (11), II. Rätsel- und Wettstreitlieder, Balladen (8), III. Liebeslust und -Leid (10), IV. Geistliche Lieder (9), V. Verschiedenes, worunter namentlich Zechlieder, Reuterlieder, Landsknechtlieder (11). Ein sechster Abschnitt enthält 14 Musikproben. Jedes einzelne Lied ist mit Vorwort und Fufsnoten versehen, die zuweilen ausführlichere Erläuterungen geben, meist aber nur aus Glossen bestehen. Die Auswahl ist zweifellos mit Überlegung und Umsicht getroffen, es ist aber doch die Frage, ob 51 Proben genügen, um von dem Reichtum des deutschen Volksliedes eine einigermafsen zutreffende Vorstellung zu geben. Die Reihe der historischen Lieder schliefst mit dem Jahre 1815 ab, und im allgemeinen vermifst man

manches vollwertige und bekannte Stück. Es scheint beinahe, als ob Verf. durch die Rücksicht auf den Raum gezwungen war, sich in der Auswahl zu beschränken und daher manchmal allgemein Bekanntes geopfert hat, um dafür Selteneres zu bringen und so seine Sammlung individueller zu gestalten. Die Einleitungen sind mit Sachkenntnis abgefafst und verhältnismäfsig ausführlich, zu ausführlich und gründlich vielleicht für den Leserkreis, dem die Sammlung in erster Linie dienen soll. Andererseits enthalten die Noten zuweilen recht entbehrliche Erklärungen. Worte wie gelingen (geraten), versprochen sein (verlobt sein), Degen (Held), Übermut (stolzer Sinn), Bule, Met, Schmatz brauchen in einem Buche von der Bestimmung des vorliegenden gewifs nicht glossiert zu werden, die versteht jeder, der das Buch in die Hände nimmt, ohnedies. Im übrigen finden wir in den Noten, wie in den Vorworten manchen erwünschten Fingerzeig zur Aufhellung der Dunkelheiten, welche, wie jeder weifs, Verständnis und Genufs der älteren Volkslieder so häufig erschweren. Freilich immer wird man dem Verfasser nicht folgen können. So z. B. ist mir die Bemerkung zu No. 5 des Lindenschmidliedes zu spitzfindig. Ich kann mir nicht denken, dafs der Bote des Junker Caspar, der bei dem Wirt in Frankenthal spionieren will, mit den Worten: „Wirt! haben wir nichts zu essen?" das Verlangen nach einem Botenbrot ausdrücken will; noch weniger kann ich dem Verf. beistimmen, wenn er S. 72, Note 35 das gelbe Haar des kranzsingenden Spielmanns, das dieser selbst mit einem Igel vergleicht, also kommentiert: „Nicht etwa borstig, sondern geringelt (!) wie ein Igel, also blonde Locken, das alte Ideal eines germanischen Jünglings." Was ist natürlicher, als dafs ein Spielmann, der ruhelos im Lande herumfährt, struppiges Haar hat und gelegentlich selbst darüber scherzt? Ich finde auch nicht, dafs in dem bekannten Frühlingsliede „Herzlich tut mich erfrewen die frölich summerzeit" die Verse „Al welt sucht freud und wunne mit reisen fern und weit" eine Anspielung auf die Sitte des Mairitts enthalten, das verbieten schon die Worte „fern und weit". Auch die Worterklärung enthält manche anfechtbare Behauptung. Hildebrand (S. 83) ist kein Wölfing, wenn auch sein Schwestersohn diesem Geschlechte angehört. Die „faule Märe" in dem Liede von den Bauern von St. Pölten ist durch die Note „eigentlich Streitrofs (vgl. Marschalk)" unrichtig erklärt. March heifst eigentlich Streitrofs, Mähre bedeutet zunächst Stute (s. D. Wtb. VI 1469), und das pafst allein an dieser Stelle. Die „Herzküte" in dem Liede „Vadder Blücher sat in goder Ruh" (S. 64) ist schwerlich der „Herzensschrank", wenn auch Hildebrand (Soltau: Deutsche historische Volkslieder; zweites hundert S. 484) das Wort so erklärt. In diesem Sinne ist das Wort Köte (nicht Küte) nur mitteldeutsch; das niederdeutsche Küte aber bedeutet Eingeweide,

was alle niederdeutschen Wörterbücher von Dähnert bis auf Richey und Schütz bezeugen, unter „Herzküte“ ist also das Herz im Innern des Leibes zu verstehen. Was Schwartenhals bedeutet, kann man jetzt im D. Wtb. IX S. 2299 nachlesen, die Erklärung Maalers, die von S. angeführt wird, ist nicht ausreichend. In den Versen „Junkfraw, habt ir kein glifelin, dafs ir mir aufheften meiu krenzelin?“ (S. 72) ist nicht etwa, wie S. meint Ellipse von „könnt“ anzunehmen, sondern aufheften ist unorganische Bildung, es ist eigentlich die dritte Person plur. conj., die hier wie oft mundartlich auf die zweite übertragen wird. Und ebenso ist es mit „Ir wollen“ auf S. 70, was von S. durch „d. i. wellent-wollt“ recht ungenau glossiert ist. Doch wir wollen die Lupe bei Seite legen und nur noch fragen, weshalb S. 138, 39 durchgehend Christopherus statt Christophorus geschrieben ist.

3) Wilhelm Kahl, Deutsche mundartliche Dichtungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Prag, Leipzig, Wien 1901. Tempsky & Freytag. XXVI u. 210 S. 8. geb. 2 *M.*

Eine Sammlung mundartlicher Dichtungen für den Schulgebrauch zu veranstalten, war gewifs ein glücklicher Gedanke. Denn abgesehen von der Bedeutung, welche diese Art von Poesie an sich durch eine Anzahl ausgezeichneter Vertreter älterer und neuerer Zeit bereits erlangt hat, kann es keine Frage sein, dafs die Bekanntschaft mit den wichtigsten der deutschen Mundarten für den Unterricht im Deutschen höchst fruchtbar gemacht werden kann, zumal da, wo noch etwas Althochdeutsch getrieben und mittelalterliche Gedichte im Original gelesen werden. Für die historische Betrachtung der Sprache sind die Mundarten geradezu unentbehrlich, ja ohne die Berücksichtigung des Niederdeutschen, wofür freilich bis zu einem gewissen Grade auch das Englische eintreten kann, ist eine erfolgreiche Darstellung der wichtigsten Epochen der Sprachgeschichte gar nicht denkbar. Darum wird jeder, der solche Dinge im Unterricht zu behandeln hat oder gern behandeln möchte, das vorliegende Buch willkommen heifsen.

Der Verf. verfolgt mit seiner Sammlung aber noch einen litterargeschichtlichen Zweck: er will die Geschichte der deutschen Dialektdichtung durch die gesammelten Proben veranschaulichen. Darum beginnt er die Sammlung mit Simon Dachs Anke van Tharau und beschliefst sie mit dem in Norddeutschland wenig bekannten, aber höchst beachtenswerten Österreicher Franz Stelzhamer, dessen isolierte Stellung im Buche — er ist von seinen Stammesgenossen Kobell und Stieler durch die Niederdeutschen getrennt — mir jedoch nicht recht einleuchten will. Innerhalb dieser Reihe finden wir Proben von Laurenberg, dem vergessenen Caspar Abel, J. H. Vofs, dem Nürnberger Grübel und dem Schweizer Usteri, worauf dann Hebel folgt, der durch sein grofses Vorbild bekanntlich die neuere Dialektdichtuug begründet hat. An ihn schliefsen sich unmittelbar die drei Stöber aus dem

Elsafs und der Schwabe Weitzmann an, dann folgen die Österreicher Castelli, Seidel u. Klesheim. Schlesien ist natürlich vertreten durch Holtei, die Pfalz durch Nadler, Baiern durch die schon genannten Kobell und Stieler. Die Niederdeutschen Groth, Reuter und der Westfale Grimme würden den Schlufs bilden, wenn es nicht, wie gesagt, dem Verf. gefallen hätte, noch einmal auf Österreich zurückzukommen.

Ob es dem Verf. gelungen ist, es mit seiner Auswahl allen recht zu machen, darüber ist er selbst in einigem Zweifel, der eine will eben dies, der andere möchte jenes lieber sehen; im ganzen aber wird man, glaube ich, wenig Grund zur Klage haben. Weniger berechtigt scheint mir die Hoffnung des Verf. zu sein, mit seinen Fufsnoten alles zur Erklärung des Textes Erforderliche beigetragen zu haben. Wer darauf hin z. B. die Gedichte der Österreicher prüft, wird gewifs etwas anderer Meinung sein. Jedenfalls ist in dieser Hinsicht eine gewisse Ungleichmäfsigkeit bemerkbar.

Eine ziemlich umfangreiche Einleitung behandelt zunächst die deutschen Mundarten in ihrem gegenseitigen Verhältnis meist nach Behaghels Darstellung in Pauls Grundrifs — ein Abschnitt, zu dessen Erläuterung die dem Buche beigegebene Sprachkarte dient —, dann die einzelnen Dichter, denen die Proben entnommen sind, nach ihrer Bedeutung und ihrer Eigentümlichkeit. Dabei wird neben anderen Zeugnissen auch Goethes Autorität ein paar Mal angerufen und namentlich auch der Anfang seiner Rezension der Hebelschen Gedichte angeführt. Was Goethe hier sagt, ist gewifs richtig und gut; aber Goethe ist doch nicht für all und jedes Autorität. Er irrt sicherlich, wenn er in seiner Besprechung der lyrischen Gedichte von J. H. Vofs meint, dafs der Niederdeutsche mehr als der Oberdeutsche zu einem liebevollen Studium der Sprache den Anlafs finde und mehr auf die Abstammung der Wörter merke als jener, weil er von andersredenden Volksstämmen getrennt nur seine eigene Mundart höre. Im Gegenteil, wer Gelegenheit hat, verschiedene Formen und Bildungen kennen zu lernen, giebt auf deren Unterschiede acht und wird dadurch leichter zur Sprachforschung geführt als der andere, wie denn auch bekanntlich die Begründer der deutschen Sprachwissenschaft nicht Niederdeutsche gewesen sind. Diese Bemerkung hätte also lieber wegbleiben oder wenigstens nicht ohne Kritik abgedruckt werden sollen. Gelten kann die Bemerkung nur dann, wenn man hinzufügt, dafs dem Niederdeutschen, indem er auf den Abstand seiner Mundart von der Schriftsprache achtet, der Sinn für Etymologie und Sprachstudium geweckt werde. Sonderbar erscheint auch auf den ersten Blick, dafs die thatsächlichen Angaben über das Leben der Dichter von deren Charakteristik getrennt und in die Fufsnoten unter dem Text der Gedichte verwiesen sind. Fürchtete Verf. etwa, seine

Darstellung, die zum Teil auch Entwickelungsgeschichte ist, durch die Einschaltung disparater Einzelheiten zu stören, oder wollte er dem Schüler, der bekanntlich gegen Einleitungen ein gewisses Vorurteil zu haben pflegt, Gelegenheit geben, wenigstens auf diese Notizen zu achten?

Weimar. F. Kuntze.

Karl Immermann, Der Oberhof, herausgegeben von H. Muchau. Mit 5 Abbildungen. Leipzig 1901, G. Freytag. 255 S. 8. 1,20 M.

Dafs man unsere Primaner mit der kernigen, echt deutschen und im edelsten Sinne des Wortes realistischen Darstellungsweise Immermanns bekannt mache, halten wir für richtig und zugleich für lohnend. Aus diesem Grunde begrüfsen wir mit Dank die vorliegende Schulausgabe.

Eine knapp gehaltene Einleitung belehrt die Schüler über: 1. Immermanns Leben. 2. Immermann als Dramatiker. 3. Immermanns Münchhausen (Oberhof). 4. Inhalt des Romans „Münchhausen" (Oberhof). 5. Zusammenhang des Idylls „Oberhof" mit dem „Münchhausen". 6. Proben aus dem Roman „Münchhausen".

Dafs den Schülern ein Einblick in die merkwürdige Komposition der originellen Dichtung eröffnet wird, ist nützlich. Die Proben aus dem „Münchhausen", besonders der Abschnitt über die Erzählungsweise des Barons und die Episode über den Stammbaum der „Schnuck-Puckelig-Erbsenscheucher" sind gut ausgewählt. Die Hauptsache für die Schülerlektüre ist und bleibt natürlich das unvergleichliche Idyll „Oberhof" mit der markigen Gestalt des Hofschulzen.

Die am Schlufs zugefügten Anmerkungen enthalten nur das Notwendige, verweisen mit Geschick auf Parallelstellen aus Schiller oder auch aus alten Autoren, wie Vergil u. a. m. und schärfen die Beobachtungsgabe der Zöglinge in der Würdigung der Schönheit unserer Sprache.

Die Ausgabe ist sehr zu empfehlen.

Homburg v. d. Höhe. Wilhelm Bauder.

---

1) F. Teetz, Aufgaben aus deutschen epischen und lyrischen Gedichten. Drittes Bändchen: Das Lied von der Glocke. Leipzig 1901, Engelmann. IX u. 113 S. 8. 0,80 M, kart. 1 M.

Die Sammlung, der man uneingeschränkt dasselbe Lob erteilen kann, wie den ihr vorangehenden Bändchen, bietet 59 ausgeführte Aufgaben und stellt 156 zur Auswahl; damit sind aber die Aufgaben im Anschlusse an das „Lied von der Glocke" nicht erschöpft, da für die Oberstufe passende Themata (Vergleiche des Liedes oder einzelner seiner Teile mit Schillers „Spaziergang", den „Künstlern", der „Würde der Frauen", mit Homers „Schild des Achill") dem achten Bändchen vorbehalten sind. Wenn aber

T. meint, das Buch enthalte auch für Tertia geeignete Aufgaben, so kann ich ihm nicht beipflichten. Ich würde ebensowenig einem Tertianer die Bearbeitung irgend einer der gestellten Aufgaben zumuten, als ich überhaupt die Lektüre des Gedichtes in Tertia gutheifsen würde. M. E. weisen die neuen Lehrpläne die Behandlung des „Liedes von der Glocke" mit vollem Recht nach Untersekunda (Zentralblatt 1901, S. 488). — Von den Aufgaben würde ich gern entbehren No. 20 „Die Glocken" und No. 40 „Das Begräbnis der Mutter". Die erstere Aufgabe führt mit ihrer Erwähnung der Glocken im Kultus der alten Ägypter, mit Angabe der berühmtesten Glocken und ihres Gewichtes, der Heranziehung der Glockenspiele und ihres Erfinders doch zu weit ab. Das andere Thema, fürchte ich, verleitet zu unwahrer Deklamation bei denen, die sich noch der Mutter erfreuen — die Gedanken an Trauer und Tod liegen ja der frischen Jugend so fern — oder rührt an schmerzende Wunden bei denen, die dem Sarge der Mutter schon haben folgen müssen, in deren Hause die „Fremde" schaltet. Für die Aufgabe 72 „Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang" fehlt der Jugend wohl das Verständnis; 95 „Der Tag eines Jägers" steht in zu losem Zusammenhange mit dem Gedicht, selbst wenn man annimmt, die Worte: „fern im wilden Forst der Wanderer" deuteten auf einen Jäger hin, was ich leugne. Zu weit ist die Aufgabe 31: „Glockeninschriften". Aus demselben, schon oben bei Besprechung der Aufgabe No. 40 angegebenen ersten Grunde möchte ich T. anheimgeben, die Aufgaben No. 106 „Was predigt uns die Erntezeit?", No. 107 „Abendgedanken im Sommer", No. 123 „Über Ordnungsliebe", No. 129 „Ordnung und Einfachheit" zu streichen. In No. 35 möchte ich II 5 nicht als gleichwertigen Teil anerkannt sehen; hinsichtlich der Erklärung der Stelle, „die den Bösen gräfslich wecket" = der Böse fährt aus dem Schlummer auf, es packt ihn die Furcht vor der Vergeltung seiner That, mufs ich bekennen, dafs mir die Erklärung: „sie weckt ihn zu gräfslichem Thun" als die zweifellos richtige erscheint. Denn der Sinn ist doch der: „Wenn auch die Nacht den Bösen zu frevelhaftem Thun weckt, so kann doch der Bürger ruhig schlafen, denn . . .". Die Aufnahme einiger Aufgaben über die Sprache des Gedichtes, die verwendeten Kunstmittel der Darstellung würde ich begrüfsen. Abgesehen von diesen Kleinigkeiten ist das Buch ein treffliches, nur zu empfehlendes Hilfsmittel für jeden, der Schillers herrliches Gedicht zu erklären hat.

2) F. Teetz, Schillers „Lied von der Glocke". **Übersichtlich geordneter Text mit nebenstehender eingehender Gliederung und einer bildlichen Veranschaulichung des Glockengusses. Leipzig 1901. Engelmann. 32 S. 8. 0,50 ℳ.**

Das Buch bietet eine Text-Ausgabe des Liedes mit daneben gedruckter Gliederung. Die Gliederung ist scharf und klar und

bietet auch äufserlich durch Verwendung verschiedenartigen Druckes und mannigfacher Dispositionszeichen ein übersichtliches Bild; ebenso sind im Texte die Abschnitte und Absätze gekennzeichnet und die Stellen, auf die es für den Fortschritt des Gedankens und den Zusammenhang besonders ankommt, durch den Druck hervorgehoben. Es ist eine geschickte Arbeit, in der die einschlägige Litteratur mit Kritik verwandt und die Erklärung des Liedes gefördert und erleichtert ist. Die von einem Architekten entworfene zweckentsprechende Tafel „Darstellung des Glockengusses“ erhöht die Brauchbarkeit des Schriftchens. Für eine zweite Auflage möchte ich Folgendes zur Erwägung anheimgeben: Die Gliederung in kleinste Teile erscheint mir an einigen Stellen als zu gekünstelt, z. B.

191. Alles rennet, rettet, flüchtet —
Taghell ist die Nacht gelichtet,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette

195. fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.

3. Der Kampf (V. 191—210)
α) Der Mensch im Siegen. (V. 191—196) (?)
α) in der Verteidigung (V. 191—192)
β) im Angriffe: (V. 193—196)
αα) Im kleinen (V. 193—195a)
ββ) Im grofsen (V. 195b—196)

Sollte da nicht genügen: der Mensch unterliegt dem Elemente? So erscheinen mir auch die Verse 174—191 zu anatomisch zergliedert. Die Gliederung von V. 303—305 „Die der Städte Bau gegründet — Wilden“ = „αα) Feste Ansiedlung einzelner (Städtegründung), V. 303; ββ) Allmähliche Angliederung aller Naturmenschen“ halte ich für verfehlt. Ich kann in Schillers Worten den Unterschied, den er zwischen „einzelnen“ und „allen Naturmenschen“ machen soll, nicht finden. — Die Verse 274—293 fasse ich anders auf. Ich sehe darin nicht eine Aufzählung der „Bestandteile der staatlichen Einrichtung“, einen Hinblick auf den „Körper des Staates“, auf die Vertreter des Landlebens (Jäger, Hirten, Ackerbauer) und der Vertreter des Stadtlebens, sondern einfach eine Betrachtung, die der Meister auf dem Heimweg von der Giefshütte zur Stadt anknüpft an alles, was er mit seinen Gesellen erblickt, wie aus Wald und Flur und Feld die Menschen stadtwärts ziehen, um in ihrem sicheren Schutz Abend und Nacht zu verbringen. Ich sehe also in den genannten Versen nur den Übergang zum zweiten Hauptteil. Dessen zweiter Unterteil ist mit „der [Bürger] Krieg“ doch nicht ganz treffend gekennzeichnet. Der Ausdruck ist gewählt der Bezeichnung des ersten Teiles = „Der Friede“ zu Liebe. „Der Aufruhr“ wäre wohl treffender. Endlich bin ich über die Verse 406—417 anderer Ansicht. In den Worten: „Nur ewigen und ernsten Dingen u. s. f.“ liegt doch nicht: „Ihr Beruf: Sie künde: „Ehre sei Gott in der Höhe!“. Zeitglocke und Turmglocke sind keine Gegensätze. Ich erkläre: Der Glocke Beruf: Sie verkünde die im Fluge verschwindende

Zeit, begleite das wechselvolle menschliche Schicksal und lehre so, wie ja auch ihr mächtiger Klang spurlos verhallt, die Vergänglichkeit alles Irdischen. Ich nehme also nicht drei gleichwertige Gedanken an, sondern zwei gleichstehende und einen dritten, die beiden vorhergehenden zusammenfassenden und abschliefsenden. — Das Studium des Schriftchens kann allen Lehrern des Deutschen, die sich mit der Erklärung der Glocke zu befassen haben, nur warm empfohlen werden.

Schleiz (Reufs). Walther Böhme.

Wilhelm Uhl, Das deutsche Lied. Acht Vorträge. Leipzig 1900, Ed. Avenarius. 314 S. 8. 3 ℳ.

Dieses Büchlein eines Königsberger Privatdozenten nimmt sich in vielen Punkten sonderbar aus und ist doch lesenswert und lehrreich. Der Ton ist so frisch, wenn auch etwas burschikos, und der Spürsinn für mannigfach verschlungene historische Beziehungen so fein, dafs man trotz manchen Kopfschüttelns, trotz mancher Enttäuschung doch dem flotten Vortragenden nicht gram sein kann, sondern vielmehr dankbar wird für manchen guten Gedanken und manche nützliche Anregung. Zunächst ist der Titel „Das deutsche Lied" irreführend. Denkt man z. B. an das warmherzige Buch des geistvollen Franzosen Ed. Schouré: „Geschichte des deutschen Volksliedes" (übersetzt von Ad. Stahr, Berlin 1870), das viel Romantik, aber auch viele feine Bemerkungen und treffliche ästhetische Analysen der ganzen Perioden wie der einzelnen Dichter und ihrer Gedichte bietet, oder an das hübsche und auch flott hingeworfene, aber zugleich tiefgründige Werkchen „Das deutsche Volkslied" von dem Greifswalder Privatdozenten Bruinier (Teubner 1899), so wird man hier bei Uhl etwas Weiteres suchen, als die genannten Bücher enthalten, und wird enttäuscht sein, wenn man etwas weit Engeres findet. Was der Verf. unter „deutschem Liede" hier verstanden wissen will, das dämmert uns vielleicht auf, wenn er Heinrich Albert, den wackeren alten Königsberger Domkantor und Freund Simon Dachs, den „Vater des deutschen Liedes" nennt. Was er uns auftischt, ist nämlich das deutsche volkstümliche Kunstlied, das gesungene Gesellschaftslied vom 17. Jahrhundert bis auf das heutige Studenten- und Radlerlied.

Die Einteilung des Stoffes ist ziemlich gewaltsam. Er gliedert sich, wie das alte heilige römische Reich deutscher Nation, in Kreise. Da haben wir zunächst den „Strafsburger Kreis", d. h. wir machen erst eine kleine Rundreise über Leipzig, Königsberg — nebenbei über Frankreich und England, Ossian, Homer, Pindar, Salomo — nach Strafsburg zu dem „Theoretiker" Herder und dem „Praktiker" Goethe, dessen „Heidenröslein" ein „raffiniert ausgearbeitetes Kunstlied" — wenig glücklich — genannt wird,

wie überhaupt die ästhetische Seite die schwache Seite des Büchleins ist.

Beim „Halberstädter Kreise“ lernen wir die Anakreontik und Vater Gleim näher kennen, „der dem deutschen Volk das historische Lied, das deutsche Volkslied wiedergab“ (!) und zugleich mit seinen Romanzen — nach dem Muster Moncrifs — das Bänkelsängerlied als neue litterarische Erscheinung einführte. Im nächsten Kapitel drängt sich alles um Bürgers „Lenore“ zusammen, im vierten („Berliner Kreis“) um den „feynen kleynen Almanach“ Nicolais, der mit seiner Travestie doch das Heilsame verband, dafs er den Liedern die Melodieen beifügte; im fünften („Heidelberger Kreis“) gelangen wir nach einer Charakteristik des Deutschen als „Gemütsmenschen“ (!) („der Hauptzug des deutschen Wesens, mindestens des norddeutschen, ist Schwermut; vergnügter ist der Oberdeutsche, der kein Bier trinkt, sondern Wein“) zu „des Knaben Wunderhorn“ und seinen Quellen. „Die Gesellschaftspoesie der Befreiungskriege“ ist das sechste Kapitel überschrieben, in dem uns die Entwicklung des Gesellschaftsliedes in den drei Stufen: Liebe der beiden Geschlechter, Liebe des Nächsten (Freimaurer und Philanthropen), und Vaterlandsliebe, veranschaulicht werden. Mit Recht wird hier auf die treffliche Sammlung von G. Wustmann („Als der Grofsvater die Grofsmutter nahm“, Leipzig) hingewiesen. Das siebente Kapitel behandelt „die gelehrte Periode“ und führt uns in kühnem Sprunge von dem Wanderliede der Scholaren und Handwerker und Studenten zu dem der Schützen und Turner und der deutschen Liedertafel und zu den — Gelehrten, die Volkslieder einteilten wie Vilmar und sammelten wie Uhland, Simrock, Liliencron u. a. Das achte Kapitel stellt uns mit der „Periode der Praxis“ wieder auf den Boden des ausgeübten Liedes und führt uns über die Revolutionsjahre zum preufsisch-deutschen Soldaten-Volkslied und Arbeiterlied, um am Schlusse zur Pflege des deutschen Liedes in der Volksschule und im Familienleben zu mahnen.

Wir sehen: der Inhalt des Büchleins ist etwas kraus, aber es schafft doch viel Rohmaterial, besonders viele Titel seltenerer Bücher mit Jahreszahl und Verlegernamen heran, sodafs es, wenn auch nicht sonderlich tief in die ästhetisch-historischen Probleme hinein, so doch wenigstens an sie heranführt. Auch weifs der Verfasser durch eine Menge kleiner Züge, die er den behandelten Dichtern und Büchern beifügt, den Leser — wie gewifs noch mehr den Hörer — bei guter Laune zu erhalten. Ist doch auch sein Zweck sicherlich gewesen, unterhaltend zu belehren, nicht irgendwie erschöpfend eine Darstellung der Entwicklung und der Ästhetik des deutschen Liedes zu geben.

Neuwied a. Rh. Alfred Biese.

Paul Harre, Kleine lateinische Schulgrammatik. Zweite Auflage, bearbeitet von H. Meusel. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 228 S. geb. 2,20 ℳ.

Dem Wunsche der Redaktion dieser Zeitschrift, die neue Bearbeitung von Harres Kleiner Schulgrammatik einer Besprechung zu unterziehen, komme ich um so lieber nach, als das Bedenken, das ich bei der Beurteilung der ersten Auflage (ZGW. 1890, S. 370 ff.) gegen die Einführung der Grammatik erhoben hatte, durch Meusel beseitigt worden ist. Harre hatte seine Kleine Grammatik bestimmt für Progymnasien, Realgymnasien und solche Anstalten, an denen man es vorziehe, den Schülern, sei es für den Anfangsunterricht oder für die Repetition, ein möglichst kurzes Lehrbuch in die Hand zu geben, und es war deshalb in den oberen Klassen der Gymnasien eine Ergänzung des gebotenen Stoffes, sei es durch Harres Wortkunde, sei es durch seine gröfsere Grammatik, erforderlich. Dieser Übelstand ist offenbar auch der weiteren Verbreitung des sonst so trefflichen Buches hinderlich gewesen, und es hat deshalb schon Harre, wie Meusel in der Vorrede berichtet, eine Vermehrung des Stoffes geplant. Ausgeführt ist sie jedoch erst nach des Verfassers Tode durch die vorliegende Bearbeitung, die nach dem Plane des Herausgebers alles enthalten soll, was für den Schüler, auch den des Gymnasiums, zu wissen nötig ist. Abgesehen von dem „Verzeichnis der wichtigsten Verba nach ihrer Stammbildung“, wo eine Anzahl Komposita eingefügt ist, und ganz kleinen Einschiebungen sind an mehr als hundert Stellen teils gröfsere, teils kleinere Zusätze gemacht, und die §§ 164—178 (Satzbau und Wortstellung, stilistische Bemerkungen im Anschlufs an die Redeteile), §§ 184—199 (Dichtersprache einschl. der Besonderheiten der vorklassischen und nachklassischen Sprache) und §§ 201—206 (Wortbildungslehre) sind ganz neu eingeschoben worden, wodurch der Umfang des Buches von 144 auf 213 Seiten (ausschl. des Registers) gestiegen ist. Diese Zusätze, die fast ausnahmslos Harres gröfserer Grammatik entnommen sind und sich auch im Wortlaute ihr möglichst anschliefsen, sind natürlich nicht alle gleich notwendig, viele hat Meusel selbst durch Sternchen für die gelegentliche Besprechung in den oberen Klassen bestimmt, aber fast keiner ist störend. Es hat durch die Erweiterung das Buch wesentlich gewonnen, und es genügt jetzt auch für obere Klassen vollkommen. Nur einige wenige Punkte, die schon bei Besprechung der ersten Auflage erwähnt worden sind, habe ich auch jetzt noch vermifst, und ich möchte sie dem Herausgeber zur Berücksichtigung bei einer neuen Auflage empfehlen.

Die Anordnung des Stoffes ist fast dieselbe geblieben. Eine wesentliche Änderung zeigen nur zwei Stellen. § 131 der 1. Auflage (Konjunktiv der Futura) bildet jetzt in etwas veränderter Form den zweiten Abschnitt von § 132 (Zeitfolge in

Konjunktivsätzen); dafür bietet der jetzige § 131 Regeln über die Zeitfolge in Indikativnebensätzen, unter denen auch die bisherige Anmerkung 2 von § 129 (*fecit, quod potuit* u. ä.) ihren Platz gefunden hat, während an ihre Stelle eine Bemerkung über das imperfectum de conatu getreten ist. Die wenigen Abschnitte, die sonst noch anders numeriert worden sind, führen in eckigen Klammern [] auch noch die Nummer der ersten Auflage. Ebenso zeigt die Darstellung im einzelnen, abgesehen von den oben erwähnten Erweiterungen, keine wesentlichen Änderungen. Es gilt darum auch für die neue Bearbeitung das Lob, das ich der Anordnung und Darstellung des Stoffes schon in meiner früheren Besprechung gespendet habe. Freilich sind auch die Ausstellungen, die ich an Einzelheiten damals gemacht, noch nicht erledigt, und ich möchte den Herausgeber bitten, sie einer Prüfung zu unterziehen, ebenso wie die Bedenken, die ich bei der Beurteilung der gröfseren Grammatik ausgesprochen habe (ZGW. 1901, S. 418 ff.). Dafs Meusel viele Quantitätszeichen, besonders in positionslangen Silben, beseitigt hat, wird vielleicht mehr Beifall findet, als er selbst erwartet.

Das angehängte Register ist eine willkommene Zugabe, nur möchte ich auch hier die schon für die gröfsere Grammatik empfohlene Aufnahme der sogen. unregelmäfsigen Verba als wünschenswert bezeichnen.

Jedenfalls gehört Harres Kleine Schulgrammatik in ihrer erweiterten Gestalt zu den besten Hilfsmitteln für den lateinischen Unterricht und verdient die weiteste Verbreitung.

Berlin. H. Fritzsche.

A. Marx, Hülfsbüchlein für die Aussprache der lateinischen Vokale in positionslangen Silben. Mit einem Vorwort von Franz Bücheler. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. XVI und 93 S. 8. 3 *M*.

Manchen wird die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, kleinlich, anderen klein vorkommen. Mit den ersteren ist als über eine Ansichtssache nicht zu rechten, die letzteren sind im Irrtum. Das Problem gehört zweifellos zu den schwierigsten und klippenreichsten der lateinischen Lautlehre, und seine Beantwortung setzt nicht weniger voraus als eine Beherrschung der vergleichenden, der lateinischen und der nachlateinischen Sprachforschung, mit anderen Worten: der Verfasser dieses Büchleins müfste eigentlich Indogermanist, Latinist und Romanist in einer Person und zugleich auf einigen Nebengebieten bewandert sein, z. B. in den Sprachen, die Lateinisches heut in Lehnworten mit sich führen, oder aus denen umgekehrt die Römer selbst geschöpft haben; ihr Umkreis ist weit, und greift sogar auf nichtarische Völker über. Was die Mittel betrifft, die uns zu Schlüssen auf die Quantität befähigen, so nennt Marx: 1) Zeugnisse der Grammatiker; 2) Messungen der Dichter, bes. der aus der vorhexa-

metrischen Zeit; 3) Bezeichnungen auf den Inschriften, wie den Apex, die I longa, die Doppelschreibung der Vokale, die diphthongische Wiedergabe von ī durch ei; 4) die griechischen (oder sonst fremdsprachlichen) Transskriptionen; 5) Die Etymologie und Analogie; 6) die romanischen Sprachen, aus deren Behandlung der alten Laute man auf die letzteren selbst zurückschliefsen kann: z. B. weisen rom. i, u auf ī, ū; rom. ę, ǫ auf ĭ, ŭ, so dafs ital. dissi dętto oder dussi dǫtto uns auf röm. dīxī dĭctŭm, dúxī dúctŭm führen. So scheinen wir auf ganz erträglich sicherem Boden zu stehen. Allein das ist in Wirklichkeit nur da der Fall, wo alle diese Anhaltspunkte oder doch mehrere von ihnen zusammenstimmen. Wo sie auseinandergehen, erhebt sich sofort die Frage nach dem Verhältnisse ihrer Beweiskraft. Und ähnlich ist es, wenn wir nur einen zur Verfügung haben, nicht zu reden von den Fällen, in denen keiner aus dem Dunkel auftaucht. Prüfen wir sie einzeln, so weifs hinsichtlich Nr. 1 jeder, wie unzuverlässig die römischen Grammatiker sind, wie gedankenlos sie oft nachschreiben, nicht selten griechische, auf anderer Grundlage ruhende Vorlagen; wie gern sie ihrem Hange zum Etymologisieren nachgeben und wie wenig sie phonetisch geschult sind, so dafs man einen Seelmann nicht leicht unter ihnen finden wird. — In Nr. 2 den Messungen der vorklassischen Dichter, haben wir einen Tummelplatz für kühne metrische Theorien und darum ein nicht übermäfsig tragfähiges Gelände. — Nr. 3 fordert den Einwand heraus, dafs alle diese orthographischen Hilfsbezeichnungen nicht eindeutig sind: der Apex steht nur zu häufig über nachweislichen Kürzen, die I longa dient mitunter der Verzierung oder etwa in IMPERATOR der Ehrfurcht, ei drückt anscheinend auch eine Qualität aus, nämlich einen Mittellaut zwischen i und e (also i[2]), und nur die Verdoppelung der Vokale dürfte im ganzen zuverlässig sein. — Nr. 4, die Transskriptionen, sind ein ganz wunder Punkt. Hier mufs man immer mit einer oft sehr weitgehenden Lautsubstitution rechnen, mit der aller Regel ins Gesicht schlagenden Volksetymologie, mit der Unmöglichkeit, die Eigenart eines fremden Lautsystems durch die beschränkten Zeichen des eigenen Alphabets wiederzugeben, mit Verhörungen und Entstellungen aller Art. Auf diese schwanke Brücke darf man den Fufs nur mit vieler Vorsicht setzen.

Nur mit Scheu nahe ich mich sodann Nr. 5. Was hier alles gesündigt worden ist, schreit zum Himmel. Zum allermindesten mufs jeder, der diese Mittel herbeiziehen will, über die Fähigkeit verfügen, die Methoden und Ergebnisse der Sprachvergleichung mit selbständiger Kontrolle zu benutzen. Zumal die Fragen des Ablautes sind hier von geradezu ausschlaggebender Bedeutung, und Arbeiten wie die von Osthoff über die Tief- oder Streitberg über die Dehn-Stufe sind ständig beizuziehen. — Es bleibt Nr. 6. Auf diese Stütze findet natürlich an sich alles Anwendung, was man ganz im allgemeinen gegen den Schlufs von der Wir-

kung auf die Ursache zu sagen pflegt: so können romanisches ę und ǫ an sich auch auf römisches ē̜ und ǭ zurückgehen. Das führt auf den weiteren Punkt, dafs das Romanische überhaupt für die Quantität als solche nichts beweist, sondern nur für die Qualität; nur insofern als beide in einer festen Verbindung aneinander gekettet waren, ist eine Bezugnahme von der einen auf die andere zulässig und ergebnisverheifsend. Dazu tritt die Erwägung, dafs es mit dem klippen und klaren Ausdruck „romanisch“ in vielen Fällen nicht so ohne weiteres gethan ist, sondern dafs man in Wirklichkeit oft nur einen einzelnen Dialekt vor sich hat und nun untersuchen mufs, welchen Lautneigungen er folgt. So giebt es italienische Mundarten, bei denen gewisse Lautbedingungen der folgenden Silbe e oder o der vorangehenden in i oder u umfärben, so dafs also hier der Rückschlufs auf römisches ī oder ū unstatthaft wird. Ferner kann nicht leicht die Versuchung überschätzt werden, die für die Töchter einer so gewaltigen Mutter darin liegt, bei der letzteren immer wieder lautliche Anleihen zu machen. So zeigen im heutigen Italienischen die voci dotte und semidotte die ausgesprochene Richtung auf offene Aussprache aller aus dem Lateinischen herübergenommenen e und o, unbekümmert um deren Ursprung. Hier bieten die Veröffentlichungen besonders Meyer-Lübkes, Gröbers und der Mitarbeiter am Archivio glottologico italiano reiches Material.

Es kann m. E. kein Zweifel obwalten, dafs ungeachtet aller bisher dargelegter Schwierigkeiten dieser Weg der gangbarste ist. Mögen wir auf ihm auch nur etwa ins 4. nachchristliche Jahrhundert und bis zum sermo rusticus gelangen, so ist das schon sehr viel. Wir haben da ein Stück nie abgerissenen, von Mund zu Mund fortgepflanzten Lebens in der Hand, gegen das vergilbtes Pergament und toter Stein nicht aufkommen. Wenn man letztere zur Kontrolle und Berichtigung mitverwendet, so ist das nur zu billigen, aber ihnen den Vorrang einzuräumen, halten wir für ein unrichtiges Verfahren. Gegenüber den Lautgesetzen vermissen wir eine klare Stellung. Wo ist in greifbarer Formulierung ausgesprochen, dafs z. B. durch Ausfall von k (Sē̆stius aus Sextius); von p (Ō̆sci aus Opsci); von r (pē̆stis aus perstis, zu pereo(!), pē̆do zu gr. *πέρδω*: statt aus *pezdō̆ zu deutsch fiste); von s (sū̆spicio aus susspicio, trotz italien. sǫspetto!) vorangehender Vokal gelängt wird? Woraus folgt die Messung lī̆ttera, Jū̆ppiter? Italien. lẹttera weist gebieterisch auf lĭttera, also auch auf Jŭppiter: sie sind aus lītera, Jūpiter offenbar (s. nun auch Sommer Hbch. d. Laut- u. Formenl. d. Lat. 1902 § 84, 6) so entstanden, dafs die Silbengrenze hinter dem Vokal in den Konsonanten hineinrückte und dieser an Dauer gewann, was jener daran verlor, zugleich unter Veränderung seiner Klangfarbe ($ī^1$ wurde $ĭ^2$, $ū^1$ wurde $ŭ^2$); insbesondere scheint auch die Beibehaltung von ss in nachciceronischer Zeit auf Kürze des vorausgehenden Vokals hinzuweisen, so dafs clā̆ssis zu messen wäre. Et-

was anders dürfte es mit ll, rr stehen, indem mīlia und mīllia höchstens schwach unterschieden gewesen sein werden; s. Sommer S. 296 dafs ital. sorcolo mit voller Sicherheit auf sŭrcŭlŭs führt und dann eben die Etymologie des Festus, die es zu sūrus stellt, irgendwie falsch ist, bedarf nur der Erwähnung. Mehrmals begegnen wir dem Ansatz ūncia: dabei heifst es byzant. ὀνκία, italien. oncia, so dafs ŭncia doch unabweisbar wäre, — ja, wenn wir nicht belehrt würden (S. 83 unten): „ūncia wie ūnicus, wenn von ūnus, ūnicus!" Ist es nicht ein Schlag in das Gesicht aller Methode, wenn um einer solchen Etymologie willen zwei Zeugen, von denen der eine gut, der andere vortrefflich ist, einfach an die Wand gedrückt werden? Die Etymologieen sind überhaupt dem Verfasser zum Fallstricke geworden: corbis soll mit κόλπος zusammenhängen; grandis mit grossus, ja circus nicht blofs mit κύκλος, sondern auch mit curcūlio, gurgulio (!). sarcio gehört, so vernehmen wir, zu salus und scortum ist zwar „gleich" scraūtum, scrōtum, hat aber trotzdem ŏ. Die Wörter sind allerdings verwandt, aber in welchem Grade etwa, das möge man ersehen aus Per Perssons Wurzelerw. und Wurzelvariat. (Upsala 1891) S. 29, 62 und besonders 168. Dafs gustus wegen gr. γεύω kein ū zu haben braucht, zeigt doch schon der Ablaut φεύγω : φῠγή (fŭga); was ἄκρῐτος zur Beurteilung von incertus beitragen soll, ist mir völlig unklar geblieben. Wenn bei Amȳntas gefragt wird, ob nicht vielleicht ȳ anzusetzen sei wegen ἀμύνω, so ist übersehen, dafs letzteres aus ἀμῠ́ννω aus *ἀμῠν-ιω enstanden und es noch nicht sicher ist, ob nicht ein griech. *Ἀmȳntās lat. doch zu Amȳntās geworden wäre, gerade so wie nach Marx ein (angeblich klassisches) cōntio (angeblich später) zu cōntiō; dafs es lat. Xenophōntis hiefs, dafür genügt mir gr. Ξενοφῶντος auch noch nicht. Bei tŏrnus soll das Romanische „freilich ŏ" erweisen. In Wahrheit wird es damit so sein: gr. τόρνος hatte geschlossenes ǫ (Blass Musspr. d. Gr.[3] 34.), dies ging ins Lat. über und erhielt sich im Romanischen; für die Quantität ist somit nichts dabei zu holen. Ebensowenig wie aus den monti Tuscolani: sie sind gelehrte Zwittergeschöpfe des antiquarischen Lokalpatriotismus; denn heute heifst Tŭsculum bekanntlich Frascati. Vollends die gewagte Herleitung aus Etrūria mit Hilfe einer Form *Tursci wird man gern missen.

So kommen wir zu dem Schlusse, dafs die Untersuchung auf einer erheblich breiteren und kritisch gesicherteren Basis aufgebaut werden müfste, ehe ihre Ergebnisse für die Schule verwertbar würden. Immerhin wird der in diesen Dingen bewanderte Lehrer dem Hülfsbüchlein von Marx nicht wenig Brauchbares entnehmen können (vgl. Meusel in der 2. Auflage von Harres kl. lat. Schulgr. S. IV).

Maulbronn. H. Meltzer.

Gustav Tischers Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, neubearbeitet von Otto Müller. Fünfte, den Lehrplänen von 1901 entsprechende Auflage. Braunschweig 1901, Friedrich Vieweg und Sohn. Teil I: Aufgaben zum Übersetzen. XXIV u. 288 S. 8. Teil II: Anmerkungen, stilistische Anleitung, Satzlehre und Wörterverzeichnis. 168. 8. Beide Teile zusammen geb. 3,80 *M*.

Tischer-Müllers Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische war schon in seiner 4. Auflage ein praktisch eingerichtetes und wohl zu empfehlendes Lehrbuch. In 37 Abschnitten bot es zunächst eine Fülle leicht faſslicher, kurzer und doch die Regeln der Grammatik erschöpfender Einzelsätze, denen sich jedesmal mehrere zusammenhängende Stücke anschlossen. Zahlreiche Anmerkungen am Schlusse der Sätze und Stücke erleichterten dem Schüler die erste Übersetzung und gewährten ihm durch Hinweise auf die Grammatik eine sichere Methode, sich in seine Grammatik einzuleben.

Inhaltlich waren die Stücke wohl dem Gedankenkreise der jedesmaligen Stufe angepaſst, doch fehlte der nähere Anschluſs an Cornelius Nepos und Cäsars Gallischen Krieg. In dieser Hinsicht genügte also das Buch nicht den Forderungen der Lehrpläne von 1892, die ein strenges Anlehnen an die betreffende Prosa-Lektüre der Klasse verlangten. Gewiſs ist schon bisher der gröſsere Teil der Fachgenossen der Meinung gewesen, daſs dies nicht so aufzufassen sei, als wenn nicht daneben auch gelegentlich ein Stück anderen dem Lehrziele des Gymnasiums sich anpassenden Inhaltes aus dem deutschen oder griechischen oder Geschichts-Unterrichte dargeboten werden dürfte, sofern es nur dem Gedankenkreise des Übersetzers nicht fremd war und im Wortschatze sich an die von ihm gelesene Prosa anschloſs. Mit Freude ist es daher zu begrüſsen, daſs die neuesten Lehrpläne von 1901 in dieser Hinsicht gröſsere Freiheit gestatten. Sie schreiben zwar ausdrücklich eine Anlehnung an den Wortschatz der betreffenden Prosaschriftsteller vor (Methodische Bemerkungen: Mittlere Stufe, zweiter Absatz), fordern aber hinsichtlich des Inhaltes nur für Quarta und Tertia eine vorwiegende Anlehnung an die lateinische Lektüre bzw. an Cäsars Gallischen Krieg und verlangen auf der oberen Stufe „Förderung des allgemeinen Lehrzieles (unter Berücksichtigung auch der griechischen Geschichte und Kultur)“.

So hat denn der Herausgeber das Rechte getroffen, wenn er für IV und III eine Anzahl Stücke im engeren Anschlusse an Kornelius Nepos und Cäsars Gallischen Krieg (zwei auch an Ovids Metamorphosen) neu hinzugefügt, sonst aber inhaltlich das Buch im wesentlichen unverändert gelassen und auch einige Stücke allgemeineren Inhaltes beibehalten hat. Nur die Stücke No. 69 „Über Gellert“ und No. 84 „Über Gustav Adolf“ sind fortgefallen, was zu bedauern ist. Gerade solche Stücke bieten eine an-

genehme Abwechslung und werden schon ihres Inhaltes wegen gern vom Schüler übersetzt.

Der frühere Anschlufs des Übungsbuches an die lateinische Sprachlehre von Madvig-Tischer ist in der Neubearbeitung aufgegeben und dafür — wohl nur aus praktischen Gründen — Beziehung auf die zur Zeit mehr gebrauchten Grammatiken von Ellendt-Seyffert u. a. genommen worden. Ebenso ist in der Gruppierung des Stoffes manches den Forderungen der Neuzeit entsprechend geändert worden; so hat der Hsgb. in der Kasuslehre die Orts-, Raum- und Zeitbestimmungen für sich behandelt, dem Ablativus absolutus einen besonderen Abschnitt zugewiesen, die Nominalformen des Verbums vor das Verbum finitum gestellt u. s. w., Änderungen, mit denen man sich wohl einverstanden erklären kann. Besonderer Wert ist auf die Einübung der Satzlehre und die Erkenntnis der Arten der Sätze gelegt, mit vollem Rechte: der Unterschied des Aussagesatzes vom Begehrungssatze ist für die Grammatik (die lateinische so gut, wie die griechische) ein so fundamentaler, dafs er nicht früh genug und nicht oft genug zum Gegenstande der Betrachtung und Übung gemacht werden kann. Zu bedauern ist nur der Ausdruck „Forderungsätze“ statt der wohl allgemein (auch in den griechischen Grammatiken) eingeführten Bezeichnung „Begehrungssatz“.

So ist der Hsgb. in der neuen Auflage bestrebt, den Forderungen der Didaktik gerecht zu werden. Ebenso hat er im Texte die leichte Faſslichkeit der Sätze durch kleine Änderungen oder Hinzufügung kleiner Hilfen (Einklammern des fortzulassenden Wortes u. a.) zu erhöhen gesucht oder den Ausdruck gebessert. In dieser Hinsicht hätte mehr geschehen sollen, namentlich da, wo die betreffenden Stücke für die mittleren Klassen bestimmt sind, z. B. bei No. 97, S. 30 (S. 169) durch Einschiebung eines „wohl“ entsprechend der Übersetzung durch arbitramur (putas, censetis); No. 99, Z. 7 „Wenn nun“ statt „Wenn nun auch“, um nicht das Mifsverständnis eines konzessiven Satzes aufkommen zu lassen; No. 107 (S. 193) heifst es jetzt „als Sohn armer Eltern geboren“ statt des früheren „von armen Eltern geboren“, dann war es aber besser, „als Sohn“ für die Übersetzung einzuklammern; bei „geschweige dafs er“ (ebenda Z. 16), das in Grammatiken meist nur in einer Anmerkung behandelt wird, hätte sich ein Hinweis auf die Grammatik empfohlen, ebenso vielfach bei der Übersetzung des Pronomens (z. B. bei „der Mensch“ (ebenda zweiter Absatz) Hinweisung auf ille; statt „jenen Nikolaus“ heifst es besser einfach „ihn“) u. s. w. Dergleichen Hilfen sind unumgänglich nötig, um den Übersetzer von vorn herein an das Richtige und stilistisch Gute zu gewöhnen; unnötig sind sie nur da, wo man die Regeln als bekannt voraussetzen mufs (z. B. S. 111 Satz 24 bei „nur wenige“).

Eine weitere Änderung besteht darin, dafs die Anmerkungen

und das Wörterverzeichnis vom Übungsbuche getrennt und unter Hinzufügung einer stilistischen Anleitung und der Satzlehre zu einem besonderen „zweiten Teile" ausgearbeitet worden' sind. Dadurch ist aber der Apparat für den Schüler recht erschwert; da noch die Grammatik hinzukommt, hat er nun drei Bücher zur Arbeit nötig; für die Loslösung der Anmerkungen und des Wörterverzeichnisses von den zugehörigen Stücken ist zudem kein rechter Grund ersichtlich; für die erste Übersetzung mufs der Schüler beides so bequem wie möglich zur Hand haben, und für eine Nachübersetzung kann man das Benutzen der Anmerkungen während der Stunde ja genügend verhindern. Ferner wird man dem Verfasser für seine Satzlehre (II S. 43—120) sehr dankbar sein müssen; aber eine Grammatik wird dadurch nicht überflüssig, und jetzt wird dem Schüler vieles doppelt geboten, was ihm für sein Vertrautwerden mit der eigenen Grammatik nicht förderlich sein kann. So möchte ich denn empfehlen, in einer neuen Auflage Anmerkungen und Wörterverzeichnis wieder wie in den früheren Auflagen mit dem Übungsbuche zu verbinden, die stilistischen Anleitungen und die Satzlehre aber zu einer vollständigen Grammatik für das Übungsbuch umzugestalten unter Fortfall der Bezugnahme auf andere Grammatiken; aber Grammatik und Übungsbuch getrennt, damit das Übungsbuch auch dort benutzt werden kann, wo eine andere Grammatik eingeführt ist.

Die Übungen waren bisher für die mittlere Stufe (bis einschliefslich UII) berechnet; sie sind jetzt für das ganze Gymnasium bestimmt, wozu der Stoff so ziemlich ausreichen dürfte, da manches aus den bisher für UII angesetzten Abschnitten erst der OII zuzuweisen war, z. B. manches aus den Abschnitten „Adjektiva und ihre Vergleichungsgrade", „Pronomina" (S. 99 ff.), ebenso der zweite Abschnitt über die Pronomina (S. 224 ff.) u. a. m.

In den Vorlagen ist fast durchweg ein gutes, mustergiltiges Deutsch zu beobachten; nur weniges fällt auf: z. B. S. 121 „Religion und Bildung besiegt den Aberglauben" (statt „besiegen"), S. 148 „des Servius Tullius Tapferkeit und Kriegsglück leuchtete hervor" (statt „leuchteten"); S. 36 Satz 71 heifst es besser: „M. Manlius überzeugte das Volk [davon], dafs er es u. s. w. erlösen könne" oder ähnlich (statt überredete, dafs er" u. s. w.); S. 230 ist „M. Antonius Muretus grüfst seinen Alexander Riparius" ein Latinismus, der S. 152 und 153 vermieden ist. Wiederholt findet sich „derselbe" im Sinne von „dieser" oder „er", ein Mifsbrauch, den zu bekämpfen die Schule in erster Linie die Pflicht hat (Wustmann, Sprachdummheiten S. 227).

Papier und Druck, sowie die übrige Ausstattung des Buches sind vorzüglich.

Helmstedt. K. Linde.

J. Rappold, Chrestomathie aus lateinischen Classikern. Zweite Auflage. Wien 1901, Carl Gerolds Sohn. VI u. 163 S. 8. geb. 2 ℳ.

Das Buch ist nach dem Titel dazu bestimmt, das Extempore-Übersetzen aus dem Lateinischen zu erleichtern und zu fördern. Zu diesem Zwecke sind siebzig Abschnitte aus römischen Prosaikern und Dichtern zusammengestellt, die sich besonders zu derartigen Übungen eignen sollen. Drei von diesen sind den Gedichten Ovids entlehnt, darunter der Brief der Penelope an Ulixes, drei dem bellum civile Caesars, zweiundzwanzig dem Livius, vier dem Sallust, vierundzwanzig dem Cicero, sieben dem Vergil und sieben dem Tacitus. Alle diese Stellen sind inhaltlich bedeutungsvoll. Zur 'Erleichterung' dient eine Seite Vokabeln. Ob dies ausreicht, erscheint mir zweifelhaft, zumal mancher Abschnitt dem Verständnis recht erhebliche Schwierigkeiten bietet, so die Stellen aus Vergil. Wenigstens erfordern die Eigennamen vielfach eine Erläuterung. Welcher Schüler kann z. B. Cic. ad fam. 14.2 cum fletu legi, quem ad modum a Vestae ad tabulam Valeriam ducta esses ohne Anmerkung verstehen? oder ad Att. 4,1 tuae vicinae Salutis? Und warum haben Stellen Aufnahme gefunden, in denen sich kritische Schwierigkeiten finden, wie Cic. Brut. 315? Entschieden zu schwierig für das Übersetzen aus dem Stegreife erscheinen mir aber mehrere Stücke, die zwar nicht mit abgedruckt sind, aber auch als geeignet dazu bezeichnet werden; so einige Episteln des Horaz, wie I 2 und 10 oder lyrische Gedichte, wie c. I 12, II 3, 16, 18, IV 7 und 8. Das geht denn doch weit über die Kraft eines Gymnasiasten hinaus. Selbst die Hilfe, die unter „Vokabeln" S. III geboten wird, scheint mir bisweilen zu dürftig. So heifst es zu Ov. met. 15,201 vom annus: nam tener ac lactens puerique simillimus aevo vere novo est: lactēre Zeitwort zu lac, lactis. Was bedeutet nun eigentlich lactens? Und kann *verum* esse „es sei billig, gerecht" heifsen? Auch hätte es sich wohl empfohlen, me dius fidius zu schreiben, nicht medius f.

Aber im ganzen eignen sich die ausgewählten Stücke zu dem angegebenen Zweck und werden auch ohne weitere Beihilfe vom Schüler übersetzt werden können.

Berlin. K. P. Schulze.

---

1) Albert Schenk, Paris Pédagogique. Wandkarte im Mafsstabe 1:20000. Gröfse 82:106 cm. Kiel 1901, Robert Cordes. 2,50 ℳ.

Paris ist Frankreich, denn es ist der Zentralpunkt des gesamten geistigen Lebens der Nation; als solcher ist es der Sitz einer grofsen Zahl von Bildungsanstalten aller Stufen und Arten, von den zahlreichen Hochschulen an bis auf die Écoles communales herab, dafs es sich in der That lohnt, von dieser Konzentration des gesamten französischen Bildungswesens in der

„Lichtstadt" eine anschauliche und klare Übersicht in Form einer Wandkarte zu geben. Diese Aufgabe hat sich der Lektor der französischen Sprache an der Universität Kiel, Dr. Albert Schenk, gestellt und mit grofsem Geschick gelöst. Es ist ein sehr klares Kartenbild, das er im Mafsstab von 1 : 20 000 und in der stattlichen Gröfse von 82 : 106 cm darbietet; die Ausführung (in 6 Farben) ist geschmackvoll, die ganze Einrichtung praktisch. Der Plan von Paris ist in den Grundlinien skizziert: die Seine mit sämtlichen Brücken, die Hauptstrafsen und -Plätze, sowie die wichtigsten Bouvelards sind angegeben, dagegen ist der Übersichtlichkeit wegen von einer Wiedergabe des gesamten Strafsengewirres der Millionenstadt abgesehen. In diesen Plan sind sämtliche Bildungsanstalten, und zwar jede Kategorie derselben in besonderer Farbe und Form (Kreis, Rechteck u. s. w.) eingezeichnet, die Hochschulen aller Art, die Lycées de garçons, Lycées de filles, Collèges, Écoles normales und Écoles communales, ferner die Museen, die Bibliotheken, die wichtigsten öffentlichen Gebäude und Gärten und alle bedeutenden Theater. Am Rande steht ein Verzeichnis sämtlicher aufgeführter Theater und Bildungsanstalten mit genauer Adresse. Es ist unseres Wissens die erste derartige kartographische Darstellung des Pariser Bildungswesens, und sie verdient schon deshalb um so mehr Beachtung, weil die sonstigen Darstellungen von Paris wohl alles mögliche sonst Beachtens- und Sehenswerte berücksichtigen, aber die pädagogische Seite im Dunkel liegen lassen. Die Karte kann bestens empfohlen werden.

2) A. Neumann, Führer durch die Städte Nancy, Lille, Caen, Tours, Montpellier, Grenoble, Besançon für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Marburg 1901, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 111 S. 8. 1,60 *M.*

Wie schon der Titel beweist, will das Buch denjenigen Deutschen, die sich des Studiums des Französischen halber nach Frankreich zu begeben beabsichtigen, als Ratgeber und Führer dienen. Für andere Reisende ist es nicht bestimmt. Auf diesen praktischen Zweck ist alles zugeschnitten. Vorangestellt ist eine Einleitung, S. 1—9, in welcher der Verf. zunächst es mit vollem Recht als einen grofsen Fehler bezeichnet, wenn man, um Französisch sprechen zu lernen, die französische Schweiz oder Belgien aufsuche, und demgegenüber betont, nur Frankreich selbst könne und dürfe zu diesem Zwecke in Frage kommen. Durchaus zutreffend schildert er dann den Umschwung zum Bessern, der in dem Verhalten der Franzosen gegenüber den Frankreich besuchenden Deutschen gerade im Verlaufe des letzten Dezenniums eingetreten ist, und hebt die Verdienste der Alliance française in dieser Beziehung hervor, jener Vereinigung, welche es sich zum Ziele setzt, die Kenntnis der französischen Sprache und Litteratur im Auslande zu verbreiten und zugleich die Beziehungen zwischen

dem französischen Volke und den anderen Nationen möglichst freundschaftlich zu gestalten.

Des weiteren erörtert Verf. die Frage, ob Paris oder eine Provinzialstadt denjenigen, die in verhältnismäfsig kurzer Zeit möglichst grofse Fortschritte in der Erlernung der Sprache zu machen wünschen, mehr zu empfehlen sei, und entscheidet sich für die Provinz, wenigstens unter allen Umständen bei Anfängern; die Gründe s. S. 5—8.

Von S. 10 ab werden dann die einzelnen im Titel des Buches genannten Städte der Reihe nach besprochen; die Einteilung des Stoffes ist im wesentlichen in jedem Abschnitt die gleiche: Lage, Bedeutung; Reiseverbindungen; Führer; Universität, andere Lehranstalten; Alliance française, bezw. Société oder Comité de Patronage des Étudiants étrangers; Ferienkurse, permanente Sprachkurse, Privatunterricht; Bibliotheken, Museen; Vorträge, Predigten; Theater, Konzerte; Vereine, Verkehr; Unterkunft, Pensionsverhältnisse, Hotels; Ausflüge, Erholungsaufenthalt. Die Angaben über alle genannten Punkte sind (nach der Schlufsbemerkung des Verf. S. 109), soweit sie nicht auf eigener Erfahrung beruhen, aus „zuverlässigen Quellen geschöpft“. Die Einrichtung ist praktisch und übersichtlich; zweifellos wird das Buch den Kreisen, für die es bestimmt ist, gute Dienste leisten.

Am ausführlichsten ist Nancy behandelt, dem 27 Seiten gewidmet sind, demnächst Grenoble mit 17 Seiten, am kürzesten Tours (7 Seiten).

Bei Grenoble vermisse ich S. 86 unter „Theater und Konzerte“ die Notiz, dafs die immatrikulierten Studenten ebenso wie die Teilnehmer an den Cours de Vacances gegen Vorzeigung ihrer Immatrikulations- bezw. Inskriptionsbescheinigung freien Eintritt zum Casino im benachbarten Bad Uriage haben, wo täglich Konzerte oder Theatervorstellungen stattfinden. Dieses Theater des Bades Uriage bildet in den Sommermonaten bis 1. Oktober einen Ersatz für das Grenobler Theater, dessen Spielzeit vom 1. Oktober bis 1. April dauert. Sollten vielleicht die ebendort folgenden Worte: „Ein vielbesuchtes Casino ist am Ort“ sich irrtümlicherweise auf dieses Casino d'Uriage beziehen? — Öffentliche Konzerte werden nicht blofs im Stadtgarten abgehalten, sondern von den verschiedenen Regimentskapellen der Grenobler Garnison abwechselnd im Jardin de Ville, auf der Place Victor Hugo und der Place de la Constitution veranstaltet.

S. 74 heifst es ungenau: die Izère und der Drac treten dicht an die Stadt heran“. Vielmehr liegt Grenoble zu beiden Seiten der Isère (so ist die richtige Schreibung) und reicht bis an den Drac selbst. S. 89 steht irrtümlich: Hôtel de l'Europe, Place Grenoble; es mufs heifsen: Place Grenette. Die Haupthotels der inneren Stadt sind nicht angegeben: Hôtel Monnet, Hôtel des Trois Dauphins, Grand Hôtel. — Die Preise für Zimmer

und für Restaurationskost sind S. 88 zu niedrig angegeben. S. 88 findet sich zweimal la Trouche statt la Tronche.

Unklar ist mir die Bemerkung S. 89—90: „Zweimal im Monat werden Exkursionen in die weitere Umgebung, oft tief in die schöne Alpenwelt hinein, gemacht. Wer nicht gut zu Fufse ist, kann zum Aufstieg eine kleine Gebirgsbahn benutzen, die wundervolle Aussichtspunkte gewährt.“ Zur Klarstellung ist zu bemerken, dafs Exkursionen in die Alpen von der Société des grimpeurs des Alpes veranstaltet werden, und zwar nach den verschiedensten Gebieten der benachbarten Alpen hin. Aufserdem finden allwöchentlich weniger anstrengende Ausflüge mit Damen statt. Deshalb kann der zweite Satz gar nicht zutreffen; er würde nur dann richtig sein, wenn sich alle Exkursionen in derselben Richtung bewegten. Er beruht jedenfalls auf einem Mifsverständnis: er scheint sich auf die Bahnlinie nach La Mure beziehen zu sollen, was allerdings durch nichts angedeutet ist; diese bietet in der That grofsartige Blicke; aber nach allen anderen Richtungen hin führen gleichfalls Bahnen oder Tramways. Augenscheinlich kennt der Verf. die Dauphiné nicht aus eigener Anschauung, und sein Gewährsmann scheint fast ebensowenig davon zu kennen; sonst würde es unerklärlich sein, dafs Verf. S. 90 von den Naturschönheiten der ganzen Dauphiné nur das Karthäusergebirge und K.-Kloster anzuführen weifs, während doch die Danphiné den Touristen aller Art — sowohl dem bequemen und vorsichtigen Thalwanderer, der sich die Berge nur von unten betrachtet und alles, was über 1000 m hoch ist, als lebensgefährlich perhorresciert, als dem Hochtouristen von Fach — eine reiche Auswahl der schönsten Ausflüge bietet. Ebendahin gehört es, wenn S. 90 Chamounix zu den Ausflugspunkten in der weiteren Umgegend von Grenoble gerechnet wird: das ist nicht richtig, denn dazu liegt es viel zu weit entfernt; mit weit gröfserem Rechte kann man es zur Umgebung von Genf rechnen. Statt dessen wäre besser aus dem angrenzenden Département des Hautes Alpes als Glanzpunkte hochalpiner Landschaften genannt worden: La Grave im grofsartigen Thal der Romanche und der Col du Lautaret.

Fassen wir zum Schlufs unser Urteil zusammen, so verdient das Buch, Studierenden, Lehrern und Lehrerinnen, die einen Studienaufhalt in Frankreich zu nehmen gedenken, empfohlen zu werden.

Höchst a. M. Adolf Lange.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit mit besonderer Berücksichtigung der Forderungen der neuen Lehrpläne, herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Abteilung I: Französische Schriften. Berlin 1901, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder).

Die Vortrefflichkeit dieser Schulbibliothek ist schon oft rühmend anerkannt, und es ist unnötig, die einzelnen Vorzüge

wieder besonders hervorzuheben. Die Herausgeber verfolgen nach wie vor den Grundsatz, dafs die Lektüre in den modernen Fremdsprachen vor allem den Schüler in das Kulturleben des betreffenden Volkes einführen soll. Alle Bücher sind geschmackvoll gebunden und sehr sorgfältig durchgesehen; der grofse, deutliche Druck genügt allen Anforderungen der Schulhygiene. Dem Ref. liegen von dieser Schulbibliothek 3 Bändchen zur Besprechung vor: Bd. 41, 42, 43.

a) Einundvierzigstes Bändchen: Augustin Thierry, Lettres sur l'Histoire de France. Auswahl. Zum Schulgebrauch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Karl Beckmann. XVI u. 112 S. 8. geb. 1,20 *M*.

Von Augustin Thierry ist, soweit Ref. weifs, nichts weiter als die Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands für den Schulgebrauch herausgegeben. Hier ist zum ersten Male ein Teil der Lettres sur l'Histoire de France der Schullektüre zugänglich gemacht. Von den 25 Briefen sind jene 7 — fast ohne Streichungen — abgedruckt, welche Studien über die Zeit der Merowinger und Karolinger enthalten. Der Hsgb. weist in erster Linie der Prima unserer Vollanstalten dieses Buch zu; soll die Lektüre wirklich nutzbringend sein, so ist vor Beginn eine Repetition der historischen Thatsachen dieser Epoche anzuraten; eine stattliche Reihe sachlicher Anmerkungen giebt erläuternden Aufschlufs über solche Einzelheiten, die der Geschichtsunterricht nicht berührt oder nur streift. Damit ist also auch die Forderung der heutigen Lehrpläne erfüllt, dafs die Lektüre zu einer möglichst innigen Konzentration der verschiedenen Unterrichtszweige beitragen soll.

Bekanntlich ist die Objektivität in den Geschichtsforschungen Thierrys nicht überall gewahrt; in seine Zeit fielen die unaufhörlichen Wirren und Parteikämpfe, die die scharf ausgeprägten politischen und religiösen Gegensätze im Volke zum Ausdruck brachten, und der Verfasser nahm — trotz seines siechen Körpers — leidenschaftlichen Anteil an diesen Kämpfen und konnte sich nicht von dem Gedanken losmachen, in der Geschichte die Beweismittel für seine konstitutionellen Ideen zu suchen. Trotzdem ragt er als Geschichtsforscher durch seine Quellenstudien hervor; „er ist bahnbrechend gewesen und als Gründer der modernen historischen Schule zu betrachten." Mit seinem sorgfältigen, aufs peinlichste gefeilten Stile verbindet der Schriftsteller eine einfache, natürliche, dabei dramatisch-lebendige Darstellungsweise. Er versteht es, die Überlieferungen der Vergangenheit in einfacher Sprache, fast im Stile der Zeitgenossen, wiederzugeben, ohne sich der Ausdrucksweise seiner eigenen Zeit zu begeben. Mit solchen Vorzügen gewährt das Buch eine höchst passende und wertvolle Jugendlektüre und ist keine unnötige Zugabe zu dem grofsen

Vorrat an französischen Schulausgaben, unter denen zu wählen mitunter schwierig wird.

Eine eingehende Einleitung mit kritischen Bemerkungen über Leben und Werke des Verfassers, über Zweck und Ziel seiner historischen Arbeiten, über seine politischen Anschauungen ist dem Buche beigegeben. Am Schlusse finden wir eine Stammtafel der Merowinger, der französischen Karolinger und der ersten Kapetinger. Auf die Beigabe eines Spezialwörterbuches ist einstweilen verzichtet; ein solches ist auch unnötig, da jeder Primaner mit einem französischen Lexikon versehen sein soll. Im Vorworte S. V, Z. 11 v. u. ist erste statt zweite zu lesen.

b) Zweiundvierzigstes Bändchen: La Guerre 1870—71. Mit Anmerkungen für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Hengesbach. Mit 4 Kärtchen. VI u. 147 S. 8. geb. 1,40 ℳ.

Infolge des Krieges 1870—71 ist in Deutschland wie in Frankreich eine Flut von Schriften erschienen, die in Form von Berichten, Tagebüchern, Erinnerungen die grofse Zeit zum Gegenstande haben. Die meisten dieser Schriften enthalten eine Reihe von Schilderungen, die einzelne Abschnitte, Szenen und Episoden aus dem Feldzuge behandeln. Einige Autoren haben ihren Stoff aus dem Munde von Landsleuten empfangen, von Augenzeugen, die, ohne durch politischen Hafs geblendet zu sein, wahrheitsgetreu ihre Erlebnisse erzählt haben. Andere (wie Rousset) sind Mitkämpfer gewesen und haben in ihren Schriften ihre eigenen Erfahrungen verwerten können. Also der Stoff, der zu Gebote steht, ist reichlich. Aber die Zahl der französischen Autoren, die es verstanden haben, sachlich und ohne Chauvinismus die Ereignisse darzustellen, ist ungemein gering. In einigen Werken finden wir eine klare, selbständige Auffassung der Thatsachen; man merkt, dafs die Verfasser die redliche Absicht haben, unparteiische Urteile zu fällen. Häufig aber siegt über die Wahrheitsliebe die Eigenliebe des Franzosen, der Phantasie und Naivität in hohem Mafse besitzt. Daher mufs bei derartiger Lektüre für deutsche Schulen sorgfältige Auswahl getroffen werden. Man mufs verhüten, dafs die Vaterlandsliebe, das Gefühl für Wahrheit und Anstand verletzt wird, dafs unseren Schülern etwas geboten wird, was für Deutschland und unser Heer beleidigend ist, ohne begründet zu sein. Ferner ist zu beachten, dafs der eine Autor sich einer geistreichen Sprache, eines gewählten und spannenden Stils befleifsigt, dafs er die erlebten oder ihm erzählten Vorgänge in einer anschaulichen, lebhaften Weise, die nichts Theatralisches enthält, uns vor Augen führt, während bei dem anderen Verfasser uns die nüchterne Darstellung der grofsen Zeit abstöfst. Endlich ist von einem Schriftsteller, der sich berufen fühlt, die französischen und deutschen Truppen, die Heereseinrichtungen beider Völker zu kritisieren, zu fordern, dafs er eine lehrreiche, fesselnde und objektive Schilderung liefert.

Ein Schulbuch, das die wichtigen Vorgänge des ganzen Krieges in übersichtlicher Form enthält, existiert, soweit Ref. in Erfahrung gebracht, bis jetzt nicht. Von der Übersetzung eines deutschen Geschichtswerkes würde wohl niemand gern Gebrauch machen.

Der Hsgb. dieses Bändchens hat sich das Verdienst erworben, aus den Werken verschiedener, anerkannt zuverlässiger und tüchtiger Männer, besonders aus Sarcey, Le Siège de Paris, aus Rousset, Histoire abrégée de la guerre franco-allemande, aus Chuquet, La Guerre 1870—71 ein Buch zusammenzustellen, das eine vollständige Darstellung des ganzen Krieges enthält und den Anforderungen entspricht, die wir an eine derartige Schullektüre zu stellen haben. Dadurch fällt der Übelstand fort, dafs die Schüler mit den kriegerischen Ereignissen in ihrem Zusammenhange und in ihrer Gesamtheit nicht genügend vertraut werden, so dafs ihnen das Nachlesen in deutschen Geschichtswerken empfohlen werden mufs.

Ein Kommentar, der eine Reihe wertvoller, meist sachlicher Anmerkungen enthält, die zum Verständnis des Inhalts nötig sind, findet sich am Schlusse. 4 Skizzen von der Schlacht bei Rezonville, St. Privat, Sedan und von Metz und Umgegend sind an den betreffenden Stellen eingefügt. Dagegen ist eine Karte vom Kriegsschauplatz als wenig zweckmäfsig, da sie ein unhandliches Format erfordern würde, weggelassen. Eine Wandkarte zum Kriege wird sich auch in jeder Schule vorfinden.

Der Hsgb. hat das Buch vor allem zur Privatlektüre bestimmt. Ref. sieht keinen Grund, warum es nicht ebenso dem Klassenunterrichte zu Grunde gelegt werden sollte, wie die bislang benutzten Bücher, die nur Schilderungen einzelner Abschnitte des Krieges enthalten.

c) Dreiundvierzigstes Bändchen: Histoire de France depuis l'avènement des Capétiens jusqu'à la fin des Valois 987—1589. Für den Schulgebrauch bearbeitet und mit Anmerkungen herausgegeben von H. Gade. VIII u. 111 S. 8. geb. 1,20 *M*.

Der Stoff ist den Récits et Biographies d'Histoire de France von G. Ducoudray und der Histoire de France pour Tous von H. Bordier und Ed. Charton, bearbeitet von G. Ducoudray, entnommen. Die Lektüre ist leicht und anregend und wohlgeeignet, das Interesse zu wecken und rege zu erhalten; die Darstellung ist lebendig, abgerundet, anschaulich, wenig reflektierend und hält sich an die Thatsachen. Das Buch stellt keine zu hohen Anforderungen an den geistigen Standpunkt des Schülers. Der Gegenstand selbst wird in vorteilhafter Weise den Geschichtsunterricht auf unseren höheren Schulen ergänzen, zum Verständnis des französischen Volksstammes beitragen und ist in ausgiebiger Weise zur Erzielung sprachlichen Könnens zu verwenden.

Mit Recht weist der Hsgb. diese Lektüre den mittleren Klassen zu. Ein Kommentar mit sprachlichen und sachlichen Anmerkungen folgt hinter dem Texte, ebenso die Stammtafeln der Kapetinger und der Nebenlinien der Kapetinger. Ein Wörterbuch ist nach dem Titelblatte gesondert erschienen im Preise von 0,40 M. Ein zweites Bändchen soll bald herausgegeben werden, das die Geschichte Frankreichs bis in unsere Zeit führt. S. 14 Z. 13 ist durch ein Versehen beim Druck das *t* von *recevait* am Ende der Zeile abgefallen.

Gotha. W. Forcke.

---

[1]) Ph. Wagner, Die Sprachlaute des Englischen nebst Anhang: Englische Eigennamen mit Aussprachebezeichnung. Ein Hilfsbuch für den Schul- und Privatunterricht. Zweite Auflage. Stuttgart 1899, Paul Neff. VIII u. 156 S. 8. 2,50 M.

Wagners Sprachlaute des Englischen wurden gleich bei ihrem ersten Erscheinen von der Fachpresse recht günstig aufgenommen. Und in der That verdient auch das Buch die weitgehendste Berücksichtigung. Es entwirft in kurzen Zügen ein klares, übersichtliches Bild von dem Lautbestand der englischen Sprache. Der Verfasser hält sich fern von allem unnötigen wissenschaftlichen Beiwerk und hütet sich, zu sehr in das Detail zu gehen. Sein Ziel ist darauf gerichtet, dem Lehrer und vor allem dem angehenden Lehrer ein praktisches Hilfsmittel zu liefern, welches leicht und genau über die Beschaffenheit und Bildung der englischen Laute orientiert.

Der Verfasser plädiert für eine systematische Behandlung der Lautlehre. Er sagt in der Vorrede: „Was den Mangel an Zeit anlangt, so zähle man die vielen Minuten und Viertelstunden zusammen, welche gelegentliche Verbesserungen, die sich nicht auf eine vorhergehende systematische Behandlung der Lautlehre stützen, erforden, und man wird finden, dafs man damit mehr Zeit und Mühe vergeudet, als wenn man gleich von Anfang an jeden Laut und jede Lautverbindung gründlich behandelt.“ Ich teile des Verfassers Ansicht über die systematische Behandlung der Lautlehre; sie gewährt entschieden grofse Vorteile und Erleichterungen; nur halte ich es für ratsam, nicht allzuviel Zeit auf diese, ich möchte sagen, rein theoretischen Übungen zu verwenden, denn trotz aller sorgfältigen und gewissenhaften Belehrungen und Übungen bleibt dem Lehrer das unablässige Korrigieren der Aussprache im Laufe des Unterrichts nicht erspart.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil: „Grundlegendes über die einzelnen englischen Laute“ handelt von der Beschaffenheit und Bildung der englischen Laute, der zweite Teil bringt besondere Regeln über die Aussprache der einzelnen englischen Lautzeichen. Überall erkennt man den sorgfältigen und gewissenhaften Beobachter, der, auf fester, wissenschaftlicher

Grundlage stehend, die gesprochene Sprache in ihre einzelnen lautlichen Bestandteile zerlegt und die geschriebene Sprache auf ihren Lautwert prüft. Im Anhang behandelt der Verfasser dann noch die Aussprache von Wörtern, die häufig in unbetonter Stellung vorkommen. Er spricht hier von der Aussprache von Wörtchen wie *are*, *am*, *and*, *as*, *have*, *at* etc. in zusammenhängenden Sätzen. Es folgen dann zwei Leseproben, d. h. zwei kleine englische Texte mit phonetischer Umschrift und schliefslich eine Reihe von Eigennamen mit Aussprachebezeichnung. In dieser zweiten Auflage hat der Verfasser die Lautbezeichnung durch Ziffern aufgegeben und das Passysche System der Lautzeichen angewandt.

Das Buch kann allen Studenten und Kandidaten der neueren Philologie warm empfohlen werden, und auch der amtierende Lehrer wird reiche Belehrung und vielfache Anregung bei der Lektüre dieses Buches finden.

---

[3]) **Bernhard ten Brink, Geschichte der englischen Litteratur.** Erster Band: Bis zu Wiclifs Auftreten. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von **Alois Brandl.** Strafsburg i. E. 1899, Karl J. Trübner. XX u. 520 S. 8. 4,50 *M.*

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den wissenschaftlichen Wert und die litterarische Bedeutung des ten Brinkschen Werkes darzulegen. Das ist von berufenerer Seite bereits hinreichend geschehen. Was ten Brink mit seinem Werk bezweckte: das historische Verständnis der englischen Litteratur überhaupt zu fördern und dasselbe weiteren Kreisen zu erschliefsen, hat er erreicht. Die vorliegende zweite Auflage hat A. Brandl besorgt, welcher auch die Bearbeitung der weiteren Bände übernommen hat. Man darf wohl sagen, dafs die Arbeit in guten Händen ruht und eine würdige Fortsetzung des Werkes zu erwarten ist. Brandl war bei der Bearbeitung dieser zweiten Auflage in einer sehr schwierigen Lage. Die Pietät gegen den Autor gebot ihm mafsvolle Zurückhaltung in seinen eigenen Ansichten und Urteilen, und andererseits beanspruchte die fortschreitende Wissenschaft eingehende Berücksichtigung. Dies war besonders bei der altenglischen Periode der Fall. Da hat nun der Bearbeiter auch teilweise bessernd eingegriffen und die Resultate der neueren Forschung verwertet. Die Partie über die romanische Litteratur des 11. und 12. Jahrhunderts ist zudem von Professor Gröber durchgesehen und, wo es nötig war, berichtigt worden. Im Anhang sind in der neuen Auflage eine Reihe von Aufsätzen ten Brinks über die altenglische Dichtung beigefügt, Aufsätze, die ten Brink teils zu der englischen Übersetzung seines Werkes durch Kennedy anhangweise beigesteuert, teils anderswo zerstreut veröffentlicht hat. Man sieht, es ist alles geschehen, um das Werk

in wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe zu halten und so vollkommen wie nur möglich zu gestalten. Um dem Werke eine gröfsere Verbreitung zu verschaffen, hat der Verleger zudem den Preis des Bandes von 8 M. auf 4,50 M. herabgesetzt. Sicherlich wird sich das Werk in seiner neuen Gestalt viele neue Freunde erwerben.

Dortmund. Ew. Goerlich.

---

1) K. Schenk, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, in Übereinstimmung mit den neuesten Lehrplänen. VI. Lehraufgabe der Untersekunda. Neuere Geschichte von 1740—1888, verfafst von E. Wolff. Mit einer Karte. Leipzig und Berlin 1901, B. G. Teubner. VI u. 85 S. gr. 8. geb. 1,40 ℳ.

Vorliegender sechster Teil des Schenkschen Lehrbuchs der Geschichte, von E. Wolff bearbeitet, enthält in Übereinstimmung mit den neuesten Lehrplänen die Lehraufgabe der Untersekunda. Da den bereits erschienenen Teilen in der pädagogischen Welt eine durchweg freundliche Aufnahme zu teil geworden ist, so hat der Verf. die von K. Schenk aufgestellten Grundsätze auch zu den seinigen gemacht.

Die wichtigsten Thatsachen der politischen Geschichte werden mit umsichtiger Auswahl des wirklich Wissens- und Behaltenswerten in ungekünstelter, von patriotischem Geist erfüllter Darstellung vorgetragen, sodafs der Durchschnittsschüler sehr wohl im stande ist, das in der Klasse Durchgenommene an der Hand des Lehrbuchs durch häuslichen Fleifs zu befestigen und zu vertiefen. Den Segen des Unterrichts kann ihm freilich auch dieses Hilfsmittel nicht ersetzen und soll es natürlich auch nicht.

Im Einklange mit den Forderungen der Lehrpläne hat Verf. auch die Kulturgeschichte, besonders die volkswirtschaftliche und soziale Seite derselben, berücksichtigt. Dafs er diese Partieen nicht stiefmütterlich, sondern mit einer gewissen Ausführlichkeit und mit Temperament behandelt hat, ist nur zu billigen. Ist es doch die Aufgabe der Schule, allen denen, die mit dem Freiwilligenzeugnis ins Leben hinaustreten, eine einigermafsen geschlossene geschichtliche Bildung mit auf den Weg zu geben, durch die sie befähigt sind, auf Grund des Vergangenen das Gegenwärtige, vor allem die brennenden sozialen Fragen des Tages, mit klarem Blicke zu erfassen und zu würdigen. Gerade diese Abschnitte, für deren Bearbeitung Verf. jüngst durch seinen „Grundrifs der preufsisch-deutschen sozialpolitischen und Volkswirtschaftsgeschichte“ (Berlin 1899) in erfreulicher Weise den Befähigungsnachweis erbracht hat, verleihen nach Ansicht des Ref. dem Buche seinen eigenartigen pädagogischen Wert und sind geeignet, ihm auch in der Schülerwelt viele Freunde zu gewinnen.

Den Schlufs des Buches (S. 78—84) bildet eine Zusammenstellung der Lernzahlen.

Alles in allem reiht sich der sechste Band des Schenkschen Lehrbuchs in Wolffs Bearbeitung seinen Vorgängern würdig an; auch er verdient es, den Fachgenossen als ein brauchbares Hilfsmittel bestens empfohlen zu werden.

2) K. Schenk, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, in Übereinstimmung mit den neuesten Lehrplänen.

K. Schenk und E. Wolff, Kanon der einzuprägenden Jahreszahlen. Leipzig und Berlin 1901, B. G. Teubner. 45 S. gr. 8. 0,50 *M*.

Um der Forderung der neuesten Lehrpläne zu entsprechen, haben sich K. Schenk und E. Wolff entschlossen, einen Kanon der einzuprägenden Jahreszahlen, gleichsam als Schlufsstein ihres Lehrgebäudes, aufzustellen. Ausgehend von den Lernzahlen, die sie den Teilen der Oberstufe angefügt haben, sind sie darauf bedacht gewesen, jedwede Überlastung mit unnützem Zahlenballast, vor der die Lehrpläne ausdrücklich warnen, zu vermeiden. Der von ihnen angelegte Mafsstab zeugt durchweg von sicherem pädagogischem Takte und dürfte wohl der Zustimmung der Fachgenossen sicher sein.

Der Druck ist sorgfältig und übersichtlich, indem das Pensum der Mittel- und Oberstufe in Hauptdruck, das den oberen Klassen allein Zufallende aber in kleinerem Drucke gegeben ist. Das Format des Buches ist mit Recht so bemessen, dafs Mifsbrauch von Seiten des Schülers so gut wie ausgeschlossen erscheint.

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

H. Heinze, Die Provinz Brandenburg (Landeskunde Preufsens, herausgegeben von A. Beuermann, Heft 10). Mit 28 Abbildungen und Skizzen. Berlin und Stuttgart 1901, W. Spemann. VI u. 147 S. 8. 1,20 *M*.

Zu den erfreulichsten Bestrebungen unserer Tage mufs die Betonung des „heimatkundlichen Unterrichts" gezählt werden. Mit grofser Genugthuung ist es zu begrüfsen, dafs in den höheren Schulen der Unterricht in der Länderkunde mit der Heimat beginnt und so dafür gesorgt ist, dafs der Sextaner in seiner nächsten Umgebung Bescheid weifs und nicht mehr Nordpol und Grönland ihm besser bekannt sind als die Verhältnisse, in denen er sich täglich bewegt. Diesen Bestrebungen kommt die Landeskunde Preufsens von Beuermann entgegen, deren 7. Teil die Provinz Brandenburg umfafst. Die Arbeit Heinzes zerfällt in 2 Teile: Betrachtung der einzelnen Landschaften und Betrachtung des Gesamtgebiets. Natürlich ist der 1. Teil der bei weitem ausführlichere: er beginnt mit dem südlichen Höhenzuge, den Lausitzer Grenzwall und Fläming bilden, führt durch die Tieflandsmulde des Baruther Thalzugs, über die südliche Reihe der Plateauinseln, den Berliner Thalzug, die nördliche Reihe der Plateauinseln und den Eberswalder Thalzug zu dem nördlichen Höhenzug der Neumark, Uckermark und Priegnitz. Der 2. Teil

giebt eine Übersicht über die Ausdehnung, die Entstehung und den jetzigen Zustand des Bodens, die Entwickelung und den heutigen Zustand der Kultur sowie über die staatliche Bildung und Verwaltung. Fragen und Aufgaben schliefsen sich an jeden einzelnen Abschnitt an. Die Ausführung ist aufserordentlich sorgfältig: von den Höhenzügen führt uns H. zu den Wasserläufen, bespricht dann die Bodenbeschaffenheit, kommt auf die Erwerbsquellen der Bevölkerung, handelt endlich von den Bewohnern und ihren Ansiedelungen. Ist aber wirklich, wie es S. 7 heifst, die Dahme nach der Stadt benannt und nicht vielmehr die Stadt nach dem Flusse? S. 49 ist die Mitteilung über die Form der Lehninschen Weissagung nicht deutlich; vom Hexameter sind doch die „leoninischen Verse" wohl zu unterscheiden. Recht wenig anschaulich und für den Schüler brauchbar ist S. 111 u. a. Sollten die kleinen Städte am Westrande der Neumark nicht ausdrücklich genannt werden, so mufste es genügen, Neudamm und Bärwalde als die wichtigsten anzuführen. Irrtum ist es, 1901 noch vom Kreisphysikus zu sprechen S. 146, falsch ist auf derselben Seite Ratsmann. Seltsam ist es, wenn S. 130 die Angaben der Volkszählung von 1890 als die neuesten angegeben sind, während S. 139 die Zahlen von 1895 herangezogen werden, auf der letzten Seite aber eine Übersicht von 1900 geboten wird. Die Verkehrsangaben S. 141 sind von 1897 — waren wirklich neuere nicht zu beschaffen? Die dem Texte einverleibten Abbildungen und Skizzen sind zumeist recht gefällig: unklar ist eigentlich nur S. 71 das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms in Berlin, unschön S. 42 Sanssouci, dessen Terrassen nicht sichtbar sind, während ein Schlofsgardist sich allzu sehr in den Vordergrund drängt.

Doch alle diese geringen Ausstellungen können den Wert des Heftes für die Heimatkunde nicht mindern, und wenn die übrigen 10 Hefte, welche die anderen Provinzen umfassen, der Arbeit Heinzes gleichen, so ist für unsere Schüler eine sehr lesbare Landeskunde Preufsens geboten. Es kann die Beschaffung der einzelnen Hefte oder am besten der ganzen Sammlung für die Schülerbibliothek nicht angelegentlich genug empfohlen werden.

Neuhaldensleben. Th. Sorgenfrey.

Rud. Hanncke, Erdkundliche Aufsätze für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Neue Folge. Glogau 1901, Carl Flemming. I u. 132 S. 8. geb. 1,80 *M*.

Der verdiente Beifall, den das erste Bändchen gefunden hat (vgl. diese Zeitschrift 1900 S. 377—379), ist Veranlassung geworden zur Herausgabe der „Neuen Folge". Diese bildet eine reichhaltige Erweiterung des Abschnitts „Europa" (ohne Deutschland) im ersten Bändchen; sie zerfällt in sechs Aufsätze von je 20 bis 25 Druckseiten: England, Frankreich, Mittelmeerländer,

Österreich-Ungarn, Rufsland, Nordwestrand des europäischen Kontinents. Auch über die „Neue Folge“ ist ein ähnlich günstiges Urteil zu fällen wie früher; es sind anregende, vielseitige Abschnitte, und wenn hier an einzelnen Stellen in den Beziehungen von Kulturgeschichte und Erdkunde die erstere vorwiegt, so ist zu bedenken, dafs von der letzteren der Aufsatz „Europa“ im ersten Bändchen schon manches vorweggenommen hat. Thatsächliche Irrtümer sind dem Berichterstatter nicht aufgefallen mit Ausnahme dreier Stellen: S. 87 ist die Gröfse der Mondscheibe falsch angegeben (vgl. H. Wagner, Geogr. S. 159/160); S. 58: das Wort Ziffer ist nicht arabischen, sondern indischen Ursprungs; S. 118: Cagni ist dem Nordpole näher gekommen als Nansen. Ferner sei erwähnt: allgemein eingeführt ist der Titel Erzherzog (S. 66) doch erst im 15. Jahrhundert von Friedrich III.; meist wird nicht Salzburg (S. 81), sondern Köln als das „deutsche Rom“ bezeichnet; bedenklich erscheint es, den Ätna (S. 51) ohne weiteres dem nach Nordafrika umbiegenden Apennin zuzuzählen; eine heikle Sache ist es, Schülern gegenüber so wie S. 39 oben über die Volkszahl Frankreichs zu sprechen. Einige Ungenauigkeiten der Schreibweise zeigen sich namentlich in englischen Namen: S. 3 *cakes* (nicht *kakes*), 8 *dogs* (nicht *dogges*), 11 *pottery* (nicht *potery*), 15 *Commons* (nicht *Communs*), 21 Englishmen (nicht Englishmen). S. 113 sollte Vlaemen (nicht Vlämen) geschrieben, S. 45 Goethes Tasso genau angeführt, S. 50 der italienische Imperativ nicht mit dem deutschen Infinitiv übersetzt werden. S. 9 Mitte ist hinter „330“ aus Versehen zweimal der Nominativ statt des Accusativs gesetzt, S. 109 „das Choleraschrecken“. An überflüssigen Fremdwörtern finden sich diesmal nur wenige (wie „singulär“).

Selbstverständlich werden diese Einzelheiten hier nur vorgebracht in dem Sinne, dafs eine zweite Auflage sie leicht ausmerzen könnte; es sind ja auch nur Kleinigkeiten, die angesichts des dargebotenen grofsen Stoffes und der fesselnden Behandlung kaum ins Gewicht fallen. Der Berichterstatter ist überzeugt, dafs auch diese Aufsätze einen grofsen Leserkreis finden und vielfache Anregung geben werden.

Krefeld. A. Pahde.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Dritte Konferenz der Religionslehrer an den höheren Lehranstalten in Berlin und der Provinz Brandenburg am 26. Oktober 1901.

Da im vorigen Jahre unerwarteter Hindernisse wegen eine Konferenz nicht hatte stattfinden können, so kam das vor zwei Jahren bestimmte Thema „Der Religionsunterricht an höheren Schulen in seinem Verhältnis zum Konfirmandenunterricht" erst in diesem Jahre zur Verhandlung. Schon vor zwei Jahren hatte man sich mit diesem Gegenstand beschäftigt, doch wurden damals die Verhandlungen ganz von der schultechnischen Frage nach der angemessensten Lage der Konfirmandenstunden ausgefüllt. Ergebnis war der Beschlufs, an das Kgl. Provinzial-Schulkollegium die Bitte zu richten, eine Verlegung der Konfirmandenstunden Dienstags und Freitags auf 12 bis 1 Uhr (statt 11 bis 12 Uhr) herbeizuführen.

Der Vorsitzende, Herr Gymnasialdirektor Grofs-Spandau, eröffnete nach dem Eingangsgebet die Versammlung durch die Mitteilung, dafs es dem Provinzial-Schulkollegium leider nicht gelungen sei, eine Verlegung der Konfirmandenstunden zu erwirken.

Den Vortrag über das innere Verhältnis vom Schul- und Konfirmandenunterricht hatte der Unterzeichnete übernommen. Die aufgestellten Leitsätze gingen darauf hinaus, eine Abgrenzung der Lehraufgaben beider Unterrichtsarten herbeizuführen und die Kirchenbehörde zu bitten, allgemein verbindliche Anordnungen über die Lehrpensen des Konfirmandenunterrichts zu treffen, da gegenwärtig auf diesem Gebiete vollständige Willkür herrsche, so dafs der Schulunterricht mit dem, was die Schüler im Konfirmandenunterricht haben, in keiner Weise rechnen könne. Die Gefahr, dafs ein Doppelunterricht in demselben Lehrpensum, von verschiedenen Personen gleichzeitig erteilt, entstehen könne, müsse möglichst vermieden werden*). Nach einer sehr lebhaften Besprechung, an der sich auch der anwesende Herr Generalsuperintendent Faber lebhaft beteiligte, wurden die Leitsätze des Referenten in folgender Fassung angenommen:

*) Der ganze Vortrag ist in dem ersten Hefte der Zeitschrift für Religionsunterricht 1902 erschienen.

1. Da nach den gegenwärtig bestehenden Ordnungen ein besonderer Konfirmandenunterricht für 1 bis 2 Jahre neben den Religionsunterricht der höheren Schulen tritt, so ist es eine selbstverständliche pädagogische Forderung, daſs diese beiden Unterrichtsarten, die gemeinsam demselben Ziele zustreben, christliche Persönlichkeiten zu bilden, miteinander in Fühlung treten und Vereinbarungen über die Abgrenzung des in dieser Zeit des Doppelunterrichts zu behandelnden Lehrstoffes treffen.

2. Als besondere und obligatorische Aufgabe des Konfirmandenunterrichts betrachtet die Konferenz vor allem die eingehende Behandlung des Katechismus mit seinem Memorierstoff, sodann die Einführung der Schüler in das Verständnis der wichtigsten kirchlichen Ordnungen und des kirchlichen Lebens überhaupt.

3. Wenn diese Gegenstände obligatorisch für den Konfirmandenunterricht werden, so dient dies dem Schulunterricht zur Entlastung und zur Ergänzung. Er darf sie zwar nicht aus seinen Pensen streichen, aber er kann sich mit einer Vorbereitung in den unteren Klassen durch Einprägung der 3 ersten Hauptstücke mit den wichtigsten biblischen Begründungen und mit repetitorischer und zusammenfassender Behandlung in den Oberklassen begnügen. Insbesondere kann das Pensum der Tertien durch Streichung des 4. und 5. Hauptstückes entlastet werden.

In Klasse II oder später hat der Lehrer, das gründliche Verständnis des Katechismus und der wichtigsten kirchlichen Ordnungen voraussetzend, den gesamten Katechismus unter dem Gesichtspunkte seiner inneren Gliederung zu wiederholen und den Pensen der Oberstufe einzureihen, sowie etwaige Lücken in den Kenntnissen der Schüler auszufüllen.

4. Die Konferenz richtet an das Kgl. Konsisterium die Bitte, allgemeinverbindliche Anordnungen über die im Konfirmandenunterricht zu erledigenden Aufgaben mit Berücksichtigung der hier aufgestellten Gesichtspunkte zu treffen, eventuell solche Anordnungen in gemeinsamer Beratung mit den betreffenden Schulbehörden festzustellen.

Es ist zu erwarten, daſs die hier ausgesprochenen Ansichten der Konferenz bei den Kirchenbehörden Beachtung finden werden; denn sie sind im vollsten Einverständnisse mit dem Herrn Generalsuperintendenten formuliert worden, dessen lebhafte persönliche Beteiligung wesentlich zu dem befriedigenden Ergebnis der Beratung beitrug. Mit besonderer Freude erfüllte es die Versammlung, daſs derselbe erklärte, er werde auch dahin wirken, daſs die gewünschte Verlegung der Konfirmandenstunden auf die Zeit von 12 bis 1 Uhr wenigstens im Winter verwirklicht werde. Diese überraschende Wendung in der Haltung der Kirchenbehörde hatte in dem eingangs erwähnten, schon vor einiger Zeit erfolgten Bescheide des Kgl. Provinzial-Schulkollegiums noch keinen Ausdruck finden können.

Hoffen wir, daſs die unausgesetzten Bemühungen der Schulbehörde noch weiter führen, vielleicht zur Erreichung des letzten Zieles, den Konfirmandenunterricht in schulfreie Zeit zu verlegen.

Berlin. Gotthold Boetticher.

Die 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Strafsburg i. E. vom 1. bis 4. Oktober 1901.

I. Übersicht über den Verlauf der Versammlung.

Zum ersten Mal im neuen Jahrhundert traten deutsche Philologen und Schulmänner zu wissenschaftlicher Arbeit in Strafsburg zusammen, just an den Tagen, da sich für diese jüngste Tochter Deutschlands die Stunde ihrer Wiedervereinigung mit der alten Heimat wiederum jährte. Kaum drei Jahrzehnte sind seitdem verflossen — eine kurze Spanne im Leben der Völker. Wenn man es trotzdem schon wagen konnte, eine Einladung an die Vertreter deutscher Wissenschaft von hier aus ergehen zu lassen, so ist dies ein Zeichen dafür, dafs deren Geist im neuerworbenen Reichslande sich wieder kräftig entfaltet hat.

Wohl konnte sich, wer des Landes kundig, die Schwierigkeiten und Hemmnisse für eine derartige Veranstaltung nicht verhehlen, die anderswo wegfallen. Wufste man doch, dafs bei der Kürze der zurückgelegten Entwicklung vor allem noch nicht jene Tradition, jene Berührung der Universität oder höheren Schule mit der Landesbevölkerung sich hat herausbilden können, die es an andern Plätzen mit sich bringt, dafs neben den offiziellen Teilnehmern noch ein grofser nicht fachmännischer Kreis an den Arbeiten und Festen selbst gefördert und zugleich anregend teilnimmt. Und ferner war die Befürchtung nicht unbegründet, ob wohl bei der Lage der Stadt an der äufsersten Peripherie des Reiches der Besuch auch der Bedeutung der Versammlung entsprechen werde. Allein wenn sie auch an Zahl der Mitglieder vielleicht etwas hinter der einen oder andern der letzten Versammlungen zurückgeblieben sein mag, so war es doch erfreulich zu sehen, dafs fast aus sämtlichen Gauen Deutschlands Vertreter zusammengeströmt waren, dafs auch aus den andern Ländern, wo deutsche Zunge klingt, Österreich und der Schweiz, zahlreiche Gäste erschienen waren. Und auch aus dem Auslande, aus Holland, England, Serbien, Italien, waren Freunde deutscher Wissenschaft gekommen.

Nachdem am Vorabend die ersten Begrüfsungen ausgetauscht waren, traten die Teilnehmer der Versammlung zu der Eröffnungssitzung in dem weiten, prächtigen Lichthofe der Kaiser-Wilhelms-Universität am Dienstag, 1. Oktober, morgens 9 Uhr zusammen. Der erste Vorsitzende, Professor Dr. Schwartz, leitete sie mit einer kurzen Begrüfsungsansprache ein, die in einem Hoch auf „Seine Majestät Kaiser Wilhelm, den Schirmherrn der Friedensarbeit", endigte. Nachdem das Hoch verklungen, wurde beschlossen, folgendes Telegramm an den Kaiser abzusenden:

„Die 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Strafsburg bittet Ew. Majestät, ihre ehrfurchtsvolle Huldigung und Versicherung unwandelbarer Treue und Ergebenheit huldreichst entgegennehmen zu wollen".

Nunmehr begann Professor Schwartz seinen Eröffnungsvortrag, in gewissem Sinne ein Programm für die diesjährige Versammlung, in dem er etwa Folgendes darlegte:

„Der Philolog wird, wenn er dem vergangenen Jahrhundert einen Scheidegrufs nachruft, nicht ohne Wehmut der Zeit gedenken, in der das hellenische Ideal, das der deutsche Klassizismus geschaffen hatte, die verfallene Humanistenschule zu neuer Blüte erzog. Den Direktoren, Conrektoren und Collaboratoren jener Zeit gebührt in der geistigen Geschichte des 19. Jahrhunderts ein ehrenvoller Platz. Es waren oft weltfremde, wunderliche Männer, aber der treue und stille Dienst, den sie unter harten Entbehrungen der Muse, an die sie glaubten, leisteten, gab ihrem Leben und Thun ein innerliches Leuchten, das heller war als aller Glanz äufserer Anerkennung. Eitel und vergebens ist ihre Arbeit darum nicht gewesen, weil sie, wie alles Menschenwerk, Stückwerk war. Sie haben in ihrer Zeit einen geistigen Adel geschaffen, der es als erste Pflicht der Gebildeten ansah, in voller innerer Freiheit die eigene Persönlichkeit zu klarer Harmonie zu festigen: das ist die sittliche Forderung, auf die alle hellenische Ethik hinausläuft. Und so wenig wir heutzutage, wo jeder leere Fant das Bewufstsein seines Nichts mit allerlei Weltverbesserungsplänen übertönen möchte, diese Forderung der Arbeit an der eigenen Persönlichkeit aufgeben dürfen, so wenig auch das andere, wozu die Einfalt und stille Gröfse der Antike unsere deutschen Neuhellenen erzog: die Hingabe an die Wahrheit der Dinge und die Ehrfurcht vor der gestellten Form. Sie mufs uns bewahren vor jener Lächerlichkeit, dafs ein Knäblein meint, es sei etwas, wenn es sein Übermenschentum anpreisend vor aller Augen spazieren führt. Die Seele unseres Thuns und Treibens ist die der Vergangenheit ihr Leben wiedergebende wissenschaftliche Arbeit.

Dafs der griechische Geist dem antiken Leben die Einheit und den Wert gegeben hätte, war zunächst ein mehr geglaubtes als erwiesenes Axiom, es hat sich wirklich in viel höherem Sinne bewährt, als die Männer, die es aufstellten, ahnen konnten. Damit ist unsere Aufgabe allerdings auch unendlich viel gröfser geworden, als sie es vor hundert Jahren war: ein feinerer Ruhm als das: „Wie haben wirs so weit gebracht“, bei dem ein schellenlautes Epigonentum jetzt bei Jubiläen und Jahrhundertfesten den bequemen Genufs väterlicher und grofsväterlicher Arbeit zu quittieren pflegt. Immerdar sind die Götter Griechenlands dem Boden treu geblieben, dem sie entsprossen; in unerschöpflicher Fülle spenden sie, spendet die Mutter Erde unserer Wissenschaft die Funde, die wir nur zu deuten brauchen, um einzutreten in das Leben, das der Haufe verloren oder verdorben wähnt. In der ganzen Mannigfaltigkeit des Daseins taucht dies von Jahr zu Jahr deutlicher vor uns auf und hat die blassen Schemen der Antike umgewandelt in ein farbenreiches Bild von Staaten und Reichen, von Menschenwerken und Menschenleiden, dessen bedeutungsvoller Sinn uns um so tiefer ergreift, je konkreter die einzelnen Züge werden. Der Klassizismus verfocht mit gefühlvollem Ernst die These, dafs die hellenische Kultur ein autochthones Gewächs sei, und engte ferner den Begriff des Hellenismus auf die Blütezeit der Stadtrepubliken ein. Beide Annahmen sind unhaltbar geworden. Die nüchterne, praktische Ausführung eines idealen Traums durch den klassisch begeisterten Geschäftsmann Schliemann

gab der Forschung Anstofs, um die leeren Räume der griechischen Vorgeschichte mit dem Bilde einer Weltkultur zu füllen, die von den Ufern des Euphrat und des Nil weit über Hellas hinausreichte. Ebenso wichtig ist eine andere, den Hellenenfreund in den Orient zwingende Beziehung. Wie die Analysen des homerischen Epos und des Pentateuch zu überraschenden Analogieen geführt haben, so ist die Entwicklung des religiösen Lebens bei den Hellenen und Israeliten zwar in divergierenden Linien verlaufen, bietet aber einer vergleichenden Betrachtung eine Fülle auffallender Gleichartigkeiten. Dem unklaren Gerede von alexandrinischer Entartung stellte der grofse preufsische Historiker mit kühnem Wurf den Hellenismus entgegen, und jetzt erst verstehen wir, in welche Weiten die von Droysen aufgespürten Pfade führen. Die klassische Periode des Griechentums wäre verwelkt und verflogen, wenn nicht der hellenische Geist seine Poesie, seine Rede, seine Weisheit, seinen Staatsgedanken in den Orient und Occident getragen hätte. Die Renaissance selbst setzt viel mehr den Hellenismus als das Römertum voraus, man mufs nur die Hellenisierung des Orients und Occidents als einen kontinuierlichen Prozefs auffassen. Es ist ein Resultat des Hellenismus, wenn Latein und Griechisch eine untrennbare Einheit bilden, und nur Dilettanten dürfen glauben, man könne Latein verstehen, ohne Griechisch zu können.

Aber ich fürchte, mit diesem traditionellen Dualismus kommen wir nicht mehr aus. Es ist eine unanfechtbare Forderung unserer Wissenschaft, das gesamte Leben des hellenischen und griechisch-römischen Orients von der griechischen Seite aufzufassen. Die Altertumsforscher der Zukunft werden sich bequemen müssen, bei ihren orientalischen Kollegen gründlich in die Lehre zu gehen. — Auch im engern Gebiete der künftigen Philologie ist viel, wenn nicht alles zu thun. Es mufs gesagt werden, dafs wir nur in vereinzelten Ausnahmen wissenschaftlich brauchbare Texte antiker Autoren besitzen, und wie auch die echte und wahre Erklärung antiker Meisterwerke im Rückstande ist, davon will ich lieber schweigen.

Die Reben drängen sich im Weinberg, aber der Winzer sind zu wenig. Der Nährboden, auf dem der Baum der deutschen philologischen Wissenschaft gewachsen ist, die Wissenschaftlichkeit unserer Lehrer, darf nicht vertrocknen. Und hier fühle ich mich verpflichtet, mit unmafsgeblicher Bescheidenheit dem Wunsche Ausdruck zu geben, dafs unsern Kollegen nicht zu wenig von der Sorgenfreiheit und der Mufse zugemessen werden möge, wie sie der wissenschaftliche Arbeiter braucht (Bravo!). Wir alle indes, die wir uns deutsche Philologen und Schulmänner zu sein rühmen, wir lassen uns den heiligen Eros nicht rauben. Wer den Glauben an die Ewigkeit der Wissenschaft in sich trägt, dem wirbeln die trüben Sprudel der Gegenwart tief unten im wesenlosen Scheine; seines Thuns Entsagung dient den Mächten, die das Bleibende sind im Leben der Völker und des Einzelnen: der Sehnsucht nach der unendlichen Wahrheit und dem sittlichen Wirken."

Der langhallende Beifall, der diesen tiefen und begeisterten Ausführungen folgte, bewies, wie innig dieser Hinweis auf die Bedeutung und die Ziele der klassischen Philologie auch im neuen Jahrhundert sich mit den Anschauungen der Versammlung berührte.

Der Vorsitzende erteilte dann das Wort dem Vertreter der elsafs-

lothringischen Landesregierung, Staatssekretär v. Köller, der gerade in diesen Tagen sein Amt angetreten hatte. Der Minister begrüfste die Versammlung im Namen des kaiserlichen Statthalters und der reichsländischen Regierung und betonte dann die ernste Bedeutung des Lehrerberufes, dessen schönste Frucht die Dankbarkeit der Schüler sei. Er hoffe, dafs sich auch in Strafsburg viele Männer, alte und junge, diese Dankbarkeit bewahrt hätten, und wünsche der Versammlung, dafs ihre Tagung zur Stärkung der Berufsfreudigkeit beitragen und ihr ein dankbares Andenken an das schöne Elsafs mitgeben werde.

In der Reihe der Begrüfsenden schlofs sich nun der Bürgermeister der Stadt Strafsburg, Back, an, indem er seiner Freude über das Zusammentreten der Versammlung in Strafsburg Ausdruck gab und dann auf die frühere Entwicklung des strafsburgischen und elsässischen Bildungs- und Schulwesens hinwies: „Die wechselvollen politischen Schicksale, von denen unsere Stadt im Laufe der letzten Jahrhunderte betroffen worden ist, sind auch nicht ohne Einflufs auf Unterricht und Bildungswesen geblieben. Tage des höchsten Glanzes waren uns beschieden: die Zeiten, in denen das von der geistigen Bedeutung seines ersten Rektors Johannes Sturm gehobene Gymnasium Argentinense unter den humanistischen Bildungsanstalten der Zeit einen ersten Platz einnahm und als Muster und Vorbild für ähnliche Anstalten des deutschen Reiches dienen konnte; die Zeiten, wo die von dem Stättemeister Sturm von Sturmeck gegründete Universität den Anziehungspunkt bildete, dem die deutsche Jugend aus allen Gauen des deutschen Reiches zuströmte. Auch in der ersten Zeit nach der Lostrennung des Elsafs vom Reich konnte sich das elsässische Schulwesen noch in seiner Eigenart behaupten. Erst die Revolution mit ihren Uniformierungsbestrebungen vernichtete es, und die spätere Gesetzgebung gliederte es in den Organismus der französischen Akademie ein. Das Jahr 1870 hat grofse Wandlungen herbeigeführt. Mit der Wiedererrichtung der Universität, die Kaiser Wilhelm I. dem wiedergewonnenen Lande als schönste Morgengabe darbrachte, kehrte man zu den alten Traditionen zurück. Und heute, nach dreifsig Jahren, ist unser Unterrichtswesen, von der Universität bis zur Volksschule, wenig von demjenigen Altdeutschlands verschieden. Die geistige Verwandtschaft mit dem stammverwandten „Jenseits des Rheins", die wesentlich gelockert war, ist wiederhergestellt worden, und mit ihren Berufsgenossen nehmen heute die gebildeten Kreise der Laienwelt teil an den grofsen Fragen, die das Unterrichtswesen angehen."

Der Redner wünschte dann, dafs die deutschen Schulmänner sich in der Stadt Strafsburg wohl fühlen möchten, die er zwar noch nicht eigentlich „die wunderschöne" zu nennen wage, deren Verschönerung und Erweiterung aber neben den historischen Erinnerungen an frühere Gröfse noch das Interesse der Teilnehmer verdiene.

Höchst sympathisch von diesem warmen Willkommengrufs berührt, dankte die Versammlung dem Redner durch lebhaften Beifall, dankte insbesondere der Vorsitzende für die prächtige Gabe, welche die Stadt Strafsburg durch die Aufführung der Orestie den deutschen Schulmännern bescheren wolle.

Schliefslich sprach der zeitige Rektor der Universität, Professor Dr. Spitta, herzliche Begrüfsungsworte in seiner Eigenschaft als Haus-

herr: „Diejenigen, welche sonst in den Auditorien zu dozieren pflegen, werden diesmal mit Freude und Dank sich bei denen zu Gaste laden, die aus allen Teilen des Vaterlandes und den Ländern deutscher Zunge zusammengekommen sind, um hier eine Tafel zu decken, an der ein jeder von uns solches finden kann, was dem eigenen Bedürfnis und Geschmack entspricht. Der Philosoph und Theolog, Jurist wie Naturforscher kommen hier in gleicher Weise zu ihrem Recht, wo man über eine Mithrasliturgie wie über die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Mathematik, über die Sprache der Gauner wie über die forstliche Flora Altenglands aufgeklärt werden kann, von den weiten Gebieten und hochinteressanten Einzelheiten zu geschweigen, die einen jeden fassen müssen, der mit Bewufstsein in dem vielgestaltigen Leben der Gegenwart steht und den Blick sinnend zurückschweifen läfst zu den Quellen wissenschaftlicher Bildung und Gesittung. Die Tage der gemeinsamen Arbeit, die jetzt so festlich eröffnet worden sind, werden bald dahingeschwunden sein, und nach einem Interludium von weniger akademischem Charakter werden wir Lehrer der Hochschule wieder an unsere stille Arbeit treten. Möge dann nur nicht, hochgeehrte Herren, mit dem Staub Ihrer Füfse der Geist geschieden sein, der in dieser Woche hier unbeschränkt herrschte, der Geist jener philologischen Akribie, welcher seinen Stolz darein setzt, die Sache und nichts als diese herauszustellen, der davon überzeugt ist, dafs die Methode exakter Forschung, der durch Nebengesichtspunkte nicht getrübten Wahrhaftigkeit im Erkenntnisstreben, ein unentbehrliches Mittel ist zur Erziehung der heranwachsenden Generation unseres Volkes. Sie wollen ja doch, meine Herrn Schulmänner, unsere Jugend nicht mit den bewunderungswürdigen Resultaten philologischen Spezialistentums erziehen, sondern mit dem geschlossenen Ernst der Methode, welche längst verklungene Zeiten wieder reden läfst und die Geister der Ahnen selbst zu Erziehern macht an dem jungen Geschlecht, dem nur zu oft aus dem Sinne kommt, dafs es nicht blofs gelte, die Gegenwart zu geniefsen und in banausischer Weise egoistisch auszunutzen, sondern zuerst etwas zu werden und ein Stück Leben zu schaffen, dessen Keimkraft den Staub und Schutt des Jahrhunderts immer wieder durchbrechen wird. Fassen Sie, hochgeehrte Herren, es nicht als eine inhaltslose Phrase, sondern als ein Wort auf, dessen Gewicht ein jeder aus unserer Körperschaft empfindet, wenn wir Sie bitten, uns jenen Geist, in dem Ihre Versammlung hier tagen wird, als Gastgeschenk zurückzulassen, als ein *πνεῦμα δυνάμεως καὶ σωφρονισμοῦ*, damit wir in unentwegter Gewissenhaftigkeit das ausführen, was die Giebelinschrift unseres Kollegiengebäudes: Litteris et patriae von uns fordert: durch die Wissenschaft dem Vaterlande."

Nach einer kurzen Pause wurden die drei ersten allgemeinen Vorträge gehalten, nach deren Erledigung die Fachgenossen zur Bildung der Sektionen zusammentraten. Es wurden ihrer zehn konstituiert, die an den drei folgenden Tagen Morgens von 8 bis 10½ Uhr ihre Sitzungen gleichzeitig abhielten, doch so, dafs manchmal mehrere Abteilungen sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigten. Eine derartige Einteilung war notwendig, da ein nach Inhalt und Umfang sehr bedeutendes Arbeitspensum der Versammlung vorlag: fast siebzig Vorträge waren angemeldet und wurden gehalten. In dem unter III folgenden Bericht ist von einer Scheidung der öffentlichen und Sektionsvorträge abgesehen und eine solche nach Materien befolgt.

In der Schlufssitzung, die am Freitag, 4. Oktober, Vormittags 11 Uhr in der Aula der Universität begann, teilte Professor Schwartz mit, dafs die Weidmannsche Verlagsbuchhandlung wiederum, wie vor zwei Jahren in Bremen, 1000 ℳ zu wissenschaftlichen Zwecken zur Verfügung stelle, und zwar diesmal zur Herausgabe der sog. Constantinischen Exzerpte, wofür ihr telegraphisch gedankt wird. Im Schlufswort betonte der zweite Vorsitzende der Versammlung, Direktor Francke (Strafsburg), im allgemeinen den Wert der wissenschaftlichen Wanderversammlungen für das geistige Leben Deutschlands und deren Vorzüge gegenüber der in Frankreich bestehenden Richtung, alle wissenschaftlichen Bestrebungen in der Hauptstadt zu zentralisieren. Ihr hauptsächlicher Gewinn sei, dafs an Stelle des geschriebenen Wortes das gesprochene, an Stelle der Behauptung die Persönlichkeit trete. Diesem Umstande hätten auch insbesondere die Tagungen der Philologenversammlungen ihre bisherigen bedeutenden Erfolge zu verdanken, weitere dürften bei der regen Forschungsarbeit zu erwarten sein. Zwar würden die daraus hervorgehenden Ergebnisse zum Gemeingut aller Nationen, doch stehe die wissenschaftliche Arbeit auch wieder im Dienste des Vaterlandes, wie es in dem Weihewort an der Strafsburger Universität ausgedrückt sei: Litteris et patriae. Den Dank der Versammlung sprach Schulrat Sander (Bremen) allen denen aus, die zum Gelingen des Philologentages beigetragen; als nächster Versammlungsort wurde auf Vorschlag von Professor Suchier für 1903 Halle in Aussicht genommen.

Auch aufserhalb der eigentlichen Arbeitsstunden fanden die Teilnehmer vielerlei Anregung durch die ihnen geöffneten Sammlungen der Universität und der Stadt Strafsburg und durch die mannigfaltigen Denkmäler alter und neuerer Zeit, die der geschichtlich bedeutsame Boden der letzteren aufzuweisen hat. In dem Archäologischen Museum der Universität, das an kunstverständiger Anordnung in Deutschland seinesgleichen sucht, war Professor Michaelis fast täglich den Besuchern ein feinsinniger Cicerone, während Professor Dehio die Gemäldesammlung im alten Schlofs erklärte. Die Papyrussammlung der Universitätsbibliothek wurde unter sachkundiger Leitung besichtigt. Wer die Altertumssammlung im alten Schlofs besuchte, wo Prof. Henning die Gäste empfing, wird erstaunt gewesen sein, solch schöne und eigenartige Reste römischer und franko-gallischer Kultur hier zu finden. Die im letzten Jahre neu gefundenen Wandmalereien waren gerade kurz vorher zusammengestellt worden; sie zeigen durch ihre künstlerische Ausführung, dafs das alte Argentoratum mehr gewesen ist als eine kleine Garnisonstadt. Durch Hallen und Gänge des altehrwürdigen Stadtwahrzeichens, des Münsters, geleiteten die Professoren Ficker und Dehio immer aufs neue wifsbegierige Gäste, und gern schlofs man sich den Herren an, welche einen Rundgang durch Altstrafsburgs Gassen und Winkel vorschlugen und Perlen altstädtischer Architektur aufzufinden wufsten.

Freundlich wand sich durch die ernste Arbeit ein schöner, froher Kranz festlicher Veranstaltungen. Am Mittwoch fand sich eine grofse Anzahl Teilnehmer zu dem üblichen Festessen im Saale der Orangerie zusammen. Hier sprach nach dem Kaiserhoch Geh. Rat Jäger auf die beiden Namen, die in der elsafs-lothringischen Geschichte dauernd einen guten Klang haben werden: Hohenlohe und Back. Unterstaatssekretär v. Schraut liefs den Philologentag hochleben.

Zu frohem, ungezwungenem Beisammensein hatte die elsafs-lothringische Regierung die Festteilnehmer mit ihren Damen in den festlich geschmückten Orangeriesaal am Abend des 3. Oktober eingeladen. Aufmerksam lauschten hier vor allem die auswärtigen Gäste der anmutigen Darbietung der in einheimischer Mundart gedichteten „Kunkel- (Spinn)stube“, darin sich deutsch-elsässisches Volksleben wiederspiegelt.

Einen ungewöhnlichen künstlerischen Genufs bereitete den Teilnehmern am folgenden Abend die Stadt Strafsburg durch eine Aufführung der Orestie des Aeschylos in der Übersetzung von v. Wilamowitz-Möllendorf. Wufste schon eine vortreffliche, die Antike liebevoll bis ins einzelne nachahmende Inszenierung äufserlich die rechte Stimmung, wie sie die gewaltige Dichtung verlangt, zu schaffen, so wurden auch die Darsteller durch getragene Sprache und durchdachtes Spiel dem erschütternden Werke in einer Weise gerecht, die ihnen den dankbaren Beifall der Freunde klassischer Bildung eintrug.

Zu einer Wanderfahrt in die Vogesen hatte der Festausschufs am letzten Tage des Zusammenseins aufgefordert, und wahrlich nicht umsonst. Dreihundert Festteilnehmer stiegen unter kundiger Führung zur schnell berühmt gewordenen Hohkönigsburg bei Schlettstadt empor. Hier wie später auf den Rapoltsteiner Schlössern umfing der Reiz geschichtlicher Erinnerungen zugleich mit der Freude an der herrlichen, von gnädigem Himmel beschirmten Herbstlandschaft die Herzen der fremden Gäste. Möge der Gedanke an diese gemeinsam verlebten Arbeits- und Festesstunden den Vertretern und Verfechtern humanistischer Bildung eine bleibende und fruchtbringende Erinnerung sein; mögen sie vor allem die Überzeugung gewonnen haben, dafs in dem Lande, in dem der deutsche Humanismus einst so glänzende Triumphe feierte, er auch in unsern Tagen eine Pflegstätte gefunden hat!

II. Übersicht über die Verteilung der Vorträge.

A. Hauptversammlungen.

Vorsitzende: Univ.-Prof. Dr. Schwartz (Strafsburg), Direktor Francke (Strafsburg).

1. Dienstag, 1. Oktober von 9 Uhr an im Lichthof der Universität. Professor Dr. Wendland (Berlin): Hellenismus und Christentum in ihren litterarischen Beziehungen. — Professor Dr. Gneifse (Strafsburg): Der Begriff des Kunstwerks in Goethes Aufsatz von deutscher Baukunst (1772) und in Schillers Ästhetik. — Direktor Dr. Reinhardt (Frankfurt): Der altsprachliche Unterricht nach dem Frankfurter Lehrplan.

2. Mittwoch, 2. Oktober von 10½ Uhr an in der Aula der Universität. Privatdozent Dr. C. F. Lehmann (Berlin): Tigranocerta. — Univ.-Prof. Dr. Schroeder (Marburg): Über deutsche und griechische Personennamen. Univ.-Prof. Dr. Wilcken (Würzburg): Der heutige Stand der Papyrosforschung. — Direktor Dr. Cauer (Düsseldorf): Über philologische Weltanschauung.

3. Donnerstag, 3. Oktober von 10½ Uhr an in der Aula der Universität. Prof. Dr. Kehrbach (Berlin): Bericht über die Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Schulgeschichte, ihre Gruppen und die Stellung des Reichstags. — Univ.-Prof. Dr. Fabricius (Freiburg): Über die Er-

gebnisse der vom Deutschen Reich unternommenen Erforschung des Obergermanisch-Rätischen Limes. — Univ.-Prof. Dr. Elter: Das klassische Altertum und die moderne Wissenschaft. — Univ.-Prof. Dr. Schreiber Überblick über die Ergebnisse der zweiten Kampagne der Sieglinschen Ausgrabungen in Alexandrien.

4. Freitag, 4. Oktober von 10½ Uhr an in der Aula der Universität. Univ.-Prof. Dr. Thumb (Marburg): Die sprachgeschichtliche Stellung des biblischen Griechisch. — Univ.-Prof. Dr. Jakob (Erlangen): Über orientalische Schattenspiele. — Univ.-Prof. Dr. Dieterich (Giefsen): Die Himmelfahrt der Seele, eine Mithrasliturgie.

B. Sektionssitzungen.

1. Philologische Sektion.

Vorsitzende: Univ.-Prof. Dr. Friedländer, Direktor Dr. Veil, Direktor Dr. Bach (alle Strafsburg).

Vorträge: Privatdozent Dr. Thiele: Die Anfänge der Komödie in Griechenland. — Univ.-Prof. Dr. Skutsch (Breslau): Aus Vergils Frühzeit. — Oberlehrer Dr. Heraeus (Offenbach): Über den Wert der lateinischen Glossare. — Professor Dr. Wackernagel (Basel): Sprachgeschichtliches zu Aischylos' Prometheus. — Univ.-Prof. Dr. Keil (Strafsburg): Über die Herkunft der griechischen Stichometrie.

2. Archäologische Sektion.

Vorsitzende: Univ.-Prof. Dr. Michaelis (Strafsburg), Prof. Dr. von Rohden (Hagenau).

Vorträge: Univ.-Prof. Dr. Michaelis: Einleitender Vortrag: Der Anteil Strafsburgs an der archäologischen Forschung. — Univ.-Prof. Dr. Schreiber (Leipzig): Über das unaufgedeckte Grab des Kom-es-Schugafa bei Alexandrien. — Univ.-Prof. Dr. Sauer (Giefsen): Die delphische Halle der Knidier und ihr Gemäldeschmuck. — Univ.-Prof. Dr. Fabricius (Freiburg): Über Ausgrabungen in Tarodunum (Zarten) bei Freiburg. — Univ.-Prof. Dr. Michaelis: Die Athenatempel der athenischen Akropolis. — Prof. Dr. Petersen (Rom): Die augusteische Ara Pacis. — Museumsdirektor Dr. Keune (Metz): Die Civitas Mediomatricorum.

3. Historisch-epigraphische Sektion.

Vorsitzende: Univ.-Prof. Dr. Neumann (Strafsburg), Prof. Dr. Soltau (Zabern).

Vorträge: Professor Dr. Soltau: Der geschichtliche Wert der Reden bei den alten Historikern. — Univ.-Prof. Dr. Sieglin (Berlin): Ethnologische Reiseeindrücke aus Italien und Griechenland. — Rektor Dr. Egelhaaf (Stuttgart): Der Sturz der Herakliden und das Aufkommen der Mermnaden. — Privatdozent Dr. C. F. Lehmann (Berlin): Überreichung des zweiten Heftes der Beiträge zur alten Geschichte. — Univ.-Prof. Dr. Bormann (Wien): Äsopische Fabel auf einem römischen Grabstein. — Bibl.-Direktor Dr. Euting (Strafsburg): Der römische Limes in der provincia Arabia. — Univ.-Prof. Dr. Bormann: Der römische Limes in Österreich. — Prof. Dr. Vulić (Belgrad): Neue Inschriften aus Serbien.

4. Germanistische Sektion.

Vorsitzende: Univ.-Prof. Dr. Martin und Dr. Henning (Strafsburg), Direktor Dr. Lienhart (Markirch).

Vorträge: Professor Dr. Köster (Leipzig): Deutsche Daktylen. — Univ.-Prof. Dr. Wrede (Marburg): Der Sprachatlas des Deutschen Reiches und die elsässische Dialektforschung. — Univ.-Prof. Dr. Zwierzina (Freiburg i. Schw.): Strafsburger und Vorauer Alexander. — Privatdozent Dr. Kraus (Wien): Metrik des hl. Georg. — Oberlehrer Dr. Ries (Colmar): Über einige Grundfragen der germanischen Wortstellungslehre. — Oberlehrer Dr. Scheel (Steglitz): Johann Freiherr zu Schwarzenberg in seiner Bedeutung für Kultur und Litteratur des angehenden 16. Jahrhunderts. — Privatdozent Dr. Helm (Giefsen): Neue Funde auf dem Gebiete der deutschen Ordenslitteratur.

5. Romanische Sektion.

Vorsitzende: Univ.-Prof. Dr. Groeber (Strafsburg), Prof. Dr. Horning (Strafsburg).

Vorträge: Oberlehrer Dr. Urtel (Hamburg): Über einige Fragen aus dem Gebiete der lothringischen Dialekte. — Privatdozent Dr. Wechssler (Marburg): Frauendienst und Vassalität. — Univ.-Prof. Dr. Pirson (Erlangen): Remarques sur le glossaire de Cassel. — Univ.-Prof. Dr. Suchier (Halle): Über die akademische Vorbildung unserer fremdsprachlichen Lehrer; Hochschule oder Drillanstalt? — Prof. Dr. Horning (Strafsburg): Zur Behandlung der Proparoxytona in den Mundarten der Vogesen.

6. Englische Sektion.

Vorsitzende: Univ.-Prof. Dr. Koeppel (Strafsburg), Oberlehrer Dr. Horst (Strafsburg).

Vorträge: Univ.-Prof. Dr. Schroer (Freiburg i. B.): Prinzipien der Shakespearekritik. — Univ.-Prof. Dr. Hoops (Heidelberg): Die forstliche Flora Altenglands. — Univ.-Prof. Dr. Koeppel (Strafsburg): Byrons Astarte.

7. Pädagogische Sektion.

Vorsitzender: Geh. Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr. Jäger (Bonn).

Vorträge: Prof. Dr. Hornemann (Hannover): Die Ahrenssche Methode des griechischen Elementarunterrichts. — Direktor Dr. Hüttemann (Schlettstadt): Über die zeitgemäfse Behandlung der griechischen Grammatik auf dem Gymnasium. — Prof. Dr. Kannengiefser (Strafsburg): Über die Notwendigkeit der Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden in den mittleren und oberen Gymnasialklassen. — Oberlehrer Altendorf (Offenbach): Lateinisch und Griechisch als Gegenstände des heutigen höheren Unterrichts.

8. Mathematische Sektion.

Vorsitzende: Professor Dr. Simon (Strafsburg), Professor Ballauf (Strafsburg).

Vorträge: Univ.-Prof. Dr. Natorp: Zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen der Mathematik. — Direktor Dr. Treutlein (Karlsruhe): Der mathematische Unterricht am Reformgymnasium. — Direktor Dr. Schwering (Köln): Zum mathematischen Unterricht am Gymnasium.

9 Bibliothekarische Sektion.

Vorsitzender: Oberbibliothekar Dr. Meyer (Strafsburg).

Vorträge: Dr. Rob. Fritzsche (Giefsen): Über das litterarisch Wertvolle vom Standpunkte des Bibliothekars. — Prof. Dr. Milchsack (Wolfenbüttel): Über die Frage, ob die Buchschreiber des Mittelalters die Randbreiten an den Handschriften nach einer bestimmten Regel bemessen haben. — Geheimrat Dziatzko: Über die Göttinger Bibliothek in westfälischer Zeit. — Dr. A. Freimann (Frankfurt): Über hebräische Inkunabeln. — Dr. F. Eichler (Graz): Über eine Quellensammlung zur Geschichte des Bibliothekwesens. — Oberbibliothekar Prof. Dr. Haebler (Dresden): Über spanisches Buch- und Bibliothekwesen.

10. Indogermanisch-sprachwissenschaftliche Sektion.

Vorsitzende: Univ.-Prof. Dr. Hübschmann (Strafsburg), Univ.-Prof. Dr. Osthoff (Heidelberg).

Vorträge: Univ.-Prof. Dr. Osthoff: Über den Hund im Indogermanischen.— Dr. Thumb (Altenburg): Über griechische Elemente in den alten Barbarensprachen und im Albanesischen. — Univ.-Prof. Dr. Hoops: Prähistorischer Getreidebau in Nordeuropa. — Prof. Dr. Horn: Vriddhi und Ablaut. — Univ.-Prof. Dr. Bartholomae (Giefsen): Bericht über ein altiranisches Wörterbuch. — Dr. Sommer (Leipzig): Zur italischen Flexion des Ind. Praes. von esse. — Univ.-Prof. Dr. Leumann: Über die 4. Praesensklasse vom Sanskrit.

Aufserdem fanden statt: Die Verhandlungen des Gymnasialvereins am Montag, 31. Oktober; eine Besprechung gymnasial-archäologischer Fragen am Dienstag, 1. Oktober; die Verhandlungen der Deutschen morgenländischen Gesellschaft am Donnerstag, 3. Oktober.

III. Wissenschaftliche Ergebnisse.

A. Festschriften.

1. Strafsburger Festschrift zur XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner herausgegeben von der philosophischen Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität. Mit 8 Abbildungen im Text und einer Tafel. Strafsburg (Trübner) 1901.

1. Adolf Michaelis, Georg Zoegas Betrachtungen über Homer.
2. Th. Nöldeke, Über einige Edessenische Martyrerakten.
3. Eduard Schwartz, Agamemnon von Sparta und Orestes von Tegea in der Telemachie.
4. Ernst Martin, Die deutsche Lexikographie im Elsafs.
5. Groeber, Altfranzösische Glossen.
6. Koeppel, Zur Semasiologie des Englischen.
7. H. Hübschmann, Armeniaca.
8. R. Henning, Aus den Anfängen Strafsburgs.
9. Paul Horn, Zahlen im Schâhnâme.
10. Friedrich Schwally, Zur ältesten Baugeschichte der Moschee des 'Amr in Altkairo.
11. Bruno Keil, Eine Zahlentafel von der athenischen Akropolis.

12. R. Reitzenstein, Scipio Aemilianus und die stoische Rhetorik.
13. Wilhelm Spiegelberg, Der Name des Phönix.
14. Adolf Krazer, Die Reduzierbarkeit Abelscher Integrale.
15. H. E. Timerding, Die Geometrie der linearen Funktionen.
16. Kromayer, Die Chronologie des dritten heiligen Krieges und des Krieges Philipps mit Byzanz.
17. C. Varrentrapp, Nicolaus Gerbel, ein Beitrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Lebens in Strafsburg im 16. Jahrhundert.
18. Harry Brefslau, Kanzleigebühren unter Heinrich VI (1191).
19. E. Sackur, Die Quellen für den ersten Römerzug Ottos I.
20. Hermann Bloch, Ein karolingischer Bibliothekskatalog aus Kloster Murbach.
21. Wilhelm Windelband, Zu Platons Phaidon.
22. Eduard Thrämer, Die Form des hesiodischen Wagens.
23. Karl Johannes Neumann, L. Junius Brutus, der erste Konsul.

2. Dr. H. Veil, Gymnasialdirektor. Schulreden. Den vom 1.—4. Oktober 1901 in Strafsburg versammelten deutschen Schulmännern zum Grufs. (Strafsburg 1901).

3. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Karl Kehrbach. Jahrg. XI. H. 4. S. 239—353. Beiträge zur Schul- und Erziehungsgeschichte von Elsafs-Lothringen. Der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Strafsburg i. E. gewidmet von der Gruppe Elsafs-Lothringen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

4. Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung herausgegeben von Dr. Armin Tille. Bd. II. Heft 11/12. 1901.

5. Beschreibung der Stadt Strafsburg und des Münsters von Professor Dr. Julius Euting. Strafsburg (Trübner) 1901.

6. Broschüre: Die deutsche Schule in Johannesburg.

B. Vorträge.

I. Klassische Philologie.

1. Professor Elter (Bonn): Das klassische Altertum und die moderne Wissenschaft.

Nur zu viele von denen, welche mit Stolz auf die Ergebnisse der modernen Wissenschaften hinweisen, verkennen dabei, dafs auch das Altertum bereits staunenswerte Erfolge auf dem wissenschaftlichen Gebiete erzielt hatte. Wenn man deren Wert kritisch und mit geschichtlichem Verständnis abschätzt, so wird man, wenn nicht zu einer lauteren, so doch weniger einseitigen Bewunderung der modernen Zeit gelangen. Allerdings ist das in der modernen Methode vorherrschende, induktive, empirische Verfahren dem Altertum fremd geblieben: die wesentlichste Ursache für den verschiedenartigen Entwicklungsgang seiner geistigen Kultur. Es genügt nun aber nicht, diesen Mangel einfach mit der Bemerkung abzuthun, die Alten hätten keinen Sinn für exakte Wissenschaften gehabt, vielmehr mufs man zugleich die Gründe zu erfassen suchen, warum die deduktive Methode

vorherrschte und schliefslich so überhand nahm, dafs sie das Mittelalter beseelte und knechtete.

Anderseits sind aber doch nicht die an der neueren Zeit so sehr gepriesenen Fähigkeiten gewissermafsen über Nacht aufgetaucht, um das Menschengeschlecht aus seiner Ruhe zu stören, noch sind sie wie ein Hauch erschienen, der über die Lande weht, und man weifs nicht, von wannen er kommt. Vielmehr habe sich auch dieser wie jeglicher Fortschritt im Zusammenhang der Entwicklung vollzogen. Die Keime dafür liegen im Altertum. Der Vortragende legte an einer langen Reihe von Beispielen dar, dafs und wie die bedeutendsten Erfindungen und Entdeckungen, die wir am Ende des Mittelalters Schlag auf Schlag einander folgen sehen, an Grundlagen und Voraussetzungen wieder anknüpfen, die das Altertum längst geschaffen hatte, was den Ruhm der genialen Urheber natürlich nicht schmälert.

Aus der Fülle des interessanten Materials sei hier nur das Wichtigste mitgeteilt. Columbus unternahm seine Fahrt auf Grund einer Karte nach Ptolemaeus, gestützt auf die Berechnungen, welche die Griechen von dem Erdumfang angestellt hatten, und die Behaim zu seinem Globus verwertete. Die Pythagoraeer lehrten, dafs die Erde nicht Weltzentrum sei; ihre Gedanken über die Erdbewegung hat Copernikus bei Cicero und Plutarch gefunden und zur Grundlage seines Systems gemacht. Cicero hat dem Erfinder der Buchdruckerkunst seine Idee suggeriert, hat durch das bekannte Buchstabengleichnis in de natura deorum ihn darauf gebracht, in dem so unverkennbar im Altertum langsam entwickelte und ausgereifte Gedanken unter neuen Verhältnissen die neuen Wirkungen hervorbringen halfen. Wäre nicht im rechten Momente die klassische Anregung eingetreten, so wäre die Druckertechnik vielleicht ganz andere Wege gegangen und unser Buchwesen stände auf dem Standpunkt des chinesischen. Auch zu technischen Grofsthaten holten die Schöpfer aus dem Borne des Altertums Kraft. Dasypodius, der Erbauer der Strafsburger Münsteruhr, wurde durch Heron angeregt; Lionardos Konstruktionen, Brunelleschis Bauten sind unter der Einwirkung Vitruvs entstanden. Zahlreiche technische Instrumente wurden nach Vorlagen und Beschreibungen der Alten konstruiert. Nachhaltigen Einflufs übten die Ideen des Altertums auf die Konstituierung der modernen Einzelwissenschaften, so der Botanik; die deutsche Altertumswissenschaft verdankt ihre Entstehung dem Wiederauffinden der Germania des Tacitus, die Philosophie erlebte nacheinander eine Auferstehung der antiken Systeme; Ärzte, wie Harvey, bildeten sich an Galen.

So bleibt die Hauptthatsache: die Renaissance ist die Wiege, das klassische Altertum die Mutter der modernen Wissenschaft. Mit Hilfe der antiken Litteratur ist die Welt der Natur und des Geistes zuerst auf empirischem Wege wiedererobert worden. Allerdings ist die heutige exakte Wissenschaft über die antiken Lehrmeister hinausgewachsen, die Naturwissenschaft hat die Zeichen ihres Ursprungs längst abgelegt. Niemanden kann das aufrichtiger freuen als die Vertreter der Altertumswissenschaft selber — nämlich dafs aus dem scheinbar längst abgestorbenen Baume so frisches Leben gesprossen ist. Wir, die Erben der geistigen Errungenschaften des Altertums und der neueren Zeit, sollten dankbar dessen eingedenk bleiben, auf welche Weise wir zu der bedeutenden Stellung gelangt sind, die wir heute in der Wissenschaft einnehmen. Möge Deutschland, das den

Männern der Vorzeit Treue bewahrt, auch derer nicht vergessen, die ihm den Boden bereitet haben: der alten Griechen und der alten Römer.

2. Direktor Cauer (Düsseldorf): Über philologische Weltanschauung.

Der Redner ging davon aus, dafs eine jede selbständige Wissenschaft, indem sie dauernd an Problemen einer bestimmten Art arbeitet, im Geiste einen gewissen bleibenden Habitus, eine eigentümliche Art die Dinge zu betrachten erzeugt. Von Geschichte, Naturwissenschaft, Jurisprudenz gebe dies jeder zu; es gelte aber auch von der Philologie. Ihre Aufgabe fand der Vortragende, im Anschlufs an die bekannte Boeckhsche Definition, darin, dafs sie ein schon vorliegendes Erzeugnis des menschlichen Geistes aufs neue lebendig mache. Dies könne nur so geschehen, dafs der Forscher aus der ihm selbst umgebenden Welt die Elemente entnehme, mit denen die aus dem Altertum überlieferten oder durch gelehrte Arbeit hergestellten Umrisse eines Bildes der Vergangenheit ausgefüllt werden könnten. So führe den Philologen sein Beruf zur Vergleichung zwischen Altem und Neuem; und dabei finde er so viel überraschende Übereinstimmung, dafs er versucht sei, mit dem Prediger des Alten Testaments zu sagen: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne". Zugleich aber würden bei dieser Arbeit die feineren Unterschiede deutlich, die zwischen den zeitlich getrennten Erscheinungsformen eines wiederkehrenden Gedankens beständen. An einer Reihe von Beispielen wurden beide Seiten, die Übereinstimmung wie die Verschiedenheit, erläutert und gezeigt, wie die Aufmerksamkeit auf dieses Verhältnis für ein tieferes Verstehen sowohl der Gegenwart wie der Vergangenheit fruchtbar werden kann. Indem die Philologie für solche Betrachtungsweise den Sinn wecke und den Geist schärfe, sei sie das gegebene Werkzeug, um ein wesentliches Element in der Weltentwickelung, eben die Wiederkehr desselben Gedankens unter verschiedenen Formen zu erkennen. Ein ähnliches Verhältnis bestehe aber auch innerhalb derselben Zeit zwischen räumlich getrennten Äufserungen des Geisteslebens; auch hier sei oft eine im Grunde vorhandene Übereinstimmung verdeckt durch Abweichungen der Form, die durch äufsere Umstände bedingt seien. Indem die Philologie auch hier dahin wirke, die Verschiedenheiten aus ihren Ursachen zu erklären und das Gemeinsame und Gleiche der Grundanschauungen herauszuarbeiten, leiste sie dem Gemeinschaftsleben der Menschen einen Dienst, durch den ihr eine unvergängliche Bedeutung gesichert werde.

Der Vortrag ist in den Preufsischen Jahrbüchern, Novemberheft 1901, erschienen.

3. Professor Bethe (Basel): Homer und die Heldensage.

Hat seit Schliemann die Archäologie die Entwickelung der äufseren Kultur des vorgeschichtlichen Griechenlands erschlossen, so ist nun die Aufgabe um so dringender, mit dieser stummen Hinterlassenschaft die einzige redende Tradition dieser Zeit in Beziehung zu setzen, die griechische Heldensage. Wir sind trotz C. Otfried Müller von einer wissenschaftlichen Erschliefsung derselben noch weit entfernt. Nur durch eine allgemeine umfassende Behandlung kann sie eröffnet und begründet werden. Jedenfalls ist das Vorhandensein geschichtlicher Thatsachen in der Heldensage gesichert, da die Ausgrabungen die Zuverlässigkeit der Ortsangaben erwiesen haben.

Um Troja, das wir nun sehen, gruppiert sich das Hauptproblem. Wie verhält sich Homer zu Troja?

Die nächstliegende und immer noch herrschende Ansicht, die Sage des Krieges um Troja sei der Niederschlag der äolischen Eroberung der Troas, ist bereits 1877 von Eduard Meyer widerlegt durch den Hinweis darauf, daſs die äolischen Kolonieen in der Troas jünger seien als die homerischen Gedichte, geschweige denn deren Stoff, die Sage.

Thatsächlich sind aber Spuren äolischer Kolonisationskämpfe nachweisbar in unserer Ilias, jedoch sehr vereinzelt, dürftig und spät. Satnioeis Ξ 442, Pedasos Lyrnessos Φ 87, Υ 92 Ζ 31, 35, Θυμβραῖοι Λ 320, Δάρδανοι (?) Υ 460. Kebriones, der von Patroklos erschlagene Wagenlenker Hektors, ist älter (Π 750 ff.) Er kann also nicht wohl der Eponym der troischen Stadt Kebrene sein, der östlichsten, also jüngsten äolischen Kolonie. Er gehört vielmehr nach Thrakien an den Hebros, an dessen Nebenfluſs Aristos die thrakischen Κεβρήνιοι sitzen und an dessen Mündung die alte äolische Stadt Ainos liegt. Ebenda ist auch der ebenfalls von Patroklos erschlagene Sarpedon zu Hause, nach dem das Ainos schützende Vorgebirge heiſst. Auch Rhesos gehört nach Thrakien, der Αἰνειῶν πάλμυς, der Feind des Odysseus, der in Maroneia, und des Diomedes, der in Abdera nachweisbar ist: also Kämpfe der Aoler in ihren thrakischen Kolonieen.

Die Spuren der Eroberung der Äolis und von Lesbos sind bekannt: Telephossage und Briseis. Doch auch diese setzen die Sage vom troischen Kriege bereits voraus. Sie ist also älter, muſs also in den älteren Sitzen der Äoler, in Thessalien, Böotien, der Peloponnes entstanden sein. Dahin weist uns die Dialektforschung. Die Berechtigung, von der Troas abzugehen, giebt die schon alte Erkenntnis, daſs der Kampf des Tlepolemos und Sarpedon Ε 627 ff. nach Rhodos und Lykien gehört.

Zwischen Lesbos und Festland liegt Skyros, voll von Bezügen zu Achill. Von Pharsalos, wo das Θετίδειον, bis an den Spercheios reicht nach Β 681, Π 174 ff., Ψ 142 Achills Reich.

Ebenda sitzen seine Feinde. Nach alter epichorischer Überlieferung (Istros bei Plutarch, Theseus 34) ist Alexandros-Paris am Spercheios von Achill und Patroklos überwunden worden. In der That weisen den Alexandros auch andere Spuren in diese Gegend. Kämpft er doch meist mit Thessaliern in der Ilias: Machaon, Eurypylos, Menesthios, wird er doch selbst getötet von Philoktet, der nach Β 716 in Südthessalien haust, und der den Herakles auf dem Oeta verbrennt, also über dem Spercheios.

An der Nordgrenze des achilleischen Reiches, bei Pharsalos, liegt ein Theben. Aus einem nicht lokalisierbaren Theben stammt Andromache, Hektors Weib. Sollte nicht dies thessalische Theben ihre Heimat sein, da sie nach der Sage von Neoptolemos von Troja nach Thessalien geführt ist und ihm dort einen Sohn gebiert? Daſs Hektor in Böotien beheimatet ist, weil er in Theben begraben liegt und in der Ilias viele Böoter, Thebens Nachbarn, tötet, hat schon 1890 Dümmler gezeigt (Studniczka: Kyrene, p. 194 ff., Dümmler Kl. Schriften II. 240 ff.). Hektor ist aber auch hinauf bis nach Thessalien zu verfolgen. Er, oder besser sein Stamm, ist also südwärts gewandert, wie alle Griechenstämme.

Andere Helden sind in der Peloponnes zu Hause, so der Kreis Menelaos, Helena, Alexandros, Deiphobos, Agamemnon, Alexandra in Lakedaimon, so

die Äneaden in Arkadien und Attika, wo wir nicht nur Erichthonios (als Troerkönig Y 219 ff.), sondern auch den Namen Troer finden (Strabon VIII. 604, § 48; Dionys A. R. I. 61, aus dem Atthidographen Phanodem). Die Gewähr für die Richtigkeit dieser Rückführung troischer Heldensage in das Mutterland giebt die lebensvolle Anschaulichkeit, welche die in der Troas unverständlichen Kämpfe hier gewinnen als Kämpfe von Nachbar gegen Nachbar. Diese Heldensage ist entstanden in den langen Kämpfen der griechischen Wanderungen, sie ist die Überlieferung dieser furchtbaren Zeit. Die Konzentrierung dieser vielen einzelnen, über ganz Griechenland verstreuten Sagen um Troja ist in Lesbos geschehen, wo sich Ansiedler aus Thessalien, Böotien, Peloponnes zusammenfanden.

Ausführlichere Darlegung dieser letzten Entwickelung wie des ganzen Vortrages ist im Dezemberheft der „Neuen Jahrbücher für kl. Altertum“ 1901 publiziert worden; derselbe Aufsatz soll auch als besonderes Heft selbständig erscheinen.

4. Privatdozent Dr. Thiele (Marburg): Über die Anfänge der Komödie in Griechenland.

Für die Beurteilung der Frage nach den Anfängen des dramatischen Spiels der Griechen stellte der Vortragende als mafsgebend hin, dafs das volkstümliche Element des Dramas, die Komödie, als der eigentlich treibende Faktor bei dessen Entwicklung zu betrachten sei. Mit der Kultpoesie und deren Kunstformen aber haben die Vertreter dieses volkstümlichen Elementes nur wenig zu thun. Die Phallossänger als solche bilden keinen Mimos und keinen humoristischen Dialog aus; der σοφιστής oder Spafsmacher zieht nur mit den Musikanten herum und übt mit ihnen seine Kunst aus. Auch der Phlyax ist ursprünglich eine einzelne lustige Figur gewesen, eine bestimmte Art von Karikatur, wie sie ähnlich der Volkshumor in dem Aisopos geschaffen hat. Erst allmählich entwickeln sich aus diesen Einzelvorträgen mimalische Darstellungen, die burleske Volksposse und — als höhere Stufe — in Attika die politische Komödie. Die lustige Figur des Seilenos war es ferner, die durch ihr Hinzutreten zu dem Satyrspiel eine Komödie entstehen liefs. Die Satyrkomödie erscheint später als Teil der im weiteren Sinne τραγῳδία genannten Aufführung, allein diese Veränderung geschah unter dem Einflufs von ernsten, dem volkstümlichen Satyrtanzspiel fremden Gesangsaufführungen.

In der Diskussion erhob Professor Bethe Einspruch gegen die Behauptung des Vortragenden, dafs in der attischen Komödie nicht mehr das Phlyakenkostüm verwandt worden sei. Gegenüber seinem Hinweis auf die Vasen und Terrakottendarstellungen betonte Dr. Thiele, dafs diese nicht auf die Komödie, sondern auf die ursprüngliche burleske Volksposse zu beziehen seien.

5. Professor Wackernagel (Basel): Über Sprachgeschichtliches zu Aischylos' Prometheus.

Eine Reihe sprachlicher Erscheinungen wird von dem Vortragenden vorgeführt, um den Text des Prometheus als eine in der Zeit des archidamischen Krieges entstandene Überarbeitung zu erweisen. Als solche von allgemeinem Charakter werden genannt: Gebrauch des Fut. pass. auf -θήσομαι, Gebrauch des Perfekts zur Bezeichnung einer bis in die Gegenwart wirkenden Handlung. Im einzelnen ist nachäschyleisch: χρείη Prom. 213, Perf.

auf -κα bei einem Verb auf -ζω v. 211; 586, selbständiger Befehlssatz mit ὅπως, σόφισμα = Klugheit v. 62; 944; der Jonismus φυγγάνω 513; 525.

6. Professor Keil (Strafsburg): „Über die Herkunft der griechischen Stichometrie."

Ausgehend von dem Unterschied zwischen Total- und Partialstichometrie bekämpfte der Vortragende zunächst die Ansicht Ritschls, die Stichometrie gehe auf Alexandrien zurück. In Ägypten sei die längere Normalzeile von 35 Buchstaben nicht im Buchhandel eingeführt worden, vielmehr zeigten die Papyri des 3. Jahrhunderts die Kurzzeile von 18 Buchstaben. Auch Attika könne nicht die Heimat des Stichos von 35 Buchstaben sein, trotzdem die Zahlzeichen die attischen seien. Vielmehr bewiesen die Inschriften, dafs die Kurzzeile in Attika im Gebrauch war. In der That würde ja auch der attische Buchhändler eher die Länge des jambischen Trimeters als des daktylischen Hexameters zum Mafsstab genommen haben. Die Wahl des letzteren aber weise auf Jonien als Entstehungsgebiet, wo in der Poesie durchaus die epische Langzeile überwiegt. Dieses Mafs benutzten die Jonier auch für das Prosabuch; in Attika behielt man, der Tradition getreu, die Zeile bei, und so vererbte sie sich in die Zeit des Hellenismus.

7. Professor Wendland (Berlin) Christentum und Hellenismus in ihren litterarischen Beziehungen.

Der Redner zog eine Parallele zwischen dem von den jüdischen Schriftgelehrten, von den Attizisten, von der christlichen Kirche geschaffenen Kanon und besprach dann das Verhältnis der urchristlichen Litteratur zur gleichzeitigen hellenistischen. Die vulgäre Sprache steht im Gegensatz zu dem die profane Litteratur beherrschenden Attizimus. Die urchristlichen Litteraturformen sind neu gewachsen, nur die Apokalypsen vom Judentum übernommen. Der Gegensatz der beiden Weltanschauungen kommt auf beiden Seiten zum scharfen Ausdruck. Allgemein verbreitete hellenistische Vorstellungen, geflügelte Worte, Sprichwörter begegnen vereinzelt in der urchristlichen Litteratur. Einzelne Stücke wie Paulus' Areopagrede und der Prolog des vierten Evangeliums verraten einen stärkeren Einflufs griechischer Weltanschauung. Trotzdem in der Zeit zwischen dem Urchristentum und Clemens das Christentum in die regsten geistigen Beziehungen zum Hellenismus tritt, wird doch erst um 200 das Recht christlicher Wissenschaft und litterarischer Thätigkeit gegen die beides bestreitende kirchliche Majorität sicher gestellt. Clemens' und Origenes' Verdienst ist es, die wissenschaftliche Richtung gerettet und die wissenschaftlichen Disziplinen ausgebildet zu haben. Die Entstehung der alexandrinischen Schule, das wissenschaftliche System und die umfassende Lehrthätigkeit der Alexandriner, ihre äufseren Hilfsmittel werden geschildert, ihre litterarischen Arbeiten als Nebenprodukte der mündlichen Lehrthätigkeit betrachtet. Ihre epochemachenden Leistungen in der Erweiterung des Christentums zu einer philosophischen Weltanschauung, in der Schriftexegese, in der Textkritik werden gewürdigt, auf den raschen Verfall der kirchlichen Wissenschaft hingedeutet. Als Symptome der Hellenisierung werden die christliche Überarbeitung heidnischer Schriften und das Fortleben profaner Litteraturformen betrachtet und aus der Erstarrung der Religion und ihrer Absonderung von den anderen Gebieten des Lebens und der Kultur erklärt.

8. Professor Dieterich (Giefsen): Die Himmelfahrt der Seele, eine Mithrasliturgie.

Aus einem griechischen Zauberpapyrus in Paris hat der Vortragende den Rest einer antiken Liturgie zu Tage gefördert. Wie heute die Zauberbücher Anleihen bei Bibel und Gesangbuch machen, so ist hier ein die Mithrasmysterien behandelndes heiliges Buch ausgeschrieben worden es behandelte die Weihe des höchsten Grades der Mysten zur Unsterblichkeit. In der Einleitung werden die Offenbarungsworte gegeben, das erste Gebet lehrt den Mithrokosmos. Dann wird der Aufstieg der Seele beschrieben, zuerst zu Helios, hierauf zur Planeten- und Fixsternsphäre, endlich zu Mithras selbst: es ist eine Liturgie, die einst in den wohlbekannten Grottenheiligtümern aufgeführt wurde; verschiedene der angerufenen Wesen wurden wohl während der Weihebehandlung erleuchtet.

Die einzelnen Sätze oder Gebete enthalten die tiefsten religiösen Gedanken. Die liturgischen Bilder, die dieser Liturgie eines alten Kults ihren religiösen Inhalt geben, der Vereinigung mit Gott, der Gotteskindschaft, der Wiedergeburt, alles vereinigt zum heiligen Akt der Erhebung zum Himmel, sind die gleichen, in denen die alte Kirche ihre religiösen Gedanken formuliert hat, die sie allen Kirchen weiter überliefert hat. Es lasse sich geradezu ein religiöses Denkgesetz nachweisen in der stets wiederkehrenden Fassung des höchsten religiösen Gedankens, der Erhebung zu Gott und der Vereinigung der Seele mit Gott. Der Vortragende stellt als Endziel für die Betrachtung der antiken Liturgieen eine wissenschaftliche Formenlehre aller Liturgieen hin.

9. Professor Wilcken (Würzburg): Der heutige Stand der Papyrosforschung.

Da der Vortragende die Frage über die Entwicklung der Papyrologie überhaupt in einem auf der Dresdener Versammlung gehaltenen Vortrage behandelt hatte, so berücksichtigte er diesmal hauptsächlich die Fortschritte der Papyrosforschung in den letzten vier Jahren. Das Material hat sich in dieser Zeit stark vermehrt, neue Sammlungen sind u. a. in München, Heidelberg und Strafsburg angelegt worden, auch in Afrika und Amerika werden Papyri gesammelt. Zwar seien ja die Funde noch recht zerstreut, doch lasse sich dem Übelstand hoffentlich später einmal durch ein Corpus abhelfen. Dann aber habe die Zersplitterung den Vorteil, dafs allerorts das Interesse für diesen Forschungszweig bei den Studierenden geweckt werde. Auch in der Art der Gewinnung der Funde sei man vorangeschritten: man betreibe die Papyrosgrabungen systematisch und sei jetzt im stande, das empfindliche Material weit besser zu konservieren. Endlich sei die Zahl der Publikationen recht ansehnlich gewachsen, doch wünschte der Vortragende, indem er auf die bedeutsamen Vorteile hinwies, welche die Interpretation der Klassiker aus den Papyrostexten gewinnen könne, dafs sich noch immer mehr Kräfte zur Pflege dieser Forschung finden möchten, dafs ferner auch aufserhalb des philologischen Kreises der Hort der Papyri für die andern Wissenschaften: Jurisprudenz und Theologie insbesondere, richtiger als bisher gewürdigt werde.

10. Professor Reitzenstein (Strafsburg) gab Bericht über einen von Herrn Seymour Ricci (Paris) eingesandten Vortrag: „Zwei litterarische Bruchstücke aus der ägyptischen Sammlung im Louvre: 1. Nachprüfung des

Hypereidespapyros mit wesentlichen Änderungen in der zwölften Kolumne. 2. Mitteilung von fünf Schreibtäfelchen eines Schülers aus der Zeit Diocletians.

11. Professor Skutsch (Breslau): Aus Vergils Frühzeit.

Der Vortragende behandelte den Ursprung des Gedichtes Ciris, das unter den sog. kleinen vergilianischen Dichtungen genannt wird, und suchte dadurch zugleich seine Ansicht über die Arbeitsweise des Dichters klarzulegen, die er in seinem neuerschienenen Buche „Aus Vergils Frühzeit" entwickelt hat. Die Entstehung der Ciris setzt er nicht, wie sonst üblich, nach Vergils Tode an, sondern in die Zeit der ausgehenden Republik. Die Wiederholungen der Verse und Verspaare dieses Gedichtes bei Vergil führt er auf die Nachahmung eines Vorgängers zurück, als welcher Cornelius Gallus anzusehen sei. Genannt wird eine Ciris in der sechsten Ekloge des Vergil; nach der Ansicht des Vortragenden war diese ein Werk des dort gleichfalls angeführten Cornelius, und die daselbst vorgebrachten Äufserungen Vergils über die 'Ciris' beziehen sich eben auf das erhaltene Epyllion. Für die weitere Begründung seiner Ansicht verwies der Vortragende auf sein vorher genanntes Buch.

In der Diskussion erhob Professor Reitzenstein Bedenken gegen die Folgerung, dafs Gallus der Verfasser aller in der sechsten Ekloge genannten Werke sei, auch wenn letztere thatsächlich den Charakter eines Katalogs habe. Professor Heinze focht die aus den Parallelstellen gezogenen Schlüsse an, da die Darstellung bei Vergil an den betr. Stellen nicht unmotiviert, sondern durch besondere poetische Absichten gerechtfertigt sei. Ecl. VIII 41 stehe Vergil im Ausdruck dem Theokrit weit näher als seinem angeblichen Vorbilde, dem Verfasser der Ciris.

12. Oberlehrer Heraeus (Offenbach): Über den Wert der lateinischen Glossare.

In der Einleitung auf den heutigen Stand der Glossenforschung und -sammlung hinweisend, erörterte der Vortragende zunächst den Gewinn, der den verschiedensten Disziplinen der lateinischen Sprachwissenschaft, der Lexikographie, Laut-, Formen-, Wortbildungslehre, sowie der Kritik der litterarischen Überlieferung aus den alle Phasen der Entwicklung des Lateins beherrschenden Glossen zuflössen. Insbesondere seien sie wertvoll für die Kenntnis des Vulgärlateins und dadurch für die romanische Philologie, ferner für die Germanistik und für die Kritik der glossierten römischen Autoren. Das in den bilinguen Glossen erhaltene Griechisch fördere vielfach das Verständnis der spätgriechischen Sprachdenkmäler, so der Inschriften und Papyri der Kaiserzeit. Der Vortragende schlofs mit dem Hinweis auf die neben der sprachgeschichtlichen zwar zurücktretende, aber doch zu berücksichtigende kulturhistorische Bedeutung der Glossarien, aus denen vielfache Aufschlüsse über die Kenntnis des römischen Privatlebens zu gewinnen seien.

Der sehr beifällig aufgenommene Vortrag wird demnächst in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum erscheinen.

II. Archäologie. Kunstästhetik.

Festschriften: 1. Adolf Michaelis, Strafsburger Antiken, Festgabe für die archäologische Sektion der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von dem Kunstarchäologischen

Institut der Kaiser Wilhelms-Universität Strafsburg. Mit 45 Abbildungen. Strafsburg (K. I. Trübner) 1901. — 2. R. Forrer, Über Steinzeit-Hockergräber zu Achmim, Nagada etc. in Ober-Ägypten und über europäische Parallelfunde. (Achmim-Studien I.) Strafsburg 1901.

a. Besprechung von gymnasial-archäologischen Fragen.

Der Einladung von Prof. Conze, der durch seine Abreise nach Pergamon persönlich am Erscheinen verhindert war, waren 25 Personen gefolgt. Prof. Michaelis übernahm als Mitglied der Centraldirektion des archäologischen Instituts den Vorsitz und berichtete, dafs im Schofse der Centraldirektion ernste Zweifel laut geworden seien, ob die italienischen Herbstkurse für deutsche Gymnasiallehrer wirklich ihren Zweck erfüllten. Es sei erwünscht, die Ansichten der Schulbehörden und sonstiger Beteiligter zu erfahren, damit dieselben bei der demnächstigen Beratung der Centraldirektion berücksichtigt werden könnten. Eine Reihe eingeladener Regierungsvertreter hatten ihre Meinung schriftlich geäufsert. Sie sprachen sich mehr oder weniger bestimmt für Beibehaltung der Kurse aus. Die besonders eingehenden Gutachten der Herren Krüger-Dessau, Kühne-Doberan, Weniger-Wismar wurden verlesen. Aus dem Kreise der Anwesenden äufserte zunächst Professor Oscar Jäger seine Verwunderung darüber, dafs man überhaupt die Fortdauer einer so wertvollen, den Altphilologen fördernden Einrichtung in Frage stelle und spricht sich entschieden für deren Beibehaltung aus. Ähnliches verlangen Schulrat Sander-Bremen, Geheimrat Wendt-Karlsruhe, Geh. Oberschulrat Nodnagel-Darmstadt, Oberstudienrat Ableiter-Stuttgart. Bei der Abstimmung erklärte sich die Versammlung mit allen gegen eine Stimme für die Beibehaltung der Kurse.

Darauf wurden die etwa wünschenswerten Änderungen besprochen, und zwar besonders in Bezug auf geeignete Vorbereitung zur Reise: Auswahl der Teilnehmer, Ausweis über archäologische Vorbildung, Bemessung des Reisegeldes und des Urlaubs. Ministerialrat Albrecht hält frühe Benachrichtigung der Behörden für erwünscht, spricht sich für reichliche Bemessung der Reisezuschüsse und für Urlaub ohne Ersatz der Stellvertretungskosten aus; einen besonderen Prüfungsnachweis oder dergl. lehnt er ab, worin ihm Professor Jäger durchaus beistimmt. Schulrat Sander erkennt zwar im allgemeinen die humanistische Vorbildung als Vorbedingung an, möchte aber Lehrer anderer höherer Lehranstalten nicht ganz ausgeschlossen sehen. Weiterhin werden Verbesserungen der Reise selbst erörtert. Rektor Hirzel-Ulm findet, aus eigener Erfahrung urteilend, die Zeit zu kurz und die Zahl der Teilnehmer zu grofs. Demgegenüber betont Prof. Petersen, dafs zwar auch den Leitern der Kurse eine geringere Zahl willkommen sei, dafs die Verminderung sich aber aus Gründen angemessener Beteiligung aller Staaten des Reiches verbiete. Prof. Jäger und Geheimrat Wendt halten eine Verlängerung der Reisezeit aus Schulinteressen für bedenklich. Auf Grund dieser gemeinschaftlichen Erwägungen stellt dann Prof. Jäger folgenden Antrag, den er als eine Vertrauenskundgebung für das archäologische Institut angesehen wissen will: „Die Versammlung spricht ihre Ansicht dahin aus, dafs der italienische Kursus für Gymnasiallehrer aus dem Reiche in bisheriger Weise fortgeführt, vielleicht durch einen analogen griechischen ergänzt werden solle. Rücksichtlich weiterer Wünsche und

Verbesserungen glaubt sie der Centraldirektion und den Schulverwaltungen vertrauen zu dürfen."

Gegen diesen Antrag spricht sich nur Professor Schwartz-Strafsburg aus, indem er der Ansicht ist, dafs die Kurse wohl manche guten Früchte getragen hätten, dafs aber die dafür aufgewandten Mittel für andere wissenschaftliche Aufgaben oder Reisen einzelner Lehrer besser verwendet werden könnten. Geh. Oberschulrat Nodnagel hält es für leichter, einer derartigen erprobten Einrichtung gegenüber den Lehrern Urlaub zu verschaffen, als wenn einzelne Lehrer längere Reisen machen sollten. Professor Michaelis weist darauf hin, dafs für gröfsere Reisen ja die Halbjahrstipendien vorhanden seien.

Von einer Beratung der Frage, ob ein griechischer Kurs einzurichten sei, und ob die Archäologie als obligatorisches Prüfungsfach in das Lehrerexamen aufgenommen werden solle, sah die Versammlung mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit ab. Der Antrag Jäger wurde dann mit allen gegen eine Stimme angenommen, nachdem Ministerialrat Albrecht erklärt hatte, das am Schlufs des Antrags ausgesprochene Vertrauen zu den Landesregierungen nur auf diejenigen Verwaltungen ausdehnen zu können, die Reisekosten gewährten.

Auf Vorschlag von Schulrat Sander-Bremen beauftragte die Versammlung den Vorsitzenden, Herrn Professor Conze telegraphisch ihren Dank für seine Bemühungen auszusprechen.

b. Vorträge.

Professor **Michaelis** (Strafsburg). 1. **Einleitender Vortrag: Der Anteil Strafsburgs an der archäologischen Forschung.**

Aus der Zeit der freien Reichsstadt nennt der Vortragende als einen Vertreter archäologischer Forschung Joh. Scheffer, einen geborenen Strafsburger, der zumeist in Upsala wirkte, ferner den Wiederentdecker Griechenlands, Jak. Spon aus Lyon, der 1667—9 in Strafsburg studierte. Wie in diesem Falle die Stadt gewissermassen den Mittlerort zwischen Frankreich und Deutschland bildete, so auch im XVIII. Jahrhundert. Hier wurde der Pfälzer Johann Daniel Schöpflin durch die Alsatia illustrata vorbildlich für das Heranziehen der Monumente im Dienste der Landesgeschichte. Das Museum Schöpflinum fand einen Bearbeiter in dem fleifsigen Jeremias Jakob Oberlin, der auch zuerst die antike Geographie mit Rücksicht auf die erhaltenen Denkmäler behandelt hat. Er hielt als erster nach dem Vorbilde von Christ und Heyne archäologische Vorlesungen an der Strafsburger Universität. Auf dieser Bahn folgte ihm Johann Gottfried Schweighäuser, der zunächst in Paris den Text zu dem I. Band des Musée Napoléon schrieb, dann in Deutschland als Hauslehrer in der Familie Wilhelm von Humboldts thätig war und so, durch seine vollkommene Beherrschung der beiden Sprachen unterstützt, besonders geeignet war, den Franzosen die Fortschritte deutscher Wissenschaft, den Deutschen die Hauptmomente der französischen Geistesbewegungen zu vermitteln. Sein feines Kunstgefühl erprobte er bei der Mitarbeit an den noch heute wertvollen Antiquités de l'Alsace, seine Studien über das Münster überholten die älteren Arbeiten. In den Schriften seiner spätern Jahre gewährte er freilich seiner Phantasie allzu weiten Spielraum. Seine Interessen leben noch jetzt in der Gesellschaft für die Erhaltung der historischen

Denkmäler, im Elsaſs fort. Das Museum Schöpflins ging aber 1870 beim Brande der Bibliothek zu Grunde. Eine neue Grundlage für das Studium klassischer Kunst und den Unterricht in ihr bildet jetzt das 1872 begründete Archäologische Museum.

2. Die Athenatempel der athenischen Akropolis.

Der Versammlung wurde ein Blatt mit Plänen und Aufrissen überreicht, die zum gröſsten Teil dem mittlerweile erschienenen Buche: Arx Athenarum a Pausania descripta, ediderunt O. Jahn et A. Michaelis, ed. III., notis sacris et fasciculo tabularum aucta entstammen.

Der Vortragende widerlegt zunächst die Ansicht, der von Kabbadias auf der Akropolis aufgedeckte, von Dörpfeld in seinem Wesen erkannte Tempel, der sog. Hekatompedos, sei der ἀρχαῖος νεώς gewesen. Derselbe war zunächst ein doppelter Antentempel, wurde dann mit einer Ringhalle umgeben. Mit dem älteren Bau hängt der Typhongiebel von Poros zusammen, von dem andern rühren die Marmorreste der Gigantomachie her. Daraus geht deutlich hervor, daſs der ursprüngliche Bau nicht wohl vor dem Beginn pisistratischer Herrschaft begonnen sein kann. In diesem zugleich den ältesten Athenetempel auf der Burg zu erkennen, hindert das Zeugnis des Eratosthenes, der die Erbauung des letztern dem Erichthonios zuschreibt, wie das Einschiebsel im Schiffskatalog, wonach Athena den Erichtheus in ihrem Tempel ansiedelte. Der Redner verlegt den Doppeltempel, als welcher nach der letztgenannten Stelle das älteste Heiligtum betrachtet werden muſs, nördlich vom Hekatompedon an die Stelle der Wahrzeichen des Götterstreites. Sowohl die Stelle bei Herodot VIII, 55, die Furtwängler nur durch Interpolation für das Hekatompedon dienstbar machte, wie die bekannte Hekatompedoninschrift lassen sich mit jener Ansicht ungezwungen vereinigen.

Ein ἀρχαῖος νεώς, der schon zum Jahre 506 (Schol. zu Aristophanes Lysist. 273, aus Krateros) und in zwei Inschriften des V. Jahrhunderts genannt wird, setzt nun notwendig einen καινός νεώς voraus. Unmöglich kann dies der, in den Anfängen gebliebene, sog. kimonische Vorparthenon sein, vielmehr ist es jener Doppeltempel bei den Wahrzeichen, der neue Tempel aber war das pisistratische Hekatompedon. Die Schicksale desselben im V. Jahrhundert werden von dem Vortragenden näher dargelegt: durch Brand seiner Säulenhalle beraubt, diente das Wrack des Tempels dem Schatz von Delos als Unterkommen, bis dieser um 435 in den Parthenon übergeführt wurde. Damit war das Hekatompedon überflüssig geworden.

Nach dem Nikiasfrieden scheint der ἀρχαῖος νεώς neugebaut worden zu sein und zwar, wie Plutarchs und Vitruvs Zeugnisse beweisen, unter Beibehaltung der Doppelteilung — Athene ward im erhöhten Ostraume verehrt — doch mit verändertem Plane, da der Ölbaum jetzt auſserhalb des Gebäudes seinen Platz hatte. Der überaus zierliche Bau des sogenannten Erechtheion kam anfangs durch den stehengebliebenen Rumpf des Hekatompedon wohl nicht recht zur Geltung, bis eine durch Blitzschlag hervorgerufene Feuersbrunst die Athener der Notwendigkeit überhob, ihn abzubrechen. Letzteres leitet der Vortragende aus dem Zeugnis Xenophons für das Jahr 405/6 ab: ὁ παλαιὸς τῆς Ἀθηνᾶς νεὼς ἐνεπρήσθη, wo aus dem Unterschied von παλαιός und ἀρχαῖος hervorgehen müsse, daſs nur der 'an Jahren alte' pisistratische Tempel gemeint sei. Der Name ἀρχαῖος

ναός, manchmal mit dem Zusatz τῆς Ἀθηνᾶς, lebt bis auf Strabos Zeit fort. Mit Rücksicht auf die Zeit verzichtete der Vortragende darauf, die Opisthodomosfrage oder die bauliche Anordnung des sog. Erechtheion zu behandeln, behielt sich aber vor, auf diesen Gegenstand demnächst im Jahrbuch des Archäologischen Instituts näher einzugehen.

3. Professor Luckenbach (Karlsruhe) übergab den Versammelten mit einigen erklärenden Worten zwei Tafeln: „Die Burg von Tiryns“ und „Das römische Haus“.

4. Professor Sauer (Giefsen): Über die delpische Lesche und ihren Gemäldeschmuck.

Gestützt auf die neuen Ergebnisse der französischen Ausgrabungen in Delphi schilderte der Vortragende die Lesche als einen länglichen (8:17 m), ungefähr 6 m hohen Raum mit einer Thür in der Südwand, sowie acht inneren Stützen, welche die mit Oberlicht versehene Dachkonstruktion erforderte. Aus dieser Form des Gebäudes suchte er seine Ansicht über die Anordnung des Bilderschmuckes abzuleiten, indem er es zunächst für ausgeschlossen hielt, dafs die beiden Bilder einander gegenüber angebracht waren. Denke man sie sich aber an der Rückwand nebeneinander, so reiche die hier verfügbare Fläche nicht für die im Text des Pausanias aufgezählten 150 Personen mit Beiwerk aus, falls man nicht deren Gröfse allzusehr beschränken wolle. Seiner Ansicht nach dehnten sich die Bilder, jedesmal gegenüber der Thür beginnend, über drei Wandflächen aus, wobei es dann möglich sei, für jeden laufenden Meter Bildfläche etwa drei Figuren in nahezu Lebensgröfse anzusetzen.

Der Vortragende wendet sich weiter zu einer Kontrolle seiner Hypothese durch die Angaben des Pausanias, wobei er annimmt, dafs derselbe von links an dem Eingang beginnend, nach rechts einen vollen Umgang gemacht habe. Da er die Iliupersis zuerst beschreibt, hat er nach dem Gebäude orientiert, wenn er sie an die rechte Seite desselben versetzt. Die von der Ausdehnung der Gemälde über mehrere Wandflächen bedingten Vertikalgrenzen lassen sich aus der Art der Beschreibung wie aus deren sprachlicher Form zum Teil noch nachweisen. Danach scheint die Figurenmasse sich folgendermafsen über die drei Flächen verteilt zu haben: Iliupersis 1—23, 24—49, 50—79; Nekyia 1—30, 31—51, 52—72. Zum Schlufs besprach der Vortragende noch eingehend die Wirkung der beiden so gebildeten 'Schauräume', in deren jedem der Beschauer zwischen je zwei Stützen hindurch die drei Hauptabschnitte jedes Bildes bequem übersah; bei den Bildstücken an den beiden Längsseiten lasse sich wenigstens im beschränkten Mafse eine Responsion auffinden. An Analogieen für diese Anordnung mangele es im Altertum, doch finde sich die Eigentümlichkeit des Übergreifens von Wand zu Wand am pergamenischen Telephosfries, den man sich von den delpischen Bildern ganz wohl abhängig denken dürfe.

In der Debatte nach Sauers Vortrag bestritt Professor Schreiber die Richtigkeit der statistischen Berechnungen Sauers und machte geltend, dafs bei Beachtung der in der Beschreibung des Pausanias deutlich erkennbaren Übereinanderstellung der Figuren und der ebenso deutlichen Gruppenbildung die beiden Gemälde sich in die Fläche einer Langwand einordnen lassen, was den Vorteil der Übersichtlichkeit gewähre; dafs ein monumentales Kunstwerk, wie dieses zweiteilige Hallengemälde nach dem allgemein giltigen,

durch die alte und neue Kunst gehenden Gesetz auch bildmäſsig komponiert gewesen sein müsse, also durchgeführte Responsion von Figur zu Figur gehabt habe, welche noch in der Beschreibung der Gruppen und in den Erläuterungen bei Pausanias zu erkennen sei. Solche Figurenentsprechung zeigten auch die Schrankenbildern des Panainos im Zeustempel zu Olympia. Daher sei ihm eine Verteilung der Bilder auf vier ungleiche Wandflächen nicht annehmbar.

5. Professor Petersen (Rom): Die Ara pacis Augustae.

Für die geschichtliche Beurteilung dieses Denkmals ist eine besonders feste Grundlage vorhanden, einmal durch die genauen Angaben des Augustus über Jahr der Gründung und Weihung, dann durch die Fixierung der betreffenden Tage in den antiken Kalendarien, endlich durch die Stimmung, welche uns die Stiftung des Heiligtums vorbereitend aus Horazens Liedern entgegenweht. Erst F. v. Duhn hat die in großen Zwischenräumen gefundenen und weit zerstreuten Reste der Ara in ihrem Wesen erkannt, aber von einer Wiederherstellung abgesehen.

Der Vortragende berichtete dann eingehend über die nunmehr mit Unterstützung von E. Guillaume und C. Fiorilli ins Werk gesetzte Rekonstruktion unter Vorlegung der meisten bisher von den Resten angefertigten Photographieen oder Zeichnungen. Die in Rom gehobenen Reste gehören der Einfriedigung an, die in einem Quadrat von 10 m Seitenlänge die Ara mit dem Friedensbilde umgab. Von diesen mit reichem künstlerischem Schmuck versehenen Wand sind nur die mittleren Teile erhalten, während Sockel und Sims fehlen. Die Wände waren innen wie auſsen durch Pilaster in mehrere Felder geteilt, diese wieder durch ein querlaufendes Mäanderband in zwei ungleich große Teile. Die Verzierung war auſsen weit reicher als innen: unten phantastisches Rankenwerk, oben die Festprozession. In der Rückwand Tellus, in den Seitenfeldern Kulthandlungen, flankiert von Tempeldarstellungen, eine Art von Stationsweg für die Prozession, an der Vorderseite endlich die Ankunft des Festzuges mit dem Opfertier, ein Bild, aus dem wir lernen, daſs einst eine Säulenhalle um den reichen Zierbau geführt hat.

6. Professor Schreiber (Leipzig): Das Grab von Kôm-esch-Schukâfa.

Das groſse unterirdische Grab, welches in Kôm-esch-Schukâfa, einem der arabischen Quartiere Alexandriens, südwestlich von der Pompejussäule Ende Oktober d. J. 1900 zu Beginn der zweiten Campagne der Ausgrabungen der Sieglin-Expedition durch Zufall aufgefunden wurde, ist seiner Ausdehnung, seiner architektonisch reizvollen Anlage und seines künstlerischen Schmuckes wegen eine der bedeutendsten Entdeckungen der letzten Jahre und jetzt der ansehnlichste Rest aus griechisch-römischer Zeit, den Alexandrien aufzuweisen hat. Es war bereits im Altertum erbrochen und geplündert worden. Die Anhäufung der Gerippe in den Sarkophagen und Wandnischen bewies, daſs das Grab nach der ersten Benutzung noch längere Zeit ohne Entfernung der älteren Leichenreste zur Beisetzung anderer Verstorbener verwendet worden war. Es besteht aus drei Stockwerken, die von einer um einen Lichtschacht gelegten Wendeltreppe aus zugänglich waren und jetzt wieder zugänglich gemacht worden sind. Von hier führt der Weg an einem groſsen triclinium funebre vorbei, um einen zweiten,

mit einer Gallerie umgebenen Lichtschacht herum in ein monumentales Treppenhaus, das sich von dem mittleren Podest an gabelt und den Zugang zu dem untersten Stockwerke zwischen sich nimmt. Am Fuſse der Treppe liegt ein schmaler Vorraum mit seitlichen Empfangspforten zu den die Centralkammer umgebenden Corridoren. Man gelangt zu dieser innersten Grabkammer durch eine Vorhalle, welche von zwei ägyptischen Lotossäulen gestützt wird. Die Seitenwände dieses, einem Pronaos gleichenden Raumes waren ursprünglich durchbrochen, später zugemauert und als Nischen verwendet worden. In ihnen stehen jetzt die Kalkstein-Statuen eines Ägypters und seiner Frau, welche in Tracht und Haltung altägyptischen Statuen gleichen, während die Köpfe im Stil und auch in der Haaranordnung ihre Vorbilder in Kunst und Mode etwa der vespasianischen Zeit haben. Es sind offenbar die Bildnisse der späteren Eigentümer des Grabes, eines ägyptischen Ehepaares, das den höchsten Gesellschaftskreisen der Stadt angehörte, deren Namen und Stand aber nicht mehr zu ermitteln sind. Eine zahlreiche Dienerschaft hat in den angrenzenden Corridoren, neben ihrer Herrschaft, ihre letzte Ruhestätte gefunden. Bei späterer Verwendung des Grabes sind neue Kammern, die eine hinter der andern, immer tiefer in den Felsen hineingetrieben worden. Alle diese Nebenräume sind in den einfachsten Formen gehalten, nur die Centralkammer ist aufs reichste dekoriert worden. Die Eingangswand der Vorhalle zeigt links und rechts von der in das Innere führenden Thür die Reliefiguren zweier hochaufgerichteter, auf dem Kopfe die Königskrone von Ober- und Unterägypten tragender Schlangen in symmetrischer Ordnung der Thür zugewendet; hinter ihnen den Merkurstab und den Thyrsos, darüber einen Schild mit einem Gorgoneion.

Beim Eintritt in die mit flacher Wölbung bedeckte Kammer erblickt man drei gleichgroſse, rechtwinklig aneinander stoſsende Wandnischen, deren jede in der unteren Hälfte mit einem groſsen Steinsarkophag ausgefüllt und oberhalb mit einem Reliefries verziert ist. Dieser Wandschmuck ist, wie alle Teile des Grabes auſser den Sarkophagen und den Statuen, aus dem gewachsenen Felsen, einem weichen, leicht zu bearbeitenden Sandstein, herausgeschnitten. Die Darstellung zeigt ägyptische Götter- und Priesterfiguren in den überlieferten typischen Formen, aber in einem von griechisch-römischer Kunst beeinfluſsten Stil.

In der mittelsten Nische sieht man die Osirismumie auf dem Totenbett liegen; dabei stehen Anubis, Thot und Horus. An den Schmalseiten nach Fritz von Bissings Erklärung, der wir auch im übrigen folgen, rechts ein reichkostümierter Priester (Setem) vor der Figur der Verstorbenen als Priesterin der Isis, links ein Gebete ablesender Priester und vor ihm die Figur des Verstorbenen als Priester mit dem Attribut seines Gottes auf dem Haupte.

Die beiden angrenzenden Nischen zeigen im Mittelfelde über dem Sarkophag diegleiche, wenig veränderte Scene: Den Apisstier mit der Sonnenscheibe zwischen den Hörnern auf einem Postament stehend, beschützt von der geflügelten Isis und verehrt vom Pharao. Die Figuren der Nebenseiten führen denselben Gedanken in etwas verchiedener Ausstattung aus: einerseits verehrt der Pharao den in Gestalt einer Mumie erscheinenden Gott Chons, andererseits sind die vier Toten-Götter, Duamutef, Hapi, Kebch-senuf und Amsit, die Kinder des Horus, dargestellt. Die Thüren bewachen zwei kriegerisch ausgerüstete Götter, Anubis und der schlangenleibige Set-Typhon.

Ganz abweichend von diesem, der ägyptischen Götterwelt entnommenen Wandschmuck sind die Sarkophage in rein griechischen Formen gehalten. Es ist der wahrscheinlich in Alexandrien entstandene und hier bis in späte Zeit stets festgehaltene Typus, bei welchem die Sarkophagseiten mit Guirlanden dekoriert sind. Bakchische und Gorgonenmasken dienen als Füllungen. Der Sarkophag der mittleren Nische trägt aufserdem als Hauptbild die Figur eines gelagerten Jünglings. Der hier Bestattete wollte in seinem Grabschmuck bezeugen, dafs er als Sohn des Landes dem alten Glauben treu und doch auch gut hellenisch erzogen war.

Das ganze Grab ist noch lange Zeit benutzt worden und hat auch noch andere Porträt-Figuren enthalten, deren Reste im Schutt gefunden wurden. Erwähnung verdient besonders der charaktervolle Marmorkopf eines Sarapispriesters, der an seiner Stirnkrone mit dem Emblem der Sonne erkennbar ist, sowie der wunderschöne Kopf eines Knaben von feinen, zarten Zügen. Zwei grofse, erst nachträglich entdeckte, abgesondert liegende, aber vermutlich ebenfalls von jenem Haupteingang zugängliche Säle mit doppelten Reihen von Grabnischen können vorläufig nur kurz erwähnt werden, da ihre Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist. Sie sind nur mit einzelnen Gemälden, wiederum ägyptisch-griechischen Stiles, geschmückt, welche sich mit den Darstellungen jener Reliefs zum Teil gegenständlich berühren.

Das Gesamtgrab, das Prof. Schreiber nur summerisch beschrieben hat, soll im ersten Bande der Publikationen der Sieglin-Expedition veröffentlicht werden. Die Herren Botti, von Bissing und Ernst Fiechter werden den Vortragenden bei der Herausgabe dieses Werkes unterstützen.

7. Professor Th. Schreiber (Leipzig): Über die zweite Campagne der Ernst Sieglin-Expedition in Alexandrien.

Die Ausgrabungen des ersten Winters (1898/99) hatten unter der geschickten und energischen Leitung des Herrn Dr. Ferdinand Noack als wichtigstes Resultat ergeben, dafs der von Hogarth und Botti angefochtene Stadtplan Mahmoud el Falakis als zuverlässig erwiesen und erkannt wurde, dafs das Strafsennetz dieses Planes, das der gepflasterten Strafsen aus spätrömischer Zeit, auch für die älteren Epochen Geltung habe. Erst nachträglich hat sich erkennen lassen — was in Noacks Bericht (Mitteilungen des athenischen Instituts XXV, 1900 S. 215 ff.) noch nicht berücksichtigt werden konnte —, dafs auch der archäologische Ertrag trotz der räumlichen Beschränkung dieser ersten Untersuchungen nicht unbeträchtlich gewesen war.

Die zweite Campagne mufste der im folgenden Winter herrschenden Epidemie wegen auf den Herbst 1900 verschoben werden. An Stelle Noacks, der einem Rufe an die Universität Jena gefolgt war, trat auf Herrn Professor Dörpfelds Vorschlag Herr Alfred Schiff; er leitete mit dem Architekten Herrn Ernst Fiechter aus Basel die topographischen Sonden, während die Ausgrabungen und Untersuchungen auf dem Gebiet des Sarapeions unter Aufsicht des Herrn Professor August Thiersch aus München und seines Sohnes Dr. Hermann Thiersch standen. Es ist das grofse Verdienst des genannten Münchener Architekten, dafs aus den übriggebliebenen Fundamenten und Mauerresten und aus vereinzelten Werkstücken die allmähliche Erweiterung des berühmten Heiligtums von beschränkten Anfängen an bis zu gewaltiger Ausdehnung in kaiserlicher Zeit herausgelesen werden konnte. In mehreren grofsen, im Vortragssaal aufgestellten Plänen und Auf-

wissen war, der jetzige Zustand, der zunehmende Umfang des Tempelgebietes in den einzelnen Epochen und der Versuch einer Wiederherstellung des Sarapeions zu sehen.

Von den topographischen Untersuchungen haben die bei dem Gouvernementshospital an der arabischen Festungsmauer ausgeführten Sonden OPQ eine besondere Wichtigkeit dadurch erlangt, daſs sie Teile zweier sich kreuzender Straſsen der alten Stadt (R_2 C_2) freilegten und damit Gelegenheit gaben, die von Noack begonnenen Forschungen weiter zu führen, die verschiedenen übereinanderliegenden Straſsenanlagen mit den angrenzenden Bauten zu studieren und das System der mit ihnen zusammenhängenden Be- und Entwässerungskanäle zu verfolgen.

An der Küste, und zwar im Bereich der Königsstadt, ist ein gröſserer, mit Wand- und Bodeninkrustation reich geschmückter, auch mit Bäderanlagen ausgestatteter Komplex von Wohnräumen (Sonde U) ausgegraben worden.

In der Westnekropole wurde gleich zu Beginn der Ausgrabungen am südwestl. Ende des alten Stadions das groſsartige Grab von Kôm-esch-Schukâfa entdeckt, dessen reicher (vom Vortragenden in einer Sektionssitzung besprochener) Kunstschmuck in einer besonderen Publikation bekannt gemacht werden wird. Weiter westlich kam eine Grabkammer (T) zum Vorschein, deren Wände mit ägyptisierenden Malereien bedeckt waren, unter der oberen Stuckschicht aber eine ältere mit griechischen Wandmalereien zeigten. Ein anderes, völlig unberührtes, mit gemalten Guirlanden und farbig behandelten Stucktüren dekoriertes Grab (W) wurde in der Ostnekropole bei Hadra gefunden. Ebenfalls im Osten der alten Stadt, auſserhalb Porte Rosette, gelang es durch Sonde Y, die aus einer Inschrift bekannte augusteische Wasserleitung wieder aufzufinden. Eine nördlich davon im alten, unter Trajan zerstörten Judenquartier ausgeführte Sonde (Z), welche gleich im Beginn wertvolle Grabreste aus ptolemäischer Zeit zu Tage brachte, muſste leider vorzeitig aufgegeben werden. Unsere Bemühungen, auf der ehemaligen, jetzt mit dem Festlande zusammenhängenden Pharosinsel die Einmündung der vom Heptastadium getragenen Wasserleitung festzustellen, ergaben unsichere Resultate.

Über die Bedeutung der bis auf einige Stücke vorläufig nach Leipzig überführten Funde läſst sich kein abschlieſsendes Urteil abgeben, bevor sie nicht geordnet und gesichtet sind. Die Anzahl der Inschriften ist, wie überhaupt in Ägypten, so auch in Alexandrien verhältnismäſsig gering. Diejenige des schönen, im Peribolos des Sarapistempels in situ gefundenen Ptolemäeraltars ist das geschichtlich wichtigste Stück. Die Inschriften in den Souterrains vor dem Südbau des Sarapeions sind interessant als Zeugnisse alexandrinischer Lebensauffassung. Eine lehrreiche Gruppe bilden die Aufschriften der Aschenurnen. Eine überraschende Bereicherung erfahren unsere Vorstellungen von der Fortbildung der hellenistisch-römischen Architektur durch die Stuckfassaden in den Grabkammern, die in das alexandrinische Museum gelangt sind. Man kann vier Klassen unterscheiden: a) aus dem griechischen Mutterlande übertragene Formen ohne entwickelten Barockcharakter, wozu die nach dem Muster in dem Rundbau von Epidauros gearbeiteten Kapitäle der Ptolemäerpaläste gehören; b) hellenistisch-römische Barockformen; c) ägyptisch-griechische Mischbildungen (Ptolemäerpaläste, Schukâfagrab u. a.); d) rein ägyptische und ägyp-

tisierende Formen. Es ist schon jetzt erkennbar, daſs die anscheinend phantastische Prospektenmalerei in Pompeji von solchen Vorbildern der alexandrinischen Architektur ausgeht. Was die Plastik betrifft, so fehlt es auch hier nicht an Überraschungen. Es zeigten sich neue Göttertypen und neue Stilarten; eine merkwürdige Frische und Selbständigkeit der Plastik noch im zweiten Jahrhundert n. Chr., wodurch die von Strzygowski in seinem Werke „Orient oder Rom“ ausgesprochenen Vermutungen eine unerwartete Bestätigung erfahren. Daſs die alexandrinische Toreutik an der Ausbildung des Reliefbildes einen Hauptanteil hat und daſs sie als Lieblingskunst der Ptolemäer in königlichen Ateliers ausgeübt wurde, ist durch neue Fundthatsachen bekräftigt worden. Von Werken der Glyptik ist nun ein ansehnlicher Fund zu nennen, ein Abraxasstein, der durch Inschrift und Darstellung von den bekannten Typen abweicht. Am mannigfaltigsten sind die keramischen Funde, die in Kürze zu klassifizieren unmöglich ist.

Die Ergebnisse der Ernst Sieglin-Expedition sollen in zwei Werken veröffentlicht werden; im ersten das Grab von Kôm-esch-Schukâfa, im zweiten die übrigen Ausgrabungen.

Die Versammlung äuſserte ihr Interesse an den Ausführungen des Vortragenden durch Absendung eines Begrüſsungstelegramms an den Förderer der Expedition, Herrn Ernst Sieglin in Stuttgart.

8. Professor Fabricius (Freiburg): Ausgrabungen in Tarodunum.

Tarodunum, ein nur bei Ptolemäus erwähnter Ort, lag auf dem Plateau des Dreisamthales, da wo sich die Quellbäche der Dreisam vereinigen und die Höllenthalbahn zwischen den Stationen Kirchzarten und Himmelreich durchschneidet. Der Name des Dorfes Zarten bei Freiburg hat die antike Bezeichnung in durchaus korrekter Umbildung bewahrt. Die Stadt muſs keltischen Ursprungs sein, sodaſs wir durch die Untersuchung ihrer Reste möglicherweise die Zeit bestimmen können, wo die Kelten von den Germanen aus dem Schwarzwald verdrängt wurden. Die Ausgrabung ist also nicht nur an sich wertvoll, sondern kann auch zur Lösung eines allgemeinen historischen Problems führen.

Zunächst ist durch Mittel, welche die Stadt Freiburg zur Verfügung gestellt hat, eine Aufnahme aller erhaltenen Reste ins Werk gesetzt, namentlich des Ringwalles, der eine Fläche von der Gröſse Altstraſsburgs umzieht. Auf drei Seiten war der Ringwall durch einen Terrainabhang verstärkt, auf der Ostseite, wo dieser natürliche Schutz fehlte, hatte man statt dessen einen Graben gezogen; die Stelle heiſst noch heute der Heidengraben, obwohl die Vertiefung gänzlich ausgefüllt ist. Die hier begonnenen Ausgrabungen haben als Maſse des Grabens eine Tiefe von 4 m, eine Breite von 12 m, sowie ferner ergeben, daſs hinter ihm ein Wall lag, der an seiner Auſsenfront mit eigenartigem Mauerwerk bekleidet war.

Der Vortragende glaubte, daſs es sich hierbei um eine Bauweise handele, wie sie Cäsar ähnlich an gallischen Mauern beschrieb; alternis trabibus ac saxis b. g. VII 23. Denn es fanden sich nicht nur zahlreiche Reste verkohlten Holzes, sondern auch mehrere fast fuſslange eiserne Nägel, wie man sie ähnlich aus den Mauern gallischer Städte (Bibracte u. a.) zu Tage gefördert hat. Daraus leitete der Vortragende weiter die Wahrscheinlichkeit ab, Tarodunum sei noch in verhältnismäſsig später Zeit von Kelten bewohnt und befestigt worden. Die Einwanderung der Germanen und die

Verdrängung der Kelten könne hiernach erst in der Zeit erfolgt sein, die der Zeit Cäsars nicht sehr lange voraus liegt.

Die Ausführungen des Redners hatten das Interesse der aus der archäologischen und historisch-epigraphischen Sektion bestehenden Zuhörerschaft in solchem Maße geweckt, daſs sich, nachdem der Vorsitzende ihm gedankt, aus den Reihen der Teilnehmer der lebhafte Wunsch vernehmen liefs, es möge auch dem um die Ausgrabungen verdientén Oberbürgermeister der Stadt Freiburg Dr. Winterer sowie dem Stadtrat der Dank der Versammlung für die Unterstützung dieses wissenschaftlichen Unternehmens ausgesprochen werden. Prof. Fabrizius wurde mit der Übermittlung dieses Dankes betraut.

9. Museumsdirektor Keune (Metz): Die civitas Mediomatricorum.

Der Vortragende begann damit, die Grenzen der civitas zu bestimmen. Sie fallen im wesentlichen mit den Stammesgrenzen der keltischen Mediomatriker zusammen, doch safsen in dem westlichen Teil des von ihnen ursprünglich besetzten Gebietes zu Cäsars Zeit die Triboker, sodafs als Ostgrenze der civitas etwa der Wasgenwald angesehen sein dürfte. Im W. wird die Grenze bezeichnet durch die Ortschaften Frues an der heutigen Strafse Verdun-Reims und Scarponna bei dem heutigen Dieulouard, wo ein Meilenstein gefunden wurde, der von den Metzern errichtet wurde. Beide Orte lagen etwa 32—35 km von Metz entfernt. Zu der civitas Mediomatricorum zog der Vortragende entgegen der üblichen Ansicht auch das obere Seillethal, also die Gegend von Vic, Tarquinpol, Marsal. Im N., wo es an antiken Zeugnissen mangelt, mag die Grenze etwa mit derjenigen der Metzer Diözese zusammenfallen, also etwas über den heutigen Bezirk Lothringen hinausgegangen sein. Hauptort der civitas war Divodurum Mediomatricorum oder D. Mediomatricum, worauf sich seit etwa 400 n. Chr. der Begriff der civitas beschränkte, sodafs aus der Stammesbezeichnung Mediomatrici, bzgl. dem Lokativ Mediomatricis, abgekürzt Mettis, die heutige Form des Stadtnamens Metz entstehen konnte. Von den zahlreichen im Gebiete der civitas gelegenen dörflichen vici kennen wir nur wenige Namen, und zwar sind diese gallischen oder doch vorrömischen Ursprungs. Ricciacum (Ritzingen), Caranusca, Ibliodurum (Ville sur Yon), Scarponna, vicus Bodatius (Vic s. S.), vicus Marosalensium (Marsal), vicus Saravus (bei Lörchingen) und das Dorf auf dem Herapel. Daneben begegnen römische Bezeichnungen: ad duodecimum lapidem (Delme), ad pontem Saravi (zur Saarbrücke), Namen für Ortschaften, die sich hier, wie so oft im Römerreiche, bei zunehmendem Strafsenverkehr an den Wirtshäusern entwickelt haben.

Aufser den dörflichen vici gab es auch besondere Stadtviertel, so der vicus Honoris und vicus Pacis in Metz. Der Vortragende behandelte dann näher die Bevölkerung der civitas, indem er als Hauptkriterien für deren Zusammensetzung die Namen der erhaltenen Inschriften benutzte. Danach war, abgesehen vom unfreien Gesinde, die überwiegende Mehrzahl der Bewohner gallischen Ursprungs. Denn wenn auch vielfach die Namen römische Form zu haben scheinen, so zeigt sich doch bei genauerem Zusehen, dafs die römische Nomenklatur die einheimische überwuchert und verdrängt hat.

Diese epigraphische Erörterung bot dem Vortragenden Anlafs, sich gegen die beliebte Voraussetzung auszusprechen, dafs sich „Römer" in grofser oder gar überwiegender Zahl im linksrheinischen Germanien an-

gesiedelt hätten. Er wolle freilich damit den häufigen Besuch der Stadt Metz und die rege Benutzung der von dort auslaufenden Strafsen durch Fremde und Geschäftsleute nicht bestreiten, berücksichtige doch eine Inschrift aus einer Metzer Badeanlage neben den cives Mediomatrici ausdrücklich die advenae. Doch betont er anderseits, dafs dieser Verkehr nicht stark genug gewesen sei, die gallische Gesittung zu unterdrücken. Vielmehr entwickelte sich eine aus römischen und einheimischen Elementen gemischte Kultur, für deren Bethätigung der Redner aus der Fülle des Stoffes einzelnes Bezeichnende herausgreift. So wurden bei Darstellungen der gallischen Schutzgöttin der Pferde, Epona, wie des gallischen Esus die ursprünglichen Attribute allmählich gegen solche vertauscht, welche die analogen Götter der Römer führten. In vieler Hinsicht romanisiert ist auch das aus Saarburg stammende Bild der gallischen Nanosvelta, ein anderes Steinbild derselben Göttin aus Settingen hat gar nichts Gallisches mehr. Die Grabdenkmäler ebenfalls zeigen Vermischung von einheimischen und römischen Formen. Endlich lebt auch die gallische Industrie unter römischer Herrschaft weiter fort, verbessert aber ihre Erzeugnisse oder verändert die Formen des Kunstgewerbes unter dem zunehmenden römischen Einflufs. Für das Studium dieser Entwicklung verwies der Vortragende auf die reichen Schätze des Metzer Museums.

10. Professor Gneifse (Strafsburg): Der Begriff des Kunstwerks im Goethes Aufsatz Von deutscher Baukunst (1772) und in Schiller's Ästhetik.

Nachdem Gn. im Vorbeigehen auf wichtige Berührungen Pestalozzis mit Kant, Goethe und Schiller hingewiesen hatte, hob er hervor, dafs die Untersuchung des Verhältnisses, in dem Goethes Anschauungen vom Wesen des Kunstwerks im Aufsatz Von deutscher Baukunst zu Schillers Ästhetik stehen, auch der Frage zu gute komme, welche Bedeutung Schiller neben Goethe für unsere Bildung hat. Weiter besprach er die Stellung des Aufsatzes Von deutscher Baukunst in der Geschichte des Goetheschen Geistes, ging auf die Mängel seiner Darstellung und den Gegensatz von Goethes Beurteilung des Münsters zu den Ergebnissen der kunsthistorischen Forschung ein und legte dann die in dem Aufsatz enthaltene Ansicht von dem Begriff des Kunstwerks dar.

Als Hauptmerkmale dieses Begriffes fand Goethe das Charakteristische und das Schöne. Das Charakteristische (oder Bildende) schliefst wieder die Eigenschaften des Bedeutenden, Mannigfaltigen und Einheitlichen, Notwendigen, Lebendigen und Wahren in sich. Das Schöne sieht Goethe in gewissen Proportionen. Im vollendeten Kunstwerk sind das Charakteristische und Schöne vereinigt. Die nicht aus den Verhältnissen und der Umgebung des Schaffenden hervorwachsende und nicht aus seiner Erfahrung und Empfindung sich ergebende Kunst ist Scheinkunst, wie z. B. die der Renaissance, soweit sie von den Traditionen der Antike gebunden ist; die Kunst der Naturvölker ist echte, aber nicht vollendete Kunst, weil sie des Schönen noch entbehrt.

Diesen Gedanken Goethes stellte Gn. gewisse Erörterungen in Schillers Briefen an Körner gegenüber. Schiller scheidet da die Kunstwerke in solche, die blofse Natur wiedergeben — das Schöne der Darstellung —, und in solche, die schöne Natur wiedergeben — das Schöne der Wahl. Unter den Begriff Natur fallen alle Gegenstände unseres Bewufstseins, der inneren und der äufseren Welt, der Wirklichkeit und der schöpfe-

rischen Phantasie, in ihren wesentlichen Zügen, nach denen wir sie vorstellen. Der Künstler giebt aber die Natur der Dinge nur in anschaulicher Vereinigung, nachdem er sie in der Form des Scheins aufgefaſst hat. Doch wirkt die Darstellung des Wesentlichen an sich nicht ästhetisch, sondern logisch oder teleologisch. Wesen und Zweck sind bei der ästhetischen Betrachtung immer gleichgiltig. Worauf beruht denn die ästhetische Wirkung? Was ist schön?

Schiller scheidet das eigentliche Schöne und das sittlich Schöne. Das sittlich Schöne, eine besondere Art der Schönheit des menschlichen Gemütes, wird nur mit der inneren Einbildungskraft aufgefaſst. Es ist dann vorhanden, wenn eine der freien Vernunft des Menschen entspringende Handlung zugleich die zwanglose Mitwirkung seines Affekts und Gefühlsvermögens zeigt. Das eigentliche Schöne wird durch den äuſseren Sinn aufgefaſst. Die Gegenstände, die unter seinen Begriff fallen, sind, weil sie der Naturkausalität unterstehen, nicht frei, sondern nur freiheitähnlich. Das eigentliche Schöne ist „Freiheit in der Erscheinung", ein Sinnbild der Freiheit. Bei ihm sind es Form und Stoff, die in Übereinstimmung mit einander und in völliger Unabhängigkeit von der Auſsenwelt erscheinen.

Bei der Form eines Gegenstandes unterscheidet Schiller Bewegung und Gliederung. Die Bewegungen sind unbehülflich, schwerfällig und darum unschön, wenn, wie beim Stier, Bären, Elefanten, die Masse des Stoffes die lebendige Kraft des Tieres hemmt — eine Unfreiheit, die aus dem eigenen Sein des Gegenstandes entspringt —, oder wenn, wie beim Lastpferde, die Abhängigkeit von etwas, was auſserhalb der Natur des Gegenstandes liegt, sich verrät. Das Gegenteil zeigt sich im Flug des Raubvogels, der, wie absichtslos, seine Kreise durch den weiten Luftraum zieht.

Hinsichtlich der Schönheit der Gliederung ist entscheidend Schillers Bemerkung in der Abhandlung Über Anmut und Würde: „Alle Schönheit ist zuletzt bloſs eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objektiven oder subjektiven) Bewegung." Die Schönheit der Gliederung ist also Schönheit der anscheinenden Bewegung. Welche physiologischen Sinnesvorgänge und Empfindungsassociationen die subjektiven Bedingungen sind, wenn uns ein ruhender Gegenstand als sich bewegend erscheinen soll, hat Schiller nicht erörtert. Über die objektiven Bedingungen der Schönheit der Gliederung aber lehrt er: Sobald die Gliederung von auſsen bedingt, sobald sie durch den Stoff eingeschränkt oder den Stoff einschränkend erscheint, ist der Gegenstand für uns nicht ein Sinnbild menschlicher Freiheit, gefällt er uns nicht im ästhetischen Sinne.

Wie nun das schöne Sittliche durch das Sittengesetz bestimmt ist, so folgt auch das eigentliche Schöne einem Gedanken, einem Plane. Es ist, wie Schiller sagt, ein Technisches, wenn wir auch nicht den Zweck, dem es dient, den Plan, dem es folgt, zu durchschauen brauchen. Aber immer muſs die Technik des Dinges, wenn sie ihm nicht den Schein der Freiheit rauben soll, als von der Natur desselben gefordert erscheinen. „Die Handhabe an einem Gefäſs ist bloſs des Gebrauches wegen, also durch einen Begriff da; soll aber das Gefäſs schön sein, so muſs diese Handhabe so ungezwungen und freiwillig daraus hervorspringen, daſs man ihre Bestimmung vergiſst."

Technik aber ist nicht Regelmäſsigkeit (Proportion, Symmetrie). Nur wo diese zum Wesen des Gegenstandes gehören, dürfen sie nicht verletzt

werden, wenn derselbe schön erscheinen soll. Aber sie sind es nicht, die dem Gegenstand Schönheit verleihen. Ein gleichseitiges Dreieck ist symmetrisch kraft seines Begriffes, aber es ist deswegen noch nicht schön. So giebt es überhaupt kein Formenelement und kein System von Formenelementen, an welches die Schönheit gebunden wäre.

Die Technik eines Gegenstandes kann einfacher und verwickelter sein. „Die Schönheit wächst, wenn die Vollkommenheit zusammengesetzter wird . . . .; denn die Aufgabe der Freiheit wird mit der zunehmenden Menge des Verbundenen schwieriger und ihre glückliche Auflösung eben darum überraschender". Die Schönheit des Menschen, des zusammengesetztesten und vollendetsten Wesens, ist daher als die grofsartigste Darstellung des Schönen anzusehen. Auch die Stufenfolge der verschiedenen Daseinsarten des Menschen in der ästhetischen Wertschätzung findet so ihre zureichende Erklärung.

Wie das Schöne der Wirklichkeit, so zeigt auch das Kunstwerk Freiheit und Technik. Die beiden Gruppen der Kunstwerke aber, das Schöne der Wahl und das Schöne der Darstellung, unterscheiden sich dadurch, dafs bei dem letzteren nicht der Gegenstand, sondern nur die Wiedergabe des Gegenstandes in einem von dem Stoffe desselben gänzlich verschiedenen Medium Freiheit in der Erscheinung aufweist. Bei dem Schönen der Wahl dagegen vereinigen sich Freiheit des Gegenstandes und Freiheit der Darstellung. Dafs ein Kunstwerk blofs durch die Freiheit der Darstellung gefallen kann, beweist der echte Naturalismus, der blofse Natur, auch das ästhetisch Gleichgültige, schön darstellt. Über dem Naturalismus aber steht das Werk des grofsen Künstlers, das schöne Natur wiedergiebt, die schon an sich ästhetisch wirken würde.

Indem nunmehr Gn. die eben wiedergegebenen Bestimmungen Schillers mit den aus dem Aufsatz Von deutscher Baukunst herausgehobenen Gedanken verglich, zeigte er, dafs das Charakteristische Goethes nicht mit dem Schönen der Darstellung Schillers zusammenfällt, weil dem letzteren das Merkmal des Bedeutenden fehlt und Goethe die Frage überhaupt nicht behandelt hat, ob ein ästhetisch gleichgültiger Gegenstand uns durch die blofse Darstellung gefallen könne. Was aber die begriffliche Bestimmung eines Kunstwerks mit einem ästhetisch bedeutsamen Inhalt betrifft, so sind Goethe und Schiller in Übereinstimmung, indem sie dasselbe als ein Zweckvolles — Goethe: Notwendiges, Mannigfaltiges, Einheitliches; Schiller: Technisches —, und als ein Freiheitähnliches (Schiller), Lebendiges (Goethe) auffassen. Ebenso findet das Goethesche Merkmal des Wahren bei Schiller darin seine Berücksichtigung, dafs er fordert, der Künstler solle nur das Wesen der Gegenstände darstellen. Auch hinsichtlich der zeitlichen, örtlichen und nationalen Bedingtheit der Kunst sind beide einig. Dagegen wird für Schiller der Unterschied zwischen vollendeter und weniger vollendeter Darstellung des Bedeutenden nur gebildet durch den Grad und Umfang, in dem der Gegenstand ein Zweckvolles und dabei Freies ist, während Goethe hierin noch in Abhängigkeit von früheren Ästhetikern, in dem Hinzutreten eines gewissen Gestaltsverhältnisses die Bedingung höchster ästhetischer Wirkung sieht.

Der Vortrag ist mittlerweile bei Heitz und Mündel zu Strafsburg im Druck erschienen.

III. Geschichte und Epigraphik. Limes.

1. Professor Soltau (Zabern): **Der geschichtliche Wert der Reden bei den alten Historikern.**

Redner erörterte die Verschiedenheit des Geschmacks, die in der Verwendung von Reden zwischen alten und modernen Historikern bestehe, und suchte die Erklärung dieses Gegensatzes vor allem darin, dafs im Altertum das gesprochene Wort eine weit gröfsere Rolle im öffentlichen Leben spielte. Dann wandte er sich den verschiedenen Arten von Reden zu, welche die Historiker in ihre Werke aufgenommen haben, und unterschied folgende vier Hauptgattungen:

1. die authentische Rede;
2. die rein rhetorische Rede;
3. die charakterisierende und beurteilende Rede;
4. die Tendenzrede.

Nachdem S. dann bei Thucydides und Polybius gezeigt hatte, wie leicht selbst bei diesen vorzüglich objektiven Historikern die Übergänge von der einen zur anderen Gattung seien, insbesondere wo es ihnen darauf ankomme, ein Bild der verschiedenen oft widerstreitenden Anschauungen zu geben, wandte er sich eingehender den römischen Schriftstellern zu, bei denen die Gegensätze oft schärfer bewahrt und klarer empfunden wurden. Namentlich betonte S., dafs in Catos origines, in den zeitgenössischen Schilderungen von Fannius, Sempronius Asellio u. a. authentische Reden und Redefragmente Aufnahme gefunden hätten. Er bewies dies u. a. auch durch die aus diesen Schriftstellern geflossenen Redestücke bei Plutarch, Nepos, Gellius (Noctes atticae). Livius und Dionys dagegen brachten meist rein rhetorische Reden, ohne sachlichen Gehalt, Dionys noch dazu oft nach berühmten Mustern — Thucydides, Lysias, Demosthenes — arbeitend, wie dies namentlich Flierle gründlich nachgewiesen hat. Manchmal gehen bei Livius Reden in indirekter Form auf seine Quellen zurück, für deren Feststellung sie also bedeutsam sind.

Für die charakterisierenden und beurteilenden Reden bot dem Redner Sallust, aemulus Thucydidis, vortreffliche Beispiele, während Cäsar, Augustus und Dio meist tendenziöse Reden, die der Charakteristik von Personen und Zuständen dienten, eingelegt hatten.

Zum Schlufs wandte sich S. auf Grund der Ergebnisse seines Buches: Unsere Evangelien, ihre Quellen und ihr Quellenwert (Leipzig, Dieterichs Verlag 1901) den Reden des neuen Testamentes zu. Die Reden der Apostelgeschichte wie des vierten Evangeliums gehören nach S. zu der vierten Gattung. Dagegen besitzen die Reden des ersten Evangeliums (5—7; 10; 18; 23; 25), welche auf den Logia beruhen und durch die entsprechenden Partieen im Lukas (6; 10—18) gedeckt sind, einen hohen Grad von Authentie.

2. Privatdozent Dr. C. F. Lehmann (Berlin): Vorlegung des 2. Heftes der unter seiner Leitung herausgegebenen „Beiträge zur alten Geschichte" (Leipzig, Dieterich 1901). Da die bisher zwanglos erschienenen „Beiträge" vom Beginn des Jahres 1902 ab den Charakter einer in regelmäfsigen Zwischenräumen erscheinenden Zeitschrift erhalten sollen, nahm der Herausgeber Gelegenheit, die dabei beobachteten Zwecke und Ziele genauer dar-

zulegen, als deren vornehmstes er die Aufgabe hinstellte, die innere Einheitlichkeit des Gesamtgebietes der alten Geschichte von den Zeiten der orientalischen Kulturreiche bis in die frühbyzantinische Epoche zu betonen. Rezensionen werden nicht aufgenommen. Jährlich erscheinen drei Hefte. (Preis 20 M.) Das vorgelegte zweite Heft enthält folgende Beiträge:

Ginzel, F. K., Die astronomischen Kenntnisse der Babylonier und ihre kulturhistorische Bedeutung. II.

Hiller v. Gaertringen, F., Die Götterkulte von Thera.

Holzapfel, L., Die drei ältesten römischen Tribus.

Lehmann, C. F., Die historische Semiramis und Herodot.

Beloch, J., Zur Geschichte des pyrrhischen Krieges. Die Schlacht bei Kos.

Rostowzew, M., Der Ursprung des Kolonats.

Münzer, F., Die Entstehung der Historien des Tacitus.

Kornemann, E., Die Zahl der gallischen civitates in der römischen Kaiserzeit.

3. Rektor Egelhaaf (Stuttgart): Der Sturz der Herakliden und das Aufkommen der Mermnaden.

Dieser Dynastenwechsel ist für die Entwicklung des lydischen Staates im VII. Jahrhundert von besonderer Bedeutung gewesen. Die Mermnaden festigen dieses lockere Gebilde innerlich und machen das Volk fähig, sich erobernd nach O. und W. auszudehnen. Redner bespricht genauer das Verhältnis der fünf jene Ereignisse behandelnden Quellen: Herodot (I, 8—13), Xanthos von Lydien, Plato (Rep. II, p. 359), Justinus (I, 7) Plutarch (*αἰτ.* c. 45). Unter den beiden ältesten Fassungen gibt er der des Xanthos als der wahrheitsgetreuesten den Vorzug; Herodots Bericht sei ein litterarisches Kunstwerk, doch historisch schwerlich haltbar, ihm schliefse sich Justin im wesentlichen an. Als gesicherte Ergebnisse seiner Quellenkritik stellte Redner schliefslich folgende Punkte hin:

1. Das Jähe des Thronwechsels; 2. der Mord geht aus von einem dem Könige nahestehenden Manne; 3. die Königin ist irgendwie dabei beteiligt, wahrscheinlich so, wie Xanthos' Rezension es angiebt; 4. der Anhang der Herakliden versucht im Bunde mit einem karischen Dynasten die Mermnaden wieder zu beseitigen; 5. Delphi, von den Parteien angerufen, entscheidet zu Gunsten des Gyges.

4. Privatdozent Dr. C. F. Lehmann (Berlin): Tigranocerta.

Die Angaben der antiken Schriftsteller lassen eine doppelte Möglichkeit zu, die Lage von Tigranocerta zu fixieren. Nach Tacitus lag es 37 Milien von Nisibis, also südlich vom Tigris, nach Ptolemaeus und der Peutingerschen Tafel nördlich dieses Flusses. Strabo verlegt es nach Mesopotamien. Da Tacitus es in einer grofsen Ebene an einem grofsen Gewässer gelegen sein läfst, kann Tel-Ermis, an das man früher dachte, nicht gemeint sein. Vielmehr mufs der Ort nördlich des Tigris gesucht werden, wobei dann an der Tacitusstelle statt 37 Milien die Zahl 107 zu setzen ist, wie schon Kiepert korrigiert hatte. Auf seiner Expedition, welche der Vortragende in den Jahren 1898—99 nach Armenien unternommen hat, ist er auch dieser Frage nahegetreten und glaubt jetzt mit Bestimmtheit, die Stadt in dem heutigen armenischen Orte Miyâfârkîn und damit zugleich in der byzantinischen Stadt Martyropolis gefunden zu haben. Kein geringerer als Moltke hat zuerst, mit strategischem Scharfblick die Bedeutung des Platzes ermessend, eine entsprechende Vermutung ausgesprochen. Unter Vorzeigung einer gröfseren

Photographie wies der Vortragende nach, dafs die Lage dieses Ortes an dem wasserreichen Farkinflusse, der in den Batmansee mündet, der Schilderung des Tacitus durchaus entspreche. Auf Grund eigener Untersuchung gab er Bericht über die erhaltenen Mauerreste und erwähnte näher eine Inschrift in kufischer Schrift. Auch der Kriegsbericht über Lukullus' Kampf mit Tigranes läfst sich mit dieser Örtlichkeit aufs beste vereinigen. Somit lag Tigranocerta in Armenien, was mit Eutrops Angabe übereinstimmt und nach der Ansicht des Vortragenden auch die Stelle des Strabo anzunehmen erlaubt, da er ja den Taurus bis T. rechne.

Es wurden weiterhin die Schicksale und Fortdauer der wiedergefundenen Stadt in christlicher Zeit behandelt, wobei besonders eine von dem Vortragenden an Ort und Stelle gefundene griechische Inschrift herangezogen wurde. Die Erinnerung an die frühere Bedeutung der Stadt ist auch heute noch nicht ganz geschwunden. An einem alten Glockenturm haftet eine Volkserinnerung an den Kampf zwischen Lukull und Tigranes.

Der Vortrag, R. Virchow zu seinem 80. Geburtstage gewidmet, wird erscheinen in dem 3. Hefte der von Dr. Lehmann herausgegebenen Beiträge zur alten Geschichte (vergl. oben No. 2).

6. Professor Sieglin (Berlin): Ethnologische Eindrücke aus Italien und Griechenland.

Es sei in der Ethnologie ein [illegible] daſs bei der Vermischung von blond- u[illegible]en den dunkle den Sieg davontrage. So habe [illegible] waren, diesen Typus verloren, und zwar in [illegible] in dem stark mit römischer Einwanderung d[illegible]eutigen Bewohnern des Schwarzwaldes und de[illegible] die Richtigkeit des Satzes.

Auch bei den Semiten im westlichen Asien herrschte früher das Blondsein vor, und in Griechenland wie in Italien ist es nicht anders gewesen. Redner weist nun auf Grund der Ortsnamen nach, dafs sich in diesen Ländern eine vorarische Bevölkerung befunden habe. Viele griechische Namen, u. a. Athen und Olympia, seien nicht griechisch und fänden sich in Kleinasien dort, wo keine Indogermanen hingekommen sind, wie in Lykien und Karien. Auf der Apenninhalbinsel finden sich nicht italische Ortsnamen im Gebiete der Ligurer, die nach einer alten Überlieferung einst auch in der Gegend von Rom safsen. Nach dem Zeugnis des Posidonius waren die Ligurer blond. Dieser Typus schwand allmählich, doch gab es noch viele blonde Leute in Italien aufserhalb Liguriens. Schwieriger liegt die Sache in Griechenland und Kleinasien. Die Pelasger sind wahrscheinlich dunkel gewesen, dagegen gehörte der aus Mitteleuropa eingedrungene arische Adel dem blonden Typus an und hat sich erst allmählich durch Vermischung geändert, wofür der Redner aus Homer, Pindar und den Fragmenten des Heraclides Belege anführt. Da die bevorzugte Kaste ursprünglich blond war, so habe sich auch bis in spätere Zeit eine höhere Bewertung des blonden Haares erhalten. Im Zusammenhang damit sei es offenbar zu erklären, wenn von allen Götterbildern, die der Vortragende daraufhin untersucht hat, 90—95 % mit blondem Haar dargestellt waren; nur wenige waren dunkelhaarig. Auch für antike Porträts, von denen er 75 auf der Akropolis untersuchte, gelte dieselbe Regel. Eine

Ausnahme bildeten die Darstellungen auf Lekythenvasen und auf den Gefäfsen von Bologna. Hier seien ⅔ der dargestellten Figuren dunkelhaarig. Es handele sich eben um Darstellungen nach dem Leben, nicht wie dort um idealisierte Bilder. Geringer sei der Prozentsatz der Dunkelhaarigen auf pompejanischen Gemälden (25 %). Anderseits stimmt zu diesen Ergebnissen, dafs in Knossos, wohin niemals Arier gekommen sind, das dunkle Haar allein auf den Bildern vertreten ist. Das eigentliche griechische Volk wie das italische war also ursprünglich blond, erst durch Vermischung hat der dunkle Typus gesiegt.

7. Bibliotheksdirektor Professor Euting (Strafsburg) schilderte auf Grund eigener Anschauung den römischen Limes im Ostjordanland unter Vorlegung zahlreicher Photographieen, insbesondere der römischen Lager von Castal, Udruh, Dumar und Ledschum. Er betonte besonders, dafs hier Türme mit Steinzinnenkrönung völlig erhalten sind. Das Nähere wird demnächst in dem Werke von Professor Brünnow und A. v. Domaczewski über die römische provincia Arabia veröffentlicht werden.

8. Professor Bormann (Wien): Der römische Limes in Österreich. Der Vortrag konnte nur zum kleinen Teil gehalten werden, da der Beginn der letzten allgemeinen Sitzung die Schliefsung der Sektionssitzung veranlafste. Erörtert wurden zunächst die bisherigen Arbeiten und weiteren Pläne der österreichischen Kommission; dann sprach B. von den Ausgrabungen zwischen Petronell und Hainburg a. d. D., deren Einzelergebnisse in den Mitteilungen der österreichischen Limeskommission veröffentlicht worden sind.

9. Professor Fabricius (Freiburg): Ergebnisse der vom deutschen Reiche unternommenen Erforschung des römisch-germanischen Limes.

Redner ging davon aus, ein geschichtliches Bild von der Entstehung der römischen Grenzbefestigungen in Germanien zu entwerfen, und zwar im Zusammenhang mit der Geschichte der Römerherrschaft in Obergermanien und Rätien. Denn es liege im Wesen der Limesforschung, dafs sich allgemeine, geschichtliche Fragen daraus entwickelten. Die wichtigsten Punkte in der Operationsbasis, von der die Römer ihre Vorstöfse gegen Germanien unternahmen, waren Mainz, Argentoratum und Windisch, im Winkel der Aare und Reufs. Von den beiden letztgenannten ständigen Legionslagern aus schoben die Römer zur Zeit Vespasians Sommerlager vor, so Rottweil, welches das obere Neckarland beherrschte; in Waldmössingen und Sulz am Neckar lagen Präsidien für die Auxiliartruppen. Wenig später, unter Domitian im Jahre 83 n. Chr., entstanden in der Wetterau die Kastelle Hesselstadt, Heddernheim, Okarben, Friedberg. Damals erst schritt man zur Anlage einer Grenzbefestigung, des Limes, der den Taunus überquerte und die Wetterau umzog. Er bildete gewissermafsen die befestigte Aufsenlinie zu den Hauptkastellen. Von den hölzernen Wachttürmen, welche ihn krönten, konnten die Wachtmannschaften sich mit der Besatzung der Kastelle durch Signale verständigen und feindliche Bewegungen an der Grenze ankündigen. Ähnlichen Charakter zeigt der Limes am Neuwieder Becken und die Linie im Odenwald.

An der Hand einer Karte erläuterte der Vortragende alsdann den Verlauf des Limes nach seinem vollständigen Ausbau, der im Beginn der

Regierung Trajans, etwa ums Jahr 100, erfolgte. Damals zog sich die Grenzlinie von Hönningen am Rhein über die Abhänge des Westerwaldes und Taunus, um die Wetterau bis zum Main, über den Odenwald zum Neckar, diesen entlang bis in die Gegend von Cannstatt; von hier bog sie aus der bisherigen Hauptrichtung ab hinüber zum rätischen Limes, der im weiten Bogen in das nördlich von der Donau gelegene Gebiet vorgriff.

Erst unter Hadrian stellte sich das Bedürfnis nach einer Verstärkung der Grenzbefestigung heraus. Auf seinen Befehl errichtete man längs der ganzen Linie, die Stellen, wo Flufsläufe die Grenze bildeten, ausgenommen, ein Palissadenwerk, von dem sich manche Reste erhalten haben. Gleichzeitig schob man die bisher zurückliegenden Kastelle an die Grenze vor und verlegte ihre Besatzung an den Limes selbst. Da nun zwischen diesen eine sichere Verständigung nötig wurde, wurde die Linie, welche bisher in einer je nach dem Gelände gewundenen Trace verlief, gerade gerichtet. In diesen Veränderungen sah der Vortragende das Überwiegen friedlicher Verhältnisse; denn die auf den Kriegsfall berechnete bisherige Tiefstellung wird durch eine infolge der aufserordentlichen Ausdehnung der Linie sehr schwache Cordonstellung ersetzt. Unter Antoninus Pius wurde die Odenwald-Neckarlinie in eine geradlinige Strecke (Miltenberg-Welzheim) umgebaut, das vorher beschriebene System also auch in der Maingegend angewandt.

Als sich gegen Ende des 2. Jahrhunderts die Beunruhigungen der germanischen Grenze wieder zu mehren begannen, wurden die in der Linie liegenden Kastelle verstärkt, ohne dafs man zu der früheren Tiefstellung der Truppen zurückgekehrt wäre. Zu Anfang des 3. Jahrhunderts ersetzten die Römer in Rätien die Palissadenwehr durch eine feste Mauer, in Germanien führten sie wenigstens einen grofsen Graben neben der Palissade her, der uns heute die sicherste Handhabe für die Wiederauffindung der Linie giebt. Als wahrscheinlichste Ursache der Verstärkungen stellte der Vortragende den Alamannenkrieg des Jahres 213 (unter Caracalla) hin. Allein auch in dieser Gestalt war die Anlage den stets heftiger werdenden Germanenangriffen gegenüber wirkungslos. Die Spuren des grofsen Germanenkrieges von 234 sind darin zu erkennen, dafs die Münzen, die in den Limeskastellen gefunden werden, wiederholt bis Severus Alexander († 235) reichen. Unter des unglücklichen Gallienus' Regierung brach die Grenzwehr völlig zusammen; die im Kastell Niederbieber gefundenen zwei Schätze, die bei der Zerstörung dieser Feste verloren gegangen sind, enthalten Münzen, die bis 259 reichen. Über dieses Jahr hinaus vermögen wir die Existenz des Limes nicht zu verfolgen.

10. Professor Bormann (Wien) legte eine römische Grabinschrift aus der Nähe von Florenz vor, die besonderer Beachtung wert sei, da sich unter ihrem ornamentalen Beiwerk die Darstellung einer äsopischen Fabel finde. Nach dem ungleichmäfsigen Gebrauch der cognomina bei den Namen der dort genannten Familienmitglieder stammt die Inschrift aus dem Anfang der Kaiserzeit, vielleicht aus der Zeit des Augustus, wozu auch der Gesamtcharakter der Ornamentierung pafst. Der in der unteren Hälfte der Platte angebrachte plastische Schmuck zeigt in der Mitte eine Weiterbildung des heiligen ägyptischen Phahles, dessen Auftreten bei der Häufigkeit ägyptischer Motive auf pompejanischen Malereien nicht befremden kann. Rechts und links davon ist die Fläche mit Blätterwerk ausgefüllt, in dem einzelne

Vögel sitzen. Die Fabeldarstellung findet sich in zwei Gruppen verteilt am unteren Rande. Es handelt sich um die Fabel vom Fuchs und Storch oder Kranich. Das Vorkommen gerade dieser Fabel auf der Grabtafel sucht B. im Zusammenhang mit den cognomina des Bestatteten, Mansuetus, und des Dedikanten, Asper, zu erklären, indem er annimmt, daſs sie den Namen erst im späteren Alter, dann aber mit Rücksicht auf ihren Charakter erhalten hätten. Asper wäre möglicherweise ein eifriger Kriegsmann gewesen, der andere erst spät, 31 Jahre alt, Soldat geworden, und so bestehe eine gewisse innerliche Beziehung zwischen ihrem Lebensgang und Wesen einerseits und ihrem Namen anderseits. Eine derartige Beziehung mag nun dem Urheber der Tafel vorgeschwebt haben, wenn er gerade die Fabel zur Darstellung brachte, in der gezeigt wird, daſs eines sich nicht für alle schickt, daſs, wie der Fuchs sich des Tellers, der Kranich der Flasche bedienen soll, auch der Mensch auf ein harmonisches Verhältnis zwischen seinem inneren Wesen und äuſseren Thun sehen soll.

Gegenüber diesem Versuche, Inschrift und bildliche Darstellung in innerlichen Zusammenhang zu bringen, tritt Dr. Thiele dafür ein, daſs es sich bei letzterer lediglich um eine dekorative Tierillustration handele, deren Verbreitung die Lektüre der äsopischen Fabeln befördert habe. Dagegen führt Dr. Herzog (Tübingen) Analogieen für Anklänge der Namen an die bildliche Darstellung an.

11. Privatdozent Dr. Herzog (Tübingen) berichtete über eine türkische Quelle des XVI. Jahrhunderts, die wertvolle Beiträge für die Geschichte und Topographie des Altertums enthalte. Es ist das geographische Werk des türkischen Kapitäns Piri Reis aus der Zeit um 1520, das in mehreren Handschriften, davon je eine in Berlin, Dresden, Wien, Bologna, Konstantinopel, überliefert ist. Aus dem sehr umfangreichen Werke hebt er als besonders wichtig die Beschreibung der attischen Küsten und Inseln hervor. Das ganze Werk ist so groſs, daſs seine Veröffentlichung nur durch eine Gesellschaft oder dergl. erfolgen kann. Redner hat sich überzeugt, daſs die Dresdener Handschrift die beste ist, und ist bereit, auf Grund eines von ihm angefertigten Inhaltsverzeichnisses Auskunft zu geben.

12. Epigraphische Neuigkeiten: Professor Dr. Vulić (Belgrad) berichtete über die Fortschritte der epigraphischen Forschung in Serbien und teilte einige neue römische Inschriften, die dort gefunden wurden, mit.

Auf Wunsch des Verfassers und des Obmannes der Sektion teilte Museumsdirektor Keune kurz den Inhalt einer der Historisch-epigraphischen Sektion gewidmeten Notiz von Seymour de Ricci (Paris) mit, welche im Anschluſs an Vulić, Jahreshefte des Österr. Archäol. Instituts III, Beiblatt, Sp. 96, II, das Datum des Kaisers Decius genauer bestimmt, und zwar auf Grund besserer Lesung und Ergänzung einer von Henzen im CIL VI ungenau wiedergegebenen Inschrift, welche jetzt im Besitz des bekannten Romanschriftstellers Emile Zola zu Paris ist.

IV. Pädagogik.

1. Direktor Reinhardt (Frankfurt): Der altsprachliche Unterricht in dem Gymnasium nach dem Frankfurter Lehrplan.

Nachdem zu Ostern 1901 der Kursus des neuen Gymnasiums zum ersten Mal ganz durchlaufen worden ist, glaubt der Vortragende Veranlassung zu

haben, über die Ergebnisse und den Weg, der dazu geführt hat, öffentlich Rechenschaft abzulegen. Er habe wohl, als er vor Jahren den neuen Weg betreten, an die Möglichkeit einer Enttäuschung gedacht. Wäre diese mittlerweile eingetreten, so würde er sich nicht scheuen, sie einzugestehen und zurückzuweichen. Aber das Gegenteil sei der Fall. Dafür spreche zunächst das Ergebnis der ersten Reifeprüfung, wo von 38 Primanern sofort 37 das Zeugnis erhielten, während es dem letzten nach einem halben Jahre ohne Bedenken zuerkannt worden sei. Wichtig sei, daſs zwei normal veranlagte Schüler, die während der Lehrzeit der Oberprima monatelang wegen Krankheit dem Unterricht fern blieben, ohne Anstoſs die Prüfung bestanden hätten. Dadurch werde die Ansicht widerlegt, daſs die kürzere Lehrzeit des Reformgymnasiums die Gewinnung sicherer Kenntnisse verhindere. Besonderen Wert legt der Vortragende darauf, daſs er und seine Mitarbeiter unter fortwährender eingehender Beaufsichtigung durch die Behörden und zahlreiche Fachmänner ihre Arbeit durchgeführt hätten. Schäden und Mängel des Unterrichtsbetriebes hätten auf diese Weise zu tage treten müssen, und die vorgesetzten Behörden würden bei unbefriedigenden Leistungen den Versuchen keine weitere Ausdehnung g

Um dem Vorwurf zu begegne
reichen gewisser äuſserer Ziele ve
darauf hin, daſs er selbst wie
könnten als den, gute Lehrer der
Die eigene Berufsfreudigkeit, die
auf dem richtigen Wege sei. Der
wie es möglich sei, mit einem sec
zu denselben Zielen zu gelangen
Jahren. Der lateinische Unterrich
Verständnis derjenigen lateinischen
Wert haben. Dazu sei gründliche
führung in den grammatischen Bau
m zwölfjährigen Tertianern ratio
tanern. Zunächst hätten ja die Te
andere fremde Sprache betrieben.
Sprache dies sei; daſs man Franzö
ihm der Lehrgang der Realschule
fremden, sowie durch verstärkte
die Schüler bereits mit den allgeme
sie seien zu der Geistesschulung ge
Fremdsprache mit der Muttersprach
Sagenwelt auf Quinta, sowie in die
bereitend. Darum stehe für die Te
knüpfung zu Gebote, daſs mechanis
kompromiſsfreier grammatischer Un
prägung der Formenlehre könne m
schehen; dazu trete sofort, da die Formen nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhang mit anderen gelehrt würden, eine syntaktische Propädeutik. Letztere lasse sich auf dieser Stufe intensiver betreiben, während sie für den Sextaner eine schwierige Gedankenarbeit sei. Da hier auch das judiziöse Gedächtnis bereits kräftiger entwickelt sei, so erfolge die Aneignung

der Vokabeln fast mühelos. Der voraufgegangene Unterricht in römischer Sage und Geschichte liefere das Material für die Einzelsätze, sodafs letztere anders als sonst aus ihrer Vereinzelung heraustreten und sich bereits vorhandenen Kenntnissen einfügen könnten.

Infolgedessen seien die Schüler bereits nach einjährigem Kursus im stande, einen wirklich lateinischen Schriftsteller, Cäsars Kommentarien, zu lesen. Man beginne mit dem ersten; nach dessen gründlicher Durcharbeitung — 6 von 10 Wochenstunden gehören der Lektüre — böten die fünf anderen, welche gelesen werden, keine Schwierigkeit mehr. Zugleich finde die Einführung in den Ovid statt, so dafs man mit dem Übergang nach Untersekunda so ziemlich auf dem gleichen Standpunkt stehe wie das alte Gymnasium. Um ein Bild davon zu geben, was sich bei dementsprechender Weiterentwicklung der Lektüre erreichen lasse, führte der Vortragende an, was in der Oberprima während des verflossenen Schuljahres gelesen worden sei: Tacitus' Germania, Auswahl aus dem 11.—15. Buche der Annalen nach bestimmten Gesichtspunkten, dazu Stellen aus Seneca de ira und de dementia; ferner Auswahl der Briefe Ciceros, dazu drei gleichzeitige Reden Ciceros und etwa ein Drittel von Cäsars Bürgerkrieg. Das Ziel hierbei war, dem Schüler einen Einblick in die Quellen der Geschichte jener wichtigen Zeit zu geben. Endlich: Cicero de officiis I, womit die Einführung in die philosophische Propädeutik verbunden wurde, Auswahl aus Horaz' Satiren und Episteln sowie der Phormio des Terenz. Die Lektüre bleibe also an Umfang nicht hinter den anderen Gymnasien zurück.

Im grammatischen Unterricht hält es der Vortragende für einen Vorzug der Reformmethode, dafs auf jeder Stufe Neues, das Interesse Weckendes geboten werde, während das alte Gymnasium seinen grammatischen Aufbau im wesentlichen mit II B schliefse. Schriftliche Übersetzungen ins Lateinische seien unerläfslich, mündlicher Gebrauch der Sprache werde nach Möglichkeit gepflegt.

Bezüglich des Griechischen gesteht der Vortragende zu, er habe selbst anfänglich Bedenken gegen die neue Entwicklung des Unterrichts gehabt, doch auch hier habe sich der neue Lehrgang bewährt, ja der griechische Unterricht zeige seine den Geist schärfende und bildende Kraft in vollem Mafse erst bei gereifteren und geweckteren Knaben. Der Einwurf, es sei unangemessen, von Sekundanern noch einmal die Erlernung der Anfangsgründe einer Sprache zu verlangen, sei ungesund und verleite zu falscher Vornehmheit. Indem bei der ersten Einführung die gleiche Methode wie vorher beim Lateinischen befolgt werde, würden die Schüler befähigt, nach drei Vierteljahren Xenophons Anabasis zu beginnen, deren Lektüre im ersten Halbjahr der Obersekunda fortgesetzt werde. Im zweiten werde der gröfste Teil der Odyssee gelesen. Mit dem Übergang nach Prima seien die Schüler zur Lektüre der auch sonst hier betriebenen Schriftsteller im stande. Im letzten Sommerhalbjahr wurden diesmal in Oberprima gelesen: Protagoras des Plato ganz; Thukydides II in Auswahl; Partieen aus Aischylos' Persern, 2½ Gesänge der Ilias, 820 Verse von Sophokles' Antigone; kursorisch: die taurische Iphigenie des Euripides ohne die beiden letzten Chöre. Im Winter sollen hinzugefügt werden: Teile aus Thukydides, der ganze Gorgias, einige demosthenische Reden, der Rest der Ilias, eine Tragödie.

Zum Schlufs erörterte der Vortragende die Frage, welche Folgen die

nunmehr ausgesprochene Gleichwertigkeit aller neunklassigen Anstalten für das Reformgymnasium haben könne; eine Angleichung aller Anstalten sei dadurch angebahnt. Jede Treiberei müsse aber auf diesem Gebiete unterbleiben. Er bedaure es, wenn seinem und seiner Mitarbeiter ernsten Bemühen um die Ausgestaltung unseres Schulwesens und unseres humanistischen Unterrichts aus vorgefafster Meinung und aus dogmatischen Gründen ein steifer Widerstand entgegentrete. Wenn eine Einrichtung ein Jahrhundert lang segensreich gewirkt habe, so sei damit nicht ausgemacht, dafs sie so weiter wirken wird, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt habe. Die unbedingte Ruhe führe zum Tode im leiblichen so gut wie im geistigen Leben.

Eine Diskussion über den Vortrag fand wegen Zeitmangels nicht statt.

2. Professor Dr. Hornemann (Hannover): Die Ahrenssche Methode des griechischen Elementarunterrichts.

Als Ahrens um Ostern 1849 als Direktor des Lyceums I zu Hannover diese Anstalt reorganisierte, hielt er es für einen wesentlichen Teil seiner Aufgabe, dafür zu sorgen, dafs die Schüler mit dem Geiste des Griechentums in tiefe und innerliche Berührung gebracht würden. Der Hauptteil dieser Aufgabe falle natürlich dem griechischen Unterricht selber zu. Als dessen Ziel betrachtete es Ahrens, durch den griechischen Geist, wie er sich in der Litteratur und Sprache offenbart hat, bildend auf die Jugend einzuwirken. Denn die Sprache sei nicht allein als Mittel zum Verstehen der Litteratur ein notwendiger Gegenstand des Unterrichts, sondern habe auch eine selbständigere Bedeutung für denselben als ein Erzeugnis des griechischen Geistes, in welchem sich dieser besonders klar und herrlich offenbart habe. Und das ist nun das Wesen der Ahrensschen Methode, dafs sie klarer, bestimmter und sicherer als irgend eine andere auf dieses hohe Ziel losgeht.

Ahrens unterschied zwei grofse Massen der Litteratur, soweit sie für die Schule in Betracht kommt; sie werden geschieden durch den peloponnesischen Krieg. Vor dieser Epoche ist die Litteratur wesentlich poetisch, nach ihr prosaisch. Vorher waltet in ihr kindlich frommer Glaube, nachher der bald scharf denkende, bald klügelnde Verstand. In der Sprache herrscht vorher die Mannigfaltigkeit der Dialekte, nachher die Einheit des strengeren Atticismus. Beide Massen der Litteratur und die zwiefache Entwicklung der Sprache teils in mannigfaltigen Dialekten, teils in verschiedenen Sprachperioden sind nach Ahrens zur Erkenntnis des Volksgeistes notwendig. In der Zeit vor dem peloponnesischen Kriege, die für den Schulunterricht zugleich die wichtigere ist, bildet nun Homer den natürlichen Anfangspunkt, nicht blofs wegen seines Alters, sondern besonders auch, weil alle folgenden Dichter und selbst Herodot seine geistigen Nachkommen sind. Die spätere, attische Zeit entbehrt eines solchen natürlichen Anfangspunktes; man wird kaum vermeiden können, den an sich minderwertigen Xenophon zur Einführung in die attische Prosa zu benutzen. Im ganzen müssen wohl beide Massen der Litteratur und beide Perioden der Sprache in der Schule gleichzeitig behandelt werden, aber eine derselben mufs doch, wenn nicht Verwirrung entstehen soll, im Elementarunterricht zunächst allein herrschen, oder praktisch ausgedrückt: man mufs mit Homer oder mit Xenophon beginnen. Nun ist aber die ältere Sprache Homers ohne Zweifel weit geeigneter als die junge attische, um einen zweckmäfsigen Grund in der Wörterkenntnis zu legen; und noch mehr ist dasselbe der Fall für die Behandlung der Formenlehre.

Denn man lernt zweckmäfsig erst das Einfache, Durchsichtige, dann das Dunkle, Kompliziertere, erst das Ursprünglichere, dann das Abgeleitete, Spätere. Und hat man das letztere vorausgenommen, dann ist es schwer, wenn nicht unmöglich, von dem Einfacheren noch eine richtige Vorstellung zu geben. Nach dem Attischen gelernt, wird das Homerische nie im organischen Zusammenhange, sondern immer nur als vereinzelte Abweichung vom Attischen erscheinen. Und wenn endlich der Elementarunterricht in einer fremden Sprache auch ein gewisses Mafs der Fertigkeit im Verständnis zusammenhängender Rede erzielen soll, so bietet dafür wieder Homer in der Odyssee, namentlich im 9. bis 12. Buche, einen Lesestoff, wie er mit aller Kunst für den Anfänger nicht passender geschaffen werden könnte, wogegen aus dem Attischen geeignete Lesestücke zu finden sehr schwierig erscheint. Dazu kommt, dafs der Beginn mit Homer nicht allein für die Vorbereitung auf die späteren Stufen hohen Wert hat, sondern auch an sich für den Hauptzweck des griechischen Unterrichts. Denn der Schüler schaut dann schon im ersten Jahre den reinsten Ausdruck des ursprünglichsten griechischen Geistes in der Odyssee in einem dafür besonders empfänglichen Alter; er kann ferner die Offenbarung des Volksgeistes in der Sprache in dem durchsichtigeren Organismus der homerischen Formen weit sicherer fühlen lernen als im Atticismus und lernt dann im Übergang von der Sprache und Gedankenwelt Homers zum Attischen und seiner Gedankenwelt ein wichtiges Stück griechischer Geistesgeschichte anschaulich erfassen.

Dies waren die Gründe, welche Ahrens veranlafsten, von Ostern 1850 an den griechischen Unterricht am Lyceum zu Hannover mit Homer zu beginnen. Er selbst hatte dazu die notwendigen Elementarbücher ausgearbeitet: Die Homerische Formenlehre, das Elementarbuch aus Homer und die Attische Formenlehre. Wie der Unterricht nach diesen Büchern verlief, ist zu ersehen aus dem Programm des Lyceums von 1882: „Zur Erinnerung an Heinrich Ludolf Ahrens“. Worin bestehen nun die Vorzüge seiner homerischen Methode?

Vor allem macht der Beginn mit Homer es möglich, dafs die Schüler die Formenlehre überwiegend mit dem Verstande, nicht mit dem Gedächtnisse, gleichsam produktiv, nicht lediglich rezeptiv lernen. Natürlich ist das Mittel hierzu die Einführung der Ergebnisse der allgemeinen vergleichenden Sprachwissenschaft in den Unterricht. Dadurch wird Ahrens' Methode der von Georg Curtius in seiner Grammatik angewandten ähnlich, aber Ahrens' Griechische Formenlehre ist an Einfachheit, Klarheit und Durchsichtigkeit der von Curtius ebenso weit überlegen wie die homerische Formenlehre selbst der attischen. Deshalb wurde die produktive Formenerlernung nach Ahrens viel leichter als nach Curtius. Stete Übungen im Bilden von Formen oder im Analysieren fertig vorliegender Formen machte den Schülern den Organismus der Formenbildung so geläufig, dafs es ihnen später leicht wurde, auch weiter abliegende Formen beim ersten Vorkommen sofort richtig zu zergliedern und ihren Sinn aufzufinden. Paradigmen und Averbos wurden weniger gepaukt als jetzt, aber das weit entwickeltere Formenverständnis ersetzte sehr reichlich, was dadurch vielleicht verloren wurde, und gab zugleich dem Lernen einen mehr geistigen, mehr allgemein bildenden Charakter. Die Elemente der Syntax aber konnten an dem einfachen Satzbau Homers ohne besonderes Buch leicht geläufig gemacht werden, und sehr

schnell lasen sich die Tertianer in die Odyssee hinein. Die attische Syntax wurde in ähnlicher Weise, wie jetzt üblich ist, aber mit starkem Zurücktreten der Hinübersetzung, in den Sekunden geübt.

So vermied also Ahrens die jetzt übliche unnötige Ausdehnung des Übersetzens aus dem Deutschen und schuf in der Fähigkeit der Formenanalyse eines der wichtigsten Werkzeuge zu gründlicher und doch nicht schleppender Lektüre. Dadurch trat zugleich ein zweiter Hauptvorzug seines Verfahrens hervor: es gelang, die wichtigsten Schriftsteller aus beiden Perioden der griechischen Litteratur in wirklich genügendem Umfange zu lesen, und zwar ohne Auslassung der schwierigeren Stellen und ohne die grofsen Erleichterungen, welche die nunmehr modern gewordenen Schülerpräparationen bieten. Ahrens glaubte, dafs für den Zweck des Unterrichts die Einführung in die wichtigsten Zweige und Richtungen der Litteratur durch einzelne Repräsentanten genüge; so in die epische Poesie durch Homer, in die tragische durch Sophokles, in die Philosophie durch Plato, in die Beredsamkeit durch Demosthenes und in die Geschichtschreibung durch Herodot und Thukydides. Aber er hielt es für zulässig, wenn die Zeit es erlaubte, auch mehr Schriftsteller zu lesen. Nachdem die Methode zehn Jahre in Wirksamkeit gewesen war, berichtete Ahrens darüber im Programme von 1860. Der griechische Unterricht hatte in Hannover schon damals nur die jetzige Stundenzahl zur Verfügung, von IIIb aufwärts sechs Wochenstunden in sechs Jahrgängen. Aber gelesen wurde weit mehr als heutzutage, in IIIb aufser dem neunten Buch der Odyssee noch zwei bis drei weitere, in IIIa mindestens vier Bücher der Odyssee und dazu noch ein Buch aus Xenophons Anabasis. In den Sekunden wurde die Ilias gröfstenteils beendet, in Prima nur noch einer oder der andere Gesang daraus hinzugefügt. Aufserdem fielen den Sekunden Xenophons Anabasis, Herodot und Lysias zu, während die Prima hauptsächlich Sophokles, Thukydides, Plato, Demosthenes zur Lektüre hatte. Dazu wurde eine Auswahl aus Stolls griechischen Lyrikern und in Ia sogar gelegentlich Äschylos' Prometheus oder die Wolken des Aristophanes gelesen. Später hat Ahrens namentlich die Primalektüre mit Recht auf die Hauptschriftsteller konzentriert und so erreicht, dafs in der Prima vier Stücke des Sophokles gelesen wurden. Die Zeugnisse der Kommission und die Protokolle der Reifeprüfungen zeigen, dafs deren Ergebnisse in der That das normale Mafs erheblich überschritten.

So kamen die Schüler nicht nur mit dem Geiste des Griechentums in sehr innige und vielseitige Berührung, es wurde dadurch auch eine tiefere Einführung in das Wesen und Leben der Sprache überhaupt erzielt. Es giebt keine andere Gelegenheit innerhalb des Gymnasialunterrichts, bei der man den Schülern eine so vollkommene anschauende Erkenntnis von dem Wesen der Sprache als eines sich entwickelnden Organismus, insbesondere von dem Organismus der Formenbildung, gewähren könnte. Es giebt keine Gelegenheit, bei der diese Erkenntnis in so hohem Grade selbst erarbeitet wäre wie der griechische Unterricht, wenn er vom Homerischen zum Attischen übergeht. Der umgekehrte Weg hat denselben Vorzug in weit geringerem Mafse. Damit wird die homerische Methode des Griechischen auch als eine im höchsten Mafse allgemein bildende gekennzeichnet. Denselben Vorzug aber hat die weite Ausdehnung des Herübersetzens und die Schwierigkeit, zu der zuletzt die Lektüre sich hinaufwagte. Denn das Hinübersetzen,

so notwendig es zur Befestigung der Grammatik ist und so entschieden es daher beizubehalten sein wird, beschäftigt doch überwiegend das Erinnerungsvermögen; es verlangt die pünktliche Reproduktion von grammatischen und fremdsprachlichen Vokabeln oder Wendungen. Messer fand unter etwa 1000 Fehlern in lateinischen Arbeiten nur etwa 18,5 pCt. Denkfehler. Dagegen wirken bei der Ermittelung des Sinnes eines fremdsprachlichen Textes logische und grammatische Erwägungen fortwährend in einander, die weit über die mechanischen Vorgänge der Reproduktion hinausgehen und vornehmlich deshalb die stärkste Schulung zu wissenschaftlicher Arbeit enthalten, weil darin eine Erkenntnis in selbständigem, bewufstem Denken errungen wird.

Die Vorzüge der Ahrensschen Methode erwarben ihr viele und begeisterte Anhänger in der Lehrerschaft Hannovers. Wenn die Behörde sie schliefslich beseitigte, so lag dies zum Teil an dem Streben, die Gymnasien mit den preufsischen gleichförmig zu gestalten, teilweise aber auch daran, dafs Ahrens nicht dazu kam, eine Syntax auszuarbeiten und sich nicht entschliefsen konnte, einige innere Unbequemlichkeiten seiner Grammatik aufzugeben. Der Vortragende schlofs mit dem Wunsche, es möge ein neuer Versuch mit der Ahrensschen Methode unter Vermeidung ihrer ursprünglichen Mängel gemacht werden.

In der Diskussion sprach sich Geh. Rat Uhlig für einen neuen Versuch nach Ahrensscher Methode aus. Es bleibe freilich die Schwierigkeit, dafs man die homerischen Formen nicht durch praktische Anwendung in den Übersetzungen aus dem Deutschen einprägen könne.

Rektor Hirzel (Ulm) meinte, dafs, falls ein sprachgeschichtliches Verständnis wenigstens in einer Sprache dem Schüler vermittelt werden solle, die Muttersprache weit näher liege. Auch sei die attische Sprache doch von wunderbarer Einfachheit und Natürlichkeit.

Direktor Rausch (Halle) betonte, dafs das sprachgeschichtliche Verständnis von der Schriftsprache auszugehen habe: vom Deutschen aus studiere man altdeutsch, vom Sanskrit aus die Rigveda, also sei auch vom Attischen auszugehen. In einem Schlufswort stellte der Vorsitzende, Geh. Rat Jäger, das lebhafte Interesse und die warme Sympathie fest, welche die Sektion dem Vortrage entgegenbringe, da ihr in dieser Methode der ernste und originelle Versuch eines bedeutenden Schulmannes vorliege, für den Betrieb des griechischen Unterrichts neue Wege zu finden.

3. Direktor Hüttemann (Schlettstadt): Über eine zeitgemäfse Behandlung der griechischen Grammatik auf den Gymnasien.

Der Grundsatz, der Unterricht in der griechischen Grammatik habe lediglich dazu zu dienen, das Verständnis des Inhaltes der griechischen Autoren anzubahnen, führe zu oberflächlicher Behandlung, ja zu völliger Verwerfung des griechischen Sprachunterrichts, da man dann nicht mit Unrecht behaupten könne, dafs man diesen Zweck leichter durch gute Übersetzungen erreiche. Demgegenüber sei zu betonen, dafs der griechische Sprachunterricht die durch das Lateinische angebahnte Erkenntnis des grammatischen Systems vertiefen und einen Einblick in das Wesen und Wachstum der Sprache überhaupt eröffnen solle. Die dabei anzuwendende Methode solle Deduktion mit Induktion, Analysis mit Synthese zweckmäfsig verbinden, die Regeln

sollten aus wiederholter Anschauung, mit Benutzung des im Lateinischen Gewonnenen abstrahiert werden." Dadurch sollten die Schüler zugleich auf allgemeine sprachliche Grundsätze und Gesetze geführt werden. So eigne sich z. B. der im Griechischen wie im Deutschen auftretende Ablaut zu systematischer sprachvergleichender Behandlung. Man könne im Zusammenhang damit die grundverschiedene Rolle erörtern, welche Konsonanten und Vokale in Wurzel und Wortbildung der semitischen Sprachen einerseits, der indogermanischen anderseits spielten.

Der Vortragende führte dann einen genaueren Vergleich von 5 griechischen und 4 deutschen Ablautreihen vor. Die Mittelstufe des Ablauts hat in beiden Sprachen das Präsens, die Hochstufe hat im Griechischen das starke Perfekt im Indikativ, im Deutschen das Präteritum. Die Tiefstufe endlich begegnet beim Griechischen im starken Aorist sowie in den Nebenmodi des Perfekts, ferner dem Perf. Pass., dem schwachen Aor. Pass., dem Adj. verb., beim Deutschen in dem Partizip des Präteritums, teilweise auch im Präteritum, sowie mhd. auch in der 2. Pers. Sing. des Präsens. Freilich haben sich die ursprünglichen Lautverhältnisse in beiden Sprachen vielfach geändert, doch sei es möglich, mit Hülfe des Gothischen und Mittelhochdeutschen die ursprüngliche Ähnlichkeit der sprachlichen Entwicklung den Schülern klarzumachen. Schon deshalb empfehle es sich, die Gegenüberstellung der Ablautreihen auf der Stufe zu geben, wo mhd. Texte gelesen würden, was nach Ansicht des Vortragenden am zweckmäfsigsten in Untersekunda erfolgen könne. Bei Heranziehung des Gotischen, an dessen Stelle aber auch das Niederdeutsche treten könne, geben die Ablautreihen Gelegenheit, das Gesetz der Lautverschiebung zu veranschaulichen, wodurch die für die mhd. Lektüre erforderliche Grundlage geschaffen wird. In Untertertia will der Verfasser nur das Notwendigste im Anschlufs an eine Tabelle der griechischen Ablautreihen geboten wissen (vergl. seinen Lehrgang der griechischen Sprache). Diese vergleichende Gegenüberstellung sei dann gelegentlich weiter zu ergänzen, z. B. durch die Formen *οἶδα* — *ἴσμεν* und weifs — wissen, bis der Zeitpunkt einer vollständigen Übersicht gekommen sei. Jedenfalls lasse sich durch eine solche Behandlung das Verständnis mancher scheinbar abweichenden Formen bei Homer wie auch vieler sprachlicher Erscheinungen in der attischen Elementargrammatik erleichtern, während die Auffassung, welche vom starken Aoriststamm ausgehend eine sog. Dehnklasse konstruiere, zu allerlei verwickelten Erklärungen nötige. Nach gleichen Grundsätzen sei die Syntax auf der Oberstufe zu behandeln. Zunächst sei eine vergleichende Betrachtung der Kasus nach ihrer grammatischen Bedeutung vorzunehmen; sie seien dann nach ihrer lokalen, temporalen, überhaupt adverbialen Bedeutung zu charakterisieren, die auf der Vereinigung der drei indogermanischen lokalen Kasus mit dem grammatischen Kasus zurückzuführen sei. Im Zusammenhang damit werde die Bedeutung der Präpositionen zu erörtern sein. In der Syntax des Verbums eigne sich der Infinitiv zu einer vergleichenden Besprechung. Der griechische Infinitiv auf *αι*, ursprünglich ein Dativsuffix, lasse sich vergleichen mit dem deutschen Infinitiv mit „zu": *δίδωμί σοι βίβλον ἀναγνῶναι*, ich gebe dir ein Buch zu lesen, während das Lateinische das Gerundium heranziehen mufste, da hier der Infinitiv nur mehr ein als Nominativ oder Akkusativ brauchbares Verbalsubstantiv war.

4. Professor **Kannengiefser** (Strafsburg): **Über die Notwendigkeit der Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden in den mittleren und oberen Gymnasialklassen.**

Die Aufgabe unserer Gymnasien ist die Erziehung der Jugend zu verständnisvoller, hingebender Teilnahme am Leben der Gesamtheit. Die formalistische Bildung stellt nur die eine, wenn auch eminent wichtige Seite dieser Aufgabe dar; die andere bezieht sich auf die Ermittelung von Kenntnissen, ohne die der aus der Schule ins Leben hinaustretende junge Mensch seine Zeit nicht verstehen kann, die ihm das Leben also nicht erst bieten soll, sondern voraussetzt. Wir dürfen nicht in der Vergangenheit stecken bleiben und nicht die formalistische Seite unserer Bildungsaufgabe und damit den Unterricht in den klassischen Sprachen zu einseitig auf Kosten solcher Lehrfächer betonen, die ebenso wie diese die intellektuellen und sittlichen Fähigkeiten zu entwickeln streben, zugleich aber den notwendigen Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzustellen haben. Zu diesen gehört neben dem Geschichtsunterricht besonders das Deutsche.

Freilich mufs das klassische Altertum auch fernerhin die Grundlage unseres Erziehungswesens bleiben; aber es kann nicht mehr, wie früher, den Mittelpunkt desselben abgeben, so wenig wie dies bei der Selbständigkeit, zu der die einzelnen Lehrfächer sich entwickelt haben, das Deutsche leisten könnte. Vielmehr mufs der Mittelpunkt im Schüler selber liegen, insofern er durch einen zweckmäfsigen Unterrichtsbetrieb dazu erzogen wird, den verschiedenartigen Bildungsstoff, der ihm zufliefst, einheitlich zu verarbeiten. Dazu hat besonders auch der deutsche Unterricht beizutragen, und um seiner Aufgabe zu genügen, bedarf er nicht blofs innerer Konzentration, sondern auch einer gröfseren Ausdehnung im Lehrplane, als ihm bisher zugestanden worden ist. Redner verlangt für Tertia und Sekunda drei, für Prima vier Wochenstunden und begründet seine Forderung, indem er den deutschen Lehrstoff der einzelnen Klassenstufen und die ihm zuzuwendende Behandlung eingehend entwickelt. Die Erhöhung der Stundenzahl auf das von ihm geforderte Mafs reiche knapp aus, den heutigen Aufgaben des deutschen Unterrichts einigermafsen zu genügen, und daher müsse auch auf die an sich gewifs dringend wünschenswerte Behandlung mittelhochdeutscher Texte in Obersekunda so lange verzichtet werden, als man sich nicht entschliefsen könne, für sie noch eine vierte Stunde einzuräumen. Die praktische Anleitung zur Anfertigung der Aufsätze, die Übungen auf mündlicher Wiedergabe des Gelesenen, die zweckmäfsige Behandlung der Grammatik, die Einführung in den reichen Bilderschatz der Muttersprache, besonders aber die Lektüre von Prosa und Poesie, mit der sich auf der Oberstufe ja noch ein Überblick über die Entwickelung unserer Litteratur und Sprache zu verbinden habe, nähmen die vom Redner geforderte Zeit schon vollständig in Anspruch. Besonders erfordere die Lektüre eine möglichst eingehende Behandlung in der Klasse selbst, da der Privatfleifs der Schüler sich gegenwärtig mehr den Realien, in Prima ohne Frage häufig auch moderner Litteratur zuwende. Eine gründliche Bekanntschaft mit unserer klassischen Nationallitteratur, in erster Linie mit Lessing und Schiller, müsse die Schule unbedingt ihren Zöglingen mit auf den Lebensweg geben; auch ein orientierender Überblick über die wichtigsten Erscheinungen auf

dem Gebiete der nachklassischen Zeit bis an die Schwelle der Gegenwart dürfe nicht fehlen, Lyriker wie Mörike, Dramatiker wie Kleist, Grillparzer und Hebbel müfsten auch in der Klasse behandelt werden. Schliefslich sei auch noch eine mafsvolle Einführung in die philosophische Propädeutik geboten, und zwar am besten in unmittelbarer Verbindung mit dem deutschen Unterricht, der ja ganz von selbst immer wieder auf philosophische Grundbegriffe und philosophische Probleme hinführe. Daher sei auch die vierte Stunde für Prima so notwendig wie die dritte für Tertia und Sekunda, und an dieser Forderung müsse unbedingt festgehalten werden. So habe denn auch der neueste preufsische Lehrplan in dieser Sache noch nicht das letzte Wort gesprochen. In Elsafs-Lothringen könne man für die Oberklassen die vierte Stunde einfach dadurch gewinnen, dafs man, dem Beispiel Preufsens folgend, das Latein von acht auf sieben Wochenstunden herabsetze, andererseits möge man in Preufsen zu Gunsten des Deutschen in Prima auf die dritte französische Stunde verzichten, wie man sich ja auch im Reichslande mit zwei Stunden begnüge.

Die nun folgende Debatte liefs, mit Ausnahme von Direktor Hirzel, der sich gegen eine Änderung der in Württemberg durch lange Jahre erprobten Verhältnisse verwahrte, die Grundzüge des Vortrags im ganzen unangefochten, zeigte aber namentlich in Bezug auf die Behandlung des Mittelhochdeutschen eine bemerkenswerte Meinungsabweichung, indem die Mehrzahl der Redner, namentlich Geheimrat Uhlig, für die Lektüre mittelhochdeutscher Texte eintrat; hinsichtlich der philosophischen Propädeutik warnte Direktor Rausch vor der Gefahr des Dilettantismus und encyklopädischer Überladung und wünschte für den Fall, dafs geeignete Lehrkräfte vorhanden seien, eine vom deutschen Unterricht losgelöste und möglichst gründliche Behandlung des Gegenstandes. Auch erklärte Geheimrat Jäger in launiger Weise, dafs man nicht immer gleich an Systemwechsel und neue Lehrpläne zu denken, sondern es den einzelnen Anstalten anheimzustellen habe, sich ihren Bedürfnissen gemäfs einzurichten; die Direktoren sollten nur den Mut besitzen, die in der Lehrordnung von 1890 enthaltene magna charta libertatum ihrer Überzeugung gemäfs geltend zu machen.

Zum Schlufs betonte der Vortragende noch einmal, dafs auch er die mittelhochdeutsche Lektüre dringend wünsche und sie nur nicht unbedingt verlange, da er seine Forderungen auf das Notwendige beschränken wolle; es sei ihm lieb, dafs die Versammlung hier über diese Forderungen noch hinausgehe. Gegen den in der Debatte gelegentlich hervorgehobenen Satz, dafs jede Unterrichtsstunde zugleich auch eine deutsche sei, machte er den Unterschied zwischen Lehrziel und Lehrgegenstand geltend: letzterer sei eben dem deutschen Unterricht eigen, erfordere ein eigenes Pensum, eine eigene Behandlung und damit auch ein bestimmtes Mafs von Unterrichtsstunden, über das er mit seinen Forderungen nicht hinausgegangen sei.

Der Vortrag ist inzwischen abgedruckt in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1902 Heft 1.

5. Professor Altendorf (Offenbach a. M.): Lateinisch und Griechisch als Gegenstände des heutigen höheren Unterrichts.

Hauptausgangspunkt bildete für den Vortragenden die Überzeugung, dafs die Gymnasialjugend unter einem allzu grofsen geistigen Drill leide, der, gerade bei den gewissenhaften Schülern, die innere wie die äufsere

Entwicklung hemme. Um die Kinder zu entlasten, sei ein vierstündiger wissenschaftlicher Unterricht täglich zu erstreben. Das Griechische könne man entlasten. Denn das im griechischen Unterricht gesteckte Ziel: Verständnis hervorragender Litteraturwerke, sei im Gymnasium nicht zu erreichen. Einmal sei die Lektüre zu zerstückelt, als dafs es zu verständnisvoller Gesamtauffassung der Werke kommen könne. Dazu seien die gelesenen Bücher, Werke ausgereifter Meister, an sich für den unentwickelten, unreifen jugendlichen Geist vielfach nicht leicht zu verstehen. Daher seien Übersetzungen vorzuziehen. Die Geschichte der deutschen Litteratur zeige, welch gelungene Übersetzungen in deutscher Sprache möglich seien. Es wird fakultativer griechischer und englischer Unterricht von IIB an vorgeschlagen. Schon um die Gleichstellung des Realgymnasiums mit den Gymnasien hinsichtlich der Berechtigungen wirklich praktisch durchzuführen, wird man an Orten, die nur ein Gymnasium haben, von einer gewissen Stufe an eine Gabelung in Gymnasial- und Realgymnasialklassen eintreten lassen müssen.

Den Anfang des Lateinischen will der Vortragende nach IV, eventuell nach IIIB setzen. Die lateinischen Schriftsteller verdienten nicht mehr, einen so breiten Raum im Unterricht einzunehmen, wie sie ihn noch einnehmen, z. B. Cäsar, Livius, Vergil. Die Erlernung der lateinischen Sprache habe, so bedeutsam sie immer noch sei, doch nicht mehr die Bedeutung früherer Zeiten. Der Anfang auf einer späteren Stufe als VI entspräche auch mehr dem geistigen Können der Schüler. — Die Übersetzungen ins Lateinische sollten auf der oberen Stufe wegfallen. Die grammatisch-stilistischen Kenntnisse müfsten trotzdem planmäfsig gepflegt werden. Darum seien ihnen täglich einige Minuten zu widmen. Die Übersetzungen ins Lateinische seien 1) entbehrlich; 2) in diese Arbeit sei auch deswegen keine rechte Lust und Freudigkeit zu bringen, weil die hier erworbene Fertigkeit für fast alle Schüler vom Augenblick der Reifeprüfung an zum Absterben bestimmt sei.

An diesen Vortrag knüpfte sich eine sehr lebhafte Debatte, in der die von dem Vortragenden vorgebrachte Motivierung seiner im Sinne des Reformgymnasiums gehaltenen Forderungen einer sehr scharfen Kritik unterzogen wurden. Geh. Rat Oskar Jäger glaubte, auf Grund seiner jahrzehntelangen Erfahrung den Beweis erhalten zu haben, dafs die „Fabel von den blassen Jünglingen“ sich nicht auf Thatsachen stütze. Man möge sich doch hüten, aus allzu grofser oder falschverstandener Humanität den Schülern die Schularbeiten zu erleichtern. Schliefslich sei auch ihre Thätigkeit eine Art Berufsarbeit, die ernst, gelegentlich auch mit Übernahme wirklich bedeutender Schwierigkeit zu betreiben sei. Das bereitwillige Nachlassen in den Anforderungen seitens der Schule schädige in erster Linie die Jugend. Geh. Hofrat Uhlig trat gleichfalls auf das entschiedenste den Forderungen des Redners entgegen, durch die an den Grundfesten des Gymnasiums gerüttelt werde. Er betonte, dafs er und seine Altersgenossen ungleich mehr hätten arbeiten und lernen müssen, als es von der heutigen Jugend verlangt werde, ohne dafs einer von ihnen dies später bedauert habe. Auch dann, wenn das Griechische für den gröfseren Teil der Schüler nach dem Abiturientenexamen abgethan sei, sei die darauf verwendete Zeit und Mühe keineswegs verloren. Aber nicht nur die Lehrer, auch die einsichtigen Eltern seien davon überzeugt, dafs

heute von einer Überbürdung gar keine Rede sein könne. Was den Ersatz der antiken Originaltexte durch Übersetzungen angehe, so komme ihm dies etwa vor, als wenn jemand eine Reisebeschreibung lesen wolle, statt eine Gebirgstour zu unternehmen.

Geh. Rat Kromayer spricht sich in ähnlichem Sinne aus und betont den bedeutsamen sittlichen Bildungswert, der im griechischen Unterricht stecke. In einem Schlufswort erklärte Professor Altendorf, er sei Altphilologe von Beruf und mit Liebe, wolle daher auch das Griechische nicht fallen lassen, wohl aber die Anregung zu einem rationellen Betriebe geben.

6 Professor Kehrbach (Berlin): Bericht über die Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Die Monumenta Germaniae Paedagogica, die den Grundstock derselben bilden, sind inzwischen durch die von Pastor Ferd. Cohrs besorgte Ausgabe der evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion um vier starke Bände vermehrt worden. In wissenschaftlich-kritischer Weise wird hier eine Darstellung der in den Jahren 1522—1529 entstandenen katechetischen Litteratur und damit zugleich des religiösen Volksunterrichts in der Zeit des Übergangs von der katholischen zur protestantischen Lehre gegeben. Das Werk bildet das erste Glied eines corpus catecheticum der evangelischen Kirche, dem ein ähnliches Unternehmen, die katholische Katechetik umfassend, zur Seite treten soll. An die innerhalb der Monumenta bisher veröffentlichten Schulordnungen Braunschweigs und Siebenbürgens reihen sich diejenigen der badischen und hessischen Gebiete. Von den badischen Schulordnungen, deren Bearbeitung Archivassessor Dr. Brunner in Karlsruhe übernommen hat, ist der erste Band bereits dem Druck übergeben; er enthält das Schulwesen der markgräflich badischen Stammlande, Baden-Baden und Baden-Durlach. Eine besonders reiche Ausbeute an wertvollen Quellenstoffen und Aufschlüssen verspricht die schon erheblich geförderte Ausgabe der hessischen Schulordnungen. Kehrbach wies auf die in den Schulordnungen der einzelnen Länder sich zeigenden Eigentümlichkeiten hin, die eine Edition des Materials nach Territorien als die einzig zweckmäfsige erscheinen lassen. Von den mancherlei Arbeiten, deren Herausgabe innerhalb der Monumenta nahe bevorsteht, sind zu erwähnen: eine die gesamte Pestalozzi-Litteratur umfassende, durch Inhaltsangaben erläuterte Bibliographie, eine Sammlung der bedeutenderen Schriften und Briefe der deutschen Mitarbeiter an der Reform des Comenius, ein Werk über die Jugend- und Erziehungsgeschichte der Prinzen des preufsischen Königshauses, das ein Seitenstück zu der bekannten Erziehungsgeschichte der Wittelsbacher bilden soll, eine Geschichte des geographischen Unterrichts im Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Von den Monumenta haben sich als eine besondere Publikationsart die Texte und Forschungen abgezweigt, die dazu bestimmt sind, Arbeiten mittleren Umfangs, die ein dem Stoffe oder dem Gesichtspunkte nach enger umgrenztes Gebiet behandeln, aufzunehmen. Nach dem Berichte Kehrbachs sind in dieser Reihe seit der vorletzten Philologenversammlung erschienen: eine Darstellung der Reform der Domschule zu Münster um 1500, eine Studie Prof. G. Bauchs über die Anfänge der Universität Frankfurt a. O., ferner zwei in einem Bändchen vereinigte Beiträge zur bayerischen Schulgeschichte,

von denen der eine über die Vorbildung und Prüfung der bayerischen Mittelschullehrer seit 1773, der andere über die Entwickelung der Volksschulaufsicht im Übergange vom 18. zum 19. Jahrhundert handelt. Das Erscheinen dieses letzten Heftes wird dem Entgegenkommen der Gruppe Bayern verdankt, die den ihr von der k. bayer. Staatsregierung bewilligten Jahreszuschufs zu diesem Zwecke verwendet hat und auch fernerhin zu verwenden gedenkt, so dafs eine Reihe speziell bayerischer Texte und Forschungen in Aussicht steht. Ein den Texten und Forschungen entsprechendes eigenes Organ besitzt die Gruppe Österreich in den „Beiträgen zur österr. Erziehungs- und Schulgeschichte“, von denen inzwischen ein reich ausgestatteter dritter Band erschienen ist.

Dies gab dem Berichtenden Gelegenheit, auf die Thätigkeit der Gruppen im einzelnen einzugehen. Ihre Aufgabe ist, innerhalb ihrer Gebiete das erziehungsgeschichtliche Material zu sammeln, zu sichten und dessen wissenschaftliche Verarbeitung zu bewerkstelligen. In ihnen verkörpert sich der föderalistische Charakter der Gesellschaft, dem zufolge jedem Lande seine Eigenart und den einheimischen Kreisen die volle Selbständigkeit der Forschung gewahrt werden soll. Referent besprach darauf die Arbeiten und Pläne der Gruppen im einzelnen. Hervorzuheben ist daraus, dafs sie sich für kleinere Beiträge aus ihren Gebieten in der Regel der „Mitteilungen“ bedienen und innerhalb derselben sog. Gruppenhefte erscheinen lassen, die ausschliefslich Material zur Erziehungs- und Schulgeschichte der betreffenden Territorien enthalten. In den letzten beiden Jahren sind die Gruppen Bayern, Pommern, Thüringen je einmal, die Schweiz sogar zweimal mit einem solchen Beweise ihres regen Strebens hervorgetreten. Auch die jüngste Gruppe der Gesellschaft, die elsafs-lothringische, hat als Festgabe zur Strafsburger Philologenversammlung ein Sonderheft der Mitteilungen mit Abhandlungen zur reichsländischen Schulgeschichte dargeboten und damit zugleich das erste Zeichen ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit von sich gegeben. Leider macht sich, wie Kehrbach betonte, immer mehr der Übelstand geltend, dafs die „Mitteilungen“, deren Umfang auf etwa 20 Bogen pro Jahr bemessen ist, den wachsenden Bedürfnissen der Detail- und Lokalforschung, für die sie geschaffen sind, nicht mehr genügen.

Eng im Zusammenhang mit den historischen Veröffentlichungen der Gesellschaft steht ihr grofses bibliographisches Unternehmen: Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge, mit dem sich der Bericht zuletzt beschäftigte. Das Werk, welches bekanntlich, nach Jahrgängen fortschreitend und nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, die gesamte pädagogische Litteratur Deutschlands, Österreichs und der Schweiz verzeichnet und beschreibt, ist gegenwärtig bis zum Jahre 1898 geführt. Eine Vorstellung von dem jährlich hier zu bewältigenden Stoffe geben die über den zweiten Jahrgang (1897) mitgeteilten Zahlen: es wurden gegen 2400 Bücher (incl. Lehrmittel), über 6000 Aufsätze und 290 behördliche Verordnungen aufgeführt und erläutert; mit Erfolg benutzt wurden etwa 410 Zeitschriften und Sammelwerke. Da das Unternehmen nicht nur der Praxis, sondern auch, und zwar vornehmlich, der späteren Geschichtsforschung als Grundlage dienen soll, so hält Kehrbach den Wunsch für unberechtigt, unter den litterarischen Erzeugnissen auf pädagogischem Gebiete eine Auswahl zu treffen und das Kleine oder Minderwertige auszumerzen.

Je mehr das hier gegebene bibliographische Bild des pädagogischen Schrifttums der Wirklichkeit entspricht, einen um so zuverlässigeren Mafsstab bietet es demjenigen, der früher oder später die Wendungen und Verschiebungen der pädagogischen Ansichten und Interessen durch die einzelnen Zeitabschnitte hindurch verfolgen will.

Nach dieser Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Gesellschaft erörterte Referent noch in anziehender Weise das Verhältnis, in welchem die verschiedenen Publikationsarten der Gesellschaft zu einander stehen, wie alle dem natürlichen Verlaufe der Forschungsarbeit sich anpassen und die Aufgabe erfüllen, sich gegenseitig zu stützen, zu ergänzen und zusammen eine organische Einheit zu bilden.

Im Anschlusse hieran erwähnt Kehrbach die Bestrebungen zur Schaffung einer Reichszentralstelle für das gesamte Bildungswesen und betont, dafs die Organisation, die Publikationen und Sammlungen der Gesellschaft entwicklungsfähige Keime und Ansätze zu einer derartigen Institution in sich tragen. Wie ferner von ihm mitgeteilt wurde, ist der von der Reichsregierung der Gesellschaft im Jahre 1899 bewilligte Zuschufs von 30 000 *M* jährlich erneuert worden; in seiner letzten Sitzungsperiode hat der Reichstag aufserdem noch an die Regierung das Ersuchen gerichtet, die genannte Summe auf 50 000 *M* zu erhöhen und unter die fortdauernden Ausgaben aufzunehmen.

7. Direktor Weidner (Johannesburg in Transvaal): Begründung zu dem der Versammlung vorgelegten Antrage:

„Die 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Strafsburg erachtet es für eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, die in ihrem weiteren Bestehen gefährdete deutsche Schule zu Johannesburg in Transvaal als solche zu erhalten und ihr über die schwere Krisis hinwegzuhelfen, die infolge des südafrikanischen Krieges über sie hereingebrochen ist“.

Redner befürwortete den Antrag unter Hinweis auf die segensreiche Thätigkeit der 1897 gegründeten Schule, die, nach dem Lehrplan unserer Realschule arbeitend, vor Ausbruch des Krieges 300 Schüler zählte. Sie bildete geradezu den Kristallisationspunkt der deutschen Kolonie und erfreute sich der Gunst der Einheimischen, wurde auch von der Transvaalregierung durch namhafte Zuschüsse unterstützt. Durch den Krieg aber seien nicht nur die letzteren weggefallen, sondern auch das Schulgeld im Betrage von 32 000 *M*, das die brotlos gewordenen Eltern der Schulkinder nicht mehr zu zahlen vermöchten. Wohl dauerten die Hilfsgelder der deutschen Regierung fort, doch könnten sie allein die Schule nicht vor dem Ruin bewahren. Er sei daher nach Deutschland gekommen, um weitere Kreise zur Hülfe aufzufordern; er bitte auch die gelehrten Kreise um ihre Unterstützung, wenn auch zunächst mehr um ihre moralische Hülfe. Es gelte ja, der deutschen Kolonie ihr Deutschtum zu erhalten.

Dieser Hülferuf hatte zur Folge, dafs der eingebrachte Antrag einstimmig angenommen und seitens des Vorsitzenden der Versammlung ein Beitrag in Aussicht gestellt wurde.

5. Germanistik.

1. Professor Schroeder (Marburg): Über deutsche und griechische Personennamen.

Der Vortragende behandelte eingehend die besonders eindrucksvolle Gruppe der komponierten Vollnamen, die zur epischen Poesie der Griechen wie Germanen in Beziehung stehen. Zwar ist dies nicht die älteste Schicht; denn bei der Ausbildung der deutschen Familiennamen, die zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert erfolgte, sind bereits uralte Triebe nachweisbar, die zur Zeit, als die Nation sich bildete, ansetzten: Rohr, Stengel, Gneifs, Funke. Es tritt aber die Ähnlichkeit jener komponierten Vollnamen der Deutschen mit denen der Griechen besonders scharf zu Tage: Alkinoos-Konrad, Demodokos-Lamprecht; dies hat sogar manchen dazu verführt, die deutschen Namen den griechischen morphologisch gleichzustellen. Die griechischen dieser Art sind Adjektive und movierbare Bildungen. Allerdings besitzen die Namen, die zu Karolingischer Zeit in den westfränkischen Klöstern begegnen, wie ferner langobardische und westgotische Personennamen auch die Neigung zur Movierbarkeit, allein diese entwickelte sich unter dem Einflufs der romanischen Bildungsweise (Clemens—Clementia—Clementina, sogar schliefslich Bertram—Berhtramna). Wenn ähnlich im Altnordischen neben Gunnleikr eine Gunnleik steht, so handelt es sich hier um eine Sonderbildung des Skandinavischen. Die Angelsachsen wenigstens zeigen bis zum Untergange ihrer Selbständigkeit nichts, was den griechischen und fränkischen Formen entspräche. Auf dem südgermanischen Festland können wir die Erschütterung der alten Bildungsweise Schritt um Schritt verfolgen. Bekannt war bisher die Erscheinung, dafs von den Namenwörtern, die ursprünglich im ersten Bestandteile alle vorkommen, im 2. Teil nur eine Auswahl auftreten kann. Gewisse Namenwörter werden an der zweiten Stelle bei den Frauennamen bevorzugt; soweit es sich um Substantive handelt, sind es Feminina. Der Redner geht aber weiter: Das ganz Problem der Bildungsweise germanischer Eigennamen spitzt sich zu auf die Frage nach der Auswahl des zweiten Kompositionsteils. Für diese sind folgende Momente entscheidend: 1) begriffliche, wobei die Waffenbezeichnungen fehlen (Brunnhilde — aber nicht Hildebrünne); 2) ästhetische oder euphonische, dabei Vermeidung der allitterierenden wie reimenden Gebilde; 3) rein morphologische. Hierauf entwickelt der Vortragende da, Grundgesetz, dafs ursprünglich Neutra im zweiten Teil ganz ausgeschlossen, Masculina auf Männernamen, Feminina auf Frauennamen beschränkt waren. Also ganz anders wie im Griechischen, wo -κρατος ohne Anstofs war und ἀγορά Männernamen bildete, während Nikopolis für beide Geschlechter gebraucht wurde. Bei den Adjektiven zeigt das deutsche eine scharfe Trennung: hard, berht bald für Männernamen, lind, flad, swinth für Frauennamen. Wie im 8. Jahrhundert das alte morphologische Grundprinzip erschüttert wurde und zerfiel, wurde an einer Reihe von Beispielen gezeigt. So erzeugte der Übertritt des Masculinums heri zu meri und ähnlichen neutris nunmehr Namengruppen mit neutris an zweiter Stelle. Das Schwanken von -rat in den Compositis wie ‚die Heirat', ‚der Vorrat', rief durch Übertragung doppelgeschlechtliche Namengebilde hervor: ‚Kuonrat', ‚Albrat'. Da ferner das uralte, durch die Poesie fortgepflanzte Wortmaterial mit dem Verfall der alten Dichtung un-

verständlich wurde, war der rein mechanischen Neubildung durch den Wechsel unter den Kompositionsgliedern ein breiter Spielraum geboten. An der alten Bildungsweise hielten die Angelsachsen fest, doch fehlt es ihnen nicht an berechtigten Neubildungen.

Zum Schlufs werden flüchtig die Schwierigkeiten der Namendeutung berührt, wobei der Vortragende davor warnte, sie als Hauptziel der Namenforschung hinzustellen. Deren gröfsere und wichtigere Aufgabe sei die Geschichte der Namenschöpfung und Namenwahl.

2. Professor Wrede (Marburg): Der Sprachatlas des Deutschen Reichs und die elsäfsische Dialektforschung.

Nach einer Übersicht über die Geschichte des Sprachatlas, an dem nun seit 25 Jahren gearbeitet wird, sowie nach einem Hinweis auf den Zweck und die bisher erzielten Ergebnisse dieser Arbeit behandelte der Vortragende eingehend das Zusammenarbeiten der Dialektuntersuchung mit der geschichtlichen Forschung. Er erläuterte an der Hand einer übersichtlichen kartographischen Darstellung, wie sich die von ihm in der Dialektforschung neu entwickelten Gesichtspunkte auf die wunderlichen Verhältnisse des Elsasses anwenden lassen. Er zeigte, besonders für das nördliche Sprachgebiet, wie sich Fragen der Laut- und Wortgeschichte im Zusammenhang mit der Landes- und Ortsgeschichte lösen lassen. Weiter wies er darauf hin, wie infolge der geschichtlichen Entwicklung die gleichen dialektischen Erscheinungen an dem einen Ort eines Sprachgebietes oft ganz anders zu erklären sind als an dem andern. Dafür bietet gerade das Elsafs bezeichnende Beispiele. Seine Einheit in geographischer und sprachlicher Beziehung, schon von Schöpflin behauptet, ist neuerdings durch die im Elsafs kräftig blühende Dialektforschung unwiderleglich dargethan worden. Letztere hat durch ihre Arbeit nicht nur ein neues und wichtiges Gebiet der Sprachforschung angebaut, sondern gleichzeitig ein Stück deutscher Geschichte erforscht.

(Schlufs folgt.)

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. G. Lanson, L'Université et la Societé moderne. Paris 1902, Armand Colin. XI u. 123 S. kl. 8. 1 *fr*. 50 *c*.

2. Jahresberichte über das höhere Schulwesen, herausgegeben von Conrad Rethwisch. XV. Jahrgang (1900). Berlin 1901, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder).

3. A. Messer, Die Reformbewegung auf dem Gebiete des preufsischen Gymnasialwesens von 1882 bis 1901. Leipzig und Berlin 1901, B. G. Teubner. VI u. 173 S. gr. 8. 3,20 *M*.

4. Hubatsch, Die Reformschulen. Vortrag, gehalten im Isabellensaale des Gürzenich zu Köln am 4. Oktober 1901. Köln 1901, J. G. Schmitzsche Buchhandlung (Sohn & Laué). 22 S. 0,30 *M*.

5. Cl. Nohl, Der wissenschaftliche Unterricht und die Unterrichtsübungen in der Lehrerinnen-Bildungsanstalt. Essen 1901, G. D. Baedeker. 16 S. 0,40 *M*.

6. R. Seidel, Die Handarbeit der Grund- und Eckstein der harmonischen Bildung und Erziehung. Leipzig 1901, R. Lipinski. 38 S. kl. 8. 0,50 *M*.

7. Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestandes des k. k. Staatsgymnasiums im 8. Bezirke Wiens. Wiss. Beilage zu dem Jahresbericht der Anstalt 1901. 154 S. Prolog und 9 Abhandlungen.

8. Goethes Persönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Friedrich v. Müller, gehalten in den Jahren 1830 und 1832. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Bode. Mit einem Bildnis Goethes. Berlin 1901, E. S. Mittler & Sohn. IV u. 91 S. kl. 8. 1,25 *M*, geb. 2 *M*.

9. R. Dietlein, W. Dietlein, F. Polack, Aus deutschen Lesebüchern: Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus. Dritter Band, fünfte Auflage von P. Polack. Leipzig 1901, Th. Hofmann. IV u. 670 S. gr. 8. 5,50 *M*.

10. A. Kutzner, Praktische Anleitung zur Vermeidung der hauptsächlichsten Fehler in Anlage und Ausführung deutscher Aufsätze für die Schüler der mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Dritte Auflage von O. Lyon. Leipzig und Berlin 1901, B. G. Teubner. 88 S. geb. 1 *M*.

11. A. Gebler, In Walhall. Festaufführung mit Gesang in einem Aufzug zum Geburtstag S. M. Kaiser Wilhelms II. Breslau 1901, Max Woywod. 24 S. 0,60 *M*.

12. C. Schaible, Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon. Freiburg i. B. und Leipzig o. J., Paul Waetzel. XXII u. 633 S. eleg. geb. 7,50 *M*. — Eine Sammlung von Sentenzen, Lebensmaximen und Aussprüchen hervorragender Persönlichkeiten, deren Auslese nach christlichen, ethischen, praktisch-philosophischen und sozialen Gesichtspunkten erfolgt ist. Ein schönes, lehrreiches Buch.

13. H. Leineweber, Dichtergold. Kernsprüche und Kernstellen aus deutschen Klassikern aller Zeiten. Zweite Auflage. Paderborn 1902, F. Schöningh. VIII u. 200 S. kl. 8. geb. 1,80 *M*.

14. Märchen für die deutsche Jugend. Mit zahlreichen Bildern. Zusammengestellt und herausgegeben vom Kölner Jugendschriften-Ausschufs. Berlin o. J., Fischer & Franke. VI u. 208 S. geb. 2 *M*.

15. A. Holder, Alt-celtischer Sprachschatz. 13. u. 14. Lieferung (Sp. 1025—1536: Poetani-on—Sextus). Leipzig 1901, B. G. Teubner. Lex. 8. je 8 *M.*

16. Hermann Osthoff, Etymologische Parerga. Erster Teil. Leipzig 1901, S. Hirzel. VIII u. 378 S. 9 *M.*

17. J. Wolff, De clausulis Ciceronianis. Leipzig 1901, B. G. Teubner. 104 S. gr. 8. 4 *M.* — S.-A. aus den Neuen Jahrbüchern, Supplementband 26.

18. Th. Zielinski, Die Tragödie des Glaubens. Betrachtungen zu Immermanns Merlin. Leipzig 1901, B. G. Teubner. 50 S. gr. 8. 1,20 *M.* — S.-A. aus den Neuen Jahrbüchern. 4. Jahrgang, 7. Band.

19. H. Schmitt, Präparation zu Thukydides Buch VII und VIII 1. Hannover 1901, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. 31 S. 0,60 *M.*

20. F. Beyschlag, Die Anklage des Sokrates. Kritische Untersuchungen. Progr. Neustadt a. d. H. 1900. 58 S.

21. W. Janell, Quaestiones Platonicae. Leipzig 1901, B. G. Teubner. 73 S. gr. 8. — S.-A. aus den Neuen Jahrbüchern, Supplementband 26.

22. H. A. Hamilton, The Negative Compounds in Greek. Diss. Baltimore 1899. 62 S.

23. Griechisches Schönschreibheft. Würzburg, E. Bauer. 40 S. 4. 0,40 *M.*

24. H. Gréville, Perdue. Für den Schulgebrauch herausgegeben von M. Altgelt. Wien und Prag 1901, F. Tempsky. IV u. 103 S. geb. 1,20 *M.* Dazu Wörterbuch 52 S. 0,60 *M.*

25. E. Castelnuovo, Scelta di racconti e bozzetti. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von H. Ungemach. Bamberg 1901, C. C. Buchners Verlag (Rudolf Koch). VIII u. 124 S. kl. 8. (Sammlung moderner italienischer Autoren Nr. 11.)

26. Kanon der Jahreszahlen für den Geschichts- und Religionsunterricht am Stadtgymnasium zu Halle a. S. Halle a. S. (o. J.), Fr. Starke. 39 S. 0,40 *M.*

27. A. v. Müller, Unsere Marine in China. Eingehende Darstellung der Thätigkeit unserer Marine und der Seebataillone im ersten Abschnitt der „China-Wirren“. Mit Originalberichten von Mitkämpfern und Augenzeugen. Mit zahlreichen Abbildungen und Skizzen. Berlin 1901, Liebelsche Buchhandlung. VIII u. 291 S. gr. 8. geb. 5 *M.* — Ein sehr fesselndes Buch, für die Schülerbibliothek zu empfehlen.

28. Otto Felsing, Gert Janssens China-Fahrten. Reise- und Kriegserlebnisse eines jungen Deutschen. Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und nach Originalzeichnungen von Maler Anton Hoffmann. München 1901, J. F. Lehmanns Verlag. XVI u. 464 S. gr. 8. geb. 6 *M.* (Julius Lohmeyers Vaterländische Jugendbücherei. Band 14.) — Der Verf. kennt Land und Leute aus eigener Anschauung. Die Erzählung reicht bis zum Friedensschlufs. Das Buch ist für die Schülerbibliothek warm zu empfehlen.

29. Vierteljahrshefte für den geographischen Unterricht, herausgegeben von F. Heiderich. Jahrg. 1, Heft 2 (S. 86—182). Wien, Ed. Hölzel. — Jährlich 4 Hefte, 10 *M.*

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die französischen Ferienkurse für Ausländer an der Universität Grenoble.

Je mehr Gewicht man in der neueren Zeit — und zwar mit vollem Rechte — auf das Sprechen der modernen Fremdsprachen im Unterrichte der höheren Schulen legt, um so gröfser wird für die Lehrer das Bedürfnis, solche Orte im Auslande aufzusuchen, wo man die fremde Sprache gut und richtig sprechen hört und so das Ohr üben kann, wo man durch den Verkehr mit den Angehörigen der fremden Nation sich gröfsere Übung im mündlichen Gebrauch der Fremdsprache aneignen kann und von berufener, fachmännischer Seite auf die Mängel der Aussprache und auf Fehler in der Konversation aufmerksam gemacht wird. Diesem Bedürfnis verdanken die Ferienkurse für Ausländer ihr Entstehen, wie sie erst an schweizerischen Universitäten, dann neuerdings auch an französischen eingerichtet sind. Aber mögen auch die schweizerischen Universitäten hierin die Priorität haben und die Ferienkurse in Genf und Lausanne gut geleitet sein, so bleibt doch eine Reihe von Bedenken gegen alle solche schweizer Kurse bestehen. Denn erstens hört man in der französischen Schweiz eben nur schweizer Französisch sprechen, das nun und nimmermehr als reines Französisch gelten kann; ferner trifft man in den genannten schweizer Städten viel zu viele Personen, eingeborene wie eingewanderte, die Deutsch verstehen und sprechen (ihre Zahl beträgt in Genf etwa 30 000). Es fällt somit der Zwang fort, ausschliefslich französisch zu sprechen; gerade dieser Zwang aber ist etwas sehr Heilsames für den, der zu dem obengenannten Zwecke ins Ausland geht. Drittens bewegt sich in einem Lande, das so sehr internationales Verkehrsland geworden ist wie die Schweiz, zuviel internationales Publikum, welches auf verschiedene Weise, jeder nach seiner nationalen Eigenart, das Französische mifshandelt. Ganz besonders gilt dies von Genf, wo der Verkehr ein durchaus internationales Gepräge hat. So ist das Milieu keineswegs günstig für den, der ins Ausland geht, um gut und richtig Französisch sprechen zu hören und zu lernen.

Ganz anders und zwar für den Ausländer erheblich günstiger liegen die Dinge im Innern Frankreichs selbst. Von Paris wollen wir dabei hier absehen. Denn in den Sommermonaten, die den Ferienkursisten zur Verfügung stehen, befindet es sich in der toten Saison und erwacht erst im Herbst wieder zu seinem eigentlichen Leben; deshalb wird so leicht niemand sich gerade den Juli oder August zu einem Pariser Aufenthalte aussuchen. Wir möchten dagegen die Blicke der Leser auf Grenoble lenken, wo seit einigen Jahren an der Universität regelmäfsig Ferienkurse vom 1. Juli bis 1. November, also länger als an irgend einer anderen Universität, eingerichtet sind. Dort in Grenoble hört man erstens ein reines Französisch sprechen; zweitens trifft man — aufser Ferienkursisten — keine Deutschen dort; man befindet sich in durch und durch französischer Umgebung und ist also gezwungen, sich auf Schritt und Tritt der fremden Sprache zu bedienen.

Auch sonst sind die Verhältnisse günstig für einen Ferienaufenthalt. Die Lage Grenobles, unmittelbar am Fufse der Alpen, die sich in geringer Entfernung von der Stadt bis zu einer Höhe von 3000 Metern (in der chaîne de Belledonne) erheben, an den Ufern der Isère und des Drac ist geradezu grofsartig. Die klimatischen Verhältnisse sind ähnlich wie in der französischen Schweiz; denn wenn auch am Mittag im Hochsommer die Temperatur sehr hoch steigt, so tritt doch regelmäfsig am Abend unter der Einwirkung der nahen Alpen eine sehr erfrischende Abkühlung ein. Ein so ausgedehntes Netz von elektrischen Bahnen und Dampf-Tramways, wie es wohl kaum eine andere Stadt von 65 000 Einwohnern aufzuweisen hat, verbindet nach allen Richtungen hin die Stadt mit den Nachbarorten, auf zwei Seiten, nach Chapareillan und nach Bourg d'Oisans hin, bis auf 50 Kilometer Entfernung, und erleichtert im Verein mit den guten Eisenbahnverbindungen den Zugang zum Hochgebirge aufserordentlich. Die Dauphiné, deren Hauptstadt und Mittelpunkt Grenoble ist, gilt mit Recht für den landschaftlich schönsten Teil Frankreichs. Das benachbarte Departement des Hautes Alpes steht an Grofsartigkeit kaum hinter dem Berner Oberland zurück; sein höchster Gipfel, die Barre des Écrins, ist ebenso hoch wie die Jungfrau.

Die Preise für Wohnung und Beköstigung sind mäfsig; die französische Küche ist allgemein als gut bekannt; überall in der Dauphiné findet man einen guten Landwein zu sehr billigem Preise.

Die Bevölkerung sowohl in der Stadt selbst als in der ganzen Landschaft kommt dem Fremden sehr freundlich und zuvorkommend entgegen. Von Deutschenhafs habe ich keine Spur gefunden. Ich habe mich nicht nur in Grenoble selbst aufgehalten, sondern auch die Dauphiné und das Departement des Hautes

Alpes nach den verschiedensten Richtungen hin durchstreift, und zwar allein, so dafs ich ausschliefslich auf den Verkehr mit den Einheimischen angewiesen war; ich bin dabei mit Personen aller Stände und Bildungsgrade in Berührung gekommen, in den Hotels und Restaurants mit den Kreisen der besseren französischen Gesellschaft, draufsen im Gebirge mit allen möglichen einfachen Leuten der ländlichen Bevölkerung; ich habe nicht ein einziges Mal auch nur die geringste Unfreundlichkeit erfahren, sondern überall ein freundliches Entgegenkommen gefunden, obwohl mein Äufseres meine „teutonische" Abstammung sofort verrät und ich auch nie ein Hehl aus meiner Nationalität gemacht habe.

Das Comité de patronage des étudiants étrangers bemüht sich nach Kräften, für gute Pensionen und Logis zu sorgen. Sein Vorsitzender, der Kunstfreund Marcel Reymond (ehemals Advokat), nimmt mit gröfster Liebenswürdigkeit jeden Ankömmling in Empfang und erteilt ihm alle gewünschten Auskünfte. Er ist die Seele des ganzen Unternehmens und hat sich durch seine geschickte Leitung der äufseren Angelegenheiten zweifellos ein Verdienst um seine Heimatstadt Grenoble erworben. Denn die Zahl der Ausländer, welche zu den Ferienkursen nach Grenoble kommen, ist von Jahr zu Jahr gestiegen; in diesem Juli nahmen 125 Personen, davon ein Fünftel Damen, an den Cours de vacances teil; entsprechend hoch wird die Teilnehmerzahl wohl auch in den folgenden Monaten gewesen sein. Mindestens drei Viertel waren Deutsche; das übrige Viertel setzte sich aus Italienern, Amerikanern, Engländern, Russen nebst Polen u. a. zusammen.

Freunden des Schwimmens ist ganz besonders die École de natation am Boulevard Gambetta zu empfehlen; sie hat ein sehr grofses Schwimmbassin, dessen Wasser durch ununterbrochenen Zu- und Abflufs stetig erneuert wird. Die Wassertemperatur war in den Morgenstunden (vor 8 Uhr) nie höher als 17° Celsius, zuweilen nur 15° Celsius, also sehr erfrischend. Das Baden in der Isère und im Drac ist wegen der starken Strömung polizeilich verboten.

Der Verkehr der Professoren mit den Teilnehmern der Ferienkurse aufserhalb der Vorlesungen war ein sehr angenehmer. Man traf sich regelmäfsig am Dienstag Abend im separaten Saal eines Cafés, an anderen Abenden meist in einem Café an der Place Victor Hugo.

Angenehm war es auch, dafs den Teilnehmern der Cours de vacances gegen Vorzeigen ihrer Immatrikulationskarte freier Eintritt in das Theater im benachbarten Bad Uriage gewährt war; sie hatten so Gelegenheit, französische Dramen — naturgemäfs meist Komödien — in guter Darstellung aufführen zu hören.

Diediesjährigen (1901) Ferienkurse wurden Anfang Juli von dem Doyen de la faculté des lettres, Professor de Crozals, mit einer längeren Ansprache eröffnet, die, ebenso ansprechend durch ihre

vollendete Form wie durch ihre Herzlichkeit, auf alle Zuhörer den günstigsten Eindruck machte und eine würdige Einleitung zu der dann folgenden gemeinschaftlichen Arbeit bildete. Ihre Schlufsworte sind so charakteristisch für den Geist, der in den Beziehungen der Universität zu ihren Gästen waltete, dafs ich sie hier anführe: „Il reste entre les honnêtes gens de tous les pays assez de sujets d'entente et d'occasions de s'estimer. C'est faire une oeuvre très bonne et très haute de cultiver en bonne harmonie ce champ commun et d'y faire germer une moisson d'amitié et de paix. Il est bien entendu que dans le coeur de chacun de nous notre patrie tient la première place, dans votre coeur d'étrangers, comme dans notre coeur de Français. Ce sentiment est une force sacrée; il serait impie de vouloir la diminuer; gardons-la jalousement chacun de notre côté dans notre for intime. Mais cet amour secret n'exclut pas d'autres attachements dont l'estime est le lien; et laissez-moi penser que notre oeuvre serait vraiment belle, si, en quittant Grenoble, chacun de vous, immédiatement au-dessous de sa propre patrie, mettait en première ligne la France; et si, à votre tour, quand vous nous quitterez, vous laissiez dans nos esprits une image plus fidèle de votre propre patrie et le souvenir ému de ceux qui l'auront représentée au milieu de nous".

Die Einrichtung des Julikurses, welche in gleicher Weise auch bei den Kursen der weiteren Monate durchgeführt ist, war die folgende: morgens von 8 oder 9 Uhr ab zwei Vorlesungen von je einstündiger Dauer, zuweilen aufserdem noch eine Stunde praktischer Übungen; nachmittags 5 Uhr noch eine weitere Vorlesung oder eine Stunde praktischer Übungen.

Die Vorlesungen waren meist litterarhistorischen Inhalts, daneben einige aus dem Gebiete der Geschichte und Kunstgeschichte; hierzu traten 1—2 stündige Einzelvorträge aus den verschiedensten anderen Gebieten. Die einzelnen Bestandteile des wissenschaftlicher Menus aufzuzählen, ist hier nicht am Platze. Unter allen Vorlesungen verdienen am meisten die von Professor Morillot „Les romans de Lamartine" hervorgehoben zu werden. Gründlichkeit der Behandlung, feinsinnige Auffassung, Begeisterung für seinen Stoff und klassische Darstellung verschafften dem gediegenen Gelehrten einen geradezu durchschlagenden Erfolg. (Er hat übrigens neuerdings einen Ruf nach Berlin erhalten.) Ihm zur Seite stand an Gediegenheit der Durcharbeitung, Klarheit und Schönheit des Ausdrucks de Crozals in seinen Vorlesungen über „Renpra souvenirs de jeunesse". Auch Dumesmil's Vorträge „La philosophie du Télémaque de Fénelon" und Colardeau: „Phonétique du français moderne" und „Origine des noms de lieux en France" verdienen lobend erwähnt zu werden, ebenso die zwei Vorträge von Chabert: „Napoléon I. à Grenoble en 1815" und die zwei von Caudrillier über Barnave. Daneben

fand sich auch (selbstverständlich) recht Mittelmäfsiges: so trugen die beiden Vorträge des Rektors der Akademie Grenoble, Boirac, „La psychologie expérimentale en France, en Allemagne et aux États-Unis“ und „Le mouvement actuel en faveur d'une langue internationale“ durchaus das Gepräge oberflächlicher „causerie“. Der Jurist de Lapradelle fand es angebracht, das, was er bereits in einer Druckschrift veröffentlicht hatte, aus dieser in rasendem Tempo noch einmal vorzulesen über „La Chine et le droit des gens.“ Marcel Reymond's kunsthistorische Vorträge: „L'art en Dauphiné“; „La peinture contemporaine“; „L'école démocratique“; „Conférence sur l'art italien“ waren ganz dilettantenhaft und in ihrer Art höchstens für die Selekta einer höheren Töchterschule angemessen. Auch die Vorlesungen von Hauvette über „La simplification de la syntaxe française“ boten nur wenig Anregendes.

Übrigens habe ich für meine Person beim Besuch aller Vorlesungen vor allem den einen Zweck verfolgt, täglich ein paar Stunden lang gebildete Franzosen zusammenhängend vortragen zu hören. Dieser Zweck wird schliefslich auch dann noch erreicht, wenn der Inhalt zu wünschen übrig läfst.

Unter den Leitern der praktischen Übungen zeichnete sich Professor Besson aus; er hatte zur Übersetzung ins Französische das Lustspiel von Heiden und Stahl „Der Herr Major auf Urlaub“ gewählt, dessen Übertragung reiche Gelegenheit zur Übung im Konversationston bot. Mit feinem Sprachgefühl und wissenschaftlicher Gründlichkeit hielt er darauf, die verschiedenen Nüancen des deutschen Originals möglichst entsprechend auch in der französischen Übertragung hervortreten zu lassen. Die „Exercices pratiques de lecture“ leiteten praktische Schulmänner, der Schuldirektor Cochet, der professeur à l'école normale Gorce und der Lyceumsprofessor Varenne. Die Teilnehmer waren dazu in eine „Division des professeurs“ und zwei „Divisions des étudiants“ eingeteilt. Das Hauptgewicht wurde auf korrektes Lesen des französischen Textes gelegt; die Übungen schlossen sich an Bauer und St. Étienne „Nouvelles lectures littéraires“ (Paris, Masson & Cie.) an. Aufserdem hielt Cochet „Exercices élémentaires de grammaire française“ ab, und Varenne hielt Vorträge unter dem Titel „Étude du vocabulaire français“. Beide waren sehr elementar gehalten und nur für Anfänger berechnet. Bei Varenne störte das ewige „Voyez“ und „N'est-ce pas“, die in jeder Stunde etwa hundertmal wiederkehrten.

Wünschenswert wäre es, dafs besondere praktische Übungen in der Phonetik eingerichtet würden und man sich nicht, wie bisher, blofs auf einige theoretische Vorträge über dieses Gebiet beschränkte.

Ungünstig gewählt war in Anbetracht der Sommerhitze die Nachmittagsstunde von 5—6 Uhr, die meist für die praktischen

Übungen verwandt wurde; denn die Temperatur in den Hörsälen war zu dieser Stunde — aufser an den wenigen Regentagen — unerträglich heifs.

Sonnabends wurden keine Vorträge gehalten, sondern dieser Tag war als dies academicus für Ausflüge freigelassen. Es fanden regelmäfsig gemeinsame Ausflüge statt, deren Leitung Herr Marcel Reymond mit Geschick und Umsicht übernommen hatte; sie waren nach allgemeinem Urteil wohlgelungen und verliefen sehr gemütlich zur vollen Zufriedenheit der Teilnehmer. Ich persönlich habe allerdings nur an einem dieser gemeinschaftlichen Ausflüge, dessen Zielpunkt ich beim Abstieg von einer Hochgebirgstour erreichen konnte, teilgenommen, da ich es vorzog, stets den Samstag und Sonntag zu einer zweitägigen Tour ins Hochgebirge zu verwenden, um Land und Leute möglichst gründlich kennen zu lernen. Und die französischen Hochalpen bieten in der That, wie schon oben bemerkt, eine reiche Fülle interessanter Landschaftsbilder.

Alles in allem genommen, kann man die Teilnahme an den französischen Ferienkursen in Grenoble als zweckdienlich empfehlen.

Höchst a. Main. Adolf Lange.

Die Methodik des geometrischen Anfangsunterrichts und die neuen preufsischen Lehrpläne vom Jahre 1901.

Gerade im Begriff, mich zu dem vorstehenden Thema zu äufsern, erhielt ich den gleichlautend betitelten Aufsatz des Herrn W. G. Schulze (in dieser Zeitschrift 1901 S. 612 ff.) zugesandt. Da ich im wesentlichen mit den dort vorgetragenen Anschauungen übereinstimmte, gab ich zunächst meine Absicht auf, glaubte aber schliefslich doch (auch auf Schulze's Anregung hin), meine von jenem Aufsatz abweichenden Ansichten aussprechen zu sollen.

Die Fassung der neuen preufsischen Lehrpläne, vor allem der vielbedeutende Gedankenstrich im mathematischen Quartapensum, könnte die Meinung erwecken, dafs nun der frühere propädeutische Anschauungsunterricht der Quinta seine Wiederauferstehung feiern sollte. Nichts würde mir aber verfehlter erscheinen, als wenn in der That der alte Wein dieses angeblichen Erleichterungsmittels in den alten Schläuchen der zahllosen, jetzt zweifelsohne in vielfach verbesserter Auflage erscheinenden Leitfäden und Vorschulen, neu verschenkt würde. Der im Jahre 1882 versuchsweise eingeführte Anschauungskursus fiel 10 Jahre später der Revisionsschere anheim, nicht etwa nur weil man dem Rechenunterricht die eine Wochenstunde zurückgeben wollte, sondern weil man einsah, dafs man ganz falsche Wege gewandelt war. Im anderen Falle hätte man ja den Anschauungsunterricht schon damals in die Quarta hinaufschieben können. Die Einführung

eines besonderen propädeutischen Kursus im Jahre 1882 entsprang der Überzeugung, dafs die Leistungsfähigkeit eines Quartaners den Anforderungen des mathematischen Unterrichts noch nicht gewachsen sei. Aber anstatt nun die Mathematik erst in Unter-Tertia beginnen zu lassen, was das Nächstliegende gewesen wäre, oder wenigstens, wie es die neuesten Lehrpläne erfreulicherweise anstreben, das mathematische Quartapensum zu vereinfachen, erschwerte man die Sache noch mehr, indem man die mathematische Spekulation in die Quinta hineinschob. Anstatt energisch mit dem toten Formalismus auswendig gelernter Lehrbuchbeweise zu brechen und die ganze Unterrichtsmethode mehr als bisher auf Anschauung zu gründen, erfand man einen besonderen geometrischen Anschauungsunterricht, dessen Name schon auf den methodischen Fehler hinweist, da doch alle Geometrie anschaulich erkannt werden mufs. Anstatt übertriebenène wissenschaftliche Strenge und wohlparagraphierte Systematik von einer Stufe fernzuhalten, die hieran unmöglich Geschmack finden konnte, richtete man Übungen im Gebrauch von Lineal und Zirkel ein, wo doch der gesamte geometrische Unterricht der Quarta eine fortgesetzte Übung mit diesen Werkzeugen sein sollte. Die Fehler dieses Versuchs spiegeln sich denn auch deutlich in den damals erschienenen Leitfäden und Lehrproben wieder. Da finden wir statt einer Einführung in die geometrischen Grundbegriffe ausgesprochene Zeichenkurse, die mit mathematischer Erkenntnis nur so viel zu thun haben, dafs sie diesem Lehrgebiet die Vorlagen entnehmen. Da tauchen im Gegensatz hierzu schon in Quinta stereometrische Unterweisungen auf mit der psychologisch ganz unhaltbaren Motivierung, dafs körperliche Gebilde die primären Wahrnehmungsobjekte seien; stereometrische Lehrsätze werden abgeleitet, die, ohne jemals im Laufe der nächsten Jahre Anwendung zu finden, nur totes Wissen bleiben. Geometrisch-zeichnerischen Spielereien begegnet man, die auch nicht im entferntesten einen didaktischen Wert für die mathematische Schulung erkennen lassen. Es war gewifs nicht die Absicht der Unterrichtsverwaltung, diese Pseudomethode aus der wohlverdienten Ruhe wieder aufzuwecken. Ich möchte lieber den Gedankenstrich im mathematischen Quartapensum als ein Verbindungszeichen auffassen, als solle damit angedeutet werden, dafs die nebeneinandergestellten Lehrpensen sich gegenseitig durchdringen sollen, dafs in der Quarta keine Geometriestunde vorüber gehen soll, ohne dafs die Schüler zeichnen und konstruieren, dafs, sobald von Geraden, Winkeln, von Dreiecken, Senkrechten, Parallelen gesprochen wird, der Schüler auch sofort angeleitet wird, diese Gebilde in genauer Darstellung auf Papier oder Tafel zu konstruieren. Freilich werden die strengen Systematiker der Euklidischen Schule, nach Holzmüller die eigentlichen Urheber der Überbürdung, ihr Haupt verhüllen, wenn Konstruktionen aus-

geführt werden sollen, für deren Richtigkeit noch kein Beweis erbracht werden kann. Aber von vorn herein hat der Schüler noch gar kein Bedürfnis zu „beweisen"; es mufs ihm erst allmählich anerzogen werden. Erst wenn er die Kongruenzsätze kennen gelernt hat, dann mag er die Richtigkeit der ihm schon in Fleisch und Blut übergegangenen Konstruktionen erkennen. Er wird dann auch einsehen, dafs sich aus diesen Kongruenzsätzen wieder neue Wahrheiten ergeben, dafs sich also diese durch die früher gelernten Sätze begründen, beweisen lassen. Man lege also im Anfangsunterricht nicht den Hauptwert auf die Beweise, sondern auf das Konstruieren, und zwar mit zahlenmäfsig gegebenen Strecken und Winkeln, lasse auch das Rechnen an den gezeichneten Figuren nicht aus dem Auge, dann wird der Schüler mit Lust und Liebe an seine mathematische Aufgabe herantreten, da er das von ihm Verlangte bewältigen kann. Sichere, geläufige Anschauungen und Vorstellungen, Vertrautheit mit den Kunstausdrücken der Geometrie, Übung in der Handhabung von Lineal und Zirkel (die drei Verdienste, die Schulze dem Vorkursus zuschreibt) vermag der geometrische Unterricht ganz selbständig zu erzielen, dazu bedarf er keines Vorspanns in Gestalt eines „Anschauungsunterrichts", der nur allzu leicht auf Abwege führt.

Und nun komme ich zu einem zweiten Punkt, in welchem ich mit Schulze und auch mit den Lehrplänen nicht übereinstimme, das ist die „Erweiterung der Dreieckslehre" in Unter-Tertia. Wie aus meinen bisherigen Ausführungen hervorgeht, liegt es mir durchaus fern, an strenger Systematik und ihren spanischen Stiefeln festzuhalten; aber auch eine vollständige Loslösung vom System halte ich für bedenklich. Mit der „befreienden That", wie Schulze die oben angeführte Bestimmung nennt, wird zwar der Individualität des Lehrers, was an sich freudig zu begrüfsen ist, völlig freie Bahn gegeben, aber was bei dieser Freiheit, den Lehrstoff im Anfangsunterricht nach Willkür zu wählen, herauskommen wird, wird klar, wenn man sich den Wirrwarr von Meinungen und Vorschlägen vergegenwärtigt, der sich in der pädagogischen Litteratur in betreff des Anfangsunterrichtes findet. Da gilt das Goethesche Wort: Musterkarte giebt zu lesen, wie so bunt der Kram gewesen. Eine solche Freiheit ist ja für den einzelnen Lehrer gewifs sehr erfreulich, sie mag auch hier und da den Unterricht selbst beleben; aber unmöglich liegt sie im Interesse der Gesamtheit, besonders auch derjenigen zahlreichen Schüler, welche als Beamtensöhne zu einem Wechsel der Anstalt gezwungen sind. Das, was sich für die oberen Klassen schickt, gilt gewifs nicht vom grundlegenden Unterricht in der Quarta, auf dessen Lücken „die Schwierigkeiten, die der mathematische Unterricht in den oberen Klassen zuweilen macht, erfahrungsgemäfs" zurückgeführt werden müssen. Welche Schwierigkeiten müssen sich ergeben für einen Schüler, der von einer Anstalt, wo die Kon-

gruenzsätze der Unter-Tertia zugewiesen sind, in diese Klasse einer anderen Anstalt kommt, die die genannten Sätze und ihre Anwendungen schon in Quarta erledigt hat! Eine Erleichterung des Quartapensums ist m. E. methodisch nur erreichbar durch Verschiebung der Parallelensätze nach Unter-Tertia; aber die Dreieckslehre sollte in Quarta abgeschlossen werden. Eine Begründung dieses Vorschlages würde nur eine Wiederholung dessen sein, was von anderer Seite schon so oft ausgeführt worden ist.

Um der Unsicherheit in der Auswahl des mathematischen Lehrstoffs der Quarta entgegenzutreten, halte ich, in Übereinstimmung mit den neuen Lehrplänen, eine Feststellung des unentbehrlichen Lehrstoffs bezw. Gedächtnisstoffes des mathematischen Pensums der mittleren Klassen durch die Fachkonferenzen der einzelnen Anstalten für unbedingt geboten. Eine Veröffentlichung des festgesetzten Kanons in den Jahresberichten würde einen willkommenen Beitrag zur Methodik des geometrischen Anfangsunterrichts liefern und liefse auch eine schliefsliche Einigung über die Lehrstoffverteilung erhoffen.

Posen. J. Norrenberg.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Oskar Weifsenfels, Die Bildungswirren der Gegenwart. Berlin 1901, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. XX u. 384 S. gr. 8. geh. 5 *M*, geb. 6 *M*.

Vor kurzer Zeit hatte ich die Freude, die „Kernfragen des höheren Unterrichts" von Oskar Weifsenfels in dieser Zeitschrift anzuzeigen. Der Verf. hat uns von neuem mit einem Buche beschenkt, das sich dem besprochenen ebenbürtig anreiht. Es ist aus demselben Geist hervorgegangen, es führt uns aber auf ein gröfseres Gebiet, sein Gesichtskreis ist umfassender, es umspannt das ganze Kulturleben unserer Zeit. Von einer hohen Warte aus überschaut Verf. die Gegenwart in ihrem bunten Treiben; nach allen Seiten, wohin sich das Streben der Zeitgenossen auf wissenschaftlichem, sozialem, politischem, religiösem Gebiete richtet, wendet er sich mit prüfendem Auge, um sich dann unter den Wirren der Gegenwart uns als Führer anzubieten in dem Streben nach dem höchsten Ziele, das sich der menschliche Geist steckt. Weil er in das Leben und Treiben der Kulturvölker des Altertums wie der Neuzeit so tief eingedrungen ist — davon giebt jede Seite des Buches Zeugnis —, hat er die Macht gewonnen, die Vorzüge wie die Schäden unserer Zeit zu verstehen und in der sittlichen Hoheit, die er sich errungen, richtig abzuschätzen. Ich darf wohl sagen, dafs jeder, der sich bemüht hat, in gleicher Weise wie der Verf. seinen Bildungsweg zu suchen, hier überall auf Gedankenreihen stofsen wird, die auch in seinem Innern wirken und gähren; nur dafs es unserm Verf. gelungen ist, diese zu einem Ganzen zusammenzufassen in einer Darstellung, die vom Anfang bis zum Schlufs edel und gehoben dem Buche die Form eines Kunstwerkes giebt. Verf. fügt Baustein zu Baustein uud hält uns in Spannung, indem er uns dem Ziele, das ihm vorschwebt, näher und näher führt, wir müssen ihm folgen, bis wir ihm am Ende aus vollem Herzen zustimmend danken. Dafs er als Lehrer an einer höheren Schule die Fragen des Unterrichts, die Aufgabe der Schule und ihren Wert für die Einzelnen wie die Gesamtheit in seiner Betrachtung gern berührt, bringt

seine Aufgabe mit sich; spricht er doch von dem Berufe der höheren Schule für die menschliche Gesellschaft in begeisternden Worten, die auch den zum Pessimismus in der Gegenwart nur allzusehr neigenden Schulmann auf lichtere Höhen zu erheben geeignet sind. Aber mit seinem Buche wendet er sich an alle Stände, die in ihrer Weise an dem öffentlichen Leben mitarbeiten, um sie zur Prüfung der Zeitverhältnisse aufzufordern und nicht minder zur Selbstprüfung. — Es ist schwer über das inhaltvolle Buch in knappem Rahmen zu berichten, ich kann nur Andeutungen geben von der Gedankenwelt, die der Verf. unserm Blicke erschliefst. Er behandelt sein Thema in drei Teilen: 1. Die Wandelungen und Irrungen des Bildungstriebes, 2. Die verloren gegangene Harmonie des Körperlichen und Geistigen, 3. Einige Richtlinien für den Bildungsweg.

Was ist Bildung? Worauf richtet sich der Bildungstrieb? Wie sollen wir das Bildungsideal unserer Zeit bestimmen? Das Bildungsstreben der Menschheit war bis zum Schlufs des 18. Jahrhunderts im wesentlichen auf dasselbe Ziel gerichtet, der Vernunft in sich zur Herrschaft über die niederen Triebe zu verhelfen, positive Kenntnisse zu gewinnen und mit klarem denkenden Bewufstsein sich selbst, die Menschen und die Welt zu erfassen; so seit den Anfängen der griechischen Philosophie; die verschiedenen Schulen, wie sehr sie auch im Gegensatz zu einander traten, gingen doch im Grofsen diesem Ziele nach, in Hellas wie in Rom. Auch die Wissenschaft während der ganzen christlichen Periode, die katholische wie weiter die protestantische Scholastik, änderte nicht viel an der Sache. Aber seit dem Schlufs des 18. Jahrhunderts trat ein Umschlag ein. Das erste Werk von ausgesprochen revolutionärem Charakter, das mit feuriger Beredsamkeit gegen den herrschenden Geist protestierte, war Rousseaus Antwort auf die von der Akademie zu Dijon gestellte Frage, ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu verderben oder zu veredeln. Vier Jahre später antwortete er mit einer noch kühneren Schrift auf die von derselben Akademie gestellten Frage nach dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen. Die Civilisation, sagt er, mache den Menschen unglücklich und schlecht, nur der Wilde sei gut, frei und glücklich. Der Ruf, man müsse zur Natur zurückkehren, war von magischer Wirkung; erklang wie die Rede eines Propheten. Nach der langen Alleinherrschaft der Vernunft verlangte nunmehr das unterdrückte Herz und Gefühl mit Ungestüm die Anerkennung seiner Rechte und so entstand ein ungebundenes Schwärmen und Rasen, welches, tieferen und geheimen Kräften vertrauend, das Joch der Vernunft sich mit Verachtung abschüttelte. Die Wirkung in unserm Lande war gewaltig. Ein harmonisches, allen Seiten unserer Natur Rechnung tragendes Bildungsideal ist von Rousseau nicht aufgestellt worden;

doch wurde seine Vision eines Naturzustandes ein wesentliches Element, um nicht zu sagen, die Grundlage des nunmehr entstehenden Bildungsideals. Und dies haben uns Deutschen und der ganzen Kulturwelt die grofsen Dichter am Schlufs des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts gegeben und zur treuen Aufbewahrung hinterlassen. Sie haben durch die Kraft ihrer individuellen Begabung und durch die zu schwindelnder Höhe über das Volkstümliche sich erhebende, aber an das Sehnen und Denken des Volkes leise anklingenden Meisterwerke die Deutschen umgeschaffen, ihrer eigenen Natur gemäfs gestaltet und ein gutes Stück in die Höhe gebracht; ihnen verdanken die Deutschen ihre Stellung als geistige Grofsmacht, unter ihnen vor allem Schiller. Schiller besitzt bei allem seinen Streben, was uns bändigt, das Gemeine, in wesenlosem Scheine hinter sich lassend, doch zugleich die Eigenschaften, welche auf die Massen wirken. Seine Sprache ist stark und glanzvoll, er redet wie ein begeisterter Tribun der Wahrheit, der Schönheit, der Sittlichkeit; wer in ihm zu Hause ist, dem ertönen die prächtig flutenden Worte seiner Weisheit bei allen nicht ganz bedeutungslosen Vorgängen des eigenen äufsern und inneren Lebens; er hat durch die Gröfse und Leidenschaftlichkeit seines Wesens die edelsten Kräfte der Deutschen herausgelockt und ihren Charakter wie ihr Denken gebildet. — Den führenden Geistern jener grofsen Zeit ist allen gemeinsam, dafs sie sich für die Zustände des menschlichen Innern mehr interessieren als für die grofsen Begebenheiten der Zeit. Der Gedanke der Erziehung der Menschlichkeit steht im Mittelpunkt ihres Nachdenkens; sich zum wahren Menschen zu bilden, gilt ihnen als die höchste Aufgabe des Lebens, d. h. den inneren Menschen frei zu machen und in harmonische Verfassung zu bringen; aus dem Lebensdrang in des Herzens heilig stille Räume zu fliehen und aus dem trügerischen Schein zur Wirklichkeit hindurchzudringen. — Und heute hört man dieses Bildungsideal als etwas Schwächliches, Oberflächliches bespötteln. Die nüchterne Beobachtung hat auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften zu folgenschweren Entdeckungen geführt, durch die in das Leben eine taumelnde Bewegung gebracht worden ist, und noch gröfser ist die Aufregung geworden, die durch die lebenskräftige Frische des jungen politischen Triebes hervorgerufen wurde. Und doch ist es eine Roheit, wenn man in dem Ringen nach einem von allen praktischen Nebenabsichten losgelösten Streben ein Hindernis sieht für jede manneswürdige Thätigkeit. Sich ausleben, d. h. das Gesetz seiner besonderen Natur zu erfüllen, gilt als Ziel aller individuellen und staatlichen Entwicklung; der ist der wahre Mensch, der sich rücksichtlos geltend macht. Die fachwissenschaftliche Bildung läfst man gelten; man spricht von naturwissenschaftlicher, historischer, juristischer, kaufmännischer, industrieller Bildung und vergifst, dafs zur Bildung eine Totalansicht

des Lebens gehört. Sind doch unter denen, die sich ihrer praktischen Bildung rühmen können, nicht selten solche, die eben deshalb für ungebildet gelten müssen, weil sie alle Ströme ihres Innern, die nicht zu ihrem Hauptstrom den Weg finden konnten, haben versiegen lassen. Nicht blofs, wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei; ein Barbar d. h. ein Ungebildeter ist auch, wer als schöngeistig, affektiert, sentimental alles verspottet, was keine direkte Kraft hat, für die auf der Tagesordnung stehenden Fragen der kommunalen und staatlichen Verwaltung einen nennenswerten Beitrag zu liefern. — Das vergangene Jahrhundert ist einen Riesenschritt vorwärts geeilt, hat Ströme von Licht und Luft in das dämmerige und stockende Leben geleitet und eine Leichtigkeit der Bewegung namentlich geschaffen, von der sich in früheren Zeiten der kühnste Erfindergeist nichts träumen liefs. Wer wird dem Techniker, dem geschickten Ausbeuter des Dampfes und der Elektrizität den Tribut der Anerkennung versagen? Und doch wie arm würden wir inmitten aller dieser Herrlichkeiten sein, wenn uns nicht aus früheren Zeiten eine stattliche Erbschaft inneren Reichtums bliebe! Das Bildungsstreben und die Thätigkeit müssen einen Bund auf Ergänzung schliefsen. Wer zugleich auf dem Pfade der Bildung gewandelt hat, wird auch die Arbeit, die ihm seine Stellung im Leben auferlegt, mit richtigerem Urteile und mit einer gröfseren Heiterkeit ausrichten als der mechanisch und mürrisch arbeitende Mietling. Die wahren Künstler, Dichter, Denker und Schriftsteller sind doch die lichtspendenden Genien, die wahren Fackelträger der Civilisation, die beseligenden Offenbarer und Tröster in den Wirren des Lebens, sie haben die Menschheit aus der kläglichen Enge ihres natürlichen Egoismus aufgerüttelt, sie über ihr wahres Wesen aufgeklärt und in den Menschen das Gefühl des Zusammenhangs mit dem Ganzen gestärkt. Unter ihrer Leitung wird jeder von uns wahrhaft gebildet werden; gebildet aber ist nur, wer zugleich Egoist und Altruist ist, wer die Seinigen lieben und ihr Wohl fördern kann, ohne in dem Fremden etwas Feindliches zu erblicken, wer mit der Liebe zu dem Heimatboden und seinem Vaterlande eine warme Sympathie mit der Menschheit überhaupt verbinden kann, wer sich bei aller persönlichen Bestimmtheit in eine von der seinigen verschiedene Denk- und Empfindungsweise zu versetzen vermag, wer als Reicher in der Seele des Armen, als Gebildeter in der Seele der Ungebildeten, als Mann in der des Weibes und Kindes zu lesen versteht.

Die zweite Betrachtung über „die verloren gegangene Harmonie des Körperlichen und Geistigen“ und die dritte „Einige Richtlinien für den Bildungsweg“ lehnen sich eng an den ersten Teil an; aber sie berühren mehr die besonderen Aufgaben und Ziele der höheren Schulen und sind um so zweckgemäfser, als sie Fragen betreffen, die fast täglich in öffentlichen Blättern oder

Versammlungen behandelt werden, die Frage nach der Rücksicht auf das leibliche Leben der Jugend und des Volkes, die Frage nach dem Wissen, das dem aufwachsenden Geschlecht zur Vorbereitung auf die spätere Lebenszeit mitzuteilen ist. Verf. warnt vor dem Traume, dafs mit einseitiger Sorge um Hygiene und körperliche Ausbildung die Erziehung eines besseren Nachwuchses verbürgt sei; die heutigen Vorkämpfer der physischen Erziehung schiefsen über das Ziel hinaus; das Wort, es müsse die Erziehung sich angelegen sein lassen, dem Leibe wie dem Geiste dieselbe Pflege zu widmen, ist mit Vorsicht aufzunehmen. Man weise nicht auf England, dort reden die Ärzte, wenn sie auf Überbürdung der Jugend zu sprechen kommen, von physischer Überbürdung und ihre Angriffe richten sich gegen den Mifsbrauch der Kraftspiele; so auch W. Collins in seinen bekannten Romanen. Dafs die Zeit des Schülers täglich zu gleichen Teilen den leiblichen und geistigen Übungen gewidmet werden müsse, heifst viel zu viel verlangen; die angestrengte Muskelarbeit des Turnens wirkt ebenso ermüdend wie die Arbeit des Gehirns. Der Druck einer zu anhaltenden und nicht in allen Teilen der Neigung und Anlage angemessenen geistigen Arbeit ruht auf den kräftigsten Köpfen, das ist der Fluch der hochgesteigerten Civilisation; diesen aber aufheben wollen durch das Gegengwicht eifriger Muskelbewegungen ist ein gefährlicher Irrtum. Die Aufgabe der Erziehung kann nicht sein, die Körperkraft der Jugend durch energische Muskelbewegungen hochzusteigern, sondern die Gesundheit zu erhalten und zu befestigen und durch Übungen, die sich vorsichtig innerhalb gewisser Grenzen halten, den Körper zu einem willigen Diener des Geistes zu machen.

Das höchste Ziel der öffentlichen Erziehung wie der Selbsterziehung mufs stets darauf gerichtet sein, dem äufsern Leben, das fast immer reger als ausreichend ist, ein leidlich inneres Leben an die Seite zu stellen; die erste Bedingung der Selbsterziehung ist, dafs man sich mit fremden Augen betrachten lerne; aus sich heraustreten mufs man, um tiefer in sein Inneres blicken zu können; reif ist nur geworden, wer, wie Faust von sich rühmt, sein Selbst zum Selbst der Menschheit erweitert hat. Darum mache man keine trennende Schranke zwischen Arbeit und dem, was man Freude nennt. Wenn etwas dem Menschen ziemt, so ist es dies, das Rohmaterial seines Lebens zu gestalten, die durch einander schwirrenden Töne zur Harmonie zu sammeln, sein Leben nach Grundsätzen zu ordnen, aber doch wieder die Grundsätze nicht zu Formeln erstarren zu lassen. Man hüte sich, den Faden der Entwicklung, die man durchmacht, zu zerreifsen, sondern wahre treu in den späteren Jahren, was man in früheren gewonnen; man sei nicht ungerecht gegen die Vergangenheit, ehre sie vielmehr und betrachte sie als die Wiege der Zukunft; vor allem soll die Erinnerung an die Schule immer fortdauern.

Sie hat jedem von uns mehr geleistet, als in dieser schulfeindlichen Zeit zugegeben wird, sie hat uns nicht der Welt entfremdet, wie die Thoren meinen, dadurch dafs sie uns die Vergangenheit erschlossen hat, sondern uns vielmehr zu einem sichern Eingreifen der Gegenwart fähig gemacht. Schneller allerdings würde der Schüler in dem von ihm gewählten praktischen Gebiete tüchtig werden, wenn er nicht den weiten Umweg durch die Schule zu nehmen brauchte. Aber welche traurige Verkümmerung würde dann über unser Geschlecht kommen! Die Schule hat in dem Menschen vor seinem Eintritt in das eigentliche Leben alle Keime zur Entwicklung hervorzulocken, mag immerhin auch durch diese Sorge um die allgemeine Entwicklung jene besondere Reife etwas verzögert werden, welche sich im sicheren Ergreifen des Alltäglichen zeigt.

Das gedankenreiche Buch sei allen Kollegen auf das wärmste empfohlen.

Stettin. Anton Jonas.

---

1) A. Fritsch, „Das Reform-Gymnasium“ mit besonderer Beziehung auf Hamburg. Vortrag, gehalten in der Ortsgruppe Hamburg des Deutschen Gymnasialvereins am 18. Januar 1901. Hamburg 1901, Heroldsche Buchhandlung. 16 S. 8. 0,50 *M.*

2) Christian Muff, Humanistische und realistische Bildung. Berlin 1901, Grotesche Verlagsbuchhandlung. 88 S. 8. 1 *M.*

3) Otto Kaemmel, Der Kampf um das humanistische Gymnasium. Aufsätze zur Reform des höheren Schulwesens. Leipzig 1901, Fr. Wilh. Grunow. 96 S. 8. 1,20 *M.*

Für einen Mann, der die Lehrpläne von 1882 stets für den ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn gehalten und die von 1892 gründlich gehafst hat, der von der neuesten Ordnung des höheren Schulwesens nur neuen Wirrwarr befürchtet und die ganze Reformerei *ἐς κόρακας* wünscht, — für mich ist es hart, drei Reformschriften auf einmal nicht blofs zu lesen, sondern auch noch anzuzeigen. Aber was hilft's? Ich kann nicht gut Nein sagen, und die genannten drei Schriften sind schliefslich doch recht lesenswert.

1) Fritsch spricht sehr klar und entschieden für die Hamburger Form des humanistischen Gymnasiums, das in keiner Klasse die Zahl von 30 obligatorischen Unterrichtsstunden überschreitet und in den Klassen von Sexta bis Untersekunda 8, von Obersekunda bis Oberprima 7 lateinische Stunden hat, dagegen die Mathematik in Untersekunda, in Unter- und Oberprima um je eine Stunde kürzt und für das Deutsche in Sexta und den beiden Primen 3, in den andern Klassen 2 Stunden ansetzt. „Geleugnet soll natürlich nicht werden, dafs auch das Gymnasium, wie jede menschliche Einrichtung, Mängel besitzt. Aber wer da behauptet, es sei nicht mit der Entwicklung der Kultur fort-

geschritten, der behauptet wissentlich oder unwissentlich die Unwahrheit". — Alles, was sich gegen das Reformgymnasium sagen läfst, hat er in 7 Thesen zusammengefafst, aus denen ich die vierte herausgreife, weil diese auch für andere Reformer gilt. „Es ist ein leeres Schlagwort, das Deutsche müsse mehr als bisher den Mittelpunkt des Unterrichts bilden; denn gerade in den Lateinstunden wird der Schüler durch Gegensatz und Vergleichung auch in der richtigen Beherrschung seiner Muttersprache mehr geübt, als wenn er beständig innerhalb des heimatlichen und neuzeitlichen Horizontes bleibt. Auch würde der Unterricht in der Muttersprache einen viel unerfreulicheren Charakter annehmen, wenn er mit dem gesamten grammatischen Stoffe beschwert würde".

Ich kenne das Reformgymnasium und seine Leistungen nicht, kann also auch nicht darüber urteilen, glaube aber wohl, dafs Fritsch mit seinen Bedenken Recht hat. Indessen soll es Reinhardt unvergessen bleiben, dafs er in der Versammlung des Gymnasialvereins zu Bremen 1899 ausdrücklich erklärt hat: wenn wir das Gymnasium so, wie es vor 1882 bestand, heute noch hätten, würde er sich niemals zu einem Versuch mit dem Reformgymnasium bereit gefunden haben. Also gerade den humanistischen Studien zuliebe betreibt er sein Werk, und das müssen wir dankbar anerkennen in einer Zeit, wo mit grimmigem Unverstand Wellen sich erheben . . .

2) Muff giebt zuerst (S. 5—40) einen klaren und feinen geschichtlichen Abrifs vom Ursprung und von der Entwicklung der Begriffe Humanismus und Realismus, humanistischer und realistischer Bildung. Er beginnt mit Dante und schliefst mit dem Kaiserlichen Erlafs vom 26. November 1900. Nicht nur der Laie kann viel daraus lernen, und jeder, der mitreden will, sollte wenigstens soviel von der Schulgeschichte wissen. Die folgenden 48 Seiten sind eine begeisterte Apologie der Altertumsstudien auf dem Gymnasium. Muff ist weitsichtig und weitherzig genug, um den Wert einer realistischen Bildung gebührend zu würdigen; aber sein Herz gehört doch dem Humanismus, ihn hegt er in seines Herzens Herzen. Im Grunde hält er doch das humanistische Gymnasium für die beste und eigentlich allein genügende Vorbildungsanstalt für die Universität, wenn er auch meint, das Studium der Medizin könne „wohl ohne Bedenken" den Abiturienten von Realgymnasien freigegeben werden. Nachdem die Gleichwertigkeit und im Prinzip auch die Gleichberechtigung der drei neunklassigen Schulen ausgesprochen und das „unglückselige Gymnasialmonopol" aufgehoben worden ist, hoffen alle Optimisten, das humanistische Gymnasium werde sich von den tiefen Wunden, aus denen es blutet, schnell erholen und zu einem neuen Leben erstarken. Wenn sie sich nur nicht täuschen! Geben etwa die neuesten preufsischen Lehrpläne dem Gymnasium, was des Gymnasiums ist? Wo sind die

sechs griechischen Stunden, die man ihm seit 1882 Schritt für Schritt geraubt hat? Der Rektor Portensis mag auch heute noch die griechischen Klassiker in der Prima so lesen können, dafs die Schüler von diesen hohen Werken den reichen Gewinn haben, den ihre Lehrer preisen: gewöhnliche und illusionsfreie Sterbliche können das nicht mehr. Von den alten Sprachen und der klassischen Litteratur mufs es gelten: gründlich oder gar nicht! Sehr gut Muff S. 85. S. 77 ff. Jetzt haben wir zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Und nun gar das Allerneueste und Hochmoderne: für das Griechische in IIIb—IIb englischer „Ersatz"unterricht! Versucht es nur zunächst bis Untersekunda: die Logik und die Eltern eurer braven Schüler werden schon dafür sorgen, dafs ihr mit diesem „Ersatz" bis zur Reifeprüfung hinaufgehen müfst. Man braucht ja, um Jura und Medizin und alles Mögliche auf der Universität zu studieren, kein Griechisch. Hirzel hielt im Gymnasialverein zu Strafsburg 1901 einen Vortrag über die Stellung der neueren fremden Sprachen im Lehrplan des Gymnasiums, und unter den von ihm aufgestellten Thesen lautet die dritte: „Der Ersatz des Griechischen durch das Englische ist in jeder Form, auch in der der Wahlfreiheit zu verwerfen". Als ich um Abstimmung über diese These und einen energischen Protest gegen dieses Danaergeschenk bat, erwiderte mir Oskar Jäger, die Unsinnigkeit solcher Einrichtung verstehe sich von selbst; man solle diesem Gedanken nicht zu grofses Gewicht dadurch beilegen, dafs man speziell über seine Verwerfung abstimme (Humanistisches Gymnasium 1902 Heft 1 S. 36). Nun, wir werden ja sehen. Muff hält es überhaupt für unzulässig, das Englische noch unter die Pflichtfächer (IIa—Ia) aufzunehmen. „Vier fremde Sprachen gleichzeitig auf der Schule? Es geht nicht. Concentration, nicht Utraquismus!" Sehr schön. Aber dann wollen wir auch entschieden Front machen gegen jede Vergewaltigung unsers guten alten Gymnasiums, das den Befähigungsnachweis zu allen Zeiten und auf allen Gebieten glänzend erbracht hat, und uns nicht einreden, es ginge auch so. Mehr will ich heute nicht sagen. — Muff wünscht vor allem zwanzig oder dreifsig Jahre der Erholung und Ruhe. Ich auch. Aber der Hoffnung, dafs jede der drei Schulgattungen sich nun ihrer „Eigenart" gemäfs in regem Wetteifer miteinander entwickeln werden, stehe ich skeptisch gegenüber. Realgymnasium und Oberrealschule werden gar nicht mit dem Gymnasium wetteifern, um „die Tüchtigkeit ihrer Eigenart durch den Beweis der Kraft darzuthun", sondern um soviel Berechtigungen als möglich herauszuschlagen. Sie werden, um ihren Zöglingen den Zugang zu jedem Universitätsstudium zu ermöglichen oder zu erleichtern, allerlei Nebenkurse einrichten, wie sie es zum Teil jetzt schon thun, und vom Staate, der sie für gleichwertig und prinzipiell für gleichberechtigt mit dem humanistischen Gymnasium erklärt

hat, auch die thatsächliche Gleichberechtigung fordern — konsequenterweise: wer wollte ihnen das verdenken! Den Beweis der Tüchtigkeit glauben sie erbracht zu haben. Doch wohin gerate ich? Nur dies eine noch: die „Entscheidung“ wird nicht zwanzig oder dreifsig Jahre auf sich warten lassen. So lange Zeit, so viel Geduld haben wir im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität nicht mehr. Wir und die Toten reiten schnell.

Auch Muff wendet sich gegen das Frankfurter System; ferner kurz gegen Max Schmidt und Paul Cauer, die in überaus anregenden Schriften darauf gedrungen haben, dafs im humanistischen Unterricht die realistischen Stoffe mehr als bisher herangezogen und ausgebeutet werden möchten; und endlich ausführlicher gegen v. Wilamowitz, „gegen den es Stellung zu nehmen gilt, wenn nicht grofser Schade angerichtet werden soll“. Am liebsten setzte ich diesen Passus wörtlich her. Aber es ist besser, ihn im Zusammenhange mit dem Ganzen zu lesen und zu bedenken; ich beschränke mich auf die Erklärung meiner Zustimmung. Dagegen kann ich es mir nicht versagen, noch einen Absatz auszuschreiben, den folgenden frommen Wunsch: „Man verstärke die alten Sprachen auf den Gymnasien, statt sie zu schwächen, damit etwas Ordentliches geleistet werden kann; man schaffe Gelegenheit, sich in die Lektüre zu vertiefen und mit Herzenslust an der Schönheit der Alten sich zu erfreuen. In der Schule ist der Dilettantismus vom Übel. Wenn man lernt, lerne man ordentlich. Läuft man über die Alten hin, wie der Hahn über glühende Kohlen, so hat man gar nichts von ihnen; man lerne sie kennen unter Mühsal und sittlich fördernder Arbeit, dann lernt man sie auch schätzen und hat bleibenden Gewinn davon“.

3) Kaemmel kämpft unter dem Panier seines Königs: „Gott erhalte uns die humanistische Bildung! Ich werde für sie kämpfen bis an mein Ende“. Die sechs Aufsätze sind alle schon in den Grenzboten erschienen. Dennoch sind wir dem Verleger zu grofsem Danke dafür verpflichtet, dafs er sie uns in einem so hübschen Büchlein gesammelt vorlegt. Denn sie sind von bleibendem Werte und enthalten das Tapferste und Wirksamste, das Klügste und Gründlichste, was in jüngster Zeit zur Reform des höheren Schulwesens geschrieben worden ist oder was ich wenigstens gelesen habe. Tolle, lege!

Ich erlaube mir nur ein paar Bemerkungen, mehr Fragen und Wünsche als Einwürfe oder Behauptungen.

In dem vierten Aufsatz: Schulreform in Sicht?, geschrieben vor der Versammlung aller Realisten zu Berlin am 5. Mai 1900, heifst es: „Mag man den Oberrealschulabiturienten alle möglichen mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer freigeben, auf die Universität gehören sie nicht, und die äufserlich gleiche Berechtigung zum Studium der Geisteswissenschaften gebührt ihnen nicht, weil ihnen die innerliche fehlt“ (S. 49). Der fünfte Aufsatz:

Burschen heraus! schliefst mit den Worten: „Den Abiturienten der Realgymnasien ist der Zutritt zum medizinischen und juristischen Studium zu eröffnen. Für eine solche Schulreform dürften die Unterrichtsverwaltungen der Mittelstaaten zu haben sein, für die am 5. Mai angeregte sind sie ganz bestimmt nicht zu haben, und sie glauben mit dieser ablehnenden Haltung der deutschen Geisteskultur einen wichtigen Dienst zu erweisen, den ihnen dereinst das Vaterland danken wird". Darin liegt vor allem eine Verwahrung gegen die Einheitsschule und das Reformgymnasium, das Kaemmel wiederholt bekämpft, aber doch auch, so will mir scheinen, eine Ausschliefsung der Oberrealschulen von der Universität, ganz im Einklang mit dem eben citierten Absatz. Weniger entschieden spricht sich der Verfasser in dem sechsten Aufsatz: Der kaiserliche Schulerlafs (26. Nov. 1900) gegen die letzte Kategorie aus (S. 81 u. 82). Danach scheint es, als ob die Unterrichtsverwaltungen in diesem Punkte doch mit Preufsen paktieren werden, und Kaemmel meint auch nur, für die Professoren würden diese Zuhörer verschiedener Vorbildung „nicht ganz bequem" sein; eine „grundsätzliche Neuerung" liege darin, in der Zulassung dieser Gruppe, nicht. Ich für mein Teil gönne den Oberrealschulen jede Berechtigung und jeder Universität diesen Zuwachs. Wenn nur das Gymnasium nicht weiter angetastet oder vielmehr wieder aufgebaut wird, dann bin ich zufrieden.

Dankbar und freudig habe ich mit Kaemmel die Worte des kaiserlichen Erlasses begrüfst, dafs aus der Anerkennung der Gleichwertigkeit aller neunklassigen Schulen die Möglichkeit folge, „die Eigenart einer jeden kräftiger zu betonen". Aber mein Dank und meine Freude sind durch die neuesten Lehrpläne sehr herabgestimmt worden. Je eine Stunde Latein in Quarta und den beiden Tertien mehr: das ist die ganze Herrlichkeit. Vorläufig mögen wir ja aufatmen und ausrufen: ist gerettet! Aber es fehlt noch viel, bis unser Gymnasium wieder zu einem humanistischen wird. Der „Utraquismus" kann und mufs jetzt beseitigt werden, das Pensum der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer und des Französischen (in IV) ist zu beschränken. Darin stimme ich mit Kaemmel überein (S. 90—92, S. 51). Reformare heifst zurückbilden, zurückbilden auf den ursprünglichen Zustand, heifst das Wesen und die originale Gestalt wiedergewinnen und erneuern (*ἀνακαινοῦν, ἀνανεοῦν*). „Der Kaiser würde sich ein hohes Verdienst um die ganze deutsche Bildung erwerben, wenn er nach so manchem wenig glücklichen Anlauf der preufsischen Unterrichtsverwaltung im letzten Jahrzehnt die Initiative zu einer solchen Rückbildung des humanistischen Gymnasiums ergreifen wollte, wie sie kein geringerer als Heinrich von Treitschke schon 1883 und wieder 1890 nachdrücklich gefordert hat" (S. 92).

Gewundert hat es mich, dafs ein Mann wie Kaemmel den englischen „Ersatzunterricht“ für praktisch oder ungefährlich oder überhaupt für diskutierbar hält (S. 88 u. 89). Wie andere darüber denken, habe ich oben S. 6 angedeutet. Entspricht die Stellung, die der kaiserliche Schulerlafs dem Griechischen zuweist, wirklich „vollständig dem unangreifbaren Ergebnis der modernen Wissenschaft, dafs die griechische Kultur identisch ist mit der antiken Kultur“? Räumen die neuen Lehrpläne dem Griechischen wirklich die „Vormachtstellung“ ein, für die v. Wilamowitz-Möllendorff auf der Pfingstkonferenz mit solcher Energie eingetreten ist? (S. 83). 36 Std. Griechisch neben 52 Std. Mathematik und Naturwissenschaften, 20 Std. Französisch und 27 Std. Turnen: das ist keine „Vormachtstellung“. In Sachsen haben sie freilich 42 Wochenstunden zur Verfügung, und wenn uns v. Wilamowitz-Möllendorff wieder dazu verhelfen könnte, so würden wir ihm überschwenglich dankbar sein. Ob wir aber darum sein Lehrbuch einführen würden? Kaemmel geht S. 83—88 auf Wilamowitz' Gedanken über den griechischen Unterricht nicht ohne Anerkennung ein und meint, das skizzierte Lesebuch möge man da, wo es gewünscht werde, einführen, „etwa so, dafs es neben der einigermafsen zu beschränkenden sonstigen Lektüre in beiden Primen ergänzend herginge“. Wie denkt er jetzt, da das Lesebuch vorliegt, darüber? Ich glaube, dafs es dermalen in Preufsen und anderswo mit der Einführung dieses griechischen Lesebuches gute Weile haben wird. Einstweilen vermag ich mich noch nicht zu der rein historischen Betrachtung des Griechentums aufzuschwingen. Den Einseitigkeiten und Übertreibungen, der geistreichen und hinreifsenden Beredsamkeit eines v. Wilamowitz müssen wir Schulmänner uns recht nüchtern gegenüberstellen. Bei der Interpretation der griechischen Klassiker habe ich mich immer bemüht, die Erkenntnis des historischen Zusammenhangs zwischen Altertum und Gegenwart zu fördern; aber wichtiger ist mir für die Jugend der ethische und ästhetische Gewinn.

Blankenburg a. Harz. H. F. Müller.

---

1) Hermann Jantzen, Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit in Auswahl mit Einleitungen und Wörterbuch. Leipzig 1901, Göschensche Verlagsbuchhandlung. 154 S. kl. 8. 0,80 M.

Dafs die Litteratur der mittelhochdeutschen Frühzeit, von welcher uns in dem vorliegenden Bande der Göschenschen Sammlung verschiedene Proben vorgelegt werden, in mehr als einer Beziehung merkwürdig und beachtenswert ist, wird man dem Verf. ohne weiteres zugeben. Ob sie aber dem Freunde des deutschen Altertums durch die vorliegende Auswahl nahe genug gebracht wird, ob diese überhaupt so, wie sie in die Öffentlichkeit tritt, einem vorausgesetzten Bedürfnisse dienen kann, dürfte nicht

über alle Zweifel erhaben sein. Dem von den ausgewählten Dichtungen dieser Periode — Genesis und Exodus, Heinrich von Melk, Annolied, Alexanderlied, Rolandslied, Kaiserchronik, König Rother und Herzog Ernst — sind es doch verhältnismäfsig nur dürftige Fetzen, die dem Leser geboten werden, kaum so viel, um einen flüchtigen Eindruck des Ganzen hervorzurufen. Nur das Annolied macht eine Ausnahme; das kommt von der verhältnismäfsigen Kürze des Gedichtes, die es dem Bearbeiter gestattet, die Hauptsachen herauszuheben und einen einigermafsen einheitlichen Auszug zu geben. Auch sonst könnte man ja mit der Qualität der Auswahl, die offenbar unter beschränkenden Raumverhältnissen erfolgt ist, im ganzen zufrieden sein. Aber aus dem Alexanderlied hätte am Ende noch Besseres gebracht werden können, wenn etwa die in Vilmars Litteraturgeschichte vorhandenen Fingerzeige benutzt wären. Und was die Kaiserchronik betrifft, so könnte man fragen, weshalb nicht anstatt der Legende des Sixtus und Laurentius lieber die Geschichte des Baiern Adelger oder die Episode von Karl dem Grofsen, die in den Grimmschen Sagen stehen, aufgenommen sind. Dafs Ezzos Leich, eins der wichtigsten Denkmäler der Periode, fehlt, ist ein Mangel; aber vielleicht war die Rücksicht auf den Raum für den Ausschlufs dieser Dichtung mafsgebend. Wie steht es nun aber mit dem Verständnis der Proben? Glaubt Verf. wirklich, dafs gebildete Laien, reifere Schüler oder an wen sonst gedacht ist, die Texte ohne Erläuterungen verstehen? Das Wörterbuch reicht zum Verständnis bei weitem nicht aus, und die paar Fufsnoten — es sind kaum ein Dutzend, und zwar sämtlich von lakonischer Kürze — haben wenig oder gar nichts zu bedeuten. Die weiteren Zuthaten des Verf., die allgemeine Einleitung sowohl wie die besonderen Vorworte zu den einzelnen Textproben, sind recht hübsch, und so wollen wir dem Büchlein trotz unserer Bedenken alles Glück auf seinen Lebensweg wünschen.

2) Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus in Auswahl, herausgegeben von Felix Bobertag. Leipzig 1901, Göschensche Verlagsbuchhandlung. 157 S. kl. 8. 0,80 ℳ.

Auch von diesem Buche gilt ungefähr das gleiche wie von dem eben besprochenen: man könnte fragen, ob es nötig, ob es nützlich oder angenehm ist. Der Simplicissimus, der in der Ausgabe der Neudrucke 591 Seiten füllt, ist hier etwa auf ein Sechstel seines Umfanges reduziert, die grobianischen und unflätigen Stellen sowie das phantastische und philosophische Beiwerk ist herausgeworfen. Das Kind hat somit den entstellenden Buckel verloren, es fragt sich nur, ob es nun noch lebensfähig ist. Wenn noch wenigstens die dem Text vorangehende Übersicht des Inhalts zwischen die einzelnen Abschnitte eingeschoben und verteilt wäre! Nun mufs der Leser, wenn er den Zusammenhang wieder herstellen will, jedesmal umschlagen und nach

vorn sehen. Und doch gewinnt man nicht den Eindruck, dafs man ein Ganzes vor sich hat, es sind nur disiecta membra poetae. Warum will man überhaupt die Lektüre des Simplicissimus verfrühen? Die Jugend hat so genug zu lesen, da könnte am Ende dieses unschätzbare Buch mit seinen Eigenheiten und Wunderlichkeiten wie bisher dem reiferen Alter vorbehalten bleiben. Indes es giebt offenbar Leute, die anders denken, sonst wäre das vorliegende Buch gar nicht erschienen, und wer einmal anders denkt, wird dem Verf. der Auswahl gern zugestehen, dafs diese vom pädagogischen Standpunkt aus einwandfrei ist. Auch die Fufsnoten reichen im allgemeinen für das Verständnis aus. Einzelnes könnte man freilich noch nachtragen. Der Satz (S. 37): „Diese Worte setzten meine Augen ins Wasser wie hiebevor des Feindes Erfindung die Stadt Villingen“ bedarf der Erklärung; auch das Wort „geflehnen“ (S. 108 u. öfter) kennt nicht jeder, noch weniger „Schnarcher“ (S. 124) in dem dort gemeinten eigentümlichen Sinne. Das collektive Bursch (S. 123), taug für taugt (S. 124) und der Gebrauch des reflexiven „sich“ für uns und euch, der sich im letzten Teil des Simplicissimus häufig findet, konnte ebenfalls angemerkt werden.

3) Schillers Abhandlung: Über naive und sentimentalische Dichtung sowie dessen akademische Antrittsrede: Was heifst und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Für den Schulgebrauch eingerichtet und mit Erläuterungen versehen von M. Schmitz. Paderborn 1901, F. Schöningh. 170 S. 8. 0,60 *M*.

Für den Schulgebrauch eingerichtet hat Verf. Schillers Abhandlungen, sofern er die Gliederung derselben durch Einteilung in besondere Abschnitte deutlich hervortreten läfst. Für die Erläuterung des Textes ist gesorgt durch eine Einleitung, die eine Skizze von Schillers historischen und philosophischen Studien und einen kurzen Hinweis auf die Grundgedanken der beiden Abhandlungen enthält, durch die den Text begleitenden Fufsnoten und durch einen Anhang mit biographischen Notizen über sämtliche von Schiller angeführte Autoren, der fast ein Gelehrtenlexikon in nuce darstellt. Zuletzt die in den Schöninghschen Klassikerausgaben üblichen Fragen zur Vermittelung des Verständnisses.

Die Erläuterungen zeigen, dafs Verf. in Schillers philosophischen Schriften wohl belesen ist; er citiert verschiedene Stellen daraus und verweist mehrfach auf die Gedichte. Manchmal sind aber seine Erläuterungen ein wenig breit, er umschreibt öfter das im Text Gesagte mit gleichen oder ähnlichen Worten, anstatt eine bündige Erklärung oder ein wirksames Beispiel zu geben. Andererseits läfst er uns zuweilen im Stich, wo wir eine Erklärung suchen, so z. B. S. 54, wo Schiller die Ausdrücke praktisch und theoretisch auf Tragödie und Komödie anwendet und in einigen

anderen Fällen. Einige Bedenken über Einzelheiten wird man auch nicht unterdrücken können. So wird (S. 23) Goethes „Laune des Verliebten“ als ein treffliches Beispiel für die „Ziererei“ der Empfindungen in den Hirtengedichten des 18. Jahrhunderts angeführt und weiterhin auf die bekannte Stelle in Goethes Tasso verwiesen, wo Tasso das Leben der Hirten im goldenen Zeitalter preist. Aber in Goethes Schäferspiel findet sich, wenngleich das Schäfertum nur Maske ist, doch keine Spur von Ziererei, und die Verweisung auf die sentimentalische Schilderung des Hirtenlebens in Goethes Tasso ist noch weniger angebracht. S. 40 wird der Waffentausch des Glaukos und Diomedes für eine indogermanische Sitte erklärt und zum Vergleich die Stelle aus dem Nibelungenlied herangezogen, wo Rüdeger vor dem Entscheidungskampfe Hagen seinen Schild giebt. Aber die Situation ist hier doch eine total verschiedene und jedenfalls kein Beweis für altindogermanische Sitte. Was S. 80 über Theokrits und Vergils Idyllen — Vergils „Bucolicon“ heifst es an der angeführten Stelle — gesagt ist, ist nur halbrichtig, die Entfernung zwischen Vergil und Gefsner ist keineswegs so weit, als Verf. glaubt. S. 135 heifst es: „Er (Schiller), der unser nationalster Dichter geworden ist, gefiel sich in seiner Jenenser Periode noch in einem Weltbürgertum, das ihn die Entwicklung des eigenen Vaterlandes als etwas Gleichgültiges ansehen liefs“. Hier vermifst man vor Entwickelung das Wort „politisch“; andererseits ist zu bemerken, dafs Schiller im wesentlichen niemals über den bezeichneten Standpunkt herausgekommen ist[1]). Die alte Legende endlich von der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek durch Omar hätte (S. 140) nicht ohne Vorbehalt gegeben werden sollen. Auffallender aber als die erwähnten Einzelheiten ist, dafs Verf. die ästhetisch-philosophische Abhandlung der geschichtlichen vorausgeschickt hat. Das ist doch ein seltsames *ὕστερον πρότερον*.

4) **Shakespeares Macbeth.** Nach der Oechelhäuserschen Volksausgabe herausgegeben und mit Einleitung, Anmerkungen und Anhang versehen von J. Hense. Paderborn 1901, F. Schöningh. 127 S. 8. 1,40 *M*.

Die Einleitung des vorliegenden Buches zerfällt in drei Abschnitte: 1) Shakespeare Leben, 2) Sh. Werke, 3) Macbeth, wobei zunächst der bekannte Abschnitt aus Holinscheds Chronik mitgeteilt, dann auf die Geschichte des schottischen Königs Duff verwiesen, zuletzt der geschichtliche Kern der Überlieferung festgestellt wird. Das alles ist in übersichtlicher und ansprechender Weise ausgeführt.

---

[1]) Für die Frage nach Schillers Patriotismus sind von besonderem Interesse die neuentdeckten Bruchstücke eines von ihm geplanten Säculargedichtes (u. a. bei Sauer, Die deutschen Säculargedichte an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts). Der Dichter feiert in Klopstocks Weise die Vorzüge des deutschen Volkes, seine Sprache, sein Geistesleben, seine Wahrheitsliebe und Freiheitsdrang (Reformation); aber auf dessen politische Gröfse verzichtet er angesichts der Zeitlage.

Über einzelne Bemerkungen des Kommentars könnte man streiten. Wenn es z. B. III, 2 (S. 67) heifst, dafs die Nacht mit der Binde das Auge des Tages zuschliefsen soll (skarf up the tender eye of pitiful day), so ist schwerlich mit dem Verf. an die Kappe des Falken zu denken, das verbieten schon die Beiwörter „tender" und „pitiful". Die Anm. IV, V. 88 hätte besser gefafst werden können. M. will nicht einen förmlichen Vertrag mit dem Schicksal schliefsen, wohl aber glaubt er durch Macduffs Tod ein Pfand vom Schicksal zu gewinnen, das seine eigene Unverletzlichkeit sicher stellt. Die Bemerkung zu IV 46: „Bald eintretende Ereignisse werden nach einem Aberglauben oft durch eine Nervenaffektion angekündigt" ist ein Quid pro quo. Jeder halbwachsene Junge weifs besser, was das Jucken des Daumens, wovon im Text die Rede ist, bedeuten soll, als was der Ausdruck Nervenaffektion sagen will. Endlich noch eins: Zu I, 2, V. 22 wird bemerkt: Neun und drei sind seit Pythagoras mystische Zahlen, so schon Ovid Metam. 14, 58. Folgt das Citat. Das ist richtig; aber die beiden Zahlen waren auch im deutschen Altertum von jeher geheiligte, wie Weinhold in einer seiner letzten Abhandlungen: „Die mystische Neunzahl bei den Deutschen" gezeigt hat. Beachtenswert und des Beifalls würdig ist die im Anhang gegebene gründliche Analyse des Dramas, wie denn überhaupt das Buch geeignet ist, allen, die ein Verständnis des Stückes gewinnen wollen, das Thor dazu zu öffnen.

Weimar. F. Kuntze.

Eduard Hula, Römische Altertümer. Mit einem Plane der Stadt Rom und 60 Abbildungen. Leipzig 1901, G. Freytag. IV u. 120 S 8. geb. 2 ℳ.

Ein nach Plan und Ausführung vortreffliches Schulbuch, geeignet, durch zusammenhängendes Lesen oder gelegentliches Nachschlagen das sachliche Verständnis römischer Schulschriftsteller wirksam zu beleben und zu fördern. Der Verf. denkt es sich in der Hand des Schülers während der Vorbereitung zur Klassenlektüre. Wo das Wörterbuch seiner Natur nach sich mit einer entsprechenden Verdeutschung begnügt, die so oft dem Schüler keinen Begriff vermittelt, findet er hier mit Hilfe eines alphabetischen Verzeichnisses mühelos die sachliche Erklärung, häufig auch eine Abbildung, und damit erst den vollen Sinn. Was aufserhalb des Schulinteresses liegt, ist sorgsam ferngehalten. Auf 100 Seiten wird in wohlgeordneter und klarer Darstellung so ziemlich alles geboten, was der Gymnasiast an Kenntnissen von den römischen Altertümer während seiner Schulzeit braucht. Er wird das Buch mit Nutzen neben der Lektüre von Caesar bis zu Tacitus und Horaz zu Rate ziehen. Auch zur Ergänzung des Unterrichts in der römischen Geschichte kann es empfohlen

werden, wenn der Schüler sich über die Stände in Rom, die Magistrate, über Senat und Volksversammlungen, über das Kriegswesen, Priestertümer, Sakrales, Rechtspflege, über die Topographie von Rom, Wohnhäuser, Kleidung, Geldwerte, Zeitrechnung u. dergl. schnell und doch ausreichend belehren soll. Auch die Auswahl und Ausführung der Bilder verdient Beifall; besonders hübsch sind der Tempel der Vesta, die Gräberstrafse in Pompeji, eine Strafse in Pompeji nach Weichardts Rekonstruktion, das Peristyl des pompejanischen Hauses der Vettier, wie überhaupt die Rekonstruktionen, die für die Schule den Vorzug verdienen vor der photographisch treuen Wiedergabe des heutigen ruinenhaften Zustandes antiker Baudenkmäler, wie des Grabes der Caecilia Metella und der moles Hadriana. Auch diese würde ich lieber in den Ergänzungen von Canina sehen, wenn sie auch auf unbedingte historische Treue bis ins Einzelne nicht Anspruch machen können. Sachlich wird schwerlich etwas an Text und Bildern auszusetzen sein, zumal unter anderen auch E. Bormann dem Verf. mit seinem Rate zur Seite gestanden hat. Da Beschränkung ein Hauptverdienst dieses Buches ist, will ich weiter gehende Wünsche möglichst zurückhalten. An Bildern sähe ich gern noch ein Kriegslager, Gladiatoren, einen Meilenstein, eine Amphora, und vielleicht liefse sich in einer Neuauflage auch für die Caesarlektüre das Wenige an gallischen Altertümern nebenbei anbringen, was dort gebraucht wird (etwa gallische Beutestücke[1]) und der sterbende Gallier des Capitolinischen Museums).

Da das Buch dem Bedürfnisse der Schule streng angepafst ist und in engem Rahmen durch Wort und Bild so viele lebendige Anschauungen von dem alten Rom darbietet, kann ich es zum Gebrauche nur warm empfehlen.

Steglitz. Ludwig Gurlitt.

Ad. Hemme, Abrifs der griechischen und römischen Mythologie mit besonderer Berücksichtigung der Kunst und Litteratur. Hannover 1901, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel). VIII u. 51 S. 8. geb. 0,60 ℳ.

Bereits bei anderer Gelegenheit hat Direktor Hemme die Forderung gestellt, „der Gebildete müsse sich von dem griechischen Geistes- und Kulturleben das zu eigen gemacht haben, was der Erkenntnis des geschichtlichen Zusammenhangs der modernen Kultur mit der antiken dient, und was noch heute lebendig anregend und befruchtend weiter wirkt“. Diesen Zweck soll auch vorliegender Abrifs der Mythologie fördern; denn Bekanntschaft mit ihr ist zum Verständnis der Dichtung und der bildenden Künste unumgänglich notwendig. Im Gegensatze zu den vor-

[1]) Ein schönes Relief im I. Saale des Vatican-Museums, zugleich als Darstellung des Tropaeums in seiner gebräuchlichen Form.

handenen ausführlichen und darum kostspieligen Büchern ist er bestimmt, für wenig Geld „einen raschen Überblick über den reichen Stoff zu gewähren", indem bei seiner Anschaffung an Leser, die der Schule entwachsen sind, wie an Schüler von Realanstalten, denen die Kenntnis der alten Sprachen abgeht, gedacht wird.

Das Büchlein verdient Anerkennung und wird dann noch nützlicher zu wirken vermögen, wenn die vom Verf. „in Aussicht genommene Sammlung von Abbildungen zur griechisch-römischen Mythologie" herausgegeben ist. Eine wissenschaftliche Bedeutung beansprucht es nicht, da es sich selbst nur als „Auszug aus den verbreitetsten und besten Lehrbüchern" bezeichnet. Bei einer etwa notwendig werdenden neuen Auflage dürfte es sich empfehlen, gröfsere Konsequenz in der Angabe der Vokallängen und -kürzen anzuwenden, die Zeit, in der die Künstler lebten, entweder bei allen oder bei keinem anzuführen und den Anhang über die griechische Kunst als zu dürftig wegzulassen.

Posen. J. Beck.

Émile Rodhe, Essais de philologie moderne. Lund (Suède) 1901. 138 S. 8.

Der vorliegende Band enthält drei in sauberem und flüssigem Französisch abgefafste Abhandlungen eines schwedischen Gelehrten: I. Les Grammairiens et le Français parlé, II. Quelques mots sur l'argot, la langue familière et triviale (à propos de la 8e édition du „Petit Parisien" de M. Kron), III. Examen critique de quelques chapitres de la grammaire française de M. Plattner.

Auf die Einzelheiten, die der Verfasser bei der Besprechung der Werke von Kron, Plattner und (im I. Kapitel) einer auf schwedischen Schulen vielgebrauchten französischen Grammatik behandelt, glaube ich hier nicht eingehen zu sollen; hingegen ist der Grundgedanke, auf dem sich diese Auseinandersetzungen aufbauen, auch für deutsche Schulen von hohem Interesse und daher wert an dieser Stelle gewürdigt zu werden.

Herr Rodhe verficht nämlich mit grofsem Eifer die Ansicht, dafs die französische Schulgrammatik nur den Gebrauch der augenblicklich wirklich gesprochnen Sprache berücksichtigen, die Eigentümlichkeiten der litterarischen Sprache aber ausschliefsen soll. Der Verfasser hätte unbedingt recht, wenn der neusprachliche Unterricht auf unseren höheren Schulen nur den einen Zweck verfolgte, dem Schüler eine gewisse Fertigkeit im Sprechen und Verstehen der fremden Sprache beizubringen. Auf diesen Standpunkt des „Reinnützlichen" sind wir aber glücklicherweise noch nicht angelangt. Auch die neuesten Lehrpläne halten — mit vollem Recht — für die neunklassigen höheren

Lehranstalten an der Forderung fest, dafs neben der praktischen Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache, d. h. der heute im Verkehr üblichen Sprache, ein Verständnis der wichtigeren Schriftwerke der drei letzten Jahrhunderte gewonnen werden mufs, während für die sechsklassigen Realschulen wenigstens Verständnis leichterer Schriftwerke neuerer Zeit verlangt wird.

Es ist also schlechterdings unmöglich, aus unseren französischen Schulgrammatiken solche grammatischen Erscheinungen vollständig auszuscheiden, die, obwohl der Schriftsprache angehörig, in der heute gesprochenen Sprache nicht mehr gangbar sind. Dafs hierin eine gewisse Gefahr liegt, läfst sich nicht leugnen. Denn bei dem Respekt, den der Schüler vor dem gedruckten Wort, ganz besonders dem seiner Lehrbücher, hat, kann es vorkommen, dafs er Worte und Wendungen, die er in seiner Grammatik gefunden hat, die aber nur noch der litterarischen Sprache angehören oder gänzlich veraltet sind, ohne weiteres auch beim Sprechen verwendet. Kommt er dann in die Lage, m Gespräch mit einem Franzosen seine Sprechfähigkeit zu zeigen, so kann er dabei leicht den Eindruck erwecken, „qu'il parle le français des livres", einen Eindruck, der bei aller Höflichkeit und Nachsicht, die der gebildete Franzose dem Ausländer gegenüber an den Tag zu legen pflegt, doch bisweilen lächerlich wirken kann.

Dieser Gefahr mufs in der Schule nach Kräften vorgebeugt werden, und zwar giebt es dafür meiner Meinung nach drei verschiedene Mittel: 1. Altertümlichkeiten der Sprache des 17. und 18. Jahrhunderts sind aus der Elementargrammatik ganz auszuschliefsen, in der ausführlichen Grammatik, soweit sie überhaupt Beachtung verdienen, in die Anmerkungen zu verweisen. 2. In der Schulgrammatik ist strenger, als es bisher geschehen ist, zwischen Wendungen der heute üblichen gebildeten Umgangssprache und der Schriftsprache zu scheiden. 3. Der Lehrer mufs sich eine ausreichende Kenntnis der französischen Umgangssprache aneignen, damit er bei den Sprechübungen allzu litterarisch gefärbte Ausdrücke fernhalten kann. Dabei mufs aber immer wieder betont werden, dafs als „Umgangssprache" nicht etwa die Sprechweise des Pariser Bummlers oder Tingeltangelsängers zu gelten hat, sondern diejenige Sprache, die der gebildete Franzose spricht, wenn er sich nicht gehen läfst.

So einfach und selbstverständlich die unter 3. ausgesprochene Forderung klingt, so schwer ist es, sie zu erfüllen. Das beste Mittel, sich in den sicheren Besitz der französischen Umgangssprache zu setzen, ist natürlich ein längerer Aufenthalt in Frankreich, und auch hierbei ist eine gewifse Findigkeit in der Auswahl des geeigneten Milieus und ein feiner Takt bei der Aufnahme des Gebotenen zum rechten Gelingen unentbehrlich.

Und wem dieses Mittel versagt bleibt, der wird nur dürftigen Ersatz dafür finden in dem Studium solcher Werke, die sich mit der französischen Umgangssprache beschäftigen. Es wäre sehr zu wünschen, dafs so trefflich vorgebildete und sprachlich so feinfühlige Nichtfranzosen, wie Herr Rodhe offenbar ist, ihre Erfahrungen auf diesem Gebiet in systematischer Ausführlichkeit zusammenstellten und allgemein zugänglich machten. Doch dürften sie trotz aller Begabung und Sachkenntnis die Mitarbeit eines gebildeten und unbefangenen Franzosen nicht verschmähen; denn nur ein solcher kann die letzte Entscheidung treffen, wo es auf das Sprachgefühl ankommt. Dafür liefert Herr Rodhe selbst den Beweis, indem er mit anerkennenswerter Unparteilichkeit anhangsweise Bemerkungen eines französischen Philologen abdruckt, dem er seine Abhandlung zur Begutachtung vorgelegt hat und der in etwa 40 Punkten die vom Verfasser bei der Beobachtung des heutigen Sprachgebrauchs gewonnenen Resultate nur teilweise oder gar nicht billigt.

Unter den dargelegten grundsätzlichen Einschränkungen kann die Lektüre des vorliegenden Buches jedem, der für den behandelten Gegenstand Interesse hat — und das sollte jeder Lehrer der neueren Sprachen —, warm empfohlen werden.

Friedenau bei Berlin. Arnold Krause.

---

1) Molière, Le Misanthrope. Erklärt von H. Fritsche. Zweite Auflage. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. 142 S. gr. 8. Dazu ein Heft Anmerkungen 66 S. geb. 2 *M*.

Zunächst schildert der Verfasser nach einem kurzen Vorworte ausführlich und auf Grund sorgfältiger und umfassender Studien Molières Leben und Werke S. 8—59, und zwar 1) das französische Lustspiel vor Molière, 2) Molières Jugend, Lehr- und Wanderjahre, 3) Molière in Paris von 1658 bis zu seinem Tode 1673. Daran schliefst sich eine spezielle Einleitung zum Misanthrope S. 60—66 in zwei Abschnitten: 1) Charakter und Tendenz des Werkes, 2) Geschichte des Stückes. Darauf folgt der Text S. 67—142. Genaue Sachkenntnis und besonnenes Urteil zeichnen die Arbeit aus. Ein abgesondertes Heft enthält die Anmerkungen, welche die nötigen sachlichen Belehrungen bringen und die sprachlichen Schwierigkeiten erörtern. Dabei werden überall die zahlreichen Abweichungen der damaligen Sprache von der heutigen in Konstruktion und Wortgebrauch besprochen und durch zweckmäfsige Beispiele aus Molière und den zeitgenössischen Schriftstellern erläutert. Hierbei nimmt übrigens der Verfasser, wie er dies in der Vorrede ausdrücklich hervorhebt, nicht nur auf die Bedürfnisse der Schüler, sondern auch auf die der Lehrer Rücksicht, was bei einem Schriftsteller wie Molière durchaus zu billigen ist. Von Druckfehlern erwähne

ich nur die wichtigeren. Lies im Text 265 surprendre, 392 vous, 1021 des, in den Anmerkungen 99 Epicureismus, 1268 amantium irae amoris integratio est, 1370 davantage, 1415 posses und displiceas, 1117 narine, 1142 sa.

Auf abweichende Auffassungen kann hier nicht näher eingegangen werden; ich begnüge mich zu bemerken, dafs 376 cabinet doch wohl für lieu d'aisance zu nehmen, 1685 und 1686 das Fragezeichen zu tilgen, 1186 trouvera des (nicht de) chagrins plus qu'il ne s'imagine zu lesen (vgl. 1122 les doutes sont fâcheux plus que toute autre chose), dafs 515 que = combien (wie zahlreiche Beispiele nahe legen: 33, 325, 489, 876, 1323, 1381, 1623 und 1649), dafs 553 und 753 statt pourquoi faire zweifellos zu schreiben ist pour quoi faire (darnach wäre dann auch die Anmerkung zu ändern; vgl. Pour quoi faire, bon Dieu? Mais pour nous protéger contre les gensdarmes. Edmond About, le roi des montagnes V. a. E.), dafs 1505 là-dessus nicht „daraufhin, infolgedessen", sondern wie immer „darüber" bedeutet (wie auch 242, 285, 522, 1032, 1101, 1206, 1552, 1590, 1643, 1660, 1717; murmurer heifst hier nicht murren, sondern s'entretenir mystérieusement (Littré); zu beachten ist auch der Relativsatz, der für den Infinitif steht, vgl. J'entends un chien qui aboie. l'Av. I 5). Dafs 1069 l'on loue auch ohne Verszwang möglich wäre, zeigt 480 où l'on le voit. 1217 Faites-moi raison, madame, d'une offense; hierzu die Anmerkung: faire raison de qc. = expliquer. Richtiger wohl mit Laun: Rächen Sie mich; das scheint der Zusammenhang zu erfordern; vgl. auch 1249 vengez-moi d'une ingrate et perfide parente; ähnlich l'Avare V 4 (vgl. V 3): Une bonne potence me fera raison de ton audace.

Übersehen ist 835 et me dis, das mit Hinweis auf 1583 et me laissez zu erledigen war. 768 de me faire dédire vgl. 562. Qui = was 828 und 1475 kommt noch 852, 1227 und 1393 vor. 1056 se plaindre que mit Ind.; hinzuzufügen war, dafs durch den Indicatif die Behauptung als thatsächlich zugegeben wird. Eine Reihe von Abweichungen oder Schwierigkeiten hätte noch besprochen werden sollen, z. B. 1243 encore un coup noch einmal; vgl. Rac. E. 2, 7, 14. Brit. 3, 7. Pour voir 427 = fürwahr; s. Sachs, Wörterb., etwas anders steht es Mol. l'Av. V 2. Das partitive de ces 307, 543, 1058 und S. 138 vgl. Benecke, Fr. Schulgr. II[3] § 98 a. E. Je me vois dans l'estime autant qu'on puisse y être 801, der Subj. war zu erklären; vgl. Benecke § 121. I. Anm. — 1199 sagt Éliante: s'il fallait que d'un autre on couronnât les feux, je pourrais me résoudre à recevoir ses vœux; hierzu die Bemerkung: un autre wird substantivisch für beide Geschlechter gebraucht, es ist nicht nötig mit einzelnen Ausgaben une autre zu setzen. Ich meine, Mangold und Laun haben recht, wenn sie sagen, unter on sei Célimène zu verstehen; dann kann es natürlich nur d'un autre heifsen.

2) Molière, L'Avare. Erklärt von H. Fritsche. Zweite Auflage. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. 152 S. gr. 8. Dazu ein Heft Anmerkungen 62 S. geb. 2 *M*.

Nach kurzem Vorwort folgt eine eingehende und interessante Abhandlung über Molières Bühne und ihre Einrichtung S. 7—36, darauf eine Einleitung zum Avare, welche behandelt 1) Charakter des Stückes, 2) Geschichte des Stückes S. 37—45. Sodann der Text bis S. 152; dazu die Anmerkungen. — Sorgfalt und Sachkenntnis zeichnen auch diese Ausgabe aus; überall schöpft der Verfasser aus dem Vollen und zeigt sich mit den damaligen Zeitverhältnissen sowie mit der Sprache Molières völlig vertraut. Von Druckfehlern seien auch hier nur die wichtigsten aufgeführt. Lies im Text S. 57 Z. 10 v. o. accommodées, S. 73 Z. 1 v. o. pour, S. 79 Z. 1 v. u. Cléante, S. 81 Z. 10 v. o. statt nacre de perle doch wohl perles, S. 89 Z. 14 v. u. fît, S. 101 Z. 3 v. u. vaudrait, S. 105 Z. 10 v. o. il n'y *a* point, S. 111 Z. 5 v. u. que je *ne* sois, S. 134 Z. 3 v. u. Harpagon, S. 147 Z. 4 v. u. assurer. In den Anmerkungen liefs S. 6 Note 28 a. E. IV, 1 statt I, 4.

Eine Bemerkung verdiente et vous ressouvenez III 1, 7; vgl. et me dites I 2, 3. Passe encore pour mon maître III 2 a. E. vgl. IV 4, 2. ne-seulement que I 4 vgl. IV 4, 10. Nous n'avons que faire de vos écritures V 6 vgl. I 1, 24. Il n'y a si pauvre esprit qui n'en fît bien autant III 1, 26, wegen Konj. Imp. vgl. I 1, 28, wo auch s'avisât IV 1, 7 gleich erwähnt werden konnte; vgl. noch Mis. 569. Qu'il te laissât noyer V 4, 6 und des naturels rétifs, que la vérité fait cabrer vgl. II 5, 9. IV 3, 4 und Mis. 768. Il ne plaît pas, moi III 2, 3 war III 1, 45 zu erwähnen. Qui t'a porté à cette action V 3 vgl. Mis. 828. De mes mouchards I 3 S. 59, ähnlich I 4 S. 69 und III 1 S. 101 vgl. Benecke, Fr. Schulgr. II[8] § 98 a. E. Se plaindre que c. ind. I 4 S. 65 vgl. Mis. 1056. Ceux qui le disent en ont menti I 4 S. 65 vgl. diese Zeitschrift 1899 S. 586. Elle ne répond mot III 5 S. 108 vgl. Mätzner 1856 S. 501. Personne de suspect IV 1 S. 116 vgl. Benecke S. 72. Ce que (nicht qui) bon (Stellung!) me semble I 3 S. 59 aber ce qui m'en semble IV 3 S. 120 vgl. Littré. N'as-tu point de honte II 2 S. 84 und IV 4 S. 126 verneint stärker als ohne de. Vous pourrez avec eux (les médecins) avoir quel mal il vous plaira I 5 22; dazu die Anmerkung: quel im Sinne von quelque que; dadurch wird aber die Konstruktion nicht erklärt; es findet Ellipse des Infinitifs statt; vgl. Laun. Ne vous laissez point entraîner aux premiers mouvements de votre passion V 4 S. 144 vgl. Laissez-vous toucher à ses prières Mol. mal. imag. III 22 und Benecke § 97, 8. Die Konstruktion an und für sich ist ja freilich ganz geläufig, in dieser Verbindung wird sie aber doch leicht verkannt, z. B. se laissant ravir à l'amour maternelle Corn. Hor. I 1, wo Wagner unrichtig: *Latinismus*,

sich zu etwas hinreifsen lassen; vielleicht verführt durch Voltaires Bemerkung: on n'est point ravi *à* qc. Voltaire wollte nämlich diese Verbindung nicht gelten lassen und tadelte sie als solécisme; sie findet sich aber häufig und bei den besten Schriftstellern; auch das Dict. de l'Acad. hat s. vaincre: se laisser vaincre à la pitié, à des raisons. Soit qu'ils se fussent laissé prendre à l'enthousiasme des Polonais. Ségur h. de Nap. II 5, 4, wo Lambeck: „wörtlich: sei es, dafs sie bei dem E. der P. mächtig ergriffen wurden". Auch Lion scheint in Et ne vous laissez point séduire à vos bontés. Mol. f. s. 1616 die Konstruktion nicht erkannt zu haben, er erklärt: „à dans le sens de par".

Herford i. W. Ernst Meyer.

A. Daudet, Contes choisis. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. Sachs. Zweites Bändchen der „Englischen und Französischen Schriftsteller der neueren Zeit", herausgegeben von J. Klapperich. Glogau 1901, Carl Flemming. VI u. 71 S. (Davon 56 S. Text). gr. 8. 1,20 *M*.

Zu den bisherigen Sammlungen ist in diesem Herbst noch eine neue getreten, welche franz. und engl. Schriftsteller der neueren Zeit berücksichtigen und aus ihnen Lesestoff für alle Arten der höheren Knaben- und Mädchenschulen bieten will. Von den bisher erschienenen 4 Bändchen ist vorliegendes das einzige französische; die drei übrigen bringen Novellistisches in englischer Sprache. Sechs weitere Hefte, darunter drei französische, befinden sich im Druck. Die Ausstattung ist in jeder Hinsicht den übrigen Ausgaben ebenbürtig. Der Druck (Korpus) ist, da Approche und Durchschufs recht grofs gewählt sind, sehr leicht zu lesen, nur will bei Lampenlicht der leichte Glanz des Papiers ein wenig stören.

Die „Contes choisis" enthalten 12 kleinere Erzählungen, die gröfstenteils den Contes du Lundi entnommen sind. Die meisten von ihnen sind in der einen oder anderen unserer Schulausgaben schon vertreten; es sind dies La mort de Chauvin, Le porte-drapeau, L'enfant-espion, La dernière classe, Le mauvais zouave, L'arrivée, Premier habit, La soupe au fromage, Les trois sommations; zum ersten Male begegnen mir Mon képi (beim Wiederauffinden seines képi kommen dem Dichter Erinnerungen aus den Tagen der Belagerung), La bataille du Père-Lachaise (Schlufsakt des Kommuneaufstandes) und Le bac (ein kleines Erlebnis, bei dem sich die vaterlandslose Gesinnung eines geldgierigen Bauern zeigt).

Zwar hat der Herausgeber einige der Daudetschen Glanznummern nicht aufgenommen, wohl um nicht nur längst Bekanntes und schon mehrfach Vorhandenes nochmals zu bringen. Trotzdem

bildet das Buch eine treffliche Lektüre für die oberen Klassen; denn auch das unscheinbarste Ding gewinnt in der Darstellung des Dichters einen nur ihm eigentümlichen Reiz. Gern hätte ich gesehen, dafs in L'enfant-espion die unartige, leider auch in anderen Ausgaben nicht gestrichene Stelle beseitigt worden wäre, wo eine Gruppe deutscher Offiziere jubelnd einem Pariser Gassenjungen seine zotigen Gassenausdrücke nachbeten und „se roulaient avec délice dans cette boue de Paris qu'on leur apportait". Derartiges ist vom Standpunkte der Wahrheit wie der Erziehung zu verwerfen.

Ein Wörterverzeichnis ist zu diesem Bande nicht erschienen. Die Sammlung wird ein solches nur zu denjenigen Bändchen bringen, welche für die Anfangslektüre bestimmt sind. Die Anmerkungen sind in deutscher Sprache abgefafst. (Der Prospekt sieht auch Ausgaben vor mit französisch bezw. englisch geschriebenen Anmerkungen). Auffallend ist der inkonsequente Gebrauch von Fraktur und Antiqua bei den Eigennamen: man findet Napoleon, Napoléon und Napoleon, Paris und Paris. Plantagenet neben Goethe, Weißenburg neben Forbach, Louvre-Palast, Carbonaribund u. a. — Neben gelegentlicher Unterstützung für die Übersetzung enthält der Kommentar vorzugsweise sachliche Erläuterungen, die meistens auf den Schüler berechnet sind, sich aber auch gelegentlich an den Lehrer wenden und ihm Belege und weiteres Material liefern. Nach Umfang und Inhalt sind sie durchaus angemessen. Es sei gestattet, zum Schlufs einige unbedeutende Verbesserungen bezw. Ergänzungen zu den Anmerkungen hinzuzufügen: 2, 7 lies Garnier; 3, 5 Trochu ist 1896 in Tours gestorben; 3, 23 lies Richepin; 3, 27 bei Erwähnung des Auktionslokales ist auch dessen vielgenannter Name wünschenswert; 3, 31 dieses Gefecht fand von der Westfront aus unter dem Schutze des Mont Valérien statt. Montretout ist ein Dorf nahe bei St. Cloud; 4, 6 der hier erwähnte E. Marcel war Vorsteher der Pariser Kaufmannschaft. Er war der Führer der extremen Oppositionspartei im Kampfe gegen die allzugrofse Macht des absoluten Königtums; 6, 33 richtiger heifst es „blau-weifs-rot". Blau liegt am Flaggenstock; 8, 15 foutez-moi la paix möchte wohl besser ausfallen; 14, 37 die place du Château-d'Eau heifst jetzt place de la République. 16, 26 lies 30. (statt 29.) Oktober. Das Dorf (es heifst Le Bourget) war am 28. Oktober von den Franzosen genommen worden; die Garde eroberte es zurück; 20, 28 kann mifsverstanden werden; 45, 10 mufs heifsen 45, 9.

Osnabrück. K. Beckmann.

---

1) Picturesque and industrial England. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Klapperich. 1. Teil: Einleitung und Text; Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 27 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig 1900, G. Freytag. VII u. 216 S. (119 S. Text und 97 S. Anmerkungen und Wörterverzeichnis.), kl. 8. Beide Teile geb. zusammen 2 *M*.

Der Text des vorliegenden Bändchens stammt, wie der Herausgeber im Vorwort mitteilt, aus einem Werke, das von einem namhaften Schriftsteller für die Sammlung geographischer Unterrichtsmittel, herausgegeben von Blackie & Son in Glasgow, verfafst worden ist. Es eignet sich ganz vortrefflich dazu, den Schüler mit England, seinen Bewohnern, dem gesellschaftlichen und gewerblichen Leben bekannt zu machen. Der Stoff ist in 39 Abschnitte von ungefähr gleichem Umfange eingeteilt. Nach einigen einleitenden Abschnitten über Lage, Gestalt, Gröfse, Bevölkerung, Klima, über die englischen Ortsnamen und deren Entstehung, über die Hauptverkehrswege (Eisenbahnen, Flüsse und Kanäle) führt uns der Verf. auf der Themse von Oxford bis London, schildert uns Landschaft und Städte zu beiden Seiten des Flusses und macht uns dann mit London selbst und seinen Sehenswürdigkeiten bekannt. Dann führt er uns weiter flufsabwärts durch den Kanal an der Südküste vorbei, beschreibt die wichtigsten Hafen- und Seebadeorte, bespricht Landwirtschaft, Gartenbau, Handel und Gewerbe und giebt uns ein treffendes Bild von der Hauptindustrie in den einzelnen Grafschaften. Zahlreiche Abbildungen, sowie eine Karte von England und ein Plan von London tragen zur Veranschaulichung des Gebotenen wesentlich bei.

Die Anmerkungen und das Wörterverzeichnis sind ausreichend und zuverlässig.

Die Sprache ist leicht und fliefsend, die Darstellung nie trocken und lehrhaft, sondern gefällig; dabei bietet der Inhalt reichlichen Stoff zu Sprechübungen jeder Art. Das Werkchen eignet sich als Lehrstoff für Schulen aller Art und kann schon im zweiten Unterrichtsjahre als Klassen- und Privatlektüre benutzt werden.

2) Washington Jrving, Vier Erzählungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Péronne. 1. Teil: Einleitung und Text. 2. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Leipzig 1901, G. Freytag. VII u. 239 S. (137 S. Text und 110 S. Anmerkungen und Wörterverzeichnis), kl. 8. Beide Teile geb. zusammen 2 *M*.

Die in diesem Bande enthaltenen vier Erzählungen hat der Verf. aus vier verschiedenen Werken Irvings entnommen, und zwar 1. „Rip Van Winkle" aus dem „Sketch Book", 2. „The Legend of the Moor's Legacy" aus den „Tales of the Alhambra", 3. „Dolph Heyliger" aus „Brace bridge Hall" und 4. „The Painter's Adventure" aus „The Tales of a Traveller".

Die Ausgabe ist für die Schüler der Sekunda und Prima und für Schülerinnen der Oberstufe bestimmt. Diejenigen Kollegen, welche wie der Rezensent alljährlich die Kataloge der Schulausgaben auf passenden englischen Lehrstoff hin durchsuchen müssen, werden gleich dem Unterzeichneten die Erfahrung gemacht haben, dafs an wirklich brauchbarem Stoff immer noch kein Überflufs ist. Zwar sind ja in den letzten Jahren eine Menge von Schulausgaben erschienen; aber wie viele scheiden davon auf den ersten Blick aus, und wie viele bestehen die Probe der Behandlung in der Klasse nicht! In dem Bestreben, Lesestoffe zu liefern, die sich für Sprechübungen eignen, werden häufig Werke herausgegeben, die in erziehlicher und gemütbildender Hinsicht geradezu unbrauchbar sind. Letztere Gefahr ist bei Werken aus der Feder Irvings ausgeschlossen. Mag auch zuweilen der Mangel an Handlung sie zu Sprechübungen weniger brauchbar erscheinen lassen, so bieten sie doch durch die Schönheit der Sprache nicht minder als durch die Anmut der Darstellung und die Gediegenheit des Inhaltes für die Schüler unserer oberen Klassen eine kräftige geistige Kost. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüfsen, dafs der Herausgeber in vorliegender Ausgabe mehrere der schönsten Erzählungen Irvings der Schule zugänglich macht.

Die Anmerkungen sind auf ein geringes Mafs beschränkt, da sachlich nicht viel zu erklären ist und sprachliche Erklärungen im Wörterverzeichnis gegeben sind.

3) M. Seamer, Shakespeare's Stories. Für Schulen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von H. Saure. Vierte Auflage. Berlin 1901, F. A. Herbig. VII u. 154 S. 8. 1,60 *M*, geb. 2 *M*.

Dafs die Shakespeare's Stories von Seamer in der Ausgabe von Saure eine günstige Aufnahme und grofse Verbreitung gefunden haben, beweist der Umstand, dafs sie heute in vierter Auflage vorliegen. Diese „Stories" unterscheiden sich dadurch von den bekannteren „Tales" from Shakespeare by Lamb, dafs sie in durchaus modernem Englisch abgefafst sind, während jene „Tales" sich im Ausdrucke eng an das Original anschliefsen. Der Verf. der Stories macht sich sowohl in Bezug auf die Sprache wie auf die Darstellung frei von dem Dichter und dadurch gewinnt beides. Damit der Leser jedoch auch einen Begriff vom Stil und Vers Shakespeare's erhält, sind besonders wertvolle Stellen des Dichters wörtlich angeführt.

Die Anmerkungen stehen unter dem Text und sind sehr reichlich bemessen. Sie sollen nach der Absicht des Herausgebers ein Spezial-Wörterbuch ersetzen. Ihrer einfachen und anmutigen Sprache wegen eignen sich die Stories ganz gut zur Einführung in die englische Lektüre und können deshalb im zweiten englischen Unterrichtsjahre gelesen werden. Für eine höhere Stufe, etwa für die Obersekunda und Prima eines Realgymnasiums, geben sie eine brauchbare Privatlektüre ab. Denn

in der Prima können doch höchstens ein bis zwei Shakespearesche Stücke gelesen werden; wählt man nun diese Stories als Privatlektüre, so giebt man dem Schüler Gelegenheit, sich wenigstens mit dem Inhalte einer gröfseren Anzahl Shakespearescher Stücke bekannt zu machen. Ganz besonders aber scheint mir das Buch für Gymnasien empfehlenswert zu sein, wo ja eine Einführung in die Shakespearesche Dichtung auf anderem Wege wohl nicht möglich ist. Das Buch enthält aufser einer englisch abgefafsten Lebensgeschichte Shakespeares und einem Sonett Longfellows „On Shakespeare" folgende 20 Dramen: 1. The Merchant of Venice, 2. The Tempest, 3. A Midsummer-Night's Dream, 4. Cymbeline, 5. As You like it, 6. Twelfth Night, 7. Hamlet, 8. Macbeth, 9. King Lear, 10. Othello, 11. Romeo and Juliet, 12. King John, 13. King Richard II, 14. King Henry IV, 15. King Henry V, 16. King Henry VI, 17. King Richard III, 18. King Henry VIII, 19. Coriolanus, 20. Julius Caesar.

4) C. S. Dawe, Queen Victoria, Her Time and Her People. Mit Anmerkungen für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Arthur Peter. Rechtmäfsige Ausgabe. Mit 6 Abbildungen. Berlin 1901, R. Gaertner (Herm. Heyfelder). VII u. 144 S. 8. 1,50 ℳ.

Der Herausgeber hat hier das vom Rev. C. S. Dawe für die Educational Supply Association verfafste Buch "Queen Victoria and Her People" für deutsche Schulen auszugsweise bearbeitet. Da Dawes Buch nur bis zum Jahre 1895 reicht, so hat er „es für angezeigt gefunden, der Vollständigkeit halber die Lebensgeschichte der Königin bis zu ihrem Tode fortzuführen". Es ist ihm gelungen, für diese Fortsetzung eine geeignete Kraft in der Person eines in Berlin wohnenden Engländers zu finden. So ist also das Schlufskapitel von diesem Herrn geschrieben; der Verf. des Originals hat sich damit einverstanden erklärt und, wie der Herausgeber bemerkt, die Korrektur davon mitgelesen.

Das Bändchen dürfte sich wohl in erster Linie für Mädchenschulen eignen und kann wegen des leicht fafslichen Inhaltes und der einfachen Sprache im zweiten oder dritten englischen Unterrichtsjahre gelesen werden.

5) Ewald Goerlich, Englisches Lesebuch. Zweite Auflage. Paderborn 1901, Ferd. Schöningh. VIII u. 315 S. 8. 2,80 ℳ.

Dieses Lesebuch, das sich an des Verfassers „Methodisches Lehr- und Übungsbuch" anschliefst, zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil soll den Lehrstoff für das zweite und dritte Unterrichtsjahr liefern, während der zweite Teil mehr für die oberen Klassen bestimmt ist. Dieser zweite Teil ist auch gesondert erschienen unter dem Titel: "The British Empire. Its Geographie, History, and Literature". Der Verf. ist der Ansicht, dafs auf der mittleren Stufe ein Lesebuch, das Erzählungen aus dem

Alltagsleben oder geschichtlichtliche Schilderungen enthält, der Lektäre eines zusammenhängenden Werkes vorzuziehen sei. Und man mufs zugeben, dafs die Gründe, welche er zur Unterstützung dieser Ansicht anführt, viel Wahres enthalten. Vor allem dürfte die gröfsere Mannigfaltigkeit, die der Inhalt eines Lesebuches bietet, ein Vorzug sein gegenüber einem zusammenhängenden Schriftstellerwerke. Die Gefahr, dafs eine gewisse Ermüdung eintritt, ist bei einem Lesebuche entschieden nicht so grofs wie bei einem zusammenhängenden Lesestoffe. Dafs übrigens auch in unserer Zeit, die ja im allgemeinen dem Gebrauch von fremdsprachlichen Lesebüchern nicht günstig gegenübersteht, auch das Bedürfnis nach gröfserer Abwechselung vorhanden ist, beweist der Umstand, dafs von den Schulausgaben diejenigen Bändchen sich besonderer Beliebtheit zu erfreuen scheinen, die mehrere abgeschlossene Erzählungen enthalten.

Der erste Teil des vorliegenden Buches enthält 18 Stücke „Tales and Stories" und 25 Stücke „Pictures of English History". Bei der Auswahl dieser Stücke hat der Verf. vor allem darauf geachtet, dafs sie nur englische Stoffe enthalten, dafs in der Anordnung derselben ein Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren zu erkennen sei und dafs schliefslich, behufs Abhaltung von Sprechübungen, der Stoff sich leicht in Frage und Antwort zerlegen liefs, also Gesichtspunkte, die den erfahrenen Schulmann verraten. Der zweite Teil des Buches enthält folgende Abschnitte: 1. A Geographical Outline of the British Empire (5 Stücke), 2. Reading Lessons on Great Britain and its Colonies (23 Stücke), 3. A Brief History of England (11 Stücke), 4. The English Language, 5. A Brief History of English Literature (7 Stücke) und zum Schlufs 31 Gedichte. Dieser Teil des Buches soll den Schüler mit dem Leben, den Sitten, den Gebräuchen, den wichtigsten Geistesbestrebungen des englischen Volkes bekannt machen und da, wo die Klassenlektüre sich nicht zu Sprechübungen eignet, neben dem in der Klasse gelesenen Schriftsteller gebraucht werden. Auch die Auswahl dieser Stücke läfst überall den erfahrenen Schulmann erkennen. Sie sind durchweg in einfachem und klarem Englisch geschrienen, bieten also keine besonderen Schwierigkeiten, so dafs das Verstehen und Erfassen des Inhaltes leicht von statten geht. Sie werden sich deshalb ganz besonders für die Privatlektüre eignen und bei Besprechung in der Klasse trefflichen Stoff für die Unterhaltung in der Fremdsprache bieten. So hat denn der Verf. ein Buch geschaffen, das sich allen anderen Erscheinungen auf diesem Gebiete würdig zur Seite stellen kann.

Elberfeld. K. Dorr.

H. Thieme, Leitfaden der Mathematik für Gymnasien. Leipzig, 1902. G. Freytag. I. Teil: Die Unterstufe. VI u. 96 S. 8. geb. 1,40 M. II. Teil: Die Oberstufe. IV u. 112 S. 8. geb. 1,60 M.

Der durch eine sehr brauchbare Sammlung von Aufgaben für den Unterricht in der Stereometrie und jüngst durch eine gedankenreiche Programmabhandlung (Die Umgestaltung der Elementar-Geometrie. Posen 1900, Berger-Gymnasium.) den Fachgenossen wohl bekannte Verfasser hat den Zeitpunkt des Erscheinens der neuen Lehrpläne benutzt, um das Ergebnis seiner Unterrichtserfahrungen und seiner Überlegungen in einem knappen Leitfaden niederzulegen. Obwohl nach den Äufserungen in der oben angeführten Abhandlung kein Gegner der Reformbestrebungen auf dem Gebiete des mathematischen Unterrichts, hat er doch die althergebrachte Darstellungsweise gewählt und weicht nur da von ihr ab, wo die Vorschriften und Bemerkungen der Lehrpläne Veranlassung geben. Ihnen entsprechend, enthält der Leitfaden an eigentlichem Lehrstoff nur das, was der Schüler dauernd mit dem Verständnis und mit dem Gedächtnis beherrschen soll. Alles übrige ist in die Übungen verwiesen, die in reichlicher Fülle die einzelnen Abschnitte des Buches, auch in der Gestalt von Konstruktionsaufgaben, begleiten.

Das Werk macht einen angenehmen Eindruck, es erscheint sorgfältig und überlegt gearbeitet und wird dort wohl bald sich Eingang verschaffen, wo der Wunsch, ein neues, den Lehrplänen eng sich anschliefsendes Lehrbuch zu benutzen, sich regt. Der erste Teil behandelt in drei Hauptabschnitten die geometrische Anschauungslehre, die Planimetrie, die Arithmetik und Algebra bis zu den Logarithmen und Gleichungen ersten Grades, der zweite Teil den Abschlufs der Planimetrie in der Lehre von den Transversalen, von harmonischen Punkten und Strahlen, von der Anwendung der Algebra auf die Planimetrie, ferner die Trigonometrie, Stereometrie, Lehre von dem Koordinatenbegriff und den Kegelschnitten, sowie den Abschlufs der Arithmetik und Algebra.

Die Gestaltung des Abschnittes über den geometrischen Anschauungsunterricht, ein vielumstrittener Gegenstand, ist durch Beschränkung der Darstellung auf das allgemein Feststehende wohl zur Zufriedenheit der meisten Lehrer ausgefallen. Nur mit dem Versuch, die Oberflächen- und Inhaltsberechnung der hauptsächlichsten stereometrischen Körper so zu lehren, wie es auf S. 11—13 hier geschieht, kann der Berichterstatter sich nicht einverstanden erklären. Die auf S. 14 und 15 gegebenen Erklärungen für Definition, Beweis, Aufgabe u. dgl. m. zu verstehen, dürfte dem Schüler nicht ganz leicht werden, jedenfalls erst allmählich mit dem Eindringen in das Lehrgebäude gelingen. Die auf S. 15 gegebene Erklärung: „In einer Graden kann man von jedem ihrer Punkte zu jedem anderen fortschreiten“ scheint auch auf den Kreis zu passen. Auf derselben Seite liegt wohl eine sprachliche

Nachlässigkeit vor, wenn gesagt wird: Ein Strahl ist ein Teil einer Geraden, der von einem Punkte aus nach einer Richtung unbegrenzt weiter geht. Besser heifst es wohl: ist. Ebenso kann man nicht damit einverstanden sein, dafs S. 35, Z. 7 gesagt ist: Der Beweis hat auf Grund des in der Konstruktion Gemachten ..., statt etwa: des in der Konstruktion Ausgeführten. Auch die an dieser Stelle gegebenen allgemeinen Belehrungen über Analysis u. s. w. dürften dem Schüler erst nach längerer Übung zum Verständnis kommen. Auf S. 43 Z. 13 und 23 mufs es § 21 statt § 20 heifsen. Auf S. 74 erscheint die Erklärung von Kreislinie und Kreisfläche als Grenzen der Polygonumfänge und -inhalte zunächst vielleicht anstöfsig, indes rechtfertigt sie sich durch das Folgende zur Genüge. Dafs aber der Wert der Zahl π ebenda ohne Hinweis auf seine Ableitung angegeben ist, möchte weniger befriedigen. Auf S. 80 gehört der dritte Satz in Erklärung 3, der eine Rechenregel enthält, nicht hinein. Druckfehler finden sich auf S. 87 Z. 9 v. o. (es mufs heifsen Exponent statt Grundzahl) S. 88, Z. 4. v. o. $(a^{-m})^{-n}$ statt $(a^{-m})^{n-}$. Ob es geraten ist, die Zahl π, wie S. 91 Z. 9 v. o. geschieht, als eine von der Wurzelgröfse verschiedene, „andere irrationale Zahl“ zu bezeichnen, möchte der Berichterstatter bezweifeln. — Diesen Einzelausstellungen in Teil I steht aber vieles Anerkennenswerte gegenüber, z. B. dafs S. 16 die Addition und Subtraktion von Geraden und Winkeln als Erklärung, nicht als Aufgabe eingeführt wird (ähnlich wie auch die Erklärung 2—4 auf S. 87 für Potenzen mit den Exponenten 1,0,—n), die stark betonte Zusammenstellung der geometrischen Örter auf S. 38, 45, 51 u. a. m.

Im zweiten Teile erscheinen als die dankenswertesten Abschnitte die über Stereometrie, besonders die klar und mit wohlüberlegter Auswahl geschriebenen § 16—20 über schwierigere Körper- und Oberflächenberechnungen, Projektion der Figuren einer Ebene auf eine zweite, Projektionen von Körpern, Projektionen der Kugelfläche, endlich über irrationale Mafszahlen in der Geometrie, von denen vor allem der letzte sehr geeignet scheint, die Schüler der Oberstufe etwas tiefer in das Wesen mathematischen Denkens einzuführen, statt sie beim mechanischen Rechnen festzuhalten. In den Übungen sind hier auch die stereometrischen Konstruktionsaufgaben, so nötig und wertvoll bei der Neigung, die algebraische Seite überwiegen zu lassen, gebührend berücksichtigt. Dasselbe, die Betonung der konstruktiven Seite, kann auch an den Übungen zu der analytischen Geometrie gerühmt werden. In der „Übersicht über den Aufbau der Rechnungsarten und die Erweiterungen des Zahlenbegriffs“ wird mancher eines oder das andere anders wünschen, mit Erfolg unterrichten kann man gewifs auch an der Hand der hier gegebenen Darstellung. In dem Abschnitt über Trigonometrie er-

scheint dem Berichterstatter einiges zu knapp dargestellt, so in § 1 der Übergang zum rechtwinkligen Dreieck von der allgemeinen Erklärung der trigonometrischen Funktion, die Einführung der Streckenvorzeichen auf S. 17, der Zusammenhang der Funktionen negativer oder stumpfer und überstumpfer mit denen der spitzen Winkel, auch die Erörterung über die analytische Auflösung einer Dreieckaufgabe auf S. 25. — Die Erklärung der Ebene auf S. 33 ist nicht besser als die gewöhnliche, wohl aber schwerer verständlich. S. 34, Z. 9 v. o. mufs es heifsen: schneidet statt schneide. Eine etwas vage Redewendung findet sich S. 62, Z. 14—15: „Der unendlich ferne Punkt ist ein blofses Gedankending, über dessen Existenz damit nichts ausgesagt ist". Mit der Einführung der positiven und negativen Richtung auf der Axe, wie § 1 auf S. 78 sie bietet, kann der Berichterstatter sich nicht einverstanden erklären. Sie erscheint willkürlich und zu knapp. S. 83, Z. 4 v. o. stehe x_1 statt x. Das „auch" in Erklärung 1 in § 1 S. 96 kann wegfallen. Die Zahlen, sofern sie der Reihe angehören, sind Glieder derselben. S. 107, Z. 1 v. u. mufs es 4 statt 7 heifsen.

Alle diese Einzelausstellungen sollen den Wert des Buches nicht herabsetzen. Im Gegenteil bezwecken sie, vor der Benutzung zur Verbesserung der Fehler oder zur Erwägung, ob das Gegebene berechtigt ist, hinzuleiten und dadurch die Brauchbarkeit zu erhöhen. Als ein sorgfältiger, im wesentlichen wohlgelungener Versuch, den Anforderungen der neuen Lehrpläne zu entsprechen, kann der Leitfaden willkommen geheifsen werden.

Berlin. Max Nath.

H. Grofse, Historische Rechenbücher des 16. und 17. Jahrhunderts und die Entwickelung ihrer Grundgedanken bis zur Neuzeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Methodik des Rechenunterrichts mit 5 Titelabbildungen. Leipzig 1901, Dürrsche Buchhandlung. 183 S. 8. 3,60 ℳ.

Der Verf. hat in diesem Beitrage zur Geschichte der Methodik des Rechenunterrichtes drei Teile unterschieden. Teil I soll ein Bild von dem Stande des Rechenunterrichtes im 16. und 17. Jahrhundert unter Berücksichtigung von Schulordnungen und Rechenbüchern geben, Teil II führt auf dieser Grundlage die interessanten historischen Rechenbücher des 16. und 17. Jahrhunderts, besonders die von Suevus, Meichsner und Hemeling, in charakteristischen Proben vor und sucht dieselben aus den jeweiligen Zeitumständen und den diese Perioden bewegenden idealen und sittlichen Mächten verständlich zu machen, und Teil III verfolgt die Idee des ethischen Bildungswertes des Rechnens und das rechenunterrichtliche Sachprinzip in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Der Verf. beabsichtigt uns also durch diese Arbeit, für

die er das Material mit überaus grofsem Fleifse aus den sehr schwer zugänglichen Quellen zusammengetragen hat, sowohl ein Bild von der Wertschätzung des Rechenunterrichtes in der zur Zeit der Reformation eingerichteten Schulen zu geben als auch besonders zu zeigen, welche Zwecke man durch die Verarbeitung des Materials anderer Unterrichtsfächer in den Rechenaufgaben verfolgte. Es wird also der Inhalt des vorliegenden Buches nicht nur den Rechenlehrer, dessen Studien sich gern mit der Entwickelung des Rechenunterrichtes beschäftigen, sondern überhaupt jeden Pädagogen lebhaft interessieren. Man erwarte aber hier nicht etwa eine Darstellung der Methode des Rechnens, also vielleicht der vier Species, in den früheren Jahrhunderten, denn das beabsichtigte der Verf. nicht, es kam ihm, wie schon bemerkt, namentlich darauf an zu zeigen, welchen Gebieten die zu berechnenden Aufgaben entnommen waren.

Die von dem Verf. mitgeteilten Schulordnungen aus der Zeit der Reformation zeigen hinsichtlich des Rechenunterrichtes natürlich nur überaus bescheidene Anfänge, kannte man doch in damaliger Zeit kaum die sogenannten arabischen Ziffern, und mit Zahlen, die aus den mehr bekannten römischen Ziffern gebildet waren, zu rechnen dürfte die Kräfte selbst der sogenannten „Rechenmeister“ überstiegen haben. Dazu kam, dafs die Unterweisungen in lateinischer Sprache verfafst waren, so dafs nur Gelehrte ihren Inhalt verstanden. Eine allgemeinere Verbreitung solcher Kenntnisse wurde erst durch die Herausgabe deutsch geschriebener Rechenbücher angebahnt. Wohl das gröfste Verdienst um die Verbreitung und die Hebung des Rechenunterrichtes hat sich der auch heute noch oft genannte Rechenmeister Adam Riese mit seinem oft aufgelegten Rechenbuche erworben. Er wollte vor allen Dingen, dafs die Schüler, die nach seinem Rechenbuche unterrichtet wurden, die Rechnungen, die das praktische Leben darbot, möglichst geschickt und richtig ausführen lernten, es kam ihm aber weniger darauf an, durch die Art seiner Aufgaben ihnen auch andere nützliche Kenntnisse zu gleicher Zeit zuzuführen. Ganz abweichend von diesen Prinzipien sind die sogenannten historischen Rechenbücher bearbeitet. Es kam den Verfassern offenbar weniger darauf an, dafs ihre Schüler daraus rechnen lernten, als dafs sie sich eine grofse Menge anderer, ihrer Meinung nach mehr nützlicher Kenntnisse erwarben. Sagt doch Suevus in dem Titel seiner Arithmetica Historica: „Auch denen, die nicht rechnen können, wegen vieler schönen Historien und derselbigen bedeutungen lustig und lieblich zu lesen“. Er wollte mit seinen Aufgaben aus den biblischen und weltlichen Historien „bei der Jugend mit einerley Mühe zweierley Nutzen schaffen“. Seinen Aufgaben folgt gewöhnlich eine mit biblischen Sprüchen belegte Nutzanwendung, um auch der sittlichen Bildung Nahrung zuzuführen. Ähnliche Prinzipien verfolgen die weiterhin von dem Verf. eingehend

behandelten historischen Rechenbücher. Die abgedruckten Aufgaben zeigen hinreichend deutlich, wie man den Rechenunterricht mehr als Mittel zu anderen Zwecken als zur Förderung der Sicherheit im Rechnen benutzte.

In dem dritten Teile seiner Arbeit verfolgt der Verf. die weitere Entwickelung der Idee, dafs sich der Rechenunterricht in den Dienst der sittlichen Bildung zu stellen habe und alles Rechnen in innigem Anschlufs an bestimmte Sachgebiete zu lehren sei, indem er die Meinungen hervorragender Pädagogen zusammenstellt und vergleicht. Es ist sehr interessant, diese Entwickelung bis zur Neuzeit zu verfolgen. Wenn auch jetzt als Hauptzweck des Rechenunterrichtes die Erwerbung gründlicher Kenntnisse und genügender Geschicklichkeit im Rechnen selbst erscheint, so darf doch die erzieherische Thätigkeit auch in diesem Unterrichte nicht aus den Augen gelassen werden. Die Sachgebiete, die bei der Bildung der Aufgaben zu berücksichtigen sind, werden natürlich nicht nur auf den verschiedenen Arten von Schulen verschieden sein, sie werden auch auf die Lebenskreise, in die die Schüler dereinst der Mehrzahl nach eintreten werden, gebührende Rücksicht nehmen müssen, eingedenk des Spruches: non scholae, sed vitae discimus.

Noch genauer auf den reichhaltigen Inhalt dieser interessanten Schrift einzugehen, fehlt mir der Raum; wer mehr davon kennen lernen will, als ich in dieser Anzeige gegeben habe, mag sie selbst lesen. Ich bin überzeugt, er wird es mit grofsem Interesse thun und dem Verf. für die Veröffentlichung dieser Studie dankbar sein.

Berlin. A. Kallius.

H. Jeussi, Leitfaden der Physik, bearbeitet von K. Weinert. Fünfzehnte, verbesserte Auflage Ausgabe mit Anhang: Grundlagen der Chemie. Berlin 1901, Otto Salle. 148 + 36 S. 8. 1,80 *M.*

Vor einer Reihe vor Jahren hatte ich Gelegenheit, die 12. Auflage dieses Leitfadens in dieser Zeitschrift zu besprechen, und konnte das Buch im ganzen als geeignet für den vorbereitenden physikalischen Unterricht an höheren Lehranstalten bezeichnen. Einige Mängel, deren Beseitigung in einer folgenden Auflage wünschenswert erschien, sind nun thatsächlich verschwunden, einige Anstöfse sind indessen doch noch bestehen geblieben, auf die ich hiermit noch einmal hinweisen möchte. Im § 49 wird bei Besprechung der Atwoodschen Fallmaschine von der Beziehung zwischen Kraft, Masse und Beschleunigung zur Erklärung der Erscheinungen Gebrauch gemacht, während doch umgekehrt diese Beziehungen aus den Versuchen hervorgehen müfsten. Im § 142 sind auch jetzt noch nicht die Begriffe Kraft und Arbeit hinreichend

scharf auseinander gehalten, und im § 224 wird die Ursache des entstehenden Magnetismus nicht deutlich genug dem Erdmagnetismus zugeschrieben.

Eine wesentliche Umgestaltung hat nun der Leitfaden dadurch erfahren, dafs der Abschnitt über Elektrizität weiter ausgearbeitet worden ist und die Grundbegriffe der Chemie im Anhange neu hinzugefügt sind. In der Art der Behandlung der Elektrizität finde ich keinen Fortschritt gegen die altübliche Darstellungsweise, vielmehr verlangt dieses Kapitel eine nochmalige genauere Durcharbeitung, um eine Reihe von Ungenauigkeiten richtig zu stellen. Ich will nur ein paar Beispiele anführen, die mir beim Durchlesen auffielen. S. 117 „Ein Körper, aus dem ein Funke gezogen wurde, ist unelektrisch". Die S. 121 verwendete Erklärung der elektrischen Spannung ist wohl anzufechten; denn Spannung ist nichts anderes als Potentialdifferenz, und das Potential ist auf der ganzen Oberfläche konstant, während die Dichte verschieden ist. Auf derselben Seite wird gelehrt, Versuche hätten ergeben, dafs die Elektrizität ihren Sitz auf der Oberfläche der Leiter habe. Dafür könnte man auch im Vorkursus sehr einfache beweisende Versuche anführen, die gewifs mehr Wert hätten als die Spielereien, die auf S. 122 noch immer empfohlen werden. Dafs Franklin, wie S. 124 behauptet wird, aus der feuchten Schnur seines Drachens 3 m lange Funken ziehen konnte, dürfte nicht zutreffen, die Behauptung ist vielmehr auf die de Romasschen Versuche zu beziehen. Die jetzige Ansicht über die Entstehung der Luftelektrizität ist auf derselben Seite unrichtig dargestellt. Im § 261 ist die sogenannte „rechte Hand-Regel" ungenau angegeben, ebenso wenig richtig ist es, wenn S. 140 das Bellsche Telephon als eine Verbesserung des Reisschen bezeichnet wird.

Mehr als die Darstellung der Elektrizität hat mir der Abschnitt über die Grundbegriffe der Chemie gefallen, der sich in der That als Grundlage für einen hurzen Kursus in der Unterstufe recht gut eignet.

Für die praktische Verwendung des Leitfadens ist es wünschenswert, dafs die angeführten Mängel gelegentlich beseitigt werden.

Schliefslich sei noch bemerkt, dafs die Grundbegriffe der Chemie von K. Weinert auch besonders käuflich zu haben sind.

Berlin. R. Schiel.

Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mittel-Europas. Herausgegeben von Carl R. Hennicke. Band IV. Gera 1891, Lithographie, Druck und Verlag von L. Eugen Köhler.

Der IV. Band des obigen, schon mehrfach hier besprochenen grofsen Werkes enthält aus der umfangreichen Ordnung der Singvögel die folgenden Familien: Stärlinge, Staare, Pirole, Rabenvögel, Würger, Fliegenfänger und Schwalben; ferner die Ordnung

der Schwirrvögel mit den Seglern und Tagschläfern (Ziegenmelkern) und endlich die Ordnung der Spechtartigen, unter denen die eigentlichen Spechte, die Bienenfresser, Eisvögel, Raken, Hopfe und Kuckucke begriffen werden. Wie vollständig diese Gruppen behandelt sind, dafür zeugen Arten wie der Bobolink (Dolichonyx oryzivorus), der Kuhvogel (Molothrus Cabanisi), ferner Lanius isabellinus, Hirundo rufula, Chaetura caudacuta, Halcyon smyrnensis und manche andere. Ob man derartige Species wirklich unter die Vögel Mittel-Europas rechnen darf, selbst wenn sie ein oder das andere Mal im genannten Gebiet festgestellt wurden, wollen wir unerörtert lassen. Es thut jedenfalls einem Werke keinen Abbruch, wenn es mehr bringt als man füglich erwarten darf. Die Namen der Bearbeiter des vorliegenden Bandes: Hartert, Kleinschmidt, Rudolf Blasius, Thienemann, Hennicke, bürgen für den wissenschaftlichen Wert des Gebotenen. Besonders gut ist die Behandlung des geographischen Variierens und der „Formenkreise“ einiger Arten, so die der Häher und der Würger, die Übersicht über die sämtlichen Oriolus-Arten u. a. m. Beim Nufshäher vermisse ich eine bildliche bezw. farbige Darstellung der beiden Formen (der langschnäbligen und der kurzschnäbligen), die meines Erachtens angemessener gewesen wäre als beispielsweise eine Farbentafel des Halcyon smyrnensis, der „möglicherweise“ ein Mal bei uns gesehen worden sein könnte. Der Kolkrabe dürfte in den höheren Teilen der süddeutschen und österreichischen Gebirge doch nicht so selten sein, wie es nach den Angaben im „Naumann“ scheint. Bei der Saatkrähe hätte eine Beobachtung mindestens erwähnt werden können, nach der die kahlen, grindigen Stellen um die Schnabelbasis auch dann entstehen, wenn der Vogel keine Gelegenheit hat, in der Erde zu bohren (der Name des Beobachters ist mir im Augenblick entfallen); auf der farbigen Tafel der Saatkrähe ist der Glanz auf dem Gefieder nicht violett genug. Die Uferschwalbe hätte nicht auf einem Zweige dargestellt werden sollen, da sie auf solchen fast nie sitzt. Ein sehr lebhafter Wunsch, nicht allein von mir, sondern jedenfalls auch von vielen anderen Freunden des „Naumann“, wäre der, dafs bei den deutschen Trivialnamen auch die entsprechende Ortsbezeichnung gegeben würde, wie dies bei den Bezeichnungen der vielen fremden Sprachen geschehen ist. Ich vermute, ohne dies allerdings vorläufig beweisen zu können, dafs manche der oft sehr abenteuerlich und, geradeaus gesagt, altmodisch klingenden deutschen Namen den Werken alter und veralteter Schriftsteller entnommen und jetzt nirgends mehr im Gebrauch sind. Wenn die Bearbeiter des IV. Bandes sich der Mühe unterzogen haben, z. B. armenische, bukowinische, grusinische, maltesische und dergleichen Tiernamen anzuführen, so hätten sie meines Erachtens auch bei den deutschen Benennungen mitteilen können, wo sie gebraucht werden. Diese kleinen Aus-

stellungen sollen keinen Tadel und keine Herabsetzung des wirklich hervorragenden Werkes enthalten; denn es wäre kleinlich, bei einem so grofs angelegten und mit so grofser Liebe und unter so beträchtlichen Opfern in Angriff genommenen Unternehmen geringfügige, wohl jedem Buche anhaftende Mängel besonders an die Öffentlichkeit zerren zu wollen. Wir haben vielmehr alle Ursache, auf unseren „grofsen Naumann“ stolz zu sein.

Hannover. Ernst Schäff.

---

1) **Matthias von Wretschkos Vorschule der Botanik** für den Gebrauch an höheren Klassen der Mittelschulen und verwandter Lehranstalten. Vollständig umgearbeitet und neu herausgegeben von Anton Heimerl. Siebente Auflage. Mit 638 Einzeldarstellungen in 323 Figuren und einem Titelbilde. Wien 1901, Carl Gerolds Sohn. XIII u. 224 S. 8, 2,50 *K*, in Leinwandband 3 *K*.

Das Werk ist durch eine grofse Zahl recht guter Abbildungen ausgezeichnet, die für die Besprechung und die Wiederholung wertvolle Dienste leisten können. Es beginnt mit den Grundlehren über den inneren Bau und die Ernährung der Pflanzen und behandelt dann die einzelnen Pflanzenabteilungen, mit den niedrigsten, den Sporenpflanzen, anfangend. Die einzelnen Kapitel der Pflanzenanatomie und der Morphologie sind an passender Stelle eingeschoben. So werden die Bildung der Zellen bei den Flechten, die Gefäfsbündel bei den Gefäfskryptogamen, das Dickenwachstum der Stämme bei den Nadelhölzern besprochen. Den Schlufs bildet ein Überblick über die Klassen des Linnéschen Systems.

Im Texte ist der Leitfadenstil glücklich vermieden, so dafs sich das Buch leicht und angenehm liest. Im allgemeinen ist das Wesentliche in passender Auswahl gebracht. Auf biologische Thatsachen ist hinreichend eingegangen. Die Fremdnamen sind durch Noten unter dem Texte erklärt, z. T. auch abgeleitet, so cynapium von kyon und apium. Aber z. B. die Erläuterung Iuglans gleich Walnufsbaum dürfte durch die Erklärung Iovis glans, Eichel des Jupiter, zu ersetzen sein. Von den einzelnen Familien (Ordnungen nennt sie der Verfasser) ist meist nur ein Vertreter, selten mehrere, genauer beschrieben — daher der verhältnismäfsig geringe Umfang des Buches —, dem die übrigen Arten ganz kurz verglichen werden, oder es ist eine allgemein gültige eingehende Beschreibung gegeben, der in wenigen Worten die Unterscheidungsmerkmale der einzelnen Arten angehängt sind. Zum Schlufs ist jedesmal eine gute knappe Charakteristik der Familie hinzugefügt.

Wenig gebräuchlich ist die schon erwähnte Anwendung des Ausdrucks Ordnung. Familie nennt der Verfasser, was jetzt meist als Unterfamilie bezeichnet wird. Im einzelnen vermisse ich z. B. die Erklärung des Schraubels, die Erwähnung der verkümmerten

seitlichen Staubblätter der Orchis, während das verkümmerte mittlere bei Cypripedium (der Verfasser schreibt Cypripedilum) angeführt wird, die Pelorienbildung bei Linaria, den Weiderich als Vertreter der Heterostylie in drei Gröfsen. Manche Familien sind sehr kurz weggekommen, so die Cyperaceen, die nur als Anhang zu den Gramineen erwähnt werden, die Cannabinaceen und Urticaceen, die in ähnlicher Weise hinter den Moraceen behandelt werden. Ein Überblick über das natürliche System fehlt ganz, ist indes zur Not durch die Inhaltsübersicht ersetzt.

Für die oberen Klassen der Mittelschulen im österreichischen Sinne ist das Buch wohl geeignet. In Preufsen freilich werden nur wenige Anstalten in der Lage sein, für diese Klassen ein besonderes Buch einzuführen.

2) F. C. Nolls Naturgeschichte des Menschen nebst Hinweisen auf die Pflege der Gesundheit. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten und Seminaren. Vierte Auflage, besorgt von H. Reichenbach. Mit 114 Holzschnitten und einer Tafel in Farbendruck. Breslau 1901, Ferdinand Hirt. I u. 114 S. 8. 1,50 *M*.

Verfasser und Herausgeber wollen den Bau und die Thätigkeit des menschlichen Körpers in einfachen Zügen und verständlicher Form darlegen; es wird hier das, was jeder Gebildete von seinem eigenen Leib und Leben wissen sollte, geboten. Das Buch enthält im allgemeinen den Stoff, wie er auf den höheren Schulen bewältigt werden kann, doch kann auf den Gymnasien auf die Lehre von den Zellen und Geweben nicht so weit eingegangen werden, wie es hier geschieht. Der Abschnitt über Zellteilung geht auch wohl über das Bedürfnis der Oberrealschule hinaus. Auf die Gesundheitslehre ist mit Recht grofses Gewicht gelegt. Den Infektionskrankheiten ist ein längerer Abschnitt gewidmet, aus dem sich ungesucht allerlei Gesundheitsregeln ergeben. Der hohe Wert der Leibesübungen, des Turnens und des mafsvoll betriebenen Sports, wird an jeder passenden Stelle betont. Ein Kapitel über Nahrungs- und Genufsmittel giebt Auskunft über den Nährwert und die Verdaulichkeit der verschiedenen Nährstoffe und bietet Gelegenheit zum Hinweis auf die üblen Folgen des übermäfsigen Genusses geistiger Getränke. Eine willkommene Zugabe, die je nach dem Verständnis der Klasse und der vorhandenen Zeit mehr oder weniger ausgiebig benutzt werden kann, bieten die Abschnitte über Lebensalter, Menschenrassen und den Menschen der vorgeschichtlichen Zeit. Die beigegebenen Abbildungen wie die Ausstattung des Buches sind gut.

3) Pokornys Naturgeschichte des Tierreiches für höhere Lehranstalten, bearbeitet von Max Fischer. Fünfundzwanzigste, verbesserte Auflage. Mit 616 zum Teil farbigen Abbildungen und 5 farbigen Tafeln. Leipzig 1901, G. Freitag. V u. 372 S. 8 geb. 3,60 *M*.

Die zahlreichen Abbildungen des Buches sind z. T. recht gut, doch erscheinen besonders am Anfang einige etwas ver-

schwommen und weniger lebenswahr. So macht z. B. die sehr langbeinige Katze (S. 10) entschieden einen fremdartigen Eindruck, während die Hundegruppe auf Seite 18 sehr hübsch ist. Die Farbentafeln, Bilder aus dem Aquarium der zoologischen Station in Neapel, bilden eine wertvolle Zugabe.

In den Beschreibungen ist auf guten Satzbau gehalten. Erläuterungen stellen bei jedem Tiere besonders fest, was bleibender Besitz des Schülers werden soll. Die Einzelbeschreibungen sind zum Teil etwas kurz; sie heben zwar das Wesentliche hervor, erwähnen aber manche Einzelheit nicht, die ich ungern vermisse. So ist z. B. nichts gesagt über die Anzahl der Zehen des Känguruhs und der Schildkröte, über die Stellung der Schwimmfüfse der Ente, über die Augenlider des Hais und die Kiefer des Tintenfisches. Beim Karpfen ist nicht nur ein Strahl der Rückenflosse stachelig. Der Hering hätte als Kleintierfresser charakterisiert werden können. Bei den Heuschrecken fehlt jede Andeutung über die Verschiedenheit der Nahrung und der Kiefer bei den einzelnen Arten. Besonders kurz ist auch der Abschnitt über Bau und Leben des Menschen. So werden die Muskeln sehr summarisch behandelt, die Nerven, welche vom Gehirn ausgehen, nicht einzeln aufgeführt. Die Gesundheitslehre fehlt fast ganz. Nur wenige Zeilen über Körperübungen und über Mittel, die Lunge gesund zu erhalten, habe ich gefunden.

Dafs die Manteltiere als Anhang der Wirbeltiere, die Armfüfsler hinter den Weichtieren wenigstens kurz erwähnt werden, ist ein Vorzug des Buchs.

Papier und Druck sind gut.

Seehausen i. d. Altmark. M. Paeprer.

---

1) Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie. Mit beschreibendem Text von Moritz Kronfeld. Leipzig und Wien 1899, Bibliographisches Institut. 76 S. und 116 Bildertafeln. geb. 2,50 *M*.

Nach der Herausgabe von 4 Bilder-Atlanten für die Zoologie hat die Verlagshandlung nun auch die Herausgabe von Bilder-Atlanten für die Botanik begonnen. Denn der vorliegende Atlas zur Pflanzengeographie ist doch gewifs nur das erste Glied einer Reihe von Atlanten, welche das ganze Pflanzenreich in seiner Mannigfaltigkeit und in seinen vielfältigen Beziehungen zum Menschen und zu den Tieren zur Darstellung bringen werden. — Vortreffliche Illustrationen (ein Teil derselben ist dem Pflanzenleben von Kerner entnommen) geben in dem Atlas zur Pflanzengeographie ein anschauliches Bild von der Verteilung der Pflanzen auf der Erdoberfläche und zeigen ihre Abhängigkeit von Klima und Standort. Die Illustrationen beschränken sich aber nicht nur auf charakteristische Landschaftsbilder. Von den 216 Einzel-Bildern ist vielmehr etwa die Hälfte der Darstellung von Charakter-

pflanzen sowie von biologisch interessanten Gewächsen gewidmet. Blütenbiologie und Anatomie, soweit sie zum Verständnis der geographischen Verteilung der Pflanzen nötig ist, werden dabei ebenfalls berücksichtigt; auch einige interessante Beziehungen zwischen Ameisen und Pflanzen (z. B. Chelidonium, Cecropia) sind durch treffliche Bilder erläutert. Der Text ist fesselnd, lebendig und anschaulich geschrieben; er geht, wo es irgend möglich ist, auf die Biologie ein und giebt eine grofse Zahl kulturgeschichtlicher und technischer Hinweise. Text und Illustration sind beide gleich geeignet, auch diesem Altlas Freunde zu erwerben. Für unterrichtliche Zwecke ist derselbe durchaus zu empfehlen.

2) Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. Sechs Vorträge aus der Pflanzenkunde von K. Giesenhagen mit 40 Figuren im Text. (Aus Natur und Geisteswelt Band 10). Leipzig 1899, B. G. Teubner. 114 S. 8. 1,15 *M.*

Die wichtigsten Kulturpflanzen, d. h. die Getreidepflanzen, ihren Anbau, ihre Entwickelung und Geschichte hat der Verfasser zum Hauptthema dieses Büchleins gewählt. Die Schilderung der Getreidegräser aber benutzt er, um allgemeine botanische Fragen besonders aus dem Gebiete der Anatomie und Physiologie in ziemlich eingehender Weise zu erörtern, so dafs nicht nur die Entwickelung dieser Pflanzen sowie der Bau und die Verrichtung ihrer Organe dem Leser vorgeführt werden, sondern Entwickelung und Organisation der „Pflanze“ überhaupt. Ebenso gewährt die Schilderung der Geschichte des Getreidebaues einen allgemeinen Ausblick auf die kulturgeschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechtes und besonders unserer germanischen Vorfahren. Zum Schlufs werden die Haupt-Schädlinge der Getreidepflanzen eingehend behandelt.

3) L. Stelz und H. Grede, Leitfaden für den botanischen Unterricht der sechsklassigen Realschule bei Verwendung eines Schulgartens. Leipzig 1900, G. B. Teubner. 133 S. 8. geb. 1,40 *M.*

Die Verfasser erteilen den botanischen Unterricht in ihrem Schulgarten, bei schlechtem Wetter in einer gedeckten Halle. — Im 1. Abschnitt des Buches wird eine Übersicht über die im Schulgarten gezogenen Pflanzen gegeben. Daran schliefsen sich im 2. Abschnitt Einzel-Beschreibungen, sowie Besprechungen von Gattungen, Familien und Klassen in Form von kurzgefafsten Übersichten über die wichtigsten Merkmale, bei Gattungen und Familien zum Teil in Form von Tabellen, in denen unterscheidende und gemeinsame Kennzeichen hervorgehoben und nebeneinandergestellt sind. Dazwischen sind kurze Notizen über biologische Eigentümlichkeiten, Nutzen und Schaden eingeschaltet. Im 3. Abschnitt, betitelt: „Allgemeines über Bau und Zweck der Pflanzenteile“, werden die im 2. Abschnitt gewonnenen morphologischen, biologischen und physiologischen Begriffe zusammengestellt und er-

weitert. Der 4. Abschnitt enthält die Physiologie (wohin die Verfasser auch die Anatomie gestellt haben), der 5. eine Übersicht über den Aufbau des natürlichen Systems. Der 6. Abschnitt behandelt „Pflanzenformationen“ (Feld, Wald, Wiese u. s. w), und im 7. Abschnitt endlich werden Pflanzen aufgezählt, welche die Schüler in den einzelnen Klassen „kennen lernen sollen“, sowie solche, die als Muster für Blatt- und Blütensammlungen zu dienen haben, und endlich officinelle und Giftpflanzen.

Diesen Stoff verteilen die Verfasser in folgender Weise auf die sechs Klassen der Realschule. Abschn. 4 ist der Klasse I vorbehalten. Auf jede der übrigen Klassen entfällt ein Teil des Abschnittes 2 und aufserdem Teile der übrigen Abschnitte. So kommt es, dafs z. B. das Pensum der IV an fünf verschiedenen Stellen des Buches zu suchen ist, desgleichen das der II und das der III. Diese Zersplitterung der Klassenpensen scheint mir nicht gerade vorteilhaft zu sein. — Umfang und Inhalt der Pensen sind nicht immer ausreichend durch Einzelbeschreibungen gegeben. Für VI z. B. sind nur acht von den ausführlicher im Lehrbuch besprochenen Pflanzen vorgesehen; darunter ist auch nicht eine Monocotyledone. Dazu kommen ja noch die Kapitel „Wurzel“, „Stengel“, „Blatt“ aus Abschnitt 3; aber diese erweitern das Pensum kaum; denn sie enthalten doch nur Dinge, die schon bei den Einzelbeschreibungen zur Sprache kommen müssen. Und wenn endlich noch im 7. Abschnitt eine ganze Reihe von Pflanzen aufgeführt wird, die in VI „kennen gelernt werden sollen“, so kann es sich doch hierbei nur um eine ganz oberflächliche Bekanntschaft handeln; denn unter diesen Pflanzen finden sich Lärche, Eibe, Fichte, Erle u. a., die den Pensen höherer Klassen angehören. Die Pensen der übrigen Klassen sind im allgemeinen besser bedacht, doch ist auch hier die Zahl der Einzelbeschreibungen eine auffallend geringe.

In der Darstellung haben sich die Verf. einer lobenswerten Kürze verbunden mit einer recht prägnanten Ausdrucksweise befleifsigt. Sie haben der Biologie — ohne welche ein guter naturwissenschaftlicher Unterricht und ein brauchbares naturwissenschaftliches Schullehrbuch nicht denkbar sind — einen genügenden Raum gewährt. Abschnitt 3 (Bau und Zweck der Pflanzenteile), Abschnitt 4 (Physiologie) und Abschnitt 6 (Pflanzenformationen) sind recht wohl gelungen.

4) F. Reinecke und W. Migula, Das Pflanzenreich. 140 S. mit 50 Figuren. — W. Migula, Pflanzenbiologie. 163 S. mit 50 Figuren. — J. Behrens, Nutzpflanzen. 163 S. mit 53 Figuren. Sammlung Göschen. Leipzig 1900. Jedes Bändchen kl. 8. geb. 0,80 ℳ.

Das erste der drei Bändchen giebt einen Überblick über die gesamte Vegetation. Bei den niederen Pflanzen wird auch die Entwickelungsgeschichte berücksichtigt. Die Familien werden in ihren Hauptmerkmalen charakterisiert, Nutzen, Schaden und Ver-

wendung der einzelnen Pflanzen angegeben. Das System lehnt sich in den Grundzügen an das Englersche System an. Leider fehlt eine kurze, zusammenfassende Übersicht über die Gruppen des Pflanzenreiches. — In der Pflanzenbiologie werden in anschaulicher Weise die Beziehungen der Pflanzen zu der sie umgebenden Natur und die Einrichtungen geschildert, welche bei den Pflanzen infolge dieser Beziehungen entstanden sind. — Die „Nutzpflanzen" behandeln die wichtigsten Gruppen der Nahrungs- und Genufsmittelpflanzen, sowie der technisch bedeutungsvollen Pflanzen. In jedem einzelnen Kapitel wird in der Regel eine Pflanze ausführlich besprochen, die anderen in kurzem Überblick angeschlossen. Dadurch ist ein reicher Inhalt bei geringem Umfange erzielt worden.

Alle drei Bändchen sind recht zu empfehlen, besonders das Bändchen Biologie.

5) Deutsche Jugend, übe Pflanzenschutz! Gera 1901, Th. Hoffmann.
Ausgabe A für die Zöglinge der höheren Lehranstalten. Drei Preisarbeiten von F. Ludwig, L. Scheible und H. Gebensleben. 46 S. 8.
Ausgabe B für die Zöglinge der Volks- u. s. w. Schulen. Vier Preisarbeiten von G. Jüchser, W. Winkler, Th. Hellwig und W. Pöhlert. 47S. 8.

In den beiden Heften veröffentlicht die Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaft in Gera die Resultate eines Preisausschreibens über das Thema: Deutsche Jugend, übe Pflanzenschutz! In sinniger Weise wird die Jugend auf den Nutzen und die Bedeutung der Pflanzenwelt hingewiesen. Es wird geschildert, in wie hohem Mafse die Menschheit abhängig ist von dem Gedeihen der Pflanzen, dafs wir also alle Ursache haben, nützliche Pflanzen zu schützen und das gedankenlose Abpflücken von Zweigen, das massenhafte Ausreifsen und Vernichten von Pflanzen zu verhindern. Der Preis dieser wertvollen Jugendschriften ist äufserst gering bemessen. Gegen Einsendung von 10 ℳ liefert die Verlagshandlung 100 Exemplare der einen oder der anderen Ausgabe.

Berlin. P. Röseler.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Die 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Strafsburg i. E. vom 1. bis 4. Oktober 1902.

V. Germanistik.
(Fortsetzung.)

3. Oberlehrer Dr. Ries (Colmar): Über einige Grundfragen der germanischen Wortstellungslehre.

Der so häufig gebrauchte und häufig mifsbrauchte Terminus „freie Wortstellung" kann zweideutig und irreführend wirken. In relativer Geltung (= freier als andre) und in negativem Sinn (= nicht gebunden) ist er nicht zu beanstanden, jedoch ziemlich überflüssig, weil er ohne nähere Bestimmung des Grades und der Art der Freiheit leer bleibt; in absoluter Geltung und positivem Sinn (= willkürlich) ist er unmethodisch und durchaus abzulehnen. Oft soll er etwas Mittleres zwischen beiden bedeuten, z. B. bei Braune, der fürs Urgermanische eine absolut freie Stellung des Verbums annimmt, die aber als unmittelbar abhängig von der Reihenfolge der Vorstellungen gedacht wird. Diese Ansicht ist in sich widerspruchsvoll, weil typische Unterschiede schon in der Vorstellungsreihenfolge selber vorhanden sind, die mit der Ausbildung verschiedener Satztypen und der diesen eigenen Wortstellungstypen ursächlich zusammenhängen. — Man mufs die alten Quellen sichten, wenn man die urgermanische Wortfolge erschliefsen will. Vulfila, sowie die Mehrzahl der althochdeutschen Texte sind als Übersetzungen, die litterarischen nordischen Quellen als zu jung von verhältnismäfsig geringem Wert. Das Zeugnis der Skeireins, der nordischen Runen, der altniederdeutschen Quellen, die in erster Linie mafsgebend sind, spricht gegen Wackernagels Hypothese (Scheidung von Haupt- und Nebensatz durch die Verbstellung urgermanisch, weil schon indogermanisch) und ebenso gegen die Annahme, dafs die heutige deutsche Hauptsatzstellung die ursprüngliche gewesen sei. Auch die Braunesche Hypothese von der ursprünglich freien Verbstellung findet in dem quellenmäfsigen Befund keine Bestätigung. Relativ frei ist die germanische Wortstellung freilich immer gewesen; aber überall in unsern Quellen treten deutlich ausgeprägte Typen hervor. Die Quellen zeigen nicht Willkür und

beliebigen Wechsel, sondern eine Entwicklung, in der die Abnahme des Stellungsunterschieds von Haupt- und Nebensatz, wie die Zunahme der Schlufsstellung des Verbums auch im Hauptsatz, je weiter wir zeitlich zurückgehn, um so deutlicher erkennbar sind. Dies spricht entscheidend für die Hypothese, dafs die Schlufsstellung des Verbums der urgermanische Haupttypus gewesen ist. Zu demselben Ergebnis gelangt auch die indogermanische Forschung.

Der Vortragende wendet sich gegen das Erdmann-Braunesche Schema der Verbstellungen, das kaum für eine deskriptive Darstellung der neuhochdeutschen Wortfolge brauchbar sei; es beruhe auf der unbewiesenen und ganz willkürlichen Annahme Erdmanns, dafs die syntaktische Funktion der nichtverbalen Satzglieder für die Wortstellung gleichgiltig sei. Diese Behauptung ist nachweisbar unrichtig. Genaue Untersuchung des Beowulf z. B. zeigt, was der Vortragende durch statistische Belege erhärtet, dafs die syntaktische Funktion der nichtverbalen Satzglieder sowohl ihre eigene Stellung als die des Verbums wesentlich beinflufst. Sie wirft auch ein deutliches Licht auf den Entwicklungsgang und die wirkenden Kräfte, die die Bewegung des Verbums vom Satzende nach dem Anfang zu veranlafst oder gefördert haben.

Der Vortrag, der demnächst an anderer Stelle im Druck erscheinen wird, ist die Einleitung zu einer ausführlichen Darstellung der Wortstellung des Beowulf entnommen, die der Verfasser vorbereitet.

4. Professor Köster (Leipzig): Die deutschen Daktylen.

Die aus drei Teilen zusammengesetzte Silbengruppe, welche in der deutschen Verskunst den antiken Daktylus zu ersetzen hat, gliedert sich metrisch in zwei durchaus voneinander verschiedene Arten: 1. den eigentlichen, 2. den unechten deutschen Daktylus. Sprachlich erkennbar sind diese Arten an der Beschaffenheit der Senkungssilben, durch die sich drei Gruppen von Silbenverbindungen erkennen lassen. A. Echte Daktylen hüpfenden leichten Charakters. Sie gliedern sich in drei Unterarten: 1) Wörter wie: Wissenschaft, rechtlos, Überzug, 2) Zusammenstellungen wie: in das Grab hinein. 3) wie: trennet sich, fürchte nicht. B. Unechte Daktylen, auch als Trochäen mit aufgelöster Senkung anzusehen, weit seltener als die Form A vorkommend, gliedert sich die letzte Gruppe in vier Verbindundgsweisen, vertreten durch die Beispiele: 1) „Waldvögel", „Thüringen"; 2) „hier will ich", 3) „sich in den", „scheu wie der", 4) „zart die Naturen", „heim zu gelangen". C. Alle Verbindungen von drei Silben ohne klare Abstufung der Senkungssilben; höchstens dafs einer Silbe künstlich das Übergewicht gegeben wird. Fünf Verbindungsweisen: 1) Wörter, die auf zwei unbetonte Silben ausgehen, wie: „rauschender"; 2) Wörter, in denen die ganze Senkung aus den beiden schweren Silben eines Doppelkompositums besteht, wie: „Menschlichkeit"; 3) alle Silbenverbindungen, die nach A und B gehören würden, aber zu schwere erste oder zu schwere zweite Senkungssilben haben, wie: „einsam mit", „Mitleid und"; 4) alle Silbenverbindungen, in denen die zweisilbige Senkung aus der tonlosen Endung des einen und dem unbetonten Präfix des andern besteht, wie: „Völkergebieter"; 5) alle Silbenverbindungen, bei denen die zweisilbige Senkung von zwei selbständigen Worten gebildet wird, wie: „löst sich das (Band)", „(woher) nehm ich die". Diese Verschiedenartigkeit rhythmischer

Formen bringt verschiedene rhythmische Wirkungen hervor. Überwiegt in einem Gedichte die Form A, so werden auch die unbestimmten Formen von C zu A gezogen, es ist also ein echt daktylisches Gedicht, das aber in seiner Wirkung dem antiken diametral entgegengesetzt ist. Überwiegt die Form B, so werden die Formen von C mit in B hineingezogen; ein solch trochäisches Gedicht mit häufiger Verdoppelung der Endsilben hat mehr feierlichen Charakter und entspricht am meisten in seiner Wirkung dem antiken Versmafs. Ein Vergleich des Versmafses von „Reinecke Fuchs“ und „Hermann und Dorothea“ zeigt den Unterschied der beiden Arten aufs klarste. Der Vortragende stellt als Ergebnis fest, dafs die deutsche Verskunst den antiken Hexameter in vollem Sinne nicht besitze; entweder bringe sie dessen äufsere Form oder seine innere Wirkung zum Ausdruck; den künstlerisch schönsten Ersatz für das antike Versmafs bieten Goethes Hexameter. Aufser für den Daktylus lassen sich auch für den Anapäst ähnliche Beobachtungen feststellen.

5. Privatdozent Dr. Kraus (Wien): Die Metrik des „Heiligen Georg“.

Der Vortragende entwickelte die Ergebnisse seiner eingehenden Untersuchung über das Gedicht vom h. Georg, sodann die neuen Gesichtspunkte, die er daraus für die metrische Interpretation mittelhochdeutscher Gedichte überhaupt gewonnen hat. Besonders betonte er die daraus abgeleitete Beobachtung, dafs erst das gründliche Verständnis der metrischen Form zu wahrem Eindringen in den Geist des Gedichtes führt. Erst auf Grund dieser Erkenntnis tritt klar vor Augen, wie die grofsen Dichter jener Blütezeit alle ihren eigenen Weg gingen, wie ein jeder seine Individualität den eigenen Schöpfungen aufprägte. Wolframs Verse fliefsen über von leidenschaftlicher Empfindung und Kraft, Gottfrieds Rhythmen fliefsen voll musikalischen Wohllauts dahin. Erst bei vollem Verständnis der metrischen Form können wir recht klar die Entwicklung überschauen, die einen Dichter wie Hartmann von der Aue von seinem Jugendgedichte Erek bis zum Iwein, dem Werke des fertigen Mannes, reifen liefs.

6. Professor Zwierzina (Freiburg i. d. S.): Der Strafsburger und Vorauer Alexander.

In der Frage über das Verhältnis der Strafsburger und Vorauer Überlieferung ist noch kein endgültiges Ergebnis erzielt, und auch der Vortragende bemerkt ausdrücklich, dafs er kein entscheidendes Wort zu sprechen vermöge, dafs ihm vielmehr bei der Behandlung des Gegenstandes ernste Bedenken gekommen seien, die ihn fast veranlafst hätten, seine Zusage zurückzuziehen. Indem er auf die 1885 von Willmanns ausgesprochene, der überlieferten Auffassung widersprechende und vielfach scharf bekämpfte Ansicht zurückgriff, erklärte er die Vorauer Fassung nicht als das Fragment eines alten Gedichtes, sondern als ein vollständiges aus dem Französischen übersetztes Gedicht Lamprechts, das mit dem Tode des von Alexander getöteten Darius schlofs. Die Strafsburger Fassung sei eine aus metrischen Rücksichten umgeformte und mit einer Fortsetzung versehene Neubildung des Lamprechtschen Gedichtes. Zu dieser steht der gleichfalls mit der Fortsetzung versehene Basler Alexander in Beziehung. Nach Ansicht des Vortragenden geht auch er auf das gleiche Original zurück wie der Vorauer, doch ergänzte der Verfasser den Schlufs aus der Strafsburger Be-

arbeitung. Untersuchungen über die Reimverhältnisse, bei denen sich u. a. ergab, dafs der Strafsburger Alexander die Reime vermische und unreine Bindungen habe, unterstützten diese Darlegung.

7. Oberlehrer Dr. Willy Scheel (Steglitz): Johann Freiherr zu Schwarzenberg in seiner Bedeutung für Sprache und Recht im ausgehenden 16. Jahrhundert.

Je weiter geistig produzierende Männer uns fernrücken, um so mehr tritt bei ihren Werken hervor, ob sie eigene Gedanken geben oder nur zusammenfassen, was auf Grund der Thätigkeit anderer Gestalt in ihnen gewonnen hat. Dieser Ausspruch, den Hermann Grimm noch jüngst that, bewahrheitet sich auch bei dem Freiherrn Johann zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg. Er erscheint als eine der vielseitigsten Persönlichkeiten des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Welche Bedeutung er in der religiösen Flugschriftenlitteratur der Reformationszeit gehabt hat, wie er durch Wort und Bild moralisch auf seine Zeit zu wirken trachtete, wie er als Verdeutscher fremder Werke in die Reihen der besten Übersetzer jener Tage eintritt, wie er als Politiker in hochbedeutenden Stellungen, einige Zeit als Obmann des Reichsregiments thätig ist, — dies zu schildern ist Sache einer Lebensbeschreibung, die der Vortragende vorbereitet. Auf Grund des bei dieser Gelegenheit von ihm neugefundenen Materials führte derselbe genauer aus, welche Wichtigkeit Johann zu Schwarzenberg in der Geschichte der Entwicklung deutscher Sprache und deutschen Rechtes für seine Zeit gehabt hat.

Es sind 25 Jahr her, seitdem Heinrich Rückert mit seiner Geschichte der nhd. Schriftsprache hervortrat, und trotzdem sind wir heute mehr denn je von einer umfassenden Kenntnis jenes weit ausgreifenden Sprachvorganges entfernt, den man nicht mit Unrecht der Herausbildung des Germ. aus der Ursprache an die Seite gesetzt hat. Der Grund hierfür liegt einesteils in der einseitigen Hervorkehrung des Einflusses von Martin Luther, der nicht im Beginne, sondern auf dem Höhepunkte der Entwicklung zum Nhd. steht, anderseits darin, dafs bisher nur wenige Anläufe gemacht sind, die verschiedenen Kanzleisprachen Deutschlands und ihren tausendfältigen gegenseitigen Schriftenaustausch in seiner Entwicklung zu untersuchen. Auf dem heimatlichen Grunde der Kanzlei erhebt sich nicht nur in Kursachsen, sondern auch an anderen Stellen deutschen Sprachgebietes eine Art lokaler Schriftstellerei, die je nach der Bedeutung der schriftstellerischen Persönlichkeiten einen mehr oder minder weitgreifenden, über die Grenzen des Einzelterritoriums gehenden Einflufs erlangt. Ein solches Bild erhalten wir in Bamberg, wo Schwarzenberg im Jahre 1507 seine Bambergische Halsgerichtsordnung bei Johann Pfeil in einer von der damaligen bambergischen Kanzleisprache fast nicht unterschiedenen Sprache erscheinen läfst. Weitere Bedeutung erhält dieses Sprachdenkmal dadurch, dafs es einerseits als Brandenburgische Halsgerichtsordnung 1516 bei Jobst Gutknecht in Nürnberg mit ganz geringen Änderungen in den Titulaturen u. s. w. im Druck herauskommt, anderseits mit erweitertem Titel erst von Johann und dann von Ivo Schöffer in Mainz in zahlreichen Nachdrucken in einer den offiziellen Schöfferschen Publikationen angeglichenen Orthographie verbreitet wird. Solche Nachdrucke erscheinen 1508 (8 Ausgaben), 1510, 1531, 1538, 1543, bis endlich im Jahre 1580 eine zweite Redaktion erscheint, die bis 1738

neu gedruckt wird. Aus der Bambergensis entstand sodann über mehrere Entwürfe von Worms, Nürnberg, Speyer, Augsburg, Regensburg 1532 die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V., in vielen Punkten zwar inhaltlich geändert, im Grundstock jedoch auf dem Schwarzenbergischen Texte beruhend, die ihrerseits wieder in zahlreichen Drucken verbreitet wurde.

Diese füllhornartig ausstrahlende Menge von Drucken bietet uns, ersichtlich bereits vor Luther beginnend, eine Art süddeutscher Reichssprache und ist in den Gerichten besonders Süddeutschlands fast bis in die Zeit Goethes hinein gelesen worden.

In derselben Zeit, als sich die nhd. Schriftsprache über die Dialekte hinaushob, that auch das Recht einen ähnlichen Schritt. In der Bambergensis faſste Schwarzenberg zum ersten Male maſsgebend die verschiedenen Rechtsauffassungen seiner Zeit, deutsches Gewohnheitsrecht und römisches Recht in den Lehren der italienischen Praktiker, zu einem einheitlichen Ganzen zusammen. Gewiſs hat er bei dieser seiner juristischen Schriftstellerei Mitarbeiter unter seinen gelehrten Freunden in Bamberg gehabt und hat sich Stellen aus dem Corpus juris und den Italienern ebenso übersetzen lassen, wie er auf Grund der Vorarbeiten seines Kaplans Neuber u. a. mit Hilfe Ulrichs von Hutten den Cicero verdeutschte. Das kann aber seinem Werke die Bedeutung nicht rauben. Ihm gehört im prozessualen Teile der Bambergensis die prinzipielle Trennung des Anklage- und Untersuchungsverfahrens und ihre Durchführung in allen Einzelheiten gegenüber allen früheren miſslungenen Versuchen, ihm gehört besonders die genaue Erörterung der Indicienlehre, die uns noch heute höchste Bewunderung abnötigt, wenn er auch freilich im einzelnen und zwar mit staunenswertem Scharfblick das in seinen Quellen Gebotene verwertete.

Auch im strafrechtlichen Teile der Bambergensis hat Schwarzenberg nachweislich besonders italienische Quellen benutzt, doch wird es sich hier durch genauere Betrachtung des Einzelnen nachweisen lassen, daſs deutschrechtliche Materien in gröſserer Menge verwertet sind, als man bisher annahm. Der Schwerpunkt bei der Bewertung dieses Teiles liegt erstlich in der Feststellung des Verhältnisses zwischen deutschem und kaiserlichem gemeinem Recht und anderseits in der lange Zeit unübertroffenen Beschreibung des Thatbestandes der einzelnen Verbrechen.

Aus der Bambergensis tritt uns die Figur Schwarzenbergs als eines strengen, aber gerechten Richters entgegen, eines Mannes, dessen Einfluſs sich auch die Groſsen jener Zeit nicht haben entziehen können. So schrieb Luther noch lange nach Schwarzenbergs Tode, als er geeignete Männer für ein deutsches Konzilium suchte:

„Man müſste aus allen Landen fördern die recht gründlich gelehrten Leute in der Schrift, darunter etliche von weltlichem Stande, die auch verständig und treuherzig wären, als wenn Herr Hans von Schwarzenberg noch lebete, dem wüſste man zu vertrauen!"

VI. Neuere Sprachen.

1. Dr. Urtel (Hamburg): Einige Fragen aus dem Gebiete der lothringischen Dialekte.

Syntax und Wortlehre der lothringischen Dialekte sind noch wenig zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden, insbe-

sondere steht die Frage über den Einflufs des Deutschen noch in ihren Anfängen. Redner begrenzte und charakterisierte zunächst ein Sprachgebiet, in dem Monophthonge vorherrschen — zwischen Rumbachthal, Markirch und Schnierlach —, und verfolgte seinen Verlauf nach Frankreich hinein. An zweiter Stelle besprach Redner die Voranstellung der attributiven Adjektive im Lothringischen, das ähnlich wie das Wallonische dazu Neigung habe. Sie erfolge aber nicht durchgängig; denn Perfektpartizip auch Präsenspartizip und Adjektive auf osus und abilis stehen nach. Den Grund sieht der Vortragende nicht in dem Einflufs des Deutschen, leitete ihn vielmehr aus der eigenen Sprachentwicklung jener Dialekte ab. Bei dem Lothringer bestehe Aperzipienz der sinnfälligen Eigenschaften, das vorangestellte Adjektiv werde als immanente Eigenschaft angesehen.

2. Dr. Wechssler (Marburg): Frauendienst und Vassalität.

Das gegenseitige Treuverhältnis der Vassalität, in dem Herr und Mannen einen freiwilligen Vertrag schliefsen, ist von den mittelalterlichen Troubadours in ihren Minneliedern auf das Liebesverhältnis zwischen Mann und Weib übertragen worden. Die Liebe ward dem Lehnsverhältnis, die Liebesgunst dem Lehen gleichgestellt, und da auch die einzelnen für das rechtliche Verhältnis üblichen Ausdrücke für das Erotische durchweg angewandt wurden, so ergab sich häufig ein Doppelsinn. Dadurch wird es oft schwierig, die Frage zu entscheiden, ob der Dichter der Geliebte oder Vassall oder beides war.

3. Professor Dr. Pirson (Erlangen): Bemerkungen zu dem Casseler Glossar.

Der Vortragende betont, der Charakter des Glossars sei nicht so sehr romanisch, als man bisher meist geglaubt. Er hält ihn für das Werk eines deutschen Abschreibers, der mechanisch gearbeitet habe, ohne den logischen Zusammenhang zu berücksichtigen.

4. Proffessor Dr. Horning (Strafsburg): Zur Behandlung der Proparoxytona in den Mundarten der Vogesen.

Der Vortragende suchte die vom Francischen abweichenden vogesischen téve (lat. tepidus, frz. tiède) und malève (frz. malade. aus malehabitus) zu erklären, in denen die Synkope des i nicht stattgefunden hat. In einer anderen Gruppe von Wörtern auf -ico, -ica scheine ebenfalls die Synkope unterblieben zu sein, wie in mène (lat. manicum, frz. manche), piéte (lat. eperticum, frz. perche), ţšame (lat. camita, frz. jante).

5. Professor Dr. Suchier (Halle): Über die akademische Vorbildung unserer fremdsprachlichen Lehrer

Es sei wünschenswert, dafs neben Ordinarius und Lektor ein Extraordinarius angestellt werde, der sich mit dem Gesamtgebiete der romanischen Litteratur und Sprache befafst. Bezüglich der Vorbildung der Studierenden hält der Vortagende an der Forderung fest, dafs darin das Latein nicht fehlen dürfe. Seine Ausführungen wurden sehr beifällig aufgenommen; nach lebhafter Diskussion nahmen die anwesenden Mitglieder der beiden neusprachlichen Sektionen — ungefähr 60 an der Zahl — folgende Resolution einstimmig an, die den verschiedenen Regierungen zu übermitteln sei:

„Die vereinigte romanische und englische Sektion der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Strafsburg erachtet die Beibehaltung des Lateinischen als Vorbedingung für das akademische Studium

der neueren Sprachen für unerläfslich, und sie hält es für nötig, dafs die Kenntnis der lateinischen Sprache im Umfange der Anforderungen des Gymnasiums oder Realgymnasiums schon auf der Schule abgeschlossen wird".

6. Oberlehrer Dr. Ehrismann (Strafsburg) brachte eine Resolution ein, wonach die im französischen Ministerialerlasse vom 26. Februar 1901 verfügten Reformen betreffend die neue französische Rechtschreibung und Satzlehre den deutschen Regierungen zur Einführung empfohlen werden sollte. Die Versammlung stand der Resolution günstig gegenüber, fafste aber keinen endgültigen Beschlufs über dieselbe, da die Regierungen bereits in dieser Sache angegangen worden seien.

7. Professor Schröer (Freiburg i. B.): Prinzipien der Shakespearekritik.

In der Shakespeareforschung ist im 18. Jahrhundert ein dogmatisches, im 19. ein historisches Prinzip hervorgetreten. Aufgabe der philologischen Kritik ist es, zunächst eine möglichst objektive Wiedergabe des Textes, den Sh. geschrieben hat, zu liefern, nicht aber einen solchen, wie ihn nach der persönlichen Meinung besonders kluger Forscher Sh. hätte schreiben müssen. Nach dieser Richtung geht man in England selbst noch heute zu weit, da das Volk den Dichter noch als einen integrierenden Teil seiner geistigen Bildung ansieht und daher Fremdartiges im Texte nach neuen modernen Anschauungen ändert. Dem gegenüber habe die historische Forschung auf die Bedeutung der Worte und Wendungen zu des Dichters Zeit hinzuweisen, wobei eine kritische Feststellung der sprachlichen Unterschiede der einzelnen Perioden (1560, 1580, 1600) stattfinden müsse. Ist der Text soweit festgelegt und erklärt, dafs ihn der Laie geniefsen kann, so habe der Philologe seine Arbeit gethan, die Litteraturkritik beginnt dann ihre Aufgabe. Auch im 18. Jahrhundert trat sie hervor, indem sie die litterarischen Schätze der Vergangenheit der zeitgenössischen Produktion nutzbar machen wollte, dort legte sie sich in dogmatischem Vorurteil die Bedeutung der litterarischen Gröfsen nach eignen Bedürfnissen zurecht. Vorurteilsfrei tritt erst die historische Richtung des 19. Jahrhunderts an ihre Aufgabe heran, indem sie fragt nach der Zahl der echten Dramen, ihrer Entstehungszeit uud -ursache, ihren Quellen. Freilich produktiv wirkte diese Richtung nicht. Man kann dies damit erklären, dafs die reine Wissenschaft nichts mit den litterarischen Neigungen des Volkes zu thun habe. Aber ist nicht die Kunst- und Musikkritik des 19. Jahrhunderts von starkem konstruktivem Einflufs gewesen?

Den Vortragenden befriedigt auch auf dem Gebiete der Litteratur die rein kritische Richtung nicht, da ihr das konstruktive Element fehle. Dieses müsse hinzutreten durch die Erforschung der gesamten dichterischen Persönlichkeit, wie sie sich aus den Charakteren und Typen ihrer Werke ergebe. An Beispielen aus Hamlet, Othello, Wie es euch gefällt thut er dar, wie sich aus dem innern Zusammenhang der Charaktere in verschiedenen Werken des gleichen Dichters dessen aesthetische und ethische Weltanschauung entwickeln läfst. Die Charakteranalyse ist ihm, wenn objektiv behandelt, sehr wertvoll für die konstruktive Kritik. Die litterarhistorische Kritik des 20. Jahrhunderts möge sich also nicht auf die rein historische Seite, die im 19. Jahrhundert hervortrat, beschränken, sondern sich, aber ohne Vorurteile, auch wieder an die dogmatische Kritik wagen.

8. Professor Hoops (Heidelberg): Die forstliche Flora Altenglands.

Der heute zwischen deutscher und britischer Landschaft auffällig hervortretende Unterschied in der Bewaldung ist zu Ungunsten der letztern erst in neuerer Zeit entschieden worden. Ursprünglich, auch noch in der Zeit der Angelsachsen, war der Boden Altenglands wie der Germaniens mit Urwäldern gemischten Bestandes besetzt. Der Charakter dieser Waldflora war nicht wesentlich verschieden von der jetzigen. Als vornehmste charakteristische Baumgattung ist die Eiche anzusehen, während die Buche zu Cäsars Zeit noch fehlt und wohl erst mit den Angelsachsen eingedrungen ist, ohne jemals zum Waldbaum zu werden. Von Ahornarten ist nur acer campestre L, Feldahorn in England einheimisch; der Buchsbaum ward in römischer, der Krautholluuder in angelsächsischer Zeit eingeführt. Auffällig ist der Mangel einheimischer Coniferenarten. Von den Nadelhölzern sind Kiefer, Erle, Wachholder zwar auf den britischen Inseln zuhause, wie ihre altgermanischen volkstümlichen Bezeichnungen beweisen, doch treten sie frühzeitig zurück. Dadurch wird nicht nur der Gesamtcharakter der englischen Landschaft beeinflufst, auch die unbedeutende Rolle, welche die Nadelhölzer in der englischen Poesie spielen, hängt damit zusammen.

9. Professor Koeppel (Strafsburg): Byrons Astarte.

Die Manfredforschung hat sich bisher hauptsächlich mit dem Titelhelden befafst, während sie an dem schönen Schatten der Astarte vorüberglitt. Byrons Andeutungen über Astartens Beziehungen zu Manfred erwecken zweifellos den Gedanken an eine sündhafte Geschwisterliebe. Schon in Fords Drama „Tis pity she's a Whore" geht das sündige Paar an seiner Leidenschaft zu grunde. Wahrscheinlich war ihm, da er als Verbannter in Frankreich weilte, eine französische Jncestgeschichte bekannt geworden. Aus Frankreich stammt auch das Paar, durch das sich der Vortragende an Manfred und Astarte erinnert fühlt. Es ist ein Geschwisterpaar aus einer „René" betitelten Geschichte in Chateaubriands „Le génie du Christianisme" an das sich warnend ein Cleriker wendet. Wie René der Vorläufer Manfreds, ist der Priester vorbildlich für den Abt Moritz, der im letzten Akt der Tragödie den Helden tadelt. Beide, René wie Manfred, erfahren das Furchtbare in einer geheimnisvollen Stunde; auch in Bezug auf die Örtlichkeit fehlt es nicht an Beziehungen, wenn auch das französische Schlofs, in dem sich das Schicksal Renés vollzieht, im Manfred zu einer mittelalterlichen Bergfeste geworden ist.

VII. Indogermanisches.

Professor Leumann (Strafsburg):

1. Über die Herkunft der vierten Präsensklasse des Sanskrit. Der Vortragende zeigt, dafs die ältesten Participia perfecti der genannten Klasse nicht auf ta, sondern auf ita gebildet sind (Kup-ità etc.; lat. cupidus etc.), was darauf hindeutet, dafs die Praesentia (Kupyati etc., lat. cupio etc.) als Denominativa auf i-Stämme zurückgehen Kupi-i-tá etc.).

2. Über eine indische Satire. Vermutlich die einzige bisher in der indischen Litteratur zu Tage getretene Satire — höchstens der Dhūrtasamāgama wäre noch zu nennen — ist Haribhadra's Dhūrtākhyāna, eine in Prākrit-Strophen (Gāthās) verfafste Schrift, die vorläufig blofs in ein paar

der indischen Regierung gehörenden Handschriften zugänglich ist. Der Verfasser macht darin die Fiktionen der brahmanischen Epen (Mahābhārata und Rāmāyana) und der Purānen lächerlich. Das ganze hat er in fünf Teile geteilt, jedenfalls in Nachahmung des Pancatantra, das auch Pancākhyāna heifsen könnte und bei den Buddhisten den Titel Tantrākhyāna führt.

VIII. Mathematik.

Professor Neuberg (Lüttich): Zur modernen Dreiecksgeometrie. (Vorgelesen von Professor Simon).

Nach einleitenden Bemerkungen über die Dreiecksgeometrie als Vermittlerin zwischen der elementaren und höheren Geometrie, in welcher alle Methoden der letzteren, Projektivität, Verwandtschaft höherer Ordnung, Dualitätsprinzip u. s. w. hervortreten, ging der Vortrag auf die Grundaufgaben ein. Er zeigte den Ursprung der Möbiusschen barycentrischen bezw. der homogenen Dreieckskoordinaten aus der einfachen Aufgabe, von einem Punkt M aus ein Dreieck nach vorgeschriebenen Verhältnissen zu teilen. Indem M auch aufsen angenommen wird, entspringt ein System von vier konjugierten Punkten, und es werden sofort die harmonischen Eigenschaften des vollständigen Vierecks und Vierseits, sowie die Sätze des Menelaos und Ceva aufgedeckt. Die Dualität und die einfachste quadratische Verwandtschaft, die Steinersche, treten hervor. Indem dann die verwandte Aufgabe gelöst wird: Einen Punkt zu finden, dessen Abstände von drei festen Punkten gegebene Verhältnisse haben, treten die Apollonischen Kreise auf, die Lehre vom Kreisbüschel und der Radicalaxe gliedert sich einfach an, der Gaufssche Satz vom Viereck, der Kuhlsche werden erhalten. Es wurden dann als spezieller Fall die eigentlichen Apollonischen Kreise des Dreiecks hervorgehoben und die Eigenschaften der Schnittpunkte und ihrer Diagonalen skizziert.

2. Professor Reye (Strafsburg): Über bemerkenswerte Gebilde von Punkten, Geraden und Ebenen, die sich durch die Regelmäfsigkeit der Anordnung ihrer Elemente auszeichnen. (Er hat sie „Configurationen" genannt).

Eine Configuration (Cf.) in der Ebene besteht aus n Punkten und n Geraden in solcher Lage, dafs jede der n Geraden i von den n Punkten enthält und durch jeden der n Punkte i von den n Geraden gehen. Eine räumliche Cf. besteht aus n Punkten und n Ebenen in solcher Lage, dafs jede der Ebenen durch i der n Punkte geht und umgekehrt; sie wird genauer mit (n_i, g_k) bezeichnet, wenn zu ihr noch g Geraden gehören, in denen je k der n Punkte liegen und in denen sich je k der n Ebenen schneiden.

Das Problem von Möbius: Zwei Tetraëder zu konstruieren, von denen jedes dem andern eingeschrieben, führt zu verschiedenartigen Cf. Vier beliebige Kugeln bestimmen eine Cf. $(12_6, 16_3)$, deren Punkte und Geraden die 12 Ähnlichkeitspunkte und 16 Ähnlichkeitsaxen der vier Kugeln sind und deren 12 Ebenen aus den vier Centralebenen der Kugeln bestehen.

Berühmt ist Cf. $(16_6, 120_2)$ der 16 Knotenpunkte und 16 singulären Berührungsebenen einer Kummerschen Fläche vierter Ordnung und siebenter Klasse; ihre 16 Punkte liegen zu je sechs auf 16 Kegelschnitten, längs deren die Flächen von ihren 16 regulären Ebenen berührt wird.

Die 15 Potenzebenen, 20 Potenzaxen und 15 Potenzpunkte, welche sechs Kugeln zu je zwei, drei und vier bestimmen, bilden eine Cf. (15_6, 20_3); diese ist sich selbst polar bezüglich einer Fläche 2. Ordnung und bestimmt u. a. eine allgemeine kubische Fläche und eine spezielle Fläche 4. Ordnung.

Auch die regulären Körper führen zu räumlichen Configurationen; so bilden die 12 Eckpunkte und 30 Kanten eines regulären Ikosaëders mit den 12 Diagonalebenen, in denen je fünf Kanten liegen, eine Cf. (12_5, 30_2). Diese läfst sich ebenso einfach aus dem regulären Dodekaëder ableiten und wird durch eines der regulären Polyëder Keplers dargestellt.

Einige der besprochenen Configurationen wurden an Modellen des mathematischen Seminars demonstriert, darunter die Kummersche Fläche.

3. Professor Dr. Gerland (Strafsburg): Erläuterung der Einrichtung der Kaiserlichen Hauptstation für Erdbebenforschung.

Redner macht gegen die Ansicht, welche namentlich Ed. Süfs vertreten hat, dafs die Seismicität von der Zusammenziehung der Erde infolge von Abkühlung herrühre, seine Ansicht geltend, dafs sie vom veränderlichen Druck, unter dem das gasförmige Innere stehe, herrühre. Er wies darauf hin, dafs da, wo Druck und Schwere stattfanden, wie unter den Faltengebirgen und den beiden grofsen Bruchzonen der Erde, der ostwestlichen (Antillenmeere, Azoren, Mittelmeer, Südküste von Asien, malayische Archipel) und der nordsüdlichen (West-, Nord- und Ostküste des Pacific), dafs da, ebenso wie bei den vereinzelten Bruchzonen, Erdbeben häufig sind. Die Erdbeben, die trachyseismischen Bewegungen sind an den Küsten mit pacifischem Typus häufig, höchst selten an denen mit atlantischem. Dort tritt eine andere Art der Bewegung, die wir brachyseismische nennen und die in sehr allmählichen Hebungen und Senkungen der Küste besteht, ganz vorherrschend auf. Diese Niveauschwankungen sind die Folge von Wechselwirkungen der zertrümmerten elastischen Erdrinde und des infolge seiner gasigen Beschaffenheit gleichfalls beweglichen Erdinnern. Andere brachyseismische Bewegungen werden durch Anziehung des Mondes (die Körperfluten der Erde) wohl auch der Sonne und ferner durch die Sonnenwärme, die tägliche sowohl wie die jährliche, hervorgerufen.

Aufser diesen Verschiedenheiten sind dann noch die makro- und mikroseismischen Bewegungen zu unterscheiden. Erstere sind direkt fühlbare Stöfse und Erschütterungen, wie sie von Erdbeben in der epicentralen Gegend hervorgerufen werden, letztere nur durch Instrumente, also in Vergröfserung zu beobachten. Da sich eine geographische Wissenschaft nur auf Geophysik aufbaut und das Studium der Erdbeben so recht in das Centrum der Physik und Dynamik des Erdinnern hineinführt, wurde infolge von Anregung auf den internationalen Geographenkongressen zu London 1895 und zu Berlin 1899 in Strafsburg die Kaiserliche Hauptstation für Erdbebenforschung gegründet. Dem Institut liegt eine internationale, eine nationale und eine lokale Arbeit ob. Vom Reich und dem Reichsland gemeinsam gegründet, hat es ein besonders sorgfältig gebautes Observatorium und darin eine grofse Anzahl von Beobachtungsinstrumenten in fortwährender Thätigkeit. Diese Instrumente sind a) Leichtpendel und zwar 1. photographisch registrierende Horizontalpendel (System Plebeur-Ehlert), zwei Instrumente mit verschiedener Vergrösserung der Aufzeichnung, 2. das weitverbreitete Pendel von John Milne, 3. das

Unifilargravometer von Schmidt für Vertikalbewegung; b) Schwerpendel 1. das Vicentinische für Horizontal- und Vertikalschwingungen, 2. mehrere konische nach dem System Grablitz, jedes mit doppelter Komponente, welche alle graphisch aufzeichnen.

Redner zeigte viele Abbildungen der Instrumente und Photogramme auch von denen des Milne-Pendels. Nach dem Vortrage führte er die Sektion persönlich im Observatorium herum und erläuterte vieles an Ort und Stelle.

4. Professor Natorp (Marburg): Über die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Mathematik.

Redner gab erst kurzen Bericht über seine in zwei Abhandlungen bereits begonnenen Bemühungen, zur letzten Grundlage der Mathematik vorzudringen. Er ging aus von der Setzung der einfachen Relation (1 gegen 0), durch deren identische Wiederholung (so dafs allemal das Endglied zum Ausgangsglied wird), eine beliebig fortschreitende Reihe entsteht. An dieser erweise sich als zwei untrennbare, aber begrifflich verschiedene Arten der Vergleichung von Paaren beliebiger Glieder der Abstand (die Zahl der Schritte, durch die man vom einen zum andern und umgekehrt gelangt) und die Richtung (die beiden einander ausschliefsenden Relationsarten 1 gegen 0, 0 gegen 1, welche vom Abstand unabhängig durch die ganze Reihe unverändert wiederkehren). Die so konstruierte Grundreihe ist gerade in dem absoluten euklidischen Sinn, dafs durch Anfangs- und Endglied der Weg als einziger bestimmt ist. Die Reihe ist somit unendlich, ein Zurücklaufen in sich selbst wäre nur möglich durch Änderung der Richtung. Zugrunde zu legen ist aber die ungeänderte. Die Ableitung der Rechnungsarten unter Zugrundelegung des Verhältnisbegriffs: Stellverhältnis (metrisches Verhältnis) wird angedeutet, die Schwierigkeit der Ableitung des Irrationalen und Stetigen berührt, dann hauptsächlich eine Ableitung der Dimensionen als Reihen von Reihen, Reihen von Reihen von Reihen ... versucht, auf welcher Grundlage dann das System der von einem Punkt aus in stetigem Zusammenhang möglichen Richtungen durch Teilung der einfachen Relation der beiden Grundrichtungen 0 gegen 1, 1 gegen 0, entsprechend den Einheitswurzeln sich entwickeln läfst. In dieser Konstruktion sind die mathematischen Gesetze der reellen und komplexen Zahl, der Zeit und des Raumes gleichermafsen gegeben, die sich in der That nicht in blofs mathematischen Eigenschaften, sondern lediglich in der Art der Beziehung auf Existenz unterscheiden. Hinsichtlich der Dimensionenzahl ergiebt die Deduktion, dafs drei Dimensionen notwendig und hinreichend sind, um einen stetigen Zusammenhang der Richtungen herzustellen. So ergiebt sich, obwohl die Einzigkeit des Raumes nicht aus mathematischen Gründen, sondern aus dem Begriff der Existenz gefordert ist, doch ein mathematischer Grund dafür, dafs der Raum, wenn als einzig, mit drei Dimensionen und zwar der Ableitung zufolge euklidisch zu konstruieren ist.

5. Direktor Dr. Treutlein (Karlsruhe): Über den mathematischen Unterricht im Reformgymnasium.

Der Vortragende kennzeichnet kurz die Grundgedanken im Aufbau des Reformgymnasiums, erwähnt dann die dagegen erhobenen Einwände und geht ausführlicher ein auf den von mathematischer Seite, von Prof. Simon in der Vorrede zu dessen Buch „Euclid“ erfolgten Angriff: Durch den Betrieb des mathematischen Unterrichts auf dem Reformgymnasium werde bei den Schülern

Ekel erzeugt, es werde ihnen der ohnehin schwerverdauliche Stoff in zu reicher Fülle zugeführt, die Zahl der Wochenstunden für Mathematik sei zu klein oder zu grofs. Der Redner widerlegt auf Grund von Schulbeobachtungen diese Einwände und erweist sie zum Teil als ungerechtfertigte Verallgemeinerungen des Frankfurter Lehrplans. Er giebt dann die Umrisse des Lehrplans, wie er für den mathematischen Unterricht höherer Schulen, insbesondere der deutschen Gymnasien gelten sollte, und fordert unter anderem einen dreijährigen propädeutischen Unterricht.

In der Diskussion bemerkt Herr Simon (Strafsburg), dafs der Lehrplan des Frankfurter Reformgymnasiums mit seinen drei Stunden Mathematik in Prima einen grofsen Mangel von Verständnis für das Fach bekunde und weist auf die Kritik von Prof. Vogt in Breslau hin. Herr Treutlein erwidert, dafs in Karlsruhe und am Leibniz-Reformgymnasium in Hannover dieser Fehler des Frankfurter Lehrplans beseitigt worden sei.

Herr Schwering (Köln) betont, dafs der Mathematiker vor allem Mathematik zu lehren habe, und erinnert an die Methodik von Max Simon in Baumeisters Handbuch und die dort erwähnte berühmte Exnersche Instruktion zum österreichischen Lehrplan.

6. Gymnasialdirektor Dr. Schwering (Köln): Zur Methodik des mathematischen Unterrichts am Gymnasium.

Redner betont, dafs die Anhänger der reinen Nützlichkeit auch bei den Mathematikern starken Eindruck gemacht haben. Er meine nicht gerade die Bestrebungen, den Inhalt unserer mathematischen Lehrvorträge mit den Anforderungen des heutigen vielgestaltigen Lebens in nähere Beziehung zu bringen, diese Bestrebungen hätten viel Berechtigtes. Aber er meine, über all der Physik, Chemie, Feldmesserei u. s. w. dürften wir nicht vergessen, dafs wir Mathematiker sind. Redner betont den Reiz und die erzieherische Wirkung, den die Lösung geometrischer Aufgaben für den Schüler hat, und hebt einige Beispiele hervor, wobei er auf das Tetraëder als eine wahre Quelle von Aufgaben hinweist.

Die Arithmetik besitzt als Wissenschaft einen völlig anderen Charakter als die Geometrie. Sie braucht nur den Begriff des Zählens, nur das Zahlwort und die Unabhängigkeit der Anzahl von der Art der Zählung, um alle ihre Gesetze zu entwickeln. Die Erweiterung des Zahlbegriffs durch negative und komplexe Zahlen ist an das Beharrungsgesetz anzuknüpfen, doch könnte nichts verfehlter sein als mit diesen Dingen in ihrer ganzen Gedankentiefe unreifen Knaben den Kopf zu verwirren. Hier ist Kürze unentbehrlich. Redner empfiehlt dann neben den Textgleichungen auch fertig gegebene mit mehreren Unbekannten, welche besonders durch die Probe psychisch bildend wirken. Er kommt dann auf die Reihen und die Zahlentheorie.

Die Trigonometrie, in der Arithmethik und Geometrie sich die Hände reichen, pflegt die Schüler von allen Gebieten am meisten anzusprechen. Redner empfiehlt möglichst baldige Anwendung auf Dreiecksauflösung, er selbst beginnt mit der Heronischen (Inhalts-) Formel.

Die unerbittliche Konsequenz unserer Wissenschaft hat sie von jeher zum Gegenstand des Neides gemacht; aber die philosophischen Streitfragen über die Grundlagen bezw. über die Definition der Grundgebilde gehören nicht in die Schule, am wenigsten vor das Forum des Quartaners und Tertianers.

X. Bibliothekswesen.

1. Custos Dr. Fritzsche (Giefsen): Über das litterarisch Wertvolle vom Standpunkt des Bibliothekars.

Der Vortragende betonte, dafs nicht jede Bibliothek die Aufgabe haben könne, alle Druckerzeugnisse aufzubewahren, und schlug daher die Begründung einer allgemeinen Sammelstelle vor, an welche die einzelnen Bibliotheken überflüssige Geschenke zur Verteilung an solche Stellen, wo sie besser am Platze wären, einzusenden hätten. Der Vortrag wird in dem Centralblatt für das Bibliothekwesen zum Abdruck gelangen.

In der Debatte erklärte Herr Dziatzko (Göttingen) den Vorschlag des Redners für sehr beachtenswert. Es werde im Falle, dafs eine derartige Centralstelle zustande komme, leicht sein, sich mit den Geschenkgebern zu vereinbaren.

2. Bibliothekar Professor Milchsack (Wolfenbüttel): Über die Ästhetik des Buchdrucks (unter Vorzeigung von Drucken und Photographieen).

Redner behandelte die Entwickelung der Haupttypenarten in den ersten Zeiten des Bücherdrucks und wies dabei auf den Zusammenhang zwischen der Praxis des ersten Druckes und der mittelalterlichen Schreiber hin. Aus den Einzelausführungen sei hier der zum ersten Mal erbrachte Nachweis hervorgehoben, dafs in Strafsburg von Dürers „Unterweisung der Messung" von Wolf Köpfel zwei Bücher in der bis auf unsere Tage herrschenden Frakturschrift gedruckt worden sind. Gegen die in neuerer Zeit von England ausgehende Bestrebung, eine neue Bücherausstattung herbeizuführen, verhielt sich der Vortragende ablehnend.

3. Geheimrat Dziatzko (Göttingen): Über die Göttinger Bibliothek in westfälischer Zeit.

Die Geschichte der Göttinger Bibliothek wurde auf Grund eingehender Quellenuntersuchung dargestellt, wobei sich ergiebt, dafs König Jerôme mehr Fürsorge für die Anstalt bewiesen hat, als man an sich annehmen sollte.

4. Dr. Freimann (Frankfurt a. M.): Über hebräische Inkunabeln.

Nach seinen Ausführungen giebt es etwa 100 hebräische Wiegendrucke, davon 21 nur einmal vorkommen. Conat in Mantua und Toledano in Lissabon waren die hervorragendsten Drucker, aufserdem entstanden in 14 Städten Italiens und der Pyrenäenhalbinsel hebräische Inkunabeln. Der Vortragende verbeitete sich dann noch über die Technik und Ausstattung dieser Druckwerke.

5. Bibliothekar Dr. Marckwald (Strafsburg): Über die Geschichte der Strafsburger Bibliothek.

In dem Vortrag, der die Besichtigung der Bibliothek einleitete, wurde zuerst die Eröffnung der grofsen öffentlichen Bibliothek zu Strafsburg am 31. Oktober 1772 berührt. Sie ging aus der Vereinigung der alten Stiftsbibliothek und der Büchersammlung J. D. Schöpflins hervor. Als erste öffentliche Bibliothek ist aber die vom Stättemeister Jakob Sturm von Sturmeck 1531 begründete zu betrachten, die, durch Schenkungen vermehrt, seit 1621 die Bibliothek der damals errichteten Universität wurde und in den folgenden Jahrhunderten die Hinterlassenschaft zahlreicher Strafsburger Gelehrten in sich aufnahm. Neben ihr bestand die aus der Schöpflinschen Sammlung hervorgegangene Stadtbibliothek. Der gesamte Bücherschatz, über den Strafsburg

in diesen beiden Bibliotheken verfügte, belief sich im Jahre 1870 auf etwa 400 000 Bände und 4000 Handschriften, darunter der hortus deliciarum der Herrad von Landsberg und die Collectio Wenckeriana, eine einzigartige Sammlung von ungefähr 18 000 Flugschriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Die grausame Kriegsfackel zerstörte diese wertvollen Bestände, als in der Nacht vom 24. auf 25. August 1870 das zur Aufbewahrung dienende Gebäude, der Chor der neuen Kirche in Strafsburg, durch die Beschiefsung der deutschen Truppen in Brand gesteckt und bis auf die Mauern eingeäschert wurde. Redner verwies auf die neuerdings von E. v. Borries gegebene Behandlung der an dieses Ereignis sich anschliefsenden Kontroverse; dadurch werde wahrscheinlich gemacht, dafs die Beschiefsung nicht, wie von französischer Seite behauptet wird, eine von dem deutschen Oberkommandierenden beabsichtigte Mafsregel gewesen, sondern durch die den Batteriechefs vorliegenden ungenauen Stadtpläne veranlafst worden sei, auf denen das Bibliotheksgebäude die Bezeichnung „Hotel de ville“ trug. An Stelle der verbrannten Bibliothek trat, zuerst von dem nachmaligen Oberbibliothekar Dr. Barack angeregt, die heutige kaiserliche Landes- und Universitätsbibliothek, die jetzt über 78 000 Bände birgt.

6. Dr. Eichler (Graz): Über eine Quellensammlung zur Geschichte des Bibliothekwesens.

Eine Sammlung der litterarischen Zeugnisse über das Zustandekommen oder Vorhandensein von Büchersammlungen sei wertvoll für die Erkenntnis der Entwickelung des geistigen Lebens. Man habe sich dabei allerdings nicht mit den die Bücher und damit Bildungsmittel Erzeugenden, d. h. den Schriftstellern, sondern mit denen zu befassen, welche diese Bildungswerte suchten. Die Art dieses Suchens spiegelt sich vor allem in den Verzeichnissen der öffentlichen und privaten Büchersammlungen wieder, dazu kämen die Zeugnisse, aus denen sich die Benutzung der letztern beurteilen läfst. Die Quellensammlung wünscht der Redner auf die Zeit von Karl dem Grofsen bis zur Auflösung des alten deutschen Reiches ausgedehnt zu sehen, mit Beschränkung auf die deutschen Sammlungen. Er wiederholt seinen bereits 1899 gemachten Vorschlag, an die Akademieen und deutschen Gesellschaften der Wissenschaften in dieser Angelegenheit heranzutreten, von denen die Wiener ja bereits die Herausgabe mittelalterlicher Bibliothekskataloge vorbereite.

In der Debatte zu diesem Vortrage, der den Zweck hatte, den Plan zu einer solchen Sammlung erst allgemein anzuregen, wurde der Wunsch ausgesprochen, es möge zunächst ein ins einzelne gehender Arbeitsplan vorgelegt werden.

7. Professor Haebler (Dresden): Über spanisches Buchwesen.

Da der Verfasser am Erscheinen verhindert war, wurde der Vortrag von Prof. Oscar Meyer (Strafsburg) verlesen. Darin wurde eingehend nachgewiesen, wie infolge der Ungunst der politischen Verhältnisse und der Teilnahmlosigkeit des Publikums auf der iberischen Halbinsel der Buchhandel darniederliege und wie äufserst mangelhaft die Verwaltung der öffentlichen Büchersammlungen sei. Wo sich da oder dort etwas Gutes finde, sei es der Opferwilligkeit einzelner zu verdanken.

Strafsburg i. E. Max Ruhland.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. W. Wundt, Einleitung in die Philosophie. Leipzig 1901, W. Engelmann. XVIII u. 466 S. gr. 8. geb.

2. Th. A. Meyer, Das Stilgesetz der Poesie. Leipzig 1901, S. Hirzel. IX u. 231 S. 4 ℳ.

3. H. Heinze, Aufgaben aus „Wilhelm Tell". Dritte Auflage. Leipzig 1901, W. Engelmann. VIII u. 142 S. geb. 1,40 ℳ. — Unveränderter Abdruck der zweiten Auflage.

4. H. Heinze, Aufgaben aus „Wallenstein". Dritte Auflage. Leipzig 1901, W. Engelmann. IX u. 135 S. geb. 1,20 ℳ.

5. J. Podivinsky, Die alten Klassiker und die Bibel in Citaten. Brixen 1901, A. Weger's Buchhandlung. 67 S. kl. 8. 0,80 ℳ.

6. O. Richter, Topographie der Stadt Rom. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 32 Abbildungen, 18 Tafeln und 2 Plänen des antiken und modernen Rom. München 1901, C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung (Oskar Beck). X u. 411 S. Lex. 8. 15 ℳ.

7. E. L. Hicks and G. F. Hill, A Manual of Greek Historical Inscriptions. New and revised edition. Oxford 1901, The Clarendon Press. XXXIV u. 341 S. gr. 8. geb. 10 *s.* 6 *d.*

8. W. Steuerwald, Übersetzung der Absolutorialaufgaben aus der französischen und englischen Sprache an den humanistischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen Bayerns. Dritte Auflage. Stuttgart 1902, Muthsche Verlagshandlung. 200 S. kl. 8. geb. 2 ℳ.

9. G. Klausing, Die Schicksale der lateinischen Proparoxytona im Französischen. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Kiel 1900, Kommissionsverlag von R. Cordes. 90 S. gr. 8.

10. A. Schenk, Études sur la Rime dans 'Cyrano de Bergerac' de M. Rostand. Kiel 1900, Kommissionsverlag von R. Cordes. 111 S. gr. 8.

11. P. Herrmann, Erläuterungen zu den ersten neuen Büchern der dänischen Geschichte von Saxo Grammaticus. Teil I: Übersetzung. Mit einer Karte. Leipzig 1901, W. Engelmann. IX u. 508 S. gr. 8. 7 ℳ.

12. G. Kewitsch, Die astronomische Era und das Jahrhundert 19 (Jahrhundertwende). Freiburg i. B. 1901, Selbstverlag des Verfassers. 15 S. gr. 8. 0,80 ℳ.

13. K. Hassert, Das Kartenzeichnen im geographischen Unterricht. Stuttgart 1901. 36 S. gr. 8. (S.-A. aus dem Neuen Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs 1901.)

14. R. Arendt, Leitfäden für den Unterricht in der Chemie und Mineralogie. Achte Auflage. Mit 137 in den Text eingeschalteten Abbildungen und einer Buntdrucktafel. Hamburg und Leipzig 1901, Leopold Voſs. 138 S. gr. 8. 1,20 ℳ.

15. G. Siebert, Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für höhere Lehranstalten. Braunschweig 1901, F. Vieweg und Sohn. I. Teil: Einleitung in die Chemie und Mineralogie, mit 100 Abbildungen. VIII u. 101 S. geb. 1,25 ℳ; II. Teil: Anorganische Chemie, mit 91 Abbildungen und 1 Spektraltafel. VI u. 144 S. geb. 1,75 ℳ; III. Teil: Organische Chemie, mit 32 Abbildungen. VI u. 110 S. geb. 1,25 ℳ.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Das Mafs der Selbständigkeit und Freiheit in der Beherrschung der französischen und englischen Sprache auf dem Gymnasium und die zu seiner Erreichung zu Gebote stehenden Mittel.

Ein Beitrag zur Methodik des französischen und englischen Gymnasialunterrichts mit Berücksichtigung der Lehrpläne von 1901.

Das Mafs der Selbständigkeit und Freiheit in der Beherrschung des Französischen und Englischen wird in erster Linie durch die Zahl der Unterrichtsstunden bedingt, die diesen Sprachen auf dem Gymnasium zugewiesen sind; durch diese Stundenzahl wird sodann das Mafs der häuslichen Arbeit bestimmt, die dem Gymnasiasten für diese Fächer zugemutet werden darf; für das Englische kommt dabei drittens noch in Betracht, dafs es ein wahlfreies Fach ist und deshalb auf häuslichen Fleifs noch weniger Anspruch erheben darf als das Französische. — Beherrschung der Sprache ist die Fähigkeit zum richtigen Verstehen des Gelesenen und Gehörten und zum korrekten schriftlichen und mündlichen Ausdrücken des Gedachten. Selbständigkeit in der Beherrschung der Sprache ist die Unabhängigkeit von äufseren Hilfsmitteln, also von Grammatik und Wörterbuch. Freiheit in der Beherrschung der Sprache ist die Ungehemmtheit in ihrem Gebrauche durch innere Hindernisse, die insbesondere im Mangel an Auffassungskraft der fremdsprachlichen Klänge und im Mangel an Mut zum Gebrauch der fremden Sprache bestehen.

Nach Klarlegung dieser im Thema enthaltenen Begriffe ist **erstens** zu untersuchen, welches Mafs der Selbständigkeit und Freiheit in der Beherrschung der französischen und englischen Sprache auf dem Gymnasium erreichbar ist, und zwar A) hinsichtlich des Verstehens des Gelesenen und Gehörten, B) hinsichtlich des Schreibens und Sprechens.

Wir beschäftigen uns zunächst mit dem Französischen. Die Lehrpläne von 1901 stellen als allgemeines Lehrziel für das Französische auf dem Gymnasium hin: 'Verständnis der bedeutendsten französischen Schriftwerke der letzten drei Jahrhunderte und einige Geübtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache'; auf den Realanstalten mit 9 Klassen gilt als Lehrziel 'Verständnis der wichtigeren französischen Schriftwerke der letzten drei Jahrhunderte und Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Sprache'; was noch weiter gefordert wird, kommt hier nicht in Betracht. Wenn es danach auch scheinen kann, als ob die Anforderungen für alle höheren Schulen in diesen Beziehungen nahezu dieselben wären, so werden wir billigerweise doch einem Oberrealschüler oder einem Realgymnasiasten die Möglichkeit zugestehen, sich gröfsere Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der französischen Sprache und im Verstehen des Gehörten erwerben zu können, als es dem Gymnasiasten erreichbar ist; dagegen wird bei der Reifeprüfung der Gymnasiast den Schülern der Realanstalten im Verständnis des Gelesenen nicht nachstehen dürfen. Hinsichtlich der Fähigkeit des Verständnisses des Gehörten und des mündlichen und schriftlichen Gebrauches der Sprache wird sich das Gymnasium bei seiner beschränkten Stundenzahl immer mit geringeren Leistungen begnügen müssen; erreichbar aber wird jedenfalls sein, den Schüler so weit zu festigen und zu fördern, dafs er mäfsig schnell Gesprochenes, dessen Stoff ihm nicht fremd ist, versteht und über Stoffe, die ihm geläufig sind, sich mündlich und schriftlich verständlich und grammatisch im ganzen richtig auszudrücken vermag. Ein Beherrschen aller Stoffe, eine Gewandtheit gleich der eines Eingeborenen, ein völliges Verzichten auf den Gebrauch des Wörterbuches kann meines Erachtens nicht von ihm verlangt und mit den gegebenen Mitteln auch nicht erreicht werden; wohl aber kann das Gymnasium einen solchen **Grund** im Französischen und Englischen legen, dafs es dem mit dem Reifezeugnisse bzw. mit dem Einjährigen-Zeugnisse entlassenen Schüler **bei gutem Willen** möglich ist, ohne Lehrer sich seine Kenntnisse und Fertigkeiten zu erhalten und sie, **wenn nötig**, weiter zu entwickeln.

Nachdem so das erreichbare Ziel festgestellt ist, kann zur Beantwortung der Frage übergegangen werden, welche Mittel am leichtesten und sichersten zu diesem Ziele führen. Eine Anzahl davon ist bereits in den Lehrplänen von 1901 festgelegt und bedarf nur der Superrevision. Als erste Vorbedingung zum Verstehen und zum Sprechen dient die von IV an gebotene Einübung einer richtigen Aussprache. Wenn auch die Neuzeit durch die Entwickelung und Popularisierung der Phonetik

viele treffliche Hilfsmittel für das Erlernen einer richtigen Aussprache geschaffen hat, so gehört doch zu deren vollkommener Aneignung längerer Umgang mit gebildeten Eingeborenen, und deshalb können Lehrer, die diesen Umgang nicht genossen haben, der vorliegenden Aufgabe nicht völlig gerecht werden. Deshalb legt es die Unterrichtsbehörde jedem Lehrer der neueren Sprachen nahe, sich auf diese Weise eine möglichst vollkommene Aussprache anzueignen; die Unterrichtsbehörde hat sogar die Pflicht, den Lehrern der neueren Sprachen den Aufenthalt im Auslande oder wenigstens den Umgang mit gebildeten Ausländern in der Heimat so sehr, wie möglich, zu erleichtern. Die Aussprache soll nach den methodischen Bemerkungen zu den Lehrplänen 'zunächst am Anfange des Gesamtunterrichtes in einem besonderen kurzen Kursus gelehrt und durch vielfache, genaue Übung angeeignet' werden; auf den folgenden Stufen 'darf es an beständiger Kontrolle nicht fehlen und sind auch die Anforderungen an Sicherheit, Fleifs und Betonung angemessen zu steigern'. 'Hinsichtlich einzelner Punkte, bei denen die Aussprache thatsächlich schwankend ist, mufs unter den Lehrern einer Anstalt feste Vereinbarung getroffen sein'. Alle diese Anweisungen verdienen Beifall, nur darf der Anfangskursus nichts als theoretische Belehrung über Phonetik aufgefafst werden, eine solche ist für die Schule auf der Anfangsstufe vom Übel. Dafs es auf keiner Stufe an Kontrolle der Aussprache fehlen darf, und dafs auf jeder höheren Stufe sowie im Verlaufe jedes Schuljahres die Anforderungen an Sicherheit, Flufs und Betonung angemessen gesteigert werden müssen, sind selbstverständliche didaktische Forderungen. Neu ist die Forderung der festen Vereinbarung über die Aussprache schwankender Punkte unter den Lehrern derselben Anstalt; ich halte sie aber für sehr verständig und wichtig; zum mindesten müssen die Schüler gegebenen Falls darauf hingewiesen werden, dafs die Aussprache nicht feststeht und durch allerlei Nebenumstände, wie Heimat und Stand des Sprechenden, gröfsere oder geringere Flüchtigkeit des Sprechens und allerlei subjektive Gründe beeinflufst werden kann. — Als zweite Vorbedingung zum Verstehen und Sprechen des Französischen ist die Aneignung eines Wort- und Phrasenschatzes anzusehen; deshalb nehmen die Lehraufgaben aller Stufen darauf Bezug: 'IV Aneignung eines mäfsigen Wortschatzes; UIII Erweiterung des Wortschatzes; OIII und UII Erweiterung des Wort- und Phrasenschatzes; OII—OI Wiederholung und Erweiterung des früher gewonnenen Wort- und Phrasenschatzes'. Nach den methodischen Bemerkungen soll der Wortschatz 'nicht zu eng sein und auch das konkrete Gebiet betreffen'; dazu soll 'von früh an ein Vorrat gebräuchlicher fester Phrasen' kommen. Der Wort- und Phrasen-

schatz soll gewonnen werden 'aus dazu geeigneten Lesestücken und im Anschlufs an die Anschauung von Bildern und Vorgängen'; auch können nach der Ansicht des Verfassers bzw. Vertreters der Lehrpläne 'sachlich geordnete Vokabularien dabei gute Dienste leisten'. Es fragt sich nun, wie der Unterricht am leichtesten und sichersten die Aneignung und Befestigung des zum Verstehen und Sprechen des Französischen erforderlichen Wort- und Phrasenschatzes herbeiführt. Meiner Ansicht nach sind hierzu mit Rücksicht auf die Stundenzahl des Französischen folgende Gesichtspunkte zu beachten: 1) sorgfältigste Auswahl des Wort- und Phrasenschatzes unter besonderer Berücksichtigung der von deutschen Lehn- oder Fremdwörtern abweichenden Vokabeln und derjenigen Phrasen, die dem Deutschen nicht wörtlich entsprechen, 2) unablässige Einübung und Wiederholung der als unentbehrlich anerkannten Wörter und Phrasen. Die anzueignenden ausgewählten Wörter und Phrasen können angeknüpft werden A) an die Durchnahme des grammatischen Pensums, B) an den Lesestoff, C) an ein Vokabel- oder Phrasenbuch, D) an Besprechung von konkreten Gegenständen oder Vorgängen. Die Methoden unter A) und B) sind heutzutage allgemein üblich und auch in den meisten Lehrbüchern angewandt. Die Methoden unter C) und D) sind für das Gymnasium zwar nicht völlig abzuweisen, müssen aber wegen der beschränkten Zeit und wegen wichtigerer Lehraufgaben meines Erachtens zurücktreten. Die Benutzung eines Phrasenbuches mag des Versuches wert sein; aber bei Gebrauch zweckmäfsig eingerichteter Lehrbücher halte ich ein Phrasenbuch für überflüssig, da diese reichlichen Stoff zur Einübung des gebräuchlichsten Wort- und Phrasenschatzes zu bieten pflegen. — Als dritte Vorbedingung zum Verstehen und Sprechen ist das von den methodischen Bemerkungen hervorgehobene 'fliefsende, lebendige, wohlbetonte Lesen der Texte' und die 'Einprägung und das sorgfältige Vortragen zweckmäfsig gewählter Gedichte und Prosastücke' anzusehen. Das erste und anscheinend auch das zweite wird von den Lehrplänen für alle Stufen des Unterrichts gefordert, und zwar mit Recht. Der Lehrer macht beim Erfüllen dieser Forderungen stets die Erfahrung, dafs von OIII an nach oben zu unter den Schülern die Neigung besteht, beim Lesen der Texte und beim Vortragen des Gelernten sich gehen zu lassen. Es ist daher nötig, bei dieser Leistung niemals Schlendrian zu dulden, sondern dem Schüler bemerklich zu machen, dafs sie so gut wie andere Leistungen censiert wird. Es empfiehlt sich ferner, stufenweise fortschreitend den Versuch zu machen, ob die Schüler bei geschlossenen Büchern erst den vorübersetzten, dann den präparierten, allmählich auch den unpräparierten Text verstehen, den der Lehrer oder ein Schüler vorliest. Die höchste Stufe

dieser Vorübung würde sein, dafs das Übersetzen eines präparierten Pensums ganz unterlassen würde und der Lehrer sich vom Verständnisse nur durch Zwischenfragen überzeugte. Zu solcher Kontrolle dienen auch die französischen Rechtschreibeübungen, die in den methodischen Bemerkungen der neuesten Lehrpläne empfohlen werden und schon früh zwischen die anderen schriftlichen Arbeiten treten sollen. Sie fordern, wenn sie nützen sollen, eine ganz besondere Vorsicht. Die Schüler sind zunächst eindringlich darauf hinzuweisen, dafs sie nichts niederschreiben, was sie nicht verstanden haben. Der Stoff des Diktates mufs vom Auswendiggelernten ausgehen und sich allmählich zum umgeformten Übersetzten und endlich zum völlig Unbekannten erheben. Wird das Diktat so gehandhabt, dann ist es als Übungs- und Prüfungsarbeit völlig gleichwertig mit dem Extemporale und wertvoller als die schriftliche Übersetzung aus einem vorgelegten Texte, die namentlich, wenn bei ihr die Benutzung des Wörterbuches gestattet wird, nach meiner Meinung nur geringen Wert besitzt.

Neben diesen Vorübungen zum Verstehen und Sprechen des Französischen: 1) der Einübung einer richtigen Aussprache, 2) der Aneignung eines Wort- und Phrasenschatzes, 3) dem fliefsenden und lebendigen Lesen der Texte und der Einprägung und dem sorgfältigen Vortragen zweckmäfsig gewählter Gedichte und Prosastücke, 4) den methodisch gepflegten Rechtschreibeübungen mufs unbedingt 5) eine gründliche grammatische Schulung hergehen. Es ist als Fortschritt zu bezeichnen, dafs die neuesten Lehrpläne in den methodischen Bemerkungen betreffs der Grammatik sagen, 'sie müsse zwar der Lektüre untergeordnet werden, dürfe aber nicht derartig in den Hintergrund treten, dafs auf eine systematische Ordnung und auf eine Verteilung bestimmter Pensen auf die einzelnen Klassenstufen verzichtet würde'. Auch über das Mafs des grammatischen Stoffes, der den Schülern zugeführt werden soll, äufsern sich die methodischen Bemerkungen sehr verständig: 'ein wenn auch möglichst vereinfachtes System müsse schliefslich vor den Augen der Schüler stehen; Hauptziel müsse völlige Beherrschung alles Gewöhnlichen sein'. Festigkeit in der Grammatik ist neben Vokabel- und Phrasenkenntnis das Haupterfordernis für die Selbständigkeit und Freiheit in der Beherrschung der Sprache; deshalb darf von der ersten bis zur letzten Stufe das Befestigen des grammatischen Systems nie aus dem Auge gelassen werden, so wenig wie die Vervollständigung und Einübung des Wort- und Phrasenschatzes. Wenn diese Thätigkeiten dem Schüler den sicheren Grund zur Beherrschung der Sprache verleihen, so dienen die übrigen Vorübungen mehr zur Lösung und Lockerung der Zunge und zur Schärfung des Ohres.

Die eigentliche Selbständigkeit in der Beherrschung der französischen Sprache zeigt sich aber erst in der Produktion, d. h. im Übersetzen aus dem Deutschen und dem Französischen und im Sprechen. So sehr auch von den Reformern gegen das Hinübersetzen geeifert worden ist und zum Teil noch wird, so kann doch m. E. das Gymnasium im Interesse der Gründlichkeit des Wissens nicht darauf verzichten, sondern mufs es auf jeder Stufe üben, und zwar nicht blofs mündlich, sondern auch schriftlich, und deshalb begrüfse ich freudig die Rückkehr zum Alten, die sich in diesem Punkte in den neuesten Lehrplänen vollzogen hat. Es soll nunmehr untersucht werden, wie der Unterricht, abgesehen von den fünf erwähnten Vorübungen, also durch unmittelbare Arbeit am leichtesten und sichersten zu einer angemessenen Selbständigkeit und Freiheit in der Beherrschung der französischen Sprache führt, und dabei wird zugleich auf die Auswahl der Lektüre, auf die Ansprüche an Fertigkeit und Genauigkeit beim Übersetzen aus dem Französischen und in das Französische und endlich auf Inhalt und Umfang der Sprechübungen Rücksicht genommen werden. Wie ist also zunächst das Übersetzen aus dem Französischen zu betreiben, wenn es das Geforderte erfüllen soll? Zunächst ist der Lesestoff so zu wählen, dafs er den Schüler in Gedankenkreise und dementsprechend in einen Wort- und Phrasenschatz einführt, die dem Bedarf im täglichen Leben eines gebildeten Menschen nahe liegen. Ganz richtig sagt Hirzel, dafs die lebende Sprache auch in das lebendige Wort, in die Konversation einführt, während die toten Sprachen in das Geschriebene, Erzählende, Abhandelnde einführen, wobei die Konversation im Hintergrunde steht. Deshalb ist es (nach Hirzel) nicht schlechthin zu verwerfen, wenn die Übungs-Beispiele und -Stücke vorzugsweise dem Kreise des täglichen Gebrauches entnommen werden, wenn sie vom Essen und Trinken, vom Kaufen und Verkaufen, von Reisen und Besuchen, von Verwandten und Bekannten sprechen, und wenn die Reisen viel eher nach Paris, Marseille, London, Mailand, Wien, als nach Sparta und Athen und Karthago gerichtet werden. Natürlich darf man dabei nicht in das Extrem verfallen und Sätze und Stücke mit tieferem Inhalte ganz und gar verwerfen; aber festhalten mufs man die Verschiedenheit der Anforderungen einer toten und einer lebendigen Sprache. Auch für die Auswahl des Lesestoffes für die oberen Klassen ist dieser Gesichtspunkt in erster Linie mafsgebend, und deshalb wird wohl heutzutage kaum noch ein Lehrer auf dem Gymnasium seinen Schülern Fénélons Aventures de Télémaque oder Barthélemy, Voyage du jeune Anacharsis zur Lektüre vorlegen. Es kommt aber auf dieser Stufe noch ein Gesichtspunkt hinzu, das ist der litterarische. Die französische Litteratur steht

(nach Legerlotz, Progr. Salzwedel 1878) zwar der griechischen, deutschen und englischen an Genialität, Tiefe und Kraft nach, bietet aber trotzdem Erzeugnisse von höchster Bedeutung. Wenn jene mehr Nahrung für Gemüt und Phantasie bieten, so ist diese mehr geeignet, Verstand und Geschmack zu bilden. Lichtvolle Gruppierung des Stoffes, populäre Darstellungsweise im edelsten Sinne des Wortes, geistvolle und anmutige Form sind den französischen Schriftstellern besonders eigen, und diese Eigenschaften auf das schwerfälligere deutsche Wesen einwirken zu lassen kann nur nützlich sein. Da aber diese Eigenschaften besonders in der französischen Prosa hervortreten, da ferner die französische Sprache als lebende Sprache ihr Recht verlangt, und da es endlich bestimmte Litteraturgattungen giebt, die von den Franzosen besonders gepflegt und zu besonderer Vollkommenheit gebracht sind, so wird man zur Lektüre zunächst moderne Prosaschriften der Gattungen wählen, in denen die Franzosen Meister sind, und die sonst im Unterrichte gar nicht oder nur wenig und in wesentlich anderem Gepräge vorkommen. Da ist besonders die Novelle und das sogenannte Konversationslustspiel zu nennen und aufserdem die Geschichtsschreibung. Die Poesie kommt erst nach der Prosa in Betracht, besonders in der spezifisch französischen Form der chanson. Erst in dritter Linie können aus litteraturgeschichtlichen Gründen Werke älterer Perioden Berücksichtigung finden. Die Bestimmungen der neuesten Lehrpläne stehen diesen Grundsätzen der Lektüreauswahl nicht entgegen, wenn sie für U II 'Lektüre leichter Prosa und einiger Gedichte', für die Oberklassen das 'Lesen gehaltvoller moderner Prosaschriften aus verschiedenen Gebieten, womöglich auch eines klassischen Trauerspiels und eines modernen Lustspiels, jedenfalls aber eines der gröfseren Lustspiele Molières' vorschreiben, und wenn die methodischen Bemerkungen darauf hinweisen, 'vornehmlich dasjenige Gebiet zu berücksichtigen, welches in die Kultur- und Volkskunde einführt', und darauf zu achten, 'dafs der einzelne Schülerjahrgang vor schädlicher Einseitigkeit bewahrt bleibt'. Von diesen Grundsätzen lassen sich die Herausgeber der verschiedenen französischen Schulausgaben leiten, und diese Grundsätze sind es auch, nach denen jetzt an den meisten Gymnasien der Lesestoff ausgewählt zu werden scheint. — Der nach diesen Grundsätzen gewählte Lesestoff soll nun dem Schüler zum Verständnis gebracht werden. Das geht zunächst nicht anders als durch mündliches oder schriftliches Übersetzen teils mit, teils ohne Vorbereitung. Die Ansprüche an Fertigkeit und Genauigkeit bei den Übersetzungen aus der fremden Sprache regeln sich m. E. nach dem allgemein giltigen Grundsatze: 'So wörtlich, als möglich; so frei, als nötig'. Ich wenigstens gehe von diesem Grundsatz nicht ab, weil ich

ihn für die Bildung des Schülers in der fremden wie in der Muttersprache und für die Kontrolle seines Fleifses und seiner Aufmerksamkeit als höchst brauchbar erkannt habe. Durch sein Befolgen wird jede Faselei und Pfuscherei verhindert, die mit dem Vorwande des 'freien Übersetzens' so gern den Mangel an Fleifs zu verdecken sucht; zugleich wird der Schüler gezwungen, sich in den Gebrauch der eigenen Sprache zu vertiefen und ihn mit dem der fremden zu vergleichen. Freilich ist beim Befolgen dieses Grundsatzes andererseits darauf zu achten, dafs nicht Gallicismen in die deutsche Übersetzung eindringen. Hat der Schüler den Sinn einer Stelle im ganzen richtig herausgebracht und dabei ein Deutsch ohne grobe Verstöfse und mündlich ohne allzuviel Drucksen angewandt, so nenne ich seine Leistung genügend. Beim mündlichen Übersetzen verbiete ich den Gebrauch der Präparation und des gedruckten Kommentars; beim schriftlichen gestatte ich den Gebrauch des Wörterbuches in der Regel nicht, gebe aber vorher alle Vokabeln an, die ich für unbekannt halten mufs, oder nach denen ich gefragt werde. Die Erlaubnis zum Benutzen des Wörterbuches, die bisher für die griechische und französische Übersetzung bei der Reifeprüfung bestand, ist nach der neusten Prüfungsordnung für das Griechische abgeschafft und für das Französische gegenstandslos geworden. Ich habe diese Erlaubnis immer bedauert und bei Klassenübersetzungen aus dem Griechischen wie aus dem Französischen die Benutzung des Wörterbuches in der Regel untersagt. — Gelegenheit zu Sprechübungen bietet nun die Durchnahme des Übersetzten, besonders aber die Wiederholung. Hier sind je nach der Klassenstufe und der Reife der Schüler mancherlei Methoden möglich. Man kann deutsch fragen und den Schüler zunächst auch deutsch antworten, die Antwort aber dann französisch wiederholen lassen; man kann auch auf die deutsche Frage eine französische Antwort verlangen, oder man kann sofort die Frage französisch stellen; man kann eine kürzere Antwort oder eine längere Darlegung erstreben. Hierbei, wie beim Lesen des Textes mufs immer Gewicht auf den Flufs der Rede gelegt werden; eine mühsam zusammengestoppelte Antwort mufs so lange wiederholt werden, bis sie genügend geläufig ist. Auch Umformungen des Gelesenen sind hier möglich und nützlich, ebenso Nachahmungen; beide empfehlen auch die methodischen Bemerkungen zu den neuesten Lehrplänen, allerdings nur als schriftliche Arbeiten; doch sind sie als Sprechleistungen mindestens ebenso nützlich und immer anwendbar, während sie schriftlich besonders günstige Umstände verlangen. Dieses mündliche Umformen kann von der ersten Stufe an getrieben werden, bei Einzelsätzen wie bei zusammenhängenden Stücken. Zahlreich sind die Möglichkeiten des Umformens; besonders aufmerksam machen möchte ich

auf die Form des Dialogs zwischen mehreren Schülern, der etwa aus einer Erzählung gewonnen werden kann. Die neuesten Lehrpläne verlangen, dafs diese an die Lektüre angeknüpften Sprechübungen 'durch solche ergänzt werden, die den regelmäfsigen Vorgängen und Verhältnissen des wirklichen Lebens gelten'; empfohlen wird dazu 'die mafsvolle Anknüpfung an Anschauungsbilder, Landkarten, Kunstblätter und ähnliche Hilfsmittel'. Anregung und Anleitung hierzu geben heutzutage schon die Lehrbücher; man vergleiche z. B. das Elementarbuch Ausgabe B von G. Plötz, das gleich in der ersten Nummer des französischen Teils 3 Arten der Anknüpfung von Sprechübungen enthält, Anknüpfung an Vorgänge in der Schule, an das Schulzimmer und an die Geographie von Italien. Dazu kommen im deutschen Teile dieses Buches unter der Überschrift 'Sprechübung' französische Fragen, die geschickt abgefafst sind. Solche Sprechübungen enthält auch der zweite Teil des Übungsbuchs Ausgabe B von G. Plötz; doch scheinen sie nicht immer so geschickt zu sein und eine Gefahr nicht immer zu vermeiden, vor der die neuesten Lehrpläne warnen, nämlich 'die Sprechübungen nicht zu geistlosem Frage- und Antwortsspiel erstarren zu lassen'. Ich verstehe darunter die Art der Sprechübungen, bei denen der Schüler nichts weiter zu thun hat, als die Worte der Frage in affirmativer oder negativer Aussageform zu wiederholen und Oui, oder Non, monsieur davorzusetzen. Diese Art mag für die untersten Stufen des Unterrichtes erträglich sein, wo es besonders auf Geläufigmachen der Sprachwerkzeuge ankommt; in höheren Klassen wird sie nicht verwendet werden dürfen. Die zweite Warnung der neuesten Lehrpläne, bei den Sprechübungen 'nicht übertriebenen Wert auf rein äufserliche Dinge zu legen', ist mir nicht recht klar; vielleicht soll sie weiter nichts sagen, als dafs der Lehrer zwischen Wichtigem und Unwichtigem unterscheiden und den Schüler nicht mit letzterem quälen mufs, und dafs er ihn nicht als einen Menschen betrachten darf, der im nächsten Augenblicke mitten nach Paris versetzt werden kann, sondern als solchen, der befähigt werden soll, gegebenen Falls durch eigene Thätigkeit auf Grund seiner erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten sich von der angemessenen zur vollkommenen Freiheit und Selbständigkeit im Gebrauche der Sprache zu erheben. — Wichtig ist die Bestimmung der neuesten Lehrpläne, dafs 'die Sprechübungen in keiner Klasse und in keiner Stunde ganz unterlassen werden sollen'. Nur dadurch können erspriefsliche Erfolge erzielt werden, dafs diese Vorschrift befolgt wird; 10—15 Minuten von jeder Stunde dürften dazu genügen und wirksamer sein, als wenn etwa in jeder Woche oder alle 14 Tage eine volle Stunde dazu verwandt würde, was schon wegen der damit verbundenen Anstrengung der Schüler und des Lehrers nicht angängig wäre.

Zu berücksichtigen ist zum Schlufs noch das Übersetzen

aus dem Deutschen in das Französische und die Ansprüche an Fertigkeit und Genauigkeit bei dieser Übung. Die neuesten Lehrpläne haben sie wieder aufgenommen, und gewifs mit Recht. Doch mufs der Lehrer sich hüten, einen zu strengen Mafsstab an die Leistungen zu legen. Die historische Orthographie und die Accente verleiten zu Fehlern, die selbst geborene Franzosen nicht vermeiden; dazu kommen noch allerlei kleinliche Vorschriften, die es im Lateinischen und Griechischen nicht in dem Mafse giebt, und die wir im Deutschen als in unserer Muttersprache nicht derart empfinden, z. B. die minutiösen Bestimmungen über die Wortstellung. Deshalb müssen die Fehler in den französischen schriftlichen Arbeiten — in noch höherem Grade als in den alten Sprachen — mehr gewogen als gezählt werden; grobe Verstöfse gegen die Hauptpunkte der Grammatik sind schwerer zu bewerten als orthographische oder synonymische Versehen oder gewisse Stellungsfehler. — Eine Mittelstellung zwischen diesen Übersetzungen ins Französische und den Sprechübungen nehmen die von den neuesten Lehrplänen geforderten freieren Übungen ein. Sie werden für IV, U III und O III als 'Umformungen, Nachahmungen u. s. w.', für U II, O II und I als 'nachahmende Wiedergabe von Gelesenem und Vorerzähltem' charakterisiert, und in den methodischen Bemerkungen wird bestimmt, dafs diese freieren Übungen neben den Rechtschreibeübungen schon früh als 'Umformungen, auch syntaktischer Art, und Nachahmungen' zwischen die Übersetzungen in die Fremdsprache treten sollen. Ob diese Arbeiten als regelmäfsig wiederkehrende schriftliche Übungen angefertigt werden sollen, läfst sich aus den neuesten Lehrplänen nicht ersehen; nach den methodischen Bemerkungen sind sie namentlich für die Realanstalten berechnet, 'um die gröfseren freien Arbeiten der Oberstufe allmählich vorzubereiten'. Das Gymnasium wird sie deshalb, wie ich schon oben erwähnt habe, vielleicht nur unter besonders günstigen Umständen schriftlich machen lassen und sich im wesentlichen auf ihre mündliche Erledigung beschränken. Aus eigener Erfahrung kann ich über schriftliche Übungen der Art nicht urteilen; an dergleichen mündliche Übungen gehen die Schüler ganz gern, und so könnte wohl auch ein schriftlicher Versuch gelingen.

Für das Englische ergiebt sich auf die Frage unseres Themas in einigen Punkten die gleiche, in einigen eine wesentlich andere Antwort. Das auf dem Gymnasium erreichbare Mafs der Selbständigkeit und Freiheit in der Beherrschung der englischen Sprache ist erheblich beschränkt durch die geringere Stundenzahl, die dem Englischen auf dem Gymnasium zu Gebote steht, sowie durch den Umstand, dafs es ein wahlfreies Fach ist und deshalb an den Fleifs der Schüler nicht die Ansprüche stellen

kann, wie ein obligatorisches. Als allgemeines Lehrziel stellen die neuesten Lehrpläne deshalb auch nur auf: 'Sicherheit der Aussprache und erste auf fester Aneignung der Formen, der notwendigen syntaktischen Gesetze und eines ausreichenden Wortschatzes beruhende Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Sprache, sowie Verständnis leichterer Schriftsteller'. Alles dieses wird dann als 'ein Grund' bezeichnet, auf dem 'mit Erfolg weiter gebaut werden kann'. Ich möchte dazu bemerken, dafs nach meiner Erfahrung völlige Sicherheit der Aussprache sich überhaupt nicht erreichen läfst, und dafs die erreichbare Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Sprache auch nur sehr gering ist und ohne Fortsetzung nach dem Verlassen des Gymnasiums unbedingt spurlos verschwindet. Deshalb ist es m. E. nötig, dem Schüler aufserdem möglichst viel Interesse und Verständnis für die englische Sprache und Litteratur einzuflöfsen, damit er das Fach nicht nach dem Abgange von der Schule liegen läfst. Das erstere läfst sich dadurch erzielen, dafs man die englische Grammatik unablässig in Beziehung zur Grammatik der anderen auf dem Gymnasium getriebenen Sprachen setzt, insbesondere zum Deutschen und Französischen. Das zweite erscheint mir in der Weise erstrebt werden zu müssen, dafs man bei der Auswahl des Lesestoffes das litteraturgeschichtliche Prinzip schärfer ins Auge fafst als bei der französischen Lektüre, insbesondere stete Rücksicht auf die deutsche Litteratur nimmt, soweit sie in dem Gesichtskreise des Gymnasiasten liegt. Über beides habe ich ausführlicher in meiner Abhandlung zum Osterprogramm des Quedlinburger Gymnasiums von 1901 gesprochen. Auf eine auch nur annähernde Selbständigkeit und Freiheit in der Beherrschung der englischen Sprache mufs meines Erachtens das Gymnasium verzichten. Die Vorübungen aber zum mündlichen Gebrauche der Sprache, wie sie S. 290 ff. für das Französische besprochen worden sind, gelten auch für das Englische, freilich mutatis mutandis, da die Einübung eines Wort- und Phrasenschatzes in dieser Sprache wegen der beschränkten Stundenzahl auch nur in sehr beschränkter Weise erreicht werden kann, und da aus demselben Grunde die Rechtschreibeübungen durchaus nicht in ausreichendem Mafse vorgenommen werden können. Von den Bethätigungen der Selbständigkeit und Freiheit in der Beherrschung der Sprache werden das Übersetzen ins Englische und das Sprechen ebenfalls wegen des Zeitmangels ziemlich kurz wegkommen, sodafs von einem erheblichen Mafse von Leistungen gar nicht wird die Rede sein können. Man wird im Sprechen und Hinübersetzen allerdings weiter kommen, als man unter gleichen Bedingungen im Französischen kommen würde, weil die Formenlehre des Englischen einfacher ist und ebenso wie die Syntax vielfach der deutschen Grammatik nahe steht.

So ist schon auf der Anfangsstufe das Hinübersetzen und Sprechen im Anschlufs an die Lektüre sehr wohl zu üben. Die seit 1892 für die Gymnasien verfafsten englischen Lehrbücher nehmen, soweit ich sie kenne, alle auf diese Formen der Schülerarbeit Rücksicht: sie bieten Übungsstücke im Anschlufs an das Gelesene und Lesestücke mit alltäglichem Inhalte, die als Unterlage zu Sprechübungen bestimmt sind. Aber auf den weiteren Stufen UI und OI, und namentlich wenn die Primen vereinigt sind, wird das Hinübersetzen und Sprechen mehr und mehr zurücktreten, und man wird zufrieden sein, wenn die oben genannten Vorübungen zum Sprechen mit einigem Erfolge gehandhabt werden. — Beim Übersetzen aus dem Englischen lassen sich bessere Leistungen erzielen, doch werden sie immer durch mangelhafte Vokabelkenntnis beeinträchtigt werden, die wieder eine Folge der Wahlfreiheit des Faches und der beschränkten Zeit ist; es wird also hier noch gröfsere Nachsicht in der Beurteilung der Leistungen als im Französischen nötig sein. Freiere Übungen im Umformen oder im Nachahmen von Gelesenem sind auch im Englischen möglich und ersprieſslich, aber mehr in OII als in der kombinierten I und mehr mündlich als schriftlich. Überhaupt gestaltet sich der englische Unterricht in der vereinigten I weit schwieriger und weit unfruchtbarer als der unter gleichen Umständen erteilte französische Unterricht, weil die Kenntnisse und Fertigkeiten der vereinigten Jahrgänge im Englischen weiter von einander liegen als im Französischen.

Quedlinburg. P. Schwarz.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Chr. Muff, Idealismus. Dritte, wesentlich vermehrte Auflage. Halle a. S. 1902, Richard Mühlmanns Verlag (Max Grofse). XIV u. 324 S. 8. 5 ℳ, geb. 6 ℳ.

Wie in den beiden ersten Auflagen von 1890 und 1892 folgt nach der allgemeinen Definition des Begriffs Idealismus seine Bethätigung im besonderen und zwar a) in der Religion, b) in der Wissenschaft, c) in der Kunst, d) im Leben; nur dafs in der neuen Auflage das Kapitel über die Kunst dem über das Leben vorangestellt ist. Die neue Auflage ist um ziemlich 100 Seiten stärker als die alte. Kommt auch ein guter Teil davon auf die Besprechung der gerade jetzt in Wandlung begriffenen ästhetischen Ideen und Anschauungen, so doch der gröfsere auf Auseinandersetzungen kritisch-polemischer Art und auf den vermehrten Citatenschatz. Aber gerade der letzte Punkt ist geeignet, den wahren Wert des Buches mehr zu verdunkeln als an das Licht zu bringen. Das glänzende Gebäude bedurfte so vieler Stützen gar nicht, es hatte genug Halt in sich selbst.

Im ersten Teil wird der Begriff des Idealismus in dreifacher Bedeutung erklärt: 1) als Ziel und Wunsch, 2) als vollendetes Muster, 3) als himmlisches Urbild. Das war seine vorbildliche Seite. Dann lernen wir ihn als Kraft und Macht kennen, wie er in seiner deutschen Offenbarung in Luther, Goethe und Bismarck Fleisch und Blut geworden ist. Hier hätte sich eine weitere Ausführung gelohnt. Der Verfasser bricht aber ab und wendet sich dem Schillerschen Begriff des „uninteressierten Interesses am reinen Schein“ zu, als „Wirkung, die allen Idealen eigen ist“. Wir möchten dies weniger als Wirkung fassen, sondern mehr als Bedingung, die im betrachtenden Subjekt vorhanden sein mufs, wenn Ideales als solches wirken soll. Auch will es uns scheinen, als ob diese Ausführung besser in die Einleitung zum Kapitel über die Kunst gepafst hätte, wo eine Untersuchung der Bedingungen zum wahren Kunstgenufs angezeigt war. Danach kommt Verf. wieder auf die Definitionen zurück.

Ob aber hier mit der Spaltung Lagardes in Idealismus und Idealität, wie auch später mit der Trennung von Realismus und Naturalismus und Enthusiasmus und Begeisterung für eine ästhetische Begriffsklärung viel gewonnen ist, möchten wir bezweifeln. Nachdem Verf. gezeigt hat, wie in Gott der letzte Grund für die Realität der Ideen und Ideale zu suchen sei und wie in der Phantasie ihre schaffende Kraft liege, fafst er den Idealismus als „diejenige Geistesrichtung oder Weltanschauung, welche der frohen Gewifsheit lebt, dafs es über dem Irdischen und Vergänglichen, dem Gemeinen und Bösen reine göttliche Ideen und Mächte giebt, die des Lebens Ursprung und letztes Ziel sind und dasselbe überhaupt erst lebenswert machen, und die darum mit aller Kraft der Seele dahin strebt, dafs diese idealen Mächte das diesseitige Leben veredeln, die Vergänglichkeit mit Ewigkeitsgedanken erfüllen, die freie Persönlichkeit herausbilden und die Humanität in Divinität, das Menschliche in das Göttliche verklären“ (S. 56). Es folgt die Bethätigung des Idealismus in der Religion. Religion ist dem Verf. der populäre Idealismus, die ewige geoffenbarte Weisheit, an die keine wissenschaftliche Forschung je heranreichen wird, die „im Glauben an das Mythische, Geheimnisvolle und Wunderbare wurzelt“ (S. 61). Das aber ist meiner Meinung nach das künstlerische Moment in der Religion, und deshalb gehört auch die Kunst zur Religion, wie sie sich ja auch bald zusammenfanden. Wahre Religion und wahre Schönheit sind beide geoffenbart, beide göttlichen Ursprungs; beide verklären, und aus eigener Kraft kann man weder hier noch dort selig werden. Deshalb sollte auch ein Künstler nicht nur zu den Gebildetsten der Nation gehören, sondern auch ein kindlich frommes Gemüt haben. Wie Gott schuf, so sollte auch er schaffen, frei aus sich selbst heraus. Das, was Schiller so hinrifs, war der künstlerische Zug einer ganzen Nation, die es sogar zur Schöpfung eigener Götter trieb. Muff brauchte deshalb des Dichters Abirren von der wahren religiösen Empfindung in den Göttern Griechenlands nicht so zu beklagen; damit hat es m. E. weniger zu thun als mit seiner brennenden Sehnsucht nach künstlerischer Schöpfungskraft der ganzen Nation, von der in Deutschland auch heute noch nichts zu spüren ist.

Wie auf dem Gebiete der Religion wird auch in dem der Wissenschaft mit lichtvoller Klarheit auf die Grenzen hingewiesen, wo sie ideal zu sein aufhört, und ganz besonders in der Philosophie vom Standpunkt des Idealismus aus gezeigt, was von der griechischen Zeit ab bis herunter zu Nietzsches Herrenmoral für die Menschheit Erspriefsliches und Gefährliches gedacht worden ist. Wir stimmen mit dem Verf. überein, wenn er den steten Rückgang des Interesses an aller philosophischen Wissenschaft beklagt, und sehen mit ihm in ihrer rechten Wiederbelebung ein starkes Bollwerk gegen trügerische Lebensweisheit.

In der Einleitung zum Kapitel über den Idealismus in der Kunst wird das Ideal der Kunst im Sinne der Schönheit gedeutet und der Begriff der Schönheit ähnlich dem des Schopenhauerschen Willens gefafst, der, nach Objektivation strebend, unterwegs auf allerlei Hindernisse stöfst. Sache des Künstlers sei es nun, diese Hindernisse hinwegzuräumen, die Schönheit rein darzustellen, damit das Kunstwerk allgemein gefalle. Leider hat es Muff unterlassen, dem Begriff der Schönheit historisch nachzugehen, wie er es so dankenswert bei dem des Idealismus in der Religion und in den philosophischen Schulen gethan hat. Er hätte dann in seinem Verfolg aufgedeckt, durch welche Irrtümer dieser Begriff von Winckelmann und Mengs an über Lessing und Herder bis auf unsere Zeit ging, und welchen Nutzen oder Schaden er für unsere Kunst stiftete. Denn der Begriff der Schönheit ist ebenso vielfach wie die Köpfe, in denen er haust. Deshalb helfen uns auch hier weder Kant noch Nietzsche, der das schön nennt, was seinen Sinnen schmeichelt oder seiner Genufssucht und Eitelkeit fröhnt, sondern ganz allein die Kunst selbst. Kant sowohl wie Nietzsche verlangen mit so vielen anderen etwas, an das der Künstler beim Schaffen seines Werkes meist gar nicht gedacht hat, der Natur seiner Arbeit nach auch gar nicht denken konnte. Man will also ihre Werke mit einem Mafsstab messen, der aufserhalb der Kunst liegt. Kehren wir deshalb, um uns über diesen für das Buch so überaus wichtigen Punkt zu verständigen, auf einen Augenblick zum Anfang des ersten Kapitels zurück, zur Definition der *ἰδέα*, der Gestalt, und nehmen der Einfachheit wegen gleich die menschliche Gestalt als das Abbild Gottes selbst. Weil hier alles absolut zweckmäfsig und in wunderbarster mathematischer Harmonie gefügt ist, deshalb folgt für uns daraus, aber auch nur daraus, der Begriff ihrer Schönheit. (Das mehr oder minder „schöne“ Gesicht spielt dabei keine Rolle.) Ist dem aber so, dann mufs die Zweckmäfsigkeit die erste Bedingung der Schönheit sein und die Harmonie ihre zweite; und ein Maler, Musiker, Dichter oder Architekt hat sich in erster Linie nur daran als Künstler auszuweisen, wie er die verschiedenen Ausdrucksmittel seinem Zweck, d. h. der Darstellung seiner Idee, dienstbar macht. Um gleich zum Höchsten zu greifen: einem Künstler von Gottes Gnaden kann bei einer künstlerischen Idee Zweifel kommen, ob zu ihrer Verwirklichung der Musik oder der Malerei der Vorzug zu geben sei, oder einfacher: ein Bildhauer wird bei einem Gegenstande wie dem des sog. betenden Knaben zwischen Bronze und Marmor nicht geschwankt haben, ebensowenig wie ein Maler vor einer Landschaft, ob sie in Öl oder in Aquarell künstlerisch mehr wirke. So kann auch eine Bande wilder Centauren mit rohen struppigen Köpfen, das gewaltige Felsstück in der wurfbereiten Faust, den Kampf der Elemente im Hochgebirge ungleich genialer und künstlerisch vollkommener

darstellen als blofs sturmzerrissene Eichen mit sich darüber auftürmenden Gewitterwolken. Rubens hat sich in seinen Briefen des Vlämischen, Italienischen, Französischen oder Lateinischen je nach den Umständen bedient; diese aber waren künstlerischer Natur, so z. B. bediente er sich des Vlämischen nur in vertraulichen Schreiben. Ist alles dies erwogen und glücklich gefafst, dann kommt das grofse Rechenexempel, dafs sich nichts hervordränge, nichts die Harmonie des Ganzen störe, dafs bei der Aufführung ein Schauspieler nicht den anderen überschreit. Stimmt auch das wie in einer Gleichung, dann stehen wir unter dem Banne der Schönheit. Wollte aber ein Künstler gleich von vorn herein mit dem Gedanken an sie sein Werk betreiben, so würde er die Früchte in den Wurzeln suchen, die seine Bewunderer in den Zweigen pflücken wollen. Schönheit ist also kein Postulat, kein Begriff, mit dem man vor Kunstwerken rechnen könnte, wie das Ref. in dieser Zeitschrift schon einmal gelegentlich einer Besprechung der von Bröckerschen Kunstgeschichte dargethan hat (1896 S. 502 ff.), sondern ein blofses Ergebnis gewisser Bedingungen, die in der mathematischen Gesetzmäfsigkeit unseres eigenen wunderbaren Organismus ihre letzte Erklärung finden. Es mufs auch sorgfältig geschieden werden zwischen dem Ideal des Künstlers und dem persönlichen Geschmack des Beschauers, auf den der Bildner nur dann von vorn herein Rücksicht nehmen wird, wenn er im festen Auftrage arbeitet. Im übrigen hat er gar nicht die schöne Natur wiederzugeben, es wird viel mehr von ihm verlangt. Treffen aber das „Ideal" des Beschauers mit dem des Künstlers zusammen, dann um so besser, und wir werden um so mehr Treffer haben, je weniger der Künstler zum ungebildeten gewissenlosen Proletariat gehört und je mehr der gewöhnliche Mensch wie ein Künstler empfindet.

Auch für die Baukunst liegt das Ideal nicht, wie Verf. will, in der Verkörperung irdischer oder himmlischer Gedanken, nicht in der feierlichen Stimmung oder in der Lichtwirkung, sondern in rein konstruktiven und räumlichen Momenten. So z. B. wie der Raum eingedeckt ist, wie sich Last und Stütze zu einander verhalten. Beim romanischen Gotteshause ist die feierliche Dämmerung, die uns so ideal erscheint, nur eine Folge der Unfähigkeit der damaligen Zeit, einen Raum anders einzudecken, und was wiederum im gotischen Stil zu Gott zieht, ist die Wirkung eines rein technisch-mathematischen Bravourstückes. Daran, dafs es schön sei, hat der geniale Architekt gar nicht gedacht, das mufste sich so finden, wenn nur das Problem auf einfachste Weise gelöst war. Auch hier sei es Ref. erlaubt, der Kürze wegen auf seine Besprechung der Matthaeischen Deutschen Baukunst im Mittelalter zu verweisen (in dieser Ztschr. 1900 S. 579 ff.).

Ref. kann auch dem über die Bildhauerkunst Gesagten nicht

überall zustimmen. Hätten wir die ganze griechische Plastik vor uns, wir würden über all die vermeintlichen Geschmacklosigkeiten staunen, die sich diese idealen Menschen gestattet haben. Ich erinnere nur an die Bemalungsfrage des „kostbaren" Marmors. Besonders mit der Vergeistigung der Porträtstatuen hat es seine eigene Bewandtnis. Gerade die Trippelsche Goethebüste ist durch das „Hinaufidealisieren" künstlerisch wenig erhoben worden. Man vergleiche dazu die glatte ausdruckslose Schönheit des Thorwaldsenschen Christus und so noch viele andere beliebte Modeschönheiten.

Im Kapitel über die Malerei mufs der Auffassung entgegengetreten werden, dafs ein Künstler sein Ideal „durch Weglassen und Zusetzen, Verschieben und Umstellen auf ein Ganzes mit einheitlich lyrischem Charakter" bringen könnte (S. 187). Das war auch die Ansicht Vasaris; sie ist aber unrichtig, wie so viele andere der Renaissancezeit. Kunstwerke müssen, wollen sie nicht als Flickwerk wirken, als Ganzes geboren werden. Hätte Vasari recht, dann müfsten auch Dramen und Gedichte auf diese Weise zu Kunstwerken werden. Vergil war so ein perfekter Schneider, Shakespeare und Goethe würden ihn verleugnen. Mit Modellsitzen auf Arme und Beine hin ist's nicht gethan, diese Dinge mufs man als Künstler im Kopf haben. Böcklin hat nur sehr selten nach Modell gearbeitet; brauchte er eins, so befand es sich im Nebenzimmer, zur momentanen Kontrolle, damit er den realen Boden nicht unter den Füfsen verliere. Holbein begnügte sich mit einer Stunde Sitzung, Lenbach hat zu seinem berühmten Bild Kaiser Wilhelms I. deren hundert nötig gehabt, nebst unzähligen Photographieen. Eben deswegen wird auch mancher Holbein zehnmal mehr wirklichen Kunstwert haben als ein Lenbach. An dem eminent hohen historischen Wert seiner Bildnisse und an seiner schönen Farbe soll deshalb nicht einen Augenblick gezweifelt werden. Wenn sich nun Muff dagegen verwahrt, dafs die Moderne ihre Experimente auch auf unsere religiösen Ideale ausdehnt, die durch eine lange Tradition feste und geheiligte Gestalt angenommen haben, so wollen wir ihm das nicht verdenken, um so weniger, als die Bettler und Spitalhäusler auf den Bildern gewöhnlich nicht so aussehen, als könnten sie nun aufstehen und hinausgehen, um aller Welt das Evangelium zu predigen. Aber es ist die Frage, ob nach alle dem Muff sich auch mit den Dürerschen Aposteln einverstanden erklären kann, die ebenfalls nicht nach dem Ideal der Renaissance geschaffen worden sind, wohl aber so gemalt, dafs man von ihnen glaubt, sie werden das thun, worauf es ankommt. Im übrigen beklagt Verf. manches, was auch vom Publikum nur zu oft unrichtig beurteilt wird, weil es sich meist um technische Dinge handelt, um Entdeckungen, die uns aber dringend not thaten. Man wird auch in diesen Studien das Morgenrot einer neuen Kunst begrüfsen müssen.

Die Musik kommt in dem Buche zu kurz. Es ist schade, dafs dieses Kapitel in derartigen Werken fast immer stiefmütterlich behandelt wird. Und doch liegt hier der Ideale höchstes. Leicht ist die Sache nicht; denn gerade da, wo alle übrigen Mittel der Darstellung versagen, ganz besonders aber das Wort, da hebt uns die Musik zur allerreinsten und höchsten Höhe. Sicherlich kann hier das Beste nur gefühlt, kaum aber ausgedrückt werden; wie aber die Orgel die Gemeinde im Kirchengesang zusammenhält, wo sie werkthätig am Gottesdienst betheiligt ist, so kann die Musik überhaupt alle übrigen Künste zu einer grofsen Gesamtkunst zusammenfassen, zu der grofsen Lebenskunst und künstlerischen Lebensauffassung hinführen, wie das Wagner wollte, in dem das Ideal der Moderne in gewissem Sinne beschlossen liegt. Wer aber wäre mehr dazu bestimmt als wir Deutschen? Nicht die Kunst für die Kunst, sondern die Kunst für unser Leben, das soll das Ziel sein!

Mit dem Kapitel über die Poesie kommt Verf. wieder in sein eigentliches Fahrwasser, und wir merken wieder den begeisterten Lehrer, wie er überall zündet, überall anregt. Wie richtig ist sein Urteil über die Art des homerischen Schaffens, einen wie sicheren Mafsstab giebt er uns für die Beurteilung des ästhetischen Gehaltes eines Werkes in die Hand! Alles das pafst auf die ganze Kunst überhaupt. Nichts ist vergessen, die Schauspielkunst ebensowenig wie die Rezitation.

Im Kapitel „Idealismus im Leben“ werden uns die einzelnen Berufe hinsichtlich ihrer Stellung zum Ideal vorgeführt. Im Schlufswort wird darauf hingewiesen, dafs dem deutschen Volke seine Ideale nicht abhanden gekommen sind, dafs sie in ihm leben und wir nur Männer brauchen, sie ihm zu predigen. Dafs wir am Verfasser des „Idealismus“ einen solchen Prediger haben, dazu wollen wir uns freudig Glück wünschen.

Halle a. S. C. Steinweg.

F. Hupfeld, Der Römerbrief. Berlin 1901, Reuther und Reichard. 50 S. 8. 1 ℳ.

Die Durchnahme des Römerbriefes auf der Oberstufe der höheren Schulen gehört zu den schwierigsten Aufgaben, die dem Lehrer gestellt werden. Wenn Jülicher (Einleitung in das Neue Testament) im allgemeinen von den Paulinischen Briefen sagt, dafs sie mit der „Fülle einander drängender Gedanken, ihrer oft das Gedachte nur andeutenden Knappheit, ihrer die schärfste Aufmerksamkeit fordernden Dialektik neben den aufregenden Ausbrüchen stürmischer Leidenschaft“ keine leichte Lektüre seien, so trifft dies ganz besonders den Römerbrief. Dazu kommt, dafs dem deutschen Jüngling, der den Traum der Väter vom einigen Deutschland so herrlich erfüllt sieht und sich naturgemäfs in

erster Linie für deutsches Wesen, deutsche Geschichte und Litteratur begeistert, der tagtäglich die Triumphe der Naturwissenschaften und der Technik preisen hört, im Römerbriefe scheinbar eine ganz fremdartige, ja dem deutschen Gemüt teilweise entgegengesetzte Weltanschauung entgegentritt. Auch ist unsere ganze Zeit nicht geneigt, ihr Augenmerk auf ihr persönliches Innenleben und die verschlungenen Pfade des Herzens zu richten, um wie viel weniger kann man von unserer Jugend verlangen, dafs sie dem „gedankenschweren, aus dem reichen Schatze tiefster persönlicher Erfahrung geschöpften Inhalt" des Römerbriefes Interesse und Verständnis entgegenbringen soll. An seinen innersten Vorgängen läfst der Jüngling nicht gern rühren, ja eine gewisse Scheu hält ihn ab, davon zu reden. Es ist daher begreiflich, wenn viele, auch hervorragende Schulmänner, und nicht minder die Theologen, die sich nur ungern an die in ihrer Schulzeit dem Römerbriefe gewidmeten Religionsstunden erinnern, für die Entfernung dieses überaus schwierigen Gegenstandes aus dem Schulunterricht eingetreten sind. Anderseits ist es nun einmal wahr: das Beste ist für die Jugend gerade gut genug. Die bedeutendste Schrift der urchristlichen Litteratur, die auf die Entwicklung der Kirche von so mächtigem Einflufs gewesen ist, darf der Jugend trotz aller Schwierigkeiten nicht vorenthalten werden. Es mufs eben eine Form gefunden werden, in welcher der scheinbar unverdauliche Stoff den Schülern nicht nur als eine leicht verdauliche, sondern als eine wohlschmeckende und angenehme Kost erscheint. Dazu ist die vorliegende Schrift ein vorzügliches Hilfsmittel. Wie gut es Hupfeld versteht, die Gedankenwelt der Apostel dem Bedürfnis unserer Jugend anzupassen, hat er schon in seiner Behandlung der katholischen Briefe gezeigt. Dafs er sich im Römerbriefe auf das Wichtigste und Wesentlichste beschränkt hat, wird jeder Fachgenosse nur billigen.

Ohne auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich hauptsächlich hervorheben, worin m. E. die Vorzüge des Schriftchens bestehen. Erstens geht er den wichtigsten religiösen, die ganze Christenheit bewegenden Fragen auf den Grund und spricht dann seine Überzeugung unumwunden und klar aus, unbekümmert um traditionelle, mehr gewohnheitsmäfsige als wissenschaftlich begründete Auffassungen. Wahrhaftigkeit ist das erste Erfordernis, wenn der Religionsunterricht seinen Hauptzweck erreichen, d. h. wenn er im Sinne der neuen Lehrpläne charaktervolle christliche Persönlichkeiten heranbilden soll (vgl. Schwarzkopff in der Zeitschr. f. d. ev. Religionsunterricht 1901 S. 5—16). So hebt H. zu 1, 3 mit Hinweisung auf Röm. 8, 3 und Phil. 2, 7 mit Recht ausdrücklich hervor, dafs Paulus und die älteste Christenheit von einer „Jungfrauengeburt" nichts wufsten. Im Zusammenhange damit verwirft er das einseitige Bestreben, im Anschlufs an Paulus ausschliefslich den auferstandenen und erhöhten Christus zu be-

tonen[1]), wobei der geschichtliche, der lehrende und wirkende Christus der Synoptiker häufig zu kurz kommt. Die Schüler verlangen etwas Greifbares, Plastisches, ihrer Vorstellungskraft Entsprechendes, und darum wird besonders der Sünderheiland, der mit einer nicht von dieser Welt stammenden Liebe das Verlorene, die Armen und Gedrückten sucht, anderseits den Grofsmögenden und Selbstgefälligen mit dem heiligen Ernst und der Wucht rücksichtsloser Wahrheitsliebe entgegentritt, ein unauslöschliches Bild in ihnen hervorrufen. Ebenso klar ist das S. 6 zu *ὑπακοὴ πίστεως*, zu 1, 16 und 3, 21—30 Gesagte. Der evangelische Glaubensbegriff, über den unter den Gebildeten eine heillose Verwirrung herrscht, kann den Schülern nicht oft genug dargelegt werden. Sehr schön spricht sich darüber auch Henke (Die Bergrede Jesu S. 12) aus. „Graue Theorie" und „reine Lehre" ist leider noch weiten Kreisen das Wesen des Christentums. Auch der seit Luther vielumstrittene Begriff der *δικαιοσύνη θεοῦ* ist in anschaulicher und frischer Weise (S. 9—11) behandelt, wobei auch ausdrücklich die für die Kirchenlehre so verhängnisvolle Anselmsche Satisfaktionstheorie abgewiesen wird.

Auch dafür wird man H. sehr dankbar sein müssen, dafs er oft (S. 8, 15, 17, 22 u. s. w.) unsere grofsen Dichter, Philosophen und Schriftsteller zum Vergleich heranzieht. Das „schroffe Verdammungsurteil", das diesem Verfahren nach dem Vorwort zu den katholischen Briefen zu teil geworden ist, scheint mir so ungerecht und ein so geringes Verständnis für das geistige Leben der Jugend zu verraten, dafs es wohl schwerlich von einem Schulmanne ausgegangen sein kann. Denn gerade daraus soll der Schüler erkennen, dafs das Christentum in seiner sauerteigartigen Kraft das ganze menschliche Geistesleben beherrscht, und dafs unsere Geistesheroen, auch wenn sie ihre tiefen Gedanken nicht in die hergebrachten Formen kleideten, als Vorkämpfer für das Christentum betrachtet werden können. Dem steht auch nicht die Thatsache entgegen, dafs sie oft gegen die herkömmliche Form des Christentums polemisierten und zur Kirchenlehre ihrer Zeit sich gleichgültig oder gar feindlich verhielten[2]). Religion gehört eben zum Wesen des Menschen, und niemand kann sich ihrer Macht entziehen. „Die Menschheit ist unheilbar religiös" (Sabatier, Religionsphilosophie auf psychologischer und geschichtlicher Grundlage S. 3). Und wenn den Schülern zum Bewufstsein gebracht wird, dafs gerade unsere beiden gröfsten Dichter eine genaue Bekanntschaft mit der Bibel besafsen, so wird dadurch ihre Achtung vor der heiligen Schrift nur erhöht werden. Für H. sprechen auch die neuen Lehrpläne mit ihrer Forderung,

---

[1]) Vgl. Müller, Kirchengeschichte (Freiburg 1892) Bd. 1 S. 31, Anm.

[2]) Nippold, Einleitung in die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts (Elberfeld 1880) S. 272 ff.

den Religionsunterricht zu allen übrigen Lehrgegenständen, insbesondere den ethischen, in engste Beziehung zu setzen.

Darum zieht der Verfasser auch andere Religionen recht passend zum Vergleich heran. Denn gerade dadurch kann der Schüler zu einem klaren Urteil und zu der Einsicht gelangen, warum das Christentum die vollkommene und absolute Religion ist, die nicht mehr übertroffen werden kann. Dem Gymnasiasten mufs auch in der Religionsstunde gezeigt werden, warum wir so viel Zeit den heidnischen Griechen und Römern widmen, und weshalb auch sie *παιδαγωγοὶ εἰς Χριστόν* genannt werden können. Das bekannte Wort Augustins, dafs die Tugenden der Heiden glänzende Laster seien, wird, wenigstens in dieser schroffen Form, die erforderliche Zurückweisung erfahren müssen[1]). Bei S. 15 konnte vielleicht noch erwähnt werden, dafs der Begriff der *ἐλεημοσύνη* dem Heidentum fremd war. Mit Recht nimmt H. S. 25 auch auf den besonders seit Schopenhauer viel mit dem Christentum verglichenen Buddhismus Rücksicht.

Da das Christentum nicht Theorie ist, sondern auch im Zeitalter des Verkehrs eine Macht bildet, die auf allen Gebieten des menschlichen Lebens sich wirksam zeigt, so mufs die Bibellektüre stets auf die Gegenwart Bezug nehmen. Auch in dieser Beziehung ist H. ein guter Wegweiser. Mit Recht tadelt er S. 8 an unserer Zeit die häufige Oberflächlichkeit in religiösen Dingen und den Mangel an Glaubenserfahrung. Ebenso ist der Vergleich der 1, 21—32[2]) und 2, 17—29 S. 18 geschilderten Verhältnisse und Zustände mit den unsrigen recht angebracht. Taufe und äufsere Kirchlichkeit sind auch heute vielfach das Ruhekissen, worauf man mit stolzer Selbstgefälligkeit und Verachtung der „Ungläubigen" ausruht. Über die praktische Bedeutung der Lehre von der Rechtfertigung aus Glauben und ihre Wichtigkeit für das Leben jedes einzelnen giebt H. S. 25, über das Verhältnis von Rechtfertigung und Heiligung, Religion und Sittlichkeit S. 27 und 28 beherzigenswerte Winke, und ebenso lebenswahr ist das, was er S. 31 über die verschiedene Stellung der Menschen zur Sünde sagt. Wenn auch die Kluft zwischen „Soll und Haben" nur wenigen Menschen in ihrer ganzen Gröfse zum Bewufstsein kommt und Seelenkämpfe wie bei Paulus, Augustin und Luther hervorbringt, so ist es doch Pflicht jedes gebildeten Menschen, strenge und unbestechliche Selbstkritik zu üben und, so schmerzlich es auch sein mag, mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit den eigenen Schwächen nachzuforschen. Dann erst versteht man jene tief religiösen Naturen und die Verzweiflung, die in den Stofsseufzer ausbricht: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen

[1]) Vgl. Harnack, Sokrates und die alte Kirche (Christliche Welt 1900, No. 43).

[2]) Vgl. Mauersberg, Kulturbilder aus der Zeit des untergehenden Roms (Zeitschrift für Kulturgeschichte von Steinhausen Bd. VIII Heft 2).

von diesem Todesleibe!" Ganz ausgezeichnet ist zu 13, 1 ff. der Abrifs über das Verhältnis der Christen zur Obrigkeit im Laufe der Geschichte. Gerade die Kinder unserer Zeit müssen eindringlich daran erinnert werden, dafs sich das stolze Manneswort angesichts der Grofsen dieser Welt „Hier stehe ich, ich kann nicht anders", worauf die ganze Neuzeit beruht, sehr wohl mit dem Gehorsam gegen die Obrigkeit verträgt, ja unter Umständen eine Gewissenspflicht ist.

Dafs der Römerbrief die verschiedensten Behandlungen erfahren kann, ohne dafs man die eine oder die andere als unrichtig bezeichnen könnte, ist selbstverständlich. So würde ich z. B. bei 5, 12 ff. ein genaueres Eingehen auf die Erbsündenlehre und die Bedeutung der Erzählung vom Sündenfalle für wünschenswert halten, besonders da das Alte Testament in den oberen Klassen nicht mehr durchgenommen wird. Hier bietet sich eine passende Gelegenheit, dem Primaner, der bald ins Leben hinaustritt, noch einmal auseinanderzusetzen, dafs das Alte Testament nicht nur Geschichte, sondern auch poetische Erzählungen und Sagen enthält, und dafs besonders „die Sagen der Genesis vielleicht die schönsten und tiefsten sind, die es je auf Erden gegeben hat" (Gunkel, Genesis Einl. § 1).

S. 12 hat H τὸ γνωστὸν τοῦ θεοῦ (1, 19) mit „Kunde von Gott" übersetzt. Vorzuziehen ist offenbar die Übersetzung der revidierten Lutherbibel: „Was man von Gott weifs".

Bei 1, 21—32 glaube ich, dafs Paulus nicht nur verallgemeinert, sondern auch übertreibt. Zwar stimmt das Sittengemälde, das er vom Heidentum seiner Zeit entwirft, mit andern Berichten überein, z. B. mit Juvenal, aber es liegt in der Natur des Satirikers, gerade das Grausige und Lasterhafte ans Licht zu zerren. Auch Seneca sieht wohl allzusehr durch die Brille des stoischen Philosophen. Wenn ein Juvenal den Sittenzustand der modernen Grofsstädte mit ihrer Genufssucht, den Sittlichkeitsprozessen, ihren wüsten Geldspekulationen und Bankkrachen schilderte, würde dann die Nachwelt unsere Zeit nicht auch ungerecht beurteilen? Ferner ist zu beachten, dafs der Römerbrief von Korinth aus geschrieben ist. Diese blühende Handelsstadt, die schon im alten Griechenland durch ihre Gastmähler und Trinkgelage verrufen war, zeigte dem Apostel bei dem grofsen Reichtum und dem internationalen Verkehre gewifs manches trübe Bild der Verworfenheit und sittlichen Elends. Ist es also zu verwundern, wenn P. bei einem solchen Anblick die Farben etwas stark auftrug?

Mag mancher auch in verschiedenen Punkten mit H. nicht übereinstimmen, so viel ist mir zweifellos, dafs er den richtigen Weg betreten hat, auf dem der Römerbrief in der höheren Schule zu Ansehen und richtiger Würdigung gebracht werden kann. Wird diese Behandlung auch auf die andern Gebiete des Religions-

unterrichts übertragen, die doch alle nach den ausdrücklichen Bestimmungen der neuen Lehrpläne zur heiligen Schrift hinführen sollen, so wird die noch vielfach herrschende Meinung, daſs religiöse Fragen ein sacrificium intellectus verlangen, sicher mit der Zeit verschwinden. Die Theologie wird dann bei den Vertretern der andern Wissenschaften ihren vollen Kredit, den sie infolge einer alten Schuld nach Harnacks ernsten Worten verloren hat, wiedererlangen, und auch der Religionsunterricht wird auf der höheren Schule wieder die wichtige Stellung einnehmen, die er nach seiner ganzen Natur und seines hohen Zieles wegen einnehmen muſs. Vgl. Paulsen, Philosophia militans S. 170 ff.).

Görlitz. **Adolf Bienwald.**

Gotthold Klee, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Vierte, verbesserte Auflage (11—13. Tausend). Berlin 1901, Georg Bondi. VIII u. 188 S. 8. 1,50 *M*; geb. 2 *M*.

Nach dem amtlichen Verzeichnis der an den höheren Lehranstalten Preuſsens eingeführten Schulbücher von Dr. Horn, Teubner 1901, sind unter den 564 höheren Schulen Preuſsens nur 48, also noch nicht ein Zehntel, an denen die Einführung eines Lehrbuchs für die deutsche Litteraturgeschichte ordnungsmäſsig genehmigt[1]) worden ist; und zwar ist an 24 Anstalten das Buch von Kluge in Gebrauch, an 9 Herbst-Brennig, an 6 Egelhaaf, an 2 Pütz, an 1 Pichon; dazu an 6 der kurze Abriſs der Litteraturgeschichte in Viehoffs Handbuch.

Am zahlreichsten sind in Ostpreuſsen die höheren Schulen, die sich eines solchen Hilfsmittels bedienen — 11 von 23, also fast die Hälfte —, während in der Provinz Posen gar keins benutzt wird.

Daſs Klees Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte, zumal in der neuen vielfach verbesserten Auflage die sämtlichen oben genannten Hilfsbücher nach Form und Inhalt, an wissenschaftlichem, wie didaktischem Wert hoch überragen und, wo man sich für Einführung eines Litteraturbuches entscheidet, ohne jede Frage vor allen den Vorzug verdienen, kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, da die gesamte Kritik mit seltener Einmütigkeit der inhaltlichen wie formellen Gediegenheit der Arbeit, dem reifen Geschmack und besonnenen Urteil, wie der markigen Kraft und lebendigen Frische der Darstellung freudige Anerkennung gezollt hat.

---

[1]) Nach dem Verzeichnis im Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung 1890 S. 369, bei dem „dieser Gesichtspunkt nicht ganz streng innegehalten“ wurde, ist die Zahl fast genau noch einmal so groſs (95); offenbar ist jedoch seit Einführung der Lehrpläne von 1891/92 der Gebrauch von Litteraturgeschichtsbüchern nicht unerheblich zurückgegangen.

Ob jedoch überhaupt die Einführung eines Hilfsbuches für deutsche Litteraturgeschichte an den höheren Schulen wünschenswert oder entbehrlich ist, darüber sind nach den obigen statistischen Angaben die Ansichten geteilt, und die weitaus gröfsere Mehrzahl der Stimmen verhält sich ablehnend. Offenbar soll nach ihrem Urteil die lebendige Persönlichkeit des Lehrers das tote Lehrbuch ersetzen; aus seinem Munde sollen die Schüler lernen, was sie nötig haben; wie die deutsche Grammatik soll er für sie auch die Litteraturgeschichte gleichsam verkörpern.

Diese ideale Forderung wäre erreichbar, wenn Lehrer und Schüler selbst Ideale wären, wenn jene den Stoff in glücklicher Auswahl mit höchster Kraft, Frische und Klarheit darböten, diese von so scharfer Auffassungskraft und so treuem Gedächtnis wären, um das Vorgetragene richtig aufzunehmen und zu behalten. Beides ist für den Durchschnitt nicht erreichbar, besonders werden aber selbst begabte Schüler ohne schriftlichen oder gedruckten Anhalt auch nicht den dritten Teil des Gebotenen bis zur nächsten Stunde behalten und vollends nach einiger Zeit, da die Möglichkeit einer häuslichen Wiederholung fehlt, fast alles rettungslos wieder vergessen. So mufs denn eine grenzenlose Unsicherheit, ja Unwissenheit auf dem ganzen Gebiete der Litteraturgeschichte Platz greifen, während doch die Lehrpläne von 1901 Bekanntschaft mit ihren wichtigsten Abschnitten und mit dem Leben von Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller verlangen (S. 19); oder man greift wohl auch noch heute, da man nicht weifs, wie man sonst jenen Anforderungen gerecht werden soll, zu dem leidigen, oft verfemten Diktieren und Nachschreiben, das, von andern Übelständen abgesehn, zum mindesten höchst zeitraubend ist. Will man dagegen, wie billig, die ganze Zeit und Kraft in den wenigen deutschen Stunden auf die Lektüre verwenden, so leistet zur Aneignung des unentbehrlichen Gedächtnisstoffes, insbesondere der Lebensgeschichte der Dichter ein Hilfsbuch vortreffliche Dienste, freilich nur, wenn es gut ist und verständig benutzt wird.

Es ist nicht zu leugnen, dafs beides gar oft nicht zutrifft, und dieser Mifsbrauch, insbesondere das Auswendiglernen fertiger Urteile über Dichterwerke bedeutet, weil es zur Denkfaulheit und Überhebung verleitet, ohne Zweifel eine Gefahr; da will man dann lieber auf jedes Buch verzichten. Das heifst aber doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Denn ist nicht ein Mifsbrauch bei jedem Gebrauche möglich? Und wird man auf eine nutzbringende Sache verzichten, weil sie gemifsbraucht werden kann? Zum Glück ist jedoch dieser Gefahr, die bei den älteren Litteraturbüchern, wie man zugeben mufs, nicht selten Unheil angerichtet hat, bei dem Werke von Klee grundsätzlich entgegengewirkt, da derartige fertige Urteile über Dichter und ihre Schriften, wie auch nutz- und sinnlose Analysen und Inhaltsangaben von

Dichtungen, die in der Schule gelesen werden, mit richtigem Takte durchweg gemieden sind.

So leicht es ist, in jenen älteren Werken eine Anzahl, ja eine Unzahl von grofsen und kleinen Fehlern und Versehen zu entdecken, so schwer ist dies in der vielfach berichtigten Auflage von Klee, die in höchstem Mafse zuverlässig genannt werden darf. Nur auf wenige minder bedeutende Dinge — bei einem Schulbuche ist ja auch das Kleine zu beachten — möchte ich wieder die Aufmerksamkeit des Verfassers lenken:

S. 73 (Mitte) „Die Verwendung des Wunderbaren verwarf Gottsched gänzlich". Nicht ganz zutreffend; vgl. Kap. V von Gottscheds „Kritischer Dichtkunst", wo dieser mehrere Arten seiner Verwendung (freilich ohne Verständnis) gestattet; „nahezu gänzlich" wäre richtiger. — S. 74 Z. 11 v u. (oder S. 105) empföhle es sich, Herders Begriff der Humanität durch den Zusatz zu verdeutlichen: „den er in einer Vereinigung von Vernunft und Billigkeit, von Wissen und Liebe sieht".

Auch Herders Wahlspruch vermifst man (der seinen Siegelring zierte und über seinem Grabe steht), die Worte: „Licht, Liebe, Leben". — S. 157 Z. 12 v. u. Michael Kolhaas, nicht Kohlhas. — S. 164 u. öfter. Bei Schlegel vermifst man den einen Vornamen, auch war Schlegel damals bereits geadelt. — S. 164 Z. 13 v. u. Das Heinische Kokettieren, nicht Heinesche; vgl. Wustmann S. 91. — S. 164. Heines Ballade „Tragödie" ist ein Volkslied, zu dem er nur das Schlufsgedicht hinzugefügt hat. — S. 165 Z. 7 v. o. Darf man sagen: einem einen Ehrentitel verdienen, statt erwerben? — S. 167 Mitte. Willibald Alexis, nicht Willibald. — S. 180 Anm. Z. 1 lies Hans Hopfen (statt Hopsen). — S. 179. Die Behandlung von Julius Wolff erscheint mir doch gar zu hart; als Lyriker wenigstens steht Wolff wohl sicher über dem ganzen Schwarm der Modernen und Modernsten. — S. 89 Mitte. Schreib Ringulph statt Ringulf. — S. 136 Z. 5 v. o. Schillers Vater bezeichnet man seinem Stande nach richtiger als Feldscher statt als Leutnant, was irreleiten kann. — S. 145 Z. 6. Der Charakter des Mohren in Schillers Fiesco erscheint mir keineswegs als ein „Meisterzug"; vielmehr tritt die mangelnde Lebenserfahrung des jugendlichen Dichters in der Zeichnung, richtiger Verzeichnung dieses in allen Zügen übertriebenen und unmöglichen Ungeheuers deutlich genug zu Tage. Welch ein Fortschritt zu lebenswahrer Schilderung in der Charakteristik der Mörder Wallensteins! — S. 117. Recht wünschenswert wäre eine genauere Darstellung der Verhältnisse und Persönlichkeiten am Hofe Karl Augusts; über Weimars und unsrer Dichtung „goldne Zeit" genauer unterrichtet zu sein, ist wertvoller als die Kenntnis ganzer Litteraturperioden.

Besonders dankenswert ist es, dafs Verf. mit gewohnter stilistischer Meisterschaft der Anregung gefolgt ist, Goethes und

Schillers Leben nicht mehr im Telegrammstil kurzer Satzfragmente, sondern in ganzen Sätzen zu erzählen.

Wehlau. Max Nietzki.

Ed. Wetzel und Fr. Wetzel, Die deutsche Sprache. Eine nach methodischen Grundsätzen bearbeitete Grammatik für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Weiter herausgegeben von Emil Wetzel und Erich Wetzel. — Dazu Handbuch der Orthographie zum Gebrauch für Lehrer. Elfte Auflage. Bielefeld und Leipzig 1901, Velhagen und Klasing. XVI u. 428 S., dazu X u. 113 S. 8. Zusammen 4,50 M.

Das in neuer Auflage vorliegende Werk hat, was die Einrichtung anbetrifft, keine Änderung erfahren. Es zerfällt wie früher in drei Bücher; das erste behandelt die Etymologie, das zweite die Syntax, das dritte die Interpunktion. Der Lehrstoff ist auf drei Stufen (Unter-, Mittel- und Oberstufe) verteilt. Die elfte Auflage ist aber durchaus nicht nur ein Neuabdruck der früheren; vielmehr sind im einzelnen von den Herausgebern wesentliche Änderungen vorgenommen worden. Auf dem Gebiete der etymologischen Ableitung und Erklärung sind nach der Vorrede (S. VII) die Wörterbücher von Grimm, Heine, Heintze, Kluge, Paul und Wilmanns' Deutsche Grammatik zu Rate gezogen worden, für die Lehre vom Verbum die Bücher von Kauffmann, Sütterlin und Erdmann, durchgehends benutzt sind auch Paul: Prinzipien der Sprachgeschichte und Behaghel: Geschichte der deutschen Sprache.

Was zunächst die Änderungen in der Lautlehre anbetrifft, so ist in § 3 der für die dritte Stufe bestimmte Abschnitt gänzlich umgearbeitet worden. Es werden jetzt nach Scherer und Brücke vier Artikulationsbedingungen angenommen und ziemlich eingehend besprochen. Hinsichtlich des H-Lautes stimmen die Herausgeber weder Merkel und Sievers, noch Teschmer und anderen bei; am natürlichsten scheint es ihnen zu sein, dafs man den Laut zu den Spiranten rechnet. Bei der Besprechung der sogenannten Halbvokale werden die Ansichten von Braun, Weigand, Brücke und Trautmann erwähnt. — In § 4 ist bei der Lautverschiebung Verners Gesetz und der sogenannte grammatische Wechsel behandelt, was in den bisherigen Auflagen fehlte. — In den §§ 21—23, wo von den zusammengesetzten Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörtern gesprochen wird, ist die Bedeutung des Bestimmungswortes übersichtlicher als früher dargestellt. — In § 30 ist die Überschrift „Wesen des Dingwortes" geändert in „Wesen des Hauptwortes". „Die Hauptwörter sind", so heifst es jetzt, „die Namen von Personen, Tieren und Sachen und antworten auf die Fragen: wer? oder was?" u. s. w. Diese Definition entspricht nicht der in § 31 stehenden „Übersichtlichen Darstellung", wo die Konkreta in Personennamen, Tiernamen

und Sachnamen geteilt werden. — § 83 ist insofern geändert, als nicht mehr vier „Sprachweisen oder Modi" angenommen werden, sondern nur drei. Der Konditionalis ist als selbständiger Modus gestrichen und als zweite, umschriebene Form des Conjunctivus Imperfecti und Plusquamperfecti behandelt. — In § 85 ist ein Abschnitt über den optativen und potentialen Sinn des Konjunktivs und über seine Anwendung als Modus irrealis hinzugefügt. Neu ist auch die Übersicht über den Konjunktiv, indem sein Vorkommen in Hauptsätzen von dem in Nebensätzen unterschieden wird. — In § 88, wo von der starken, schwachen und unregelmäfsigen Konjugation gesprochen wird, ist die Bemerkung hinzugekommen, dafs die Präteritalbildung der schwachen Verba sprachgeschichtlich nicht auf Zusammensetzung beruht, sondern einen indogermanischen Aorist darstellt.

In der Satzlehre (§ 144) ist der Begriff des zusammengezogenen Satzes im allgemeinen aufgegeben und dafür die Bezeichnung „der mehrgliedrige einfache Satz" eingeführt. Höchstens Sätze wie: „Seine Brüder haben dich und er (hat) mich beleidigt" wollen die Herausgeber als zusammengezogen ansehen. — In der Lehre vom Attribut und der Apposition (§ 154) ist einiges hinzugefügt, u. a. die Bemerkung, dafs man bei Angabe des Datums z. B. zu schreiben habe: Am Mittwoch, den vierten August. Dafs Wustmann und andere, wenn „am Mittwoch" vorausgeht, den folgenden Akkusativ für falsch erklären, ist nicht erwähnt.

In der Orthographie hat vor allem die Einleitung zum zweiten Kapitel (Entwicklung des Vokalismus) eine durchgreifende Änderung erfahren. Der Paragraph beginnt jetzt mit einer Übersicht über die Vokale, die das Urdeutsche befafs. Dann werden unter I. die Vokale in den betonten Silben und unter II. die in unbetonten Silben in eingehender Weise besprochen. Viele Änderungen mufsten die Herausgeber auch hinsichtlich der etymologischen Ableitung und Erklärung der Wörter vornehmen, wobei sie sich auf die oben genannten Werke gestützt haben. An den orthographischen Regeln zu ändern, haben sie, wie sie in der Einleitung S. VIII erklären, „um so weniger für nötig gehalten, als in Kürze eine Reform der deutschen Rechtschreibung zu erwarten ist". Nur der Schlufs von § 14, in dem die Abteilung der Silben besprochen wird, weicht in betreff des st etwas von den früheren Auflagen ab.

Das Handbuch der Orthographie scheint mir ganz besonders empfehlenswert zu sein, und zwar in doppelter Hinsicht. Erstens nämlich ermöglicht es, indem es bei den Wörtern die ursprüngliche fremdsprachliche oder deutsche Form und ihre allmähliche Entwicklung angiebt, eine wissenschaftliche Beurteilung orthographischer Fragen; zweitens ist es aber auch für den praktischen Gebrauch recht geeignet, weil es manche Fälle, die im

amtlichen Regelbuch nicht erwähnt sind, berücksichtigt, z. B. S. 69 (Trennung der Silben), S. 76 (§ 17: Der Gebrauch kleiner Anfangsbuchstaben bei Wörtern substantivischer Natur).[1])

Was die anderen Teile des Buches betrifft, die doch in erster Linie als „Grammatik für höhere Lehranstalten" bezeichnet werden, so möchte man an einigen Stellen, z. B. in dem oben besprochenen § 3 sagen, dafs die Herausgeber zu sehr auf wissenschaftliches Detail eingegangen seien. Im übrigen aber mufs man anerkennen, dafs das meiste gut, z. T. vortrefflich ist (z. B. in der Lehre von den Redeteilen § 135: Präpositionen mit dem Dativ oder dem Akkusativ).

Die Regeln und Definitionen sind zwar manchmal etwas wortreich, aber doch meist klar und bestimmt, die Beispiele, die in grofser Menge geboten werden, mit Geschmack ausgewählt und durchweg brauchbar. Es wäre wohl aber gut, wenn bei einer neuen Auflage des Buches noch mehr die Fälle berücksichtigt würden, in denen der Sprachgebrauch schwankt. Wie denken die Herausgeber z. B. über die Konjugation von „zurückschrecken", wenn es intransitiv ist? Sagen sie z. B. (vgl. Heintze, Deutscher Sprachhort, S. 691): „Dann schrak Chamissos friedfertige Natur auch vor einem Kampfgedichte nicht zurück", oder lassen sie das an sich unrichtige, aber durch weit verbreiteten Sprachgebrauch geschützte „schreckte zurück" gelten?

Viele solcher zweifelhaften Fälle sind zwar erwähnt, ich vermag mich aber nicht immer der Ansicht der Herausgeber anzuschliefsen. So heifst es z. B. S. 278: Die Räuber i s t ein Schauspiel von Schiller, und: Ich bin ein Bewunderer von Schillers R ä u b e r. Viele werden mit mir im ersten Falle „sind", im zweiten „Räubern" vorziehen. So spricht man doch wenigstens, warum soll man es nicht auch schreiben? Auch in Bezug auf S. 101 (Die Ufer des schönen R h e i n), S. 183 (Imperativ f e c h t e), S. 291 (I h r e lang e r w a r t e t e Fräulein Schwester) u. a. kann ich den Verfassern nicht beipflichten.

Was endlich das Register betrifft, so wäre es wünschenswert, wenn es vervollständigt würde. So fehlen z. B. die S. 83 als im Geschlecht schwankend bezeichneten Substantiva „Bereich", „Barometer", „Thermometer" u. s. w. Je mehr einzelne Wörter ein solches Verzeichnis enthält, desto besser scheint es mir zu sein.

Aber das sind ja Kleinigkeiten; im ganzen ist das den n e u e r e n Ergebnissen der W i s s e n s c h a f t Rechnung tragende Buch durchaus zu empfehlen, wenigstens zum Gebrauch für L e h r e r und zum S e l b s t s t u d i u m. Übrigens sind in dem-

---

[1]) Das Obige war geschrieben, bevor Genaueres über die n e u e deutsche Rechtschreibung bekannt wurde. Diese macht allerdings in dem Wetzelschen Buche manche Änderung nötig.

selben Verlage zwei kleinere Bücher derselben Verfasser und Herausgeber erschienen, nämlich ein „Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprache" (für höhere Lehranstalten) und ein „Grundrifs der deutschen Grammatik" (für mehrklassige Schulen).

Berlin. Otto Podiaski.

---

1) Johannes Müller, Aufgaben aus klassischen Dichtern und Schriftstellern zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen in höheren Lehranstalten. Aus Berliner Programmen zusammengestellt und systematisch geordnet. Zweite Auflage. Berlin 1901, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). VIII u. 247 S. gr. 8. 3 *M*.

In der ersten Auflage hatte der Verf. eine möglichst vollständige Zusammenstellung der im Anschlufs an die Lektüre klassischer Dichter und Schriftsteller gegebenen Aufgaben bezweckt, die in den Jahren 1880—86 an den Berliner höheren Lehranstalten bearbeitet worden sind. Die neue Auflage ist durch die überaus zahlreichen, in der Zwischenzeit behandelten Aufgaben erheblich vermehrt worden. Im 9. Heft vom Jahrgang XLI dieser Zeitschrift hatte Paul Nerrlich das Buch angezeigt und an demselben erhebliche Ausstellungen gemacht; er tadelte die Anordnung im ganzen und den Mangel jeglicher „das Überflüssige und Ungehörige" ausscheidenden Kritik. Verf. hat sich durch die Vorwürfe nicht beirren lassen. Er hat zwar, um das Buch nicht zu umfangreich zu machen, die Zahl der ähnlich lautenden Themata verringert, ist aber im Interesse der Brauchbarkeit und der schnelleren Auffindung eines Themas bei seiner ursprünglichen Anordnung geblieben, — und er hat daran wohl recht gethan; denn für viele Kollegen ist das Buch gerade in der ihm gegebenen Form nutzbar geworden. Die Beschränkung der Zusammenstellung auf die an Berliner Schulen gestellten Aufgaben wird das Buch den Berliner Kollegen wertvoll machen, weil es ihnen ein recht deutliches Bild ermöglicht von dem, was in Behandlung der deutschen Aufsätze in Berlin angestrebt und geleistet wird; aber auch über Berlin hinaus wird es den Kollegen, die in den oberen und mittleren Klassen den deutschen Unterricht erteilen, wie Verf. mit Recht hofft, eine angenehme und willkommene Gabe sein und sich fernerhin als brauchbar erweisen.

2) J. Wahner, Aufgaben aus der deutschen Prosalektüre der Prima. Zweites Bändchen: Aufgaben aus Schillers Prosa. Leipzig 1901, Wilhelm Engelmann. X u. 84 S. 8. kart. 1 *M*.

Über das erste Bändchen, das eine Zusammenstellung von Aufgaben aus Lessings „Laokoon" bietet, habe ich mich in dieser Zeitschrift vor einem halben Jahre anerkennend ausgesprochen. Das vorliegende Büchlein ist in demselben Geiste

gearbeitet. Verf. hat aus den bedeutenden Sammlungen deutscher Aufsätze und Dispositionen die im Anschlufs an Schillers Prosaschriften angefertigten gesammelt, auch wohl durch eigene vermehrt und in zweckentsprechender Weise geordnet. Er beginnt mit Aufsätzen in Anschlufs an Schillers historische Abhandlungen und schliefst mit Aufsätzen in Anschlufs an die philosophisch-ästhetischen Abhandlungen; als Anhang fügt er noch 241 Themen zur Auswahl hinzu. Das Buch wird jüngeren wie älteren Kollegen Anregung bringen und Hilfe leisten; es sei darum den Lehrern des Deutschen bestens empfohlen. Das demnächst zur Ausgabe gelangende dritte Bändchen wird die „Hamburgische Dramaturgie“ von Professor Prohasel bringen.

Stettin. Anton Jonas.

Th. Körner, Zriny. Herausgegeben und erläutert von E. Genniges. Leipzig 1901, Heinrich Bredt. 1. Teil: Text, mit 2 Karten. 95 S. kl. 8. 0,50 *M*. — 2. Teil: Erläuterungen. VIII u. 139 S. kl. 8. 1,10 *M*.

Es ist mit Freuden zu begrüfsen, dafs die Lehrpläne von 1901 Körners „Zriny“ eine Stelle in der O III eingeräumt haben; denn dieses Stück ist wegen seines idealen Gehaltes ganz besonders geeignet, auf die deutsche Jugend einzuwirken. Mit Recht sind dafür in diesen Lehrplänen Schillers „Tell“ und „Glocke“ von O III nach U II verlegt worden. Dem hübsch ausgestatteten Büchlein ist vorn eine altertümliche Wahre Conterfactur der Belegerung der Vestung Zigeth und hinten eine Karte von Ungarn und Siebenbürgen beigefügt, letztere besonders wertvoll für den Schulgebrauch, weil u. a. die im Drama vorkommenden Namen unterstrichen sind.

Um den Text unseres Dramas hat sich der Hsgb. ein grofses Verdienst erworben. Denn er hat das am 17. April 1899 aus Privatbesitz in das Eigentum des Körnermuseums der Stadt Dresden übergegangene Zriny-Manuskript seiner Ausgabe zu Grunde gelegt und aus ihm den ursprünglichen Körnerschen Text unter Beibehaltung einiger Härten im Ausdruck (S. VIII) herstellt.

Wir haben diesen Text mit einer älteren in Karlsruhe erschienenen Ausgabe von Körners sämtlichen Werken aus dem Jahr 1827 und mit einer neueren von G. Carel (1898, Velhagen und Klasing) verglichen. Das Ergebnis ist folgendes.

Die Körnerschen Formen „ahnden“ statt „ahnen“ und „fodern“ statt „fordern“ sind überall beibehalten und V. 163[1]) die Lesart von M.[2]) „gebrochen“ gegen A.[3]) und C.[4]) „errungen“,

---

[1]) Wir zitieren die Verszifferu nach Genniges' Ausgabe.
[2]) M. = Dresdener Manuskript.
[3]) A. = alte Karlsruher Ausgabe.
[4]) C. = Ausgabe von Carel

sowie V. 909 mit M. „Rittern“ statt C. und A. „Reitern“ eingesetzt worden. V. 78 und 2281 geben M. und A. übereinstimmend „wie“ gegen die Fassung „als“ in C. Aus dem Dresdener Manuskript, das sich mit der älteren Körnerausgabe in manchen Punkten berührt, kann an einigen Stellen die Carelsche Schulausgabe verbessert werden, während manchmal die handschriftliche Lesart nach dem Carelschen Texte umgeändert werden mufs. Wir geben die Abweichungen ersterer Art eingeteilt nach den drei Gesichtspunkten: 1. Formen, 2. Grammatik und 3. Sinn, und stellen zum Schlufs die Beispiele zusammen, worin das Manuskript uns im Unrecht zu sein scheint.

1. Formen. 1976 M. A. Ha, kömmst du, Tod. 1978 noch eh' der Abend kömmt, C. kommst und kommt (vgl. Genniges zu V. 1978)[1]. 503 M. A. Wägen, C. Wagen. 896 M. Wägen, C. A. Wagen. 356 M. Wendelsteg, C. A. Wendelstieg.

2. Grammatik. 1737 M. A. einen Ungar, C. einen Ungarn. 112 M. A. deines Wiens, C. deines Wien. 1466 M. A. viel solche Freunde, C. solcher Freunde. 106 M. A. kein la Valette wehrte ihren Sieg, C. ihrem Sieg. 308 M. A. der meinen besten Helden Furcht gelehrt, C. meine besten Helden. 266 M. A. solch' grofsen Wert, C. so grofsen Wert. 118 M. A. und Wien soll seine Todesfackel brennen, C. ihm als Todesfackel.

3. Sinn. 1996—98. Noch lebst du ja, kannst noch den halben Mond Auf den erstürmten Zinnen Sigeths blicken Und Zrinys Haupt zu deinen Füssen sehn. 997 M. A. blicken (in der Bedeutung von erblicken), C. blinken. 961 Solch' kühner Sieg gelang euch lange nicht. 961 M. A. Sieg, C. Zug. 786 bis 787 Aus eines Haufens enggekeilter Mitte Rifs ich den Rofsschweif mit verweg'ner Hand. 776 M. A. enggekeilt, C. eingekeilt (vgl. die bekannten Worte aus Schillers Wallensteins Tod IV 10: „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge“). 1391—93 Vilacky, Du, Löwe, hüte dich vor deinen Bären! Ein rechter Bär scheut deine Mähnen nicht. Soliman, Dann soll er meine Tatzen fühlen lernen. 1391 M. A. vor deinen Bären, C. vor deinem Bären (nach der richtigen Lesart in M. A. meint Vilacky offenbar Zriny und die Seinigen und nicht etwa, wie aus C. zu schliefsen ist, sich selbst). 1393 M. A. Tatzen, C. Tatze.

In folgenden Fällen aber scheint uns die Lesart bei Carel vor der handschriftlichen und der in Genniges' Text den Vorzug zu verdienen:

380 Helene. Du bist so gut! Eva. Und sollt' ich's denn nicht sein? 380 A. C. denn, M. dann. 448 C. erkundet, M. A. erkündet. 1604—6. Denn besser ist's, es brennt von Grund aus nieder, Als dafs sich Ali Portuk dort verschanze Und um

---

[1]) Die von uns gebilligte Lesart stellen wir jedesmal an den Anfang.

so leichter dann die Altstadt stürme. 1606 C. verschanze, M. A. verschanzt (vgl. dagegen Genniges' Einzelerklärung zu diesem Vers II S. 124). 2203 du fragtest nie mich um ein schlimmes Wort. 2203 A. C. nie mich (wie es prosodisch richtig heifsen mufs), M. mich nie. 166—7. Der in das Herz der deutschen Christenheit den halben Mond durch blut'ge Siege führt. 166 C. Christenheit, M. A. Christenfreiheit (vgl. dagegen Genniges' Erklärung II S. 110). 2333—4. Ich war bei euch beim ersten Waffentanze, Hab' euch vor Wien die Sporen angeschnallt. 2334. C. A. angeschnallt, M. umgeschnallt.

Obgleich sich über die einzelnen Lesarten noch streiten läfst, ergiebt sich doch aus dieser Zusammenstellung, dafs sich Genniges' Text gegen den Carelschen im grofsen und ganzen vorteilhaft abhebt.

Der Kommentar gliedert sich in folgende Abschnitte:

I. Kurze Übersicht (S. 1—2). II. Gang der Handlung (S. 2 bis 28). III. Aufbau, Ort und Zeit der Handlung (S. 28—33). IV. Geschichtliche Grundlage (S. 33—43). V. Charaktere (S. 43 bis 65). VI. Sprache und Vers (S. 66—77). VII. Entstehung, Aufnahme, Würdigung und Veröffentlichung des Dramas (S. 78 bis 91). VIII. Quellen und Vorbilder (S. 91—106). IX. Einzelerklärung (S. 106—134). X. Sentenzen (S. 134—138).

Wir schicken voraus, dafs wir zunächst die Abschnitte I, II, III und V zusammenfassen, dann auf die Besprechung von IV, VI, VII und VIII übergehen und schliefslich noch IX und X in Betracht ziehen werden.

Alles, was die erstgenannte Gruppe giebt, ist klar, eingehend und übersichtlich ausgeführt, nur fragt es sich: Wer sind eigentlich die Leser, auf die das berechnet ist? Sind die Schüler helle Köpfe, so werden sie, sich und ihrem Privatstudium überlassen, alle Auseinandersetzungen über Gang der Handlung und Charaktere überschlagen und sich in den Born der Dichtung stürzen; sind sie sogenannte „Büffler", so werden sie die Ausdrücke „Exposition", „Katastrophe" u. s. w. vielleicht unverstanden auswendig lernen; sind sie träge Schüler, so werden sie, wenn ihnen ein Aufsatz aus dem Drama aufgegeben worden ist, die Charakteristiken abschreiben. Damit wäre für die Schüler also nicht viel gewonnen; denn diese sollen, wie uns scheint, Kunstausdrücke und Charakteristiken nicht systematisch lernen, sondern durch Lektüre und Belehrungen in der Klasse sich allmählich aneignen. Der Lehrer andererseits, der das Drama für seinen bestimmten Zweck durchgelesen hat, braucht über die einzelnen Charaktere keine weitere Unterweisung; dagegen wird er die Auseinandersetzungen des Verfassers über die „hemmenden Momente" (S. 29) und die „Vorwürfe der Kritik" (S. 63—65) mit Interesse lesen. Auf beides wollen wir kurz eingehen.

Mit dem, was der Verfasser S. 29 über den „unerwünschten

Aufenthalt“ und über „die Vorzüge und Nachteile“ sagt, können wir uns im allgemeinen einverstanden erklären und wollen nur zweierlei hervorheben. Erstens: Genniges sagt ganz mit Recht, dafs „wohl schwerlich jemand die beiden Monologe Solimans (I 2; III 5) und die drei Zrinys (II 6; III 8; V 2) missen wolle“, und wir möchten insbesondere auf den Monolog Zrinys (V 2) aufmerksam machen: „So ständ' ich denn im letzten Glüh'n des Lebens u. s. w.“, der mit einem leisen Anklang an Schiller (vgl. „Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern“ mit Schillers Kampf mit dem Drachen: „Was leisteten die tapfern Helden, Von denen uns die Lieder melden“) den Heldentod für Glaube und Vaterland in hochpoetischer Weise schildert, zugleich mit seinen Reimen wie geschaffen zum Auswendiglernen für unsere Schüler. Zweitens aber möchten wir dem Hsgb., der sagt, dafs die epischen Partieen (I 10; II 4 und namentlich II 5) „hemmend wirkten“, entgegenhalten, dafs, wie uns scheint, der Dichter in I 10 den Bauer die asiatische Schar und in II 5 den vom Kaiser an Zriny abgesandten Vilacky die christlich-europäische Gegenschar anschaulich schildern läfst und dafs II 4 der aus dem Kampf zurückkehrende Alapi frisch aus dem Gedächtnis die Tapferkeit der Zrinyschen Helden, namentlich des Juranitsch, dem Leser gut vorführt. Jedenfalls möchten wir diese Stellen nicht missen, und gerade für den Schüler scheinen sie uns in ihrer epischen Anschaulichkeit zur Lektüre wohl geeignet zu sein.

Was aber die Vorwürfe der Kritik betrifft, so macht der Verfasser auf drei Punkte aufmerksam: 1. auf die Tötung Helenens durch Juranitsch, 2. auf Solimans Vasallen und 3. auf den Heldentod Zrinys und seiner Getreuen. Es mag uns gestattet sein, den zweiten Punkt zuerst zu berühren und zu sagen, dafs der Hsgb. mit Recht diejenigen Kritiker zurückweist, welche „unter Solimans Vasallen nur Sklavenseelen und Speichellecker“ verstehen, da ja gerade Ali Portuk es ist, der III 3 dem Soliman auf die Gefahr hin, das Haupt zu verlieren, die Wahrheit sagt, so dafs selbst der starrköpfige Sultan ihm verzeiht und ausruft: „Die Wahrheit lieb' ich, die den Tod nicht scheut“. Auch bezüglich des dritten Punktes scheint uns Genniges im Recht zu sein, wenn er sagt: „Zutreffender ist der Tadel, dafs die Charaktere etwas Typisches hätten, dafs es besonders schwer sei, die ungarischen Hauptleute auf der einen, die türkischen Führer auf der andern Seite von einander zu unterscheiden“ und später fortfährt: „Der Tadel darf aber nicht so weit gehen, dafs man dem Zriny den Charakter einer Tragödie vorenthält. . . . Der Tod des Helden und seiner Getreuen erschüttert uns, erhebt uns aber zugleich, wenn wir sehen, wie die Idee der Vaterlandsliebe und Religion stärker ist als der sonst übermächtige Trieb zum Leben“. Ja, das ist es, worauf für den Leser und Hörer des Körnerschen Dramas schon vom ersten Auftreten Zrinys (I 8;

vgl. besonders auch II 6) an die Handlung hinausläuft, dafs nämlich Zriny, seine Frau und Tochter und seine Getreuen, d. h. die ganze Besatzung Sigeths den Heldentod sterben mufs. Und so ergiebt es sich aus dem ganzen Aufbau des Dramas — hier kommen wir auf den ersten, wie uns dünkt, den schwierigsten Punkt —, dafs auch Helene im Stück sterben mufs, nur fragte es sich für den Dichter, wie er dies bewerkstelligen sollte. Da scheint er denn aus seinen Quellen die Thatsache herübergenommen zu haben, die ihm nach des Hsgb.s Vermutung (vgl. S. 42) bekannt gewesen ist, „dafs nach der Schlacht bei Mohacz der tapfere Doboczy seine Frau auf deren dringende Bitten tötete, um sie vor den Türken zu retten". Die ästhetischen Bedenken, die der Hsgb. erwähnt, bleiben aber danach immer noch bestehen; denn ein anderer Ausweg hätte sich schon finden lassen, z. B. wenn Helene mit ihrer Mutter zuletzt mit dem Pulverturm in die Höhe geflogen wäre; aber aus dem Schlufs von V 4 geht deutlich hervor, dafs Körner die beiden Frauen jede ihren besonderen Todesweg einschlagen lassen wollte.

Die zweite Gruppe bildet nach unserm Dafürhalten den wertvollsten Teil der Erläuterungen. Diese Partie kann, wie fast das ganze Buch, in der Hand des Lehrers viel Nutzen stiften. Auch für den Schüler mag der IV. Abschnitt, die geschichtliche Grundlage (S. 33—43), besonders in seinem ersten Teil (S. 33—40) eine anziehende Lektüre bilden, da, abgesehen von den Hinweisen auf die ihm aus dem früheren Geschichtsunterrichte vertrauten griechischen Freiheitskämpfe und auf die Hunnen und Araber, der ganze Überblick in den Rahmen des Geschichtsunterrichts in OIII hineinpafst und eine vertiefende Kenntnis einer bestimmten Periode darbietet; auch wird sich ein eifriger Schüler gern der Mühe unterziehen, die Bemerkungen S. 36 und 37 über die Festung Sigeth mit dem beigefügten Plan zu vergleichen. Aber viel fruchtbringender wird dieser Abschnitt auch für die Schüler sein, wenn ihn nur der Lehrer zur Kenntnis nimmt und, an bereits in der Geschichtsstunde erörterten Thatsachen anknüpfend, die Klassenlektüre des Körnerschen Dramas mit einem kurzen geschichtlichen Überblick einleitet. Weniger anziehend für Schüler, nicht etwa für Erwachsene, dürften die Vergleichungen zwischen den geschichtlichen Thatsachen und Körners Dichtung sein, und unserm Gefühl nach würden hier die Zusammenstellungen von Körners Eva und Schillers Gertrud und von dem Liebespaar aus Zriny mit Max und Thekla aus Wallenstein genügen.

Ob sich der Tertianer wohl viel mit dem VI. Abschnitt beschäftigen wird, der von Sprache und Vers (S. 66—77) handelt? Wir möchten es bezweifeln und auch gar nicht wünschen. Der forschende Lehrer wird aus der sorgfältig bearbeiteten Fundgrube manches Körnlein hervorholen können, das

er seinen Schülern bei dieser oder jener Gelegenheit einmal vorführt. Wir wollen nur beispielsweise aus der grofsen Fülle dieser Hinweise als besonders anziehend dem Lehrer die Erwähnung von Anlehnungen an Schiller ans Herz legen. Dahin gehört die Wiederholung desselben Wortes unmittelbar oder nach einem Einschube (S. 67), die Setzung zweier Adjektive vor dasselbe Substantiv, von denen nur das zweite flektiert wird (S. 69), und endlich der in Schillers Dramen so häufig an wirksamer Stelle vorkommende Reim (S. 77). Auch die Aufzählung von bewufsten Allitterationen (S. 77) und die Erwähnung des bekannten fünffüfsigen Jambus (S. 72) giebt dem Lehrer einen Fingerzeig für das, was er etwa dem Anfänger in dramatischer Lektüre gelegentlich mitteilen kann.

Für den schönsten und wertvollsten Teil des ganzen Buches aber halten wir den VII. Abschnitt, Entstehung, Aufnahme, Würdigung und Veröffentlichung des Dramas (S. 78 bis 91), der besonders deshalb so wohlgelungen ist, weil er sowohl dem erwachsenen als auch dem jugendlichen Leser in ansprechender Weise Belehrung giebt; mit Freude vertiefen sich beide in die Darstellungen aus Körners Leben, und mit Genufs lesen sie die dazwischen eingestreuten Stellen aus des Dichters Briefwechsel mit seinen Verwandten. Vor allem kommt aber hier der privatim studierende Schüler ganz zu seinem Rechte. Auf anschauliche Weise wird er mit der Entstehung des Dramas bekannt gemacht, sieht in die Werkstatt des Dichters hinein, lernt die Schwierigkeiten kennen, die es kostet, bis ein bedeutendes Werk durchschlagenden Erfolg hat, merkt, dafs ein Poet, dessen Gedichte oder Dramen sich so glatt lesen, viel daran arbeiten und feilen mufs, wird endlich auf das traurige Schicksal des allzufrüh dahingeschiedenen Dichters aufmerksam gemacht, kurz es wird ihm ein Stück vom Leben und Wirken, vom Sterben und Nachruhm des Lützowschen Freiheitskämpfers vorgeführt. Aufserdem lernt er aus den eingeflochtenen Briefstellen den liebenswürdigen Charakter des Dichters und die Freude von Körners Vater an des Sohnes Dichterruhm und schliefslich des Vaters Schmerz über den Heimgang des Sohnes in quellenmäfsiger Form kennen. Wir fügen noch hinzu, dafs dieses Eingehen auf des Künstlers Leben auch ganz den Absichten der neuen Lehrpläne von 1901 entspricht.

Im VIII. Abschitt, Quellen und Vorbilder (S. 91—106), bietet uns der Hsgb. das Ergebnis gründlicher Forschungen. Er zeigt an wohlgewählten, mit Stellen aus unserm Dichter verglichenen Beispielen, aus welchen geschichtlichen und welchen poetischen Werken Körner für seinen Zriny geschöpft hat. So wird uns zunächst bewiesen, dafs von Geschichtswerken ihm hauptsächlich Hormayrs „Österreichischer Plutarch“ und die Chroniken des Budina und des Ortelius vorgelegen haben, während

vgl. 334 J. Kaerst, Geschichte des Forgach de Chymes und des Isthuanfi in
näm die Benutzung des wird; dann aber zeigt uns eine stattliche Reihe
die Zweifel gezogen gegenübergestellten Citaten, dafs Körner als Dichter
sc von einander Werthes' historisches Trauerspiel Zrini und,
sich insbesondere nachgewiesen wird, sein bekanntes Vorbild
wie im einzelnen genommen hat. Für den forschenden Ge-
Schiller zum Muster alles hochinteressante Auseinandersetzungen.
lehrten sind dies aber würden wir die geschichtlichen Vorbilder
Für den Schüler am liebsten ganz ausgeschieden sehen, und auch
unseres Dichters dichterischen Quellen würde die Vergleichung mit
bezüglich der Schillers Werken genügen.
Stellen aus bleiben noch die Abschnitte IX und X übrig. Uns
Es diese erklärenden Anmerkungen ganz besonders für
scheinen bestimmt zu sein, und es wäre vielleicht am besten ge-
Schüler wenn der Hsgb., insofern er ein Buch zur Privatlektüre
wesen, Schüler herstellen wollte, sich auf diese Einzelerklärungen
der auf den VII. Abschnitt beschränkt hätte.
und Als letzten Abschnitt fügt der Verfasser noch eine Reihe
von Stellen aus Körners Zriny an, denen er den Namen Sen-
tenzen (S. 134—138) erteilt. Wenn nur alles, was er hier
giebt, auch wirklich Sentenzen wären! Unter Sentenzen versteht
man doch kurze Sinnsprüche; hier aber werden ganz lange
Stellen ausgeschrieben, z. B. V. 597—609, 610—621, 651—679.
Aber es finden sich auch wirkliche Sentenzen darunter, z. B.
1335—36 „Der Sklave soll gehorchen; überlegen Ist seines
Herren Handwerk; merk' dir das!" u. a. m. Hier hätte sich der
Verfasser etwas beschränken können, doch war es an und für
sich ein glücklicher Gedanke, mit einer Sentenzensammlung das
Buch zu beschliefsen.

Saarbrücken. E. Cornelius.

Julius Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters. Erster Band: Die Grundlegung des Hellenismus. Leipzig 1901, B. G. Teubner. X u. 433 S. 12 M.

Verf. hat sich denselben schwierigen, aber auch dankbaren Stoff erwählt, für welchen zuerst Droysen in seinem grundlegenden Werke eindringendes Verständnis eröffnet hat, und den dann neuerdings B. Niese in seiner „Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chäronea", Bd. I 1893, eingehend behandelt hat. Er giebt mehr Darstellung, weniger Anmerkungen als Niese, dessen Werk als Handbuch im Anschlufs an das von Busolt über die ältere griechische Geschichte angelegt ist; mit Droysen wetteifert er nicht in der anschaulichen Darstellung der einzelnen Vorgänge, zumal der Kriegsthaten Alexanders d. Gr.; er legt aber in klarer Erzählung den Gang der Ereignisse dar und behandelt einzelne streitige Punkte, nach-

dem er für seine Betrachtung einen angemessenen Standpunkt gewonnen hat durch das erste, einleitende Buch, welches von dem hellenischen Stadtstaate handelt. Die Griechen sind aus sich selbst nicht zur Bildung eines gröfseren, nationalen Staates gelangt; ihre „Polis" verwirklichte zwar die grofsen Forderungen gesetzlicher Freiheit und thätiger Teilnahme der Bürger am Staate in anerkennenswerter Weise, aber die Vielzahl der Staaten führte zu aufreibenden Kämpfen, und sowohl die wirtschaftlichen Verhältnisse als die politischen Theorieen, über welche ein Überblick von Protagoras bis zu Aristoteles und Isokrates gegeben wird, wiesen auf das Bedürfnis einer umfassenderen nationalen Staatsbildung hin, wenngleich Aristoteles ebenso wie Plato noch an dem Ideal des Stadtstaates festhielt. Nun erhebt sich das Nachbarland Makedonien, von einem stammverwandten, aber der griechischen Kultur noch fernstehenden Volke bewohnt, durch König Philipps rastlose Thätigkeit zur Grofsmacht; das zweite Buch erzählt, wie die nationale Einigung gegen den Willen der Kleinstaaten zu stande kam und in dem Korinthischen Bunde eine lebensfähige Staatsform erhielt. Aber „es war die Frage, ob aus der neuen Verbindung des makedonischen Königtums und der hellenischen Staaten sich eine Gemeinschaft politischer und militärischer Aufgaben herausbilden konnte, welche die Kluft zwischen der nordischen Monarchie und dem freien Bürgertum der griechischen Polis zu überbrücken vermochte" (S. 213). Die meisten älteren Forscher haben diese Frage verneint; die neueren, welche über Philipps allerdings gewaltsame, beim Abschlusse aber doch gemäfsigte Politik günstiger urteilen, schliefsen sich im wesentlichen der Ansicht Droysens an (Gesch. Alexanders I 2, 44 f.): „Mit dieser Schlacht (bei Chäronea) und dem Korinthischen Bunde war wenigstens in dem heimatlichen Gebiet der Hellenen eine Einigung geschaffen, die inneren Frieden und nach aufsen eine gemeinsame nationale Politik verbürgte ... Der makedonische König ehrte sich und die Hellenen, wenn er voraussetzte, dafs der Kampf gegen die Perser, der so erst möglich wurde, die Macht der doch gemeinsamen nationalen Sache, die Erfolge nach aufsen und die Segnungen im Innern, die das gelungene Werk verhiefs, die Niederlagen und Opfer vergessen machen würden, die dessen Schaffung gefordert hatte". Das ist auch Kaersts Meinung; seine weitere Darstellung aber zeigt deutlich genug, dafs diese tröstliche Aussicht sich nicht verwirklichte.

Was den Kampf zwischen Philipp und den griechischen Staaten betrifft, so versagt Verf. dem athenischen Vorkämpfer Demosthenes seine Anerkennung nicht, vermifst aber an ihm eine wirklich nationale Gesinnung (S. 163): „Die Polis, für die er kämpft, ist nicht die einem nationalen Ganzen sich einfügende, dem Wohl einer nationalen Gesamtheit sich unterordnende Polis, sondern eine solche, die in ihrer vollen Selbständigkeit, in ihrer

Herrschaft über andere den ausschliefslichen Leitstern für ihr politisches Streben, die einzige Norm für ihr Verhalten erblickt". Wo war denn das nationale Ganze, dem Athen sich einfügen sollte? Philipp strebte, gleichwie Athen in früheren Zeiten, nach einer Hegemonie; nur bei einer grofsen nationalen Gefahr hätten die Griechen sich ihm vielleicht freiwillig untergeordnet; eine solche aber war nicht vorhanden, wenn auch die steten Streitigkeiten viel Übelstände, die Verf. richtig hervorhebt, zur Folge hatten. Erst der Erfolg konnte beweisen, dafs das höhere geschichtliche Recht auf Philipps Seite war. Verf. führt zum Beweise seiner Behauptung zwei Stellen aus früheren Reden des Demosthenes, die vor der ersten Philippica gehalten sind, an, wo es heifst, es liege in Athens Interesse, dafs Sparta und Theben schwach seien (Dem. 16, 4; 23, 102). Damals galt es, Athens Machtstellung unter den griechischen Staaten durch Eintreten für die schwächeren, von Sparta und Theben bedrängten zu stärken. Je gröfser aber die von Makedonien her drohende Gefahr wurde, desto mehr war Demosthenes auf das Zusammenhalten der griechischen Staaten bedacht. Seine Bemühungen um ein hellenisches Bündnis sind nicht vergeblich gewesen (S. 184, 189); aber Athen mufste an der Spitze stehen, wie im Schlufs der dritten Philippica kräftig ausgesprochen ist: „Euch haben die Vorfahren dieses Ehrenrecht erworben und hinterlassen". Mit Philipps Sieg kam ein neuer Gedanke in die hellenische Staatenwelt; aber dem Sieger war nicht vergönnt, diesen Gedanken durchzuführen und lebenskräftig zu machen. Er starb, ehe er das berechtigte Mifstrauen der Hellenen gegen seine Einigungspolitik überwunden hatte.

Beim Frieden des Philokrates geht Verf. auf den sich daran knüpfenden Prozefsstreit zwischen Demosthenes und Äschines nicht näher ein; er begnügt sich mit dem thatsächlichen Ergebnis, dafs durch diesen Frieden die Phokier von Seiten Athens preisgegeben wurden. Aber irrig ist es, wenn er sagt (S. 170), Athen habe sogar eine die Phokier bedrohende Bestimmung „in das Vertragsinstrument aufgenommen"; diesen drohenden Beschlufs fafste die durch Äschines' Gesandschaftsbericht getäuschte Volksversammlung erst am 16. Skirophorion, als Philipp dicht vor den Thermopylen stand; der Friede des Philokrates war drei Monate früher geschlossen. Vgl. Schaefer, Demosthenes u. s. Zeit 2^2 268, 273; Beloch Griech. Gesch. 2, 512, 516. Welche Bedeutung für den makedonischen König die Aufnahme in die delphische Amphiktyonie hatte, ist S. 173 f. treffend dargelegt, ebenso S. 202 ff. die aussichtsvolle Gestaltung des Korinthischen Bundes; vgl. Beloch S. 572 ff. Aber zu rechter Wirksamkeit kam er nicht; alsbald nach Philipps Tode versuchten die Griechen ihre Unabhängigkeit wiederzugewinnen. Alexander mufste mit strengen Mafsregeln den Aufstand unterdrücken; er liefs aber die Bundesverfassung ungeändert und begann seinen Krieg gegen Persien

im national-hellenischen Sinne, indem er die Streitkräfte der griechischen Staaten nur in mäfsiger Zahl in Anspruch nahm.

Verf. stellt im dritten Buche die glänzende Regierung Alexanders dar, mit besonderer Rücksicht auf sein Verhalten gegen die Hellenen. Je weiter der makedonische Held nach Osten vordringt, desto mehr tritt der hellenische Charakter seiner Herrschaft zurück; nach Darius' Tode wird er Grofskönig und verlangt von seiner Umgebung die Proskynesis, Makedonen wie Hellenen sollen fortan dem Grofskönigtum dienen. Angesehene Perser nimmt er in höhere Beamtenstellen auf, 30 000 persische Knaben läfst er in hellenischer Sprache und makedonischer Kriegskunst unterweisen, die Kontingente der hellenischen Staaten sendet er nach dem Brande von Persepolis zurück (S. 316) und behält nur Söldner im Dienst neben seinen makedonischen Kerntruppen; nach der Rückkehr vom indischen Feldzuge läfst er 10 000 Makedonen sich mit asiatischen Frauen vermählen. Seine Politik ist auf Verschmelzung der in dem grofsen Reiche vereinigten Nationen gerichtet, doch so, dafs Makedonen und Hellenen als fördernde Kulturträger für den Orient thätig sein sollen; in diesem Sinne gründet er zahlreiche Griechenstädte als Stützpunkte für Handelsverkehr und höhere Bildung. Für die Städte des griechischen Mutterlandes besteht auch nach dem abermaligen Aufstande gegen Antipater der Korinthische Bund weiter; sie sind Bundes-, nicht Unterthanenstädte, aber auch von ihnen verlangt Alexander göttliche Verehrung. Sein Grofskönigtum steht auf schwindelnder Höhe, alles knüpft sich an die Person des Königs (S. 384); die griechische Polis ist „in den Zusammenhang eines weltumfassenden Reiches eingefügt" (S. 409), aber mit der „selbstständigen Geltung der hellenischen Nation" ist es vorbei. Verf. wagt im Gegensatz zu Niese, der nur den Ausbau der Herrschaft über das ehemalige Perserreich als Alexanders politisches Ziel nach den Jahren der Eroberung ansieht, die Behauptung (S. 398), dafs „die Ideen der Oikumene als eines gemeinsamer politischer Leitung und gemeinsamer Kultur zu unterwerfenden Ganzen, in der römischen Kaiserzeit weiter entwickelt und ausgestaltet, damals zuerst ihren grundsätzlichen Ausdruck" gefunden habe. Man kann darüber nicht endgiltig urteilen, weil Alexander durch frühen Tod inmitten seiner Pläne hinweggerafft wurde; aber das ist sicher: da die Griechen sich dem genialen Herrscher nur widerstrebend fügten, war es bei dem plötzlichen Zerfall seines Reiches ihnen nicht zu verdenken, wenn sie ihre nationale Selbstständigkeit wenigstens im Mutterlande wiederherzustellen unternahmen. Das ist ihnen zum Teil gelungen gegenüber dem schwankenden Königtum in Makedonien; der alte Gegensatz zwischen Hellas und Makedonien ward nicht ausgeglichen. Aufserdem haben die Griechenstädte in Asien teils als selbständige Staaten, teils als Glieder der hellenistischen Königreiche ihre

Verfassungen bewahrt und sind noch in der römischen Zeit durch ihre kommunale Selbstverwaltung Stützpunkte politischen Lebens. Die nähere Darlegung dieser verwickelten, aber lebensvollen Verhältnisse ist von der Fortsetzung des vorliegenden Bandes zu erwarten. Nach der oft nur andeutenden Darstellung im vierten Bande von Holms Griechischer Geschichte ist eine eingehende Behandlung der weiteren Entwicklung der griechischen Polis gewifs wünschenswert.

Von Einzelheiten in der Geschichte Alexanders heben wir hervor die Erörterung über seine Absicht bei dem Zuge nach dem Ammonion (S. 294 ff.), die Darstellung der Schlachten bei Issos und Gaugamela, die geographischen Angaben zu den östlichen Feldzügen; unter den Beilagen ist die quellenkritische Besprechung der Schicksale des Kleitos und des Kallisthenes bemerkenswert. Im ganzen bleibt Droysens eindringende und geistvolle Darstellung noch immer unentbehrlich; auch das von ihm gegebene Verzeichnis der von Alexander und den Nachfolgern gegründeten Griechenstädte wird mafsgebend sein, bis es gelingt, durch Ergebnisse neuerer Forschung in ansehnlicher Zahl dem Katalog eine neue Gestalt zu geben.

Lübeck. Max Hoffmann.

Eduard Kurtz und Ernst Friesendorff, Griechische Schulgrammatik. Fünfte Auflage. Leipzig 1901, August Neumanns Verlag. 193 S. 8. 2,40 *M.*

Dafs das Buch bei der nicht geringen Anzahl von Grammatiken in 5. Auflage erschienen ist, spricht für seine Brauchbarkeit. Ich habe es bisher nicht gekannt, kann es aber nach genauer Prüfung empfehlen. Die Auswahl und Anordnung des Lernstoffes ist wohl erwogen. Das für das Verständnis der in der Schule gelesenen Texte unbedingt Erforderliche wird in grofsem Drucke geboten, Einzelheiten sind in kleinerem Drucke beigefügt. Die Fassung mancher Regeln könnte knapper, anderer genauer sein. Die Bemerkung über die Accentuation der Feminina der Adjektiva dreier Endungen in § 44, 2 bezieht sich nur auf die barytona. Die Übersicht über den Gebrauch und die Bedeutung der Präpositionen mufs ausführlicher sein. Der Schüler vermifst eine Anleitung zur Übersetzung der Wendung *διὰ πολλοῦ* in räumlicher und zeitlicher Beziehung.

Auffallend finde ich es, dafs Hans Meltzers Bemerkungen über die Bedeutung des Participiums aoristi in dieser Zeitschrift 1895 S. 455 ff., die auch Cauer in seiner grammatica militans S. 93 billigt, in dieser neuen Auflage keine Beachtung gefunden haben. Die Bedeutung und der Gebrauch der Tempora, besonders des Imperfektums, wird auf Grund der Untersuchungen Methners zur lateinischen Tempus- und Moduslehre künftig anders dargestellt werden müssen.

Aufser dem attischen Dialekt behandeln die Verfasser kurz den homerischen Dialekt und fügen einen ziemlich ausführlichen Abrifs der Metrik hinzu; in diesem vermisse ich die Erwähnung des Ionicus a maiore und a minore, des Choriambus und der äolischen Metra.

An Druckfehlern sind mir aufgefallen: S. 66, Z. 1 v. o. mufs es heifsen: e) In der 3. Pers. Plur. .... S. 80 fehlt in § 160 der Accent auf φαναι.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

Georg Curtius' Griechische Schulgrammatik, bearbeitet von Wilhelm von Hartel. Dreiundzwanzigste Auflage von Richard Meister. Leipzig 1902, G. Freytag. VIII u. 266 S. 8. geb. 3,20 *M*.

Es sind gerade 50 Jahre her, dafs die Curtiussche Grammatik zum ersten Male erschien. Seitdem hat sie in immer erneuten Auflagen eine weite Verbreitung gefunden, aber zugleich auch umgestaltend gewirkt auf den Betrieb des Griechischen auf dem Gymnasium. Denn alle griechischen Grammatiken, die seit 1852 neu erschienen sind, lehnen sich mehr oder minder an die Curtiussche Grammatik an, da Georg Curtius eben dadurch, dafs er die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung der Schule zu gute kommen liefs, das Erlernen des Griechischen auf eine neue Grundlage stellte. Nicht mehr rein mechanisches Einpauken der Formen sollte der Grundsatz beim Erlernen des Griechischen sein, sondern mit dem Erlernen sollte das Denken angeregt und damit zugleich ein Verständnis für das Werden der Sprache geweckt werden, wie es keine andere Sprache dem Schüler der Gymnasien zu bieten vermag. Auch dieser Gewinn würde dahingehen, wenn es den Gegnern der Gymnasien gelingen sollte, das Griechische als Lehrgegenstand zu beseitigen.

Manche Bestrebungen auf pädagogischem Gebiete hat die Curtiussche Grammatik erlebt und Einflufs auf ihre Gestaltung gewinnen lassen, manche auch abgelehnt; denn unter diesen pädagogischen Neuheiten sind oft Modethorheiten, die fast wie die Kleidermoden wechseln, heute als Evangelium, an das man glauben mufs, angepriesen werden, um morgen wieder zu verschwinden. Zu den nützlichsten Bestrebungen, die wirklichen Gewinn gebracht haben, gehört die Beschränkung des Stoffes auf die in der Schule gelesenen Schriftsteller, und damit die Beseitigung alles dessen, was die an sich schon reiche Fülle der Erscheinungen unnötigerweise vermehrt. Georg Curtius selbst hat schon mit der Beschränkung des Stoffes begonnen, W. von Hartel ist auf diesem Wege fortgefahren, nachdem ein Schüler von G. Curtius, A. Kaegi, zuerst in konsequenter Weise den Gedanken durchgeführt hatte, nur die Schullektüre für die Grammatik zu berücksichtigen.

Gleichzeitig mit diesem Bestreben kam das andere auf, die Grammatiken möglichst kurz zu machen. Ein förmlicher Sport

ist damit getrieben worden, und wie stolz war der eine, wenn er den Rekord des andern noch schlug! Die schlimmste Periode dieser Modekrankheit ist wohl überstanden, und es bleibt als Ergebnis hoffentlich nur der richtige Grundsatz bestehen: knappe Fassung der Regeln, Beseitigung alles Überflüssigen, aber auch Festhalten an dem Grundsatz, dafs die Grammatik nicht blofs Lernstoff enthalten, sondern auch zum Nachschlagen benutzt werden soll, so dafs die Einzelerscheinung bei der Lektüre sich ohne Schwierigkeit unter die allgemeinen Vorstellungen von dem schon Erlernten einreihen läfst.

Indem die neue Auflage der Curtius-Hartelschen Grammatik in die Hände des als Gelehrten wie als Schulmannes gleich anerkannten und angesehenen R. Meister gelegt wurde, war von vorn herein anzunehmen, dafs zwischen den verschiedenen Bestrebungen die richtige Mitte innegehalten würde, und dafs die Pädagogik wie die Wissenschaft zu ihrem Rechte kommen würde. Meister hat die Grammatik gründlich durchgearbeitet, fast keine Seite ist ohne Änderungen geblieben. Zwar ist die äufsere Einteilung dieselbe, die Zählung nach Paragraphen stimmt in der Hauptsache mit der alten Auflage überein. Aufser § 98—111 sind es nur vereinzelte Paragraphen, die einen anderen Inhalt haben oder dazu dienen, die alte Zählung aufrecht erhalten zu können; vgl. § 39, 41. Es wird also nötigenfalls die neue Auflage neben der alten gebraucht werden können. Auf jeden Fall wird dieser Konservatismus von dem Lehrer als angenehm empfunden werden, der in anderen Grammatiken, z. B. bei „Ellendt-Seyffert“, unter dem steten Wechsel der Paragraphenzählung zu leiden hat.

Meister hat den Gedanken, alles zu streichen, was nicht in der Schullektüre vorkommt, konsequenter als seine beiden Vorgänger durchgeführt. Bei mancher Regel wie bei manchem Worte wird es immerhin zweifelhaft bleiben, ob der strengeren Observanz zu folgen ist oder nicht. Im ganzen aber scheint mir Meister die richtige Mitte getroffen zu haben. Denn ob *ἐζῆτε* noch dasteht, obwohl es nur Xen. Kyr. 7, 2, 26 vorkommt, oder gestrichen wird, wie *νευσόμενοι*, das Xen. Anab. 4, 3, 12 steht, darauf kommt es nicht gerade an. Syntaktische Verbindungen wie Wortformen, die sich nur bei Homer finden, sind durchweg in die Übersicht über den homerischen Dialekt verwiesen. Seltene Nebenformen, deren Kenntnis besser das Lexikon vermittelt, sind mit Recht gestrichen, wie *στόρνυμι, ἱλάσκομαι, βιβρώσκω, χάσκω*, ebenso *στερίσκω, μεθύσκω, ἤμπλακον* u. a., die Distributiva *σύνδυο* u. s. w.; *ἀστράσι, ἀρνάσι, γραῦς* u. a. gehören nicht in die regelmäfsige Formenlehre, aber *ἀστράσι* hätte vielleicht in der Übersicht über den homerischen Dialekt angeführt werden können; die Formen von *γρηῦς* sind nicht selten bei Homer und dürften an der gleichen Stelle erwähnt werden, ebenso wie die Formen des Stammes *ἀρν-*.

Aufser diesen Streichungen hat Meister auch eine Reihe von Kürzungen vorgenommen, denen jeder nur wird zustimmen können. So sind alle Bemerkungen gestrichen über Erscheinungen, die dem Schüler schon aus der Kenntnis des Lateinischen geläufig sind; vgl. z. B. § 140. Ferner hat er Wert darauf gelegt, den Wortlaut der Regeln möglichst knapp, präzise zu fassen, so dafs diese leicht dem Gedächtnis sich einprägen. Um ein beliebiges Beispiel anzuführen, so hiefs es früher § 70: „das fragende Pronomen hat den Accent, und zwar stets den Akut, auf der Stammsilbe“. Dagegen Meister: „das fragende Pronomen hat stets den Akut auf der Stammsilbe“. Natürlich sind die zahlreichen Änderungen nicht immer so einfacher Art, aber dieses eine Beispiel erläutert doch schon den Charakter der Verbesserungen, bei denen nichts Wesentliches weggelassen ist.

Durch diese Kürzungen ist die Seitenzahl der Grammatik bedeutend zurückgegangen von 304 auf 266. Allerdings ist dieser kleinere Umfang nicht blofs durch Streichungen erzielt worden, einen Teil hat der vielfach angewandte kleinere Druck dazu beigetragen. Ich hebe gern dabei hervor, dafs der gröfsere Druck weitläufiger gesetzt ist als früher, auch dafs die kleineren Lettern scharf ausgeprägt sind, aber ich mufs doch gröfsere Buchstaben als erspriefslicher für das Auge des Schülers bezeichnen.

Dafs es aber dem Verf. nicht in erster Linie darauf ankam, seine Grammatik möglichst kurz erscheinen zu lassen, sehen wir aus den mannigfachen Zusätzen, die er gemacht, den vermehrten Absätzen, durch die die Übersichtlichkeit erhöht ist, der Einfügung ganz neuer Paradigmata. So finden wir § 46 bei den Dentalstämmen elf statt früher fünf durchdeklinierte Nomina, § 47 ebenso *πατήρ, μήτηρ, θυγάτηρ, ἀνήρ*. Man vergleiche solche Paragraphen mit denen der früheren Auflage, und man wird mit einem Blick sehen, wie viel praktischer, schulmäfsiger die Gestaltung ist. So ist auch *Πειραιεύς, Πλαταιεύς* durchdekliniert, § 113 ist die Tabelle der a verbo angeführten Verba um acht erhöht, § 114 um fünf.

In der Verbalflexion hat Meister als Paradigma der vokalischen Stämme *παιδεύω* statt *λύω* aufgenommen, weil „*λύω* durch den Wechsel des Stammvokals in der Tempusbildung eine Abweichung von der Regel enthalte und infolge seiner Zweisilbigkeit nicht alle Accentverhältnisse deutlich mache“. Die Auswahl des Paradigmas ist keineswegs unwichtig für die Schule, oft giebt sie daher, ebenso wie der gröfsere oder kleinere Druck, die Entscheidung bei der Wahl einer Grammatik für eine Anstalt. Der Streit, ob *λύω* oder *παιδεύω* sich besser eigne, ist alt. In dem Kollegium, dem ich angehöre, wird unbedingt *λύω* vorgezogen. Die schwerfälligen Formen von *παιδεύω* mit den vielfach sich häufenden Diphthongengruppen werden als Hemmnis angesehen bei dem Abfragen in den vollen Klassen; die wenigen Formen

von λύω, die des Accents wegen in Betracht kommen, können dagegen nicht ins Gewicht fallen. Ich möchte daher dringend empfehlen, bei der nächsten Auflage zu λύω zurückzukehren.

Von gröfseren Änderungen in der Formenlehre ist noch anzuführen, dafs Verf. bei der Flexion der konsonantischen Verba wieder zu der alten Anordnung nach Verbalstämmen statt nach Tempusstämmen zurückgekehrt ist, da sich dies als ungleich praktischer herausgestellt hat; es betrifft dies die schon angeführten §§ 98—111. Sehr ansprechend finde ich auch bei der Flexion der Nomina die Einteilung der Dentalstämme in drei Gruppen, sie ist ebenso einleuchtend wie übersichtlich.

Besonders sei noch hingewiesen auf die treffliche Umgestaltung der Lautlehre § 9—11, sie ist übersichtlich, knapp gefafst und verrät zugleich die souveräne Beherrschung des Stoffes. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, dafs wir auch sonst durch das ganze Buch hindurch die wissenschaftliche Feile thätig sehen, so ist z. B. § 237, 1 ϝώς „wie" den digammierten Wörtern hinzugefügt u. a. m. Manches ist allerdings auch gestrichen, dem ich nicht beistimmen kann, so die Aussprache von φ und ϑ § 2. Wenn § 241 der Ausdruck vorkommt „metaplastische Bildungen", so vermifst man die Erklärung dieses Wortes, da § 53 die Ausdrücke Metaplasmus und Heteroklisis weggefallen sind.

In der Syntax finden wir dasselbe Streben nach Übersichtlichkeit und Deutlichkeit und die gleichen, schon angeführten Mittel, dies zu erreichen. Grofse Sorgfalt ist auf die Wahl der Beispiele verwandt, für längere Sätze sind kurze aufgenommen, oft auch nur ein einzelnes Wort, auf das es eben gerade ankommt. So hiefs es z. B. § 229 B *α*) früher *οἱ λεηλατοῦντες εὐϑὺς ἀφέντες τὰ χρήματα ἔφευγον*. Offenbar mufste hier das klare, scharfe Hervorheben der Regel hinter der Bewältigung der Schwierigkeit der Worte, die gar nichts mit der Regel zu thun haben, zurücktreten. Verf. setzt dafür nur: *οἱ λῃσταὶ ἔφυγον*. Ähnlich ist in sehr vielen anderen Fällen verfahren, wie sich jeder bei Vergleichung einer beliebigen Seite der neuen Auflage mit der alten überzeugen kann. Klar und bündig ist § 156 über die Funktion des Genitivs gefafst, drei Zeilen statt früher zehn, aber warum nicht Genetiv wie in der lateinischen Grammatik? Über die Anordnung im einzelnen wird man immer verschiedener Meinung sein können, es jedem recht zu machen, ist nicht möglich.

So stellt sich die neue Auflage nicht nur als eine vielfach veränderte, sondern auch wesentlich verbesserte dar, und wir können uns nur dem Wunsche des Herausgebers anschliefsen, dafs die neue Bearbeitung dem bewährten Buche seine alten Freunde erhalten und neue erwerben möge.

Hamburg. A. Fritsch.

H. Suchier und A. Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 158 Abbildungen im Text und 31 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferdruck und 12 Facsimile-Beilagen. Leipzig und Wien 1900, Bibliographisches Institut. XII u. 733 S. gr. 8. geb. 16 ℳ.

Unternimmt es ein Litterarhistoriker, der mit vollkommener Beherrschung des Stoffes eine gefällige Darstellungsgabe verbindet, das Leben und Wirken eines hervorragenden Dichters oder Schriftstellers, vielleicht auch ein Bild von dem gesamten litterarischen Schaffen eines enger begrenzten Zeitraums einem gröfseren Leserkreise in allgemein verständlicher Fassung vorzuführen, so wird auch vom Standpunkte der strengsten wissenschaftlichen Kritik ein grundsätzliches Bedenken gegen ein solches Vorhaben nicht zu erheben sein. Anders bei einem Werke, das die gesamte litterarische Entwickelung eines Volks „von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ zu seinem Gegenstande hat. Der Verfasser, der für einen so umfassenden Stoff die Form populärer Behandlung wählt, gerät nur zu leicht in Gefahr, es keinem recht zu machen. Den Bedürfnissen und Ansprüchen des Fachmanns, bei dem Sinn und Interesse für das Ganze in erster Linie vorauszusetzen wären, wird er Mühe haben, wenn er nicht allzu sehr ins Einzelne gehen will, zu genügen. Und wenn es ihm andererseits durch eine geschickte Auswahl und Darbietung des Stoffes auch gelingen sollte, bei der „grofsen Masse der Gebildeten“, an die seine Arbeit ihrer Form nach sich wendet, Gefallen und Teilnahme zu erwecken, so wird er doch dem Vorwurfe kaum entrinnen, gerade diesem Teile seiner Leser ein blofses Scheinwissen zu vermitteln und so dem leidigen Nachsprechen und Aburteilen in Dingen von wissenschaftlichem Interesse Vorschub zu leisten.

Indessen: eventus arbiter. Schon seit einer Reihe von Jahren sind im Verlage des Bibliographischen Instituts nach eineinander Bearbeitungen der deutschen, englischen und italienischen Litteraturgeschichte erschienen, für die allgemeinverständliche Fassung im Gesamtplane vorgezeichnet war, und sie haben im ganzen, trotz ungleicher Beurteilung in den Fachzeitschriften, in dem beteiligten Publikum augenscheinlich günstige Aufnahme gefunden. Einer der Vorzüge aber, die ihnen diese Gunst verschafft haben, eine mustergültige typographische Ausstattung und eine reiche Beigabe von farbigen Tafeln, Holzschnitten, Facsimiles in zweckmäfsiger Auswahl und künstlerischer Ausführung, zeichnet jedenfalls auch die jüngste der in dieser Reihe erfolgten Veröffentlichungen, über die hier berichtet werden soll, in hohem Mafse aus.

Wie schon bei zweien der eben erwähnten Parallelwerke haben sich auch bei der französischen Litteraturgeschichte zwei Bearbeiter in die Aufgabe geteilt, in der Weise, dafs jeder von ihnen das Gebiet wählte, das ihm „nach seiner gegenwärtigen

wissenschaftlichen Thätigkeit am vertrautesten“ war. Der Anfang des XVI. Jahrhunderts bildet die Grenze. Als ehemalige Schüler Adolf Eberts haben die beiden Verfasser sich in der ihnen geläufigen Grundanschauung zusammengefunden, dafs „die Litteraturgeschichte im Zusammenhange mit der ganzen politischen und und kulturalen Entwickelung eines Volkes zu behandeln“ sei, und sie haben, indem sie sich mit einer gewissen Einseitigkeit auf diesen an sich wohlberechtigten Standpunkt stellten, ein Ganzes geschaffen, das neben den älteren Bearbeitungen desselben Stoffes eine durchaus selbständige und eigenartige Stellung einnimmt.

Auf die gleichmäfsige Durchführung dieses Grundgedankens bleibt freilich auch, wie wir gleich sehen werden, die innere Übereinstimmung zwischen den beiden Teilen des Werkes in der Hauptsache beschränkt. Doch soll nicht verkannt werden, dafs die Verschiedenheiten, die zwischen ihnen bestehen, zum Teil wenigstens im Wesen der Sache begründet sind. Das gilt vor allem für die in Werken dieser Art besonders schwierige Frage der Anordnung und Verteilung des Stoffes.

Auf den ersten Blick hat die von Suchier gewählte Ordnung, wie sie schon aus den Kapitelüberschriften erkennbar wird, etwas entschieden Befremdendes. Auf einen Abschnitt, der überschrieben ist „Die ältesten Lebensbedingungen und die Anfänge der Volkspoesie“ folgt als zweiter: „Das französische Volksepos“. Daran schliefst sich im dritten „Die Litteratur der Provenzalen“ in einer Übersicht, für deren Gewährung dem Verf. besonderer Dank gebührt. Im folgenden, vierten Stück werden wir zurückgeführt zu den ältesten litterarischen Denkmälern der im engeren Sinne französischen Litteratur. Während dann in den nächsten drei Abschnitten die chronologische Folge vorwaltet, ist der letzte, der achte, wieder ganz der Geschichte einer Dichtungsgattung, des Dramas, gewidmet. Wie man sieht, gehen hier zwei Einteilungsprinzipien scheinbar regellos durch einander, und eine der sich daraus ergebenden Folgen ist, dafs z. B. die verschiedenen Werke eines Adenet le Roi oder eines Jean Bodel, weil sie mehreren Gattungen angehören, an weit auseinanderliegenden Stellen (Adenet S. 28 u. S. 205 f.; Bodel S. 29, 190, 276 ff.) besprochen werden. Das erschwert freilich die Übersicht; prüft man aber genauer, so wird man doch dem Verfahren Suchiers die innere Berechtigung nicht absprechen können. Denn thatsächlich tritt nun einmal in der litterarischen Entwickelung des Mittelalters, und zwar nicht blofs für uns, infolge des lückenhaften Zustandes unserer Überlieferung, sondern auch objektiv betrachtet, aus inneren Gründen, das chronologische Prinzip hinter dem der Gattung und die Bedeutung der litterarischen Persönlichkeit hinter der Macht einer die Geister oft bis ins kleinste beherrschenden und die geschichtlichen Zeitabschnitte weit überdauernden Überlieferung zurück.

Aus einer erdrückenden Fülle des Stoffes hat Suchier unter obigen Überschriften das Wesentliche und Charakteristische herausgehoben; und wenn man auch in diesem oder jenem Punkte über die Zweckmäfsigkeit der getroffenen Auswahl oder über eine kurzhandige Entscheidung gelehrter Streitfragen mit dem Verfasser rechten mag, so wird man ihm doch zugestehen müssen, dafs alles von ihm Geleistete und Gebotene auf gründlichster eigener Forschung und auf reiflicher Überlegung beruht. Ich habe bei der Durchsicht aufser den Versehen, die im Druckfehlerverzeichnis berichtigt werden, nur zwei leichte angemerkt:

S. 18. Die Verse aus dem Leben des Bischofs Faro liegen nicht in „lateinischer Umschrift", sondern, wie es nacher auch richtig heifst, in „Übersetzung" vor. — S. 48. Der archaische Zehnsilbler hat die Cäsur (richtiger: Diärese) natürlich nicht nach der „letzten", sondern nach der sechsten Silbe (vgl. S. 21 und Stengel in Gröbers Grundrifs II, 1 S. 19).

Dem Vorgange seines Mitarbeiters ist nun Birch-Hirschfeld nicht in allen Einzelheiten der planmäfsigen Anordnung gefolgt. Er hat seiner Kapiteleinteilung ausschliefslich das chronologische Prinzip zu Grunde gelegt und den Stilgattungen nur bei der Bildung der Unterabteilungen einen mitbestimmenden Einflufs eingeräumt. Dieses selbständige Vorgehen war geboten, und auch dafs die Zeitabschnitte wesentlich kürzer als bei Suchier, durchschnittlich auf die Dauer eines Menschenalters bemessen werden, steht mit den Verhältnissen, mit denen zu rechnen war, durchaus im Einklang. Wenn jedoch diesen mehr oder weniger äufserlichen Teilungsgründen eine solche Einwirkung auf die Gestaltung des Stoffes zugestanden wird, dafs darüber die Rücksicht auf die Einheit der Persönlichkeit über Gebühr in den Hintergrund tritt, ja dafs sie bisweilen völlig schwindet, so wäre dies auch mit der Berufung etwa auf das oben geschilderte analoge Verfahren Suchiers in keiner Weise zu rechtfertigen, um so weniger als der letztere selbst, in diesem Punkte zwar weniger konsequent, aber doch sachlich richtiger und geschickter als sein Mitverfasser, beispielsweise den Chronisten Froissart gleich an der Stelle (S. 242 ff.) mitbehandelt, wo von ihm als Lyriker die Rede ist.

Grundsätzlich verkennt doch überhaupt der Historiker seinen Standpunkt, wenn er meint, nur einseitig die Wirkung registrieren zu sollen, die der Geist der Zeit, die der der Nation in einer bestimmten Epoche auf das empfängliche Gemüt und auf die Denkweise des Einzelnen geübt hat; eine zweite, vielleicht die wichtigere Seite seiner Aufgabe ist, den Fortschritt der Gesamtentwickelung als einen Erfolg der Thätigkeit des so oder so gearteten Individuums mit seinen ganz bestimmten Naturanlagen, mit seinem eigentümlichen Bildungsgange zu begreifen und zu erklären. Offenbar tritt in der Litteraturgeschichte wie in der Kunstgeschichte überhaupt dieser letztere Gesichtspunkt weit stärker

noch als in der allgemeinen Kultur- oder in der politischen Geschichte in den Vordergrund und auf allen Gebieten historischer Forschung um so entschiedener und ausschliefslicher, je mehr wir uns der neuesten Zeit nähern, die ja wohl nächstens den völligen Bruch mit der Vergangenheit und die unbedingte Befreiung des Individuums von der Herrschaft des Gesamtgeistes als oberstes Prinzip, als alleiniges Gesetz für die weitere Entwickelung der Menschheit proklamieren wird.

Mag man nun bis zu dieser äufsersten Konsequenz, die ja nur zur Selbstauflösung des Staates und zur Aufhebung der Kunst als solcher führen kann, mitgehen oder nicht: mit der hier angedeuteten Grundanschauung von dem Wesen und der Hauptrichtung der historischen Entwickelung und von der Bedeutung, die in ihr der Persönlichkeit zukommt, einer Anschauung, die übrigens ausdrücklich (S. V unten) von den Verfassern gebilligt wird, verträgt es sich nach meiner Empfindung schon nicht, wenn beispielsweise die Gestalt der Margarete von Valois, einer Frau, die freilich vielseitig auf das Geistesleben ihrer Zeit eingewirkt hat, uns nicht in einem Gesamtbilde gezeichnet, sondern gleichsam in dreifacher Gewandung, das eine Mal (S. 312) als Vertreterin und Fördrerin der Renaissancebewegung, dann 10 Seiten später als lyrische Dichterin und endlich (S. 331) als Verfasserin des Heptameron dem Leser vorgeführt wird. Diese Zergliederung und Trennung wirkt um so störender, wenn der Verfasser, so wie hier und auch sonst öfter, vergifst, durch Verweisung auf frühere oder spätere Erwähnung wenigstens äufserlich das zerrissene Band und die Einheit der noch dazu unter verschiedenen Namen erwähnten Persönlichkeit wiederherzustellen. Noch befremdlicher aber berührt es, wenn später (S. 651 ff.) der jugendliche und noch recht unbedeutende H. de Balzac, der historische Romane im Stile W. Scotts verfafst, von dem älter gewordenen, aber mit ihm doch identischen Urheber bekannter Sittenromane durch einen Zwischenraum von 12 Seiten getrennt wird. Am entschiedensten endlich tritt der Mangel des geschilderten Verfahrens hervor, wenn der Leser, der erkennen möchte, dafs nicht nur die Feuilles d'Automne und die Année terrible, sondern neben ihnen auch Cromwell und Hernani, Notre-Dame und Les Misérables Kinder eines und desselben Geistes sind, sich darauf angewiesen sieht, sich das verhältnismäfsig Wenige, das über V. Hugo gesagt wird — nur das Wesentliche, ganz abgesehen von beiläufigen Erwähnungen — aus vier verschiedenen Stellen des Buches, die über mehr als 70 Seiten verstreut sind, zusammenzusuchen. Die kurze biographische Notiz, die der Besprechung des Lyrikers eingefügt wird, folgt dabei erst 13 Seiten später, als wo von dem bahnbrechenden Dramatiker die Rede gewesen ist. Wer vermag bei so willkürlicher Folge, bei so mutwilliger Zerreifsung des innerlich Zusammengehörigen eine klare Vorstellung von der litterarischen Persönlichkeit oder gar ein seelisches Bild von ihr zu gewinnen?

Am wenigsten befriedigt überhaupt, nach Plan und Ausführung, der letzte Abschnitt des Werkes, der auf 46 Seiten das „jüngste Zeitalter“ von 1850—1890 behandelt, ohne dafs der Verf. es sich versagte, mit seinen Zahlenangaben, wenn die Laune ihn treibt, auch über diese Zeitgrenze hinauszugehen. Was ich hier zu bemängeln finde, ist nicht die zu geringe Zahl der besprochenen Autoren noch auch die Kürze und Knappheit der ihnen gewidmeten Worte, eher das Gegenteil.

Zwar sagt Birch-Hirschfeld selbst im Vorwort (S. VI), um die Haltung und Anlage dieses Teils seiner Arbeit zu rechtfertigen, er besitze „weder über die Leistungen der eigenen Zeit einen genügend hohen und freien Ausblick, noch verfüge er über einen so sicheren Standpunkt, um das litterarische Streben, zumal eines fremden Volkes, überall nach seiner vollen geschichtlichen Bedeutung zu würdigen“. Ich meine, er hätte diesen Satz getrost verallgemeinern und auf die Gefahr hin, als altmodisch, als rückständig verschrieen zu werden, es aussprechen dürfen, den Mafsstab für eine solche historisch-litterarische Würdigung besitze, zumal in einer so gärungsreichen und so schnelllebigen Zeit wie der unserigen, auch gegenüber den geistigen Schöpfungen der eigenen Nation niemand, und niemand könne ihn besitzen. Nur hätte er dann auch die Konsequenzen, die sich aus diesem Vordersatze ergeben, für seine Praxis ziehen und sich, wenigstens für den Zeitraum seit 1870, auf eine übersichtliche Zusammenstellung der in der Litteratur desselben hervorgetretenen Hauptrichtungen und auf möglichst objektive Schilderung des Wirkens ihrer bedeutendsten Vertreter beschränken sollen. Birch-Hirschfeld hat sich nicht entschliefsen können, diesen Weg, der innerhalb des Rahmens des Gesamtwerks der einzige gangbare war, zu betreten, sondern bietet auf engem Raum eine überwältigende Fülle von Namen, Zahlen und Büchertiteln in wenig übersichtlicher Gliederung und mischt je nach Gutdünken kürzere oder ausführlichere Inhaltsangaben und ästhetische Urteile, bald in Form farbloser, fast nichtssagender Redewendungen, bald in derjenigen stark subjektiv gefärbter Schlagwörter ein. Die Überfülle des Stoffs, mit der er hier zu ringen hat, kann naturgemäfs den mehr Unterhaltung suchenden Leser nur ermüden und verwirren, während das Willkürliche, Launenhafte und die scheinbar anspruchsvolle Sicherheit des kritischen Gebahrens ganz dazu angethan ist, den Widerspruch des selbständig denkenden Kenners wachzurufen.

Eine vollständige Aufzählung, wäre es auch nur der Namen derjenigen, die in der neuesten Litteratur bedeutungsvoll hervorgetreten sind, wird von einem Werke wie dem hier vorliegenden niemand, der die Tragweite einer solchen Forderung zu ermessen weifs, auch nur annähernd verlangen. Aber gerade angesichts der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des sonst Gebotenen mufs man sich fragen, weshalb der Verf. für so liebenswürdige

und in Schule und Haus bekannte und beliebte Dichter wie R. Toepffer, Saintine, Souvestre, weshalb er neben manchem Minderbedeutenden für Henry Murger und seine Scènes de la vie de Bohême, für den Dichter der Revanche Déroulède, für Albert Delpit kein Wort der Erwähnung übrig hat. Sieht man freilich, dafs auch in den vorhergehenden Abschnitten nach einer ausführlichen Besprechung Bossuets, Fléchiers, Bourdaloues, Massillon nur einmal auf S. 368 mit dem kurzen Worte „ein glänzender Vertreter der Kanzelberedsamkeit“ flüchtig erwähnt wird, dafs neben Barante, Aug. Thierry, Michelet, Lavisse Geschichtsschreiber wie Michaud, Ségur, Lanfrey völlig mit Stillschweigen übergangen werden, so mufs man zu dem Schlusse kommen, dafs es sich entweder hier um eine blofs zufällige Auslassung, um ein Übersehen handelt, oder dafs dem subjektiven Ermessen doch ein über die Mafsen weiter Spielraum gelassen worden ist. Ähnlich wird man es beurteilen müssen, wenn derselbe Litteraturhistoriker, der soeben (S. 700) von den Librettodichtern Offenbachs, den Herren Meilhac und Halévy, 5 Werke mit Titeln und Jahreszahlen aufgeführt, von Pailleron nichts weiter als „Le Monde où l'on s'ennuie“ zu nennen weifs. Auf den Inhalt dieses immerhin eigenartigen, wenn auch wenig harmonisch wirkenden Lustspiels wird freilich in einer 4½ Zeilen langen Notiz hingewiesen; aber wird jemand, der das Stück nicht kennt, sich aus den Beiwörtern „geistreich“, „munter“, „witzsprühend“, mit denen es Birch-Hirschfeld kennzeichnet, oder aus der zwar beliebten, aber nach meinem Empfinden doch recht erzwungenen Parallele, in die es mit den „Précieuses ridicules“ gebracht wird, irgend eine Vorstellung von dem Gange der Handlung oder gar von dem litterarischen Werte dieses Werks machen können? — Ebensowenig weifs ich mit den 5—6 Zeilen anzufangen, die (S. 706) der Lyrik Théodores de Banville gewidmet werden und in die für mich dunklen Worte auslaufen: „Den Charakter seiner Lyrik bezeichnet B. schon durch die Titel seiner Gedichtsammlungen: ‚Cariatides‘ (1842) ‚Stalactides‘ [sic!] (1846) und ‚Seiltänzeroden‘ (Odes funambulesques 1857)“. — Andererseits würde ich von meinem Standpunkte aus weder Paul de Kock, wie es S. 656 geschieht, durch eine Vergleichung mit dem heute fast vergessenen Rétif zu charakterisieren versuchen noch auch einen von beiden mit den ehrenden Prädikaten „harmlos und gemütlich“ belegen; noch weniger freilich würde ich den widerlichen Roman ‚Demi-Vierges‘ (S. 692) als eine „reizvolle Schilderung“ oder gar seinen Urheber Marcel Prévost als einen „strengen Asketen“ einem allgemeingebildeten Lesepublikum vorführen, wenn auch in beiden Fällen nachfolgende Zusätze die eben gefällten Urteile nicht nur abschwächen, sondern nahezu aufheben. — Vollständig fehlt es an Einheit und Festigkeit u. a. auch in der Wertschätzung Sully Prudhommes, der zu Anfang der ihm gewidmeten Besprechung

(S. 709) gerühmt wird wegen seiner Fähigkeit, „die feinsten und zartesten Gefühle einfach, sicher und durchaus klar wiederzugeben", während ihm auf der folgenden Seite „Mangel an anschaulicher Wirklichkeit und intensiver Lebenskraft" vorgeworfen wird.

Prudhomme ist allerdings ein Denker, aber doch auch ein Dichter, und man braucht nicht die Lobeshymnen, die heut in Frankreich und anderswo zu Ehren des mit dem Nobelpreise Gekrönten erklingen, als alleinigen Mafsstab anzunehmen, um das Schlufsurteil Birch-Hirchfelds hart und unbillig zu finden.

Allein, wie man über diese Dinge auch denken mag, das Mindeste, das man von einem Werke von dem Schlage des hier besprochenen verlangen darf und verlangen mufs, ist eine sorgfältige Drucklegung und unbedingte Genauigkeit der darin enthaltenen Zahlen und sachlichen Angaben. Gerade bezüglich der Jahreszahlen hätte der Verf. im Gegensatz zu der bei unseren gallischen Nachbarn in diesen Dingen herrschenden Leichtfertigkeit sich durch Sorgfalt ein wirkliches Verdienst erwerben können; denn thatsächlich — wer einmal ernstere Nachforschungen auf diesem Gebiete gehalten hat, wird das bestätigen — giebt es in der neueren französischen Litteratur kaum einen Autor, dessen Geburts- und Todesjahr, ganz zu geschweigen von den Publikationsdaten seiner Werke, in den bekannteren, in französischer Sprache geschriebenen Litteraturgeschichten und in den gröfseren Sammel- und Nachschlagewerken von Larousse, Bouillet, Vapereau u. a. übereinstimmend angegeben würde. Auch der Grundrifs der franz. Litteratur von Junker (Münster i. W. 1889, Schöningh) ist in dieser Beziehung nicht zuverlässig. Leider hat sich die Hoffnung, dafs B.-H. hierin Wandel schaffen würde, noch ehe das von Petit de Julleville ins Leben gerufene Werk bis dahin fortgeführt wäre, in keiner Weise erfüllt. Im Gegenteil kann dem Verfasser der Vorwurf nicht erspart werden, dafs er es, nicht nur in diesem Stücke und nicht nur in dem letzten Kapitel allein, an philologischer Gewissenhaftigkeit und deutscher Gründlichkeit hat fehlen lassen.

Eine lange Reihe von Druckfehlern und sonstigen Versehen und Flüchtigkeiten sind B.-H. schon von Dr. P. Vater in einer Anzeige des Werkes, die in der wissenschaftlichen Beilage zur Berliner Tageszeitung „Germania" vom 6. Dezember 1900 abgedruckt ist, mit gutem Grunde vorgehalten worden. Ich kann nur bestätigen, dafs in den Zahlen, die meist bei der erstmaligen Erwähnung den Namen der Autoren und den Titeln ihrer Werke beigefügt werden, eine arge Verwirrung herrscht, und trage nur einige der von mir aufgezeichneten Belege nach.

S. 338. Die Six Livres de la République des Jean Bodin sind nicht 1578, sondern 1576 zuerst erschienen. — S. 344. Jodelle ist nicht 1572, sondern 1573 gestorben. — S. 383. Der „Art poétique français", dessen Verfasser Pierre Delaudun und

nicht, wie B.-H. schreibt, Loudon d'Aigaliers heifst, ist nicht 1597, sondern ein Jahr später erschienen. — S. 536. Nivelle de la Chaussée ist 1692 geboren, nicht 1694. — S. 619. Lamartine starb nicht 1868, sondern 1. März 1869. — S. 623. A. de Vigny ist nicht 1797, sondern 1799 geboren. — S. 669. Die Lebensdaten von Sainte-Beuve fehlen, wenigstens hier, wo man sie erwarten sollte; ebenso die von Musset (SS. 640, 646) ganz und gar. Dafür stehen die des C. Delavigne zweimal, und zwar S. 618: —1844, S. 627: —1843. — S. 688. A. France, dessen eigentlicher Name Jacques-Anatole Thibault ebenso wie der Lotis (S. 684) genannt werden konnte, ist nicht 1842, sondern 16. April 1844 geboren. — S. 695. Dumas fils ist nicht 1821, sondern 1824 (Vapereau), Brizeux (S. 712) jedenfalls nicht 1803, sondern, soweit ich feststellen kann, 1806 geboren u. s. w.

Hiernach mögen, abermals nur als Proben, einige sprachlich-philologische Versehen folgen:

S. 312. „Aetatis 52" auf dem Bilde der Margarete von Valois heifst nicht „im Alter von 52", sondern von 51 Jahren. Derselbe Fehler kehrt S. 314 unter dem Bilde Calvins wieder.

S. 313. Was das Collège de Navarre war, wird dem Leser durch die Verdeutschung „Kolleg Navarra" schwerlich verständlicher. Dasselbe gilt von der Übersetzung „Starkgeister" für Esprits forts (S. 502), von „Schlüsselroman" für Roman à clef (S. 511). Auch bei der wörtlichen Verdeutschung von Coq à l'âne (S. 344 d) „vom Hahn auf den Esel" wäre eine erläuternde Anmerkung, mindestens eine Verweisung auf S. 302, wo Suchier Namen und Sache erwähnt, wohl am Platze gewesen.

S. 375. Das Citat aus Malherbe giebt einem Verse gerade dieses in der Metrik so peinlichen Dichters eine Silbe zu viel. In der Consolation à M. du Périer heifst es in einer berühmten Strophe:

Mais elle était *du* monde, où les plus belles choses
Ont le pire destin.

Verf. schreibt: *de ce* monde.

S. 446. Der 15. Januar 1622 steht bekanntlich nur als Datum der Taufe Molières annähernd fest, aber nicht als sein Geburtstag. Für die Behauptung, dafs sein Vater „Teppichwirker" gewesen sei, kann ich keine andere Erklärung als eine falsche Übersetzung des Worts „tapissier" finden.

S. 447. Die Übersetzung von La Jalousie du Barbouillé durch „Eifersucht des Eingeschmierten" ist weder geschmackvoll noch zutreffend.

S. 459. Der aus den Femmes savantes bekannte Name des einen Dichterlings wird ständig Trisottin geschrieben statt Trissotin (S. 733 berichtigt).

S. 526 heifst Voltaire, dessen Geburtsdatum wegen des einst darüber geführten Streites wohl genauer anzugeben gewesen wäre,

„Sohn eines Sportelkassierers am Pariser Stadtgericht". Der unbefangene Leser denkt dabei etwa an einen Gerichtsvollzieher, jedenfalls an einen untergeordneten Beamten. In Wirklichkeit war der Vater Arouet, als sein Sohn François-Marie geboren wurde, Notar, später Trésorier de la Chambre des Comptes, was Hettner pomphafter zwar als B.-H., aber auch wieder nicht ganz genau durch „Schatzmeister der Rechnungskammer" übersetzt.

S. 572. Der Nebentitel des Contrat social heifst nicht „Principes du droit *publique*" (!), sondern Pr. d. dr. *politique*.

S. 619. Aus Barbiers Iamben macht der Setzer mit Genehmigung des Verfassers „Beine" (Jambes)

S. 701. Comédie rosse übersetzt B.-H. durch „Schindmährenkomödie". Er weifs also nicht, dafs *rosse*, allerdings nicht gerade im Gebrauche der besten Gesellschaft, Adjectivum geworden ist und denjenigen bezeichnet, der geflissentlich eine Hintansetzung ethischer und ästhetischer Rücksichten zur Schau trägt (vgl. Villatte, Parisismen und Hatzfeld — Darmesteter — Thomas s. v.).

Für die Willkürlichkeit der Rechtschreibung, besonders der Accentsetzung, hier nur einige Beispiele:

S. 404. Cathérine (im Register sogar Catérine) de Rambouillet. — S. 510 Telemaque (zweimal). — 514. Idomenée. — 533. Semiramis. — 584. Rétif de la Brétonne. — 652. Brétagne. — 627. Vèpres. — 523. Loix. — 655. Foux.

Die ärgste Vernachlässigung der gebührenden Sorgfalt haben die Facsimiles erfahren. Die Handschriften sind vielfach falsch gelesen und nicht minder als die Drucke sinnwidrig übersetzt.

Hier zunächst einige Proben falscher Deutung:

S. 312b. (Vorrede zu Geoffroy Toris „Champfleury") Z. 6. *J'aurois couleur* heifst nicht „es könnte den Schein haben", sondern „ich hätte Grund, Anlafs". — Z. 23 ist *Vocales*, das keinen Sinn giebt, augenscheinlich verdruckt für *vocables*, wie weiter oben (Z. 5) *semblales* für *semblables*.

S. 342d. (Eine Seite aus Montaignes Essais). Der ganz klare Sinn des Satzes Z. 2 ff.: „Parquoi ne prenons plus excuses des externes qualitez des choses; c'est à nous à nous en rendre conte" wird durch folgende Verdeutschung entstellt: „Deshalb nehmen wir nicht unsere Auffassung von den äufseren Eigenschaften der Dinge her, sondern machen uns unsere Begriffe von ihnen von uns selbst aus." Armer Montaigne!

S. 376a. (Elégies de Desportes mit Randbemerkungen von Malherbe) Z. 3. „ie vous vueille encherir mon amoureux soucy" „wollt' ich euch mein Liebesleid verteuern". Von „verteuern" ist natürlich, da Liebesleid keine verkäufliche Ware zu sein pflegt, hier keine Rede, sondern von „wertvoller, gröfser erscheinen lassen, als es ist, verstärken, übertreiben". Die Richtigkeit dieser Deutung beweist auch die folgende Zeile.

S. 376d. Z. 23f. Immortels et mortels sentent tous sa

pointure, Elle est sans privilege; or si l'amour est dieu ... B.-H. übersetzt: „Unsterbliche und Sterbliche fühlen seine Verwundung" (nämlich die Amors). „Es hat kein Vorrecht, denn wenn Liebe ein Gott ist ..." Thatsächlich bezieht sich *elle* auf *pointure*, da gar kein anderes Femininum, auf das es gehen könnte, in der Nähe ist. Der ganz naheliegende Sinn ist also: „Ihr (der Verwundung Amors) gegenüber gilt kein Vorrecht", ein jeder ist ihr unterworfen. Selbstverständlich heifst auch *or si* ... nicht „denn wenn", sondern: „wenn nun also ..."

S. 417a. (Sentiments de l'Académie française sur le Cid) Z. 7f. „cette passion de Chimène, que nous trouvons mal conduitte". In der Übersetzung steht wörtlich: „Diese Leidenschaft Chimenens, die wir für ein schlechtes Benehmen halten".

S. 552a. (Brief Diderots an Berryer) Z. 2. Mes peines sont poussées aussi loin qu'elles peuvent l'être „meine Leiden sind so weit getrieben worden wie irgend möglich". Nein, das wäre französisch: mes peines *ont été poussées*; elles sont poussées heifst: sie sind gediehen. — Z. 12. vous voulez bien déposer ... Der in der Übersetzung stehende Imperativ: „legen Sie ... ab" giebt einen vollständigen Widersinn. — Z. 14. „Le dépositaire de l'autorité royale" ist nicht der „Inhaber der königlichen Gewalt", sondern der sie in Verwahrung hat, ihr Verweser oder Vertreter. — In den untersten Zeilen dieser Seite (Z. 29 ff.) hat die allerdings etwas verwickelte Satzkonstruktion den Übersetzer völlig aus der Fassung gebracht.

Aus der Legende des handschriftlichen Entwurfes zu Rousseaus Contrat social (S. 572a ff.) führe ich, indem ich anderes bei Seite lasse, nur einige Lesefehler an:

S. 527a. Z. 27. In der Handschrift steht, allerdings nicht ganz deutlich geschrieben, aber aus dem Zusammenhange doch leicht zu erraten: „Les *vues* trop générales et les objets trop éloignés sont également hors de sa portée" „Zu allgemeine Gesichtspunkte und zu fernliegende Gegenstände gehen gleichermafsen (d. h. die einen wie die andern) über seinen (des Volkes) Gesichtskreis hinaus". — B.-H. liest *vices* statt *vues* (trotz „générales) und übersetzt blindlings: „Die zu allgemein verbreiteten Fehler und die zu fernliegenden Gegenstände fallen gleichfalls aus seinem Bereich heraus".

S. 527d. Z. 7 liest B.-H. fälschlich *que* statt *pas* und bringt die Übersetzung zu stande: „Es hängt völlig von der Geistlichkeit ab, dafs in dem ganzen Königreiche Frankreich nur ein einziges legitimes Kind geboren wird", während Rousseau sagt: Wenn die Geistlichkeit die Civilstandsregister führt, so hängt es nur von ihr ab, dafs in Frankreich (von einem bestimmten Tage ab) kein einziges legitimes Kind mehr geboren wird.

Ebend. Z. 11. Verf. druckt: *Tandisque*, in einem Wort, während in der Handschrift deutlich *tant que* in zwei Wörtern zu lesen

ist. Da ersteres durch „so lange als“ übersetzt wird, so wird der Sinn dadurch nicht berührt.

Alle die zuletzt gemachten Ausstellungen betreffen nun freilich nur Nebendinge, die, jedes für sich genommen, für die Beurteilung des Ganzen kaum in Betracht kommen. Aber in ihrer Gesamtheit wiegen sie doch so schwer, dafs der Kritiker nicht umhin kann, sie zur Sprache zu bringen, wäre es auch nur, um jüngere Neuphilologen vor sorgloser Benutzung des Buches zu warnen und um ihnen die Pflichten, die ihnen als Philologen obliegen, bei diesem Anlasse recht dringend ans Herz zu legen.

Berlin. G. Schulze.

Robert Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus. München, C. W. Beck. Erster Band 1893. XVII u. 618 S. gr. 8. 11,50 *M.* Zweiter Band 1901. XI u. 617 S. gr. 8. 12 *M.*

Es ist eine bekannte und erfreuliche Thatsache, dafs in neuer Zeit dem Wirtschaftsleben mehr Aufmerksamkeit zugewendet wird als früher; dieser Seite der Geschichtswissenschaft dient auch das vorliegende Werk.

Da der erste Band desselben schon vor längerer Zeit erschienen und vielfach besprochen worden ist, so soll hier von einer eingehenden Zergliederung desselben abgesehen und nur kurz der Inhalt desselben angegeben werden. Zunächst schildert der Verf., wie nach dem peloponnesischen Kriege sich allerorten in Griechenland die schlimmste Selbstsucht geltend machte, die nichts kannte als die Bedürfnisse des unersättlichen Ichs. Da das zur Auflösung der Gesellschaft und zu erbitterten Kämpfen zwischen arm und reich führen mufste, so trat schon frühzeitig die Ansicht hervor, dafs es eine Zeit gegeben habe, in der ein idyllisches Leben herrschte. Die Schilderung dieses Daseins finden wir in den Staatsromanen. Und die Lust an solchen Darstellungen beherrscht auch die Berichterstattung von dem wirklichen Leben. Das belegt der Verf. eingehend mit der Betrachtung dessen, was uns von Sparta überliefert ist.

In der Vorrede zum zweiten Bande betont der Verf., dafs er auf eine Darstellung des religiösen Sozialismus verzichte. Besonders eingehend sei aber die soziale Demokratie behandelt worden. Zuerst bespricht Pöhlmann in fünf Kapiteln die soziale Utopie im Gewande der Dichtung. Er geht davon aus, dafs mit einer gewissen Notwendigkeit die Sage vom goldenen Zeitalter habe entstehen müssen, und zeigt dann, wie diese bei Homer und Hesiod ausgebildet sei. Wundervoll ist es, wie die attische Bühne und besonders Aristoteles das Schlaraffenland schildert. Der Verf. erinnert dabei oft an Aussprüche der heutigen Kommunisten. Die Philosophie gestaltete aber die Legende um, und das führt ihn zur Darstellung des „Staatsromans“ (S. 32—94). Schon im ersten Bande hat der Verf. Platos politische Anschauungen über

die Gestaltung des Staates ausführlich behandelt; hier bespricht er die Gedanken, die Plato als Dichter im Timäus hierüber geäufsert hat. Der Poet stellt da ein Ur-Athen und die Atlantis gegenüber; aber auch dieses Gemälde bleibt ein Torso wie jene philosophischen Erörterungen.

Von den folgenden Staatsromanen sind nur Bruchstücke übrig, die uns Diodor meist sehr flüchtig und oberflächlich überliefert hat. Es sind das Theopomps meropisches Land und Hekataios' kimmerische Stadt, dann die heilige Chronik des Euhemeros. Am radikalsten erscheint die Durchführung des kommunistischen Gedankens in dem Slavenstaat des Jambulos. Dieser Dichter geht weiter als die Sozialisten der Renaissance, als Morus und Campanella. Der Verf. sagt S. 92 sehr richtig: Die Ideen, die in der sozialen Dichtung der Griechen zum Ausdruck kommen, greifen weit über den Rahmen hinaus, durch den eine konventionelle Auschauung von der Antike und eine nicht minder konventionelle Geschichtsauffassung die geistige Entwickelung des Altertums auf dem Gebiete des sozialen Gedankens umgrenzt glaubt.

Der hellenische Stadtstaat war die Geburtsstätte des Sozialismus, und dafs er das sein mufste, weist der Verf. eingehend im ersten Kapitel des sechsten Abschnittes nach. In dem Stadtstaate mufste sich mit Notwendigkeit die Demokratie herausbilden, und ihr unabweisliches Komplement ist der Sozialismus. Es ist natürlich, dafs als ein hervorstechender Zug der politischen Bewegung im engen Raume der erscheint, die Unterschiede aller Klassen der Bürger auszugleichen. Schon während der Adelsherrschaft machten sich plutokratische Tendenzen geltend, und die kapitalistische Wirtschaft dieser Klasse begann auf die unteren Stände sehr zu drücken. Das ersehen wir aus Hesiods, Theognis' und Solons Dichtungen. Natürlich erwachte die Masse und übte ihre Kritik als Negation des Bestehenden. So ging der alte Staat in Trümmer, und das *πάντα ῥεῖ* des Heraklit zieht nun das Facit der ganzen Epoche. Es bildete sich der Glaube aus, dafs ein gesellschaftliches Ideal durch den Staat nur in ihm möglich sei. Und diese Anschauung begünstigte die Erhebung von Staatsordnern wie Pittakos und Tyrannen, welche eine soziale Monarchie repräsentieren.

Schon im 6. Jahrhundert, wie wir aus Solons Mitteilungen wissen, verlangte das Volk die gleiche Beteiligung aller am Grund und Boden des Vaterlandes. Der Rentengenufs sollte aufhören, der Arbeitsertrag gerecht verteilt und ein Staat gegründet werden, in dem Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herrsche. Diese Bewegung machte sich nicht nur in Attika, sondern auch in anderen Staaten bemerkbar und führte vielfach dazu, dafs man die Vermögensanhäufung durch gesetzliche Verbote beschränkte. Es gelang in jener Zeit, die soziale Bewegung äufserlich und innerlich zu überwinden und einen blühenden Mittelstand zu schaffen, der

dann die Abwehr des Orients ermöglichte. Aber auch in dem Mittelstande begann allmählich die Geldherrschaft zu erstarken, Fabrikthätigkeit und Handel trugen dazu bei, und Stadt wie Land litten unsäglich darunter. Die kapitalistische Volkswirtschaft führte notwendig zur „Pleonexie“, zur Erwerbsgier. Dagegen erhob sich eine Kritik, die an schneidender Schärfe der eines Saint Simon und Fourier, eines Proudhon und Rodbertus, eines Lasalle und Marx nichts nachgiebt.

Die Kunst erblühte freilich, aber sie diente nur zur Verherrlichung der Individuen der besitzenden Klasse. Die Häuser dieser Leute überstrahlten an Pracht die öffentlichen Gebäude. Dagegen war ein grofser Bruchteil der Bevölkerung zu völliger Knechtschaft herabgedrückt. Natürlich gingen dabei die sittlichen Grundlagen verloren; es entwickelte sich Wettbewerb, Wettgenufs und Korruption. Darüber klagen unter anderen Demosthenes und Isokrates. Man bedenke, welche Zustände sich herausgebildet hatten, wenn Demosthenes in einer öffentlichen Rede ungescheut sagen konnte: Die Hetären haben wir um der Lust willen, die Kebsweiber um der täglichen Liebespflege willen, die Ehefrauen um echte Kinder zu erzeugen und zur Hut des Hauses (Rede gegen Neära S. 122). Und wie ist die Halbwelt in der Kunst verherrlicht! Praxiteles bildete Statuen der Phryne und gab einer Aphrodite die Züge seiner Buhlerin Kratine.

Während nun die wirtschaftliche und soziale Entwickelung auf eine Verschärfung des Gegensatzes von arm und reich, auf die Zunahme der Ungleichheit und Unfreiheit hindrängt, ist die politische Entwickelung beherrscht von den Ideen der Freiheit und Gleichheit. Daraus entstand ein klaffender Widerspruch, ein solcher, den man als einen spezifisch modernen zu betrachten gewohnt ist. Er ist aber schon dem Altertum zum Bewufstsein gekommen (S. 243). Da begann nun ein wütender Kampf gegen die Reichen. Die Demagogen schürten das Mifstrauen und den Neid der Massen. Selbst ein Demosthenes scheute sich davor nicht. Andere Beispiele finden wir in Menge S. 265—284. Diese Schäden geifselte besonders die politische Komödie. Da wendet sich nun der Verf. gegen Grote, dem er mit Recht vorwirft, dafs er das englische öffentliche Leben mit dem des Altertums verglichen habe. Dabei mufste Grote zu falschen Folgerungen kommen, da die englischen Verhältnisse ganz andere waren als die des Altertums und besonders Athens (S. 291 ff.). Er verkennt eben durchaus, dafs es sich hier überhaupt nicht nur um ein politisches, sondern zugleich um ein sozial-psychologisches Problem handelt. Auf der attischen Bühne hat nun das Prinzip der schrankenlosen Subjektivität Triumphe gefeiert, vor dem kein Gebiet des theoretischen und praktischen Lebens gefeit blieb. Ihr Hauptvertreter ist Euripides. Dieser Liberalismus trug zwar zum Aufkeimen sozialistischer Ideen bei wie überall, war aber

doch auch zugleich ein Feind derselben. Denn er befördert das Hervortreten der Einzelpersönlichkeit und tritt damit aufs schärfste dem Kollektivismus und Sozialismus entgegen. Je mehr aber der wirtschaftliche Verteilungsprozefs in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt wurde, je klarer die Unvereinbarkeit der sozialen Ungleichheit mit dem Gleichheitsprinzip der reinen Demokratie zu Tage trat, um so entschiedener drängte der soziale Klassenkampf auf eine revolutionäre Lösung hin. Und so sagt Aristoteles in seiner Politik: Die Armut erzeugt Bürgerkrieg und Verbrechen. Dieser Klassenkampf wütete nun schrecklich in den griechischen Staaten, wofür der Verf. eine Menge Beispiele anführt. Er endete häufig damit, dafs eine Tyrannis entstand oder ein Militärdiktator auftrat und dafs man die Monarchie als eine Erlöserin begrüfste. Am besten ist uns der soziale Klassenkampf in Sparta überliefert.

Der Verf. weist eingehend nach, wie die Überlieferungen Plutarchs sehr unvollkommen und sehr einseitig sind. Ref. mufs gestehen, dafs ihm dadurch ganz neue und tiefere Blicke in das Wesen der spartanischen Verhältnisse eröffnet worden sind. Es wird wohl künftighin sowohl der Historiker als auch der Philologe die alte Lykurguslegende nicht mehr wie bisher erzählen und auch das Leben und Treiben des Agis und Kleomenes anders und etwas tiefer auffassen müssen, als es gewöhnlich geschieht. Nachdem der Verf. nun die letzten Zuckungen dieser sozialen Vorgänge dargestellt hat, soweit es die lückenhafte Überlieferung gestattet, fafst er die Ergebnisse zusammen. Das Endresultat ist nicht eine Erhöhung der Summe von Freiheit in der Gesellschaft, sondern im Gegenteil eine Steigerung der Unfreiheit und Ungleichheit, der politischen und sozialökonomischen Abhängigkeit.

Wahrlich (S. 435) der Glaube an die Zeugungskraft der Revolution, die Theorie von der unermefslichen schöpferischen Leistungsfähigkeit der revolutionären Gewalt und der revolutionären Enteignung hätte nicht drastischer ad absurdum geführt werden können als durch die traurige Ergebnislosigkeit des Klassenkampfes in diesem Musterlande der sozialen Revolution, das mit einem völligen Bankerott der Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit endet. Nicht nur den wirtschaftlichen Verfall hat die furchtbare Entartung des Parteikampfes gefördert, sie hat auch das Volksleben vergiftet, das Volksgemüt verwüstet, den ganzen Lebensboden des Volkes unterwühlt und zerstört. Kein Wunder, dafs für die Parteien des Besitzes die Interessengemeinschaft mit dem kapitalistischen Rom genügte, um demselben Hellas zu Füfsen zu legen. Ist doch selbst einem der besten seiner Schüler nichts übrig geblieben als das Geständnis der Resignation, dafs dem erschöpften und zerrütteten Lande nur noch durch die zwingende Gewalt der Fremdherrschaft

zu helfen sei. Ja ein Polybius sieht das Geschick mit einer gewissen Befriedigung sich vollenden. Er setzt der Fremdherrschaft ein litterarisches Denkmal, dessen ausgesprochener Zweck ihre geschichtliche Rechtfertigung, ja geradezu ihre Verherrlichung ist. So der Verf., dem wir völlig zustimmen.

Nun kommen wir zum zweiten Buche, welches die Zustände Roms behandelt. Da wendet sich der Verf. zunächst gegen Mommsens Auffassung der Urverhältnisse der römischen Gesellschaft. Pöhlmann nimmt an, dafs, soweit unsere Erkenntnis reicht, Privateigentum sich schon in der ältesten Zeit vorfinde. Sehr schön ist das, was der Verf. über die Numalegende sagt. Er nennt Numa einen mythischen Vorläufer der Gracchen (S. 453), er sei ein Sozialreformer gewesen.

Mag man nun dem, was der Verf. gegen Mommsen vorbringt, zustimmen oder es bezweifeln, ganz übersehen wird man es durchaus nicht dürfen. Schon im fünften Jahrhundert zeigt das römische Eigentumsrecht einen verhältnismäfsig modernen Charakter. Ein paar Jahrhunderte später, in einer Zeit, in der wir einen etwas genaueren Einblick in die römische Volkswirtschaft haben, ist die individualistische Tendenz in der ökonomischen Entwickelung Roms aufs schärfste ausgeprägt. Gegen die Schäden dieser Entfaltung trat in Rom keine Komödie wie in Athen auf (S. 474 ff.). Wir können daher die wirkliche Geschichte der sozialen Bewegung bis auf die Zeit Cäsars und Ciceros nicht erkennen. In Cäsars bellum civile werden die sozialen Verhältnisse nur gestreift.

Der Verf. wendet sich dann sehr scharf gegen Sallust, welcher einen völlig ungeschichtlichen und unsozialen Standpunkt einnehme. Seine Arbeit sei nur ein Parteipamphlet. Mehr könnte man von Cicero erwarten; aber leider stehe er gerade als Theoretiker wie als Staatsmann in einer Stellung, welche ihn von vorn herein unfähig machte, gesellschaftliche Fragen unbefangen zu beurteilen (S. 486). Für den Staat Ciceros ist die soziale Frage eine nebensächliche Erscheinung. Immer spricht er nur von den Rechten des Eigentums, nie von seinen Pflichten. Mit Cicero wird scharf ins Gericht gegangen, dabei wird auch gegen Mommsen polemisiert. Dem Verf. scheinen die Urteile, die hier über Cicero gefällt werden, sehr beachtenswert. Wer in der Lage ist, ciceronianische Schriften, namentlich die Catilinarien mit Schülern zu lesen, wird die Ausführungen des Verf. nicht unbeachtet lassen dürfen. Man soll nun aber nicht glauben, dafs die Armen in Rom den Druck nicht gefühlt hätten, den die Kapitalwirtschaft auf sie ausübte. Bei dieser Gelegenheit greift der Verf. sehr mit Recht Iherings „Geist des römischen Rechtes“ an (S. 525 ff.). Er schildert treffend, wie sich die römische Plebs im Laufe der Zeit durch die Überflutung mit Fremden verändert habe, und beweist dann durch viele Zeugnisse, namentlich der Satiriker,

wie schwer die Masse von dem Kapitalismus bedrückt worden sei. Daraus werden die furchtbaren Sklavenaufstände erklärlich, an denen sich auch arme Bürger beteiligten. Die Empfindungen des Volkes vermögen wir noch einigermafsen in der historischen Litteratur zu erkennen; denn sie entnahm die Schilderung für die Klassenkämpfe der älteren Zeit ohne weiteres den Verhältnissen, die seit den Zeiten der Gracchen bis auf Cäsar herrschten. Da finden wir denn sehr schöne Darstellungen des Appius Claudius, des Servilius u. a., die wir nicht übersehen dürfen, wenn wir Livius und Dionys lesen.

Es ist natürlich, dafs in Rom wie in Hellas sich die Sehnsucht ausbildete, das idyllische Leben wieder einzuführen, wie es in der Urzeit gewesen war. Der Darstellung dieses romantischen Utopismus sind die letzten Seiten des Buches gewidmet.

Gr.-Lichterfelde bei Berlin. R. Fofs.

H. Müller und M. Kutnewsky, Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik, Trigonometrie und Stereometrie. Leipzig und Berlin 1902, B. G. Teubner. Zweiter Teil: für die oberen Klassen. Ausgabe A: für Gymnasien. VIII u. 347 S. 8. Ausgabe B: für Realanstalten und Reformschulen. VIII u. 360 S. 8. geb. je 3,40 *M*.

Der Berichterstatter sieht sich genötigt, diese Anzeige mit einer thatsächlichen Berichtigung einzuleiten. Die Verfasser sprechen im Vorwort (S. III) die Hoffnung aus, „dafs auch der vorliegende Teil der Sammlung zu einer Konzentration des Unterrichts führen wird und damit den Vorschriften der neuen Lehrpläne in gleicher Weise entspricht, wie dies im Augustheft der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1901 . . . als ein Vorzug des ersten Teils anerkannt worden ist“. Dieser Satz kann sich nur auf den in dieser Zeitschr. 1901 S. 509 Z. 9 stehenden Satz beziehen: „Die Forderung des Lehrplanes wird so recht befriedigend erfüllt“. Diese Bemerkung aber folgt und bezieht sich auf den unmittelbar vorhergehenden Satz: „Ebenso erscheint die Art, wie die Gleichungen ersten Grades schon im zweiten Kapitel an den einzelnen Stellen einbezogen werden, bemerkenswert“. Sie stellt also fest, dafs die auf S. 53 Z. 3—5 der Lehrpläne von 1901 gegebene Vorschrift: „Bei den Übungen sind auch Gleichungen ersten Grades mit einer Unbekannten zu benutzen“ wohl befolgt ist. Übrigens hatte der Berichterstatter zur Zeit der Abfassung seiner Anzeige nicht die Lehrpläne von 1901, sondern die von 1892 vor Augen, in denen auf S. 46 Z. 16—18 sich dieselbe Forderung findet. Der Wortlaut der Anzeige giebt nicht die geringste Veranlassung, diese Anerkennung der Übereinstimmung in einem einzelnen Punkte auf das ganze Buch auszudehnen. Um falsche Anschauungen und Deutungen auszuschliefsen, ist es nötig, das ausdrücklich festzustellen.

Der zweite, für die oberen Klassen bestimmte Teil, der heute

dem Berichterstatter vorliegt, ist in zwei Ausgaben erschienen. Wieder ist für Ausgabe B die Bezeichnung: „für reale Anstalten und Reformschulen“ gewählt, die in ihrem zweiten Teile keinen Sinn hat. Eine Reformschule ist entweder ein Reformgymnasium, dann kann wohl wegen der gröfseren Zahl der dem mathematischen Unterricht auf der Mittelstufe zugewiesenen Stunden sich für den ersten Teil eine besondere Ausgabe rechtfertigen, obwohl dies bei der hier befolgten Stoffverteilung nicht zu befürchten war, da die Aufgaben des ersten Teiles allenfalls auch noch für die O II des Normalgymnasiums, also sicher für die U II eines Reformgymnasiums ausreichen. Das Endziel des Reformgymnasiums aber entspricht auf der Oberstufe genau dem des Normalgymnasiums. Für das Reformgymnasium wird also die Ausgabe A des zweiten Teils, nicht die Ausgabe B in Betracht kommen, die dem Schüler unnötigen Ballast brächte. Oder aber die Reformschule ist ein Realgymnasium. Dann stimmen die Zielforderungen mit denen des Normalrealgymnasiums ganz überein. Die Aufgabe B bedarf der besonderen Bezeichnung nicht.

Wer nun mit der Erwartung an die beiden Ausgaben herantritt, er werde, entsprechend der Bedeutung, welche dem mathematischen Unterricht an den verschiedenen höheren Lehranstalten zukommt, abweichende, hier leichtere, dort schwerere, hier mehr auf die Aneignung und Übung des Lehrstoffes selbst berechnete, dort mehr des Schülers Selbstthätigkeit, Erfindungskraft und Forschungstrieb in Anspruch nehmende Aufgaben finden, wird sich enttäuscht sehen. Das Material ist in beiden Ausgaben in allem Wesentlichen dasselbe, stimmt in manchen Abschnitten vollständig überein, und wo sich in der einen Ausgabe, z. B. der für die Realanstalten, Zusätze finden, kann man nicht einsehen, aus welchem Grunde sie nicht auch in die andere Ausgabe aufgenommen sind, da sie an Schwierigkeit die dort gebotenen Aufgaben kaum übertreffen. So liegt es beispielsweise bei dem Abschnitt IV (Aufgaben zur Lehre von den Koordinaten und Kegelschnitten). In Ausgabe A reicht er von S. 301—348 und enthält auf 48 Seiten 165 Nummern, in Ausgabe B von S. 308—360 auf 52 Seiten 173 Nummern. An den in B hinzugekommenen Aufgaben, als welche z. B. No. 9, c; 32, c; 33; 40; 48; 53, b, c; 54 a, 3, 4; 55, e; 61, d—g; 87, c; 90, b; 92, h—k; 96 erscheinen, kann der Berichterstatter nicht erkennen, welchen Fortschritt über das in A gebotene Material sie ihrer Art und ihrer Anzahl nach in sich schliefsen. Es würde zu weit führen, für alle Abschnitte des Buches den gleichen Nachweis zu führen; der Fingerzeig, dafs es sich dort nicht anders verhält, wird genügen für den, der sich näher unterrichten will.

Natürlich fehlt es in Ausgabe B nicht an besonderen Abschnitten für die Lehrgebiete, welche aufserhalb des Gymnasialpensums liegen. Hierher gehört ein Kapitel über den polynomischen Lehrsatz, den binomischen Lehrsatz für negative und

gebrochene Exponenten, unendliche Reihen, die Bestimmung der Konvergenz und Divergenz (Ausg. B S. 135—146), ebenso ein andres über die Auflösung der Gleichungen dritten Grades mittelst der kardanischen Formel, über die Lösung der Gleichungen vierten Grades sowie numerischer Gleichungen (B S. 168—195). Ein Unterschied scheint ferner darin zu liegen, dafs sich einige Abschnitte in A und B an verschiedenen Stellen finden. Aber die Gründe dafür sind schwer zu erkennen. Die No. 3 und 4 des Kapitel 1, Ausg. B, Wurzeln und Koefficienten der Gleichungen, reduzierbare und reziproke Gleichungen behandelnd, hätten wohl mit mehr Recht dieselbe Stelle wie in Ausg. A eingenommen, am Anfang des Kapitels 8, das die höheren Gleichungen enthält. Warum der Abschnitt über die binomischen Gleichungen, in beiden Ausgaben von demselben Inhalt, das eine Mal in dem Kapitel über die höheren Gleichungen, das andere Mal als dritter Abschnitt des die imaginäre Zahlen behandelnden Kapitels erscheint, ist dem Berichterstatter unerklärlich.

Noch mufs ein Wort gesagt werden über das Verhältnis des für die oberen Klassen bestimmten Teiles zu dem ersten, welcher den Übungsstoff der Mittelklassen enthält. Im besonderen für die Ausgabe A hat der Berichterstatter festgestellt, dafs die Seiten 217—219, 221—222, 245—252, Gleichungen zweiten Grades, 252—272, die Reihenlehre, 274—313, trigonometrische und stereometrische Aufgaben enthaltend, aus dem ersten Teil wörtlich, allerdings teilweise mit einer Reihe von Einschaltungen, in die Sammlung für die Oberklassen übergegangen ist. Von den Verfassern wird diese Thatsache mit Stillschweigen übergangen. Aber sie ist von grofser Bedeutung für die Brauchbarkeit des Buches. Warum mufs der Schüler, der, nachdem er in den mittleren Klassen den ersten Teil benutzt hat, beim Übergang nach O II den zweiten sich anschafft, 72 Seiten Text, d. h. $4\frac{1}{2}$ Bogen, noch einmal bezahlen? Widerspricht dieses Verfahren nicht allen Grundsätzen, welche bei Abfassung von Lehrbüchern bisher üblich gewesen sind?

So viel über das Verhältnis der Ausgaben zu einander. Die Ausführlichkeit war nötig, um dem Leser dieser Zeitschrift ein Urteil über die Notwendigkeit dieser Doppelausgabe zu ermöglichen. Der Berichterstatter kann nicht finden, dafs in der Sache liegende Gründe sie rechtfertigen. Durch Weglassung der im ersten und zweiten Teil für A gleichzeitig enthaltenen Abschnitte im zweiten Teil hätte sich hier genügend Platz für die Aufnahme der den Realanstalten vorbehaltenen Teile gefunden, ohne dafs die Ausdehnung sich vergröfsert hätte.

Nun zu den Aufgaben selbst. Hier kann man sich kürzer fassen. Sie sind im allgemeinen nach denselben Grundsätzen gewählt und geordnet wie im ersten Teil und entsprechen im ganzen ihrer Bestimmung. Für das Gymnasium sind einzelne

Kapitel, z. B. das der Kegelschnitte, vielleicht etwas zu weitgehend. Aber der Berichterstatter ist nicht im stande, die Sammlung für die Oberstufe als gleich zweckentsprechend zu bezeichnen wie die für die Mittelstufe. Das zusammengetragene Aufgabenmaterial erscheint ihm zu schematisch gewählt, zu viel auf das mechanische Beispielerechnen gerichtet, zu wenig geeignet, die eigene Kraft des Schülers zu beschäftigen, sein Interesse an der Aufgabe zu erregen. Er ist der Meinung, dafs diese Sammlung in den Händen der Schüler kaum die Folge haben wird, die er z. B. bei dem Martus'schen Buche oder bei der Aufgabensammlung von Fr. Bufsler mehrfach erlebt hat, dafs Schüler, angeregt durch die Mannigfaltigkeit der Einkleidungen, durch die besondere elegante Form der Lösungen, kleinere oder gröfsere Partieen freiwillig durcharbeiteten. Es ist eben ein Unterschied zwischen der Unter- und Oberstufe, dessen Beachtung die Verfasser versäumt haben. Kann man es dort als einen Vorzug der Aufgabensammlung bezeichnen, wenn sie eine reiche Anzahl ähnlicher Aufgaben zusammenstellt zur Ausführung derselben Denkoperation, zur Anwendung derselben Regel oder desselben Satzes, so wird diese Eigentümlichkeit für die Oberstufe ein Mangel. Der Unterrichtsbetrieb mufs mechanisch, geistlos und langweilig werden, wenn den Schülern der Oberklassen nur aus dieser Sammlung Aufgaben geboten werden. Gewifs, die in der Reifeprüfung geforderte Zielleistung kann erweisen, wer an ihnen geübt worden ist. Aber wir fürchten, Neigung und Interesse für mathematische Studien, eine Ahnung von dem Wesen mathematischer Forschung wird er nicht erworben haben. Und etwas davon möchte doch jeder Lehrer der Mathematik seinen Schülern als das Beste seines Unterrichts über die Schule hinaus mitgeben. Das liegt auch sicher im Sinn der neuen Lehrpläne.

Noch mag auf einige Äufserlichkeiten hingewiesen werden. In Ausg. B S. VI Z. 6 v. u. ist die Rede von der Methode des Karthesius. Gemeint ist natürlich Kartesius, und der Druckfehler wird bedenklich, weil er sich S. 183 Z. 18 v. u. wieder findet. Auch bezüglich der Korrektur wird man stutzig, wenn man in Ausg. A S. 110 Z. 14 v. o. c statt b, Z. 23 v. o. $x_3 x_3$ statt $x_2 x_3$ findet und denselben Druckfehlern in Ausg. B S. 147 Z. 17 bezw. 26 wieder begegnet.

In summa, was Anerkennendes über den ersten Teil hat gesagt werden können, kann der Berichterstatter auf diesen zweiten Teil nicht ausdehnen. Er hat auf ihn den Eindruck des Unausgereiften, Überhasteten, der Schnellarbeit gemacht. Sollte wohl das Erscheinen der neuen Lehrpläne die Veranlassung gewesen sein, dafs das Buch ein Jahrfünft, ein Jahrzehnt zu früh herausgegeben wurde? Als Ausfüllung einer Lücke, als Befriedigung eines Bedürfnisses, als ein Fortschritt auf dem Gebiete der mathematischen Aufgabensammlungen kann es nicht bezeichnet werden.

Berlin. Max Nath.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. A. Bennstein, Die Reinigung der Schulzimmer. Dt. Wilmersdorf 1902. Selbstverlag des Verfassers (Wilhelmsaue 101). 24 S. 0,60 ℳ.

2. Ernst Heyn, Geschichte des alten Bundes. Leipzig 1902, Ernst Wunderlich. XXIV u. 344 S. gr. 8. 4,40 ℳ, geb. 5 ℳ. (Präparationen für den evangelischen Religionsunterricht in den Oberklassen der Volksschulen und den Mittelklassen höherer Schulen, herausgegeben von A. Reukauf und E. Heyn, Teil II.)

3. Wilhelm Bode, Goethes Ästhetik. Mit einem Bilde Goethes nach dem Gemälde Tischleins von 1787. Berlin 1901, E. S. Mittler und Sohn. 341 S. 3,50 ℳ. — Eine wohlgeordnete und einsichtige Zusammenstellung aller Äufserungen des Dichters über das Schöne und die Kunst, eine reiche Fundgrube für ästhetische Studien.

4. Paul Cauer, Der Plan des Reformgymnasiums. Was verspricht er? und was droht er? Rede in der ersten Versammlung des Niederrheinischen Gymnasial-Vereins in Elberfeld am 26. Januar 1902 gehalten. Düsseldorf, Königl. Hofbuchdruckerei L. Vofs u. Cie. – Eine scharfe Beleuchtung und entschiedene Ablehnung des Reformgymnasiums; verbindlich in der Form, streng in der Beweisführung.

5. L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Siebente Auflage. Leipzig 1901, S. Hirzel. I. Band XIX u. 473 S. gr. 8. 10 ℳ, geb. 12 ℳ; II. Band III u. 653 S. gr. 8. 10 ℳ, geb. 12 ℳ. — Der Text, auf Wunsch des Verlegers ohne Fufsnoten und Exkurse erschienen, ist im wesentlichen der der sechsten Auflage, doch mit manchen Auslassungen und Kürzungen und zahlreichen Berichtigungen und Nachträgen. Teilweise umgearbeitet sind nur die Abschnitte über das Christentum und den Unsterblichkeitsglauben.

6. Ausgewählte Komödien des Plautus, erklärt von J. Brix. Viertes Bändchen: Miles gloriosus, 3. Auflage von M. Niemeyer. Leipzig 1901, B. G. Teubner. IV u. 172 S. 1,80 ℳ, geb. 2,30 ℳ.

7. Julius Tischendorf, Präparationen für den geographischen Unterricht an Volksschulen. Ein methodischer Beitrag zum erziehenden Unterricht. Teil IV: Europa. Neunte und zehnte Auflage. Leipzig 1902, Ernst Wunderlich. VIII u. 270 S. gr. 8. 2,40 ℳ, geb. 2,80 ℳ.

8. H. Lieber und F. v. Lühmann, Leitfaden der Elementar-Mathematik. Sechzehnte Auflage von C. Müsebeck. I. Teil: Planimetrie. Mit 176 Figuren. Berlin 1902, L. Simion. VII u. 155 S. 1,50 ℳ.

9. K. Meyer, Naturlehre (Physik und Chemie) für höhere Mädchenschulen, Lehrerinnen-Seminarien und Mittelschulen. Mit 286 Abbildungen. Zweite Auflage. Leipzig 1902, G. Freytag. VI u. 220 S. gr. 8. geb. 2,20 ℳ.

10. K. Gneisse, Der Begriff des Kunstwerks in Goethes Aufsatz Von deutscher Baukunst (1772) und in Schillers Ästhetik. Vortrag, gehalten auf der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Strafsburg i. E. Strafsburg 1901, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 30 S. Lex.-8. 1 ℳ.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Ein neues griechisches Lesebuch[1]).

Dem stenographischen Berichte über die Verhandlungen der letzten Schulkonferenz sind eine grofse Anzahl von Gutachten über die einzelnen Zweige des höheren Unterrichts beigefügt. Von diesen hat das von Wilamowitz über den griechischen Unterricht auf dem Gymnasium durch seine schroffe Originalität, schon ehe es allgemein zugänglich gemacht worden war, mit besonderer Stärke die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als Anlage war gleich die Skizze eines griechischen Lesebuchs beigegeben. Dieses Lesebuch liegt jetzt gedruckt vor. Es besteht aus zwei Bänden Text und zwei Bänden Erläuterungen. Von dem, was bisher als Norm bei der Aufstellung eines Kanons für die griechische Lektüre gegolten hatte, weicht es so sehr ab, dafs man längere Zeit braucht, um seines Staunens Herr zu werden. Man fragt sich, wie das wohl gemeint sei. Jenes Gutachten nun und die Vorrede zu diesem Lesebuche wie auch das Nachwort suchen den Bruch mit der zur festen Herrschaft gelangten Tradition zu rechtfertigen. Die Ausführungen des Verfassers bringen einmal wieder recht zum Bewufstsein, wie tief die Wurzeln aller pädagogischen Probleme liegen. Der Verf. ist kein Leisetreter. Er versteht sich auf das *ἀστράπτειν* und *βροντᾶν*. Man mufs für oder wider ihn sein. Mit drohender Gebärde wirft er allem Bisherigen den Fehdehandschuh hin. Der Standpunkt eines ausgleichenden und vertuschenden Kompromisses ist hier nicht möglich. Auch die Bequemen und zur Neutralität Neigenden werden sich dieses Mal, wie im Staate Solons, bequemen müssen, hierhin oder dorthin zu treten. Jedenfalls gilt das für die An-

[1]) U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Griechisches Lesebuch. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. gr. 8. I. Text. Erster Halbband XII u. 179 S. — Zweiter Halbband 220 S. — II. Erläuterungen. Zum ersten Halbband IV u. 126 S. — Zum zweiten Halbband 144 S. Preis der vier Teile zusammen geb. 9,40 ℳ.

sichten des Verfassers über die Bedeutung des griechischen Unterrichts. Was das Lesebuch selbst betrifft, so steht die Sache etwas anders. Es tritt nicht mit dem Anspruche auf, alles zu enthalten, was auf dem Gymnasium im Griechischen gelesen werden soll und darf. Ebensowenig aber verlangt es ganz gelesen zu werden. Es stellt eine reich besetzte Tafel dar, von welcher jeder soll nehmen können, was seinem Geschmacke entspricht. Auch hofft der Verf. strebsamen Schülern damit den Weg zu einer privaten Beschäftigung mit dem Griechentum eröffnet zu haben. In den lateinischen Stunden seien z. B. die ausgedehnten Stücke eben gelesen worden, welche aus dem ersten und zweiten Buche von Ciceros vortrefflicher Schrift über den Staat erhalten sind. Dabei wird Polybius genannt worden sein. Vielleicht macht das manchem Schüler Mut, sich an die ausgedehnten Abschnitte aus dem sechsten Buche des Polybius zu wagen, wo dieser den Kreislauf der Verfassungen und den eigentümlichen Vorzug der römischen Verfassung behandelt. Er findet sie in dieser Chrestomathie, und nicht zu spärlich bemessene und zugleich weitere Ausblicke eröffnende Erläuterungen kommen ihm zu Hülfe. Man wird vielleicht einwenden, ein solcher Schüler sei heute der Phönix, qui quingentesimo quoque anno semel nascitur. Aber alle Bemühungen, das Reich des Geistigen auszudehnen, würden zusammenschrumpfen, wenn man sich immer übervorsichtig innerhalb der Grenzen des allen Genehmen halten wollte. Vieles mufs zunächst um der wenigen Gerechten willen geschehen; denn diese sind berufen, der Sauerteig für die träge Masse der übrigen zu werden. Auch die geistige Bewegung pflanzt sich in immer weiteren Kreisen fort, freilich auch immer matter werdend. Jeder Lehrer weifs, wie erfrischend das Beispiel einiger befähigten und strebsamen Schüler auf die ganze Klasse wirkt, und auch das hat er erfahren, wie schwer es ist, eine Klasse aus ihrer stumpfen Unerregbarkeit aufzurütteln, wenn in der ganzen Gesellschaft auch nicht einer ist, der auf Anregungen hin sich über das absolut Notwendige hinauswagt.

Was ich von Polybius gesagt habe, gilt in noch weit höherem Grade von den Abschnitten aus der Politik des Aristoteles, die in dieser Chrestomathie Aufnahme gefunden haben. Das Interesse für Verfassungsfragen, für soziale und politische Probleme verlangt in der heutigen Jugend früh nach Nahrung. Hier hört der Schüler von einem klaren und stets mit den Forderungen der Wirklichkeit rechnenden Kopfe die Bedingungen des staatlichen Lebens, die verschiedenen Verfassungsformen nebst ihren Ausschreitungen, die Frage nach dem besten Staate erörtern. Man kann auch nicht sagen, Aristoteles sei stets zu schwer für die Schule. Die Politik wie die Nikomachische Ethik, aus der dieses Lesebuch gleichfalls einen wichtigen Abschnitt bringt, behandeln Probleme, denen sich das menschliche Nachdenken entgegensehnt,

und sie behandeln sie in einer nüchternen und durchaus verständlichen Sprache, die durch einen weiten Zwischenraum von der Metaphysik desselben Philosophen und von seiner Schrift *περὶ ψυχῆς* getrennt ist. Bernays, in seinem Buche über die Dialoge des Aristoteles, glaubt sogar, in diesen ethisch-politischen Schriften deutliche Spuren der *ἐξωτερικοὶ λόγοι* des Aristoteles zu erkennen. Es ist zu bedauern, dafs der Verf. nicht auch, wie er ursprünglich beabsichtigte, aus der Aristotelischen Poetik die Stellen aufgenommen hat, auf die Lessing Bezug nimmt. Sie würden nicht mehr Raum eingenommen haben als der Abschnitt aus der Schrift *περὶ ὕψους*, der übrigens für die Schule zu schwer ist. In Deutschland scheint heute, wenn es sich um Behandlung des Unterrichtsstoffes und um Auswahl der Lektüre handelt, die Devise zu sein: „Nur keine Philosophie". Man freut sich, als Gegengewicht gegen die Philosophielosigkeit der deutschen Gymnasien hier auch Abschnitte aus Theophrasts Charakteren, aus Epiktet und aus dem Tagebuche M. Aurels zu finden. Im Alter vorgerückt, erklärte Lessing, die Zeit, wo auf der Fürstenschule zu Meissen Theophrast und Terenz seine Welt waren, sei die glücklichste seines Lebens gewesen. Der heutige Gymnasiast, der nach einer so ausgeklügelten Methode und so intensiv unterrichtet wird, versteht diese Äufserung gar nicht, falls nicht ein unzeitgemäfser Lehrer einiges nicht im Programm Stehende in seinen Kopf eingeschmuggelt hat. Epiktets *Ἐγχειρίδιον* und seine *Διατριβαί* sowie M. Aurels *Εἰς ἑαυτόν* wirken auf den vor lauter Geschäftigkeit und Strebelust kaum noch zur Besinnung kommenden modernen Menschen wie ein reinigendes Seelenbad. Es sind philosophisch-religiöse Erbauungsbücher, die eine hervorragende Kraft haben, den Blick nach innen zu richten, stark und unabhängig zu machen und zu einer richtigen Schätzung der Dinge anzuleiten. Für die ganze Gestaltung des Lebens hängt sehr viel davon ab, dafs man in der Periode, wo man wie Herkules am Scheidewege steht, in die richtige Gesellschaft gerät. Sollte es nicht zu den Aufgaben der Schule gehören, gelegentlich, den Kreis des Schulmäfsigen überschreitend, aus der verwirrenden Fülle der früheren und gegenwärtigen Schriftsteller nachdrücklich solche herauszuheben, die einer sich zu Begleitern durch das Leben wählen könnte? Charakteristische Abschnitte aus ihnen, wie sie dieses Lesebuch aus Epiktet und M. Aurel bietet, würden dann die Bekanntschaft vermitteln. Auch aus Plutarch giebt der Verf. Abschnitte. Dieser Schriftsteller besitzt ja in einem ganz hervorragenden Grade die Eigenschaften eines bildenden und anregenden Jugendschriftstellers; aber seine Sprache bietet, sobald er zu reflektieren anfängt, den Schülern allzu grofse Schwierigkeiten. Aufserdem überschreitet sein Wortvorrat weit den Kreis des auf der Schule Erworbenen, und seinen Perioden fehlt zu häufig das *εὐσύνοπτον*. Vor einiger Zeit, noch ehe dieses

Lesebuch am Horizonte auftauchte, habe ich einen der hier ausgewählten Abschnitte mit meinen Primanern gelesen und mich dabei überzeugt, dafs die griechischen Kenntnisse eines heutigen Schülers dazu nicht ausreichen; wozu noch kommt, dafs die Lexika, die in den Händen der Schüler sind, solchen griechischen Texten gegenüber versagen. Dieses letztere hat sich der Verf. allerdings auch selbst gesagt. Deshalb hat er in seinen Erläuterungen oft für das Lexikon eintreten zu müssen geglaubt.

Aus Plato sind nur zwei Abschnitte in diese Chrestomathie aufgenommen worden: der eine aus dem Menon zur Veranschaulichung der Sokratischen Methode, der andere, gegen die falsche Rhetorik gerichtet, aus dem Phädrus. Man wundert sich über diese Beschränkung. Weist doch der Verf. in seinem Gutachten über den griechischen Unterricht dem Plato die führende Rolle in Prima zu. Er meint mit Recht, dafs die Apologie und der Kriton, die jetzt fast ausschliefslich gelesen werden, nicht ausreichen, diesem Philosophen seine volle Wirkung zu sichern. Deshalb schlägt er vor: den Phädon, den Gorgias oder das erste Buch des Staates zu lesen. „Platon im griechischen, Goethe im deutschen, Paulus im Religionsunterrichte, diese drei Herzenskündiger zusammenwirkend", ruft er begeisternd aus, „werden unseren Söhnen die Seele mit einem Geiste stärken, der sie gegen die Ansteckung durch die schlimmsten Gifte der Gegenwart immun macht". Dazu kann allerdings der vom Verf. empfohlene Phädon in erster Linie behülflich sein. Doch empfiehlt es sich nicht, ihn ganz zu lesen. In diesen nur mit einem grofsen Aufwande von Zeit zu bewältigenden Beweisen steckt auch viel falsche Spitzfindigkeit. Man mufs deshalb selbst aus dem Phädon für die Schule eine Auswahl treffen. Dadurch gewinnt man die Möglichkeit, das für alle Zeiten Bedeutungsvolle dieser Philosophie in leidlicher Vollständigkeit behandeln zu können und so den immer wieder hervortauchenden und mit mächtiger Überzeugungskraft der Seelen sich bemächtigenden flachen Auffassungen des Lebens in den entscheidenden Jahren ein Gegengewicht zu geben. Um das, was im Phädon ἡ τοῦ ὄντος θήρα genannt wird und den Kardinalpunkt der Platonischen Erkenntnistheorie wie seiner Metaphysik und gesamten Lebensauffassung ausmacht, zum Verständns zu bringen, würde man doch vor allem das Gleichnis von den Höhlenbewohnern am Anfange des siebenten Buches vom Staate lesen müssen. In erster Linie sind auch für Plato charakteristisch die wiederholten Gegenüberstellungen des βίος θεωρητικός und πολιτικός. Was sind alle Wandlungen des staatlichen Lebens im Vergleich zu dieser kraftvollen, auf Vertiefung dringenden Auflehnung gegen die natürliche Lebensauffassung? Hier handelt es sich um Höheres, als was die Geschichte, wie sie gewöhnlich gefafst wird, dem nach Erkenntnis dürstenden Geiste bieten kann. In der Geschichte des innern Lebens, die neben der politischen

Geschichte heute nicht nach Gebühr geschätzt wird, hat dieser von Plato in den Mittelpunkt seines Denkens gestellte Satz von der Philosophie als *μελέτη θανάτου* eine erste Rolle gespielt, und, soviel auch an den staatlichen und sozialen Einrichtungen gebessert werden mag, soviel man auch ersinnen mag, um die Oberfläche des Lebens freundlicher zu gestalten, hier handelt es sich um eine Wertschätzung der im Menschen selbst wirkenden Kräfte, die für alle Zeiten bedeutungsvoll ist. Um der Platolektüre auf der Schule einen Gewinn zu sichern, müssen auch einige charakteristische Abschnitte, in denen die Denkweise des Philosophen und des Gerechten geschildert wird, gelesen werden. Den Anfang sollte jene Stelle des Theätet bilden, wo das Leben des philosophisch Gesinnten mit so geistreicher Ironie mit dem Leben des geschäftigen Menschen verglichen wird. Daran könnte sich das Kapitel aus dem Staate schliefsen (514 A—521 C), wo die Meinung, die Philosophen seien unnütze Glieder des Staates, widerlegt und von der für alles staatliche Gedeihen unentbehrlichen, wenn auch von den Höhlenbewohnern verachteten Erkenntnis der Ideen gehandelt wird. Ist der Gorgias aber nicht oder nicht ganz gelesen, so würde man in einer die Klassenlektüre ergänzenden Chrestomathie gern den Abschnitt daraus finden, wo bewiesen wird, dafs *οὐδεὶς ἀνθρώπων δέξαιτ' ἂν μᾶλλον ἀδικεῖν ἢ ἀδικεῖσθαι*, und die sich daran anschliefsende Erörterung, wo es in rücksichtsloser Auflehnung gegen die gewöhnliche Denkweise als der Gipfel des Unglücks dargestellt wird, nach gethanem Unrecht unentlarvt und ungestraft durch das Leben zu gehen. Denn *τὸ δίκην διδόναι μεγίστου κακοῦ ἀπαλλαγή*. Und dann die Stelle, wo der Philosoph, der doch die Seele gesund machen will, mit einem Arzte verglichen wird, den ein Koch vor einem Tribunal von Kindern anklagt! Jenes erhabene Paradoxon Platos, dafs der Gerechte glücklich ist, auch wenn er arm ist und verhöhnt und gekreuzigt wird, mufs durch eine Auswahl passender Abschnitte jedenfalls in die Seele der Jugend hineingearbeitet werden, wenn der eine gerade gelesene Dialog dazu keine ausreichende Gelegenheit geboten hat. Von keinem andern Philosophen ist das Hauptproblem des menschlichen Nachdenkens ohne alle schwülstige Tugendpredigerei so tief erfafst und so rein und naiv dargestellt werden. Was die Stoiker über die Autarkie der Tugend, was Epikur über das durch keine Leidenschaft getrübte Glück des Weisen, was Kant über das Sittengesetz lehrt, ist gewifs eines hingebenden Interesses würdig; aber in dem, was Plato über das *βοηθεῖν ἑαυτῷ* sagt und gegen die entgegengesetzte Lehre der Sophisten vorbringt, steckt schon die ganze Ethik. Wer das in seiner Jugend erfafst hat, wird gegen die immer wieder auftauchenden Verherrlichungen des entfesselten Individualismus gefeit sein. Eine Einsicht zweiter Güte läfst sich daneben durch eine passende Auswahl aus der Nikomachischen Ethik des Aristoteles gewinnen,

in der untersucht wird, wie viel zum menschlichen Glücke auf das *ἐκτὸς ἱκανῶς κεχορηγημένον εἶναι*, d. h. auf die sogenannten Glücksgüter ankommt, obgleich es auch für Aristoteles feststeht, dafs nur das vernunftgemäfse Leben (*ὁ κατὰ τὸν νοῦν βίος*) zum Glück führen kann, wie in dem aus seiner Ethik ausgewählten Abschnitte dieser Chrestomathie zu lesen steht.

Charakteristisch für dieses Lesebuch ist vor allem die grofse Mannigfaltigkeit des Gebotenen und das absichtliche Überschreiten des so lange für schulmäfsig Gehaltenen. Der erste Abschnitt bietet Äsopische Fabeln, ein Stück aus Lucians Wahren Geschichten, eine Erzählung aus Dio Chrysostomus und einige Gnomen und Apophthegmen. Darauf folgt Historisches. Aufser ein paar Seiten aus dem ersten Buche des Thukydides und einem Abschnitt aus der Kranzrede des Demosthenes ist hier nichts, was dem Kreise des bisher Gelesenen angehörte. Dafür wird etwas aus Aristoteles' *Πολιτεία Ἀθηναίων*, aus Plutarchs Biographieen, aus Arrians Anabasis, aus Appians Geschichte der Bürgerkriege, aus Polybios (Scipio Aemilianus als Jüngling) geboten. Auch 200 Verse aus Aischylos' Persern, die Beschreibung der Schlacht bei Salamis, sind beigegeben. An dritter Stelle wird Politisches gebracht: aufser den schon erwähnten Abschnitten aus Aristoteles und Polybios der *λόγος ἐπιτάφιος* des Perikles aus dem zweiten Buche des Thukykides. Darauf folgen Stücke aus der Erd- und Himmelskunde der Griechen, aus der Mathematik und Mechanik, aus der Medizin, sämtlich Schriftstellern entnommen, die in der Schule lesen zu wollen bisher niemandem in den Sinn gekommen ist. Erst vor kurzem hat Max Schmidt durch seine sehr geschickt angelegte und mit einem reichen Kommentar ausgestattete Realistische Chrestomathie (Leipzig, Dürr) diese Seite des antiken Geisteslebens für die Schule fruchtbar zu machen und durch eine vorausgeschickte Schrift (Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht) Interesse dafür zu erwecken gesucht. Diese befremdenden Abschnitte füllen ein Viertel des Wilamowitzschen Lesebuches. In dem Abschnitte über die Philosophie, der sich daran schliefst und über den ich schon berichtet habe, befinden wir uns wieder auf bekannterem Boden, wenn auch, abgesehen von dem Stücke aus Platons Menon, weit aufser dem Kreise des bisher auf Gymnasien Gelesenen. Das folgende Kapitel enthält Altchristliches: drei Stücke, die inhaltlich dem christlichen Schüler Vertrautes und Verständliches bringen, deren Wortvorrat aber, bei im übrigen sehr einfacher Gedankenausprägung, sich durchaus nicht mit dem bisher von dem Schüler Erworbenen deckt. Unter der Überschrift „Ästhetik und Grammatik“ folgt dann der Schlufs des Platonischen Phaidros, ein berühmter Abschnitt aus der Schrift *περὶ ὕψους* und dann einige Seiten aus der *τέχνη γραμματική* des Dionysios Thrax über die Elemente der Grammatik, für die der Verf. schwerlich Abnehmer finden wird. Den

Schlufs bilden politische Urkunden, einige Privatbriefe und ein griechisch-lateinisches Schulgespräch. Man sieht, dafs die in dem Lesebuch vereinigten Stücke eine Zeit von etwa tausend Jahren umspannen und auch räumlich seinem Ursprunge nach weit voneinander Getrenntes bieten. Der Verf. findet, dafs der bisherige griechische Unterricht Griechenland in einem künstlichen, falschen Lichte gezeigt, Griechenland zu einem Märchenlande gemacht habe, und schliefst feierlich mit diesen Worten: „Unsere Knaben haben ein Anrecht auf die Wahrheit, die mufs am Ende doch auch immer köstlicher sein als jeder schöne Wahn; denn den Wahn machen sich die Menschen, die Wahrheit aber ist Gottes“.

Und wie das Buch, an dem bisher Geübten gemessen, von einer erstaunlichen Vielseitigkeit ist, so ist es von einer ebenso erstaunlichen Einseitigkeit. Alles Poetische ist prinzipiell daraus fern gehalten. Aufser einigen Epigrammen und jenem oben erwähnten Abschnitt aus den Persern des Aischylos bringt es nichts Poetisches, und dieses wenige „trotz seiner Form um des geschichtlich bedeutenden Inhaltes willen“. Wenn auf dem Gymnasium das Hauptgewicht auf die Beschäftigung mit den alten Sprachen gelegt wird, so scheint das dem Verf. nur gerechtfertigt, wenn dadurch die Fähigkeit gewonnen wird, geschichtlich zu sehen und das Gegenwärtige zu begreifen“. „Höher aber als alles Wissen und Können unserer Söhne, höher als dafs sie tüchtige Bürger unseres Vaterlandes werden, steht uns doch, dafs ihre Seelen für das Reich Gottes gewonnen werden“. Dies ist sein Programm mit seinen eigenen Worten.

Das vorliegende Lesebuch hat drei Seelen: eine historische, eine mathematisch-naturwissenschaftliche, eine christlich-religiöse. In seinem Gutachten über den griechischen Unterricht auf den Gymnasien wirft der Verf. diesem vor, „dafs er weder mit den Wandlungen in der Richtung unserer geistigen Interessen Fühlung behalten habe noch auch mit dem Fortschritte der Wissenschaft selbst“. Er fürchtet auch Gefahren für das evangelische Christentum, wenn das Gymnasium nicht „das Verständnis der Welt“ eröffnet, „der das Evangelium verkündet ward“. „Was unser Gymnasium jetzt geben will, ist der verkümmerte Rest von dem, was vor hundert Jahren für die damaligen Bedürfnisse gesucht und auch gefunden war“. Jetzt müsse man das fortbilden, „wie Wissenschaft und Leben es erheischen“. „Das ist das Wesentliche, dafs die Knaben in diesen schönsten Jahren ihrer Schulzeit durch das Griechische eine Disziplin bekommen, die alles Vereinzelte zusammenfafst. Darum mufs Bedacht genommen werden, dafs auch zu der Mathematik und mathematischen Naturbetrachtung die vorhandenen Fäden aufgezeigt werden. All dies ist freilich nur möglich, wenn die Sprachkenntnis rasch und zwar lediglich als Mittel des Verständnisses, aber als Mittel zu allem, übermittelt und zu einer lebendigen

Kraft gemacht wird". Die künstlerische Form ist für ihn bei der Auswahl nicht mafsgebend gewesen. Das historische Interesse steht dem Verf. über dem ästhetischen. Er will, dafs der Schüler, nach seinen Ideen in den griechischen Stunden gebildet, sich nicht vor irgend welchen in der Zeit des Klassicismus errichteten Idealbildern anbetend verneige, sondern dafs er in jene Weltkultur hineinlebe, aus der die mittelalterliche und die moderne Kultur erwachsen seien. Das gymnasiale Griechisch soll sich also nach ihm auf einer viel breiteren Basis aufbauen und seinen Schwerpunkt in einer von der bisherigen ganz verschiedenen Richtung suchen. „Nicht Demosthenes mit seinen ephemeren Reden und seinen papierenen Demonstrationen gegen Philipp, sondern Alexander der Grofse, der Begründer jener Kultur, aus der das Christentum und die Organisation des Augusteischen Staates entstanden ist, mufs gekannt werden". Das Lesebuch will ein Mittel bieten, dieses Ideal zu verwirklichen. Den Vorwurf, dafs es zu viel enthalte, hat der Verf. vorausgesehen. „Wenn der Stoff des Lesebuchs überreich erscheint", sagt er, „so ist seine Erschöpfung ja nicht obligatorisch". Er will den besonderen Neigungen des Lehrers einen weiten Spielraum lassen. „Nur das Höchste, Tragödie, Platon, Paulus, ist unbedingt erfordert". Die Tragödie ist freilich, wie die ganze Poesie, aus dem Lesebuche ausgeschlossen, und für die Lektüre Platons bietet es mit zwei, in philosophischer Hinsicht nicht sehr bedeutenden Abschnitten nur eine kleine Zugabe.

Doch prüfen wir nunmehr das Prinzip selbst, nach welchem diese Auswahl getroffen ist! Der Verf. will als Reformator des griechischen Unterrichts gelten: an die Stelle des durch die Gewohnheit Geheiligten, durch die Wissenschaft aber Überwundenen will er etwas Besseres, unserer vorgeschrittenen Zeit Würdigeres setzen. Worin nun gipfelt der reformatorische Gedanke, der durch diese Chrestomathie verkörpert werden soll? Der Verf. verwirft das humanistisch-ästhetische Bildungsideal und findet es an der Zeit, es durch ein historisches zu ersetzen. Das Griechentum, mit dem wir unsere Schüler bisher einigermafsen vertraut zu machen gesucht haben, ist ihm nicht blofs ein zu kleiner Ausschnitt, sondern er will auch, dafs es in Zukunft gegen spätere Zeiten zurückstehe, die eine gröfsere weltgeschichtliche Bedeutung haben. Nicht auf Bildung zur Humanität kommt es für ihn beim griechischen Unterrichte an, sondern den gemeinsamen historischen Unterbau zu zeigen, auf dem sich die modernen Kulturstaaten errichtet haben. Nur dann scheint ihm das Griechische als Element der Jugendbildung auf dem Gymnasium berechtigt, wenn es sich zum Ziel setzt, das Gegenwärtige aus seinem Werden begreifen zu lehren.

Die Geschichte, richtig gefafst, ist das A und O unseres ganzen Ringens nach Erkenntnis. Aber der Begriff des Histori-

schen ist vieldeutig. In Bezug auf das Lateinische sind wir durch jene Pädagogik, die den sprachlichen Unterricht zu einer ancilla historiae machen möchte, förmlich belästigt worden. Möge jetzt nicht die Reihe an das Griechische kommen! Herman Schiller reibt sich in seiner letzten Broschüre schon vergnügt die Hände und begrüfst in dem Verf. einen Gesinnungsgenossen. Jener Gedanke, dafs aller fremdsprachliche Unterricht ein Mittel zur historischen Bildung sein müsse, kann leider zu einem Irrlicht werden und auf allerlei künstliche Veranstaltungen verfallen lassen. Nicht für gelehrte Vorarbeiten auszurüsten, nicht das neugierige Verlangen zu befriedigen, Fremdes kennen zu lernen, noch auch in einer fernen Vergangenheit die Anfänge der exakten Wissenschaften zu zeigen, sondern eine echte und tief wurzelnde Bildung zu verschaffen, das ist das Ziel der Schule. Diese Bildung, namentlich die, welche das Gymnasium gewährt, ist insofern eine historische, weil wir unsere Zöglinge aus der zufälligen Enge ihres Daseins vielfach in eine zeitliche und räumliche Ferne führen, *ἵνα τοῖς παροῦσιν ἔχωσι χρῆσθαι εὖ*. Man mufs dabei aber bedenken, dafs die Einzelheiten eines Krieges, der neue, folgenschwere Zusammenballungen von Völkermassen herbeigeführt hat, doch ganz entblöfst sein können von bildenden Elementen. Dasselbe gilt von den Mafsregeln der staatlichen Verwaltung. Selbst solche, die sehr segensreiche oder sehr verhängnisvolle Folgen gehabt haben, können innerlich bedeutungslos sein. Man mag selbst in diesem Falle ein geschichtliches Wissen solcher Dinge erwerben; aber es bedarf nicht des umständlichen, zeit- und kraftraubenden Umwegs durch das Griechische oder Lateinische, um zu diesen Kenntnissen zu gelangen. Sie sollen dem Geschichtsunterrichte überlassen bleiben, und selbst dieser wird, wenn er, wie auf der Schule, nicht blofs Wissen vermitteln, sondern vor allem Bildung schaffen will, das innerlich Bedeutende dem, was nur durch die Gröfse und Breite seiner äufseren Wirkungen Bedeutung gewonnen hat, vorziehen und das andere nur summarisch behandeln. Gegen die historischen Abschnitte dieser Chrestomathie wäre ja sonst nichts einzuwenden. Die Stücke aus Arrian und Appian verdienen freilich nicht in den Vordergrund gestellt zu werden; aber es ist kein Grund, sie als unpassend anzufeinden, falls nämlich nach der Lektüre des Herodot und Thukydides, der, nach der vortrefflichen Ausgabe von Franz Müller (Velhagen und Klasing) gelesen, von den Primanern bewältigt werden kann, noch etwas Zeit übrig bleibt. Doch soll man sich von dem in den griechischen Stunden Gelesenen bei seiner geringen Ausdehnung keinen Gewinn für die Kenntnis der äufseren Geschichte versprechen. In seiner Methodik des Geschichtsunterrichtes antwortet O. Jäger (S. 58) auf die damals in ihrer Blüte stehenden Bemühungen, die fremdsprachliche Lektüre vom Anfang an in den Dienst der eigentlichen Geschichte zu stellen, mit einer Klarheit, die nichts

zu wünschen übrig läfst, folgendermafsen: „Eine besondere Rücksicht auf den geschichtlichen Unterricht verlangen wir (die Historiker) unsrerseits gar nicht (vom Griechischen und Lateinischen)“. Herodot und Thukydides aber dürfen einen Ehrenplatz im Kanon der griechischen Lektüre beanspruchen: der erste, weil sein Werk die unverwelklichen, inneren Eigenschaften der Dichtung besitzt und zugleich zu einer Lebensauffassung hindrängt, der andere, weil er, die Geschichte dieses einen Krieges erzählend, zugleich die treibenden Kräfte aller politischen Vorgänge dargelegt und aus den Tiefen der menschlichen Eigentümlichkeit abgeleitet hat. Wer die Zeit dazu übrig hat, mag in den griechischen Stunden noch einige Stücke aus anderen Historikern hinzufügen; jene beiden aber durch Bildungskräftigeres und deshalb für die Schule Geeigneteres zu ersetzen ist unmöglich, mögen auch andere Historiker von Ereignissen erzählen, deren Wirkungen in eine viel gröfsere Breite gegangen sind.

Man kann geneigt sein, mit Hülfe dieses Lesebuches den üblichen Kreis der Lektüre zu erweitern, und sich dabei doch gegen die im Gutachten des Verfassers niedergelegte Ansicht von den Zielen des griechischen Unterrichts auflehnen. Es ist nicht Eigensinn, nicht blinde, gedankenlose Anhänglichkeit an die Tradition, auch nicht Trägheit, die uns etwa verhinderte, der kühn vorausgeeilten Wissenschaft zu folgen, wenn wir dabei bleiben, dafs in Prima vor allem Homer, Sophokles, Thukydides, Plato und Demosthenes gelesen werden müssen, und dafs man dann erst an eine Erweiterung der Lektüre denken darf. Ich will von Homer jetzt absehen, der nach Wilamowitz in Prima nicht mehr in der Klasse gelesen werden soll. Was Plato betrifft, so gebührt ihm ein ganzes Semester, doch brauchen wir für ihn eine besondere Chrestomathie. Auch für Thukydides wäre wohl ein ganzes Semester wünschenswert; doch kann man das letzte Drittel des Semesters sehr passend auf die bei Wilamowitz sich findenden Abschnitte aus der Politik des Aristoteles verwenden. Wer der philosophischen Erörterung des politischen Problems aus dem Wege geht, verzichtet auf eine für die Gymnasialbildung wesentliche Seite des Altertums. Man könnte dieselben Fragen allerdings im Anschlufs an Cicero behandeln; aber es erfordert heute viel Kraft und Geschicklichkeit, um dem herrschenden Vorurteile zum Trotz die reichen und für die reifere Jugend gerade vorzüglich geeigneten Bildungsschätze dieses vielseitig und hoch begabten Schriftstellers zu heben. Was Sophokles betrifft, so reichen ebenfalls zwei Drittel des Semesters aus, um eine Tragödie von ihm so zu erklären, wie sie für die Schule erklärt werden soll. Was vom Semester übrig ist, würde dann passend auf die griechischen Elegiker verwendet werden können. Es ist die bedenklichste Lücke des vorliegenden Lesebuches, dafs diese ganz bei Seite gelassen sind. Für seine Auffassung des Demosthenes

schliefslich wird Wilamowitz unter den Schulmännern nicht viel Anhänger finden. Auf der Konferenz selbst ist Kübler mit jugendlicher Wärme für diesen Redner eingetreten. „Im Jahre 1805“, erwiderte er, „hat Fr. Jacobs in Gotha einige Reden des Demosthenes ins Deutsche übersetzt, um seinen Zeitgenossen ein Bild vor Augen zu halten, und so gut wie die Reden von Fichte in der damaligen Zeit gewirkt haben, ebensosehr haben auch diese Übersetzungen einen tiefen Eindruck gemacht und viele derjenigen hochgehoben, die ihr Blut für das Vaterland hingegeben haben. Demosthenes können wir nicht entbehren“. Auch daran erinnere ich, dafs Reuchlin 1495 eine Rede des Demosthenes, es war die erste olynthische, ins Deutsche übersetzte, weil er sich davon in jener Zeit der Zwietracht eine patriotische Wirkung versprach. Übrigens hat sich Demosthenes in der Kranzrede selbst schon gegen den Vorwurf, dafs seine Reden nur „papierene“ Proteste seien, geschickt und würdig verteidigt.

Aber der Verf. will, dafs der griechische Unterricht aus seiner bisherigen Beschränkung in eine ungemessene Weite strebe. Von einer Zuspitzung des Unterrichts auf die als klassisch geltende Periode der attischen Litteratur will er überhaupt nichts wissen. Der humanistisch-ästhetische Gesichtspunkt soll bei der Auswahl nicht mafsgebend sein, die Poesie soll nicht mehr in den Vordergrund gestellt werden, man soll es wagen, auch unklassische Schriftsteller in der Schule zu lesen. Ja eigentlich bittet er nicht um Zulassung auch von Schriftstellern, die dem strengen Begriffe des Klassischen nicht mehr entsprechen, sondern er verlangt, dafs Schriftsteller der späteren Zeit, wo das Griechische Trägerin der Weltkultur geworden war, auch auf der Schule in den Vordergrund des Interesses treten. Zunächst scheint es allerdings, als wollte er blofs gegen die zu enge Fassung des Begriffs des Klassischen ankämpfen. So warnte ja auch Herder in den Fragmenten davor, in jedem korrekten Tropf einen klassischen Schriftsteller zu erblicken. Dann aber klingt manches doch bei ihm so, als dürfe bei der Auswahl nur die Rücksicht auf den Inhalt und die breite historische Wirkung des Dargestellten mafsgebend sein, ja als sei es ein Traum der Pedanten, denen der weite Blick des Historikers fehle, von dem in einem natürlichen Entwicklungsprozesse immer mächtiger sich verbreiternden Strome der Litteratur eine kurze, in seinem oberen Laufe liegende Strecke wegen der lieblichen Einrahmung der Ufer eines hervorragenden oder gar ausschliefslichen Interesses für würdig zu erklären. Doch das sind nicht die eigenen Worte des Verfassers. Hören wir ihn selbst, um vor Mifsverständnissen sicher zu sein. „Dazu (um eine geistige Elite zu bilden)“, sagt er, „ist erstens nötig, dafs die Philologie als Disziplin unnachsichtlich der Schule fern gehalten wird. Der Begriff reines Attisch, Klassisch im Sinne der antiken Schule, die Werturteile der Rhetoren sind das

erste, was der angehende Philologe kennen mufs: unsere Schule kann sie nicht gebrauchen. Uns ist das Evangelium auch klassisch, obgleich es für den Klassicisten von Sprachfehlern wimmelt. Erst diese Weltsprache ist die Trägerin der Weltkultur ... Es ist zwar auf die athenische Litteratur nicht zu verzichten, aber wohl auf ihre unvermittelte Bewältigung. Auch dieses Attisch ist noch Dialekt, liegt vor der Bildung der Weltsprache". Dem entsprechend ist die Auswahl in diesem Lesebuch getroffen: nur eine kleine Minderheit der Lesestücke gehört der Litteraturperiode an, welcher sich bisher der griechische Unterricht zugeneigt hat; die meisten entstammen der Zeit, wo das Griechische zu einer Weltsprache geworden war und aller Orten gesprochen wurde. Wenn man absieht von den Abschnitten über Erd- und Himmelskunde, über Mathematik und Mechanik, über Medizin, die allerdings ein Viertel des Buches füllen, wüfste ich kein Stück, was nicht reifen Schülern erklärt zu werden verdiente. Als Ergänzung zur bisherigen Klassenlektüre also und vielleicht auch für hervorragend strebsame Schüler als Privatlektüre wird das Buch gute Dienste leisten können; aber es enthält nur wenige Stücke aus dem Kreise dessen, was uns für die Schule das Wichtigste ist, und kann deshalb nicht für sich allein als Lesebuch für die höheren Klassen gebraucht werden. Legt es doch den Schwerpunkt der Lektüre in eine Zeit, die zu der unsrigen allerdings zahlreichere Beziehungen hat als jene weiter zurückliegende, in der wir die harmonische Reife, die perfecta sanitas, die incorrupta integritas des Griechentums bisher gefunden haben, die aber eben deshalb weniger geeignet ist, für das auf eine tiefer wurzelnde Bildung hinstrebende Gymnasium zum Orientierungspunkte gemacht zu werden. Nicht der Atticismus als feinste Blüte des Griechentums ist für die Schule nach der Meinung des Verfassers die Hauptsache, sondern der Hellenismus, von dessen welterziehender Mission er redet. Darum hat er das Bild Alexanders aufs Titelblatt gesetzt.

Das Griechische als „Weltsprache, als Trägerin der Weltkultur" kennen zu lehren, dieser Gedanke hat einen guten Klang; aber selbst wenn er ausführbar wäre, würde er zu der Absicht, in der wir die alten Sprachen treiben, gar nicht stimmen. Wir wollen und können nicht in die Breite gehen. Dafür wollen wir aber in dem kleinsten Punkte die höchste Kraft sammeln. Eine fremde Sprache lehrend, suchen wir aus der Breite der Litteratur, in der sie ihr Wesen entfaltet hat, einige Hauptwerke heraus, die uns das Ganze darzustellen scheinen oder von denen aus durch eine ergänzende Interpretation sich das etwa noch Fehlende gewinnen läfst. Zugleich soll das Gelesene durch seine Verwandtschaft und mehr noch durch seine Abweichungen die entsprechenden modernen Gegenbilder schärfer erfassen helfen. Wir rechnen dabei aber keineswegs blofs auf die Wirkung, die der

Inhalt des Gelesenen gewährt, sondern mehr noch auf die Form, in der es dargeboten wird. Wir lesen nicht mit der Jugend einige Meisterwerke der alten Litteratur in der Weise, wie jemand, mit einer dürftigen Kenntnis des Französischen oder Englischen ausgerüstet, in diesen Sprachen geschriebene Spezialwerke seiner Wissenschaft liest, um ihre Resultate kennen zu lernen. Wir wollen vielmehr, dafs die fremde Sprache als solche lange Jahre hindurch, bald erklärt, häufiger unerklärt, ihre befruchtende, die zahllosen Eindrücke des Gegenwärtigen bald berichtigende, bald vertiefende Wirkung ausübe und so für das Empfinden und Denken derer, die einst lichtspendend wirken sollen, eine sichere, nicht allein auf die Zufälligkeiten der augenblicklichen Meinungen und Empfindungen sich stützende Grundlage schaffe. Im Vergleich zu dem, was die Sprache, die das feinste Produkt einer Zeit, eines Volkes ist, alles zu lehren vermag, falls die unzulängliche Kenntnis der Elementargrammatik nicht ein fortwährendes Hindernis ist, trägt das, was die eigentliche Geschichte über administrative Mafsregeln, über Territorialverschiebungen, über die Veränderungen in den Zusammenballungen der Völker, über die Einzelheiten der Kriege erzählt, den Charakter des Äufserlichen. Diesen Dingen bleibt ja ihre Ehre; aber sie sollen in den Geschichtsstunden gelehrt, im fremdsprachlichen Unterrichte nur gestreift werden. Trotz solcher Grenzscheidungen kann man doch, wie es in jenem oft citierten Ausspruche Lessings heifst, beim Unterrichte fortwährend aus einer Scienz in die andere hinüberspielen. In welche Breite müfsten wir auch mit der Schullektüre gehen, wenn wir an der Hand des Gelesenen zeigen wollten, wie das Weltreich Alexanders, wie das römische Weltreich geworden sei. Nun ist es zwar ein mechanisches Unterrichten, selbst auf der obersten Stufe immer nur übersetzen und nachübersetzen zu lassen: ein Drittel jeder Stunde soll der vertiefenden Besprechung des Gelesenen unter fortwährenden Bemühungen, den Horizont der Lernenden zu erweitern, gewidmet sein. Es ist aber klar, dafs nicht alle Litteraturwerke zu solchen Betrachtungen, in welchen die Arbeit des Unterrichtens ihren Abschlufs finden darf, gleich fruchtbare Veranlassungen bieten.

Aus dem Gesagten folgt, dafs das Wenige, was wir im altsprachlichen Unterrichte lesen, aus Litteraturwerken entnommen sein mufs, die der Sprache alle ihre wesentlichen Kräfte zu entfalten gestattet haben. Wer das Auge des Malers besitzt, dem gefällt ein unbearbeitetes Fragment der Wirklichkeit oft besser als ein selbst kunstvolles Bild, das ihm eine fremde Auffassung aufzwingt. Ebenso kommt für den, der sich im Erfassen des Wesenhaften geübt hat, früher oder später der Augenblick, wo er der Dolmetscherin Poesie überdrüssig ist und lieber selbst in den Seelen der Menschen lesen will. Der bildende Unterricht aber wird sich, zum Genufs und zum Frommen der Unterrichteten,

im engsten Kreise dessen halten müssen, was durch eine hervorragend geschickte und vielseitige Ausnutzung der Darstellungsmittel zustande gekommen ist. Nur das verdient in den Kanon der fremdsprachlichen Schullektüre aufgenommen zu werden, was menschlich bedeutsamen Gehalt in schöner, ich wage es zu sagen, klassischer Form bietet. Im höchsten Sinne menschlich bedeutsam ist aber nicht das, was blofs einem unser Gemüt im übrigen unberührt lassenden Erkenntnisverlangen entspricht, sondern das, was in die Tiefen unseres Wesens hinabreicht und der natürlichen Sehnsucht des ganzen Menschen in uns entspricht. Dies aber ist das Psychologische und Ethische, und das Politische ist im Sinne der alten Philosophen ein Teil davon. Was das vorliegende Lesebuch also über Erd- und Himmelskunde, über Mathematik, Mechanik und Technik, über Medizin, über die Elemente der Grammatik, auch was es an Volksbeschlüssen und Stiftungsurkunden, an Erlassen des Dareios, Alexander, Mithradates, Augustus bietet, ist an sich ja von Interesse, aber für die Zwecke der Jugendbildung in dem angedeuteten Sinne nicht bedeutsam. Die Übermittlung dieser Kenntnisse wird in dem mathematischen, naturwissenschaftlichen, historischen Unterrichte viel wirkungsvoller besorgt, als es der langsamen Schrittes gehenden fremdsprachlichen Lektüre zumal auf einem Gebiete, auf dem mit der gewöhnlichen Vokabelkenntnis nicht auszukommen ist, selbst unter der geschicktesten Leitung überhaupt möglich sein möchte.

Was ferner die schöne Form betrifft, so stimme ich durchaus dem Verf. bei, wenn er in den vorbereitenden Bemerkungen zu Arrian sagt, alle schriftstellerischen Künste erblichen vor der sittlichen Kraft der Wahrhaftigkeit. Es giebt aber eine schriftstellerische Kunst, die nicht blofs eine lügnerische Toilettenkunst ist zur Ausstaffierung dürftiger Gedanken, sondern dem Wahren selbst, jedenfalls in den Augen des werdenden Menschen, erst zu seinem vollen Glanze verhilft. Schön ist die Form, die den Gedanken in voller und wirkungskräftiger Entfaltung zeigt. Diese ist nicht etwas nachträglich dem Gedanken Übergeworfenes, kein ornamentum extrinsecus allatum, sondern etwas ihm genau Entsprechendes und mit ihm Entstandenes. Mag der Gedanke auch die Seele, die Form der Körper heifsen, es kommt darauf an, dafs Leib und Seele zur guten Stunde sich vermählen. In der wirklich schönen Form erinnert deshalb nichts an Künstelei, ja nicht einmal an die Kunst des Schreibenden. Denn summa est ars, cum ars non apparet, wie der schändlich gemifshandelte Cicero sagt, in dessen Schriften tausend solcher glücklichst formulierter und den Nagel auf den Kopf treffender Sprüche zu finden sind. Für die Mathematik, Mechanik und Technik ist aufserdem die einfachste Form die beste und angemessenste. Handelt es sich dagegen um Probleme, die den innern Menschen ernstlich angehen, so mufs die Sprache, um ihnen gerecht zu

werden, alle ihre Kräfte anspannen. Die in dem eben angedeuteten Sinne schöne Form wird ihr jedenfalls bei denen, die noch an ihrer Bildung arbeiten, einen vollen Erfolg sichern. Nur bei der Behandlung solcher Stoffe findet die Sprache Gelegenheit, alles, was die Besten eines Volkes an Weisheit darin niedergelegt haben, hervorzukehren. Die Gebiete, denen ein Lesebuch seine Stücke in erster Linie entnehmen mufs, sind demnach folgende: die Poesie, ferner von der Philosophie die Teile, welche auf die ewig sich wiederholenden Fragen nach dem Wesen des Menschen und dem Ziele unseres Daseins eine Antwort suchen, schliefslich die Geschichte, wenn der Darsteller etwas von der gestaltenden Kraft des Dichters besitzt und durch seine philosophische Gesinnung davor bewahrt wird, an schalen Gleichgültigkeiten kleben zu bleiben. Auch in Zukunft also wird unser Gymnasium humanistisch bleiben müssen. Ebenso unwiderlegbar aber, denke ich, ist der Satz, dafs es erst als humanistisch-ästhetisches Gymnasium eine volle Wirkung erzielen kann, weil der Gedanke erst in der wirklich schönen Form seine Erfüllung findet. Zugleich ergiebt sich aus dem Gesagten, dafs die bisher gelesenen klassischen griechischen Schriftsteller auch in Zukunft den Hauptstamm unserer Lektüre bilden müssen. Diese gewähren überdies den Vorteil, dafs aus ihnen eine Lebensauffassung von einfacher Klarheit spricht, wie wir sie für die Bildung unserer höher strebenden Jugend brauchen, während der an sich sehr interessante, weiter vorgeschrittene und an Beziehungen zu unserem modernen Leben reichere Hellenismus Mischfarben zeigt und deshalb nicht in gleicher Stärke jene über das Wesentliche aufklärende Wirkung haben kann.

Das vorliegende Lesebuch kann also nicht an die Stelle des bisher Gelesenen zu treten beanspruchen; aber es bietet vielfältige und interessante Ergänzungen dazu. Strebsame Schüler wird es anregen, und auch die Lehrenden wird es in eine weitere Ferne locken und ihnen vielleicht Veranlassung werden, das zu abstrakt gewordene Bild ihres Griechentums durch frischere Farben zu beleben. Im übrigen aber ist an der Überzeugung festzuhalten, dafs das, was wir so lange unseren Schülern in den griechischen Stunden erklärt haben, das Beste war, was wir ihnen bieten konnten. Wer diesen Kreis etwas erweitern will, mag es thun dürfen. Doch wird man dem Verf. nicht zugeben dürfen, dafs, um den naturwissenschaftlichen Interessen unseres Jahrhunderts Rechnung zu tragen, oder um das bedrängte evangelische Christentum zu stützen, oder um einige neuere philologische Funde zu verwerten, die griechische Schullektüre auf einer ganz neuen Grundlage aufgebaut werden müsse. Etwas mehr Mannigfaltigkeit, gestehe ich, ist wünschenswert. Doch darf dadurch, wie G. Uhlig in seiner Besprechung der neuesten Lehrpläne bemerkt, das so wichtige Sichhineinlesen nicht unmöglich gemacht werden.

Gr. Lichterfelde bei Berlin. O. Weifsenfels.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

M. Jahn, Psychologie als Grundwissenschaft der Pädagogik. Ein Lehr- und Handbuch unter Mitwirkung von K. Heilmann herausgegeben. Dritte Auflage, Leipzig 1901, Dürr. X u. 464 S. 8. 7,20 M.

Mit Vergnügen und mit dem besten Dank für die reiche Anregung und Förderung berichte ich über dieses Buch, dessen Erscheinen in dritter Auflage der beste Beweis für seine wertvollen Darbietungen ist. Ich unterlasse es mit gutem Bedacht, hier erst von der Notwendigkeit psychologischer Bildung oder gar von der Notwendigkeit und Pflicht selbstthätiger psychologischer Studien und Beobachtungen zu reden. Man kann, das will ich gern zugeben, auf diesem Gebiete zu viel thun; aber zu wenig kann man sicherlich nicht thun, soll nicht die Arbeit des Erziehers und Lehrers sich mehr der Linie des Handwerks als der Kunst nähern, soll anders der Erzieher und Lehrer auf einer breiten und tiefen Grundlage wissenschaftlicher Bildung stehen. Ich will zum Trost für alle, welche etwa in der psychologisch gestimmten Thätigkeit des Unterrichtens und Erziehens eine bedenkliche Einseitigkeit vermuten, und zur Beschwichtigung aller derer, welche die psychologische Bildung für die alleinseligmachende Triebkraft der Lehrerarbeit auszugeben geneigt sind, hinzufügen, dafs M. Jahn sein Buch nicht hat erscheinen lassen unter dem Titel: Psychologie als *die* Grundwissenschaft der Pädagogik, sondern als Grundwissenschaft, das heifst doch wohl so viel als eine Grundwissenschaft; der Verfasser hat noch ein zweites Buch geschrieben: Ethik als Grundwissenschaft der Pädagogik. Da ist es ja klar, dafs wir mit dem Verfasser in der Ethik *und* Psychologie die starken Wurzeln unserer Kraft suchen müssen. *Müssen*, nicht blofs nach unserem Belieben *können*. Man kann kaum einmal, ob in der Schülerbesprechungskonferenz, ob im persönlichen Verkehr der Leiter und Lehrer untereinander, den Schülerindividualitäten der heutigen Zeit ehrlich, billig und zutreffend gerecht werden, ohne sich von der Psychologie die Einflüsse erklären zu lassen, unter denen der heranwachsende, leiblich

und seelisch sich entwickelnde Mensch gehemmt oder gefördert, angeregt oder angewidert, getrieben oder gelähmt steht. Mögen ihm die hemmenden oder treibenden Mächte seiner inneren Entwicklung auch noch nicht bewufst geworden sein, der Erzieher mufs doch in der Lage sein, sie mit Scharfblick, natürlich auch mit herzlichem Anteil zu ahnen, zu überschauen, zu würdigen. Man kann kaum eine sichere Stellung zu den Fehlern der Schüler in den schriftlichen Arbeiten finden, ohne auf die Mängel des Sehens, des Hörens, auf die Lücken in den Thatsachen- oder Schlufsreihen wie mit Fingern hingewiesen zu werden. Wer getraut es sich, die Aufmerksamkeit seiner Schüler dauernd und nachhaltig zu fesseln, ohne die psychologischen Bedingungen zu kennen, unter denen die Schüler ihm schon verlangend entgegenkommen, unter denen sie durch die Gestaltung des Unterrichts wie gebannt bei der Sache bleiben oder innerlich zerflackert — auf Allotria sinnen? Wer ergründet nun gar das tiefste Geheimnis seelsorgerischen Wirkens an den Schülern und im Verkehr mit deren Angehörigen, ohne abgesehen von den fest und sicher gewurzelten sittlichen, ja auch religiösen Überzeugungen den psysologischen Gehalt der Ratschläge, Winke, Mahnungen und Warnungen zu würdigen? Hätte noch kein Lehrer in seinem Erzieherberufe die Wahrnehmung oder soll ich sagen die Entdeckung gemacht, dafs so manche Schüler die Richtigkeit der sittlichen Sätze, unter deren Banne sie stehen, ohne weiteres zugeben und doch die Kraft zum Aufstreben und Vorwärtsgehen nicht entfalten können, weil in ihren Seelen ein gewisser Schutt, ein gewisses Geröll aufgestapelt und vorgelagert ist, dessen Wesen und Mächtigkeit zu erkennen und welches vorsichtig und doch zielbewufst abzutragen der sichere Blick und die feste Hand des Psychologen erforderlich ist?

Von jeher ist es mein Grundsatz gewesen: weniger Unterricht in Philosophie als Philosophie im Unterricht; wie viel mehr erscheint es angezeigt, entschieden zu betonen, dafs uns viel weniger Unterricht in der Psychologie als Psychologie im Unterricht, in der Erziehung notthut. Meine Leser kennen die bedeutsame Partie aus dem zweiten Buche der Tuskulanischen Unterredungen Ciceros, wo über die schlechten Grammatiker geklagt wird, die die Sprache lehren und selbst nicht richtig sprechen können, die Musik lehren, aber deren Spiel voller Dissonanzen und Disharmonieen ist. Dies müssen wir als Lehrer uns doppelt gesagt sein lassen, wenn wir Psychologie nicht blofs kennen, sondern anwenden, wenn wir nicht sowohl ein psychologisches Wissen als vielmehr eine psychologische Bildung mit in unseren Lehrer- und Erzieherberuf bringen wollen.

Solche psychologische Bildung zu gewinnen, ist das Buch von M. Jahn ein ganz vortreffliches Hilfsmittel. Es läfst Seite für Seite auf einen kenntnisreichen, erfahrenen, überall mafsvoll

und besonnen urteilenden Psychologen schliefsen; es macht mit allen wichtigeren Problemen der psychologischen Forschung bekannt, es gewährt einen klaren und deutlichen Einblick in die Wege und Hilfsmittel, deren sich die neuere Forschung bedient, um in das Dunkel seelischer Vorgänge Licht zu bringen; es informiert sehr gut über den gegenwärtigen Stand der metaphysischen Untersuchungen über das Wesen der Seele, das Verhältnis zwischen Leib und Seele (Abschnitt 5), Mitteilungen, deren Studium auch dem Lehrer hocherwünscht sein müssen, welcher sich mit seinen Schülern etwa an die Untersuchungen über das Wesen der Seele in Platons Phaedon und Ciceros Tusk. Disp. I heranwagt. Besonders lehrreich finde ich auch die psychologische Begründung des ästhetischen sowie des ethischen und religiösen Bewufstseins (Abschn. 3, § 41 ff.), und kein Leser, der sich in die Lektüre dieses Buches gründlich vertieft, wird es, ohne tiefe und nachhaltige Anregungen empfangen zu haben, aus der Hand geben.

Ganz besonders auch mache ich auf die ungemein wertvollen Beziehungen zur Erziehungswissenschaft und zur Erzieherarbeit aufmerksam. Ist es an sich schon förderlich zu sehen, wie die frischen und unmittelbaren Beobachtungen des Verfassers zum Fingerzeig werden können für die psychologische Verwertbarkeit und Verwertung von Vorgängen im Seelenleben der Kinder und Heranwachsenden, so wird der Erzieher eine wahre Fundgrube guter Belehrungen und Winke in den Kapiteln finden, welche dazu bestimmt sind, den Zusammenhang zwischen der psychologischen Erkenntnis und der erzieherischen Thätigkeit herzustellen und so eng wie möglich zu knüpfen. Man gestatte mir, dies an Beispielen zu zeigen.

Wie mufs es doch des Lehrers Bewufstsein heben, wenn er sich sagen darf, dafs nur „Erziehung und Unterricht den Menschen auf eine höhere Stufe geistiger Bildung heben können“ (S. 213). Nun wird der Erzieher, der es Ernst nimmt mit der Pflicht und der Kunst des Individualisierens und der gerade deshalb weifs, dafs er in der Beurteilung seiner Zöglinge irren kann (S. 444), die reichhaltigsten Gesichtspunkte finden so über die Verschiedenheiten der Individualitäten (S. 194 ff.) wie über die Frage nach der Begabung und Beanlagung (S. 441 ff.), ein Gebiet, auf dem die Erzieher in der Alltagspraxis oft in ihren Ansichten weit auseinandergehen. Ich hätte gern S. 442 den Unterschied zwischen Talent und Genie deutlicher bestimmt gesehen, zumal da der Unterricht gar nicht selten Anlafs findet, diesem Gegenstande näher zu treten (so bei der Auslegung von Goethes „Tasso“ oder der philosophischen Lyrik Schillers und Goethes). — Wenn neuerdings auf dem Gebiete des Volksschulwesens mit grofsem Erfolg besonderen Klassen für „psychopathische Minderwertigkeiten“ das Wort geredet wird, wenn die heutige Erziehungskunst von den verschiedensten Gesichtspunkten aus sich der „Zurückgebliebenen“ annimmt und ihnen Hilfe und Förderung glaubt versprechen zu

dürfen, für die höheren Schulen mag die Not der Überflutung mit Minderwertigkeiten nicht gleich grofs sein, aber wir stehen doch in der Praxis gar manchmal vor der Frage, ob hier verkehrte Erziehungseinflüsse, ob moralische Defekte, ob die Folgen versteckter, wenigstens nicht ohne weiteres zu erkennender körperlicher Gebrechen oder ob ein psychologischer Defekt vorliegt, und ich gestehe, ich gäbe viel darum, wenn der Erzieher ein sachkundiges Urteil hinter sich hätte (siehe S. 191 ff.). Was bereitet nun gar im jetzigen Zeitalter dem Erzieher die Zerstreutheit, die Zerfahrenheit, die Flatterhaftigkeit für Not! Wie schwer ist es, solchen Erscheinungen wirksam und mit den rechten Mitteln beizukommen, wo sie doch thatsächlich die Thätigkeit des Willens lähmen (S. 400). Ich besinne mich vor einigen Monaten aus Anlafs der neuen Pausenordnung in einer Berliner Zeitung einen Artikel aus der Feder eines Lehrers gelesen zu haben, der mit dem Ordnungsfanatismus mancher Schulleiter scharf ins Gericht ging. Wäre der Verfasser psychologisch geschult, so wüfste er, wie die Schüler nach dem Herumwildern in den Pausen gar nicht beim Unterricht aufmerken können, auch wenn sie es wollten, weil eben das Gesetz der Beharrung auch für das geistige Leben in Kraft ist. Ich wollte nur zeigen, wie die psychologische Bildung ihre Wirkungen selbst bis zu dem mäfsigenden Einflufs des Erziehers auf die Formen der Erholung in den Zwischenstunden erstreckt, auch die Formen des Spieles (S. 160). Und wenn nun meines Erachtens sehr schön S. 383 ff. die Arbeit als das der Natur des Menschen wahrhaft Angemessene, die Erziehung zur Arbeit S. 387 als die wesentlichste Pflicht an der Menschheit bezeichnet wird, so kann ich in Bezug auf die viel umstrittene Frage wegen der Ermüdung der Schüler nur aus vollster Überzeugung den besonnenen Urteilen des Verfassers zustimmen, ebenso angesichts der Über- wie der Unterwertung des psychologischen Experiments (Vorwort S. IV), wie angesichts des Übereifers von medizinischer und der allzu bedenklichen Zurückhaltung und Geringwertung von pädagogischer Seite (S. 390 ff.). — An dieser Stelle rege ich auch zur Beachtung dessen an, was Verfasser vom Stottern (S. 168 ff., vergl. 78. Jahresber. d. Schles. Gesellsch. f. Vaterl. Kultur 1900, S. 10 ff.), vom Stammeln (S. 169, ebenda S. 51) und von der Aphasie (S. 170, 398) gesagt hat. Auf sorgfältigste Beobachtung der Anfangserscheinungen der letzteren kann der Erzieher gar nicht genug bedacht sein, um die Jugend vor schwerem Unheil zu behüten; sie ist der Gefahr, in „Sprachlosigkeit“ zu verfallen, öfter ausgesetzt, als man es ahnen oder glauben mag. Und wenn es sich nun um eine psychologische Vertiefung des Unterrichts selbst handelt, so möchte ich unter anderem nur aufmerksam machen auf die Erörterungen in Bezug auf die Association und die Bedeutung des Zusammenhangs für das geistige Leben (S. 141), auf die psychologischen

Quellen der Lust und Unlust zur Lernarbeit (S, 232), auf die geistige Belastung durch unverstandenes Auswendiglernen (S. 144), auf die Macht der Phantasie für die Entwicklung der geistigen Kraft (S. 103 und 274), auf den pädagogischen Wert der Apperzeption (S. 252), auf die Bildung des logischen Denkens und die hierzu erforderliche Mitwirkung des Sprechens und Schreibens (S. 270), auf die Erziehung zum Willen und die Bedeutung der Selbstthätigkeit (S. 379 ff.), auf die Macht des schöpferischen Denkens (S. 279). Ungemein lehrreich erscheinen mir die Gedanken vom Zusammenhang zwischen Wollen und Denken (S. 369), zwischen Wollen und Fühlen (S. 371). Aber für den Erzieher, welcher überall inmitten seiner erzieherischen Thätigkeiten von sittlichen Gedanken geleitet sein will, empfehle ich besonders die Gedankenreihen von Individualität und Charakter (S. 415 ff.), die von den Leidenschaften und den Affekten (S. 316, wo unwillkürlich an Ciceros zweckloses Eifern wider die peripatetische Affektenlehre Tusc. IV 43 ff. zu erinnern ist); hier mufs der Versuch der psychologischen Zergliederung des ethischen (S. 307 ff.) und des ästhetischen (S. 285 ff.) Bewufstseins als besonders wertvoll hervorgehoben werden. Es ist wohl mehr als persönliche Vorliebe für dieses Thema des Denkens und Thuns, wenn ich nicht nur die Ableitung alles Ethischen aus dem Gesellschaftsbewufstsein für durchaus richtig halte (S. 308, 328), sondern auch in der psychologischen Analyse der Arbeit (S. 383 ff.) einen der wertvollsten Beiträge zur Lehre von der Arbeit erblicke. Es hat mich auf das freudigste bewegt, zu sehen, wie der Psychologe die Arbeit nicht minder hochschätzt für die Bethätigung des Menschendaseins wie der Ethiker und der Gesellschaftsforscher. Möchte sich nun kein Erzieher die Konsequenzen für die sittliche Erziehung der heutigen Jugend entgehenlassen. — Aber auch die Betrachtungen des Verfassers vom Religiösen finde ich tief durchdacht und fördernd; endlich schöpfe der Lehrer des Deutschen in den oberen Klassen, wenn er das Verständnis des Schülers für die Aufgaben der Kunst, des Schönen in der Darstellung sittlicher Vorgänge erschliefsen will, aus den prächtigen Darlegungen über den Zusammenhang zwischen dem Ästhetischen und Ethischen (S. 337) reiche Belehrung und Anregung.

Zum Schlufs verbessere ich einige Druckfehler: S. 11 Z. 18 v. u. fafst statt fast, S. 303 Z. 9 v. u. Ästhetischen statt Asthetischen, S. 331 Z. 3 v. o. erotisch statt erothisch, S. 373 Z. 22 v. o. Eudämonismus statt Eudömonismus.

Druck, Papier und äufsere Ausstattung sind dem inneren Gehalte des Buches entsprechend gediegen.

Und so empfehle ich dieses Buch als eine wertvolle Bereicherung der psychologischen und pädagogischen Litteratur dem regsten Interesse eines grofsen Leserkreises.

Glogau. Oskar Altenburg.

E. von Sallwürk, Die didaktischen Normalformen. Frankfurt a. M. 1901, Moritz Diesterweg. 160 S. 8. 2 *M*.

Herbart hat es oft bitter genug gefühlt, dafs manche ihn nicht verstehen konnten, viele ihn nicht verstehen wollten. Er selbst und seine Schüler klirren zu viel mit den Ketten des Systems und rücken den aufserhalb Stehenden mit schwer zu erklärenden Kunstwörtern zu Leibe, wodurch viele strebsame Schulmänner oder Studierende zurückgeschreckt werden. Über manche Schwierigkeit und Dunkelheit der Lehre würde man vielleicht hinwegkommen, wenn ihre Vertreter sich hätten entschliefsen können, die Geheimsprache ihrer Schule in die verständlichere Sprache der üblichen wissenschaftlichen Termini oder der täglichen deutschen Rede umzusetzen. Mit einiger Duldung und, wenn es sein müfste, Herablassung würden sie immerhin mehr als mit ihrer streitbaren Art erreicht haben. Wie kräftig sie auch weiter arbeiten, fleifsig den Hammer, den Meifsel, das Richtscheit und die Kelle handhaben, so ist der Dom der wissenschaftlichen Pädagogik doch keineswegs schon ganz erhöht, vollendet und innerlich ausgebaut, und die Verbreitung ihrer Lehre in weiteren Kreisen will nicht recht gelingen. Sie sollten den hohen Olymp allgemeiner Abstraktionen mitunter verlassen und sich verständlicher ausdrücken. Was sich manche Leser, welche keine Leipziger oder Jenaer pädagogische Luft geatmet haben, bei der Lektüre von Werken Herbartscher Richtung unter den fünf praktischen Ideen, unter gleichschwebendem vielseitigem Interesse, unter den vier formalen Stufen des Unterrichts, unter dem subjektiven und objektiven Charakter und ähnlichen Schulausdrücken denken, das könnte durch ergötzliche Beispiele illustriert werden.

Μὴ θορυβεῖτε, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι — das sind nicht etwa freisteigende Vorstellungsreihen eines ungläubigen Kritikers, sondern gleichschwebende Apperceptionen zweier namhafter Herbartianer, Wort für Wort zusammengelesen aus E. v. Sallwürk, Herbart und seine Jünger, Freunden und Gegnern zur Verständigung (1. Auflage 1880), und G. Fröhlich, Die wissenschaftliche Pädagogik Herbart-Ziller-Stoys in ihren Grundlehren gemeinfafslich dargestellt und an Beispielen erläutert (1. Auflage 1883, 6. Auflage 1896).

Man hat also innerhalb der Herbartschen Schule selbst seit mehr als zwei Jahrzehnten das Bedürfnis empfunden, ihre Lehren dem Verständnis der Mitwelt näher zu bringen, und v. Sallwürks unermüdlicher Eifer darf sich wesentlicher Erfolge rühmen. Wenn sein „Handel und Wandel der Schule Herbarts" (1885) und „Gesinnungsunterricht und Kulturgeschichte" (1885) sich vorwiegend mit der Theorie beschäftigen, so betritt er mit den didaktischen Normalformen festen Schrittes das Gebiet der Praxis. Sie sind hervorgegangen aus den pädagogischen Vorlesungen und

Übungen, die er an der technischen Hochschule in Karlsruhe gehalten hat, und bilden den Kern seiner Didaktik, welche er in erster Linie den Anfängern des Lehramts darbietet, aber auch den erfahrenen Schulmännern zur Prüfung und zum praktischen Versuch vorlegt, — „denn ein Meister lernt nie aus". Zuvörderst giebt er einen „Ausschnitt aus der Geschichte der didaktischen Formgebung", der ebenso von unbefangener Kritik zeugt wie vor 20 Jahren die oben erwähnte Schrift. Herbart öffne dem Lehrer einen weiten Spielraum, ohne aber innerhalb desselben ihm ganze Freiheit zu geben; über die Dunkelheit seiner Pädagogik und die Schwierigkeit, seinen vielartigen Vorschriften in jedem einzelnen Fall gerecht zu werden, seien auch innerhalb seiner Schule Klagen laut geworden, so von Otto Willmann, als er noch zu derselben gehört habe. Zillers Versuch, einen höheren Standpunkt zu gewinnen, sei dankenswert, aber mit allzu derber Hand ausgeführt worden. Was bei Herbart geistreich gedacht und fein ausgeführt war, sei bei Ziller unförmlich geworden, die gut abgewogene Harmonie ganz verloren gegangen.

Zweck und Ziel des erziehenden Unterrichts, sagt die Herbartsche Schule, ist die Tugend, d. i. die Übereinstimmung des gesamten Wollens mit der durch die Gesamtheit der sittlichen Ideen bestimmten Einsicht. (Sollte das nicht am Ende Ciceros Definition mit einem starken Zusatz von philosophischem Pathos sein? De invent. 2, 159 steht: Virtus est animi habitus naturae modo et rationi consentaneus.) Statt Tugend sagt man auch „Charakterstärke der Sittlichkeit", wodurch die Sache nicht klarer wird. Mit der Gesamtheit der sittlichen Ideen operiert es sich offenbar schwerer als mit Fichtes Maxime: Handle nach deinem Gewissen! und wenn bei der früheren Dreiteilung: „intellektuelle, ästhetische und moralische Bildung" die Tugeud zwar das wertvollste, aber nicht das einzige Ziel war, so sind jetzt die Bildung der Intelligenz und des Geschmackes ohne selbständige Bedeutung, sind nur Mittel zum Zweck. Es mag ja sein, dafs jemand bei mensa mensae oder dem Einmaleins sich als Priester der Tugend fühlt, aber zur Stufe der Klarheit wird diese Ideenassociation kaum gelangen, und wenn gar ein Neuphilologe, ut factum est, erklärt: „wenn ich mir beim Abfragen der unregelmäfsigen Verba nicht bewufst wäre, dem Reiche Gottes zu dienen, so würde ich es nicht thun", da kann man sich doch eines leisen Kopfschüttelns kaum erwehren.

Sehr erfreulich ist es daher, dafs v. S. so zu sagen zur Natur zurückkehrt und die Didaktik wieder auf eigne Füfse stellt. Er geht davon aus: „der Unterricht hat den allgemeinen Zweck, dem Zögling Wissenschaft zu geben. Dieser soll befähigt werden, an der Kulturarbeit der Menschheit sich mit eigenen Kräften zu beteiligen. Aus dieser Verpflichtung der Erziehung erhält der Unterricht als seine besondere Aufgabe, „dafs er dem Zögling

die Welt zeige, in welcher er seine Kräfte dereinst bewähren soll, die materielle, die geistige und die sittliche Welt, und in der Erfassung dieser Welt zugleich seine geistige Kraft zu solcher Arbeit bilde". „Zwar läfst sich auch dem Unterricht als solchem, da er Kraft fordert, Selbstbescheidung bewirkt, Ordnung in die Gedanken bringt, ernste Ziele vorsetzt und einen geregelten Gebrauch der dafür geeigneten Mittel lehrt, endlich in eine höhere Welt versetzt und den Zögling dem Ansturm der gemeinen Triebe entzieht, eine erzieherische Wirkung nicht absprechen ... Aber das sind alles nur Nebenwirkungen, so hoch wir auch ihren Wert anschlagen mögen".

Sodann erörtert er die verschiedenen Arten der Erkenntnis und die psychologischen Bedingungen der Erkenntnisbildung, worauf hier nicht weiter eingegangen werden kann. Bei der Hinleitung zu dem Gegenstand, dem Anschlufs an das Neue, der Erweckung des Interesses macht v. S. die Bemerkung: „Man hat infolge einer kaum zu begreifenden Unwissenheit eine Zeit lang versucht, die Last des Unterrichts dadurch zu vermindern, dafs man zwischen die wissenschaftlichen Lektionen Turnstunden einlegte. Die Folge war, dafs nach den Turnstunden die Vorstellungen der Schüler nicht mehr zu Buch und Wissenschaft zurückkehren wollten". Aber wo bringt denn selbst der in Physiologie und Psychologie weise und erfahrene Direktor seine 16—24 Turnstunden unter? Zumal wenn eine Halle für zwei Anstalten ausreichen soll. Täglich von 12—1 und alle 6 Nachmittage von 3—6 oder 4—7 Uhr? Ceterum censeo, neben Schlittenfahren und Eislauf, Schwimmen und Rudern, Radeln und Tennis ist die dritte Schulturnstunde mehr als überflüssig; sie hat Lust und Eifer nicht erhöht, sondern vermindert. Da mag wohl manch ein noch nicht ausgegorner Fachmann die Nase rümpfen; aber einst hatte mich einer der turnfreudigsten Direktoren gebeten, ich möchte doch gleich nach meiner abendlichen Ankunft in das Gymnasium kommen, er wolle mir gern zeigen, was bei zweistündigem Turnunterricht geleistet werde. Nun, ich sah aufs neue, dafs die Menschheit seit Pindars Zeiten fortgeschritten ist; zu Kniewellen hat es doch nie ein Olympionike gebracht.

Im 4. Kapitel lüftet sich der philosophische Schleier, und es tritt das fafsliche Schema hervor:

1. Stufe der Hinleitung, A. Gegenstand, B. Grundlegung.
2. Stufe der Darstellung, A. Lehrstück, B. Erweiterung.
3. Stufe der Verarbeitung, A. Ergebnis, B. Einfügung.

Nach ausführlicher Begründung unter Bezugnahme auf die einzelnen Lehrfächer werden dann Beispiele zu den didaktischen Normalformen gegeben, welche das ganze System zu klarer Anschauung bringen. Da werden aus den verschiedenen Gebieten genau nach dem obigen Schema Musterlektionen skizziert, wie Heimatskunde,

Salvia pratensis, die Wärme, die Pyrenäenhalbinsel, der Pythagoreische Lehrsatz u. a. m. Bei letzterem scheint mir die Hinleitung zu umständlich; Beweise gab es in meiner Jugend 32, und die Lehrbücher gehen bald von diesem, bald von jenem aus; Mehler verbindet die Spitzen der Kathetenquadrate und legt an das Hypotenusenquadrat das rechtwinklige Dreieck nochmals an; damit gelangt er zu zwei Sechsecken, die sich durch Diagonalen in je zwei Vierecke zerlegen lassen, welche sämtlich kongruent sind nach dem Satze: Zwei n-Ecke sind kongruent, wenn sie in n—1 Seiten und den n—2 eingeschlossenen Winkeln der Reihe nach übereinstimmen. Daher haben die beiden Sechsecke gleichen Flächeninhalt; das eine enthält die beiden Kathetenquadrate und zweimal das Dreieck, das andre das Hypotenusenquadrat und zweimal das Dreieck; also $a^2 + b^2 = c^2$. Mich dünkt, es wäre weit einfacher und anschaulicher, wenn man an den bei Mehler unmittelbar vorhergehenden Satz von den Ergänzungen an der Diagonale anknüpfte. Vollzieht man die dort erörterte Konstruktion nicht in einem beliebigen Parallelogramm, sondern in einem Quadrat, so springt sofort in die Augen, dafs das ganze Quadrat kurz gesagt $a^2 + b^2 + 2ab$ enthält, und zieht man in einem der Rechtecke die Diagonale und konstruiert deren Quadrat, so enthält das ursprüngliche Quadrat $c^2 + 4$mal das rechtwinklige Dreieck mit den Katheten a und b, i. e. $c^2 + 2ab$, ergo $c^2 = a^2 + b^2$.

An der französischen Lektion werden die jungen Neuphilologen ihre helle Freude haben und manches lernen. Ein ausgestopfter Storch wird hingestellt. „Comment nommes-tu cet animal, cet oiseau, cette bête? Je le nomme la cigogne“. Der Kandidat lächelt sich selber Beifall; denn er macht es ja just so. Comment s'appelle ça? — La table (bitte das e ein klein wenig hören zu lassen). Et ça? La poële (merke die Aussprache des ë). Und dann die stolze Frage: Où donne cette fenêtre? Immerhin imponiert ihm der leibhaftige Storch, und er nimmt sich vor, das nächste Mal eine Apfelsine zu zeigen. Merkt auf! Mon premier est un métal précieux. Mon second est un habitant des cieux. Mon tout est un fruit délicieux. Da werden die Jungen im Anschauen des tout nicht wieder Goldengel statt Orange raten. Liest er dann bei v. S. die weiteren Fragen: Avez-vous déjà vu une cigogne? Où l'as-tu vue? ... sur les toits des maisons, de l'église, sur une tour. Y a-t-il eu une seule cigogne? u. s. w., so meint er zwar, dafs auch er ähnlich verfahren, aber bald lernt er, dafs er solche Übungen als selbständigen Inhalt und Zweck der Lektion angesehen hat, während sie bei v. S. nur die Stufe der Hinleitung bilden. Denn auf die Feststellung des Gegenstandes folgen nicht etwa beliebige Fragen, sondern in grundlegender Besprechung solche, die möglichst alle fremden Wörter enthalten, welche auf der Stufe der Dar-

stellung d. h. A. dem Lehrstück (La cigogne est un grand oiseau. Son plumage est blanc et noir ... Elle passe l'hiver en Afrique. Elle revient chez nous au printemps, aus Rofsmann und Schmidts Lesebuch) und B. der erweiternden Besprechung — namentlich der neuen grammatischen Erscheinungen vorkommen. Auf der dritten Stufe, der Verarbeitung, wird unter A das Ergebnis durch mündliche Wiederholung des sprachlichen Textes und Formulierung der Regeln festgestellt und unter B die Einfügung bewirkt, indem man das ganze einschlägige Kapital der Grammatik durchnimmt und das neu angeeignete Sprachgut von Wörtern und Wendungen mit früher Erlerntem in Verbindung bringt.

Doch genug. Es wird nun darauf ankommen, die v. Sallwürkschen Normalformen in der Praxis zu erproben, wozu vor allen diejenigen Anstalten geeignet und berufen sind, an denen nicht blofs der Probekandidat, der nach dem bekannten Epigramm erst am Ufer der festen Anstellung die Leukotheabinde zurückwirft, sondern das ganze Kollegium einmütig den Lehren der Herbart-Ziller-Stoyschen Schule huldigt.

Danzig. Carl Kruse.

Theobald Ziegler, Allgemeine Pädagogik. Leipzig 1901, B. G. Teubner. 136 S. 8. 1,25 ℳ. [Aus Natur und Geisteswelt. Sechs Vorträge, gehalten zu Hamburg im März 1901. Heinrich Julius Holtzmann gewidmet.]

„Behandelt die grofsen Fragen der Volkserziehung in praktischer, allgemein verständlicher Weise und in sittlich-sozialem Geiste". Es ist ein durchaus selbständiges, charaktervolles Büchlein, eine gesunde und erfrischende Kost für jeden, dem über allzuviel System und Methode und Schablone der gesunde Menschenverstand noch nicht gänzlich abhanden gekommen ist. Ziegler will kein fertiges System geben und sich an keinen Theoretiker anschliefsen, am wenigsten an Herbart; „denn mit der unsäglich edernen und auf die Dauer immer unfruchtbarer gewordenen Pädagogik Herbarts mufs endlich aufgeräumt, von ihr mufs Theorie und Praxis frei gemacht werden". Am liebsten würde er sich an die grofsen Meister der Kunst selbst halten und am ehesten noch auf Schleiermacher zurückgehen, der die grofsen Probleme der Pädagogik zuerst gesehen und die Fragen zuerst richtig gestellt und formuliert habe. Auf die Antworten, die er im einzelnen gegeben habe, komme es weniger an. Denn in der Pädagogik heifse es nicht immer Ja oder Nein, da gelte häufig Ja und Nein, Sic et non, da gebe es Antinomieen so gut als in der Kritik der reinen Vernunft. „Man kann es in diesem Jahr so und im nächsten anders machen, und es wird beide Mal gut, wenn nur der rechte Mensch, die richtige Lehrerpersönlichkeit

dahinter steht. Die Methode allein thut es in der Pädagogik nicht, der Mensch ist immer die Hauptsache". Gleichwohl führt uns der Autor nicht gänzlich auf schwankenden Boden oder ins Land Utopia; er ist idealistischer und kritischer Philosoph. „Die Pädagogik ist Wissenschaft, weil ihre Basis in der Psychologie fest gegründet ist und ihre Spitze sich ethisch durch die Frage nach der Bestimmung des Menschen orientieren lassen mufs; weil es sich aber und soweit es sich um das Erziehen selbst, um Mittel und Verfahren handelt, ist sie allerdings historisch bedingt. Damit geht es ihr aber nicht anders als beispielsweise der Medizin. Wie das Heilen, so ist auch das Erziehen eine Kunst, und die Lehre davon eine auf allerlei Wissenschaften sich aufbauende Kunstlehre. Und je festeren Fufses sie sich auf den Boden der Wirklichkeit und der Erfahrung stellt, je realistischer sie ist, desto mehr wird sie gerade aus dem, was ist, die Einsicht gewinnen in das, was sein soll, sowohl allgemein menschlich sein soll als auch unter den gegebenen Bedingungen hier und heute sein könnte und demnächst werden sollte; indem sie das Seiende mifst an den Gesetzen der Psychologie und an den Aufgaben der Ethik, wird sie, frei von allem Utopischen, kritisch und idealistisch sein können im besten Sinne des Worts".

Dies der Standpunkt des Verfassers. Wir wollen nun mit Übergehung des Allgemeinen das in Betracht ziehen, was wir über das höhere Schulwesen und das Gymnasium insbesondere finden.

Ziegler eifert gegen den Unterricht in der deutschen Grammatik. Vollends da, wo fremde Sprachen gelernt würden, sei ein besonderer grammatischer Unterricht im Deutschen absolut überflüssig und darum geradezu schädlich. Aber gegen ein erdrückendes oder ersäufendes Übermafs von Grammatik auf höheren Schulen brauchte er sich kaum zu ereifern. Das giebt es heutzutage nicht mehr. Am besten, meint Ziegler, übernehme das Latein die ganze Last der grammatischen Schulung, die notwendig sei, wo einer der Sprache und des Wortes Meister werden wolle. „Dazu taugt die lateinische Sprache so ganz besonders, weil sie einfach und klar, knapp und militärisch bestimmt ist und genügend feste Regeln hat (trotz v. Wilamowitz); darum lernt man an ihr grammatisch denken und operieren, sie ist der grammatische Knecht für die andern alle. Wo Lateinisch gelernt wird, ist deshalb auch mit ihr und nicht etwa mit einer modernen Sprache zu beginnen, auch hier ist der Weg von vorn dem Krebsgang vorzuziehen: das gehört zu den wenig pädagogischen Sätzen, die ich, trotz des Frankfurter Lehrplans und der mit ihm gemachten günstigen Erfahrungen, für ganz unbestreitbar halte". Dafs das Latein aufser dieser grammatischen Schulung auch „historische Kontinuität" geben solle und für alle historisch interessierten und gelehrten Stände, vornehmlich die Vertreter der

Geisteswissenschaften etwas Wertvolles und Unentbehrliches sei, hebt Ziegler nachdrücklich hervor; Lateinsprechen und lateinische Aufsätze verwirft er; von dem Werte der römischen Litteratur sagt er nichts, Cicero ist ihm ein „Unglücks- und Phrasenmensch“. Die Erlernung des Griechischen begründet er ebenfalls nicht utilitaristisch, sondern idealistisch. „Das Griechentum und die Kenntnis desselben ist an sich wertvoll. Die Griechen sind das Volk der schönen Freiheit und der freien Schönheit, die Sonne Homers hat schon über ihren mittleren Zeiten gelächelt, einen Strahl von ihr möchten wir auch für uns haben. Und so hat denn auch das Griechentum zweimal wie das Lateinische, zur Zeit der Renaissance und in der Periode des Neuhumanismus, den intensivsten Einflufs auf unsere deutsche Geistesbildung ausgeübt; die feinste Blüte des deutschen Geisteslebens gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist unter den Strahlen der griechischen Sonne aufgebrochen“. Sollte man es für möglich halten, dafs derselbe Mann, der diese Worte gesprochen und geschrieben hat, irre geworden ist an seiner Überzeugung, den Zusammenhang unsers deutschen Geistes- und Kulturlebens mit dem Griechentum und damit auch das humanistische Gymnasium preisgeben zu müssen glaubt? Warum? Weil unser realistischer gewordenes Volk nichts mehr davon wissen will und selbst die Gebildeten bis tief in die Kreise der philologischen Lehrer hinein den Glauben daran verloren haben; weil das Griechische auf den meisten Schulen nicht mehr so weit gelernt wird, dafs es ein *κτῆμα ἐς ἀεί* für unsere Jugend bildet; weil wir durch Festhalten an unsern deutschen Klassikern den Zusammenhang mit dem Griechentum ja doch nicht verlieren und durch Nacherzählungen und gute Übersetzungen die Hauptsache und das Beste doch behalten! Ich enthalte mich jeder Kritik, führe aber als bemerkenswert noch folgenden Passus wörtlich an. Nachdem Ziegler es beklagt oder konstatiert hat, dafs die Jugend sich nicht mehr genügend in die griechische Sprache einlebe und daher nicht mehr zum vollen Verständnis und zum vollen Genufs des Schönen und des Freien gelange, das hier zu finden sei, fährt er fort: „Wenn vollends Ulrich von Wilamowitz mit seiner Forderung eines staatlich einzuführenden griechischen Lesebuchs durchdringt, das die Schüler durch viele Jahrhunderte griechischer Kultur oben darüber hinstreifend durchjagen soll, so wird dieses encyklopädische Allerweltswissen ein ganz wertloses sein und werden, der deutliche Anfang des nahen Endes. Gerade ihm gegenüber möchte ich es aussprechen, dafs die philologische Wissenschaft nicht nur den Glauben an „die Antike als Einheit und Ideal“ zerstört, sondern dafs sie durch die Art ihres Betriebes uns auch die Freude daran und durch ihre Haltung im 19. Jahrhundert uns den Glauben an ihren idealen Wert vielfach geraubt oder doch wesentlich verkümmert hat. Mit dem Gedanken, dafs das Griechische „nicht

nur die Grundlage, sondern sozusagen ein Typus unserer Kultur" sei, dafs „von allen Seiten unsers Denkens die Fäden unmittelbar nach Hellas führen" und dort „die gemeinsamen Vorfahren aller modernen zivilisierten Völker" zu suchen seien, weckt man keine Begeisterung: das wird man erleben, wenn man mit den Unterprimanern Strabon und Hippokrates, Diokles und Stücke aus der Didache liest; solches Totengebein weckt auch „der neue Lehrer des Griechischen" nicht zum Leben auf. Wir leiden in unserer Kultur ohnedies schon an einem Überschwang des Historischen; nun soll auch noch das Griechische ausschliefslich auf dieses tote Geleise geschoben werden — noch einmal, daran geht es zu Grunde, und es wird nicht einmal eine Euthanasie sein".

Schon früher einmal, als es sich um lateinische Grammatik handelte (s. o. S. 378), hatte sich Ziegler gegen einen „Machtspruch" von Wilamowitz gewandt. Noch zweimal kommt er auf ihn zurück. Als er davon spricht, dafs in der Schule die ästhetische Betrachtung und Bedeutung des Altertums durch die gelehrthistorische verdrängt worden sei (Neuhumanismus, Romantik, Realismus sind die Stufen), sagt er: „Fast triumphierend verkündigt der Philologe Wilamowitz, dafs die Antike als Ideal dahin, die humanistisch-ästhetischen Interessen überwunden seien und hinfort durch den Verkehr mit der antiken Weltsprache nur der Zusammenhang mit den Grundlagen unserer Kultur erhalten werden solle, das Griechische also für uns nur noch einen historischen Wert habe, den er, Romantiker der er ist, freilich hoch genug einschätzt, erheblich höher als ich das vermag". — Als er den Gelehrtenhochmut geifselt und betont, dafs auch auf der Universität die Wissenschaft gelehrt wird nicht lediglich um der Wissenschaft, sondern um des künftigen Berufes willen, zitiert er ein Wort von Wilamowitz aus dessen Göttinger Festrede über Philologie und Schulreform: „Schulamtskandidaten kennen wir nicht unter unseren Zuhörern, wir kennen nur Studierende der Philologie", und fügt dann hinzu: „das ist nicht nur falsch; denn auch die Wissenschaft ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Wissens willen; es ist auch unklug, sich auf diesen selbstherrlichen Ton zu stimmen und die öffentliche Meinung zu brüskieren und gegen sich herauszufordern. Auf die Hybris folgt immer die Nemesis, ich meine über diese Art von Philologie sei sie bereits gekommen und es vollziehe sich an ihr vor unsern Augen das Gericht der Geschichte, nur sie selbst merke es noch nicht".

Doch kehren wir zum Griechischen zurück. Wie mir scheint, wird sich die Situation allmählich dahin zuspitzen: entweder mehr Griechisch oder keins, entweder ein vollwertiges humanistisches Gymnasium oder keins. Behält aber Ziegler recht, sträubt sich unser Volk mehr und mehr gegen die ihnen angeblich aufgedrungene griechische Bildung, dann wird die Losung

sein: Realgymnasium! Ob aber Ziegler das württembergische erhält, das er höchlich lobt, und nicht doch das preufsische, über das er ein wenig spottet? Jedenfalls giebt es dann kein humanistisches Gymnasium mehr; die Theologen und Philologen, die Archäologen, Historiker, Philosophen und wer sonst noch mögen sehen, wo und wie sie ihr Griechisch lernen. Der Staat unterhält, weil das Volk es so will, nur zwei höhere Schulanstalten: neben dem Realgymnasium die Oberrealschule, deren Reifezeugnis auch zu jedem Universitätsstudium berechtigt. Ziegler ist ein Freund der Realschulen, tadelt es indessen doch, dafs diese ihres Ursprungs und ihrer eigentlichen Bestimmung so gern vergäfsen. Sie seien doch wahrlich nicht dazu gegründet, um auf das Universitätsstudium vorzubereiten. Und doch scheine es fast, als ob nun die Oberrealschulen eine besondere Ehre darein setzten, Studenten, recht viele Universitätsstudenten zu produzieren. Das sollte aber nach wie vor zwar möglich, aber durchaus nur Ausnahme und Nebensache sein. Die Oberrealschulen „sollen sich um die Universitäten gar nicht kümmern, sie sind die richtigen Vorbereitungsanstalten für die technischen Berufe und für den höheren Handelsstand, für technische Hochschulen und Handelsakademieen".

Aber was nützt das Predigen! Ich höre auf und glaube meiner Pflicht genügt zu haben, wenn ich mit dem Ausdruck des Bedauerns über den bekannten Raum- und Zeitmangel hinzufüge, dafs unser Buch neben allerlei Anfechtbarem aufserordentlich viel Gutes und manches kräftige Wort gegen pädagogische Phrasen oder Thorheiten enthält, also tüchtig gelesen und beachtet zu werden verdient.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

Otto Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme (Sonderabdruck aus der zweiten Auflage von Pauls Grundrifs der germanischen Philologie). Mit sechs Karten. Strafsburg 1900, Trübner. 216 S. 8. 6 *M.*

Es ist ein durchaus glücklicher Gedanke der Trübnerschen Verlagsbuchhandlung, dafs sie die einzelnen Abteilungen des grofsen von Paul herausgegebenen Sammelwerks nunmehr auch als Einzelschriften in den Handel bringt, und sie wird sicher selbst gut dabei fahren. Denn das ganze, in der zweiten Auflage auf drei starke Bände angeschwollene Werk können nicht viele kaufen. Auch interessieren doch nur selten jemanden alle Abteilungen in gleichem Mafse. Gar mancher hat dagegen an dem einen oder andern Teile ein besonderes Interesse und hat nun die Gelegenheit, ihn einzeln zu erwerben.

Einer von diesen Sonderabdrücken ist Bremers Ethnographie ein — um dies gleich vorauszusagen — sehr tüchtiges und in Zukunft für den Sprachforscher, Historiker und Germanisten abso-

lut unentbehrliches, aber nicht immer leicht zu lesendes Buch. Es dürfte daher nützlich sein, dem Leser einen kurzen Überblick über seinen reichen Inhalt zu geben und eine bequeme Zusammenstellung der wichtigsten Ergebnisse, zu denen den Verfasser seine Untersuchungen führen. Wo es nötig erscheint, soll eine kurze Kritik immer gleich auf den sie betreffenden Abschnitt folgen.

Die Einleitung handelt zunächst von dem Begriff und Namen „Germanisch", von dem noch vier lebende Gruppen unterschieden werden: die nordischen Sprachen, Englisch, die friesischen Dialekte und das Deutsche samt dem Niederländischen. Die Sprache kann allein das Kriterium für die Nationalität sein; Goten und Langobarden haben aufgehört, Germanen zu sein, seit sie romanisch sprechen, die germanisierten Slawen sind Deutsche geworden. Weder die Abstammung noch der politische Zusammenhang entscheidet also über die Zugehörigkeit zu einer Nation, ja selbst die ethnographische Eigenheit kann nicht ausschlaggebend sein, weil dieselbe oder wenigstens Teile derselben oft noch von entnationalisierten Völkern, bisweilen noch Jahrhunderte lang, festgehalten werden (Lombarden, Nordfranzosen), während anderseits durch übermäfsige Kultureinflüsse eine Art geistiger Entnationalisierung eintreten kann. So können infolge der Einwirkung der römischen Kultur und des Christentums die mittelalterlichen germanischen Völker fast andere Nationalitäten genannt werden als ihre Vorfahren, — eine Behauptung, die mir einigermafsen übertrieben scheint. Denn unter der dünnen kirchlichen Decke blieb die ganze lebenskräftige, jugendliche, abenteuerlustige, weltfreudige Art, auch der Gewaltsinn und die Eroberungslust der alten Germanen das ganze Mittelalter hindurch unberührt bestehen. Ja selbst der Kultus und der Glaube mufste sich vielfach den heidnischen Anschauungen anbequemen, und die Frauenverehrung der taciteischen Germanen fand im Mariendienst erst ihren vollkommensten Ausdruck.

Die Begriffe „Germanisch" und „Deutsch" werden dann so gegeneinander abgegrenzt, dafs alle diejenigen, die sich heute der neuhochdeutschen oder niederländischen Schriftsprache bedienen, Deutsche sein sollen. Also seien Skandinavier, Engländer und Friesen Nichtdeutsche, Niederländer und Vlamänder dagegen Deutsche. Hierbei durchkreuzen sich dem Verfasser, wie mir scheint, zwei Prinzipien, einmal das der Abstammung, des Ursprungs, zweitens das des gegenwärtigen Zustandes, oder vielmehr er läfst thatsächlich nur das erste gelten, so dafs das Kriterium der Schriftsprache eine störende Rolle spielt. Eine Nation mit zwei oder gar drei Schriftsprachen ist undenkbar, die Holländer und Vlamen sind zwar der Abstammung nach Deutsche, haben aber seit Ausbildung einer eigenen Schrift- und Umgangssprache thatsächlich aufgehört, es zu sein, während die Friesen, seit sie die deutsche Schrift- und Umgangssprache angenommen

haben, nicht mehr blofs — wie der Verfasser an einer andern Stelle sagt — „angehende Deutsche“, sondern wirkliche Volldeutsche geworden sind, trotzdem ihre Volkssprache teilweise noch die alte friesische geblieben ist.

Über den Namen der Germanen und seine Übertragung von den keltischen Stämmen in Belgien auf den grofsen rechtsrheinischen Volkstamm bringt der Verf. das, was heutzutage als sicherstehend angenommen wird. Was seine Deutung betrifft, so verwirft er „Germänner“ mit Recht aus sprachlichen Gründen — die Römer hätten uns nach der Lautgeschichte diesen als *Gaisomani* überliefern müssen — und hält Zeufs' Deutung aus dem keltischen *ger* „Nachbar“ und dem Suffix man für die wahrscheinlichste.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den Quellen der germanischen Ethnographie. Es sind das zunächst die griechischen und römischen Geographen und Geschichtsschreiber. Die Germania des Tacitus bezeichnet er bei dieser Gelegenheit als „einen kleinen feuilletonistischen Essay eines geistreichen Gelehrten“ mit stark rhetorischem Charakter. Die künstlerische Wirkung seines Stiles stehe dem Tacitus höher als die Objektivität, seine Darstellung sei zwar durchaus subjektiv gefärbt aber nicht tendenziös auf Kosten der Wahrheit entstellt. Mit der Bezeichnung „feuilletonistischer Essay“ hat der Verf. schwerlich das Richtige getroffen. Die Germania ist in Wahrheit eine ernste Vorstudie zu den Historien, zu deren abschliefsender Bearbeitung und Herausgabe ihn eine ganz bestimmte politische Absicht bewog (vgl. meine Schulausgabe der Germania und des Agricola Einleitung S. XVI ff.). Die zweite Quelle sind die Ergebnisse der Sprachforschung. Der diesen gewidmete Abschnitt liest sich nicht leicht, weil er weniger bestimmte Resultate als aus allerhand hypothetischen Vordersätzen gezogene Möglichkeiten und Annahmen bringt und besonders sich damit beschäftigt, voreilig gezogene Schlüsse abzuweisen. Man wird nicht recht klug daraus, was denn nun eigentlich des Verfassers eigene Meinung ist. Die Spaltungstheorie und die Wellentheorie Johannes Schmidts (kontinuierlicher Übergang von einer Sprache in die andere) sollen beide berechtigt sein; wie es damit aber in den germanischen Sprachen gewesen ist, wird nicht recht klar. Dieser Abschnitt bedürfte nach meiner Meinung eine Umarbeitung und Erweiterung. Der allgemeine Grundsatz indessen, den der Verf. aufstellt, ist entschieden richtig: erst die Kombinierung der geschichtlichen Zeugnisse mit den Ergebnissen der Sprachforschung ergiebt eine sichere Grundlage für die Bestimmung der alten Stammverhältnisse.

Die dritte Quelle sind die Ergebnisse der Anthropologie. Diese sind nach Bremer nur mit Vorbehalt zu verwenden. Denn kein physisches Merkmal habe sich als stichhaltig für die Bestimmung der Rasse erwiesen. Auch könne sich die Rasse ver-

ändern ohne erkennbare Ursachen. Das mag sein; aber das von Bremer dafür angeführte Beispiel ist jedenfalls nicht glücklich gewählt. Er sagt, die heutigen Franzosen und Irländer seien dunkelharig, die alten Kelten aber würden uns übereinstimmend als blond geschildert, also habe sich die Rasse anthropologisch verändert. „Denn zweifellos sind die Kelten in einer solchen Überzahl gewesen, dafs die Urbevölkerung dagegen nicht in Betracht kommen konnte". Das „zweifellos" kann uns hier eine Aufforderung sein, recht stark zu zweifeln. Die erobernden Kelten safsen wohl vielmehr über einer weit zahlreicheren dunkelhaarigen Urbevölkerung. Schon die Verfassung der alten Gallier beweist dies. Der Adel und die Priester — und diese Stände allein waren Kelten — herrschten, die „Klienten" bildeten eine politisch machtlose, lediglich gehorchende Masse. Daher der rasche Zusammenbruch der gallischen Nation, die eben keine einheitliche Nation war, vor Cäsar. Die Urbevölkerung war — wie jetzt wohl erwiesen ist — ligurischen Stammes, dieselbe, die in Italien safs und mit den Iberern Spaniens eng verwandt war. In Griechenland bestand die Urbevölkerung aus Karern, die ebenfalls mit den Ligurern verwandt waren. Die indogermanischen Italiker und die herrschenden griechischen Stämme safsen über diesen unterworfenen Massen, die überall die Plebs, den Demos bildeten. Die römischen und griechischen Adelsgeschlechter, die Vornehmen und Herren waren blond und langschädelig. Die Götter und Helden bei Homer sind blond, die Haare der Götter- und Heldenstatuen, auch die der Priesterinnen und vornehmen Frauen, waren, wie die Reste in unseren Museen zeigen, blond oder rötlich bemalt, die römischen Damen steckten sich blonde germanische Zöpfe in ihre eigenen Haare, die demnach ebenfalls blond waren; denn Blond in Schwarz wäre wohl nicht angegangen, und ebensowenig tiefschwarze Haare in blonde umzufärben. Bei Ovid Ars amat. III, 163 färbt nur die alternde Frau ihr graues Haar mit Pflanzensaft, und die Geliebte des Dichters, welche sich Amor. I, 14 die Haare so lange färbte, bis sie gänzlich ausgingen, hatte nach V. 9f. nicht schwarzes, sondern goldbraunes Haar, wie die Farbe des von der Rinde entblöfsten Cederstammes:

Nec tamen ater erat nec erat tamen aureus ille,
Sed, quamvis neuter, mixtus uterque color.

Darum konnte sie nach dem Verluste ihres natürlichen Haares auch den Schaden durch das „gefangene Haar" (V. 45) einer Sigambrin (49) wieder gutmachen. Hätte sie vorher schwarzes Haar gehabt, so wäre die Metamorphose doch gar zu auffallend gewesen.

Auch die geographischen Namen bestätigen das Vorhandensein einer nicht indogermanischen Bevölkerung; denn die griechischen Namen sind nicht griechisch, die italischen nicht italisch. Nur Roma hängt wohl mit ῥέω s-t-rom zusammen, dagegen sind

z. B. Tiberis und Alba ligurisch, letzteres mit „Alpen“ zusammenhängend. Im Verlauf der Geschichte sind nun in all diesen Ländern die in der Minderzahl befindlichen indogermanischen Herren, die bei auswärtigen Kriegen stets in erster Linie standen und gegen die sich alle Revolutionen und Aufstände richteten, vernichtet worden, wie das Otto Seeck in seiner „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ so glänzend ausgeführt hat. Der Typus der ligurisch-karischen Urbevölkerung ist der allein herrschende geworden und geblieben, wo er nicht, wie in Nordfrankreich und Oberitalien durch spätere germanische Einwanderung modifiziert wurde. Dann wiederholte sich derselbe Prozefs. Der fränkische Adel wurde in den Kriegen und besonders in der grofsen Revolution abgeschlachtet. Daher stammt die grofse Ähnlichkeit der jetzigen Griechen mit den Süd- und Mittelitalienern und den Südfranzosen. Es ist derselbe nur wenig in sich modifizierte Typus einer verwandten Urbevölkerung, die sich durch alle Stürme der Geschichte nicht sprachlich, wohl aber anthropologisch behauptet hat. „Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen“ läfst Schiller die Vertreter der einheimischen Bevölkerung von Messina sagen; das hat sich in der Geschichte bewährt. Die dunkelhaarige Bevölkerung aber, die sich strichweise in Süd- und Mitteldeutschland findet, rührt keineswegs von germanisierten Kelten her, sondern von einem turanischen Keil, der sich vom Ural her durch Südrufsland bis nach Deutschland hinzog.

Weniger also die Veränderlichkeit der Rasse macht, wie mich bedünkt, die physischen Eigentümlichkeiten eines Volkes zu einem sehr zweifelhaften Kriterium seiner Abstammung, sondern die unendlichen und vielverschlungenen Mischungen verschiedener Völker und Rassen, die sicher in vorhistorischer Zeit noch zahlreicher, umfangreicher und intensiver gewesen sind als in geschichtlicher. Denn je früher, um so beweglicher, wanderlustiger und wanderungsbedürftiger, um so schwächer an Zahl und Eigenart waren die Völker. Sie sind erst auf dem Ambofs der Geschichte unter vielfachem Auseinanderbrechen und Wiederzusammenmischen zu starken, eigenartigen, festbestimmten Gebilden zurechtgehämmert worden. Ich bin mir sehr wohl bewufst, dafs diese Anschauungen noch keineswegs allgemein geworden sind; vieles davon verdanke ich den Belehrungen und Auseinandersetzungen eines berufenen Fachmannes, der jedenfalls über kurz oder lang diese Gedanken ausführlich darstellen und bis ins Einzelne hinein begründen wird. In der Hauptsache stimme ich also auch in diesem Punkte Bremer bei und citiere mit ihm die Worte R. Virchows: „Es liegt auf der Hand, dafs bei dem Mangel einer erkennbaren Übereinstimmung in den physischen Merkmalen die Entscheidung über die ethnologische Stellung eines Volkes widerstandslos den Sprachforschern in die Hand gegeben wird“.

Ebenso wie mit den Ergebnissen der Anthropologie steht es mit denen der prähistorischen Archäologie, der vierten Quelle der Ethnographie. Auch sie sind nur in Ausnahmefällen, besonders nur da, wo sie mit historischen oder linguistischen Zeugnissen übereinstimmen, ethnographisch verwertbar. Die fünfte Quelle endlich, die geistige Individualität eines Volkes, ist zwar an sich eine nicht zu verachtende Quelle. Denn gewisse individuelle Eigentümlichkeiten haften, wie es scheint, zäher an den Völkern als Sprache, Religion, Kultur und Staat. Nur ist diese Quelle fast noch gar nicht angebohrt worden. Es fehlt noch an genügendem Material und an einer erprobten Methode für die Bearbeitung eines solchen. Ich mufs gestehen, dafs ich mir „eine erprobte Methode", solchem ganz flüssigen, rein geistigen Material gegenüber überhaupt nicht vorstellen kann; nicht einmal, wie das Material je beschafft werden soll, ist mir erfindlich. Die wirklich benutzbaren und ergiebigen Quellen der germanischen Ethnographie sind also die historischen Zeugnisse und die Sprachen.

Der folgende Abschnitt „Ursprung, Charakteristik und Ausbreitung der Germanen" führt uns in die dunkelsten Gebiete der Sprach- und Völkerkunde und mutet dem Leser teilweise die schärfste Aufmerksamkeit zu; es ist in der That stellenweise nicht leicht, dem verschlungenen Gewirr von Annahmen, Möglichkeiten und daraus gezogenen hypothetischen Schlüssen zu folgen. Ich begnüge mich, die wichtigsten Resultate dieser Untersuchungen einfach wiederzugeben, da es ohne Zweifel den Leser interessiert, den heutigen Standpunkt der Forschung über die Vorgeschichte unseres Volkes kennen zu lernen. Es mufs dahingestellt bleiben, ob nicht bereits die Urindogermanen fremde Stämme in sich aufgenommen und sich sprachlich assimiliert haben. Es ist daher fraglich, ob es je eine indogermanische Rasse mit so ausgeprägten Zügen, wie etwa die semitische, gegeben hat. Es hat allerdings blonde Indogermanen des späteren germanischen Typus gegeben, aber wir können nicht sagen, dafs dieser Typus der indogermanische gewesen sei. Er kann ferner dem anthropologischen Urvolk der Germanen eigen gewesen sein, kann aber auch von unterworfenen und aufgesaugten Finnen herrühren. Die Sprache zerfiel bereits vor der Trennung in Mundarten, doch war noch im dritten Jahrtausend v. Chr. ein sprachlicher Austausch zwischen den einzelnen Mundarten möglich; in diese Zeit fällt also die gemeinindogermanische Sprachperiode, d. h. die der Trennung der einzelnen idg. Stämme unmittelbar vorausgehende Zeit. Die Heimat der Indogermanen in dieser Zeit — denn wo sie vorher gewohnt haben oder etwa gar wo sie entstanden sind, darüber läfst sich auch nicht einmal etwas vermuten — ist „die südrussisch-transkaspische Steppe". Die Vorfahren der späteren europäischen Stämme safsen in dem anstofsenden Walde und östlich von den Karpathen und hatten hier bereits angefangen,

zum Ackerbau überzugehen. Die Germanen sind wahrscheinlich aus dem südwestlichen Rufsland gekommen. Sie müssen schon vor der Zeit der Lautverschiebung, also zu einer Zeit, wo das Germanische noch einen fast indogermanisch zu nennenden Dialekt bildete, „nachbarliche Beziehungen zu den Kelto-Italikern, wahrscheinlich auch zu den Lettoslawen unterhalten haben“. Um 2000 v. Chr. etwa mufs schon ein von den Nachbarstämmen abgesonderter, politisch zusammengeschlossener Verband der germanischen Stämme bestanden haben, den man „germanisches Urvolk“ nennen kann. Dieses mufs sich allmählich nach Nordwesten bis in die sogenannte „Heimat der Germanen“ ausgebreitet haben, wo es zu einer „tantum sui similis gens“ erwuchs, das sind die Landschaften östlich der unteren und mittleren Elbe etwa bis zur Oder, Schleswig-Holstein, Ostseeküste und Mark Brandenburg. Hier haben die Germanen um 500 v. Chr. gesessen, wahrscheinlich (vielmehr: sicher, s. u.) aber schon Jahrhunderte vorher. Die Grenzen gegen die keltischen und slawolettischen Völker waren offen, wenn nicht hier und da undurchdringliche Wälder den Verkehr hinderten. Die historischen Germanen stammen von diesem Urvolk nur bedingt ab, ebenso wie die heutigen Deutschen nur teilweise die leiblichen Nachkommen der historischen Stämme sind. Nichtgermanische Elemente sind jedenfalls schon in der vorgeschichtlichen Zeit in den Germanen aufgegangen, ebenso gut wie in der geschichtlichen Zeit in den Deutschen.

Gegen diese Ergebnisse wird sich, wie die Forschung heute liegt, nichts Erhebliches einwenden lassen. Dennoch sind sie unsicher und werden wohl immer unsicher bleiben. Das Material, mit dem der Forscher auf diesem Gebiete zu arbeiten hat, ist gar zu dürftig. Die Darstellung des Verfassers ist indessen diejenige, die man heutzutage für die wahrscheinlichste ansehen mufs. Es sind ja Annahmen, aber diese Annahmen beantworten wenigstens die in Betracht kommenden Fragen, ohne neue, erhebliche Schwierigkeiten zu erregen, und stehen mit dem Wenigen, was es auf diesem Gebiete an Thatsachen giebt, nicht in Widerspruch, und mehr wird man für solche aller geschichtlichen Überlieferung weit vorausliegenden Zeiten nie erreichen. Die „von Dilettanten aufgestellte Meinung“, dafs Skandinavien der Stammsitz der Germanen, ja sogar der Indogermanen gewesen sei, wird von Bremer knapp, aber völlig ausreichend abgethan. „Sie bedarf keiner Widerlegung“. Skandinavien ist vielmehr von Deutschland aus besiedelt worden auf dem Wege über die dänischen Inseln, Schonen, schwedische Westküste, wie auch die nordischen Archäologen annehmen.

Es folgt eine kurze körperliche und geistige Charakteristik der Germanen, wobei der Verf. immer wieder hervorhebt, dafs damit nur ein Teil der Germanen geschildert wird, weil dieselben

schon in der ältesten historischen Zeit keine „reine Rasse“ mehr gewesen sind. Bemerkenswert bei der körperlichen Charakteristik ist der Schlufs, den der Verf. von den Ritterrüstungen des Mittelalters auf die Körpergröfse der alten Germanen macht. Da dieselben nämlich kleiner sind als der heutige Menschenschlag, so müssen, wenn der Rückschlufs erlaubt ist, die alten Germanen erheblich kleiner gewesen sein als wir. Wir sehen ja bekanntlich unsere Vorfahren auf Grund der antiken Schilderungen, die nach Bremer nur den relativen Wert der Vergleichung mit den noch kleineren Südländern haben sollen, gewöhnlich als uns um ein Bedeutendes an Körpergröfse überragend an. Ich meine, hierüber müfste sich durch genaue und umfassende Messungen der in den Gräbern gefundenen Knochenreste etwas Sicheres feststellen lassen. Auch einen andern Glauben zerstört der Verfasser, den, dafs es eine gemeingermanische Schädelform, die dolichokephale, gegeben habe. Die Schädelformen sind vielmehr gemischt, auch bei den am reinsten gebliebenen Stämmen, den Dänen und Friesen. Eine anthropologisch einheitliche germanische Rasse giebt es eben nicht. Die geistige Charakteristik zählt die bekannten Eigenschaften auf, die man uns von jeher zugeschrieben hat und die wir an uns selbst täglich beobachten: Ernst, Ruhe, Festigkeit, Mangel an Temperament, Phlegma, Ungewandtheit, Zähigkeit, Unerschrockenheit, Verstandesschärfe, Arbeitstüchtigkeit, Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit, Wahrhaftigkeit, Sittlichkeit, Empfindungstiefe, Familiensinn, grüblerische Träumerei, Individualismus, Unabhängigkeitssinn, Bildungstrieb und Wissenschaftlichkeit, aber bei vorwiegender Innerlichkeit nur mäfsig ausgebildeten Schönheitssinn.

Um die ältesten germanischen Wohnsitze zu bestimmen, werden dann höchst sorgfältige Untersuchungen über die Verbreitung der Kelten angestellt, die allerdings je weiter sie von Westen nach Osten fortschreiten, um so mehr zu blofsen Vermutungen und unsicheren Annahmen führen. Die Kelten haben danach nicht nur West- und Süddeutschland, Böhmen, Mähren und die Karpathengegenden bewohnt, sondern auch die Landschaften zwischen Weser und Elbe und Thüringen, ja sie haben nach Bremer wahrscheinlich auch nordwärts von den Sudeten-Karpathen im obern Odergebiet gesessen und von da bis nach Südrufsland hineingereicht. Die Germanen sind zuerst mit dem Keltenstamme der Volcae, deren Namen sie als *Valhōz* („Wälsche“) schon vor der Lautverschiebung entlehnten, vermutlich an der oberen Weichsel in Berührung gekommen. Die ältesten bestimmbaren Sitze der Germanen sind danach die oben S. 386 genannten gewesen. Die an das Gebirge stofsenden Landschaften Lausitz, Schlesien und das obere Weichselgebiet waren um 500 v. Chr. aller Wahrscheinlichkeit nach noch keltisch. In das Weichselland sind die Ostgermanen wahrscheinlich erst später von der Oder her eingerückt.

Bremer nimmt nun für die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. eine mehrere Jahrhunderte hindurch währende Keltenherrschaft über die Germanen an. Sie stützt sich auf die Entlehnung vieler Kulturwörter aus dem Gebiete der Religion (*Tanaros* Donar, *nemet* Waldesheiligtum), der Verfassung, des Rechts- und Kriegswesens (*rigs* König, *calet* „hart" = Held, *ambaktos* Diener, *geislo* Geisel, *oito* Eid, *dunōn* befestigte Stadt, *īsarnon* Eisen, *catu* Kampf, *marko* Streitrofs, *gaison* Ger), noch mehr auf die Entlehnung zahlreicher keltischer Eigennamen (z. B. *Catumāros* = *Hadumar*, *Catuvolcos* = *Haduvalh*, *Dagomāros* = *Dagmar*, *Segomāros* = *Siegmar*, *Teutorigs* = *Dietrich*, *Brigit* = *Burgunth*), die zum Teil sicher bereits vor der Lautverschiebung, also spätestens um 500 erfolgt ist und ihre Analogie findet in der Übernahme zahlreicher germanischer Namen durch die unterworfenen Romanen (Hildebrand, Hugo, Manfred, Roderich, Ludwig, Walther, Karl u. a.). Als zweiter Beweis langdauernder Keltenherrschaft über die ältesten Germanen dient Bremer die „germanische Anfangsbetonung", welche die Germanen den Kelten ebenso nachgemacht haben sollen wie später die Tschechen und Sorben den Deutschen. Die Kelten hatten schon um 1000 diese Anfangsbetonung, die Germanen frühestens seit dem 4. Jahrh. v. Chr. Zu erklären ist diese Übernahme des Betonungsgesetzes nur so, dafs ganze Kreise des Volkes, besonders die Vornehmen, zweisprachig waren und sich daher die keltische Accentzurückziehung angewöhnten und auf die germanische Muttersprache übertrugen. Die Befreiung von der Keltenherrschaft erfolgte schwerlich durch Waffengewalt, sondern vielmehr durch den Abzug der keltischen Herren. Dieser steht wohl in Zusammenhang mit dem Kelteneinbruch in Italien von 305 und mit den um 300 beginnenden Galaterzügen, an denen namentlich die Volker und Bojer beteiligt waren.

Ich mufs bekennen, dafs mir aus den von Bremer angeführten Thatsachen eine politische Abhängigkeit der Germanen von den Kelten keineswegs mit Notwendigkeit zu folgen scheint. Die Kelten waren offenbar die kulturell überlegene Nation, und von solchen haben kulturell zurückstehende Völker immer viele Sachen, Begriffe und Worte übernommen, auch ohne ihnen politisch unterworfen zu sein.

Fest steht die Entlehnung überdies nur von *rigs*, *ambaktos* und *isarnon* (wohl auch „Blei" und „Lot"). Bei all den übrigen, sehr zahlreichen Wörtern und Namen, die dem Germanischen und Keltischen gemeinsam sind — es giebt deren noch weit mehr, als Bremer anführt — ist die Entlehnung aus dem Keltischen weder nachgewiesen noch nachweisbar noch auch nur wahrscheinlich. Es sind eben Wörter gemeinsamer Prägung, die eine nahe Spezialverwandschaft und Kulturgemeinschaft zwischen Germanen und Kelten beweisen, wie auf der andern Seite auch eine solche zwischen Kelten und Italern existiert. Vgl. die Ausführungen

Muchs (Deutsche Stammeskunde S. 44—54). „Vor der Lautverschiebung — sagt Much — mufs Gallisch und Germanisch überhaupt eine Unzahl völlig gleichlautender Wörter besessen haben. . . Ob dabei Entlehnung stattgefunden hat und nach welcher Richtung, ist in den wenigsten Fällen festzustellen, doch ist im allgemeinen an einen von Süden nach Norden gerichteten Lauf der Kulturbewegung zu denken". Ja selbst eine gewisse Zweisprachigkeit der vornehmen germanischen Kreise in den Grenzbezirken ist zuzugeben. Damit mag es zusammenhängen, dafs z. B. *Ariovistus* und *Maroboduus* keltische Namen sind. Doch ist ebensogut möglich, dafs diese Namen blofs durch die keltischrömische Überlieferung eine keltisierte Form erhalten haben, dafs z. B. *Māroboduus* von den Germanen selbst *Mērabadwaz* genannt wurde. Von den Eigennamen haben überhaupt manche so weite Verbreitung, dafs man sie geradezu als indogermanisch bezeichnen darf. „Ähnlich wie im Worschatze besteht aber auch im Namenschatze gerade zwischen Kelten und Germanen ein besonders enges Verhältnis; auch hier tritt uns das Bild zweier Volkswesen entgegen, die nebeneinander emporgewachsen sind" (Much a. a. O.).

Dafs die Germanen ferner das Zurückziehen des Accentes von den Kelten angenommen haben sollen, ist erstens an sich unwahrscheinlich, zweitens durch unzureichende Gründe gestützt. Die Übernahme eines durchgreifenden und die Sprache in ihrem Kern berührenden Gesetzes will mir überhaupt nicht möglich erscheinen, am allerwenigsten aber eine Übernahme durch äufsere, politische Oberherrschaft. Die Betonung ist das Eigenste, Unnachahmlichste, ich möchte sagen Individuellste an der Sprache. An der Betonung, sowohl dem Wort- wie dem Satzton, erkennt man den Ausländer immer noch, auch wenn er die Sprache des Landes sonst ganz fliefsend und korrekt spricht. So wenig wie etwa das Französische, welches doch Jahrhunderte lang in unsern höfischen und „leitenden Kreisen" Umgangssprache war, auch nur eine Spur seiner Betonung auf das Deutsche übertragen hat, so wenig Friedrich der Grofse, wenn er Deutsch sprach, dieses vermöge seiner „Zweisprachichkeit" nach französischer Art auf den Endsilben betonte, so wenig scheint mir dies zu irgend einer Zeit und bei irgend einer Sprache möglich gewesen zu sein. So etwas kann sich nur von innen heraus entwickeln.

Als Beweisgrund aber dient Bremer vornehmlich die Zeitbestimmung. Die Kelten hätten die Accentzurückziehung bereits um 1000, die Germanen „frühestens seit dem 4. Jahrh." gehabt (S. 788). Ob und inwieweit das mit dem Jahre 1000 seine Richtigkeit hat, vermag ich nicht zu beurteilen. Die dafür auf S. 783 beigebrachten Argumente scheinen mir nicht eben zwingend zu sein. Wie es dagegen mit dem 4. Jahrhundert als dem frühesten Termin der germanischen Accentzurückziehung steht, davon möge sich der Leser aus folgendem ein Bild machen.

Wenn die germanische Ursprache frühestens im 4. Jahrh. die Anfangsbetonung annahm, so mufs — da sämtliche germanische Sprachen diese haben — auch die früheste Abtrennung vom germanischen Urvolke, das ist die der Nordgermanen, erst nach dieser Zeit erfolgt sein. Die Nordgermanen sind also nach Bremer erst frühestens im 4. Jahrh. v. Chr., wahrscheinlich aber noch etwas später in ihre skandinavischen Sitze eingewandert. Mit dieser Behauptung wird er bei den Archäologen auf den allerentschiedensten Widerspruch stofsen. Denn diese erklären wohl einstimmig für die Träger der neolithischen Zeit, die man von etwa 3000 bis 2000 v. Chr. ansetzt, bereits die germanischen Vorfahren der späteren Skandinavier. Es ist also eine Kluft von nicht weniger als ungefähr zwei und einem halben Jahrtausend, die Bremer in dieser Frage von den Archäologen trennt. Aber die Ergebnisse der Archäologie für sich allein hält ja, wie schon oben bemerkt, Bremer nicht für verwertbar zu ethnographischen Zwecken. Welches ist nun Bremers Beweis dafür, dafs die germanische Accentzurückziehung frühestens in das 4. Jahrh. fällt? Sie mufs jünger sein als das Vernersche Gesetz, wonach bekanntlich idg. *bhrátor* (Ton auf der vorletzten) regelrecht germ. *brothar* (mit *th*), idg. *patér* (Ton auf der letzten) dagegen germ. über *father* zu erweichtem *fader* wurde. Dieses kann seinerseits selbstverständlich erst nach der Lautverschiebung eingetreten sein. Die Lautverschiebung aber kann nicht früher als in das 5. und nicht später als in das 4. Jahrh. fallen. Denn die Germanen müssen noch vor der Lautverschiebung das nordöstliche Thüringen besetzt haben. Dies kann aber nicht später als im 4. Jahrh. geschehen sein und nicht wohl früher als um 500. Damals hatten sie die Lautverschiebung noch nicht. Denn germ. „Finne" ist aus kelt. *penna* „Kopf" entlehnt, und zwar ist *p* zu *f* verschoben; die Lautverschiebung kann also erst nach der Entlehnung, mithin nach 500—400 eingetreten sein. Auf diesem schwachen „Kopfe" stehen die wuchtigen chronologischen Schlüsse Bremers. Sie fallen mit der Entlehnung der „Finne" aus *penna*. Diese ist aber durchaus nicht sicher, sondern vielmehr eine höchst zweifelhafte Vermutung. Nicht sicherer ist aufserdem die Angabe der Besetzungszeit Thüringens durch die Germanen. Ich wenigstens habe mich vergebens bemüht, in dem, was Bremer S. 776 darüber beibringt, irgendwie zwingende Gründe zu erkennen. Die Kelten können danach schon „mehrere Jahrhunderte vor 300 die Landschaft zwischen Weser und Elbe geräumt haben". Dann können doch also die Germanen auch schon mehrere Jahrhunderte vor 400 Ostthüringen betreten haben, und die Lautverschiebung und das Vernersche Gesetz fielen dann auch mehrere Jahrhunderte früher, wenn anders aus dem einen Worte „Finne" überhaupt etwas über die Lautverschiebung geschlossen werden könnte, was wie gesagt nicht der Fall ist. Da die idg. *bh dh gh* im Keltischen ganz ähnlich

weiterentwickelt sind wie im Germanischen, so könnte man schliefslich auch den Anstofs, den ersten Keim der Lautverschiebung als Entlehnung aus dem Keltischen ansehen und auf keltische Herrschaft über die Germanen zurückführen. Vielmehr gehört beides, Accentgesetz und Verschiebung der Aspiraten, zu den Erscheinungen, welche dem Germanischen mit dem Keltischen von Alters her gemeinsam sind. Der Beweis einer Jahrhunderte dauernden Fremdherrschaft der Kelten über das germanische Urvolk erscheint mir also keineswegs geglückt.

Darauf wird die Ausbreitung der Germanen in vorchristlicher Zeit behandelt. Die Nordgermanen wanderten seit dem 4. Jahrh. v. Chr. über Schleswig-Holstein, Dänemark, Schonen in das südliche Schweden und nach Norwegen. Dafs diese Zeitbestimmung jedenfalls unrichtig ist, haben wir eben gesehen. Die Ostgermanen drangen zunächst bis zur Weichsel vor. Von da aus dehnte sich das östlichste Volk, die Basterner, bis zum Schwarzen Meer aus, wo sie um 200 erscheinen. Sie safsen über Slawen und sind das erste germanische Volk, welches infolge Ausdehnung über weite Gebiete mit fremder Bevölkerung entnationalisiert worden ist. Die Westgermanen besetzten im 3. und 2. Jahrh. v. Chr. das nordwestliche Deutschland zwischen Elbe und Rhein. Die letzten rechtsrheinischen Kelten, die Menapier, zogen sich erst zu Cäsars Zeit über den Rhein zurück. In Süddeutschland erschütterten die germanischen Kimbern die Herrschaft der Helvetier und Bojer, Ariovist stürzte sie. Bremer hält es nämlich nicht ohne Grund für sehr wahrscheinlich, dafs kein andrer als Ariovist die Bojer aus Böhmen etwa um 80 v. Chr. vertrieben habe, der dann aus Böhmen durch Süddeutschland zum Rhein gezogen sei. Überhaupt sehen wir die Westgermanen gegen die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. allenthalben im Begriff, den Rhein zu überschreiten. Cäsar gebot ihnen Halt — wäre dies nicht geschehen, so würden die Deutschen heute in Frankreich wohnen — und liefs auf dem linken Rheinufer nur die seit 58 in der Pfalz und dem Unterelsafs wohnenden Vangionen, Nemeter und Triboker, welche später romanisiert wurden. Süddeutschland war mit Ausnahme der in der oberrheinischen Tiefebene angesiedelten Scharen des Ariovist, südlich von der Donau noch von Kelten bewohnt, nördlich derselben von den Kelten verlassen, menschenleer und gröfstenteils vom herkynischen Urwalde bedeckt. Die keltischen Stämme haben, wie Bremer aus den Ortsnamen erweisen zu können glaubt, das nordwestliche Deutschland vor den Germanen geräumt; nur geringe Reste seien wohnen geblieben und germanisiert worden. Die in Westdeutschland häufigen Flufs- und Bachnamen auf *-apa -affa*, welche man als keltisch anzusetzen pflegt, hält Bremer für germanisch. Seit Cäsar zwangen die römischen Waffen und Grenzwälle die westgermanischen Stämme zur Ruhe und inneren Kolonisation, zu dauernder Sefshaftigkeit und Ackerwirtschaft.

Die germanischen Stämme sind aus dem trotz bereits vorhandener dialektischer Verschiedenheiten doch in seinen verhältnismäfsig beschränkten Wohnsitzen eine „relativ einheitliche Gruppe" bildendem germanischem Urvolk hervorgegangen, teils durch Auswanderung, teils infolge natürlicher Verkehrshindernisse. So sind die Friesen durch den früher unpassierbaren Gürtel von Mooren, der sie gegen Süden abschlofs, zu einem durchaus selbständigen und dem einzigen gänzlich unvermischten Stamme geworden. Die kleineren Stämme schlossen sich allmählich zu gröfseren Verbänden zusammen, während anderseits gröfsere Verbände sich wieder zu kleineren Stämmen auflösten, — also eine fortschreitende und rückläufige Bewegung nebeneinander. Die Stämme waren durch feste geographische Grenzen, Gebirge, Wälder oder Sümpfe oder durch künstlich geschaffene Wüsteneien voneinander getrennt. An diesen Grenzen stockte der Verkehr; je länger sie Bestand hatten, um so schärfer differenzierten sich die Stämme.

Die älteste der Forschung erreichbare Gruppierung der Germanen ist: 1) Ost- und Nordgermanen, 2) Anglofriesen, 3) Franken und 4) Hochdeutsche (Langobarden, Thüringer, Schwaben und Baiern). Ob zwischen Franken und Hochdeutschen von Hause aus ein näherer Zusammenhang bestanden hat, ist noch nicht hinreichend erforscht. Eine westgermanische Gruppe, bestehend aus 2, 3 und 4 ist für die erste Hälfte des ersten Jahrtausends sprachlich zu erkennen, eine politische Einheit hat sie aber nie gebildet. Für die Völker dieser Gruppe sind auch die alten Namen überliefert. Die Anglofriesen hiefsen *Ingaevones*, genauer *Inguiaevones* (vgl. *Inguiomerus*), die Franken *Istaevones* (Tacitus) oder *Istraeones* (Plinius), die Hochdeutschen *Herminones* (Tacitus) oder *Hermiones* (Plinius). Diese Namen sind echte, alte Volksnamen, aus denen die Götternamen *Ingo*, *Isto* und *Ermino* erst abstrahiert sind, ebenso wie die Norweger sich auf einen *Norgr*, die Dänen auf einen *Dan*, die Angeln auf einen *Anglo*, die Friesen auf einen *Frieso* zurückführten und die Hellenen sich einen Hellen, die Äolier einen Äolus, die Ionier einen Ion schufen oder wie wir uns als „Teuts Söhne" bezeichnen. Eine politische Bedeutung kam diesen ethnographischen Gruppen nicht mehr zu; sie waren bereits in selbständige Stämme aufgelöst. Diese aber waren sich ihres ursprünglichen Zusammenhanges im 1. Jahrh. n. Chr. noch bewufst und müssen noch durch irgend ein Band verbunden gewesen sein. Darum ist Müllenhoffs Vermutung, dafs der ehemals politische Verband später noch als Kultgemeinschaft fortbestand, durchaus wahrscheinlich, obgleich wir dies nicht mehr aus unseren Quellen nachweisen können. Denn an dem Nerthuskult hatten die Friesen keinen Anteil, und ob der Hain der Nahanarvalen (Tac. Germ. 43) alle Ostgermanen, der Semnonenhain (Germ. 39) alle Herminonen einigte, ist ganz unsicher. Doch

wird die Hypothese nicht blofs durch innere Wahrscheinlichkeit, sondern auch durch die Namen selbst gestützt. Bremer leitet nämlich den zweiten Teil der beiden ersten Namen von altem *aiwiz*, ahd. *êwa* Gesetz, Ordnung, Ehe ab, so dafs altes *Ingwi-aiwaniz* die dem *Ingwia-aiwiz* dem „Ingwischen Sakralbund" Angehörenden bedeuten würde. Das ist natürlich nur eine Vermutung, aber eine ganz ansprechende.

Der Verfasser geht alsdann auf die Ost- und Nordgermanen über. Auf eine nähere Zusammengehörigkeit beider Gruppen weist nach ihm nicht die Laut- und Wortbildungslehre hin, wohl aber der Wortschatz; beiden Gruppen fehlen z. B. „thun" und „ich bin". Daraus folgt, dafs die gemeinsamen Beziehungen zwischen beiden Gruppen in sehr frühe (vorchristliche) Zeit fallen und nicht sehr lange dauernd gewesen sind. Damit in Einklang steht, dafs es sowohl bei den Nordgermanen wie bei den Ostgermanen Goten giebt, d. h. dafs die in Holstein und östlicher wohnenden Goten teils nach Schweden, teils an die Weichsel gewandert sind. Auch die Rugier finden wir in beiden Gruppen. Dagegen haben die ostgermanischen Burgunden nichts mit dem norwegischen Borgund und der Insel Bornholm zu thun. Eine so kleine Insel kann ohnehin nicht die Heimat eines so grofsen Volkes gewesen sein. Der Name Burgund bedeutet „hochgelegene oder hochragende Örtlichkeit". Von diesem Worte sind alle die Orts- und Volksbezeichnungen abgeleitet, die wir kennen.

Bremer meint, dafs der Name der *Vandali* (Tac. Germ. 2 *Vandilii*) ursprünglich die Bezeichnung aller Ostgermanen gewesen sei (in der ältesten Anwendung vielleicht nur der Lugier und von diesen dann durch die suebischen Nachbarstämme auch auf die nördlicher wohnenden Ostgermanen ausgedehnt; der lugische Name ist dann seit 280 vor dem vandalischen geschwunden). Später sei die Bezeichnung dann (ähnlich wie Suebi = Schwaben) auf dem einzelnen Stamme hängen geblieben, der erst seit dem Markomannenkriege im 2. Jahrhundert n. Chr. auftritt und nachmals Nordafrika eroberte. Die Basternen bildeten jedenfalls eine besondere Gruppe der Ostgermanen. Die mutmafslichen Ursitze der Goten waren rechts der unteren Elbe, schon in vorchristlicher Zeit zogen sie nach Osten. Dafs sie aber an der Weichselmündung gesessen haben, ist eine durch nichts zu beweisende Behauptung. Bremer setzt sie vielmehr zu beiden Seiten der oberen Weichsel an. Dadurch allein wird verständlich, dafs sie dem Marbod gehorchten.

Die Sprachen- und Stammesverhältnisse der Skandinavier und ihre mannigfaltigen Durcheinanderschiebungen übergehe ich als uns ferner liegend.

Dagegen ist sehr interessant, was Bremer über die Nordseestämme ausführt. Er konstatiert zuerst — wie ich glaube, mit

vollem Recht — hier eine selbständige ethnographische Völkergruppe, welche ursprünglich ein Volk gebildet haben mufs, aus welchem durch Spaltung und Auswanderung die einzelnen Stämme hervorgegangen sind. Bremer nennt diese besondere germanische Nation, die zwischen den süd- und den nordgermanischen Stämmen geographisch in der Mitte steht und auch sprachlich das Verbindungsglied bildet, die Anglofriesen. Die Sprachgemeinschaft geht aus der fast völligen Gleichheit des Altenglischen mit dem Altfriesischen hervor, die schon früher zu dem Glauben Veranlassung gegeben hat, dafs die Friesen es seien, die England erobert hätten. Das ist nach der geschichtlichen Überlieferung unrichtig; aber die Friesen müssen mit den Vorfahren der späteren Angelsachsen einst ein Volk gebildet und sich durch Auswanderung nach Westen von jenen getrennt haben. Die heutigen Nordfriesen sind erst in historischer Zeit (wahrscheinlich im 9. Jahrhundert) aus Westfriesland eingewandert. Sie zerfallen in zwei scharfgetrennte Gruppen, einerseits die festländischen und Hallig-Friesen, anderseits die Bewohner der Inseln Sylt, Helgoland, Föhr und Amrum. Nur die ersteren bezeichnen sich als Friesen und sprechen eine dem Westfriesischen verwandte Sprache, während die letzteren sich weder selbst Friesen nennen noch ihre Sprache sich auf das Alt-Friesische zurückführen läfst. Sie gehören jedenfalls einem andern anglofriesischen Stamme an und sind wahrscheinlich die kontinentalen Reste der nach England ausgewanderten Westsachsen.

Die Sachsen nämlich nehmen zwischen den anglofriesischen und den deutschen Stämmen eine eigentümliche Mittelstellung ein. Die nach England ausgewanderten Sachsen nämlich sprechen eine entschieden anglofriesische, die in Deutschland zurückgebliebenen ebenso eine entschieden deutsche Sprache. Die Frage, wie dies gekommen ist, weifs Bremer mit grofser Wahrscheinlichkeit durch die Betrachtung des geschichtlichen Verlaufs zu lösen.

Zu den Anglofriesen gehören nämlich die von Tacitus (Germ. 40) aufgezählten sieben jenseits der Elbe wohnenden Nerthusvölker, von denen die Angeln das Übergewicht über die anderen erhielten und sie in sich aufsaugten. Das Gebiet der Angeln mufs sich später bis nach Jütland hinein und über einen Teil der dänischen Inseln erstreckt haben. Speziell auf der Insel Fünen zeigen gerade die ältesten nachweisbaren Runeninschriften nicht, wie man erwarten sollte, ein dänisches, sondern ein anglofriesisches Idiom. Die Angeln hätten, wenn sie nur die heute nach ihnen benannte kleine Landschaft bewohnt hätten, unmöglich ganz England nördlich der Themse kolonisieren können. Erst nach dem Abzuge der Angeln sind die Dänen und Jüten bis in das heutige Schleswig vorgedrungen. Die alten Jüten, von denen die Halbinsel ihren Namen erhalten hat, waren eben-

falls anglofriesischen Stammes (die Eudoses des Tacitus) und sind — wie es scheint — noch vor den Angeln nach England hinübergegangen.

Südlich von den Angeln safsen die Sachsen, welche zuerst bei Ptolemäus erwähnt werden, aber, obwohl sie bei Tacitus noch nicht vorkommen, sicher schon um Christi Geburt in Holstein gewohnt haben. Sie gehörten nicht zu der Amphiktyonie der Nerthusvölker, bildeten also einen von diesen verschiedenen Stamm. Dafs sie ebenfalls Anglofriesen waren, beweist die altsächsische Sprache, welche in ihren ältesten Denkmälern und besonders auch in den urkundlich überlieferten Eigennamen eine Fülle anglofriesischer Eigentümlichkeiten aufweist, die jedoch nicht geographisch lokalisierbar sind, abgesehen von der Merseburger Gegend, wo eine fast rein anglofriesische Mundart geherrscht haben mufs. Die beiden im Altsächsischen liegenden Sprachschichten, die anglofriesische und die deutsche, sind mithin nicht auf eine geographische, sondern auf eine soziale Verschiedenheit der Bevölkerung zurückzuführen. Das Anglofriesische wurde — dies geht aus dem Thatbestand mit Sicherheit hervor — von einem über das ganze Gebiet zerstreuten, herrschenden Kriegeradel gesprochen, während die grofsen Massen der Bevölkerung niederdeutsche Mundarten redeten. Später sind dann die anglofriesischen Elemente zu Gunsten des Deutschen allmählich immer mehr zurückgedrängt, aber doch nicht ganz ausgerottet worden. Bremer hätte erwähnen können, dafs unser „Süden, Sudenburg, Suderode, Sauerland (aus Suderland)" anglofriesisch ist (Schwund des *n* vor *th*, angl. *south*), während die deutsche Form nur in „Sundgau, Sundheim" und einigen anderen Eigennamen erhalten, im übrigen aber ausgestorben ist, weil im Oberdeutschen schon früh an ihre Stelle das Wort „Mittag" trat. Also selbst in unsere Schriftsprache sind einige anglofriesische Eigentümlichkeiten eingedrungen.

Zu dieser sprachlichen Entwickelung stimmt das, was die Geschichte von den Sachsen berichtet. Da nämlich das mächtige Volk der Chauken seit dem 4. Jahrhundert unter dem Namen der Sachsen erscheint, so ist klar, dafs die Sachsen über die Elbe vorgedrungen und mit den stammverwandten, ebenfalls anglofriesischen Chauken zu einem Volke verschmolzen sein müssen. Dadurch wurde der Stamm so zahlreich, dafs er das ganze südliche England zu besiedeln vermochte. Aufserdem aber eroberten die Sachsen das gesamte nordwestliche Niederdeutschland, soweit es jetzt noch sächsischen Stammes ist, nämlich Westfalen, Engern, Ostfalen, das nördliche Thüringen und das nördliche Hessen an der Diemel. In diesen neueroberten Gebieten aber trafen sie auf eine starke, im Westen fränkische, im Osten thüringische Bevölkerung, mit welcher sie nun allmählich zu einem Volke verschmolzen.

Man sollte danach erwarten, dafs sowohl in Holstein, der Heimat der Sachsen, als auch im nördlichen Hannover, der Heimat der Chauken, wo nie eine Vermischung mit einer ursprünglich deutschen Bevölkerung stattgefunden hat, das reine Anglofriesische sich behauptet hätte und demnach noch heute eine dem Friesischen und Englischen verwandte Sprache geredet würde. Bremer findet die Erklärung dafür, dafs auch hier das Niederdeutsche herrscht, ebenfalls in den historischen Ereignissen. Einerseits waren nämlich diese Urlandschaften des sächsischen Stammes durch die Besiedelung Englands und der eroberten deutschen Gebiete schon stark entvölkert. Ganz bedeutend vermindert wurde die Bevölkerung sodann durch die aufreibenden Kriege mit den Franken, durch die Enthauptung von 4500 Sachsen bei Verden im Jahre 782 und noch mehr durch die gewaltsame Verpflanzung so vieler Tausende von sächsischen Familien durch Karl d. Gr., der allein im Jahre 804 10 000 Sachsen mit Weib und Kind von beiden Seiten der Elbe ins Frankenland überführte. In die auf diese Weise fast verödeten Landschaften sind dann niederdeutsche Elemente von Süden her eingewandert und mit den Resten der altsächsischen Bevölkerung zu einem neuen Stamme verschmolzen, der aber den Namen des ehemals herrschenden Volkes behielt.

Die heutigen Niedersachsen sind also aus einer Verschmelzung niederdeutscher mit altsächsischen, d. i. anglofriesischen Elementen hervorgegangen. Karl der Grofse hat das Land ohne jede Rücksicht grausam ausgefegt, und seine Handlungsweise erregt schon bei den Knaben auf den Schulbänken Zorn und Unwillen; nichtsdestoweniger hat er der deutschen Nation dadurch einen gar nicht hoch genug anzuschlagenden Dienst erwiesen. Wären die alten Sachsen in ihrer Unabhängigkeit und Unvermischtheit bestehen geblieben und später auf friedlichem Wege zum Christentum bekehrt worden, so würde jetzt an der ganzen Nordseeküste, in Holstein und in Hannover bis tief ins Binnenland hinein, ein den Friesen und Engländern stamm- und sprachverwandtes Volk sitzen und die Einigung Deutschlands wäre wohl schwer möglich geworden und würde sich bei der zähen Eigenart der anglofriesischen Stämme unter einem viel furchtbareren Blutvergiefsen vollzogen haben, als ohnehin schon nötig geworden ist, wäre aber wahrscheinlich überhaupt nicht zu stande gekommen.

Die Franken stellt Bremer als ein besonderes Volk neben die Hochdeutschen nicht wegen des sprachlichen Verhältnisses zu den Oberdeutschen, das noch nicht hinreichend geklärt ist, vielleicht auch nie geklärt werden wird, sondern wegen des ausgeprägten geschichtlichen Gegensatzes zwischen beiden. Für die Zeit um Christi Geburt ist eine engere Zusammengehörigkeit der fränkischen Stämme sicher bezeugt (Bataver aus den Chatten Tac. Hist. IV, 2. Germ. 29; Mattiaker gleich den Batavern Germ. 29;

Name der Chattuarii aus Chatti). Der alte ethnographische Zusammenhang der Istraevonen oder Istaevonen ist auch nach der Auflösung derselben in Einzelstämme im Bewufstsein der Stämme nie ganz verloren gegangen infolge des bleibenden geographischen Konnexes. Später schliefsen sich diese Einzelstämme dann wieder zu einer gröfseren Gemeinschaft zusammen, den Franken. Dieser Name (zuerst bei Cicero ad Att. XIV, 10 Frangones aus griechischer Quelle), den Bremer wieder mit J. Grimm als „die Freien" zu erklären geneigt ist — schwerlich mit Recht —, haftet zuerst an den Chamavi und verwandten niederrheinischen Stämmen und geht dann seit der Mitte des 3. Jahrhunderts auf die übrigen ehemals istävonischen Völkerschaften über. Unter den niederrheinischen Stämmen übernahmen an Stelle der Chamavi die Salii die Führung, und die Franken zerfielen nunmehr, nachdem die Bataver, Sugambrer, Ubier und Mattiaker romanisiert waren, in die Salii (Niederfranken), Chatti (Hessen) und die zwischen beiden wohnenden kleineren Stämme, die sich später, als sie das linke Rheinufer gewonnen hatten, zu einem gröfseren Stamme, den Ripuarii, zusammenschlossen. Dieser historischen Dreiteilung entspricht genau die sprachliche Gruppierung der Gegenwart.

Die erste Gruppe bilden die Niederfranken, deren Hauptstamm, die Salier, nach Bremer einerseits erst seit dem 4. Jahrhundert bekannt sind und doch anderseits schon um 286 vor den vordringenden Sachsen in die Batavia übergesiedelt sein sollen, — ein Widerspruch, den ich nicht zu lösen vermag. Ihre Nachkommen sind die südlichen Niederländer und die Vlamen. Die andern niederfränkischen Stämme sind die Chamaver im Hamaland östlich der Yssel, die Marsaci im Gau Marsum nördlich der Maasmündung, die Kannenefates im Kennemerland westlich des Zuidersees, die Falchovarii, welche Bremer als Bewohner des Gaus Veluve südlich vom Zuidersee ansetzt, endlich die Chattuarii, von denen der pagus Hattuariensis südlich von Kleve und Xanten den Namen trägt.

Die zweite Gruppe besteht aus den Ripwarischen Franken, die durch die sogenannte *ik*-*ich*-Linie scharf von den niederfränkischen Mundarten gesondert sind. Die ripwarischen Mundarten selbst sind ihrerseits wieder getrennt in eine nordwestliche Gruppe ohne und eine südwestliche mit Verschiebung des anlautenden *t* zu *z* und inlautenden *p, t, k* zu *ff, ss, ch,* so dafs man vielfach den Namen ripwarisch auf die zweite Gruppe einschränkt, was jedoch Bremer nicht für gerechtfertigt hält; er möchte statt dessen die Bezeichnungen „hoch- und niederripwarisch" eingeführt sehen. Die alten Stämme, aus denen sich die ripwarischen Franken zusammensetzen, sind die Brukterer, Tenkterer, Amsivarier und Marser.

Als eine besondere den ripwarischen Franken äufserst nahe-

stehende und zum Teil von ihnen ausgegangene Gruppe bezeichnet Bremer die Moselfranken. Ihre Dialekte vermitteln zwischen der ripwarischen und rheinfränkischen Mundart. Das Moselfränkische hat vollständig hochdeutschen Konsonantismus. Es ist eine bis jetzt noch nicht erklärte Thatsache, wie es gekommen ist, dafs die den hochdeutschen, ehemals suebischen Stämmen eigene Lautverschiebung bei den Hessen und Moselfranken durchgedrungen ist und auch bei den ripwarischen Franken stark Eingang gefunden hat. Die Annahme einer Mischung mit Alemannen pafst weder für Niederhessen noch für Ripwarien. Zu den Moselfranken gehören aufser den Ripuarii wahrscheinlich die Chasuarii, Tulantes und Usipi. Von den Moselfranken stammen der Hauptsache nach auch die Siebenbürger Sachsen.

Die dritte Hauptgruppe bilden die Chatten, deren Stammland Niederhessen stets unvermischt chattisch geblieben ist. Seit dem 5. Jahrhundert sind die Chatten den ripwarischen Franken unterworfen und werden mit diesen durch Chlodwig dem grofsfränkischen Reiche einverleibt. Der Name Hassi Hessen tritt nach einer Pause von mehr als drei Jahrhunderten seit etwa 730 an Stelle des alten Namens. Bremer spricht sich gegen Braune entschieden für die Gleichsetzung der Namen Chatten und Hessen aus, und jedenfalls sind die Hessen historisch vollkommen identisch mit den Chatten. Sie sind aufser den Friesen der einzige deutsche Volksstamm, der mit seinem alten Namen bis heute an derselben Stelle haftet, wo er zuerst in der Geschichte auftritt.

Als die Alemannen nach dem Siege Chlodwigs die nördliche Hälfte ihres Landes vom Main an abgetreten hatten, erfolgte eine Neubesiedelung dieses Landstriches durch Franken. Da aber die Bevölkerung (Alemannen und im Osten zum Teil Thüringer) gröfstenteils im Lande blieb, so entstanden durch diese Mischung die neuen Abarten der Rhein- und Ostfranken mit neuen Mundarten, die sich wesentlich vom Oberdeutschen unterscheiden und trotz ihres im ganzen süddeutschen Charakters doch gewisse Eigentümlichkeiten mit den rheinabwärts gesprochenen fränkischen Mundarten teilen. Die beiden Gruppen der Rhein- und Ostfranken entsprechen der politischen Einteilung in die beiden Herzogtümer Francia occidentalis und orientalis.

Bei der deutschen Besiedlung Nordostdeutschlands sind, neben den Sachsen und Thüringern, die Franken in hervorragender Weise beteiligt gewesen. Hier hat sich zuerst an Stelle des blofsen Stammesbewufstseins, im Gegensatz zu den einheimischen Slawen und infolge der Mischung der deutschen Stämme untereinander, ein deutsches Gesamtgefühl, die Anfänge eines deutschen Nationalbewufstseins herausgebildet. Den Anteil der drei Stämme geographisch festzustellen, ist schwierig und oft nur annähernd möglich. „Noch heute sind in der hochdeutschen Sprache, wie man sie von Berlinern, Brandenburgern, Prenzlauern

hört, Spuren ostfälischer und niederfränkischer Sprechweise erkennbar, welche noch nicht völlig ausgeglichen sind". „Der Berliner Tonfall und der Gesamtcharakter der Aussprache, besonders beim weiblichen Geschlecht, erinnert auffallend an Krefeld. Insbesondere aber offenbart sich das rheinische Blut in der psychischen Veranlagung des Märkers, in seiner von niedersächsischem Phlegma weit entfernten Lebhaftigkeit, Regsamkeit und Frische, in seiner Schlagfertigkeit und vielleicht am markantesten in der von der niedersächsischen abweichenden satirischen Art seines Witzes". Hierzu ist ergänzend hinzuzufügen, daſs diese selben Berliner Eigentümlichkeiten von andern bekanntlich auf den starken Zusatz französischen Blutes infolge der Einwanderung der Hugenotten zurückgeführt wird. Jedenfalls ist hierdurch die ursprüngliche Veranlagung verstärkt worden.

Den Schluſs bilden die Hochdeutschen oder Sueben. Hier sind zu unterscheiden die Sueben im engeren Sinne, von denen ein Teil mit den Vandalen nach Spanien zog, die Hauptmasse als „Schwaben" fortlebt, und die Sueben im weiteren Sinne, welche auſser diesen noch sechs andere Völker umfassen: die Semnonen (oder Semnen, wie Bremer schreibt), Langobarden, Hermunduren, Varisten, Markomannen und Quaden. Der suebische Gesamtname für diese Völker kam bereits im 1. Jahrhundert n. Chr. auſser Anwendung, da die einzelnen Teilstämme zu selbständigen Völkern erwachsen waren. Von diesen Völkern sind nicht die Sueben im engeren Sinne das suebische Kernvolk, so wenig wie die Franzosen oder die bairischen Franken das fränkische oder die Slowenen das slawische Kernvolk sind, sondern die Semnonen. Das beweist schon der Umstand, daſs die gemeinsame Kultstätte aller suebischen Völker im Lande der Semnonen war, und die Bezeichnung dieses Volkes bei Tacitus als vetustissimi nobilissimique Sueborum (Germ. 39).

Die Bildung der suebischen Stämme denkt sich Bremer nun folgendermaſsen. Der Ursitz des Suebenvolkes um 500 v. Chr. war die mittlere Elblandschaft. Von da zog ein Teil elbabwärts und erwuchs zu dem langobardischen Stamme. Ein andrer Teil besetzte Thüringen bis zur Werra. Um 80 v. Chr. wurde Böhmen von den „Grenzmännern" erobert und das Markomannenreich gegründet. Die in Thüringen angesiedelten bekundeten durch Annahme des Sondernamens Hermunduren ihre Loslösung von den Sueben der Urheimat, die sich nunmehr Semnonen nannten, ein Name, der erst durch Vellejus im Jahre 5 n. Chr. bezeugt ist. Die thüringischen Sueben hatten sich inzwischen bereits bis zum unteren Main ausgedehnt, und diese Mainsueben trennten sich um Christi Geburt von den in Thüringen verbleibenden ab, um an die Donau zu ziehen und dort zu einem neuen Stamme zu erwachsen. Ihnen allein, diesen jüngsten Sprossen, verblieb der alte Name der Sueben. Die Kultgemeinschaft bestand ver-

mutlich, bis die Semnonen im 2. oder 3. Jahrhundert ihre alte Heimat verliefsen.

Für die Gesamtsueben mufs ein Kollektivname existiert haben zur Unterscheidung von dem Einzelstamm. Diesen rekonstruiert Bremer mit Hilfe der altgermanischen Bezeichnung eines solchen Kollektivbegriffs *ermin-* als *Erminswēbōz* oder *Erminanis* (vgl. die *Ermun-duren*), das sind die Herminonen des Tacitus, welche den fränkischen Istävonen und den anglofriesischen Ingävonen entsprechen [1]). Bremer glaubt, dafs diesen herminonisch-suebischen Stämmen auch wenigstens eine sprachliche Eigenheit nachweisbar gemeinsam gewesen sei, die zweite hochdeutsche Lautverschiebung. Diese soll zwar erst im 5. Jahrhundert n. Chr. vollendet worden sein, aber schon im 1. Jahrhundert v. Chr., als die Langobarden noch an der Niederelbe safsen, begonnen haben. Die von Bremer für diese Meinung beigebrachten Beweise sind indessen nicht überzeugend. Es ist schwerlich anzunehmen, dafs die hochdeutsche Lautverschiebung sechs Jahrhunderte zu ihrer Durchführung gebraucht hat.

Das Kernvolk der Sueben, die Semnonen, verschwindet seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. aus der Geschichte. Es ist offenbar ausgewandert und nach Bremer in den Alemannen aufgegangen, die seit 213 n. Chr. in der Geschichte bekannt sind und aufser den Semnonen wohl auch kleinere suebische Stämme, die früher östlich von der Elbe wohnten, umfafsten. Daher der Kollektivname, den sie führen. An sie schlossen sich diejenigen Sueben an, welche vom Main an die Donau gezogen waren und von Pannonien und West-Ungarn im Jahre 357 nach dem Westen zurückkehrten und sich dauernd am Neckar niederliefsen. Mit diesen ihren Stammverwandten verschmolzen die Alemannen dann zu einem Gesamtstamm, dessen volkstümlicher Name Schwaben wurde.

Der Name der Hermunduren war zu Cäsars Zeit noch nicht gebräuchlich. Erst um Christi Geburt, als die Mainsueben das erst 50 Jahre vorher besetzte Land zwischen Werra und Main wieder verlassen und zur Donau abgezogen waren, konstituierten sich die nun von diesen getrennten, in der alten Heimat zwischen Werra und Elbe zurückgebliebenen als Hermunduren, von denen ein Zweig an der oberen Donau angesiedelt wurde. In der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts erscheint ihr Name zuletzt in der Geschichte. Dafür tauchen fast genau in denselben Wohnsitzen zu Anfang des 5. Jahrhunderts die Thüringer auf, die im 6. Jahrhundert nordwärts nach Ostfalen vordrangen, 531 aber den vereinigten Sachsen und Franken unterlagen. — Thüringer und Ostfranken haben gemeinsam Ostmitteldeutschland, d. i. das

[1]) S. 191 Z. 8 von unten kann ich nur verstehen, wenn ich statt „längeren" „kürzeren" einsetze.

Land zwischen Saale und Elbe, die Lausitz, Schlesien, Polen, Nordungarn, Böhmen, kolonisiert. In der nördlichen Ebene ist das thüringische Element das herrschende, wogegen am Erzgebirge und an den Sudeten mehr das ostfränkische hervortritt.

Die Markomannen endlich, suebische Grenzmänner, haben nach Bremers nicht unwahrscheinlicher Kombination unter Ariovist das Reich der Bojer gestürzt, nach Ariovists Niederlage dann am Main gewohnt, wo sie Drusus bekriegte. Marbod führte sie zwischen 9 und 2 v. Chr. nach Böhmen. Hier erhielt sich der Name der Markomannen bis zur Zeit Attilas. Als dann im 6. Jahrhundert n. Chr. das Volk über den Böhmerwald zog und die ehemalige Provinz Vindelicien besetzte, kam der neue Name „Baiern“ auf, d. i. Bai-haim-varii und mit Weglassung des zweiten Bestandteiles des Kompositums Baivarii. Nach dem Sturze der Avarenherrschaft überschritten die Baiern die Enns und kolonisierten das „Ostreich“. Zum Schlufs giebt Bremer noch über die Langobarden die nötigen Daten.

Der Gesamtwert des Buches ist ein hoher, schon deswegen, weil es die einzige moderne Darstellung des gesamten, so umfangreichen Stoffes in streng systematischer Form bietet. Niemand wird freilich bei einem derartigen Stoffe lauter unumstöfslich sichere Resultate erwarten. Wer unser grauestes Altertum zu entschleiern sich anschickt, der kann nicht ohne vielfache Hypothesen und nicht ohne gewagte Kombinationen durchkommen. Auch bei Bremer fehlt es nicht an solchen. Indessen ist jedem die volle Möglichkeit selbständiger Nachprüfung geboten. Denn bei jedem Abschnitt sind die Belegstellen der alten Schriftsteller und die neueren Schriften über den betreffenden Gegenstand sorgfältig angeführt, und Anmerkungen setzen den jeweiligen Stand der einzelnen Fragen auseinander. Diese Litteraturangaben sind eine wertvolle Beigabe. In demselben Jahre mit Bremers Ethnographie ist über den gleichen Gegenstand das kleine, bereits oben zitierte 80-Pfennigbüchlein von R. Much erschienen, welchem bei der Abfassung seiner Schrift das Bremersche Buch bereits vorlag. Much kann sich wegen des geringen ihm zur Verfügung stehenden Raumes und des populären Zweckes seines Büchleins natürlich nicht auf Detailuntersuchungen und Litteraturangaben einlassen. Er vermeidet auch alle genaueren chronologischen Bestimmungen, die ja — wie wir gesehen haben — auch oft von sehr zweifelhaftem Wert sind. Die Ergebnisse der prähistorischen Archäologie berücksichtigt er mehr als Bremer, der diesen gegenüber doch wohl etwas gar zu skeptisch ist. Much beurteilt auch das Verhältnis der Germanen zu den Kelten richtiger.

Dagegen hat Bremer über den Ursprung der Goten und Burgunder, welche Much S. 75 noch aus Skandinavien und Bornholm stammen läfst, wohl die richtigere Ansicht, besonders aber

hat er die von Much — wie es scheint — nicht recht anerkannte Besonderheit einer anglofriesischen Nation, zu der ursprünglich auch die Sachsen gehören, klar gelegt, ein Abschnitt, den ich zu den besten Partieen seines Buches rechnen möchte.

Was ich an Bremer noch anders wünsche, das wäre einmal der Stil, der häufig etwas Gewundenes, Undurchsichtiges hat, wobei ich die Schwierigkeit klarer und gefälliger Darlegung so verwickelter, wissenschaftlicher Probleme keineswegs verkenne; auch sind noch zu viel kleine Irrtümer, Druckfehler u. dgl. in dem Buche. Ferner ist das beigegebene Kartenmaterial zwar dankenswert, aber nicht ausreichend. Was hilft dem Besitzer der Sonderausgabe ein Hinweis auf Karten in anderen Bänden? Endlich — ein grofser Übelstand — es fehlt ein Register. Ohne ein solches hat aber ein Buch, wie das vorliegende einen weit geringeren Wert. Denn ein derartiges Buch mufs nicht nur zum Lesen, sondern auch zum Nachschlagen eingerichtet sein, wenn es seine Aufgabe ganz erfüllen will.

Was endlich den Wert des Buches für die höhere Schule betrifft, so kommt das Buch hauptsächlich dem Geschichtsunterricht und mehr noch der Interpretation des Tacitus, sowohl der Germania wie der Annalen und Historien, zu gute. Ein Lehrer, dem daran liegt, sich im Unterricht auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, wird es nicht wohl entbehren können.

Wernigerode. Friedrich Seiler.

Adolf Rademann, Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschlufs an Ciceros Rede pro Sulla. Glogau 1901, Carl Flemming. IV u. 56 S. 8. 1,20 *M*.

Rademann bietet 34 Übungsstücke im Anschlufs an die Sullana, die, wie er in der Vorrede sagt, zum festen Bestande des der Oberstufe zugewiesenen Lesestoffs gehört. Ob die Rede wirklich so oft gelesen wird, möchte Ref. bezweifeln; jedenfalls ist es als wünschenswert zu bezeichnen, dafs sie neben den Katilinarien und als Ergänzung zu denselben, wenigstens in den Hauptpartieen, dem Schüler nahe gebracht wird. Ref. hofft, dafs die vorliegenden, äufserst geschickt komponierten Exerzitien dazu beitragen werden, die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auch der Sullana mehr und mehr zuzuwenden.

Mit richtigem Takte hat R. einen zu engen Anschlufs an das Original vermieden; nirgends hat der Schüler nur eine mechanische Rückübersetzung zu leisten, vielmehr findet er reichlich Gelegenheit, seine Denkthätigkeit zu üben. Die Schwierigkeiten, deren Überwindung ihm zugemutet wird, dürften, namentlich im Hinblick auf die jetzt vermehrte Zahl der Lateinstunden, nicht zu erhebliche sein. Dabei ist reichliche Gelegenheit zur Einübung des hergebrachten grammatischen und stilistischen Pensums gegeben, und damit einer Hauptaufgabe des Unterrichts

in UII genügt. Keine wichtigere Regel ist unberücksichtigt geblieben, insbesondere hat die oratio obliqua mehrfach Verwendung gefunden. Dafs Verf. in den Exerzitien den gesamten grammatischen Übungsstoff in buntem Wechsel zur Anwendung bringt, ohne jedes einzelne Stück auf bestimmte Regeln zuzuschneiden, wird zu billigen sein.

Auf die Stilisierung des deutschen Textes hat Verf. besondere Sorgfalt verwendet; derselbe empfiehlt sich, wie anerkannt werden mufs, durch Abwesenheit eines übertriebenen color Latinus. Einzelne im Deutschen weniger übliche Wendungen, wie „Rechtfertigung seiner Dienstwilligkeit" (S. 3) und „die Wahl bewerkstelligen" (S. 40) können in der nächsten Auflage leicht beseitigt werden.

Der sich aus der Übersetzung der Übungsstücke ergebende lateinische Text ist durchweg einwandfrei, auch die zahlreichen Übersetzungshilfen halten sich von Barbarismen frei. Ref. möchte den Wunsch aussprechen, dafs diese Hülfen bei nächster Gelegenheit anhangsweise in lexikalischer Form erscheinen; es könnte im Text etwa durch Sterne auf sie verwiesen werden. Manche derselben dürften als überflüssig erscheinen (z. B. S. 22 fieri non potest quin, S. 6 parem esse alci, S. 33 propulsare), doch werden über derartige Einzelheiten die Meinungen ja stets verschieden sein. Ref. begleitet das Büchlein mit seinen besten Wünschen.

Charlottenburg. Max Koch.

Karl Biedermann, Deutsche Volks- und Kulturgeschichte, von der Urzeit bis zum Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Für Schule und Haus. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Wiesbaden 1901, J. F. Bergmann. XVI u. 268 S. 8. 7,50 ℳ.

Das Werk, das in den ersten drei Auflagen nur die Zeit bis 1871 umfafste, ist von dem greisen Verfasser noch kurz vor seinem Tode († 5. März 1901) bis 1900 fortgeführt worden, so dafs die Verstärkung des Heeres und der Kriegsflotte des neuen Reiches, die Errichtung von Kolonieen, die Anknüpfung näherer Beziehungen zu anderen Grofsmächten (Dreibund), der innere Ausbau (Verfassung und Gesetzgebung, besonders die Arbeitergesetzgebung), die kirchlichen und politischen Kämpfe (Kulturkampf, Centrum, Sozialdemokratie u. s. w.), endlich der zwiefache Wechsel auf dem Throne und der dreifache im Reichskanzleramte (Bismarcks Entlassung) mit behandelt sind.

Abgesehen von dieser Erweiterung weist die neue Auflage im Vergleich zu den früheren nur geringe Veränderungen auf, vorzugsweise in der Behandlung der Geschichte des 19. Jahrhunderts, wo z. B. die Darstellung der Zurückweisung der Kaiserkrone durch König Friedrich Wilhelm IV., die Berufung Bismarcks

ins Ministerium, sowie die Erörterung der Frage, wer die Verantwortung für den Krieg von 1870 trage, ergänzt und vertieft worden ist. Die den einzelnen Teilen des Werkes angefügten, höchst wertvollen Verzeichnisse „litterarischer Hilfsmittel" haben eine dankenswerte Vervollständigung erfahren.

Allen Fachgenossen sei das Buch aufs wärmste empfohlen. Immer mehr und sehr mit Recht wird von Seiten der Behörden ein Geschichtsunterricht gefordert, der — wie es in den neuen preufsischen Lehrplänen von 1901 heifst — den Schülern Anleitung giebt, dafs sie solche Erscheinungen des geistigen und wirtschaftlichen Lebens, die von wesentlichem Einflufs auf die Volksentwicklung gewesen sind, genügend würdigen lernen. Für eine solche Behandlung der deutschen Geschichte bietet das Buch von Biedermann das bahnbrechende Vorbild. Ist doch der Verfasser selbst der erste Vorkämpfer des Gedankens gewesen, dafs der vaterländische Geschichtsunterricht unserer höheren Schulen sich nicht auf die Darstellung der äufseren Politik und der Kriegsgeschichte beschränken, sondern daneben nicht minder die Schilderung des inneren Volks- und Kulturlebens als seine Aufgabe betrachten solle. Klar und knapp findet sich in dem Buche das Wichtigste aus der deutschen Verfassungs- und Rechtsgeschichte, aus der Geschichte deutschen Städte- und Bürgertums, deutscher Volkswirtschaft in Ackerbau, Handel und Gewerbe, über Erfindungen, häusliches und Familienleben, Kunst und Wissenschaft; und bei aller Kürze fehlt es doch auch nicht an reichlichem Einzelmaterial, wie es dem Lehrer zur Belebung kulturgeschichtlicher Schilderungen zu Gebote stehen mufs. Denn den Geschichtslehrern vor allen will der Verfasser zeigen, wie er sich eine den modernen Forderungen entsprechende Geschichtsbehandlung denkt. Von Seiten hervorragender Pädagogen und Schulmänner ist ihm und seiner Arbeit bereits reiche Anerkennung zu teil geworden. Und sollte auch mancher Fachgenosse sich nicht dazu verstehen wollen, den Schwerpunkt des Unterrichts so weit, wie der Verfasser will, auf das kulturgeschichtliche Gebiet zu verlegen, er wird dem Buche doch — in pädagogischer wie in stofflicher Beziehung — viel Anregung entnehmen. Auch Schülern oberer Klassen bietet der Verfasser in seinem Werke eine höchst empfehlenswerte Lektüre, und zur Aufnahme in Schülerbibliotheken, sowie auch als Prämiengabe für Primaner ist es sehr geeignet, wie denn auch alle älteren Freunde vaterländischer Geschichte darin eine erfreuliche Ergänzung finden werden zu dem, was sie dereinst auf der Schulbank von deutscher Geschichte gehört und gelernt haben.

Grofs-Lichterfelde. Fritz Stockmann.

Beiträge zur alten Geschichte. In Verbindung mit J. Beloch u. s. w. herausgegeben von C. F. Lehmann. Erster Band, Heft 2. Leipzig 1901, Dieterichsche Buchhandlung (Th. Weicher). 159 S. gr. 8. 3 Hefte bei Subskription 20 M; einzelne Hefte und Abhandlungen 80 ₰ per Bogen.

Das 2. Heft des I. Bandes (vgl. diese Zeitschr. 1901 S. 682 ff.) enthält folgende Beiträge:

I) F. K. Ginzel, Die astronomischen Kenntnisse der Babylonier und ihre kulturhistorische Bedeutung. II. Sonnen- und Mondlauf und Gang der Gestirne nach babylonischer Kenntnis und deren Einflufs auf die griechische Astronomie. Die Ergebnisse der an neuen Aufschlüssen reichen Abhandlung sind folgende. 1) Die astronomischen Beobachtungen, sowohl Winkelmessungen als Zeitbestimmungen, gehen bei den Babyloniern mindestens ins 7. Jahrh. v. Chr. zurück. Kontinuierliche Beobachtungsreihen, durch mehrere Monate oder Jahre laufend, existieren bis jetzt schon aus dem 3. und 4. Jahrhundert v. Chr. Die Winkelabstände sind teilweise bis auf 6, die Zeitangaben bis auf 40 Sekunden genau. 2) Die Beobachtungen betreffen Sonne, Mond, Planeten und Finsternisse, heliakische Auf- und Untergänge, Kehrpunkte, Konjunktionen und Oppositionen der Planeten, Abstände der Planeten von Sternen und dgl. 3) Die Längen der Arten der Mondmonate sind den Babyloniern mit einer der Hipparchschen Zeit gleichkommenden Genauigkeit bekannt. Den Sonnenlauf kennen sie hinreichend, die ungleiche Länge der Jahreszeiten ist ihnen bekannt; möglicherweise sind sie nicht ganz ohne Kenntnis einer rohen Präzession der Äquinoktien. 4) Die rechnerische Darstellung des Sonnen- und Mondlaufs und der Finsternisse ist mindestens im 3. Jahrhundert v. Chr. völlig systematisc hausgebildet. 5) Sie besitzen bestimmte Anweisungen für das astronomische Rechnen und ermitteln danach die wichtigsten Himmelserscheinungen ephemeridenartig für längere Zeiträume im voraus. Ihre Schulen lehren diese Vorausberechnungen nach voneinander verschiedenen Systemen. 6) Die babylonische Astronomie bildet die Grundlage für die Entdeckungen, die Hipparch und Ptolemäus in der Folge gemacht haben.

II) F. Hiller von Gärtringen, Die Götterkulte von Thera. Eine historische Skizze auf Grund der Ausgrabungen von 1896—1900. Der zu dieser Arbeit ganz besonders berufene Verfasser — er hat Thera 1895, 1896, 1899 und 1900 untersucht — giebt die Geschichte der Götterkulte, wie sie sich nach den bis jetzt bekannten Denkmälern und Urkunden darstellt. In der alten Zeit hatte der Einzelne grofse Freiheit bezüglich der Götterverehrung, die Fürsorge des Staates für den Kultus war gering. Von Priestern merkt man nichts; doch hatten die Könige priesterliche Ehrenämter, die auf ihre vermeintlichen oder wirklichen Nachkommen übergingen, den δαμιοργός und die erblichen,

lebenslänglichen Priester des Apollon Karneios. Für die älteren Kulte Theras liegt reiches und sicheres Material vor. Unter der Lagidenherrschaft (308—146 v. Chr.) kamen neue Götter auf: Isis und Sarapis, Anubis u. a., die göttlichen Ptolemäer natürlich ebenfalls. Daneben dauerten die alten Staatskulte fort; aufserdem hatte jedes Privathaus seine Götter. Aufser den Göttern genossen die Toten eine besonders sorgfältige Verehrung, und der Heroenkultus erhielt sich bis in die späte Kaiserzeit. Vielleicht schon am Ende des 1. Jahrh. n. Chr. trat ihm der christliche Glaube in der Form des Urchristentums entgegen. Der Kaiserkult schlofs sich in Art und Form an den der Ptolemäer an. Das Christentum nahm später von den heidnischen Kultstätten Besitz und erhielt sie dadurch zum Teil. Gar keine Spuren hinterliefs der Islam.

III) L. Holzapfel, Die 3 ältesten römischen Tribus, gelangt zu dem Ergebnis, dafs die alten 3 Tribus nicht auf einem Synökismus, sondern auf einer willkürlichen Einteilung beruhten, für die der etruskische Ritus mafsgebend war. Diese 3 Tribus und die 30 Kurien umfafsten von Anfang an auch die Plebejer, während die Patrizier nur einen ganz geringen Teil der gesamten Bürgerschaft ausmachten. Auch die aus den 3 alten Tribus gebildeten Rittercenturien waren von Haus aus patrizisch-plebejisch.

IV. C. F. Lehmann, Die historische Semiramis und Herodot, sucht nachzuweisen, dafs die historische Sammuramat die Gemahlin des assyrischen Königs Adadnirari III war, der eine Vereinigung Babyloniens mit Assyrien auf mildem Wege herbeizuführen suchte, indem er den Kult des Nebo einführte und dadurch die Möglichkeit schuf, das babylonische Königtum auf assyrischem Boden in giltiger Weise zu erwerben. Seine Gemahlin hatte zu der Förderung und Ausbreitung des Nebo-Kultes entscheidend beigetragen. Aus dieser historischen Semiramis entwickelte sich die Sagengestalt, die bei den Medern entstand; sie wurde litterarisch von Ktesias ausgestaltet. Die Untersuchung verwertet mit grofsem Scharfsinn alle Spuren. Einen Angriffspunkt dürfte indessen die staatsrechtliche Gleichwertung von Nebo und Marduk bilden für die Ceremonie des Händeergreifens, zu der die Überlieferung jedenfalls nicht berechtigt. Nebo hat weder früher noch später wieder eine solche Bedeutung gehabt.

V. J. Beloch, Zur Geschichte des pyrrhischen Krieges. Der Text des Bundesvertrages zwischen Rom und Karthago gegen Pyrrhos (278 v. Chr.) wird folgendermafsen rekonstruiert:

§ 1. *ἐὰν συμμαχίαν ποιῶνται πρὸς Πύρρον ἔγγραπτον, ποιείσθωσαν ἀμφότεροι.*

§ 2. *ἐὰν δ' ἐξῇ βοηθεῖν ἀλλήλοις ἐν τῇ τῶν πολεμουμένων χώρᾳ, ὁπότεροι ἂν χρείαν ἔχωσι τῆς βοηθείας, τὰ πλοῖα*

παρεχέτωσαν Καρχηδόνιοι, καὶ εἰς τὴν ὁδὸν καὶ εἰς τὴν ἔφοδον, τὰ δ' ὀψώνια τοῖς αὐτῶν ἑκάτεροι.

§ 3. *Καρχηδόνιοι δὲ καὶ κατὰ θάλατταν Ῥωμαίοις βοηθείτωσαν, ἂν χρεία ᾖ. τά δὲ πληρώματα μηδεὶς ἀναγκαζέτω ἐκβαίνειν ἀκουσίως.*

Im zweiten Vertrage steht *καὶ Καρχηδονίων καὶ Τυρίων καὶ Ἰτυκαίων. Τυρίων* ist nicht mit O. Hirschfeld in *Κυρίων* zu ändern, sondern in dem Vertrage zwischen Hannibal und König Philipp (Polyb. VII 9, 5) *κύριοι* in *Τύριοι*. Entweder bezeichneten sich die Karthager offiziell als *Τύριοι Καρχηδόνιοι* (Tyrier aus der Neustadt), oder Karthago schlofs die Mutterstadt in seine Verträge ein.

Bei Diodor XXII 7, 5 handelte es sich nicht um einen Angriff auf Rhegion, sondern um ein Unternehmen gegen eine Stadt (Lokroi, Hipponion?) von Rhegion aus, in der Pyrrhos' Schiffsbauholz für den Übergang nach Sizilien aufgehäuft war. Die Schlacht bei Kos (Plut. v. Selbstlob 15 S. 545) ist in die Zeit von 258—256 zu setzen.

VI. M. Rostowzew, Der Ursprung des Kolonats. Als Hauptmerkmal des Kolonats gilt längst die Gebundenheit des Kleinpächters an die Scholle, die sich zuerst als Usus in den kaiserlichen Domänen herausbildete und dann auch rechtlich fixiert wurde. Seit Schultens Arbeit über die römischen Grundherrschaften (1896) kam noch als weiteres Merkmal hinzu der enge Zusammenhang des an die Scholle gebundenen Kleinpächters mit dem technischen Begriff des exterritorialen saltus. Der Kolonat hat sich fast ausschliefslich auf den eximierten Territorien des saltus entwickelt.

Bis vor kurzem galten die Gebundenheit an die Scholle und die Exterritorialität als echt römische Einrichtungen. Der Verf. erweist aus Akten aus der Regierung Antiochos II, dafs beide Einrichtungen in dem Seleukidenreich in Kleinasien bereits entwickelt waren und von dorther übernommen sind. Die hellenistischen Reiche hatten sie aus dem Perserreiche übernommen, aber nicht weiter entwickelt. Die Kaiser knüpften direkt an den Hellenismus an, zunächst in den nicht städtisch organisierten Provinzen. Auch nach dieser Darlegung bleiben doch noch manche Zweifel über den Kolonat, da die Kaiser des 1. und teilweise des 2. Jahrhunderts meist den Kleinbesitz zu heben suchten.

VII. F. Münzer, Die Entstehung der Historien des Tacitus. Der Beginn der Historien mit dem 1. Juni 69 n. Chr. wird gegen Wölfflin und Seeck aus dem Einflufs des annalistischen Prinzips überhaupt und aus dem speziellen Vorgange des Sallust erklärt. Aber er hatte auch gute innere Gründe und bot dem Geschichtsschreiber grofse Vorteile, dazu empfahl sich dieser Anfang aus künstlerischen Rücksichten: Rom bildete den Hintergrund für den Beginn der Handlung; dahin war, als auf den wichtigsten Schau-

platz, die Handlung stets wieder zu konzentrieren. Endlich wollte der Geschichtschreiber nicht zugestehen, dafs „die Regierungswechsel der Kaiser die tiefen und für die Gliederung des Stoffes allein mafsgebenden Einschnitte in der Geschichtsdarstellung bildeten“. Er wollte geradezu protestieren „gegen die höfische Auffassung der Geschichte des römischen Volkes und der Geschichte der römischen Kaiser“. Diese Vermutungen sind fein und geistreich, aber entspringen doch wohl eher der Denkweise des 20. Jahrhunderts als der des Tacitus.

Die Frage der Veröffentlichung einzelner Teile der Historien ist sehr umstritten. Der Verf. vermutet, dafs die Bücher, in denen sich häufigere Rückverweisungen auf frühere finden, enger verbunden waren und zusammen herausgegeben worden sind. Freilich verhehlt er sich selbst nicht, dafs dieses Argument bei den Annalen versagt. Doch will er dies durch das Reifen der historiographischen Pläne, der Technik, des Stiles erklären. Da er selbst fürchtet, der Beweisgrund könne zu schwach befunden werden, so will er ihn nach der negativen Seite ergänzen. Zwischen gewissen Büchern ist äufserlich eine engere Verbindung hergestellt, die bei anderen fehlt, ja es zeigen sich hier sogar Lücken. Danach ergiebt sich, dafs die beiden ersten Bücher gesondert und einige Zeit vor den übrigen erhaltenen erschienen sind. Der Grund dafür war, dafs Tacitus erst den Erfolg seiner neuen Bearbeitung eines schon öfter bearbeiteten Stoffes abwarten wollte.

Zwischen dem Leben Agricolas und der Publikation des ersten Teiles der Historien mag ein halbes Dutzend Jahre liegen; diese selbst erschienen in den Jahren nach 104 allmählich. Da Tacitus und Plinius zwischen 112 und 114 Statthalter von Asien bezw. Bithynien waren, so ist damit der äufserste Termin für die Pliniusbriefe über die historischen Arbeiten des Tacitus und für den Abschlufs der Historien gegeben. Auch nach dieser fleifsigen Untersuchung sind wir an sicherer Kenntnis der Frage kaum reicher.

VIII. E. Kornemann, Die Zahl der gallischen civitates in der römischen Kaiserzeit. Auf der Altarinschrift von Lyon vom 1. Aug. 12 n. Chr. sind 60 gallische civitates genannt. Über die Namen dieser 60 civitates besteht grofse Meinungsverschiedenheit; man kann sie allein mit Hilfe solcher Listen feststellen, die auf die augusteische Zeit zurückgehen, d. h. des Strabo selbst, der geographischen Abteilung der Notae Tironianae und aus Plinius. In den Zahlenangaben decken sich Strabo und Plinius, nicht aber in der Liste, die bemerkenswerte Unterschiede zeigt. Hier lagen Strabo eine ältere, auch von Plinius benutzte, und eine jüngere Redaktion vor; die ältere ist die Reichsstatistik, die bald nach den Jahren 16—13 aufgestellt wurde, die jüngere, auch noch unter Augustus gefertigte, ist etwas verändert durch inzwischen vorgegangene politisch-recht-

liche Veränderungen. Aus diesen beiden Quellen ergaben sich für das keltische Aquitanien 14, für das iberische 1 = 15, für Lugdunensis 26 civitates, für beide Provinzen also 41. Für Belgica bleiben noch 19 Gemeinden; 14 davon lassen sich aus Strabo, Plinius und den Notae Tironianae feststellen, die sicher augustischen Ursprungs sind; ferner lassen sich noch teils bei Plinius und Strabo, teils bei Plinius und in den N. T. drei feststellen = 17. Die 18. (Silvanectes) hat Plinius allein, die 19. bildeten nach Kornemanns Vermutung die Germaniae gentes auf dem linken Rheinufer, ein Ganzes wie die Aquitani. Der ubische Altar ist erst nach dem zu Lyon für das rechtsrheinische Germanien errichtet.

Die Entwicklung ging nun so weiter, dafs die Aquitani in einzelne civitates zerlegt wurden, noch unter Augustus, bei dessen Tode es schon 62 gab. Tacitus zählt im J. 21 n. Chr. 64 civitates; diese Angabe wird richtig sein; vermutlich sind weitere aquitanische civitates gebildet worden. Es hatten also zu dieser Zeit Aquitanien 14 keltische, 5 iberische, im ganzen 19 civitates, Lugdunensis 26, Belgica 19 = 64.

Die gleiche Gesamtzahl besteht auch noch am Ende des 1. und am Anfang des 2. Jahrh., zur Zeit der Aufstellung der Liste des Ptolemäus, nur sind infolge kleiner Veränderungen die Teilzahlen andere. Aquitanien hat jetzt 12 keltische, 5 iberische, insgesamt 17, Lugdunensis 25, Belgica 17, die beiden Germaniae 5 = 22 civitates. Im Laufe des 2. Jahrh. wurden diese Zahlen in Aquitanien und Belgica stark vergröfsert; in jener Provinz sind 21, in dieser im Anfang des 3. Jahrh. mindestens 29 civitates.

Seit der Mitte des 3. Jahrh. geht die Zahl zurück (infolge Aufgebens des rechtsrheinischen Gebietes). In der Notitia Galliarum (um 400) giebt es zwar noch 78 civitates, doch nur noch infolge von Teilung bisheriger ungeteilter und Mitzählung der Kolonieen.

Die Frage, ob in Lyon stets die 60 civitates vertreten waren, liegt nicht ganz klar; wahrscheinlich hat Septimius Severus 60 civitates rein keltischer Abkunft dort versammelt, die sich bis in den Anfang des 5. Jahrh. erhielten.

Auch das zweite Heft erfüllt die Erwartungen, die bei der Anzeige des ersten ausgesprochen wurden.

Leipzig. Herman Schiller.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Ein sächsischer Schulmann.

Die Selbständigkeit, die im neuen Reiche der Entwickelung des Schulwesens verblieben ist, erlaubt auch trotz aller bindenden Vorschriften die Entwickelung jeglicher Eigenart unter den Lehrern. So hat das Schulland Sachsen vor kurzem in dem Rektor des König Albert-Gymnasiums zu Leipzig eine solche eigenartige Persönlichkeit verloren, die weit über die grünweifsen Grenzpfähle hinaus ihre Bedeutung hatte. Freilich was Richard Richter der Schule gewesen ist, das ist nur seinem Heimatlande zu gute gekommen, was er aber als Professor der praktischen Pädagogik an der Universität Leipzig und als Herausgeber der Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik oder, wie sie jetzt heifsen, der Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur geleistet hat, das ist in allen deutschen Staaten für seine Hörer, Leser und Mitarbeiter von nachhaltiger Bedeutung gewesen. An diesen trefflichen Schulmann, den am 27. Mai 1901 mitten aus einer reichgesegneten Thätigkeit der Tod plötzlich abberufen hat, erinnern die Reden und Aufsätze[1]), die ein pietätsvoller Sohn gesammelt und herausgegeben hat, Reden, die durchweg persönlich nicht nur von der Eigenart Richters, sondern auch von seinem Leben uns Kunde geben. Mehr als andere Schulreden bieten die Richters, zumeist bei Abiturientenentlassungen und Schulandachten gehalten, ein Stück Leben des Redners. Zunächst nicht für den Druck bestimmt, wirken sie auch nach dem Heimgange des Sprechers, 'wie das Wort Leben gewesen, wenn er es sprach in schlichtem, kräftigem und klarem Vortrage, wie es überzeugend wirkte, weil man den ganzen Mann mit einem warmen und ehrlichen Herzen dahinter stehen sah' (S. V).

Doch zunächst zu dem Manne. Geboren 1839 im Pfarrhause zu Skassa bei Grofsenhain, ward R. 1852 Alumnus der Fürstenschule zu Meifsen (S. 110) und bezog Michaelis 1858 die Universität Leipzig. „Um Mifsverständnissen vorzubeugen, sagt R. (S. 134), als er nach 40 Jahren an demselben Tage

[1]) Reden und Aufsätze von Richard Richter. Mit einem Bildnis in Heliogravüre. Leipzig 1902, B. G. Teubner. VIII u. 247 S. 8. 6 *M*.

seine Schüler in die Ferien entläfst, und um meinen Kredit bei euch nicht zu gefährden, will ich ausdrücklich bemerken: ich bin zu Michaelis abgegangen, doch nicht weil ich Ostern vorher durchgefallen wäre, sondern weil in jener Zeit regelmäfsig sowohl zu Michaelis als auch zu Ostern Aufnahme und Reifeprüfung stattfand. Da ich nun Michaelis 1852, damals gerade das 13. Lebensjahr, das Normaljahr der Rezeption für die Fürstenschule, erfüllend in die Klasse aufgenommen worden war, die jetzt Untertertia heifst, bin ich sexennio rite peracto Michaelis 1858 abgegangen". Unter Nitzsch, Westermann, Klotz und Zarncke widmete sich R. der Philologie. „Als ich in Leipzig studierte (heifst es S. 97), war die bedauerliche Zeit der tiefsten Ebbe — 786 Studenten im Wintersemester 1852/3 — schon vorüber. Wir waren im Aufsteigen; 1859 im Jubeljahre der Universität bewegten wir uns um 900 Mann". Nach bestandener Staatsprüfung war R. kurze Zeit Probandus und Vikar an der Nikolaischule zu Leipzig „in dem engen, finstern Geniste der alten Nikolaischule, dem Erbstücke des 16. Jahrhunderts" (S. 79), wurde 1863 Oberlehrer am Gymnasium in Plauen i. V., 1866 am Gymnasium in Zwickau, 1874 Konrektor und Professor am Kgl. Gymnasium in Dresden-Neustadt und 1880 Rektor des Kgl. Gymnasiums zu Leipzig, daneben seit 1887 ao. Professor, zuletzt Prof. ord. hon. und Direktor des praktisch-pädagogischen Seminars an der Universität.

Aus den Meisterjahren, wie der Sohn mit Recht die Leipziger Jahre bezeichnet, tritt uns 'der feste Glaube an den bleibenden Bildungswert der altklassischen Studien' auf jeder Seite seiner Reden und Aufsätze entgegen. Von Richters wissenschaftlicher Tüchtigkeit legen die bei Weidmann erschienene Neubearbeitung der Fabeln des Phädrus von Raschig, die bei Velhagen und Klasing erschienenen Uhlandtexte, insbesondere auch seine Catulliana vollgültiges Zeugnis ab, von seinem pädagogischen Berufe berichtet jede Zeile seiner Reden und Aufsätze. Mit sicherem Blicke greift R. aus seinem Leben und seinem reichen Wissen die Themata zu seinen Schulreden und seinen Schulandachten heraus. Schon dafs R. die Abiturienten noch als Schüler, nicht als junge Herren anredet und dabei den echten Ton des väterlichen Freundes findet, dem seine Schüler nicht Nummern, sondern Menschenseelen sind, über die er einst einem Höheren Rechenschaft abzulegen hat, zeigt die tiefe Erfassung seines schweren Berufes. Mag er da nun am 22. März 1882 bei der Entlassung der ersten Abiturienten des wenige Jahre zuvor neugegründeten Gymnasiums in Erinnerung daran, dafs Kaiser Wilhelms 85. Geburtstag und Goethes 50. Todestag zusammenfallen, seinen Schülern zurufen: „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling" oder mag er 1898 an Plutarchs Schrift über die Kunst des Hörens, mag er 1899 an den ersten Satz in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen („Als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichts verliefs ich Ostern 1852 die Schule als Pantheist und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, dafs die Republik die vernünftigste Staatsform sei"), mag er 1901 an die Wolken des Aristophanes sich anschliefsen, — überall finden sich tiefe Gedanken, schlagende Parallelen, scharfe Bilder, ernste Mahnungen.

Wie freudig erkennt R. (S. 60) an, dafs von den 39 Oberprimanern des Jahrgangs 1900 keiner bei der Prüfung abgefallen ist. „Freilich das Beste läfst sich nicht zensieren und numerieren, das ist die sittliche Kraft, Klarheit und Reife, die den Mann im Leben erst durchsetzt. Aber als ein

freundlich verheifsendes Anzeichen dafür, dafs es auch in dieser wichtigsten Beziehung bei unseren Abiturienten inwendig nicht schlecht bestellt sein mag, wollen wir die Thatsache ansehen, dafs ihre Gesamthaltung in der Schule durchaus befriedigend und erfreulich gewesen ist". „Nun wäre es bequem für mich, heifst es S. 71 in der Entlassungsrede über die Wolken des Aristophanes, „aus dieser Partie einige väterliche Ermahnungen unmittelbar zu entnehmen, so die, dafs es zur guten Sitte gehört, regelmäfsig die Kollegien zu besuchen, auch wenn es, um mit Aristophanes zu reden, Gerstengraupen schneit, oder dafs man einen Kreis junger Leute auch schätzen kann nach den Liedern, die sie zu singen lieben, oder dafs es ein Mafsstab für den Sittenzustand eines Zeitalters ist, wie sich die Jugend gegen das Alter verhält, ob ehrerbietig und bescheiden oder vorlaut und keck absprechend, oder endlich die ausdrückliche, noch immer nicht veraltete Warnung:

μηδ' εἰς ὀρχηστρίδος εἰσᾴττειν, ἵνα μὴ πρὸς ταῦτα κεχηνὼς
μήλῳ βληθεὶς ὑπὸ πορνιδίου τῆς εὐκλείας ἀποθραυσθῇς.

Aber wir wollen uns nicht in Einzelheiten verlieren; die Summe ist: das Problem der zwischen Intelligenz und Moral herzustellende Harmonie wird auch euch, m. l. A., praktisch viel beschäftigen an eurer eigenen Person. Die moderne Intelligenz sagt: Nur vom Nutzen wird die Welt regiert. Sie rät: Bringe dich vorwärts; gebrauche die Ellenbogen im Gedränge der Konkurrenz, mache Karriere, mache Geld! Rem facias, rem; si possis, recte, si non, quocumque modo, rem. Die Moral erhebt Einwände dagegen, hoffentlicht nicht zu schüchtern und zu leise flüsternd, sie spricht von idealen Gütern, von Nächstenliebe, von Christenpflichten, von Gewissensruhe und Seelenfrieden; sie sagt: Edel sei der Mensch, hülfreich und gut, denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen. Wohl dem, der das Herz ganz zurückbringt aus diesem Wettstreite". Es sind dies Gedanken und Worte, die frei gesprochen, denn R. hielt von dem beliebten Vorlesen der Schulreden nichts, tiefen Eindruck machen mufsten, aber in ähnlicher Weise wohl auch anderwärts geäufsert sind.

Von besonderer Eigenart jedoch sind die Schulandachten, mit denen der Unterricht begonnen oder geschlossen worden ist. Gehen die Schüler in die Sommerferien, da ruft ihnen R. mit Martin Opitz zu: „Es ist Zeit hinauszuschauen!", erinnert sie am 15. Juli 1895, wie so gar anders der Schulschlufs 25 Jahre zuvor gewesen ist, und berichtet von dem Ausmarsche der Truppen, erzählt bei Beginn der Pfingstferien von den ersten Pfingstreisenden der Weltgeschichte, weist sie zu Neujahr 1901 auf ein Wort Bismarcks hin: „Ich bin Gottes Soldat" (S. 148) und schildert zu Weihnachten 1892 in herzerfrischender Weise, wie vor 40 Jahren des Redners erste Heimkehr in die Ferien als Fürstenschüler sich gestaltet hat, — Schulandachten, wie sie in solcher Weise gehalten den grofsen Segen gemeinsamer Erhebung vor und nach gemeinsamer Arbeit auch denen gegenüber belegen, die da meinen, es sei zeitgemäfs, nur dem Religionslehrer diese Thätigkeit zu überlassen.

Von anderen Schulreden benutzte R. eine Sedanrede, um über Forderungen und Wünsche für eine nationale und neuzeitliche Gestaltung des Gymnasiums seine Ansichten darzulegen, und die am 70. Geburtstage des Landesherrn, um über Sachsen als Gymnasialstaat zu sprechen. Hier tritt uns der

Gymnasialpädagog entgegen, der bis in die kleinsten Beziehungen Erfolge und Mifserfolge, Forderungen und Hemmnisse aufzudecken suchte. „Mehr Luxus (S. 81) den Söhnen gestatten in Büchern, weniger in Handschuhen, Spazierstöcken und Theaterbilletten". R. vertritt (S. 86) den Standpunkt, dafs in dem, was die Schule betrifft, „die Pflege eines hartnäckigen Partikularismus zur nationalen Tugend wird. Der Erziehung, auch unserer öffentlichen Erziehung, müssen die Rechte einer freien Kunst vorsichtig gewahrt werden, die Freiheit in der Wahl der Lehrmittel und Lehrweisen, die Möglichkeit, dafs die persönliche Eigenart des Lehrers sich geltend macht, und zwar um so mehr, je höher der Unterricht sich über das Elementare erhebt". Daher die scharfe Verurteilung der Abschlufsprüfung, daher die Anerkennung der 'Realschule', der „verdienstlichen Wohlthäterin (S. 99) auch des Gymnasiums, die uns der unlösbaren Aufgabe entledigt hat, mehr als 7000 bildungsbedürftigen Knaben eine leidlich abgeschlossene mittlere, hauptsächlich auf die nächsten Bedürfnisse des praktischen Lebens berechnete Schulbildung beiläufig mitzugewähren". Daher „die wohlüberlegte (S. 103) Zurückhaltung gegenüber den militärischen Interessen, die sehr tief in unseren Bereich, auch störend und beschwerlich, eingedrungen sind. Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, dafs der deutsche Fürst, der nach glänzenden militärischen Erfolgen fast unmittelbar aus dem Feldlager auf den Thron übergegangen ist, eben unser König, nie die Neigung verraten hat, das Ideal der Offizierserziehung zum allgemeinen Ideal der höheren Schulerziehung zu machen".

Dabei wird auch gelegentlich manche Neuerung anderer Art verworfen. So fordert R. für den Religionsunterricht „Theologen, nicht mehr oder weniger religionswissenschaftlich gebildete Laien. Wenn so der Religionsunterricht versorgt wird durch Männer, die nicht nur gründlich und vielseitig dafür geschult sind, sondern denen es auch ganze Lebensaufgabe und volle Herzenssache ist, im Christentume zu unterweisen und zu befestigen, die das auch als ihre Sonderaufgabe und heilige Pflicht im Lehrerkollegium vertreten, so dürfte dadurch ein gesundes, religiöses Leben in der Schule besser gewährleistet sein als durch die andere Einrichtung, die uns von aufsen zugebracht worden ist, dafs jeder Kandidat des höheren Lehramts ohne Unterschied des Studiums und der gewählten Lehrfächer ein kleines, beiläufiges Religionsexamen mitzubestehen hat, eine Einrichtung, deren Tage hoffentlich gezählt sind".

Nicht minder ungern vermifst R. die öffentlichen Schulprüfungen, die sich gerade die Eltern (S. 201) nicht nehmen lassen sollten. „Es ist bei diesen Prüfungen das einzige Mal im Jahre, wo sie eine wirkliche Probe von dem Frage- und Antwortspiel der Schule und von Mafs und Art der dort erzeugten Gelehrsamkeit erhalten, wo sie ihre Erziehungsgenossen, die Lehrer, bei der Arbeit und in ihrer Wirksamkeit sehen, wo sie den Sohn in Reihe und Glied finden, in dem Wettbewerbe, der ihm mehr zu schaffen macht als die Unterrichtsstoffe an sich und die Forderungen der Lehrer". Und wie R. hier theoretisch für diese Form des Zusammenhangs von Schule und Haus eintritt — lieber sähe er die Eltern gelegentlich den Unterricht selbst aufsuchen (S. 201) —, so ist er auch immer praktisch für eine eigenartige Gestaltung der öffentlichen Schulprüfung eingetreten. Wer ihn etwa als Ordinarius der Obersekunda seine Schüler im Vergil prüfen hörte, dem

mufste die Überzeugung werden, dafs bei solchem Unterrichte und solcher Anregung Schüler und Schule gut aufgehoben waren.

Der dritte Teil bietet Reden und Aufsätze für ein gröfseres Publikum. Manche sind vor Jahren im „Daheim" mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden: „Die Gymnasiastenmutter" und der köstlichste aller dieser Aufsätze: „Setzen Sie sich — aus Ihnen wird nichts", Aufsätze, die mit attischem Salze bereitet in ebenso ernster wie humorvoller Weise praktische Pädagogik treiben, wie sie von Neueren nur Jäger und Kruse in ihren Aufsätzen zu bieten vermögen. Wenn auch nicht jeder Schüler, dem ein Lehrer erregt zuruft: „Setzen Sie sich — aus Ihnen wird nichts" als Landgerichtspräsident stirbt, wie der Schüler, von dem uns R. erzählt, die Erfahrung macht jeder Lehrer, dafs Prophezeihen etwas Bedenkliches ist und recht oft ein Schüler durch seine spätere Lebensentwickelung in Erstaunen setzt, dem seine Lehrer und vielleicht auch seine Mitschüler nicht viel zutrauten. Für den leistungsfähigen Schüler eine ernste Mahnung zur Bescheidenheit, für den, der sich langsamer entwickelt, ein Hoffnungsstrahl, — für den Lehrer? — — Ein recht ernstes, lebenswahres Bild entwirft R. auch in demselben Aufsatze von den Besuchen bei Lehrern. Es ist ja nicht zu leugnen, dafs diesem Verkehre mit den Angehörigen nicht von allen Seiten die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet wird: R. lehrt in anschaulichster Weise den Nutzen, wenn Eltern beim Lehrer und Lehrer bei den Eltern gelegentlich persönlich vorsprechen, um Mifsverständnisse auszugleichen, um über die Eigentümlichkeiten unserer Gymnasiasten sich zu verständigen. Gerade das von R. vertretene Verfahren zeigt, wie ihm das Wohl seiner Schüler am Herzen lag, wie er dem einzelnen Schüler nachging, und so erklären sich die Erfolge, die der treffliche Schulmann in allen Stellungen erringen durfte. Was der Vikar versprochen, das hat der Rektor und Professor gehalten; ihm gilt vor anderen die Klage eines seiner Lieblingsdichter:

Multis ille bonis flebilis occidit!

Neuhaldensleben. Th. Sorgenfrey.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. M. Henschke, Zum Gedächtnis der Kaiserin Friedrich. Rede. Leipzig 1902, Dürr'sche Buchhandlung. 24 S. 0,50 M.

2. Ratgeber zur Einführung der erziehlichen Knabenhandarbeit. Herausgegeben vom Deutschen Verein für Knabenhandarbeit. Leipzig 1902, Frankenstein & Wagner. 120 S. kl. 8.

3. F. J. Koch, Hilfs- und Lesebuch zum apologetischen Unterricht in der Oberklasse der humanistischen Gymnasien zunächst in Bayern. Im Anschluſs an das oberhirtlich vorgeschriebene „Lehrbuch der katholischen Religion für die oberen Klassen der Gymnasien" bearbeitet. München o. J., R. Oldenbourg. VIII u. 76 S. 0,65 M.

4. E. Müller, Der echte Hiob. Hannover 1902, F. Rehtmeyer. 40 S. gr. 8. 1,50 M.

5. Kudrun, herausgegeben und erklärt von E. Martin. Zweite Auflage. Halle a. S. 1902, Buchhandlung des Waisenhauses. LX u. 372 S. gr. 8. 7 M. (Germanische Handbibliothek, begründet von J. Zacher, Band II.)

6. A. Otto, Bilder aus der neueren Litteratur für die deutsche Lehrerwelt. Heft IV: W. H. Riehl. Minden in Westfalen o. J., C. Marowsky. 72 S. gr. 8. 1,20 M.

7. E. Beyer, Sokrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig 1902, Alfred Hahn. 168 S. 2 M, geb. 2,80 M.

8. G. Schneider, Schüler-Kommentar zu Platons Euthyphron. Leipzig 1902, G. Freytag. IV u. 40 S. kl. 8. 0,50 M.

9. N. Welter, Theodor Aubanel, ein provenzalischer Sänger der Schönheit. Mit Aubanels Bildnis. Marburg 1902, N. G. Elwert. IV u. 221 S. 3 M, geb. 4 M.

10. K. D. Bülbring, Altenglisches Elementarbuch. Teil I: Lautlehre. Heidelberg 1902, C. Winters Universitätsbuchhandlung. XVIII u. 260 S. 4,80 M, geb. 5,60 M.

11. F. W. Putzgers Historischer Schul-Atlas zur alten, mittleren und neuen Geschichte. In 234 Haupt- und Nebenkarten bearbeitet und herausgegeben von A. Baldamus und E. Schwabe. Fünfundzwanzigste Auflage. Bielefeld und Leipzig 1901, Velhagen & Klasing. 2,30 M, kart. 2,80 M, in Leinen geb. 3 M.

12. K. T. Fischer, Der naturwissenschaftliche Unterricht in England, insbesondere in Physik und Chemie. Mit einer Übersicht der englischen Unterrichtslitteratur zur Physik und Chemie und 18 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. Leipzig und Berlin 1901, B. G. Teubner. VIII u. 94 S. Lex.-8. geb. 3,60 M.

13. K. Schmidt, Hilfsbuch für den Unterricht im Gesange auf den höheren Schulen. Leipzig 1902, Breitkopf & Härtel. VIII u. 191 S. gr. 8. 2,50 M.

14. P. Frank, Kleines Tonkünstlerlexikon. Enthaltend kurze Biographieen der Tonkünstler früherer und neuerer Zeit. Für Musiker und Freunde der Tonkunst. Zehnte Auflage. Leipzig 1902, Carl Merseburger. IV u. 404 S. 12. 1,60 M, geb. 2 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Auch ein Hilfsmittel für den Unterricht.

Wenn im Kreise von Fachgenossen über die zweckmäfsigsten Hilfsmittel für die schulmäfsige Interpretation des Sallustschen Bellum Iugurthinum die Rede war[1]), ist es nicht selten mit leisem Kopfschütteln aufgenommen worden, dafs ich den Guide Joanne für Nordafrika oder ein verwandtes Reisehandbuch mit in erster Linie empfahl. Ein „Bädeker" als Hilfsmittel für den Unterricht! Es giebt doch noch manchen unter unseren Berufsgenossen, dem das etwas sonderbar klingt, und dafs mehr als eine Rechnungsrevisionsbehörde es zum Gegenstand einer Nachfrage machen würde, wenn ein Bädeker auf der Anschaffungsliste einer Handbibliothek für den Lehrer der höheren Schulen erscheint, ist mir durchaus wahrscheinlich.

Die Zahl der Vertreter einer anderen Anschauung ist freilich gewifs sehr stark im Zunehmen begriffen; von wissenschaftlichen Fortbildungs- und Studienreisen, wie sie jüngst wieder F. Seiler in seinem Buch über den Oberlehrerberuf so sehr mit Recht betont hat, bringen zahlreiche Oberlehrer das Reisehandbuch voll von Dank für die daraus gewonnene Belehrung und mit der Überzeugung, auch weiter aus derselben Quelle Belehrung schöpfen zu können, in die Heimat und in ihr Berufsleben zurück; der Bädeker von Griechenland, das treffliche Werk des unvergefslichen Lolling, erscheint neben den Gsell-Fellsschen Büchern über Italien als gern benutztes Hilfsmittel in der Hand des Altphilologen, und der Vertreter der neueren Philologie, die die Realien des engli-

---

[1]) Näheres über die Frage hoffe ich demnächst in ausführlicher Darlegung bringen zu können. Hoffentlich erwirbt sich einer der zahlreichen vortrefflichen Arbeiter auf dem Gebiete der algerischen und tunesischen Provinzialarchäologie, deren sich Frankreich rühmen kann, einmal das Verdienst, einen eingehenden wissenschaftlichen Kommentar zum Bellum Iugurthinum zu schreiben; ein solcher scheint mir ein dringendes Erfordernis zu sein.

schen und französischen Lebens heutzutage in sehr berechtigter Weise betont, hält es auch seinerseits für naturgemäfs und zweckmäfsig, bei der Wiederauffrischung wie bei der Erweiterung der gewonnenen Eindrücke den Führer zu Grunde zu legen, an dessen Hand er die für ihn so unerläfsliche eigene Anschauung des fremden Landes sich erworben hat.

Und von den glücklichen Autopten aus hat sich die Wertschätzung und fleifsige Benutzung des Reisehandbuchs als Hilfsmittel beim Unterricht auch bei denen verbreitet, die die fremden Lande noch nicht mit Augen geschaut haben, aber doch im Geiste mit ihnen vertraut sein müssen. Man kann sich dieser Entwicklung nur aufrichtig freuen; denn ganz ohne Zweifel geht von dieser Quelle der Belehrung für jeden Lehrer eine Masse von Anregung aus,* es wird eine Belebung des Unterrichts ermöglicht, die sich für die altsprachlichen Fächer besonders in der vielseitigen Anknüpfung der Vorgänge des Altertums an die Zustände der Jetztzeit äufsern und eine im verständigen Sinne des Wortes realistische Auffassung des antiken Lebens fördern wird.

Eine willkommene Neuerscheinung unserer deutschen Reisebücherlitteratur hat mir den Anlafs zu den vorstehenden Betrachtungen gegeben. Meyers Führer durch „Das Mittelmeer und seine Küstenländer“ (Leipzig und Wien 1902, Verlag des Bibliographischen Instituts. 209 S. Mit 14 Karten und 38 Plänen und Grundrissen. Preis 6 ℳ) — im Dienst praktischer Bedürfnisse ist dieser hochmoderne *Περίπλους τῆς μεγάλης θαλάσσης* entstanden, praktischer Bedürfnisse, wie sie das Zeitalter der Viktoria-Luise-Fahrten und der Stangen-Cookschen Gesellschaftsreisen mit sich bringt; aber auch für die Zwecke der Schule ist das Buch gewifs von grofsem Werte, weil alles oben Gesagte für diesen neuesten „Meyer“ im vollsten Mafse mitgilt und bei der eigenartigen Stoffabgrenzung des Mittelmeerführers für die Schule noch eine eigenartige besondere Wendung erfahren kann. Die kurze Darlegung dieser besonderen Wendung mögen die Leser dieser Zeitschrift sich als kleinen Beitrag zur Frage der Konzentration des Unterrichts gefallen lassen; und zwar sollen es nicht „schwerwiegende“ allgemeine Betrachtungen über diese heikelste aller schultechnischen Fragen, sondern es sollen nur ein paar ganz bescheidene Winke zur Unterrichtspraxis sein.

Ist unser Mittelmeerführer der — bequem zugänglichen! — Handbibliothek der Anstalt eingereiht, so soll zunächst der Fachlehrer der Erdkunde ihn fleifsig zur Hand nehmen. Ein jeder, der den geographischen Unterricht auf der Unterstufe erteilt hat, weifs, wie anregend und fördernd schon von Anfang an die sog. „Reiseaufgaben“ auf die Schüler wirken: sie lernen den Atlas gebrauchen, sie gewinnen einen Einblick in die Art der Verkehrsmittel und damit in das Verhältnis von Raum und Zeit im Völkerleben, ihre Phantasie wird fruchtbar beschäftigt, indem

das Bild der Reise, wie es auf der Karte festgestellt ist, zu der Ergänzung durch Bilder der im Geist besuchten Örtlichkeiten drängt. Die Gewöhnung an eine selbständige Auffassung und Behandlung solcher Aufgaben ist wertvoller als die Erlernung zahlreichen gedächtnismäfsigen Materials, mit dem unser erdkundlicher Unterricht noch so vielfach belastet wird; neben und nach der systematischen Durchnahme des geographischen Stoffes[1]) ist dieses Reisen auf der Karte und das Beobachten während dieser fingierten Reisen gewifs eines der wertvollsten Elemente des erdkundlichen Unterrichts. Aber wenn die Übung fruchtbar verlaufen soll, so mufs der Lehrer selbst des Reisens kundig sein, er mufs die Fähigkeit haben, in geschickter Weise im Sinne von Lessings Ausführungen im Laokoon das Nebeneinander der graphisch-bildlichen Darstellung in das Nacheinander der langsam sich vollziehenden Beobachtung umzusetzen; diese Fähigkeit erwirbt er sich nicht nur durch das Lesen guter Reisebeschreibungen, er mufs selbst reisen, wo es geht in Wirklichkeit und nicht nur auf dem Papier, sonst aber — und jeder mufs sich für einen grofsen Teil des geographischen Pensums auf diese Reiseform beschränken — in Gedanken und mit dem Reisehandbuch, das gleichsam zu ihm spricht mit den Worten des alten Dichters

telluris regiones nunc tibi pandam,
ut cernas animo non visas lumine terras
atque docens alios lauderis pectore docto.

Wenn der geographische Fachlehrer die Schüler an die Behandlung des Stoffes in diesem Sinne von früh auf gewöhnt, so kommt das nicht nur seinem eigenen Unterricht zu gute, sondern es wird auch den neusprachlichen Lehrern vorgearbeitet, die ihrerseits dem geographischen Unterricht die geleisteten Dienste mit Zinsen heimzahlen können. Ich habe an anderer Stelle[2]) darauf hingewiesen, wie wünschenswert es ist, dafs für die neusprachlichen Sprechübungen wissenswerte Dinge grundsätzlich an die Stelle der noch recht oft herangezogenen inhaltlichen Minderwertigkeiten treten; lassen wir dieser Forderung entsprechend auch den Lehrer der neueren Sprachen zu unserem Reisehandbuch greifen und nun in der von ihm gelehrten Fremdsprache natürlich nicht etwa das im geographischen Unterricht Durchgenommene einfach wiederkauen, sondern nur in Anlehnung an das dort den Schülern vertraut gewordene Verfahren, die fingierten Reisen in französischer und englischer Sprache derart machen,

[1]) Es fragt sich m. E. sehr, ob nicht, wenn in den unteren Klassen überhaupt ein geographisches Lehrbuch benutzt wird, die systematische Form der Stoffbehandlung grundsätzlich verlassen und an ihre Stelle eine genetische Behandlung etwa wie die im Text angedeutete gesetzt werden sollte.

[2]) Über die Verbindung der sprachlichen mit der sachlichen Belehrung. Leipzig und Frankfurt a. M. 1902, Kesselringscher Verlag (E. v. Mayer). Kap. 2.

dafs besonders die Interessensphäre des bezüglichen Volkes dabei verfolgt und nunmehr zum Gegenstand eingehenderer Behandlung gemacht wird. Der Lehrer versuche es nur einmal, sich in Anlehnung an den Mittelmeerführer ein Programm für eine solche Reise etwa im englischen Unterricht zu entwerfen; er wird sofort finden, es ist eine für ihn selbst interessante und förderliche Aufgabe, die seinem Unterricht einen wirklich bildenden Stoff zuführt und auch für das Lösen der Zunge zum freien Gebrauch der Fremdsprache mindestens so geeignet ist, wie die Unterhaltung über Schwamm und Klassenfenster, über englisches Schülerleben und über dergleichen ἀδιάφορα. Werden in zweckentsprechender Weise einschlägige Stücke des Lesebuches und als weiterer Gegenstand der Sprechübungen wahrheitsgetreue und künstlerisch unanfechtbare Bilder der Örtlichkeiten — die letzteren statt der an so vielen Orten, wie es scheint, unvermeidlichen Jahreszeitenbilder und ähnlicher „Ideal"kompositionen — herangezogen, so ergiebt sich ein Verlauf für den betreffenden Teil des fremdsprachlichen Unterrichts, der alle Beteiligten nur anregen und erfreuen kann und der obendrein den Fachlehrern ganz beträchtlich in die Hände arbeitet. Ich sage: den Fachlehrern; denn was für den Lehrer der Erdkunde schwerlich besonderer Begründung bedarf, gilt weiter auch für den naturgeschichtlichen und vor allem für den Geschichtslehrer, dem sowohl für seine geschichtlichen Wiederholungen auf geographischer Grundlage wie für die Beschaffung geschichtlicher Detailkenntnisse durch diese fremdsprachlichen Sprechübungen auf das vielseitigste und anregendste vorgearbeitet wird. In Bezug auf die Detailkenntnisse wird es namentlich der Fall sein, wenn der Lehrer der neueren Sprachen zu Beginn der Sprechübung über den betreffenden Gegenstand gleichsam die Rollen verteilt, jedem Schüler der Klasse einen Punkt, der auf der fingierten Reise besucht wird, zu genauerer Besprechung auf Grund besonderer Vorbereitung zuweist; dabei mag unter anderem auch in ein paar Strichen ein Situationsplan der Häfen von Marseille, Toulon, Gibraltar u. s. w. von den Schülern an die Tafel gezeichnet und mit Erklärungen in französischer und englischer Sprache begleitet werden, — natürlich unter Beschränkung auf das Wichtige und Allgemeininteressante, nicht in Form von Aufhäufung eines Sammelsuriums von Einzelheiten, Strafsennamen und dergleichen mehr. In den Oberklassen wird zu der Behandlung des konkreten Materials von Kartenbildern und Abbildungen von Örtlichkeiten die Erörterung allgemeinerer Gesichtspunkte hinzuzutreten haben: der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer, die Hauptmomente aus der Entwickelung der orientalischen Frage, der Grad des Anteils der verschiedenen europäischen Staaten an den Besitz- und Verkehrszuständen des Mittelmeergebiets, das Verhältnis des Mittelmeers zu dem weiteren Kreise der transatlantischen Verkehrs-

beziehungen und der internationalen politischen Fragen. Auch dabei müssen der Geschichtslehrer und der Lehrer der neueren Fremdsprachen einander in die Hände arbeiten und in gemeinsamer Arbeit dafür thätig sein, dafs das für die Behandlung interessanter Stoffe nötige Material der fremdsprachlichen Fachlitteratur in der Bibliothek der Anstalt beschafft und immer neu ergänzt und erweitert wird[1]).

Es ist selbstverständlich, dafs der Altphilologe sehr stark beteiligt ist, wenn es sich um ein Buch über das Mittelmeer, den Schauplatz der „thalassischen Periode“ der Weltgeschichte handelt. Bei wie unzähligen Gelegenheiten die Lektüre des Herodot und Xenophon, des Demosthenes, des Cäsar, des Sallust, des Livius, des Horaz, des Vergil und wie sie alle heifsen, dem Lehrer der alten Sprachen Anlafs geben wird, sich aus einem Reisehandbuch wie dem Meyerschen die lebendige Vorstellung von der Örtlichkeit zu holen, das bedarf nicht der besonderen Ausführung; aber der Vertreter des griechischen und lateinischen Unterrichts mag aus solcher Quelle auch lernen, wie und wo er den anderen Fachlehrern am zweckmäfsigsten zu gemeinsamer Arbeit die Hand reichen kann; für die Lektüre des Bellum Iugurthinum, von dem zu Anfang dieser Zeilen die Rede war, bietet eine kurze Betrachtung der französischen Kämpfe in Algier und Tunis nicht nur den eigentlich doch unerläfslichen Epilog, sondern auch die beste Erklärung so mancher schwer verständlichen und darum von der geschichtlichen Forschung z. T. mit Unrecht angefochtenen Stelle; der allmähliche Übergang und die weitere Stellungnahme Roms zu der „Weltpolitik“, eine Entwicklung, deren Einzelerscheinungen ja vielfach an Fragen unseres heutigen politischen Lebens in Deutschland erinnern, ist nur für den völlig verständlich, der auch die heutige Abgrenzung der politischen Interessensphären im Mittelmeergebiet kennen und verstehen gelernt hat. Der Lehrer des Lateinischen mufs daher bei der Lektüre der einschlägigen Abschnitte aus Livius wie aus Cicero an Gesichtspunkte anknüpfen können, die den Schülern aus dem geographischen und geschichtlichen Unterricht geläufig sind. Die zweckmäfsigste Art dieser Anknüpfung aber wird er finden, wenn er bei der Vorbereitung auf den Unterricht durch Benutzung eines Hilfsmittels wie des hier empfohlenen sich selbst an die Beziehungen der antiken Vorgänge zu den Fragen der Gegenwart erinnern läfst; gerade der übersichtliche Charakter eines so kurz zusammenfassenden Buches, wie der Meyersche

---

[1]) Die sehr wertvollen periodischen Nachweise aus der Fachlitteratur, wie sie das Neuphilologische Centralblatt in so dankenswerter Weise giebt, könnten vielleicht durch entsprechende Gliederung der Stoffanordnung auch im Dienste der hier besprochenen Aufgaben des Unterrichts noch nutzbringender gestaltet werden.

Mittelmeerführer eines ist, wird den Lehrer dabei vor zu starkem Eingehen auf Einzelheiten bewahren.

Es läfst sich leicht auch über das Verhältnis des Lehrers der Geschichte und des Deutschen zu dem hier besprochenen Hilfsmittel einiges hinzufügen; aber für den Geschichtslehrer ist das Wichtigste schon gesagt worden, indem oben auf die Notwendigkeit der starken Betonung der geographischen Grundlage und der beständigen Anknüpfung der Gegenwart an die Vergangenheit und des Alten an das Neue hingewiesen wurde. Für den deutschen Unterricht jedoch wird es sich um zahllose Fragen der Einzelinterpretation handeln, bei denen der Lehrer zu dem „Mittelmeerführer" greifen kann, daneben freilich noch um die zahlreichen geographisch-naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Stücke des Lesebuches, die gewifs nicht dazu bestimmt sind, nur Gegenstand der äufserlichen Leseübung und der grammatischen Analyse zu sein, sondern den Schülern inhaltlich voll zum Bewufstsein gebracht werden sollen durch richtige und saubere Interpretation, ganz im philologischen Sinne, wenn auch natürlich in einer schulmäfsigen Auffassung des Wortes. Der Lehrer des Deutschen soll nicht zum Fachlehrer der Geschichte, Erdkunde oder Naturwissenschaft werden, wenn er diese Stücke behandelt, sondern er soll die Schüler lehren, Abschnitte von solchem fachwissenschaftlichen Inhalt so zu lesen, dafs ein volles und klares Verständnis erreicht, aus dem Wortlaut des Textes die klare Auffassung des Inhalts erarbeitet wird[1]). Damit dieser Aufgabe genüge geschieht, will ein solches Lesestück, und wenn es auch „nur" für Sextaner bestimmt ist, vom Lehrer zum Gegenstand einer sehr eingehenden Vorbereitung gemacht sein. Und unter den Mitteln solcher Vorbereitung mag auch ein Buch wie der Mittelmeerführer seine Stelle finden.

Vielleicht ist manchem Fachgenossen ein praktischer Wink nicht unwillkommen, mit dem ich diese Zeilen schliefsen möchte. Mir dienen meine Exemplare der Reisehandbücher seit Jahren als Grundlage für alle möglichen Hinweise auf die verschiedenartige Fachlitteratur[2]), in der ich mich im Interesse des Unterrichts

---

[1]) Zu der methodischen Frage vgl. die treffenden Bemerkungen von F. Bölte, die ich auf S 6f. der in Anm. 3 genannten Schrift zum Abdruck bringen durfte.

[2]) Einschliefslich des Anschauungsmaterials aus Büchern sowie photographischen und ähnlichen Sammelwerken. Oft finden sich auch für Punkte, die in der Schule sehr häufig zur Besprechung kommen, die passendsten Anschauungsbilder an durchaus entlegener Stelle; für den Engpafs der Thermopylen z. B. habe ich die Abbildung zu S. 115 des Buches von Lewis Sergeant, Greece in the Nineteenth Century (London 1897, Fisher Unwin) als sehr zweckmäfsig befunden und schon öfters Kollegen, die um eine gute bildliche Darstellung der berühmten Stätte sich umsonst bemühten, mit ihr aushelfen können. Wir wären in der Vervollkommnung unserer Unterrichtsmittel gewifs schon sehr viel weiter, wenn jeder Schulmann die oft rein zufälligen

auf dem Laufenden erhalten möchte; aufser solchen Citaten aus der Fachlitteratur trage ich mir in die Reisehandbücher auch kurze Hinweise auf die Stellen im Unterricht ein, wo einzelne in dem betr. Reisehandbuch behandelte Punkte zur Erörterung kommen. Dies hat sich mir neben anderem bisher als ein gutes Mittel erwiesen, die Anknüpfung an den Schülern bekannte Gesichtspunkte im Unterricht zu finden und eine lebendige Ideenassociation auszugestalten. Es mag ganz zweckmäfsig sein, ein Buch von so mannigfachen Beziehungen zu verschiedenen Unterrichtsfächern, wie der hier besprochene Mittelmeerführer eines ist, in einem durchschossenen Exemplar der Handbibliothek der Schule einzuverleiben, damit die verschiedenen Fachlehrer das Buch zur Grundlage für Eintragungen und Hinweise in dem eben besprochenen Sinne, ein jeder vom Standpunkt seines Faches aus, machen können.

Charlottenburg. Julius Ziehen.

Nebenerträge seines Privatstudiums grundsätzlich der Schule zu gute kommen liefse; es kann ja in der anspruchslosen Form einer wenn auch noch so kurzen Notiz in den pädagogischen Fachzeitschriften geschehen. Auch der Ratschlag, mit dem oben die Textausführungen geschlossen werden, zweckt darauf ab, dafs durch eine bescheidene, aber einmütig auf ein Ziel gerichtete Sammelthätigkeit eine der vielen Erscheinungsformen eines innerlichen Zusammenarbeitens der verschiedenen Fachlehrer gewonnen wird.

Zum griechischen Unterricht in der Untertertia.

In den mir bekannten griechischen Grammatiken vermisse ich in einigen Punkten genügende Übersichtlichkeit des Lernstoffes. Ich gestatte mir, den Herren Fachgenossen folgende Anordnungen und Regeln zu empfehlen:

1. In der ersten Deklination:
   A) Nichtkontrakta:
      1) Feminina:
         Lange Endung: -ᾱ purum hinter ε, ι oder ρ,
         -η hinter andern Lauten.
         Kurze Endung: -ᾰ purum hinter ε, ι oder ρ,
         -α impurum hinter andern Lauten.
      2) Maskulina, nur mit langer Endung:
         -ας (in nicht attischen Namen auch hinter anderen Lauten als ε, ι oder ρ),
         -ης.
   B) Kontrakta.
2. In der dritten Deklination:
   A) Nichtkontrakta:
      1) Vokalstämme,
      2) Konsonantstämme:
         a) Mutastämme;
            p-, t- (zu denen auch die auf -ντ- gehören) und k-Stämme,
         b) Liquidastämme,
         c) Synkopierte Deklination.
   B) Kontrakta, alle mit Doppelstamm:
      1) Mit nichtattischem Genetiv:
         a) -ς Stämme: ας ες εες ος ος
            α ε εε ε ο
         b) andere: οι υ
            ο ε
      2) Mit attischem Genetiv:
         ι υ ευ
         ε ε ε.

3) Das Auswendiglernen der unter 2) gegebenen Gruppierung der 3. Deklination erhält seinen vollen Wert erst, wenn man dazu die Regel über die Bildung des Nominativs fest einprägen läfst:

Der Nominativ lautet bei den Neutra wie der Stamm (soweit es die Auslautsgesetze zulassen); bei den Maskulinen und Femininen wird er entweder mit -ς (sigmatisch) oder asigmatisch mit Dehnung des Stammvokals gebildet.

Um eine Verwechslung dieser Dehnung mit der Ersatzdehnung zu vermeiden, ist es gut, auf dieselbe Dehnung in der Tempusbildung der Verba contracta aufmerksam zu machen: *ε* wird *η*, *ο* zu *ω*.

4) Der Vokativ in der 3. Deklination lautet wie der Stamm; er lautet aber wie der Nominativ:

1) bei den oxytonen Liquidastämmen,
2) bei den Mutastämmen mit Ausnahme derer auf -*ντ* und der Wörter auf -*ις*.

Besondere Ausnahmen sind: *ἄνερ*, *πάτερ*, *Ἄπολλον*, *Πόσειδον* und *σῶτερ*.

5) Das Femininum zu Adjektiven der 2. Deklination hat lange Endungen: *ᾱ* purum oder *η*; das zu solchen der dritten hat kurze Endungen: *ᾰ* purum oder *α* impurum.

6) Die Kontraktionsregeln gelten für das Nomen (3. Deklination, Komparativ) wie für das Verbum; sie sind nur in der 1. und 2. Deklination durch Ausgleichung an die Nichtkontrakta vielfach durchbrochen:

α + a- oder e-Vokal = *ᾱ*,
α + o-Vokal = *ω*,
ι wird subskribiert,

ε + *α* = *η*, hinter *ε*, *ι*, *ρ* = *ᾱ*,
ε + *ε* } = *ει*,
ε + *ι* }
ε + *ο* = *ου*,
sonst wird *ε* verschlungen,

ο + jotahaltiger Vokal = *οι*,
ο + langer Vokal } = *ω*,
ο + *α* }
ο + anderer Vokal = *ου*.

Der kontrahierte Accusativ Pluralis ist gleich dem kontrahierten Nominativ Pluralis.

Koburg. Eduard Hermann.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

O. Behaghel, Die deutsche Sprache. Zweite, neubearbeitete Auflage. Leipzig, Wien u. Prag 1902, G. Freytag und J. Tempsky. 370 S. 8. 3,60 *M*.

Selten ist ein Buch in zweiter Auflage so vollständig umgearbeitet und so wesentlich verbessert worden wie O. Behaghels Deutsche Sprache. Nicht nur hat sich die Seitenzahl von 231 auf 370 erhöht, nicht nur sind neue Kapitel wie über die Wortbildungslehre S. 252ff. hinzugekommen, sondern es haben sich auch die bereits vorhandenen wie über die Satzfügung S. 294ff., über den Bedeutungswandel S. 131ff. und über die Verbreitung der Sprachveränderungen S. 157ff. stark verändert; denn überall ist die Reihe der Beispiele vermehrt und für die Darstellung alles das gewissenhaft verwertet worden, was die wissenschaftliche Forschung im Laufe der letzten 15 Jahre, d. h. seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1886), festgestellt hat. Vor allem ist dem Buche das zu Gute gekommen, was Behaghel selbst durch seine Beschäftigung mit der Syntax der altsächsischen (Heliand) und neuhochdeutschen Sprache ermittelt und in selbständigen Werken oder in Zeitschriften niedergelegt hat.

Da sich „Die deutsche Sprache“ an die weiten Kreise aller Gebildeten wendet, sind die lateinischen Kunstausdrücke überall durch deutsche ersetzt worden, also Syntax durch Satzfügung, Flexion durch Wortbeugung u. a., aus demselben Grunde werden Streitfragen nicht berührt, sondern nur das für feststehend Gehaltene vorgeführt. Während man dies unbedingt billigt, hat man auszusetzen, dafs Angaben über die einschlägige Litteratur mangeln; denn sicher haben manche Leser das Bedürfnis, sich über den einen oder andern Punkt etwas genauer zu unterrichten, und würden dem Verf. dankbar sein, wenn er die wichtigsten Schriften angegeben hätte, in denen sie sich weiter Rats erholen könnten. Doch thut dies der Trefflichkeit des Buches wenig Abbruch; auch soll sein Wert durch einige kleine Ausstellungen, die ich im folgenden zu machen habe, nicht herabgesetzt werden.

S. 176 heifst es: das plattdeutsche Schurr-murr ist durch das Slavische zu uns gekommen; von Haus aus ist es ein persisches Wort; auch sonst findet sich in nieder- und mitteldeutschen Dialekten noch manches slavisches Sprachgut". Zunächst dürfte sich hier empfehlen, für nieder- und mitteldeutsch zu sagen ostdeutsch; denn es ist bekannt, dafs sich auch in den oberdeutschen Gebieten Bayerns und Österreichs nicht wenige slavische Eindringlinge finden, z. B. Kren, Meerettig (nur bayrisch-österreichisch und schlesisch) = asl. chrěnu und das im östlichen Ober- und Mitteldeutschland weit verbreitete Wort Mosanze für ein Gebäck = čech. masanec, Schmierkuchen; vgl. Zeitschrift des allgemeinen deutsch. Sprachver. VIII S. 157 und Schmellers Bayr. Wörterbuch s. v.). Dagegen mufs das Wort Schurrmurr gestrichen werden, da es echt deutsch ist. Solche Wortdoppelungen mit Veränderung des Anlauts trifft man zahlreich in den deutschen Mundarten (vgl. meine Abhandlung in Kluges Zeitschr. f. d. Wortf. II S. 21 ff.); auch beweisen Nebenformen wie bayrisch-österreichisch Schurrimurri (DW. IX 2717), dafs der Ausdruck nicht blofs im Niederdeutschen vorkommt. Überdies gehört die Wortgruppe ihrer Bedeutung nach einem Gebiete an, wo man selten Lehnwörter aufgenommen hat; denn Schurrmurr heifst (in Nordwestdeutschland) altes Gerümpel oder Gesindel, Schurlemurle eine Mischung von Wein und kohlensaurem Wasser, Schurrimurri ein heftig aufbrausender, unüberlegter Mensch (vgl. auch Kurrmurr, Kurrimurri, Kurlemurle), sämtlich Bedeutungen, die in anderen mit Doppelung gebildeten Wörtern nicht selten vorkommen, wie ich am angeführten Orte nachgewiesen habe. An Stelle von Schurrmurr konnten aber andere slavische Ausdrücke erwähnt werden, z. B. altenburgisch Quaas, bestimmtes Fest = asl. kvasu, Getränk, Schmaus; ostmitteldeutsch Plinze, flacher Kuchen = russ. blince, Fladen.

Ferner wird S. 155 das Wort Star für einen lautmalenden Ausdruck gehalten; ich kann aber weder in Star noch in lat. sturnus eine Lautsymbolik erkennen; auch das aus dem čech. steblec entlehnte Stieglitz wird wohl aus dieser Gruppe entfernt werden müssen; eher dürfte die Eule hierher gehören (ahd. ûwila; vgl. heulen), möglicherweise auch die Grille, mag man nun ihren Namen mit Behaghel von grell ableiten oder mit Kluge als Lehnwort aus it. grillo = griech. γρύλλος, Heuschrecke ansehen.

S. 67 steht: „da Knopfloch und Knoblauch für den Leipziger in dem einen Worte Knoploch zusammenfallen, so spricht er in gebildeter Rede auch von Knoblauchseide statt Knopflochseide". Meines Wissens fallen weder in Leipzig noch in den benachbarten obersächsischen und thüringischen Gebieten beide Wörter zusammen, da jenes Knôwloch, dieses aber Knŏploch gesprochen wird. Sagt also der Leipziger Knoblauchseide,

so geschieht es nur im Scherz. S. 212 ist bei ahd. grubilôn die Längenbezeichnung des o, S. 244 bei mhd. hiuselîn die das i weggeblieben. S. 160 lautet die schriftsprachliche Form arbeiten wie ein Heftelmacher, nicht wie ein Haftelmacher. S. 99 ist es schon aus dem Grunde angezeigt, mit den nord- und mitteldeutschen Mundarten lange machen für lang machen (viel Zeit brauchen) zu schreiben, weil lange und lang durch die Bedeutung (diu; longus) geschieden werden. S. 135 ist für niemand Erwünschtes aus Versehen niemand erwünschter gedruckt (vgl. Hildebrand, Von deutsch. Sprachunterr. 3. Aufl. S. 29).

Im Index, dessen Beigabe als eine grofse Verbesserung freudig zu begrüfsen ist, stehen S. 6 die Wörter Dorf und zwei, aber Kinn fehlt, S. 7 ist heben verzeichnet, aber zeigen fehlt. er- in der Zusammensetzung ist angegeben, freilich mit zwei falschen Belegen, aber -er in der Ableitung fehlt, obwohl es ziemlich oft behandelt wird: S. 49, 281, 283, 290, 346. Unter den Sachwörtern des Inhaltsverzeichnisses vermisse ich Sprache der Dichtung S. 113 und Wohllautsbestrebungen S. 264; für Sturm und Drang kommt auch S. 69 in Betracht; S. 175 heifst es stibitzen, im Index stipitzen.

Doch genug daran! Trotz dieser kleinen Mängel und trotz der starken Preiserhöhung von 1 Mark auf 3,60 Mark kann das treffliche Buch allen Lehrern und Lernenden angelegentlich empfohlen werden.

Eisenberg S.-A. O. Weise.

M. Hergt, Beiträge zur Geschichte des deutschen Unterrichts an den humanistischen Gymnasien des Königreichs Bayern. 2 Teile. München 1900, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 85 u. 64 S. 8. je 1 ℳ.

Verf. wirft einen Rückblick auf die Entwickelung des deutschen Unterrichts an den humanistischen Gymnasien Bayerns im Verlaufe des 19. Jahrhunderts. Ein weiteres Zurückgreifen war wegen der territorialen Verhältnisse nicht gut thunlich. Es empfahl sich nicht einmal eine Beschränkung auf Kurbayern. Auch hier war, wie wohl in den meisten Teilen Deutschlands, der deutsche Unterricht noch im 18. Jahrhundert sehr stiefmütterlich behandelt worden. Erst Ickstadt hatte in dem sog. Ingolstädter Lehrplan vom Jahre 1774 dem Deutschen einen breiteren Spielraum gegeben, derselbe wurde jedoch fast ausschliefslich dem niederen Gymnasium überlassen und recht äufserlich betrieben. Wenn das Deutsche in der Folge auch auf die oberen Klassen ausgedehnt wurde, so liefs seine Behandlung doch sehr viel zu wünschen übrig. Alles in allem erschien sonach eine Beschränkung auf das 19. Jahrhundert zweckmäfsig. Es machte sich allerdings von selbst so, dafs auch andere Lehrgegenstände in den Kreis der

Betrachtung hineingezogen wurden. Als Quellen benutzte Verf. die Schulordnungen und Lehrpläne, weiterhin die Jahresberichte, welche allerdings erst seit 1809 einige Angaben über den Unterricht in den einzelnen Fächern bringen. Auch einige umfassendere Darstellungen standen ihm zur Verfügung. Die Behandlung der Philosophie auf den Gymnasien durfte nicht übergangen werden, da sie mit dem Deutschen Hand in Hand ging. Ebenso schien eine genauere Besprechung einiger Lehr- und Lesebücher erforderlich. Schliefslich gewannen die Untersuchungen des Verf.s einen solchen Umfang, dafs er sie in zwei Abhandlungen teilte, deren erstere nur das erste Viertel des in Rede stehenden Jahrhunderts umfafst.

Im Anschlufs an die Darlegungen Theob. Zieglers behandelt Verf. nun zuerst den sog. Philanthropinismus und Weismayrschen Lehrplan vom 27. August 1804. Als der geeignete Mann, einen den neueren Anforderungen entsprechenden Lehrplan zu entwerfen, erschien Joseph Wismayr, aus dessen Feder der Lehrplan für alle kurpfalzbaierischen Mittelschulen hervorging, welcher für die Mittelschulen im unteren Kursus 8, 7 und 3 Stunden, in den drei Klassen des mittleren je 3 Stunden ansetzte und für den oberen Kursus 2 Stunden für das Studium der neueren, besonders der deutschen Klassiker bestimmte. Wenige Jahre später wurde diese Unterrichtsordnung, die das Deutsche nicht zu wenig bedacht hatte, durch eine andere abgelöst. Die klassischen Studien, welche vorher zu kurz gekommen zu sein schienen, sollten wieder zu ihrem Rechte kommen, und es folgte das Niethammersche Normativ vom 3. November 1808. Dasselbe setzte für die vier obersten Klassen einen Lektüre-Plan für das Deutsche fest, der den Lesestoff zum grofsen Teil aus den Schriften der heute anerkannten Klassiker entnimmt. Verf. betrachtet nun die Gestaltung des deutschen Unterrichts an der Studienanstalt München in den Jahren 1809—24. Da wurden so manche Dinge gelesen, die heutzutage in Vergessenheit geraten sind. Bedacht war man, und das ist charakteristisch, besonders auf die Erfassung der Grundsätze der Poesie, besonders des Dramas, dabei wurde viel Fleifs auf die Redekunst verwendet. In den obersten Klassen trat zu den deutschen Unterricht als eine Ergänzung die Ästhetik und Archäologie hinzu.

In dem Progymnasium war von Lektüre nicht viel die Rede. Hier handelte es sich wesentlich um grammatische Dinge, und zwar nach Wismayrs grofser deutscher Sprachlehre, aber auch nach Heinsius. Auf der untersten Stufe bediente man sich Wismayrs kleiner deutscher Sprachlehre. Auch schriftliche Übungen wurden vorgenommen. In der Oberklasse wurde neben dem Deutschen auch Philosophie getrieben, und zwar im allgemeinen das, was man philosophische Propädeutik nennt, nämlich Logik und Psychologie. Eine Vergleichung der Münchener und

Nürnberger Studienanstalt ergiebt für die letztere ein Zurücktreten des Deutschen hinter der Philosophie. Auf das einzelne können wir hier nicht eingehen. Eine Umwandlung trat durch der Schulordnung vom 10. Oktober 1824 ein, durch welche das Deutsche eine gänzlich untergeordnete Stellung erhielt, was sich schon dadurch kennzeichnete, dafs deutsche Ausarbeitungen auf die zwei oberen Klassen beschränkt wurden und dafs der Lektüre der deutschen Klassiker überhaupt darin gar keine Erwähnung geschah. Die ganze Ordnung erwies sich derart unzulänglich, dafs bereits im Dezember 1825 ein neuer Schulplan in die Wege geleitet wurde. Es folgt nun eine eingehendere Betrachtung der Verdienste Fr. Thierschs um die Schulordnung vom 8. Februar 1829. Der für das höhere Unterrichtswesen, namentlich das Bayerns sehr wichtige Mann stand auf dem Standpunkt, dafs man die deutsche Sprache nicht erst zu lehren brauche, weil man sie schon mit der Muttermilch bekommen habe. Daher dürfe man keine Grammatik treiben. Es genüge eine Verknüpfung des deutschen mit dem fremdsprachlichen Unterricht. Hinsichtlich der Aufsätze — freie Aufgaben verwirft er, doch wohl nicht mit Recht, vollständig — verlangt er eine Anlehnung an die Lektüre; auch stimmen wir ihm zu, wenn er erklärt, dafs sich der Aufsatz lediglich im Rahmen der Nachahmung halten solle. Die Beschränkung der Aufsätze auf den obersten Stufen auf die platonischen Gespräche und auf eine Vergleichung griechischer und deutscher Dramen mufs etwas einseitig erscheinen. Im Sinne der zuletzt betrachteten Grundsätze von F. Thiersch war auch die Schulordnung vom 8. Februar 1829 abgefafst. Auch dieser Plan hielt nicht lange stand; er wurde durch den vom 30. März 1830 verdrängt, welcher dem deutschen Unterricht in seinen verschiedenen Zweigen mehr gerecht wurde. Wie sich nun in der Folge der Unterricht in diesem Lehrfache gestaltete, zeigt Verf. an der Betrachtung des Betriebes an verschiedenen höheren Lehranstalten (Hof, Würzburg, Speier, Nürnberg, Bamberg) und einer Anzahl von Programmen aus den Jahren 1829—49. Der Schlufsabschnitt stellt dar, welche Bedeutung die Blätter für das bayerische Gymnasial-Schulwesen für den deutschen Unterricht gehabt haben und noch haben. Alle wichtigeren in diesen Blättern über unseren Gegenstand veröffentlichten Erörterungen werden in ihrer Bedeutung gewürdigt. Zur Zeit wetteifert die bayerische höhere Schule mit denen der anderen deutschen Staaten darin, der Jugend eine echt nationale Bildung zu vermitteln.

Wir hielten es für notwendig, den Inhalt der beiden interessanten Hefte wenigstens in seinen Hauptpunkten zu skizzieren, damit der Leser dieser Zeitschrift einen Überblick erhalte. Dafs das nur in aller Kürze geschehen konnte, liegt auf der Hand. Wir haben hier ein Stück Schulgeschichte vor uns, welches weit über Bayern hinaus die Aufmerksamkeit der pädagogischen Welt

erregen mufs. Ähnlich wie dort stand es ja auch in den anderen deutschen Ländern: wir sehen an der Hand der fesselnden Ausführungen des Verf. ganz klar, wie sich das Deutsche als Unterrichtsgegenstand erst allmählich die ihm gebührende Stellung hat erobern müssen, wir sehen, wie die Anschauungen über das, was förderlich und dienlich ist, sich allmählich gewandelt haben, bis sie sich neuerdings einigermafsen geklärt haben. Völlige Übereinstimmung wird ja wohl kaum jemals herrschen.

Wir empfehlen die hier behandelte Einzeldarstellung allen Fachgenossen, namentlich den Lehrern des Deutschen, zur Beachtung. Man kann aus derselben viel lernen und dankenswerte Anregungen gewinnen.

Köslin. R. Jonas.

---

1) Georg Vogel, Erzählungen zu Aufsatzübungen für die Schüler an Mittel- und Volksschulen. Bamberg 1901, C. C. Buchners Verlag (Rudolf Koch). VIII u. 62 S. 8. 0,90 ℳ.

Die vorliegende Sammlung verdankt ihre Entstehung einer theoretisch-praktischen Studie, die der Verfasser vor drei Jahren über „die schriftlichen Nacherzählungen in der ersten und zweiten Klasse“ veröffentlicht hat. Dafs diese „von mancher Seite“ eine günstige Aufnahme gefunden, hat ihn dazu ermutigt, auf dem eingeschlagenen Wege weiterzuschreiten. Er mufs zugeben, dafs eine grofse Menge von Aufsatzsammlungen vorhanden ist; er sieht sie aber nach ihrer Mehrzahl als wenig geeignet für Unterrichtszwecke an. Vor allem vermifst er in ihnen solche Dinge, die einem modernen Menschen auch jugendlichen Alters nahe liegen, insonderheit die Eisenbahn, an die sich doch eine Fülle von Begebenheiten knüpfe, welche gerade für Knaben von Interesse seien. Auch die Eisenbahn**unfälle** müssen deshalb herhalten, und auf ihr Vorkommen hinzuweisen, wird gewifs jeder Vater dem eigenen Kinde gegenüber für seine Pflicht erachten, wenn er es dadurch zur nötigen Vorsicht bei der Benutzung dieses Verkehrsmittels meint anhalten zu können. Ob aber eine **Ausmalung** solcher Unglücksfälle (Nr. 40. 41. 46), zumal wenn der **Reisende** gegen sie machtlos ist (vgl. S. 42 Z. 3 v. o.), sich empfiehlt, erscheint mir als zweifelhaft. Denn ich habe mich schon in meiner Besprechung der oben genannten Studie des Verfassers (in dieser Zeitschrift 1899 S. 221 f.) dahin geäufsert, dafs ich bei aller Anerkennung der von ihm betonten (und nur ausnahmsweise [Nr. 27] vernachlässigten) sittlichen Gesichtspunkte so unfreundliche Bilder des Lebens, wie sie uns in seinen Erzählungen zum Teil entgegentreten, vor den jugendlichen Seelen lieber nicht entrollt sähe. Aber das ist Geschmackssache und anderseits nicht zu leugnen, dafs grofse, moralischen Mut zeigende Thaten ihre Quelle meist in widrigen Verhältnissen des Lebens haben. Nur würde ich die Fähigkeit, ihnen mit Erfolg zu begegnen, meinen

Kindern nicht durch Vorerzählung von Schauergeschichten einzupflanzen suchen. Ich sage damit nicht, dafs Vogels ganzes Buch aus solchen bestehe, und halte es anderseits für überflüssig, meinen Standpunkt an der Hand der von ihm vorgeführten Stücke näher zu begründen, da er meinen in der Besprechung seines ersten Versuches gemachten Ausstellungen, soviel ich sehe, keinerlei Beachtung geschenkt hat. Sind doch die Erzählungen jenes ersten Abrisses ausnahmslos in die neue, nunmehr 50 Nummern umfassende Sammlung aufgenommen worden.

Was die Benutzung des Buches anlangt, so ist es, soweit es auf schriftliche häusliche Aufgaben ankommt, für die Hand des Lehrers bestimmt. Der Schüler soll von ihm bei mündlichen Übungen oder schriftlichen Versuchen in der Schule, zum Teil auch mit Rücksicht auf Orthographie und Interpunktion (S. 6 Anm.), Gebrauch machen, indem er es sich — so verstehe ich den Verfasser — zu einer Art Lesebuch dienen läfst. Wo endlich Eltern für ihre Kleinen Stoff zu häuslichen Übungen in der Muttersprache suchen, wünscht Vogel sie zu seinem Buche greifen zu sehen. Wie ich ihnen nun nach dem Obengesagten eine gewisse Auswahl dabei zu treffen anraten würde, in demselben Mafse mufs ich es billigen, dafs die Zahl der Stücke, um das Buch für den Unterricht brauchbar zu machen, verhältnismäfsig klein ist und theoretische Ausführungen vorangeschickt sind, um die Beschaffenheit der Stoffe und die für ihre Ausnutzung in Betracht kommenden Gesichtspunkte genügend erkennen zu lassen.

Mit der einschlägigen Litteratur ist Vogel wohlvertraut; besondere Aufmerksamkeit hat er nach wie vor dem im gleichen Verlage erschienenen Werke von Joh. Schmaus, Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für das humanistische Gymnasium geschenkt. Alles in allem zeugt das in seiner Anlage gründlich durchdachte Buch auch von methodischem Geschick des Verfassers beim Entwerfen und Umformen kleiner Aufsatzskizzen teils „durch Veränderung des Standpunktes“ (Anhang S. 55 ff.), teils „durch Erweiterung und Zusammenfassung“ (ebenda S. 60 ff.).

2) A. Elster, Methodischer Leitfaden der deutschen Interpunktionslehre. Ein Hülfsbuch für Theorie und Praxis. Magdeburg 1901, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. VI u. 72 S. 8. 0,80 *M*.

Zur Abfassung des Buches hat die Beobachtung Anlafs gegeben, dafs die deutsche Interpunktion immer mehr verflache, und dafs selbst die Schule nicht mehr einheitlich lehre. Seit langer Zeit werde die Interpunktionslehre vernachlässigt, und so sei auch Goethes Wort verständlich, dafs er sie nie sich habe aneignen können. Diese Bemerkung des grofsen Dichters nimmt Elster als einen Beweis dafür in Anspruch, dafs sie des Erlernens wert ist. Sehe man doch auch gemeinsame, einheitliche Züge in ihr so gut walten, wie in der Sprache selbst, und ihre Regeln seien logisch - systematischer Behandlung zugänglich. Gleichwohl will

Elsters Leitfaden nicht irgendwo befehlen, sondern immer nur empfehlen, klären und das Verständnis vertiefen, um aus dem „Geist der Interpunktion" die richtige Zeichensetzung im einzelnen Falle gewinnen zu lassen. An die Lehrer und an alle diejenigen wendet sich das Büchlein, die mit der Schriftsprache zu thun haben, und da die Interpunktionslehre ein „Lehrmittel deutscher Logik" genannt werden könne, so sei es auch von Schülern der Oberklassen, insbesondere der Gymnasien, in die Hand zu nehmen. Um wissenschaftlich zu sein, schlägt es den Weg ein, den die Verfasser gröſserer Grammatiken in den betreffenden Abrissen gegangen seien, wie Becker, Heyse, Blatz, deren (zum Teil veraltete) Arbeiten nur den Fachleuten zugänglich seien. Und damit die Schrift auch nicht etwa von vornherein auf eine zu tiefe Stufe herabgedrückt werde, sind Lehrbeispiele zu Schüleraufgaben nicht gegeben worden. Indem sich somit der Verfasser naturgemäſs eine gewisse Freiheit der Bewegung gesichert, hat er mit seiner „kleinen Gabe" einen Anfang machen wollen, auf dem man weiterbauen könne. Schon einige über Fragen der Interpunktion im Schulblatt für die Provinz Sachsen von ihm veröffentlichte Artikel haben, wie wir hören, so viel Anklang gefunden, daſs er sich daraufhin für berechtigt hielt, mit seinem Büchlein „einer Krisis der deutschen Interpunktion entgegenzuwirken".

Das Buch zerfällt in zwei Teile, einen allgemeinen, der Wesen und Grundregeln der deutschen Interpunktion behandelt, und einen besonderen, dem die nähere Beleuchtung der am Schlusse des ersten Teiles in einem Übersichtsschema vorgeführten Satzzeichen zufällt. Nachdem wir nämlich zunächst das Nötige über rhetorische, logische und grammatische Interpunktion vernommen haben und sodann hinsichtlich der letzteren dahin unterrichtet worden sind, daſs sie Sätze von einander zu trennen habe, während die die Gliederpausen im Satze kennzeichnende Interpunktion, der im Tonfall sich ausdrückenden Gedankengliederung entsprechend, rein logisch sei, treten uns als „echte" Interpunktionszeichen solche „erster, zweiter und dritter Wertigkeit" mit der weiteren Unterscheidung „regulärer" und „irregulärer" Verwendung entgegen. Denn entweder kommen die gewöhnlichen Satzteilzeichen (man beachte zur Verhütung etwaigen Miſsverständnisses die durch den Druck angedeutete Betonung des Wortes!) oder diejenigen in Betracht, die daneben den Satzton erkennen lassen. Ihnen schlieſsen sich „unechte" d. h. auf keine grammatischen, sondern nur auf direkt logische Grundsätze zurückzuführende Interpunktionen, nämlich Gedankenstrich, Parenthese, Anführungsstriche, an, um uns schlieſslich die überhaupt nicht zur Interpunktion zu rechnenden Schrift- oder Wortzeichen (Bindestrich, Apostroph u. a.) und elliptische Interpunktionen ins Auge fassen zu lassen.

Wer, wie der Referent, in diesen Dingen zu Hause ist und es von Berufswegen sein mufs, wird in der nicht üblen kleinen Schrift weder viel des Neuen finden noch auch zugeben können, dafs sie einen ersten „Anfang" für den in ihr behandelten Gegenstand bedeute. Dafs schon aus früherer Zeit recht beachtenswerte Anfänge vorliegen, ist u. a. aus der verdienstvollen Schrift Alex. Bielings, Das Prinzip der deutschen Interpunktion nebst einer übersichtlichen Darstellung ihrer Geschichte (Berlin 1880), zu ersehen, mag man sich mit der von ihr vertretenen Auffassung, die Interpunktion gehöre nicht zur Satzlehre, sondern zur Orthographie, einverstanden erklären oder nicht. Wer Bielings Bemerkungen (S. 56) über Diesterwegs Behandlung der Interpunktion in dessen „höherer Leselehre" (Crefeld 1839[3]) kennt, kann doch z. B. wohl kaum behaupten (Elster S. 18), es sei bisher stets übersehen worden, dafs das Kolon auch die Bedeutung eines Satztonzeichens habe. Auch in anderen Einzelheiten weiche ich nach Neigung und — nicht blinder — Gewöhnung von Elster ab. Sobald jemand zudem, wie er, das in dubiis libertas durchschnittlich auf jeder sechsten Seite dem streitlustigen Lesar entgegenhält, ist er, meine ich, mit daran schuld, wenn man dem Gegenstande weder die ihm von der andern Seite zuerkannte Wertschätzung beimifst noch auch seine endgültige Regelung zu den wichtigen Aufgaben rechnet, deren sich die Zukunft zu entledigen hat. Doch wie dem auch sei, in omnibus caritas! Gründliches Nachdenken des Verfassers und feine Beobachtungen, die sein Büchlein birgt, sind eine nicht zu übersehende Zierde desselben.

3) Fritz Hofmann, Hilfsbüchlein für den deutschen Unterricht in den Mittelklassen höherer Lehranstalten. Leipzig 1901, B. G. Teubner. I u. 62 S. 8. 0,80 *M.*

Um zeitraubendes Diktieren unnötig zu machen, ist das Büchlein geschrieben worden. Der Schüler soll es sich zu gute kommen lassen, indem er darnach die bei Lektüre und Aufsatzbesprechung gewonnenen Kenntnisse wiederholt und sich fester einprägt. Den Inhalt bildet, was man von Grammatik, Litteraturgeschichte, Metrik, Poetik, Stilistik (hinsichtlich der Figuren und Tropen) in Untertertia bis Untersekunda zu behandeln hat. Es sind dabei die (bisher gültigen) amtlichen Lehrpläne und die vorgeschriebene oder übliche Lektüre der einzelnen Klassenstufen berücksichtigt worden. Was der Schüler, vom Einfachen und Häufigen zum Schwierigeren und Seltneren fortschreitend, wissen soll, hat Aufnahme in das Buch gefunden. Auch im grammatischen Pensum der Untertertia sollen zunächst nur die Hauptsachen durchgesprochen werden, damit sich die allmähliche Vervollständigung des Gebäudes über den ins Auge gefafsten Zeitraum von drei Jahren verteile. Was von der Grammatik schon auf den Stufen Sexta bis Quarta dagewesen ist, wird als bekannt

vorausgesetzt. Vornehmlich hat Hofmann bei Abfassung seines Büchleins an dessen Verwendung in Realschulen gedacht und daher auch in der Stilistik manches mitaufgeführt, was man an Vollanstalten nach seiner eigenen Meinung den Schülern vorbehalten kann, die die Untersekunda hinter sich haben.

Bei der Benutzung der am Schlusse verzeichneten Litteratur ist der Verfasser eklektisch verfahren. Wenn u. a. auch Koberstein-Schade (Laut- und Flexionslehre) und Martins Abrifs der mhd. Grammatik aus den Jahren 1878 und 1882 herangezogen worden sind, so findet das einerseits in der Vortrefflichkeit beider Lehrbücher, anderseits darin seine Erklärung, dafs durch Berücksichtigung jüngerer, das ganze Gebiet der deutschen Grammatik umspannender Schriften auch für das Mhd. den neuesten Ergebnissen der Sprachwissenschaft Rechnung getragen werden konnte. Freilich ist das von Hofmann nicht immer geschehen. Bei rechter Benutzung Lyons (Handbuch der deutschen Sprache S. 238 f.) mufste S. 5 der Wechsel von ë und i bei Umlaut und Brechung eine andere Darstellung erfahren. Das Buch ist sonst herangezogen worden; doch ist z. B. auch ein Unterschied, ob man (Hofmann S. 8) sagt, an der ersten Lautverschiebung habe das Hochdeutsche nicht teilgenommen, oder ob es (Lyon I S. 245) heifst, die erste oder germanische Verschiebung zeige das Hochdeutsche nicht (mehr) [s. auch Scherer, Gesch. d. deutsch. Litt. S. 39]. Auch sonst habe ich hier und da den Ausdruck zu bemängeln, z. B. S 10 Z. 1 u. 2 v. o., S. 14 Z. 13 v. o. („unberechtigt" und „falsch" sind keine identischen Begriffe), S. 47 Z. 6 u. 7 v. o., wo die beiden Universitätsstädte in umgekehrter Reihenfolge genannt werden mufsten. Dazu noch einige sachliche Ausstellungen. Eine kurze Definition der Ausdrücke: Romantik und Romantiker (S. 20. 21) ist doch, gerade auch für Repetitionen, mindestens erwünscht. Der Untertertianer braucht wohl (S. 21) in seinem Schulbuche auf Chamissos „Frauenliebe und -leben" noch nicht hingewiesen zu werden, auch nicht darauf, dafs Uhlands Dramen „keinen grofsen Erfolg errungen haben". Wie kann (ebenda) Heine, „ein frivoler Mensch, dem nichts heilig war, als lyrischer Dichter zu unsern bedeutendsten gehören"? Es mufs doch auch vor dem Schüler wenigstens ein Versuch der Erklärung dieser Thatsache gemacht werden, etwa in Anlehnung an Martin (Wackernagels Gesch. d. deutsch. Litt. II S. 634, ein Buch, das Hofmann überhaupt nicht citiert), oder man schweige vor solchen Ohren von den Schattenseiten in Heines Charakter. Zu dem von Fabel und Parabel handelnden Passus (S. 29 einschliefslich der das Tierepos betreffenden Stelle S. 54) ist Alb. Fischers bekannte Abhandlung, Berlin 1892 zu vergleichen. Anderseits dürfte die homerische Frage (S. 30) noch nicht in Obertertia aufzurollen sein; auch wird man hier noch nicht Schillers philosophische Schriften (S. 38) lesen wollen. S. 48 läfst man Lessings Mängel, dünkt mich, bei

vorlauten Untersekundanern besser auf sich beruhen. S. 52 würde ich, statt ein blofses Citat zu geben, lieber ein Beispiel für das Ghasel bringen, das Vollreim vor dem Wiederholungsworte zeigt. Auch weifs ich nicht, warum S. 25 neben „Satztakt" nicht auch von „Verstakt" gesprochen wird. Ilias und Odyssee, Nibelungenlied und Gudrun (S. 53) sind auch heroische Epen und bekanntlich in den beiden erstgenannten Dichtungen der daktylische Hexameter der „heroische Vers". Die Definition von Volks- und Kunstepos (ebenda) giebt keine klare Scheidung der Begriffe (besser z. B. auch Rumpel, Elemente der Poetik S. 37 f.). Inwiefern (S. 55) eine „Wegwendung" bei der apostrophischen Anrede stattfindet, ist dem Schüler doch sicher so zu sagen, dafs er es sich einprägen kann, schon um ihn nicht jede Anrede für eine Apostrophe halten zu lassen (vgl. u. a. Rich. Volkmann, Hermagoras S. 276).

Sind mir somit bei Durchsicht des Büchleins im einzelnen manche Bedenken aufgestiegen, so kann ich doch nicht leugnen, dafs es im ganzen seinen Zweck erfüllen wird, wenigstens da, wo man überhaupt geneigt ist, den Schülern einen derartigen gedruckten Abrifs in die Hand zu geben. Dem Lehrer wird er für Auswahl und Zusammenstellung des Stoffes nicht unwillkommen sein.

Pankow bei Berlin. Paul Wetzel.

O. Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen. Mit Bilderschmuck von Robert Engels. Band I—III. Leipzig 1901—1902, B. G. Teubner. Band I: XX u. 170 S. Band II: XX u. 175 S. Band III: XX u. 186 S. 8. 2,60 ℳ.

Dähnhardts Heimatklänge, wovon Band 1 und 3 bereits vor mehr als einem Jahre erschienen sind, liegen jetzt nach Vollendung des zweiten Bandes vollständig vor. Wenn der erste Band Proben der niederdeutschen Mundarten aus Marsch und Heide enthält, bringt der zweite solche aus dem mitteldeutschen Sprachgebiet, aus Rebenflur und Waldesgrund, während der dritte uns nach Oberdeutschland, in die Regionen des Hochlands und der Schneegebirge führt. Es sind meistenteils Gedichte; aber auch Prosastücke, ganze oder Fragmente, sind nicht wenige dabei. Der Stoff ist nicht nach Mundarten, auch nicht nach Landschaften geordnet, sondern nach den politischen Grenzen, den Bundesstaaten des deutschen Reiches, den Provinzen, den Distrikten der angrenzenden Länder deutscher Zunge. Dafs diese Einteilung den Sprachkundigen nicht befriedigen wird, entgeht dem Verf. der Auswahl keineswegs, aber er meint, dafs sie für seinen Zweck die angemessenere ist. Jedenfalls bringt sie keinen Schaden, zumal da ja auch die politischen Grenzen mit denen der Mundarten

so ziemlich zusammenfallen. Überdies hat die genaue Abgrenzung der Mundarten namentlich in Mitteldeutschland ihre Schwierigkeiten.

Verf. bedauert, durch die Rücksicht auf den zugemessenen Raum in der Auswahl beschränkt gewesen zu sein. Aber es ist durch eine stattliche Sammlung, in welcher etwa 180 Autoren, unter denen freilich der neuerdings mit Recht so beliebt gewordene Brinckmann fehlt, vertreten sind. Allerdings kommen dabei auf den einzelnen nur wenige Proben, selbst die Häupter der mundartlichen Dichtung, Hebel, Holtei, Klaus Groth, Reuter u. s. w. sind mit wenigen Nummern abgefunden. Dafür erhalten wir aber auch eine Übersicht über die mundartliche Litteratur, die sich vom Niemen bis zur Mosel, von der Nordsee bis nach Siebenbürgen erstreckt. Dafs dabei auch viel minderwertiges Gut verladen ist, kann nicht wundernehmen. Die mundartliche Dichtung bleibt im grofsen und ganzen doch wesentlich hinter der schriftdeutschen Litteratur zurück, der Schwank, die spafshafte Anekdote nimmt innerhalb derselben einen gar zu grofsen Raum ein. Die glänzenden Ausnahmen kennt jeder, die hervorragendsten Vertreter der mundartlichen Dichtung sind bekanntlich im hohen Norden und weit unten im Süden zu suchen; es ist, als ob dort, wo die Mundarten sich noch verhältnismäfsig rein und im kräftigen Wohllaut erhalten haben, auch die mundartliche Poesie am schönsten aufgeblüht sei. In der unverbrauchten vokalreichen und melodischen alemannischen Mundart haben Hebel und die Stöber gedichtet, Oberbayern und Österreich, wo die ungebrochenen, kräftigen und anheimelnden Naturlaute der bajuwarischen Mundart noch jetzt an des Minnesangs Frühling und Neidhardt von Reuenthal erinnern, hat Dichter wie Kobell, Stieler, Rosegger, Stelzhamer, Frauengruber und andere hervorgebracht. Dagegen ist Klaus Groth zwischen Nord- und Ostsee zu Hause, wo die vorzüglichste der niederdeutschen Mundarten, das weiche, wohllautende Holsteinische Plattdeutsch, herrscht. Nicht ganz so vielseitig und melodiös, aber doch kräftig und markant ist das Instrument, das Fritz Reuter mit bekannter Meisterschaft handhabte. Dagegen steht Mitteldeutschland zurück. Sehen wir von dem alten Franken Grübel und dem Pfälzer Nadler, denen Anerkennenswertes gelungen ist, ab, so sind es eigentlich nur die Schlesier, Holtei an der Spitze, die vollere Töne in ihrer Mundart angeschlagen haben. Und dazu stimmt wieder, dafs das Schlesische unter den mitteldeutschen Mundarten an charakteristischer Bestimmtheit und Modulationsfähigkeit bedeutsam hervorsticht. Doch dies nebenbei; hier soll ja nicht von den deutschen Mundarten im allgemeinen, sondern nur von einer Sammlung mundartlicher Dichtungen die Rede sein. Aber diese setzt uns auch in den Stand, nicht nur die Dichtungen selbst, sondern auch die Mundarten, in denen sie ab-

gefafst sind, prüfend zu vergleichen und genauer kennen zu lernen, wozu die reichlichen, aber leider allzu klein gedruckten Worterklärungen der Fufsnoten ein wesentliches Hülfsmittel gewähren.

Die Einleitung — sie ist auch dem zweiten und dritten Bande unverändert vorangedruckt — giebt eine Übersicht über die charakteristischen Eigenschaften der deutschen Volksstämme und eine vielfach auf eigener Erfahrung begründete Würdigung der Mundarten für die Zwecke des Unterrichts und ist mit einem erfreulichen Optimismus geschrieben. Das Buch ist vortrefflich ausgestattet: die Holzschnitte entsprechen in ihrer Derbheit dem Text, den sie illustrieren sollen, die Schwabacher Schrift mag uns erinnern, dafs wir keine Produkte der gewöhnlichen Kunst- und Lesedichtung vor uns haben. Zweifellos wird das Buch seinen Weg machen und bei jung und alt gut aufgenommen werden; es hat das Verdienst, einen grofsen, aber so gut wie verschlossenen und abgelegenen Schatz wenigstens einigermafsen zugänglich gemacht zu haben.

Weimar. F. Kuntze.

---

1) Ludwig Geiger, Goethes Leben und Werke. Einzeldruck aus „Goethes sämtliche Werke". Vollständige Ausgabe in 44 Bänden. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. Mit zwei Bildnissen, Faksimile und Registerband. Leipzig 1902, Max Hesse. 200 S. kl. 8.

Der Verf. will keine Biographie im gewöhnlichen Sinne geben, und so zeigt denn auch schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis, dafs dem Leben nur ein geringer Raum gewidmet ist, den gröfsten Teil des Buches dagegen die nach einzelnen Gesichtspunkten wie Politik, Religion, Lyrik, Kunst, Dramen u. s. w. geordnete Darlegung von Goethes Schaffen und Schöpfungen bildet. Im Biographischen hätten die acht der Christiane Vulpius bestimmten Seiten wohl erheblich zusammengeprefst werden sollen, und die Beurteilung des Verhältnisses dürfte ebenso wenig nach jedermanns Sinn sein wie umgekehrt die über Herder und dessen Gemahlin gefällten Urteile, die viel zu scharf sind; auch darin endlich, dafs weder im Tasso noch im Egmont eine tragische Verfehlung zu sehen und Egmont nur eine Liebestragödie sei, vermag Ref. dem Verf. nicht zu folgen. Diese und einige andere Bedenken können ihn aber nicht hindern, das Buch zu empfehlen; wir gewahren auch hier wieder die ja längst bekannten Vorzüge des Autors, insbesondere das umfassende, gründliche Wissen, und können seiner Schrift nachrühmen, dafs sie ihren Platz in der Goethelitteratur behaupten wird. Von besonderem Werte erscheint der letzte, über die Briefe, Gespräche und Tagebücher berichtende Abschnitt; sehen wir davon ab, dafs die Bedeutsamkeit des Briefwechsels mit Schiller unterschätzt wird, so hat

sich der Herausgeber nicht minder durch die Charakteristik der Briefe überhaupt als der einzelnen Sammlungen und der Persönlichkeiten ein nicht geringes Verdienst erworben.

2) Gustav Freytag, Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894. Herausgegeben von Ernst Elster. Erster Band. Leipzig 1901, S. Hirzel. XXIII u. 480 S. gr. 8. 6 *M*.

Zu denjenigen unter den neueren, die für das Privatstudium in den oberen Klassen als obligatorisch anzusehen sind, gehört in erster Linie der Dichter von „Soll und Haben", der Herausgeber der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit"; es darf daher wohl an dieser Stelle die unter dem oben angeführten Titel unlängst erschienene Sammlung von Aufsätzen zur Kunst und Litteratur, Philologie und Altertumskunde mit Freude begrüfst werden. Wir lesen allerdings mit Staunen, dafs diejenigen der ehedem in den Grenzboten und im Neuen Reich erschienenen Aufsätze, die Freytag selbst in die Gesammelten Werke aufnahm, nur etwa den zehnten Teil von allen, die er überhaupt geschrieben, betragen, und dafs keineswegs nur die unwichtigeren Arbeiten zurückgehalten wurden. Mit vollem Rechte weist der Herausgeber in dem ausgezeichneten, trefflich der Einführung dienenden Vorworte auf die ungewöhnliche Fülle des Lebensstoffes hin, welche Freytag bewältigte, und die dieser Sammlung ihr charakteristisches Gepräge giebt. Von dem, was vielleicht hätte ausgeschieden werden können, wüfste ich neben einigen weniger bedeutenden Dramen und Romanen nur die beiden Julian Schmidt gewidmeten Aufsätze zu nennen; ein wahres Kabinettstückchen dagegen ist der Aufsatz „Goethe und der Scharfrichter Hufs zu Eger", und mit Besonnenheit werden Vorzüge und Mängel von Heyses Colberg abgewogen. Die 1872 der letzten Reckenburgerin gewidmete Anzeige ist noch heute nicht veraltet; zu den wertvollsten Perlen der Sammlung gehören sodann die aus der Fülle reichen Wissens geschöpften und doch nirgends ermüdenden Studien über das deutsche Volkslied und das deutsche Volksmärchen. Zum Erweise dessen endlich, dafs es „wohl nichts in diesem Leben gab, was Fr. nicht mit offenem Auge und frohem Sinn in sich aufgenommen hätte", erwähne ich die Aufsätze über Fidelio und den Tannhäuser, nicht zum wenigstens endlich die unter „Verschiedenes", sei es dafs wir über die Einrichtung von Hausgärten unterrichtet und in die Geheimnisse des Tabaksbaues und der Cigarren der Havannah eingeweiht werden, sei es dafs Fr. sich bemüht, Interresse für die Anlage gut ausgestatteter Hausbibliotheken anzuregen.

Berlin. Paul Nerrlich.

---

1) **Otto Boerner, La France. Sa Description, son Histoire et son Organisation politique et administrative. Sonderabdruck aus der zweiten Doppel-Auflage der Ausgabe A der Oberstufe zum Lehrbuch der Französischen Sprache. Mit einer Karte von Frankreich. Leipzig 1901, B. G. Teubner. 80 S. 8. 0,80 M.**

Es mag noch immer Anstalten geben, die beim französischen Unterricht Lehrbücher gebrauchen, welche der von den Reformern von jeher erhobenen, jetzt auch von den neuesten preußsischen Lehrplänen gestellten Forderung, in das Kultur- und Volksleben einzuführen, nicht ganz gerecht werden. Diesem Mangel möchte teilweise das vorliegende Heft abhelfen.

Der erste Abschnitt bietet eine ziemlich eingehende Beschreibung des Reiches. Er gliedert sich in drei Unterabschnitte, deren Inhalt die Überschriften: 1. *la France en général*; 2. *Paris*; 3. *Provinces* hinlänglich bezeichnen. Was hier zunächst auffällt, ist die Menge statistischen Materials. Wir erfahren nicht nur, wie viel Stufen zu der Höhe der *Notre Dame*-Türme führen, oder wie schwer der *Bourdon* ist, oder wie viel Arkaden die Gallerie des *Palais-Royal* zählt, sondern auch wie viel Hektoliter Branntwein in Frankreich erzeugt werden, oder wie viel Stück Hornvieh das Departement *Morbihan* aufweist. Unangenehmer macht sich die — man könnte fast sagen — Kritiklosigkeit bei der Auswahl des Stoffes bemerkbar. Von den Kanalverbindungen sind nur zwei erwähnt, und bei der Aufzählung der grofsen Eisenbahnen ist die Staatsbahn übergangen. Die Liste der Grofsstädte ist nicht vollständig, dafür sind unbedeutende Landstädtchen, wie *Cluses, Sallanches, Brignolles* aufgeführt. Von Ortschaften wie *St. Germain en Laye, Biarritz, Lourdes* erfährt man nicht einmal die Namen, ebenso fehlt *Nimes*, die Stadt diesseits der Alpen, welche die schönsten Baudenkmäler aus römischer Zeit enthält, und dessen antikes Amphitheater noch heute zu verschiedenen Aufführungen, auch zu den offiziell verbotenen Stierkämpfen benutzt wird. Am bedenklichsten ist aber der Umstand, dafs so viele Angaben gänzlich veraltet sind. *Paris* z. B. hat gegenwärtig nicht 1 800 000, sondern über 2½ Millionen Einwohner, und das *Palais de l'Industrie*, von dem es heifst: *On a supprimé récemment quelques-uns de ces quinconces* (in den *Champs-Élysées*) *pour y établir le palais de l'Industrie* wurde bereits 1855 für die damalige Weltausstellung errichtet, aber vor etwa 5 Jahren wieder abgetragen, um den Neubauten des *Petit* und des *Grand Palais* Platz zu machen. In welchem Widerspruche zu den Jeremiaden, die Pariser Sozialpolitiker bei Gelegenheit der letzten Volkszählung über den Rückgang bezüglich Stillstand Frankreichs angestimmt haben, steht da nicht die Behauptung: *La France est, après l'Angleterre, le premier pays du monde, quant à l'industrie et au commerce, et, sur beaucoup de points, elle est même supérieure à l'Angleterre.* Und wie verdutzt möchte wohl der Tourist in

Chamounix aussehen, der trotz der Versicherung: *On y admire surtout la grotte profonde et majestueuse creusée dans un glacier nommé mer de Glace, et d'où sort avec impétuosité l'Arveiron; c'est comme un palais de cristal orné de colonnes resplendissantes, dont les reflets azurés répandent leur teinte sur les eaux qui s'échappent de ce lieu avec fracas* an Ort und Stelle erfährt, dafs diese Grotte seit Jahrzehnten wegen des starken Rückganges des Gletschers fast verschwunden ist und nicht mehr besucht wird. Von dem grofsen Kolonialreiche, das Frankreich in Afrika erworben, weifs unser Buch nichts; ein Wunder, dafs nicht auch Elsafs und ganz Lothringen als französische Provinzen genannt werden.

Der zweite Teil giebt einen Abrifs der Geschichte Frankreichs von den ältesten Zeiten an bis zum 4. Sept. 1870. Er enthält der Hauptsache nach eine Kompilation von kurzen Abschnitten und einzelnen Sätzen aus *Magin*, *Grégoire* und *Barrau*, die teilweise recht geschickt zusammengeschweifst sind. Doch im ganzen macht sich der Mangel an Einheitlichkeit, relativer Vollständigkeit und Frische sehr fühlbar. Da fehlt z. B. *Philipps des Schönen* Kampf mit der Kurie oder sein Verfahren gegen den Templerorden; über *Richelieu* wird berichtet: *il avait achevé l'établissement de la monarchie absolue*, aber was darunter zu verstehen ist, das wird nicht gesagt; in ähnlicher Weise entbehren die Sätze über *Colberts* Thätigkeit: *Cet homme infatigable sut, par les mesures les plus sages, augmenter considérablement les ressources de l'État. Son activité s'étendit bientôt à toutes les parties de l'administration intérieure* jeder Erklärung durch konkrete Angaben.

Der dritte Teil handelt von der Verwaltung und Verfassung des Staates. Im Vergleich zu den vorhergehenden Abschnitten leidet er an einer gewissen Breite und Überfülle. So entfallen auf die Beschreibung der Kolonieen 10, auf ihre Verwaltung 14 Zeilen. Auch möchte Ref. bezweifeln, dafs die Verwaltung und Verfassung des Deutschen Reiches oder irgend eines Bundesstaates bei uns ebenso ausführlich besprochen wird. Jedoch hat dieser Teil, der fortwährend anregende Vergleiche mit unsern Verhältnissen gestattet, den grofsen Vorzug, dafs er fast keine Schiefheiten enthält.

Die zahlreichen Fufsnoten, meistens Verdeutschungen der selteneren Vokabeln oder Erklärungen der Eigennamen enthaltend, sollen wohl ein flottes unvorbereites Lesen ermöglichen: diesen Zweck dürften sie erfüllen. Allein die beigegebene Karte ist sehr mäfsig. Dafs ihr Mafsstab etwas klein ausgefallen ist, mag hingehen; dafs die Darstellung des Geländes sehr mangelhaft ist, darauf mufs man bei derartigen Karten schon vorweg gefafst sein: dafs sie aber in topographischer Beziehung so wenig Rücksicht auf den Text nimmt, das ist mindestens befremdend. So wird man nach *Dunkerque, Tréport, lac de Berre* vergeblich suchen.

Demnach ist das Facit kein günstiges. Ref. kann nur be-

dauern, dafs der Hrsg. bei der Kompilation des Stoffes sich auf sein sprachliches Wissen allein verlassen hat, ohne sich im Gebiete der Realien fachmännischer Mitwirkung versichert zu haben. Nach Gebühr werden Boerners Schulbücher gerühmt. Wenn dieser Ruf erschüttert werden könnte, würde es am ehesten durch das vorliegende Büchlein geschehen.

2) J. R. Rahn, Wörterbuch zum Bilderatlas für französische Conversation A travers Paris et la France. Bielefeld u. Leipzig 1901. Velhagen & Klasing. VI u. 68 S. 8. 0,80 *M.*

3) J. R. Rahn, Cours de Conversation pour le recueil de gravures A travers Paris et la France. (Ursprünglich Dresden im Selbstverlage.) Bielefeld u. Leipzig (ohne Jahreszahl), Velhagen & Klasing. 56 S. 8. 2 *M.*

In seinem Bilderatlas: *A travers Paris et la France* hat der Verf. 28 Genrebilder vereinigt, um „das Leben und die Eigenart des fremden Volkes zu zeigen und zugleich den Unterhaltungsstoff über Vorkommnisse des täglichen Lebens zu bieten". Wie mannigfach der gebotene Stoff ist, ergiebt schon die einfache Angabe der Bilderbezeichnungen. 1. *le Tramway des Champs-Élysées*, 2. *premier soleil au jardin du Luxemburg*, 3. *le seau improvisé*, 4. *l'Asile Léo Délibes*. 5. *le petit Noël*, 6. *l'École des Forains*, 7. *les récentes chaleurs à Paris*, 8. *le serpent échappé*, 9. *le Musulman et la Chambre*, 10. *une famille nombreuse*, 11. *manœuvres des Secouristes de guerre*, 12. *le marché aux fleurs*, 13. *la collision en Seine*, 14. *la soupe aux Halles le matin*, 15. *le Cortège de la Mi-Carême*, 16. *le pari des Coltineurs*, 17. *le théâtre chez les Alpins*, 18. *le vaguemestre*, 19. *le billet de logement*, 20. *naufrage du „Labourdonnais"*, 21. *le pardon des Islandais à Paimpol*, 22. *le Jour des Morts en Bretagne*, 23. *sur la Terrasse*, 24. *Marie-Antoinette au Petit-Trianon*, *25. à la Barrière de Berry*, *26. les dragons à Gravelotte*, *27. la défense de Rambervillers*, *28. les soldats français à la Canée*. Im Anschlufs an diesen Atlas hat er die beiden genannten Hilfsbücher veröffentlicht.

Was das erstere betrifft, so möchte wohl keiner, der französische Sprechübungen an bildliche Darstellungen oder auch an die unmittelbare Umgebung anknüpft, die Zweckmäfsigkeit eines solchen bezweifeln. Es genügt ja nicht, die Gegenstände und Vorgänge in der fremden Sprache zu bezeichnen, sondern diese Bezeichnungen müfsten an die Tafel geschrieben und dann — mit den obligaten Fehlern — von den Schülern in die eigenen Hefte eingetragen werden. Diesen Zeitverlust vermeidet ein Vokabularium, zugleich aber ermöglicht es Wiederholungen und auch Vorbereitungen. Über die Art der Anordnung dagegen werden die Ansichten weit auseinander gehen. Der Verf. hat ein Verfahren eingeschlagen, dafs den Beifall mancher Lehrer finden dürfte. Zu jedem Bilde sind die Vokabeln gesondert an-

gegeben und zwar in je zwei Gruppen. Zunächst für den Anfangsunterricht — eine sinngemäfse Zusammenstellung von Hauptwörtern mit den zugehörigen Verben und Adjektiven zur einfachen Benennung und Beschreibung der abgebildeten Gegenstände; hierauf — für die höhere Unterrichtsstufe — sämtliche Ausdrücke, die zum Verständnis des dem Atlas beigefügten (französisch geschriebenen) *Appendice* zum Führen freierer und eingehenderer Gespräche notwendig wären. Inwiefern aber die Auswahl und Verteilung der Vokabeln den Abbildungen entspricht, das entzieht sich der Beurteilung des Referenten, da ihm der Bilderatlas selber nicht vorgelegen hat. Doch weist schon eine flüchtige Durchsicht des Vokabulariums einige charakteristische Züge auf. Vor allem mufs die Reichhaltigkeit auffallen: wenn auch die meisten Eigennamen fehlen, wenn auch verschiedene Wiederholungen unberechnet finden, so werden sich hier dennoch über 5000 Vokabeln beisammen finden. Dafs die Vokabeln nur in der Bedeutung angegeben sind, die für die betreffende Stelle pafst, kann man unbedenklich als berechtigt zugeben; dafs aber die Phraseologie, die für die Unterhaltung ein so wesentliches Moment bildet, höchst kümmerlich abschneidet, mufs man für einen erheblichen Mangel ansehen. Auf Richtigkeit und Genauigkeit scheint der Verf. ein grofses Gewicht gelegt zu haben, auch von Druckfehlern ist das Buch fast gänzlich frei.

Eine hübsche Arbeit ist das zweite Werkchen. Es giebt, hauptsächlich in Frageform, eine erschöpfende Beschreibung der einzelnen Bilder mit mancherlei ungezwungenen Ausblicken auf Frankreichs Geschichte, Litteratur, Geographie und gesellschaftliche Zustände nebst Anknüpfungen an die eigene Umgebung und Erfahrung des Schülers. Der nachstehende Ausschnitt mag das Verfahren des Hrsg. kennzeichnen. *Vous voyez sur cette gravure une rue de Paris. Cette rue est-elle large ou étroite? Y a-t-il une rue aussi large dans notre ville? Quelle rue est très large chez nous? Nommez-m'en encore une autre? Qu'est-ce qui borde la rue de notre gravure des deux côtés? Ce sont deux rangées de platanes qui bordent la rue. Le platane n'est pas rare à Paris. C'est une espèce de platane que vous reconnaissez, très facilement à l'écorce. Celle-ci se détache en morceaux. On peut détacher des morceaux d'écorce avec le parapluie ou avec la canne. Répétez: A quoi reconnaissez-vous cette espèce de platanes? Comment appelle-t-on une rue plantée d'arbres? Oui, c'ést une avenue et celle-ci s'appelle avenue des Champs-Elysées. Pourquoi? Où commence-t-elle? Où conduit-elle? Que voyez-vous au bout de la rue? Savez-vous qui a fait construire cet arc de triomphe de l'Etoile? C'est Napoléon Ier. Donnez-moi quelques dates de la vie de Napoléon. Où a-t-il été exilé après sa deuxième chute? A Sainte-Hélène, n'est-ce pas? Autour de cet arc il y a un rond-point. Vous vous rappelez encore sans doute où nous en avons*

déjà parlé. C'était dans cette charmante nouvelle d'Alphonse Daudet: Le siège de Berlin u. s. w. Nicht wahr, eine recht ansprechende Art! — Leider haben sich auch einige Germanismen eingeschlichen. Doch störender als diese sind die zahlreichen Druckfehler: selbst in einem nicht geradezu für Schüler bestimmten Buche hätte die Korrektur sorgfältiger gemacht sein sollen.

4) Gerhard Strotkötter, La Vie Journalière oder Konversationsübungen über das tägliche Leben in französischer und deutscher Sprache. Leipzig 1901, B. G. Teubner. 56 S. gr. 8. 1,20 *M.*

Zur Förderung der französischen Sprechübungen in der Schule ist bereits eine stattliche Reihe von Hilfsbüchern erschienen, jedes mit besonderen Vorzügen, keines recht befriedigend. Bei dem vorliegenden Hefte wird man zweierlei unbedenklich anerkennen: die im allgemeinen richtige Auswahl des Stoffes und die sorgfältige Durcharbeitung im Einzelnen.

Nachdem wir ein Verhör über die gewöhnlichsten Verrichtungen des täglichen Lebens und über die verschiedenen Arten von Schulen sowie deren Einrichtungen glücklich überstanden, auch einer Unterrichtsstunde in einer französischen Anstalt beigewohnt haben, übernimmt der Verf. die sachkundige Führung durch eine Grofsstadt, wobei er alle unsere wifsbegierigen Fragen aufs treffendste beantwortet. Selbstverständlichfehlen dann nicht die obligaten Besuche in den verschiedenen Geschäften. Wir machen Einkäufe oder Bestellungen bei dem Buchbinder, dem Wäschehändler, dem Schneider, dem Schuhmacher, dem Uhrmacher. Ein Besuch bei der gnädigen Frau wird mit der Einladung zu einem feinen Mittagessen belohnt, und zuletzt machen wir einen Ausflug aufs Land, der uns mit dem Leben und Treiben auf einem Bauernhof, den Herrlichkeiten des Waldes vertraut macht und mit einem aussichtsreichen Spaziergange auf der Hochfläche von *Boulogne sur mer* endet. Sonach ist mit Ausnahme des ganz unentbehrlichen Kapitels vom Reisen, das, wie der Verf. entschuldigend erklärt, aus Raummangel nicht berücksichtigt werden konnte, im engern Sinne beinahe alles, was „zu den regelmäfsigen Vorgängen und Verhältnissen des wirklichen Lebens“ gehört, in den Sprechübungen verwendet.

Die beigefügte Übersetzung wird manchem, der mit den entsprechenden deutschen Wendungen in Verlegenheit kommen könnte, und vor allem denen, die keine oder sehr geringe Kenntnisse im Französischen besitzen, willkommen sein. Wäre sie nur, besonders in Bezug auf Provinzialismen, einer ebenso genauen Durchsicht unterzogen worden wie der französische Text!

Sehr wertvoll sind die Fufsnoten. Sie geben gelegentlich Erklärungen in nur französischer Sprache, meist aber mit deutscher Übersetzung eingehende, freilich sehr oft über das Bedürfnis der Schule weit hinausreichende Erweiterungen des Wortschatzes und der Phraseologie, mit besonderer Berücksichtigung

der Sprichwörter; zugleich bieten sie zahlreiche Zusammenstellungen von sachlich oder sprachlich verwandten Wörtern und Redensarten, die, wie es die Lehrpläne wünschen, wohl geeignet sind, „nicht blofs die sprachlichen Kenntnisse zu befestigen, sondern auch das Interesse zu beleben".

Demnach ist das Büchlein für das Privatstudium wie für die Hand des Lehrers sehr zu empfehlen. Aber für die Schule eignet es sich weniger. Zunächst sind einige Partieen — auch im Haupttext — viel zu eingehend behandelt. Wie viel Mühe müfste es kosten, um Stellen dem Gedächtnisse einzuprägen und dann durch fortwährende Wiederholungen vor dem Vergessen zu behüten wie: *Le boulanger pétrit la pâte dans le pétrin* (*ou*: *la huche*), *et cuit les pains dans le four.* Oder: *Le menuisier fait des meubles, en sciant* (*avec la scie*), *rabotant* (*avec le rabot sur l'établi*) *et collant* (*avec colle*). Oder: *Oui, aussi la basse-cour est-elle bien entretenue. Même le fumier est proprement rangé dans un coin. Voyez-vous ce gros porc qui s'y roule et l'autre qui s'y mulote? . . . Je vois aussi là-bas des canards et des oies. Comme ils lissent leurs plumes! Ils sont d'une blancheur éclatante; on ne croirait jamais qu'ils aiment à barboter dans l'eau si bourbeuse de cet étang. Et quel pêle-mêle de cris on entend ici! Oui, les moineaux pépient, les pigeons roucolent, le coq chante cocorico, les poules et les canards caquettent, les oies cacardent, les grenouilles coassent, les porcs grognent, et même le chien, qui n'aime pas la musique, aboie. Si nous entendions aussi les ânes braire, les chevaux hennir, les vaches mugir, les brebis bêler et les chats miauler* etc. Doch Kürzungen sind ja im Unterricht gestattet. Bedauerlicher ist es schon, dafs sich der Verf. in übertrieben ängstlicher Weise an einen Ausdruck der preufsischen Lehrpläne von 1891 anklammert („Der Stoff — zu den Sprechübungen — wird entweder aus der Lektüre oder von Vorkommnissen des täglichen Lebens entnommen") und deshalb die wichtigen Kapitel über das Wetter, den menschlichen Körper, die Wohnung, Kleidung, Gesundheit, Familie u. s. w. grundsätzlich ausgeschieden hat. Dabei liefert er selber den Beweis, dafs derartige Gespräche, die zwischen einem Ausländer und einem Franzosen etwa in Paris gehalten werden könnten, sich garnicht auf das Gebiet der Thätigkeiten beschränken können, indem er zu wiederholten Malen mit der Frageform *Qu'est-ce que* Zuständliches in den Bereich seiner Unterhaltung zieht (*Qu'est-ce que les cristaux? Qu'est-ce que les émaux? Qu'est-ce qu'une jetée?*). Am bedenklichsten jedoch ist der Umstand, das das ganze Werkchen nur aufs öde Auswendiglernen zugeschnitten ist. Gewifs ist das Französische hauptsächlich zu praktischen Zwecken in den Lehrplan der gymnasialen Anstalten eingeführt. Aber bald genug hat man mit dem Sprachmeistertum aufgehört, und die Zugeständnisse, welche die preufsischen Lehrpläne der sogenannten direkten

Methode machen, laufen eigentlich nur auf die Forderung hinaus, dafs der Unterricht sich nicht mit dem Verständnis der Schriftsprache allein begnügen soll. Noch immer bildet die Lektüre den Mittelpunkt, und die Sprechübungen haben nicht nur die Erwerbung einer gewissen Zungenfertigkeit, sondern — und zwar vorzugsweise — die Übung des Gehörs zur Aufgabe. Wie viele hat es gegeben und giebt es noch, die trotz aller Vorkenntnisse, und obgleich sie sich selber leidlich ausdrücken können, doch bei praktischen Sprechversuchen kläglich stranden, weil sie nicht im stande sind, das freie gesprochene Wort zu erfassen, zu verstehen! Diese Übung wird aber nie und nimmer dadurch erworben, dafs dem Schüler die Fragen und Antworten fein säuberlich gedruckt vorgelegt werden. Vielmehr mufs der Lehrer der fremden Sprache soweit mächtig sein — gottlob, es ist von Staatswegen in den letzten Jahren vieles geschehen, um solche Lehrer zu beschaffen —, dafs er, zwar in einfacher Form, aber stets frei! in Anlehnung an die Lektüre, an die unmittelbare Umgebung wie an die sonstigen häufiger vorkommenden Gegenstände und Ereignisse des täglichen Lebens den Schüler zum mündlichen Verkehr auf diesen Gebieten befähigt. Ein sachlich geordnetes Vokabularium, das zugleich das notwendige Phrasenmaterial enthielte, würde hierbei ausgezeichnete Dienste leisten. Doch ein solches Vokabularium ist das vorliegende Heft nicht. Dasselbe kann folglich nur solchen Schulen empfohlen werden, deren Lehrer über die eben angedeutete Sprachfertigkeit garnicht verfügen, oder die sich vor der „Gefahr einer blofsen äufseren Abrichtung, eines geistlosen Betriebes, einer nicht wirklich bildenden Einwirkung“ (W. Münch in den Neueren Sprachen) wenig fürchten.

Deutsch Krone. A. Rohr.

F. Sommer, Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Latein. Heidelberg 1902, K. Winter. XXIII u. 693 S. kl. 8. 9 *M*, geb. 10 *M*.

Das Buch eröffnet eine „Sammlung indogermanischer Lehrbücher“, die sehr verdienstvoll zu werden verspricht und der von vornherein das Gepräge frischen Vorwärtsstrebens an die Stirne geschrieben ist, insofern als es fast lauter jüngere Gelehrte sind, die daran mitarbeiten. Sommer verfolgt das Ziel, in einem Bande von mäfsigem, aber nicht dürftigem Umfange Anfänger ohne zünftige Vorbildung in die Probleme und Ergebnisse der modernen lateinischen Sprachforschung einzuführen. So handelt es sich für ihn um die nicht leichte Kunst, streng wissenschaftliche Haltung mit Allgemeinverständlichkeit zu vereinen. Zweifellos hat er diese Aufgabe sehr gut gelöst. Überall hat man das wohlthuende Gefühl, dafs er Herr ebenso des Stoffes wie der

Methode ist. Diese handhabt er mit Sicherheit und Scharfsinn, und man darf das den Junggrammatikern zu zollende Lob, dafs sie den eigentlichen Schwierigkeiten nicht ausweichen, sondern entschlossen auf den Leib rücken, auch auf ihn erstrecken. Dafs es dabei hie und da ohne Kühnheiten nicht abgeht, daran ist eben der lückenhafte Zustand der Überlieferung und die hypothetische Beschaffenheit des ganzen Forschungsgebietes in erster Linie schuld; auch gehört immerhin ein gewisses Mafs linguistischer Schulung dazu, um zu erkennen, wie scheinbare Wagnisse doch methodisch wohl begründet sind. Am ehesten wird man vielleicht sagen können, dafs Sommer sich in einzelnen Punkten etwas zu unbedingt an den Altmeister unserer Wissenschaft, K. Brugmann, anschliefst, dem er sein Buch auch gewidmet hat. Bei aller Bewunderung für dessen unvergleichliches Riesenwerk würde man in manchen Fragen dem Verfasser stärkere Beachtung anderer Richtungen, wie sie beispielsweise von Fick, Bechtel, Joh. Schmidt vertreten werden, nicht verübeln. So wird S. XXI das *u* in *haus* dem *l* von *hals*, wie nach dem Vorgange von Sievers oft geschieht, gleichgesetzt und S. 48 von einem „einfachen Rechenexempel“ gesprochen. Allein die Lösung ist vielleicht zu einfach, um ganz richtig zu sein. Hier sind J. Schmidts Einwände in seiner Kritik der Sonantentheorie der Erwähnung sicherlich würdig, und auch die bestechende Zusammenstellung von *emō* mit *νέμω* n e h m e findet daselbst eine Beleuchtung, in der sie ziemlich unsicher erscheint. Dafs die l a n g e n silbischen Sonanten ($\underset{\circ}{\bar{l}}$, $\underset{\circ}{\bar{m}}$ u. s. w.) und am Ende auch die vorvokalischen $\underset{\circ}{l}^{l}$, $\underset{\circ}{m}^{m}$ u. s. f. von sehr stimmberechtigten Gelehrten mit Mifstrauen betrachtet und besonders mit Hilfe der Lehre vom Ablaut der mehrsilbigen Basen bezw. durch den Ansatz von əl, əm bekämpft werden, hielte ich für angebracht mitzuteilen. S. 97 (vgl. S. 141) wird, wie das freilich fast allgemein üblich ist, der Versiktus als eine Art der Tonverstärkung betrachtet. Es ist jedoch eine immer wieder, u. a. von E. Rohde in seinen Vorlesungen über Metrik aufgeworfene Frage, ob der im Altertum dafür angewandte Punkt nicht ein blofses Notierungszeichen war, entsprechend unserem Taktstrich. S. 96 wird der griechische Cirkumflex als zweigipflig angesetzt; die ursprüngliche Schreibweise ^ zeigt nur e i n e n Gipfel, s. auch Brugmann, vgl. Gr. I^{2}, 961; Gr. Gr.^{3} 151. S. 105 ist statt von Hoch- genauer von Stark-Ton zu reden. S. 136 und S. 642 scheint im Anschlufs an H. Petersen dem sog. Lachmannschen „Gesetz“ über die Längung des Vokals in Fällen wie *ăgō: āctus* zu viel Ehre angethan. Erstens erfordert es eine Reihe künstlicher Annahmen, und dann bleiben doch immer noch unerklärbare Gegenbeispiele übrig (aufser den von Sommer selbst genannten u. a. auch *fictus*, *pictus*); es wird geratener sein, sich vorläufig mit einer möglichst

genauen Feststellung des Thatbestandes zu begnügen und zuzugestehen, dafs die Regel für dieses kapriziöse Verhalten noch nicht gefunden ist. S. 146 *νεκύς* : *νέκυς*. S. (IX und) 170: die Buchstaben j und v werden trotz den triftigen Erwägungen des Verfassers besser durch i und u ersetzt, weil sie zu leicht die Vorstellung des mit unseren entsprechenden Lauten verbundenen, im Lateinischen aber fehlenden Reibungsgeräusches erwecken. S. 211 sind *mizer* und *caizaries* irgendwo überliefert? Wenn nicht, so gebührt ihnen das Kreuzchen an der Spitze, das sie als nur erschlossene Hilfsformen kenntlich macht. S. 259 *traiectus*: *trăiectus*; überhaupt wäre es für ein wissenschaftliches Buch sehr verdienstlich, wenn die Quantitätszeichen häufiger und folgerichtiger gesetzt würden. Wie viel hier noch zu thun ist, zeigt ein Blick auf das durchaus nicht unbrauchbare Büchlein von Anton Marx, vor dessen Verfasser Sommer vor allem die hier unentbehrlichen linguistischen Kenntnisse voraus hat. S. 316 gegen die Zurückführung von *igitur* auf *agitur* wendet sich B. Delbrück Synt. III 66 (vgl. auch Lindsay-Nohl, Lat. Gr. S. 650). S. 320 Auf das für die lebendige Aussprache so überaus lehrreiche Elisionsproblem wie auf die Sandhiwirkungen im allgemeinen gestatten wertvolle Schlüsse die neuerdings von E. Norden in seiner Antiken Kunstprosa (und allerjüngst von Wolff in einer Sonderschrift De clausulis Ciceronianis) ergebnisreich behandelten rhythmischen Satzendigungen. S. 363 *loca*: „das Gelände“. S. 496 ist *ūndecim* wirklich sicher und nicht blofs etymologisch vorausgesetzt? Die romanischen Fortbildungen weisen alle auf kurz *ŭ*, vgl. span. *once*, port. *onze*, katal. *onse*, provenz. *onze*, franz. *onze* (s. auch Ant. Marx a. a. O. S. 1 und 3). S. 511 *εἶμι* ist nicht eindeutig punktuell; s. Brugmann, Gr. Gr.[3] S. 474; 536 und W. Streitberg, Idg. Forsch. XI Anz. S. 59f. Gegen die Annahme perfektivierender Kraft der Präpositionen in Kompositis wendet sich H. Meltzer ebenda XII S. 319—379. S. 559 *φέρητε* „ihr möget tragen“: „ihr sollt tragen“; jenes wäre *φέροιτε*.

Diese Bemerkungen sind dazu bestimmt, im einzelnen zu zeigen, dafs der Berichterstatter F. Sommers Buch für eine warm zu empfehlende Leistung hält. Mögen besonders auch die Lehrer des Lateinischen an unseren Gymnasien, die sich nicht beim blofsen Drill beruhigen, sondern in die Bildungsgesetze der von ihnen im Unterricht behandelten Sprache einzudringen das Bedürfnis fühlen, von der ausgezeichneten Wegweisung, die sich ihnen hier darbietet, reichen Gebrauch machen!

Maulbronn. H. Meltzer.

F. Hahne, Kurzgefafste griechische Schulgrammatik. II. Teil: Syntax. Zweite Auflage. Braunschweig 1901, A. Graff's Buchhandlung. IV u. 127 S. 8. 1,60 ℳ.

Da die vor zehn Jahren erschienene 1. Auflage von F. Hahnes

griechischer Syntax sich einer im ganzen wohlwollenden Aufnahme zu erfreuen hatte, hat der Verfasser in der neuen Auflage von durchgreifenderen Änderungen abgesehen und sich darauf beschränkt, die von der Kritik seiner Zeit gerügten Mängel zu beseitigen und auch sonst durch eine präzisere Fassung der Regeln die Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen. Neu hinzugekommen sind in der 2. Auflage zwei kleine Abschnitte, von denen der erstere das Wichtigste über die Partikeln (Negationen, kopulative und disjunktive Konjunktionen, Fragepartikeln, konklusive und adversative Konjunktionen) bringt, der letztere Übungsbeispiele für die Repetition der wichtigsten Regeln aus des Moduslehre bietet. Wie diese Zugabe den meisten, die die Grammatik von Hahne benutzen, sehr erwünscht sein wird, so wird auch die Neuerung, dafs die Stichworte in den Regeln und den dazu gehörigen Musterbeispielen jetzt in gesperrtem Druck erscheinen, gewifs allgemein Beifall finden.

Hirschberg a. S. H. Rudert.

Ferd. Grussky, Griechisches Lesebuch für Klasse VI (Obertertia). Stuttgart 1901, Adolf Bonz & Co. Erstes Heft. V u. 55 S. 8. 1 ℳ. Präparation zu dem Griechischen Lesebuch, erstes Heft. 56 Sp. 8. 0,50 ℳ.

Der Verfasser hat seinem „Griechischen Übungsbuch" (vgl. diese Zeitschr. 1897 S. 496 ff.) jetzt ein Lesebuch folgen lassen, für das er den Stoff aus Herodot, Thukydides und Xenophon entnommen hat. Er bietet für die Obertertia als Lektürestoff den Anfang des zweiten Perserkrieges, Bilder aus dem peloponnesischen Kriege: den Überfall von Platää, den Ausgang des sicilischen Feldzuges, die Seeschlacht bei den Arginusen, den Feldherrnprozefs, die Schlacht am Ziegenflusse, den Fall Athens und drei Gespräche aus Xenophons Memorabilien. Herodots Sprache hat er in attisches Griechisch umgesetzt, die Erzählung unter Wahrung des Sinnes zusammengezogen und den Satzbau vereinfacht. Diese Stoffauswahl wird mit der Notwendigkeit begründet, das Interesse des Schülers durch einen fesselnden Stoff in anregender Darstellung zu wecken und den Schüler an einfachen Mustern einen kleinen Einblick in den Satzbau der fremden Sprache, einen gewissen Spürsinn für die zusammengehörigen Glieder gewinnen zu lassen. Diesen Anforderungen entspreche die Anabasislektüre nicht. Ich kann diese Auswahl nicht billigen. Die Anabasis ist hinsichtlich des Satzbaues und des Inhalts für den Obertertianer eine sehr gute Lektüre; ich halte es nicht für zweckmäfsig, dem Knaben auf dieser Stufe eine Lektüre zu bieten, die für reifere Schüler bestimmt ist, und endlich finde ich es nicht recht, dafs die Sprache Herodots in gewissem Sinne modernisiert wird. Im übrigen sind die Sätze vom Verf. nicht so einfach und übersichtlich gebildet, dafs ein schnelleres Fort-

schreiten in der Lektüre zu erwarten wäre; das scheint auch des Verf. Ansicht zu sein, da er sonst nicht so viel Übersetzungshilfen unter dem Texte gegeben haben würde. Die Hauptsache für den Unterricht in Obertertia bleibt die sichere Einübung der Grammatik; ist der Schüler sicher in der Formenlehre geworden, wird er später leichter und mit gröfserer Freude und in weiterem Umfange die Lektüre betreiben.

Die Präparation enthält die Vokabeln der Reihe nach, wie sie im Lesebuch auftreten; auf die Ableitung und den Bedeutungswandel der Wörter legt der Verfasser mit Recht den gröfsten Nachdruck.

In preufsischen Gymnasien wird das Buch schwerlich verwendet werden; die neuen Lehrpläne ordnen die Anabasislektüre für diese Klassenstufe an.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

Otto Jahn und Adolf Michaelis, Arx Athenarum a Pausania descripta. Dritte Ausgabe. Bonn 1901, Marcus & Weber. VII u. 140 S. 4. Dazu Tabulae arcem Athenarum illustrantes, 41 S. Zusammen 10 ℳ.

Aus dem schmächtigen Oktavbüchlein, welches 1860 zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen erschien, ist ein ansehnlicher Quartband mit beigefügtem Atlas geworden, ein urkundliches Werk, worin das litterarische, inschriftliche, bauliche und in Bildwerken erhaltene Material für unsere Kenntnis der athenischen Akropolis übersichtlich geordnet vorliegt. Eine zusammenhängende Beschreibung dieser heiligen Stätte haben wir nur von Pausanias; sie ist oberflächlich und von allerlei Exkursen durchzogen, nennt aber doch viel einzelnes und kann deshalb als Leitfaden dienen. Jahn gab sie 1860 in übersichtlicher Anordnung heraus und fügte unter dem Texte die wesentlichsten anderweitigen Erwähnungen der Bau- und Bildwerke hinzu; als Anhang gab er bemerkenswerte Bau-Inschriften vom Poliastempel und eine Auswahl der so zahlreich an Ort und Stelle gefundenen Weih-Inschriften; Michaelis zeichnete dazu einen genauen Plan der Akropolis mit Angabe der Höhenverhältnisse des Bodens und Grundrissen der beiden bekannten Tempel. Aber ein grofser Teil der Burgfläche war damals und auch noch 1880, als die zweite Auflage erschien, mit Trümmern bedeckt; nachher kam durch planmäfsige Aufräumung viel Neues zu Tage, wovon die Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts zu Athen erfreuliche Kunde brachten. Um so schwieriger aber wurde der Überblick über das Forschungsmaterial, welches in allerlei Inschriften und in Notizen entlegener Schriftsteller vorhanden ist. Michaelis hatte 1870 sein klassisches Werk über den Parthenon herausgegeben und die weiteren Forschungen mit unausgesetzter Teilnahme verfolgt; so lag es ihm nahe, das unter seiner Mitwirkung entstandene Büchlein zu einem umfassenden

Handbuche für die Beschreibung der gesamten Burg auszugestalten. Doch ist ein weises Mafs beobachtet und Eingehen auf Streitfragen vermieden worden; nur über die Benennung der Tempel ist in der Vorrede eine bestimmte Ansicht ausgesprochen, die der von Dörpfeld, dem um die Ausgrabungen hochverdienten Forscher, entgegentritt.

Dem Texte des Pausanias ist ein sachlicher Kommentar untergelegt, der die bezüglichen Stellen aus der Litteratur und den Inschriften vollständig anführt. Der epigraphische Anhang ist bedeutend vermehrt; er giebt aus den zahlreichen Übergab-Urkunden der Schatzmeister nur die wichtigsten, auf Bau- und Bildwerke bezüglichen Stellen, dagegen die Bau-Urkunden des Poliastempels vollständig und neugeordnet, aber ohne Kommentar. Die Einleitung bildet eine chronologische Übersicht der Geschichte der Akropolis, zusammengesetzt aus Angaben der antiken Schriftsteller bis in die byzantinische Zeit und kurzen lateinischen Sätzen des Verfassers, die bis in die neueste Zeit führen; der letzte lautet: Parthenon post terrae motus a. 1893 ruinam minans sumptibus eiusdem societatis [archaeologicae Atheniensis] restituitur 1895—1901. Als Anhang zu dieser Einleitung sind die sonst schwer zugänglichen Beschreibungen der Burg, die sich in den Werken älterer Reisender von 1395 bis 1676, z. B. des Kyriakos von Ancona, finden, abgedruckt. Die 40 Tafeln des Atlas geben in reicher Fülle Pläne und Ansichten von den Bauten der Burg, auch von den am Südabhange liegenden (Theater des Herodes Attikos, Asklepieion, dionysisches Theater), dazu Abbildungen von Münzen, Gemmen, Vasen, Thon- und Marmorfiguren, aus denen man die verschiedenen Standbilder der Göttin Athena, die einst den Hauptschmuck der Burg bildeten, wiedererkennen kann. Kurze Erklärungen in lateinischer Sprache sind beigefügt.

Dieses reiche Material bedarf nun allerdings der Interpretation. Wer es ohne nähere Kenntnis ansieht, kann den Reichtum des Inhalts nicht würdigen. Die zugänglichsten, aber nicht erschöpfenden Schilderungen der Burgbauten hat Ernst Curtius gegeben in der sechsten Auflage der Griechischen Geschichte (Bd. 2, 331 ff., erschienen 1888) und in der Baugeschichte von Athen (1891). Mit Hilfe derselben kann sich ein Leser, dem griechische Kunstgeschichte und Epigraphik nicht fremd sind, schon zurechtfinden, wenn er die Nachrichten unseres Buches mit den Tafeln vergleicht. Der älteste Tempel, in den Urkunden öfters *ὁ ἀρχαῖος νεώς* genannt (S. 65), war der Stadtgöttin, Athena Polias, geweiht und stand in Verbindung mit dem Komplex von Bauten, den man Erechtheion nennt. Tafel 26 und 27 zeigen, wie man sich die einstige Einteilung der jetzt seit langer Zeit vereinigten Räume zu denken hat: nach Osten lag der Poliastempel mit sechssäuliger Vorhalle, nach Westen der Tempel des Poseidon Erechtheus (S. 66) mit Vorhalle, in

der die Grube mit Meerwasser war; diese nach Westen geöffnete Vorhalle wurde, vermutlich in perikleischer Zeit, geschlossen und dem dadurch gewonnenen Tempelraum eine nördliche und eine südliche Vorhalle angefügt. Die letztere, in welcher Jungfrauenbilder das Gebälk tragen, greift in die noch erkennbaren Fundamente eines langen Tempels über, der mehr nach der Mitte der Burgfläche hin lag, aber sie trifft nur das Fundament des äufseren Säulengangs; der eigentliche Tempel kann sehr wohl südlich von dem Erechtheion mit seinen Ausbauten gestanden haben, vgl. Tafel 5. Er wurde ebenso wie der Poliastempel und das Erechtheion von den Persern 480 zerstört: das beweisen die im Schutt gefundenen Reste seiner Skulpturen (S. 8 und Tafel 4); erbaut hat ihn vermutlich Peisistratos, als er die Feier der grofsen Panathenäen anordnete. Eine Inschrift aus dem Jahre Ol. 73,4 = 485/4 (S. 99, CIA. IV 19) bezeichnet ihn als Hekatompedon; auf ihn bezieht sich die Stelle des Hesychios, die von dem später erbauten Parthenon sagt, er sei 50 Fufs länger als der von den Persern verbrannte Tempel (S. 54). Er wird gleich den beiden andern wiederhergestellt worden sein, doch ohne Säulenumgang; die in den Fundamenten noch erkennbaren Nebenräume (*οἰκήματα*) hinter der Cella mögen als Schatzkammer gedient haben, bis im Jahre Ol. 85,3 = 438/7 der Parthenon fertiggestellt war. Die Volksbeschlüsse von Ol. 86, 2 u. 3 (CIA. I, 32) über die Schatzverwaltung beziehen sich jedenfalls auf den Hinterraum des Parthenon (S. 95, 96), dessen Hauptraum in den Inschriften (CIA. II 667. 670. 727 u. a., S. 98) als *νεὼς ἑκατόμπεδος* bezeichnet wird.

Zu diesen vier Tempeln tritt noch ein fünfter. Unter dem Parthenon ist der Unterbau eines älteren Tempels zu Tage gekommen, der vermutlich aus Kimons Zeit stammt, aber niemals vollendet wurde; Tafel 8 zeigt, wie sein Grundrifs mit dem des Parthenon beinahe zusammenfällt. Auch über die Anlage der Propyläen und ihre Nebenbauten ist man, wie Tafel 17 zeigt, jetzt nach genauer Untersuchung des Bodens besser als früher unterrichtet. Ihr Bau war im Jahre 432 vollendet; die von Mnesikles noch geplanten beiden Seitenhallen kamen wegen des peloponnesischen Krieges nicht zur Ausführung. Am Poliastempel aber wurde während des Krieges gebaut, wie die Bau-Urkunde von Ol. 92, 4 = 409/8 (CIA. I, 322) beweist. Unter dem *παλαιὸς νεώς*, welcher Ol. 93, 3 abbrannte (Xen. Hell. 1, 6, 1), ist der Peisistratische Tempel zu verstehen. Vgl. Busolt, Griech. Gesch. 1,[2] 340.

Ebenso grofses Interesse wie die Bauten erregen die Bildwerke. Auf die Parthenonskulpturen wird in dem vorliegenden Werke nicht wiederum eingegangen, aber sehr belehrend sind die Erklärungen zu den von Pausanias in grofser Anzahl angeführten Weihgeschenken. Von manchen derselben haben sich die Fufsgestelle mit Inschrift gefunden, so von den Standbildern

des Diotrephes (S. 47), der Athena Hygieia (48), der Erdgöttin (52), des Perikles, Konon, Timotheos (78, 52). Der reiche Schmuck von Kunstwerken, den die Akropolis trug, eng verbunden mit der Geschichte der Stadt, tritt uns hier in seinen Hauptstücken entgegen; aber wie viel mehr noch vorhanden war, zeigen die vielen Künstler- und Weih-Inschriften, die S. 113—138 mitgeteilt sind. Noch in der römischen Kaiserzeit sind hier Standbilder und Ehrendenkmäler in grofser Zahl aufgestellt worden. Unmittelbaren Einblick in das athenische Leben gewährt das aus den Bauurkunden des Poliastempels ausgezogene Verzeichnis der bei diesem Bau beschäftigten Künstler und Handwerker (S. 111), ebenso die S. 90f. mitgeteilten Inschriften der Sitze des Theaters, welche besondere Ehrung der sonst in Athen wenig hervortretenden Priester zeigen.

Es wäre eine dankbare, aber nur mit Beihilfe künstlerischer Phantasie lösbare Aufgabe, aus diesem mannigfaltigen, aber doch meist nur in Bruchstücken vorliegenden Material eine lebensvolle Schilderung der Akropolis, von ihrem einfachen Zustande in ältester Zeit ausgehend, zu entwerfen. Dafs dies in den Hauptzügen mündlich beim Unterricht geschehe, dazu bietet das Werk den trefflichsten Anhalt.

Lübeck. Max Hoffmann.

Lysiae orationes. Edidit Theodorus Thalheim. Editio minor. Lipsiae MCMI in aedibus B. G. Teubneri. XX u. 268 S. 8. 1,20 *M*.

An die Stelle der Textes-Rezension von C. Scheibe ist die obengenannte Lysias-Ausgabe getreten. Sie wird als editio minor bezeichnet; die editio maior enthält unter dem Text den kritischen Apparat. Jene soll wohl eine Schulausgabe sein; aber sie bildet ein Mittelding zwischen einer für die Wissenschaft und einer für die Schule bestimmten Ausgabe. Dem Forscher genügt sie nicht, weil der text-kritische Apparat fehlt und die den Inhaltsangaben beigefügten litterarischen Nachweise unvollständig sind, über die Bedürfnisse der Schule geht sie hinaus, weil sie litterarische Nachweise enthält und die von dem Scheibeschen Texte abweichenden Lesarten in gesperrtem Druck aufführt. Doch ist es bei manchen gesperrt gedruckten Wörtern nicht ersichtlich, warum sie durch diese Art des Druckes hervorgehoben sind; sie finden sich auch in anderen Ausgaben vor, in der von Scheibe wie in der von Cobet besorgten und in mehreren kommentierten. Der Herausgeber hat von Dobree, Sluiter, Francken, Kayser u. a. und wohl auch eigne Konjekturen in den Text aufgenommen. Diese Zeitschrift ist nicht der Ort, ihre Richtigkeit zu prüfen; nur auf zwei Stellen möchte ich kurz hinweisen.

XXX 4 haben die Ausgaben: *καὶ γάρ τοι, ὦ ἄνδρες δικασταί, ἐπειδὴ ἐκείνων δίκην οὐ δέδωκεν, ὁποίαν καὶ νῦν τὴν*

ἀρχὴν κατεστήσατο; ὅστις πρῶτον μὲν τέτταρα ἔτη ἀνέγραψεν, ἐξὸν αὐτῷ τριάκοντα ἡμερῶν ἀπαλλαγῆναι. Frohberger schrieb in seiner kleinen Ausgabe ... *οἵαν καὶ νῦν τὴν ἀρχὴν κατεστήσατο*, er fafste den Satz als einen Ausruf. Thalheim schreibt ... *ὁμοίαν* ... *κατεστήσατο, ὅστις* ... *ἀπαλλαγῆναι*. Das verallgemeinernde Relativpronomen ist hier wohl nicht am Platze, da es sich auf ein genau bestimmtes Wort, hier das Subjekt zu *κατεστήσατο* bezieht. Ich schlage vor , ... *ὁποῖος* ... *κατεστήσατο, ὅστις* ... *ἀπαλλαγῆναι* zu lesen. Solche Verbindungen finden sich bei Lysias öfter, z. B. XXX 9 ... *περὶ τῶν τοιούτων ἀνθρώπων τὰς τοιαύτας κατηγορίας ἀποδέχεσθαι, οἵτινες* ... *δημοτικοί φασιν εἶναι.* XXX 19 *πῶς δ' ἄν τις εὐσεβέστερος γένοιτο ἐμοῦ, ὅστις ἀξιῶ* ... *θύειν;* XIX 17 *καίτοι* ... *ὅστις* ... *ἔγημε* ..., *πῶς οὐκ εἰκός περὶ τούτου πιστεύειν* ...; XX 13: *πῶς δ' ἄν τις γένοιτο δημοτικώτερος, ἢ ὅστις* ... *κατέλεξεν;*

XVIII 14: *ἐζημιώσατ' αὐτὸν βουλόμενον.* Gegen diese Lesart habe ich mich in meiner Dissertation (Quaestionum Lysiacarum specimen, Halle 1873) ausgesprochen und die Zustimmung von Frohberger im Philologischen Anzeiger 1874 S. 180f. gefunden.

Wenn man einige Reden des Lysias in der Schule lesen lassen will — ich halte sie im allgemeinen wegen der ziemlich verderbten Textüberlieferung und wegen der Form der Rede, über die doch so grofse Meinungsverschiedenheit herrscht, nicht für besonders geeignet —, so genügt es, wenn die wenigen Reden, die überhaupt in Frage kommen können, in einer Textausgabe zusammengestellt würden.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

G. F. Schoemann, Griechische Altertümer. Vierte Auflage. Neu bearbeitet von J. H. Lipsius. Zweiter Band: Die internationalen Verhältnisse und das Religionswesen. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. 644 S. gr. 8. 14 *M*.

Fast drei Jahrzehnte sind vergangen, seit die dritte Auflage von Schoemanns Griechischen Altertümern erschien, fünf Jahre, seitdem Lipsius' Neubearbeitung uns den ersten Band brachte. Wie in diesem, so hat der Bearbeiter auch jetzt die ganze Anlage des Werks unberührt gelassen und nur die Änderungen vorgenommen, die der gegenwärtige Stand der Wissenschaft erforderte. Der aufmerksame Leser bemerkt, dafs ihrer nicht wenige sind, aber wirklich umgestaltend sind sie nur hie und da, und dafs das anging, beweist die Vortrefflichkeit des Buches. Ein nicht geringeres Zeugnis dafür ist aber auch die ungleiche Verteilung der Zusätze und Veränderungen auf die einzelnen Kapitel. Mehrere Abschnitte, für die die Inschriften wenig neues Material

geliefert hatten, sind fast ganz so geblieben, wie sie waren, andere erforderten mehr oder minder starke Eingriffe, nicht weil Schoemann etwas übersehen oder falsch geurteilt hatte, sondern weil ihm die heute fliefsenden Quellen noch verschlossen waren. Es hat sich also wohl gelohnt, dafs die Herausgeber unendlichen Fleifs und viele Mühe an die Neubearbeitung gewandt haben. Und nicht nur Fleifs und Mühe, sondern, was mehr ist, Liebe; sie hätten ein eigenes Buch nicht mit gröfserer Hingebung schreiben können. Die Herausgeber — denn die umfangreichen Abschnitte 16 und 17 über Kultusbeamte und Feste (S. 419—568) und das vortreffliche Register (S. 609—644 gegen 11 Seiten der 3. Auflage) verdanken wir E. F. Bischoff, „der seinen Beruf dazu durch seine Arbeiten über die griechischen Kalender bewährt hatte" (Vorrede). Beide Gelehrte haben in demselben Geiste gearbeitet, mit derselben schonenden Zurückhaltung, Sachkunde und Gewissenhaftigkeit. Wenn von den 29 Seiten, die dem Texte zugewachsen sind, 18 auf den von Bischoff bearbeiteten Teil kommen, so liegt das wohl an dem Gegenstande, und trügt mein Empfinden und Urteil mich nicht, so meine ich versichern zu können, dafs Lipsius' Hoffnung, „die Duplicität des Bearbeiters werde sich dem Leser nicht zu sehr fühlbar machen", in Erfüllung gehen wird.

Ich will versuchen, die Arbeitsweise der Herausgeber zu charakterisieren, und dann auf die wichtigsten Zusätze und Änderungen hinweisen.

Wie grofs das Bemühen war, das Alte, vielen lieb und vertraut Gewordene zart anzufassen, ersehen wir schon aus wiederholt begegnenden leisen und doch genügend andeutenden Umwandlungen des Ausdrucks. S. 50 Schoemann „nach der wahrscheinlichsten Ansicht", Lipsius „nach einer schon im Altertum aufgestellten Ansicht"; 200, 8 Sch. „die zu beziehen sind", L. „die man bezogen hat"; 51 Sch. „man kann nennen", L. „man hat nun genannt"; 562 Sch. „kann unmöglich ohne", B. „ist möglicherweise nicht ohne"; 64, 3 Sch. „soll gewesen sein", L. „war", umgekehrt S. 545; oder es wird ein „wohl" hinzugefügt wie S. 73. Oft wird ganz stillschweigend berichtigt wie S. 62: Sch. 400 Fufs, L. 1000 F. (Breite des olympischen Hippodroms); 73 (von den Isthmien) Sch. in jedem ersten und dritten Olympiadenjahr, L. in jedem zweiten uud vierten; 126 Sch. jährlich fanden zwei Versammlungen (der Vertreter der achäischen Bundesstaaten) statt, L. fünf; 207 Sch. die Tempelthüren öffneten sich nach innen, L. nach aufsen. Vgl. 404, 1. 561, 2 u. ö. Häufig wird etwas Unrichtiges oder Überflüssiges einfach fortgelassen. So 328 die Angaben über die Geschichte des Branchidenorakels, 534 über die Zeit der Einführung des Isiskultes, 200 über die sog. Altäre der Strafsengötter, 378 die Melampodie, 553 die Etymologie des Namens Pan, 327 die Erzählung von der Schändung

der delphischen Orakelstätte durch Nero, 70 die Vermutung (zuerst von Thiersch), ein Tänzer habe bei Aufführung des pythischen Nomos den Gott selber, ähnlich wie ihn die Statue des Belvedere zeigt, dargestellt. Vgl. 278 Mitte, 323, 414. Das trifft besonders einige mythologische Bemerkungen Schoemanns. Nicht immer genügte es wie S. 318, wo es sich um das Wesen Apollons handelt, durch ein eingeschobenes „vielleicht" zu mildern oder als möglich zu bezeichnen und in der Darstellung zurücktreten zu lassen, was Sch. in den Mittelpunkt gestellt hatte, wie S. 405 die Ausführungen über die Bedeutung des Persephonemythos: die mehr als zweifelhaften natursymbolischen Deutungen der Aphrodite (545), des Herakles (561), der Dioskuren (559), die in der 3. Auflage recht zuversichtlich auftraten, fehlen, ebenso die Erklärung des *ἱερὸς γάμος* (539), die schon mit dem Monat, in den die Feier wahrscheinlich fiel, wenig stimmen würde, und die Vermutungen über die Gottnatur des Minos und Androgeos (563). Ich glaube, man hätte hierin ohne Schaden und ohne Verletzung der Pietät noch weiter gehen dürfen; schwerlich würde z. B. jemand in einem Lehrbuch der Griechischen Altertümer den Satz vermissen „Helena, die in der Dichtersage aus einer Mondgöttin zur Heroine umgewandelt worden ist" (560). Wo es angängig schien, hat man den Text unverändert gelassen, auch wenn sich Bedenken dagegen erhoben, und sich damit begnügt, in einer Anmerkung darauf hinzuweisen. So 375, 3. 378, 2. An andern Stellen hielt man es nicht für ausreichend, unhaltbar Scheinendes zu streichen, sondern ging in den Noten auf Schoemanns Ansicht ein, wie 581, 3, öfters polemisierend wie 101, 2. 362, 4. 569, 1. 380, 3. Die Berichtigungen sind so kurz und so unauffällig wie möglich; bisweilen half schon eine präzisere Fassung, schonend aber verfuhr man auch da, wo das Alte weichen mufste. Vgl. 72 über die Zeit der Nemeen, 203, 1 über die Bedeutung von *ἱερόν* und *τέμενος*, 225 über den Beschlufs nach dem zweiten Perserkriege die Staaten, die dem Feinde Beistand geleistet hatten, dem delphischen Gotte zu zehnten. Durchweg haben wir den, gewifs nicht zufälligen, Eindruck, die Bearbeiter vermeiden fast ängstlich hervorzutreten, sie suchen ihre Leistung eher zu verstecken als ins Licht zu stellen. Auch wo es sich nicht um Schoemanns sondern anderer inzwischen geltend gemachte Ansichten handelt, befleifsigt man sich grofser Zurückhaltung und Vorsicht im Urteil. Natürlich wird manches rückhaltlos acceptiert, anderes ebenso entschieden verworfen, aber oft auch nur registriert, wie 160, 2 Rohdes Herleitung des Heroenkultes, 379, 1 Ursprung der orphischen Lehren, 517, 5 die Erklärung des *θύραζε κῆρες*, 518, 5 die Bedeutung der *Χύτροι*. Bedenken werden gegen Useners Sonder- und Augenblicksgötter (144, 3), gegen Foucarts Herleitung der eleusinischen Mysterien aus Ägypten (387, 1) geäufsert, abgelehnt Reichels Erklärung des *βωμός* in ältester Ver-

wendung als Götterthron (198, 3), Körtes Datierung der eleusinischen Inschrift über die Lieferung der ἀπαρχαί (389, 2), Holwerdas Auffassung der ἀνάκτορα (402, 2). Bisweilen meint man unausgesprochene Polemik zu spüren (vgl. 405, 1 und Rohde Psyche I 289). — Die Zusätze beschränken sich oft auf wenige Worte, wie 331 Orakel in Telmessos, 554 über Kybele und Rhea, 559 Theoxenien für die Dioskuren. Ein möglichst vollständiges Verzeichnis der einschlägigen neueren Litteratur wird nicht angestrebt, von Wichtigerem aber wird man wenig vermissen (600, 4 war wohl auf Rohde Psyche I 222, 1; 366, 4 jedenfalls auf Psyche I 322ff. zu verweisen). Mehrfach sind Citate Schoemanns gestrichen und durch modernere ersetzt (z. B. 146, 4); auch sonst war es bisweilen möglich, durch Verkürzungen Raum zu sparen (z. B. 281, 9. 363, 1). Wie aus dem Text einiges in die Anmerkungen verwiesen wurde, ist umgekehrt mitunter eine Anmerkung in den Text eingearbeitet worden (z. B. 538, 549). Der Anhang der 3. Auflage (S. 579—600) ist fortgeblieben.

Ich verzeichne jetzt die wesentlichen Bereicherungen und Änderungen.

Der vorliegende Band zerfällt, wie schon der vollständigere Titel sagt, in zwei Hauptabschnitte: IV die internationalen Verhältnisse, V das Religionswesen. Der erste Teil ist in 10, der zweite in 21 Kapitel zerlegt, wie in der 3. Auflage. In Kap. 1 (allgemeine völkerrechtliche Grundsätze) ist namentlich der Passus über die Proxenie (S. 26 vgl. 52) umgearbeitet worden, aufserdem s. 13, 3 über den Verkauf und Loskauf der Sklaven und 21 über die Bedeutung von ἐχθρός. Stärker verändert ist das nächste Kapitel von den Amphiktyonieen. S. 35 und 43, die von der Geschichte des Bundes handeln, sind fast neu; auch S. 37 über die Beaufsichtigung des heiligen Landes, 39f. mit Anm. 5 über das Stimmenverhältnis der im Amphiktyonenrat vertretenen Staaten bringen Zusätze und Berichtigungen. Für das 3. Kap. vom delphischen Orakel sind aufser den Inschriften, die unsere Kenntnis des Kultpersonals erweitert haben (S. 52), Rohdes Ausführungen über die Förderung des Heroenkultes durch das Orakel (S. 49) vornehmlich fruchtbar gewesen. Im 4. Kap. von den Nationalfesten bringen Neues namentlich S. 58 über die Zeit der Olympien, 59 die Kultbeamten in Olympia, 60 die zeitliche Folge der gottesdienstlichen und agonistischen Feier, 64 die Hellanodiken, 66 die Ephedrie (nach Holwerda), 70 den pythischen Nomos. Aus dem 5. Kap. über die landschaftlichen Staatenvereine s. besonders S. 87 Thebens Machtstellung nach der Befreiung von der spartanischen Herrschaft und 90 über den arkadischen Bund. Aus Kap. 6 (die Kolonialverhältnisse) hebe ich hervor die Bemerkungen über die Besiedelung von Salamis durch athenische Kleruchen (99) und über die landsmannschaftlichen Vereinigungen von Ausländern (101). Fast nichts geändert ist

in Kap. 7 (die spartanische Symmachie) und 9 (der aitolische Bund). In Kap. 8 (die athenische Symmachie) ist aufmerksam zu machen auf S. 113 über die Mafsnahmen der Athener, sich der Bundesgenossen zu versichern, und 116 über die Verwaltung der Bundeskasse; in Kap. 10 (achaiischer Bund) auf die Bemerkungen über die Zeit der thebanischen Hegemonie (124), über schiedsrichterliches Eingreifen des Bundes (125), über den Bundesrat (128) und den militärischen Oberbefehl (129).

S. 133 beginnt der zweite Abschnitt über das Religionswesen. Das erste Kap. (allgemeine Charakteristik der griechischen Religion) ist im wesentlichen unverändert geblieben. Seinen eigenen Standpunkt deutet Lipsius 135, 2 an, er scheint sich von Schoemanns Auffassung nicht weit zu entfernen. Nicht ohne Einflufs ist Rohdes grofses Werk geblieben, wie z. B. gleich S. 138 zeigt, wo wir den Dionysosdienst nicht mehr, wie Schoemann wollte, aus dem Orient, sondern aus Thrakien hergeleitet finden. Umgearbeitet ist auch der Passus über Artemis (144); sonst erwähne ich noch die Bemerkungen über Beinamen, die eine besondere Seite derselben Gottheit hervorheben, so dafs sie in verschiedene Wesen gespalten scheinen könnte (145), und über die Fälle, wo die Gottheit selbst die Menschen in Schuld verstrickt (151). Kap. 2 handelt über das Verhalten des Staates zum Kultus. Hinzuweisen ist auf S. 171: eine Erlaubnis zur Errichtung von Heiligtümern für ausländische Gottheiten bei Volk und Rat nachzusuchen „war nur darum notwendig, weil ohne solche der erforderliche Grundbesitz nicht erworben werden konnte“; 172 über die Einführung des Kultes der Göttermutter und den Fackellauf an den Bendideen, 174 über die Einführung des delischen Apollokultes. Kap. 3 der Kultus als Idolatrie bringt hinzu S. 181 und 184 einiges über Spuren alten Fetischdienstes und 190 über das Material, aus dem man Götterbilder verfertigte. Des Neuen mehr giebt das 4. Kap. über Kultlokale: 197, 4 über die Heiligtümer der Hestia, 199 über die hornförmigen Hervorragungen an Altären, die sich aus den Voluten des ionischen Säulenkapitäls entwickelt haben, 203, 7 über Götterbilder und Epiphanien in Bäumen, 204 über Anlage und Umgebung der Tempel, 205 über die Tempel in der Altis und am Südabhang der Akropolis, 206 über Hypäthraltempel, 207 über die Entwicklung des Tempelbaus, 208, 1 über den Opisthodom, 209 über mehreren Göttern gemeinsame Tempel und Altäre, 211 über die angeblichen Agonaltempel, 212 über die sog. Adyta. Hier hatten die Ausgrabungen und die sich daran knüpfenden Untersuchungen in den letzten Jahrzehnten manches gelehrt. Was in Kap. 5 (Weihgeschenke) hinzugekommen ist, verdanken wir wiederum meistens den Inschriften; vgl. 220, 3 über das Heiligtum der brauronischen Artemis und 221 über die delischen Tempelinventare. Ziemlich dasselbe gilt für Kap. 6 (die Opfer)

wo wir Bereicherung unseres Wissens auch in erster Linie aus den Inschriften gewonnen haben. So über die *πυρφόρος*, die von Delphi reines Feuer nach Athen brachte (229), über die Vorschriften, in welcher Kleidung man das Heiligtum zu betreten habe (231, 1), über die sorgfältige Auswahl des Opferviehs (251). Mehrfach sind Einzelheiten berichtigt, z. B. 235 über Spenden, 237 über Rauchopfer, 241 und 249, 7 über das Geschlecht der Opfertiere, 245 über die *οὐλαί*, 253 über die *σφάγια*. Präziser behandelt ist die Überlieferung über das Opfer des Epimenides (259). Kap. 7 (Gebet), 8 (Fluch), 9 (Eid) konnten fast ganz unverändert bleiben. Das Neue beschränkt sich auf Bemerkungen über die Päane und die in Delphi gefundenen Hymnen (268 f.), die von Wünsch veröffentlichten defixiones (272 f.) und kleinere Zusätze (282 f.). Auch das 10. Kap. (Mantik) hat nicht viele Veränderungen erfahren. Hinzu gekommen ist einiges über Oionistik (291), über Würfelorakel (303), über die Beeinflussung apollinischer Mantik durch dionysisch-orgiastisches Wesen (309, vgl. 320), aufserdem kleine Berichtigungen und Hinzufügungen in den Anmerkungen. Ein wesentlich anderes Bild giebt das 10. Kap. (die Orakel). In Delphi und Epidauros hatte man grofse Ausgrabungen vorgenommen, und viele wichtige Inschriften waren ans Licht gekommen, Carapanos hatte die Bleitäfelchen von Dodona gefunden, und über das Amphiaraosheiligtum bei Oropos hatten die Steine ebenfalls Aufklärungen gebracht. In Betracht kommen namentlich S. 320 über den Neubau des delphischen Apollotempels und den Standort des Omphalos, 327 über die Dauer der Orakelthätigkeit, 333 f. über ein altes Taubenorakel in Dodona, 336 f. über die Geschichte des dodonäischen Orakels und die Ergebnisse der Funde von Carapanos, 339 f. über die Wunderkuren in Epidauros, 342 f. über das Amphiaraosheiligtum, 347 über das Trophoniosorakel. Fast die alten geblieben sind die nächsten drei Kapitel: 12. Beschwörungen und Zauberei, 13. Reinigungen und Sühnungen, 14. Orphiker und Orpheotelesten. Man sehe S. 360 über die in ägyptischen Gräbern gefundenen Zauberpapyri, 366 f. die genaueren Angaben über den Apeniautismos und die Pflicht der Blutrache, 381 über die in Unteritalien und Kreta gefundenen aus orphischen Kreisen stammenden Goldblättchen. Nicht zu verwundern ist es, dafs das nächste Kapitel über die höheren Mysterien erheblichere Änderungen erforderte. Die neu gefundenen eleusinischen Urkunden gehören zu den umfangreichsten und wichtigsten, die wir haben, und in mehr als einer Sprache sind im letzten Jahrzehnt gröfsere Werke über die Mysterien geschrieben worden. Auch Couzes Archäologische Untersuchungen auf Samothrake hatte Schoemann noch nicht benutzen können, das Kabirenheiligtum bei Theben war noch nicht entdeckt worden, und es ist interessant zu sehn, wie der Abschnitt über die Isismysterien (416 ff.) ganz unverändert bleiben konnte, während

Eleusis und Samothrake der Neubearbeitung so viele Aufgaben stellten. Ich notiere S. 389ff. über die eleusinischen Beamten und die Rechte und Obliegenheiten der Eumolpiden und Keryken, 394ff. über die eleusinischen Feste, 398 über das Telesterion, 403 über die heiligen Aufführungen vor den Mysten, 405f. über die Art, wie man auf die Gläubigen zu wirken suchte, 407 (besonders Anm. 2) über die aufser den θεαί in Eleusis verehrten chthonischen Gottheiten, 408 über die Agone an den Eleusinien. Nicht minder umgearbeitet worden ist der Abschnitt über die samothrakischen Mysterien und den Kabirenkult (412ff.), 414f. ist fast eine Druckseite neu hinzugekommen. Die beiden folgenden Kapitel hat Bischoff bearbeitet. In 16 (Priester und andere Kultusbeamte) vgl. namentlich S. 423 über die Verwaltung der Tempelvermögen, 427ff. über die Hieropoioi, Neopoioi und Neokoroi (vgl. auch 431, 4), 437 über den Verkauf von Priestertümern, 445 über Einweihungsfeierlichkeiten bei Einsetzung von Priestern. Kap. 17 (Staatskulte und -Feste) ist bei weitem das umfangreichste des ganzen Bandes und gehört zu den am meisten bereicherten. Dabei hat B. sichtlich Entsagung geübt. Es wäre ihm gewifs leicht gewesen, über die Kalender und die Feste der kleineren Staaten noch weit mehr beizubringen, und die Gelegenheit mufste locken, aber dadurch wäre die ursprüngliche Anlage des Buches doch ein wenig verschoben worden, und so beschränkte er sich auf den Hinweis auf neue Monatsnamen, die auf entsprechend benannte Feste schliefsen liefsen, und die Erwähnung augenscheinlich wichtigerer Feste, deren Namen uns in den Inschriften begegnen. (Vgl. 463, 521, 524, 3, 534, 536, 548, 550.) Neuere Forschungen hatten besonders für Rhodos, Delos, Magnesia Material herbeigeschafft, und so stofsen wir denn auch in den Zusätzen wiederholt auf diese Namen: vgl. 481, 3 über die Sminthia, 557 den Helioskult in Rhodos, 523 Dionysia in Rhodos und Delos, 534 Posideia in Delos, 502 die Leukophryneia in Magnesia. Die athenischen Feste betreffend hebe ich namentlich die Neubearbeitung der Lenaien (513) und städtischen Dionysien (519ff.) hervor, daneben der Haloen, Pflugfeste, Kalamaia (508f.) und der Diisoteria (529), die B. mit Recht von dem Opfer für Zeus Soter scheidet (vgl. dazu Dittenberger Syll.[2] II S. 414 A. 16). Auch die Abschnitte über das Zeusfest im Maimakterion, für das B. den Namen Maimakteria vermutet (527), die Diasia und Dipolieia (528) sind umgearbeitet worden. Im übrigen s. 463 über den Jahresanfang in den verschiedenen Staaten, die Bemerkungen zu den Delphinien (470, 2—4), über die Klaria in Klaros (482), die Gerenia in Kos (498), die Amphiaraia in Oropos (564), die Antigoneia, Demetrieia, Ptolemaia an verschiedenen Orten (565, 5), über den Stier-Dionysos (522). Zu den am stärksten veränderten Abschnitten gehören auch die beiden folgenden Kapitel 18 (Kultgenossen-

schaften) und 19 (Kulte der Phratrien und Geschlechter). Unsere Kenntnis des Vereinswesens ist ja durch die Steinurkunden in den letzten Jahren in einem Mafse bereichert worden wie fast auf keinem andern Gebiete. Im ganzen das alte geblieben ist dagegen das 20. Kapitel über den häuslichen Kult (S. 587 ein Zusatz über die Anakalypterien). Für die Bearbeitung des Schlufskapitels über Begräbnis- und Totenkult sind am wichtigsten gewesen Rohdes Psyche, die Ausgrabung des athenischen Friedhofs durch Brückner und Pernice und die inschriftlich erhaltene Begräbnisordnung von Iulis auf Keos. Zusätze finden sich namentlich S. 595ff. 602 (Grabmäler und Reliefs), Änderungen besonders 606f., wo für die homerische Zeit Rohdes Werk ganz neue Anschauungen zur Geltung gebracht hat. Aufserdem vgl. die Berichtigungen über die Orientierung der Gräber S. 603 und über die Feier der Genesia S. 605.

Ich habe mich in meiner Anzeige jeder Kritik von Einzelheiten enthalten; dafs sich hie und da die Ansichten nicht decken, ist selbstverständlich, und auf solche Punkte einzugehen, werde ich an anderer Stelle Gelegenheit nehmen; hier wollte ich nur auf die vielfache Bereicherung hinweisen, die das Buch der Mühwaltung der Bearbeiter verdankt, die es wieder auf die Höhe gehoben und ihm den Platz unter den Handbüchern weiter gesichert haben, den es lange verdientermafsen behauptet hat.

Berlin. Paul Stengel.

Kurt Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit. Vergleichende Entwicklungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres sozialen und geistigen Lebens. Berlin 1900, Bondi. Band II: Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit. Zweite Hälfte (Entstehung des Christentums. Jugend der Germanen). XXXIX u. 922 S. 8. 12,50 *M.*

Der vorliegende Band des Breysigschen Werkes, dessen erste beiden Teile im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 432 ff. angezeigt worden sind, schildert die kulturgeschichtliche Entwickelung bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein. Es beginnt mit einem 160 Seiten umfassenden Abschnitt über die Entstehung des Christentums. Der Verfasser versucht zunächst, den „geistigen Stammbaum des christlichen Dogmas“, d. h. den Anteil, den Judentum und Hellenismus, Orient und Occident an seiner Entstehung und Fortbildung bis auf Augustinus haben, festzustellen. In einem zweiten Kapitel (die soziale Bedeutung des Christentums) bespricht er das Sittengebot Jesu, die Entstehung der altchristlichen Kirche, ihrer „Kompromifsmoral“ und ihrer Verfassung und schliefst mit einer „Persönlichkeits- und sozialgeschichtlichen Wertung“ des Christentums, d. h. dem Versuch, das Verhältnis des Christentums zu dem grofsen Gegensatz von Persönlichkeit und Gemeinschaft festzustellen, der ihm, wie man sich erinnern wird, das Grundthema der Weltgeschichte ist.

Der gesamte Rest des Bandes wird unter der Bezeichnung „die Jugend der Germanen“ zusammengefafst. Ein erstes Kapitel beschäftigt sich mit der Übernahme der antik-christlichen Kultur durch die jugendlichen Völker der Germanen, in welcher der Verfasser ein schmerzliches Verhängnis sieht. „Ich sehe das tragische Pathos der neueuropäischen Geschichte in ihrer Überwältigung durch das geistige Erbe der Alten, in dem verhängnisschweren Schicksal, das die Germanen unter der Wucht des antikchristlichen Einflusses nicht zu einem eigenwüchsigen Ausleben, zu einem selbständigen Ausgestalten ihrer eigenen Kulturgedanken hat kommen lassen“ (Zukunft 1902, 18. Januar). „Es war doch, als wäre ein Jüngling, der in unbesonnener starker Jugendkraft ins Leben, in sein Leben hinausstürmte, auf einen Greis gestofsen, den er nach kurzem Ringen zu Boden warf und der noch im Todeskampf ihm alle müde Weisheit seiner hohen Jahre ins Ohr geflüstert hätte .... Der Jüngling eilte weiter und hat lange Zeiten hindurch manches Wort des Alten unverstanden in seinem Herzen bewegt. Viel anderes aber erfafste er sogleich und eignete es sich an, ohne darüber nachzudenken, ob seiner unerfahrenen Jugend fromme, was den Greis beglückt — und doch nicht vor dem Sterben bewahrt hatte. Und später sollte der Tag kommen, wo noch jede Saat, die der Alte ihm ins Herz gestreut, aufging. Gewifs, auch diese Keime gaben herrliche Frucht, aber es war nur zur Hälfte eigene Ernte, ein Fremder hatte den Acker bestellt“. Die Gotik nennt Breysig später „die erste Kriegserklärung des germanischen Geistes an die Antike“. Als „Altertum der germanischen Völker“ bezeichnet er die Zeit von der Völkerwanderung bis etwa zum Jahre 900. Er verfolgt zunächst nach gewissen Gesichtspunkten die äufseren politischen Verhältnisse und sucht nachzuweisen, dafs von einem wirklichen Staatensystem damals ebenso wenig zu reden sei wie von nationalem Bewufstsein; dann werden Verfassung, soziale Zustände, der geistige Besitz der Germanen und „die Invasion der römisch-christlichen Bildung“ besprochen; schliefslich wird wieder versucht das sozialgeschichtliche Ergebnis zu ziehen.

Von 900 bis gegen 1300 rechnet Breysig das „frühe Mittelalter“ der germanisch-romanischen Völker. Wiederum werden die äufseren Beziehungen der Staaten, das internationale Verhalten daraufhin untersucht, inwieweit von einem Staatensystem und von einem Nationalgefühl gesprochen werden könne. Es folgt ein Abschnitt, der die „Zersetzung der Einheitsstaaten durch den Feudalismus“ in Deutschland, Frankreich und England verfolgt und die Ergebnisse vergleichend zusammenfafst. Ein drittes, umfassendes Kapitel behandelt „Ständebildung und Volkswirtschaft“, d. h. den hohen und niederen Adel, Bauern und Landwirtschaft, Gewerbe, Handel, Städtewesen und Bürgertum nacheinander in Deutschland, Frankreich, England, Italien, Spanien,

den Niederlanden und Skandinavien, stellt die gemeinsamen Züge in der sozialen Entwicklung des Zeitalters fest und bespricht schliefslich das „Jahrhundert des Übergangs vom frühen zum späten Mittelalter“ (1150—1250). Nachdem sodann die „Wiedererhebung des Germanentums im geistigen Leben“, in Wissenschaft, Unterricht und Glauben, in Poesie und bildender Kunst geschildert worden ist, zieht ein Schlufs-Kapitel die Ergebnisse.

Es erschien mir nützlich, den Inhalt etwas genauer anzugeben, damit ersichtlich wird, welcher Reichtum an Stoff in diesem Buche verarbeitet ist. In der That haben wir noch kein Werk, das die Kulturentwickelung mit solcher Gleichmäfsigkeit bei den verschiedenen Kulturzweigen verfolgt, das Material in übersichtlicher Form nach besten Quellen dem Leser vorlegt und zugleich die inneren Beziehungen und Ähnlichkeiten zwischen Volk und Volk, sozialem und geistigem Leben aufzudecken sucht. Gegen die Einseitigkeiten der ökonomischen Geschichtsauffassung verhält sich der Verfasser ablehnend. Andererseits erkennt er grundsätzlich den Dingen der äufseren Politik nicht mehr Raum zu als einem anderen Zweige der Kulturentwickelung. Ich mufs nun sagen, dafs ich diese Partieen, welche die Beziehungen der Staaten zueinander behandeln, für am wenigsten geglückt halte. Breysig wollte — vgl. eine Selbstanzeige in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. XXV 1901 — nicht „nach alter Väter Art Krieg auf Krieg und Diplomatenkonferenz nach Diplomatenkonferenz schildern“; er wollte „an Stelle der Beschreibung der einzelnen Schachzüge internationaler Staatskunst eine Reihe von Bildern des zwischenstaatlichen Verhaltens der Völker setzen; es sollte auch die Geschichte der auswärtigen Politik in die „begriffliche“ Sphäre und, wie es längst beispielsweise in der Wirtschafts-, Verfassungs- und Kunstgeschichte gelungen war, so auch hier die Aufeinanderfolge gewisser Entwicklungsstadien nachgewiesen werden. Ich glaube freilich nicht, dafs man aus Breysigs Darlegungen ein klares Bild von den Verhältnissen gewinnen kann. Ich kann es auch nicht für richtig halten, dafs das persönliche Moment, das von ihm sonst so hoch gewertet wird — er bekennt sich als entschiedenen Gegner des Kollektivismus in der Geschichtschreibung —, hier fast ganz ausgeschaltet wird, so dafs wir von vielen der hervorragenden Staatsmänner kaum den Namen erfahren, und meine, dafs die Ergebnisse über die Nichtexistenz eines Staatensystems und des nationalen Gefühls, auch wenn sie ganz richtig sein sollten, uns für die Einbufse nicht entschädigen können.

Ich schliefse einen anderen Punkt an, er gehört zu demselben Thema. In einigen jüngst in der „Zukunft“ (11., 18. und 25. Januar 1902) erschienenen Aufsätzen möchte Breysig der von ihm für die Völkerentwickelung aufgestellten Stufenfolge (Urzeit, Altertum, frühes Mittelalter, spätes Mittelalter, neuere Zeit und neueste

Zeit) gern die Bedeutung von Gesetzmäfsigkeiten zusprechen: „was Buckle herbeizuführen wähnte, die Hinüberleitung der Geschichte aus dem Lager der nur beschreibenden in das der begrifflichen, gemeinhin exakt genannten Wissenschaften, will heute Wahrheit werden“. Ich glaube, dafs die vorgeschlagene Periodisierung sehr zweckmäfsig ist, und dafs die von andren und von Breysig aufgezeigten Analogieen in der Völkerentwickelung oft schlagend sind; ich gebe auch gern zu, dafs die zunächst in die Augen fallenden Verschiedenheiten in der Geschichte der einzelnen Nationen sich in der That vielfach aus einer durch natürliche Bedingungen verursachten „Verschiedenheit des Entwickelungstempos“ erklären lassen. Andererseits gehöre ich zu denen, welche den Begriff des Gesetzes aus der Menschheitsgeschichte ausgeschlossen sehen wollen, nicht deshalb, weil heute die Wissenschaft ihren Stoff noch nicht genügend durchdrungen habe, um ihn zu begründen, sondern weil er auf diesen Erkenntnisstoff überhaupt nicht anwendbar erscheint.

Mit grofsem Interesse habe ich den Abschnitt über die Entstehung des Christentums gelesen; er wird auch solche anziehen, die auf einem anderen religiösen Boden stehen als der Verfasser. Ich bin nicht Theologe genug, um auf Einzelheiten eingehen zu können; nur zu der sozialgeschichtlichen Beurteilung des Christentums möchte ich einige Bemerkungen machen. Breysig nennt es „dem Individuum hold, der Persönlichkeit feind“; er verkennt nicht den individualistischen Charakter des Christentums, aber er glaubt es als die stärkste Regung des von ihm sogenannten extensiven, demokratischen oder schwachen Individualismus bezeichnen zu sollen. Er fufst darauf, dafs die „Selbstdemütigung“ dem Nächsten gegenüber, die das Christentum dem einzelnen auferlege, der Ausbildung starker Persönlichkeiten nicht günstig sei. Man wird dem entgegenhalten dürfen, dafs die Selbstüberwindung, welche die christliche Moral verlangt, im Grunde nur von starken, innerlichen Charakteren gefordert werden kann, oder besser ausgedrückt, dafs sie, wenn sie gelingt, zu einer Vertiefung und Verinnerlichung der Persönlichkeit führen mufs, die nicht zu übertreffen ist. Welche Persönlichkeit soll ich aber als „stark“ anerkennen? Die brutal aktive, die ihre Interessen rücksichtslos durchsetzt, oder die harmonisch in sich geschlossene, die milder, aber tiefer wirkt? Ich habe in meiner früheren Besprechung Bedenken gegen eine Lieblingsidee Breysigs geäufsert, den Realismus in Wissenschaft und Kunst als rückhaltlose Hingabe an den Stoff und demnach als Zeugnis eines schwachen Persönlichkeitsdranges, den die Natur meisternden Idealismus als Ausdruck starken Persönlichkeitsbewufstseins zu bezeichnen. Hier möchte ich mich gegen die von ihm vorgeschlagene Gleichsetzung des „extensiven“ mit dem „schwachen Individualismus“ erklären. Vielleicht darf ich noch eine Einzelheit anführen. Breysig erscheint die Ent-

stehung des christlichen Priesterstandes als Erzeugnis des sich wieder stärker regenden Ichtriebes; andere werden in dieser Erscheinung gerade den Ausdruck der erstarkenden kirchlichen Organisation sehen und demnach ihren sozialen Charakter betonen. In der That mischen sich in den menschlichen Institutionen die sozialistischen und individualistischen Elemente so ineinander, dafs es eine zwar anziehende, aber sehr schwierige Aufgabe ist, abzumessen, in welchem Grade — und um graduelle, nicht prinzipielle Verschiedenheiten handelt es sich natürlich — die einen stärker sind als die andren.

Aber genug. Ich scheide auch von diesem Bande mit dem Ausdruck des Dankes für die vielseitige und nachhaltige Anregung, die er mir gewährt hat.

Halle a. S. Friedrich Neubauer.

---

1) Willy Strehl, Grundrifs der alten Geschichte und Quellenkunde. Erster Band: Griechische Geschichte. Zweite Ausgabe. Breslau 1901, M. u. H. Marcus. XX u. 261 S. 8. 4,40 ℳ.

Das Handbuch der Geschichte oder, wie es seit der zweiten Ausgabe heifst, der Grundrifs der Geschichte, dessen erster Band die griechische Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der orientalischen enthält, soll eine gedrängte Übersicht der Quellen, der neueren Litteratur und der Thatsachen in chronologischer Anordnung bieten, es soll den Studierenden in den an ihn neu herantretenden Stoff einführen und dem Fortgeschritteneren als Repertorium dienen. Der griechischen Geschichte ist eine summarische Übersicht des wichtigsten Quellen- und Litteraturstoffes der orientalischen Geschichte vorangesetzt. So spricht sich der Verfasser über den Zweck und Inhalt seines Buches aus.

Der Stoff ist in folgender Weise gegliedert: A. Der Orient bis zum Kampfe mit Hellas. B. Hellas bis zum Kampfe mit dem Perserreich. C. Hellas im Kampfe mit dem Perserreich. D. Die Bürgerkriege in Hellas bis zum Untergang der athenischen und hellenischen Freiheit durch das makedonische Reich. E. Das Weltreich Alexanders des Grofsen. F. Hellas und die hellenistischen Reiche. Der Übergang in das römische Weltreich.

Diese sechs Abschnitte, die ihrerseits wieder in mehrere Unterabteilungen zerfallen, enthalten neben der fortlaufenden Erzählung der bedeutendsten Ereignisse häufige Hinweise auf die Quellen und die neuere Litteratur, namentlich da, wo verschiedene Anschauungen und Vermutungen vorliegen; ferner geht gewöhnlich den Hauptkapiteln eine Aufzählung sowohl der neueren und neuesten Gesamtdarstellungen als auch der Einzelarbeiten voraus, mehrfach wird auch eine Charakteristik der für die jedesmalige Periode wichtigsten Geschichtschreiber und ihrer Werke versucht, und vor der griechischen Geschichte findet sich ein Überblick

über die Chronographie, die Inschriften und die metrologische und numismatische Litteratur.

Im grofsen und ganzen ist S. mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit verfahren, und trotz der mancherlei Versehen und Mängel, die vorkommen, würde ich das Buch als ein geeignetes Hilfsmittel für das Studium der alten Geschichte bezeichnen, wenn die vorliegende zweite Ausgabe in demselben Geiste weiter gearbeitet und mit gleicher Gründlichkeit bis zum Jahre ihres Erscheinens (1901) ergänzt worden wäre. So aber hat sich der jetzige Herausgeber, Herr Dr. Habel, im wesentlichen damit begnügt, auf 13 Seiten „ergänzende Vorbemerkungen“ und auf etwa 17 Seiten ein Namen- und Sachregister hinzuzufügen.

Der Überblick über die seit dem Jahre 1892 veröffentlichten Arbeiten, wobei übrigens vielfach nur auf A. Bauers Forschungen zur griechischen Geschichte 1888—1898 verwiesen wird, über die Ausgrabungen und die gemachten Funde u. s. w., so dankenswert er auch trotz der Lücken ist, kann doch nicht das Fehlende ersetzen. Es ist eben kein einheitliches, durch sorgfältiges Hineinarbeiten der neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse ergänztes Werk, das innerlich ganz und gar dem Standpunkt der heutigen Forschung und Anschauung entspräche. Selbstverständlich ist durch diese Art der Bearbeitung auch die Benutzung des Buches erschwert worden, da man sich vielfach gezwungen sieht, in den Vorbemerkungen nachzusehen, ob nicht inzwischen die im Texte vorgetragene alte Auffassung umgestofsen ist.

Dieser Text ist, wie ich vermuten mufs, genau derselbe geblieben; sind doch darin nicht einmal die Versehen des Setzers, die auf S. XX aufgezählt werden, bei dem Neudruck — oder hat ein solcher nicht stattgefunden? — beseitigt worden. Mit leichter Mühe und ohne einschneidende Änderung des Satzes hätten diese und noch so viele andere, z. B. die mancherlei Fehler in den in griechischer Sprache angeführten Stellen, in der neuen Ausgabe ausgemerzt werden können. In einem Werke dieser Art mufs auch auf solche Kleinigkeiten Gewicht gelegt werden. So aber sind aufser den genannten noch zahlreiche Druckfehler stehen geblieben:

S. 31 Kyaxares regiert bis 685, S. 61 Z. 4 Appoll., S. 68 A. 4 Deeke, S. 82 Z. 12 Elegie statt In dem grofsen Jambus, S. 87 A. 3 Herod. 1,66 und 69 statt 5,66 und 69, S. 92 Assurhaddon, S. 129 Lokri statt Lokris, S. 132 Z. 3 v. u. Starck, S. 182 A. 2 335 statt 355, S. 192 *Μακεδωνικά*, S. 193 A. 1 Z. 3 v. u. scriptoribus, S. 199 Z. 6 v. u. Kalainai, S. 266 Epikuräismus, S. 227 A. 1 Oemetrios (gemeint ist Demetrios von Phaleron), S. 228 A. 4 Kopp statt Koepp, S. 242 connubium und aufserdem noch manche Verstöfse gegen den Accent in den griechischen Wörtern. Andere Versehen erwähne ich weiter unten

bei dem Verzeichnis der Namen. Auch diejenigen Fehler, welche A. Hoeck in seiner Besprechung der ersten Ausgabe unseres Buches in der Woch. f. klass. Philol. 1892 No. 15 gerügt hatte, sind in der zweiten Ausgabe weder verbessert noch auf S. XX unter den übrigen nachgetragen worden.

Ausdruck und Darstellung sind meist angemessen und einfach, manchmal bis zur Nüchternheit und Einförmigkeit. Auf die Satzverbindung und auch auf das Tempus hätte mehr Rücksicht genommen werden müssen. So heifst es S. 216: „Demetrios fährt nach Rhodos und Kypros, belagert Salamis. Nach einem berühmten Siege über die Flotte des Ptolemaios hat er Kypros gewonnen. Antigonos wird in Asien nach der Kunde von dem Siege als König begrüfst, er nimmt — den Königstitel an". Und von demselben Demetrios S. 218: „Er fährt nach dem Chersones und hat Erfolge gegen Lysimachos. Inzwischen hatte sich das Bündnis zwischen Lys. und Seleukos gelöst, Der erstere ist eine neue Verbinduug mit Ptolemaios eingegangen. Seleukos sucht das Bündnis mit Demetrios". Wenig geschmachvoll auch sind Sätze wie S. 236 A. 2: „Die Kontinuierung der Strategie war verboten. Ausnahmen kamen vor, so wurde sie Philopoimen kontinuiert". Überhaupt hätte sich die Anwendung von Fremdwörtern einschränken lassen (vgl. z. B. S. 128 a. E.). Die Gliederung im einzelnen und die Anordnung lassen manchmal an Übersichtlichkeit zu wünschen übrig (vgl. z. B. S. 120—123). Wie leicht wäre es oft gewesen, durch Absätze oder durch gesperrten Druck sie zu unterstützen und herauszuheben! So wird auf S. 237 a. E. vom achäischen Bunde zum ätolischen übergegangen, ohne dafs dies irgendwie äufserlich hervorträte. Anderseits begreift man bisweilen nicht recht, warum fetter Druck angewandt ist, z. B. bei den Zahlen 446 (S. 128), 315 (S. 214), 295 (S. 218), 286 (S. 219) u. a.

Was man als einen besonderen Vorzug der ersten Ausgabe bezeichnen könnte, nämlich das nähere Eingehen auf des Aristoteles Schrift vom Staatswesen der Athener und die Bereitwilligkeit, ihre Angaben aufzunehmen und zu verarbeiten, das gilt nicht in gleicher Weise von der zweiten Ausgabe, sondern bildet eher eine Schwäche. Erschien nämlich damals gleich nach der Entdeckung die hohe Wertschätzung und die naive Freude an einer ausführlichen Übermittelung der so überraschenden Nachrichten berechtigt, so wäre jetzt dafür besonnene Würdigung und kritische Sichtung am Platze gewesen. Ebenso wie der griechische Text der unverhältnismäfsig zahlreich angeführten Stellen manche Fehler enthält und längst beseitigte Lesarten bringt, so müssen auch die verkehrten sachlichen Angaben auf das richtige Mafs zurückgeführt werden oder ganz verschwinden. So sieht S. Aristoteles als bahnbrechend für die Benutzung des urkundlichen Materials an (vgl. S. 76), während er doch schwerlich selbständige

Urkundenforschungen angestellt oder unmittelbar aus dem Metroon geschöpft, vielmehr nur aus seinen litterarischen Quellen die Gesetze und Urkunden entnommen hat. — Die Ansicht sodann, dafs Aristoteles das Geschichtswerk des Ephoros benutzt hat, wie S. auf S. 164 A. 1 nach A. Bauer annimmt, ist von diesem selbst wieder aufgegeben worden (vgl. Forschungen S. 260). — Ferner hat Plutarch nach S. manches aus Aristoteles entlehnt, während er es wahrscheinlich erst einer abgeleiteten Quelle verdankt. Wilamowitz bemerkt dazu in seiner scharfen Weise (vgl Arist. u. Athen I 299): „Plutarch hat die Politie des Arist. nie gesehen“. — Was Aristoteles über den demokratischen Ausbau des athenischen Staatswesens, den Sturz des Areopags, die Mitwirkung des Themistokles u. s. w. sagt, das erzählt S. S. 221—223 ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Kürze in grofser Breite als beglaubigt wieder, und doch ist dies offenbar aus einer trüben Quelle geflossen, nämlich einer oligarchischen Parteischrift aus dem Kreise des Theramenes. Ebensowenig sind seine Angaben für einen neuen chronologischen Aufbau zu verwenden; S. verweist dabei S. 122 A. 2 auf Bauer, der aber jetzt die Berechtigung der herkömmlichen Chronologie zugiebt (vgl. Forschungen S. 271). — Zweimal (S. 120 und 124) geht S. in breiter Ausführung auf die unglaubliche Nachricht der Politie Kap. 24, 3 ein, dafs 20 000 Athener auf Kosten der Bundesgenossen gelebt hätten. Im Anschlufs daran sei auch die verkehrte Auffassung über die Zahl der Bürger Athens (vgl. S. 124) nach einer Stelle Plutarchs, der die Getreideempfänger der Zahl der Bürger überhaupt gleichsetzt, richtig gestellt; in Wirklichkeit war sie viel höher.

Während so die allzugrofse Berücksichtigung der Politie S. oft auf eine falsche Bahn geführt hat, ist anderseits von ihm eine wichtige Angabe des Aristoteles unbeachtet gelassen worden und infolgedessen die alte verkehrte Anschauung stehen geblieben. Jener berichtet nämlich Kap. 28, 3, dafs Kleophon die Diobelie eingeführt habe. Damit sind, wie Wilamowitz a. a. O. II 212 bemerkt, ihre antiken und modernen Deutungen auf den Richtersold oder die Schauspielgelder beseitigt. Demnach müssen S. 125 A. 1 und S. 172, wo übrigens ganz dasselbe wieder vorgebracht wird, berichtigt werden. Die Diobelie war vielmehr eine Geldunterstützung, die in der letzten Zeit des peloponnesischen Krieges ärmeren Bürgern gewährt wurde.

Ein Irrtum ist es ferner (vgl. S. 144), wenn nach S. der Reichsschatz im Parthenon gelegen haben soll, statt im Opisthodomos; denn beides waren verschiedene Räume. Dafs sich aus den Sechzigsteln der jährlichen Tribute für die Reichsgöttin ein Reservereichsschatz herausgebildet habe (vgl. S. 121), ist ebenfalls nicht richtig. Der so entstandene Schatz war vielmehr Eigentum der Göttin und wurde von den Überschüssen der Bundesgelder, die Eigentum der Gemeinde blieben, streng getrennt

gehalten, selbst als sie von 435 an bei den Schatzmeistern der Athena niedergelegt wurden. — S. 147 Demosthenes (und nicht Sophokles!) wird von den Messeniern bewogen gegen die Aitoler (und nicht die Lokrer!) zu ziehen. — S. 222 Antiochos I ist nach neunzehnjähriger Regierung gestorben, nicht im Kampfe gegen die Galater gefallen. — S. 238 wird von dem so wichtigen Bunde der Aitoler nur ein dürftiger Überblick gegeben und auch in den Vorbemerkungen nichts weiter hinzugefügt. Obwohl „die Geschichte des Bundes erst noch zu schreiben ist", so hätte doch auf die Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft 1897/98, auf das Werk von Woodhouse, Oxford 1897, auf die delphischen Inschriften und ihre Verwertung und besonders auf die einschlägigen Arbeiten von Pomtow hingewiesen werden müssen.

Im wesentlichen hat sich S. auf die Quellenkunde und die politische Geschichte beschränkt. Der Einflufs der äufseren Bedingungen, wie der Lage, des Bodens und Klimas, wird nicht berücksichtigt. Ebenso kommen die wirtschaftlichen Zustände und ihre Wandlungen nicht in genügender und zusammenhängender Darbietung zur rechten Geltung. Von den geistigen Bewegungen endlich und von der Entwickelung der Kunst, so bedeutsam für Hellas sowohl wie für die ganze Welt, wird zwar einzelnes herausgegriffen und skizziert, aber an Vollständigkeit und Gleichmäfsigkeit fehlt es durchaus, so dafs kein Gesamtbild hervortritt. Darin entspricht also das Werk auch nicht den heutigen Anforderungen.

Am Schlufs ist in der zweiten Ausgabe ein Namen- und Sachregister angefügt worden. Das ist bei einem Buche wie dem unsrigen als eine dankenswerte Zugabe anzuerkennen. Da es im ganzen sorgfältig gearbeitet ist, wird die Benutzung des Grundrisses sehr erleichtert. Noch mehr aber hätte dafür geschehen können, wenn z. B. die gleichnamigen Personen von einander unterschieden worden wären. Nur bei wenigen findet sich eine solche die Übersicht fördernde Trennung. Will man z B. nachsehen, was von Thukydides, des Melesias Sohn, erwähnt wird, so findet man die betreffende Stelle erst nach langem Suchen unter all den zahlreichen Verweisen, die sich auf den gleichnamigen Geschichtschreiber beziehen. Kurz vorher werden hinter dem Namen Thrasybulos ohne jegliche Gliederung acht Zahlen angegeben, die sich auf drei verschiedene Männer desselben Namens verteilen. Ähnlich ist es bei vielen anderen. Unter Barsine sind wohl auch zwei verschiedene Frauen zu verstehen. S. 205 nämlich wird die Vermählung Alexanders mit B., der ältesten Tochter des Dareios, erwähnt, S. 215 der letzte Spröfsling des Makedoniers genannt, nämlich Herakles (von der B.!). Und doch war die letztere die Tochter des Artabazos, die Witwe Memnons, die nach der Schlacht bei Issos in die Hände

Alexanders fiel. Übrigens wird nur an einer einzigen Stelle bei Arrian die Tochter des Dareios B. genannt, sonst immer, abgesehen von einer Verschreibung bei Photios, Stateira. Von den beiden Männern, die unter Alketas angeführt werden, ist der eine (S. 213) der bekannte Feldherr, der Bruder des Reichsverwesers Perdikkas. Wer ist aber der andere (S. 232), Alketas von Leontinoi? Sollte es aus Hiketas verschrieben und so mit ins Register gekommen sein? Übergangen sind mehrere Namen und Stellen. So fehlt z. B. Appian (vgl. S. 217 A. 1 und 223 A. 1), Attalos II (vgl. S. 60, wo sein Todesjahr 138 richtig angegeben ist, während nach S. 224 a. E. Attalos III schon seit 159 regieren soll), Demetrios, Sohn des Antigonos Gonatas (vgl. S. 235 A. 1 und S. 237), Josephos (vgl. S. 225 A. 1 und S. 228 A. 1) u. a. Ferner durften nicht vergessen werden bei Erythrai S. 129 A. 1, bei Kolophon S. 129 A. 1, bei Leontinoi S. 101 A. 2 (Gründungsjahr!), bei Ptolemaios Philadelphos S. 193, die allerdings ganz mechanisch als Belegstelle für den zweiten Namen allein verzeichnet wird. Dagegen ist diesem König fälschlich S. 219 infolge eines Druckfehlers zugewiesen worden. Denn der Schwiegervater des Pyrrhos war Ptolemaios I. Endlich ist S. 228 A. 1 Ptol. III (nicht IV!) gemeint.

In der Schreibung der Eigennamen herrscht keine Gleichmäfsigkeit, indem nicht nur der eigentliche Text und das Register und die Vorbemerkungen oft voneinander abweichen, sondern auch innerhalb desselben Abschnittes, ja auf derselben Seite verschiedene Formen sich finden. Bald heifst es Euboia, bald Euböa, Thurioi oder Thurii (allerdings wird das eine 444 (vgl. S. 100), das andere 443 (vgl. S. 128) gegründet!), nebeneinander kommen Munychia und das inschriftliche Munichia vor, Alexandros und Alexander, der und die Chersones oder auch in der dorischen Form Chersonasos u. a. m.

2) Willy Strehl, Grundrifs der alten Geschichte und Quellenkunde. Zweiter Band: Römische Geschichte. Breslau 1901, M. u. H. Marcus. X u. 372 S. 8. 5,60 *M*.

Infolge der überaus freundlichen Aufnahme, die der erste Band des Grundrisses gefunden, hat Strehl sich ermutigt gefühlt, die Fortsetzung der, wie er meint, in mancher Hinsicht recht entsagungsvollen Arbeit nicht ruhen zu lassen, und so hat er in dem vorliegenden zweiten Bande die römische Geschichte und Quellenkunde bis zur Gründung germanischer Staaten auf dem Boden Italiens und Galliens behandelt, d. h. bis auf Theoderich den Grofsen und Chlodwig.

Ebenso wie in dem ersten Bande will er den Studierenden der alten Geschichte in die Forschung einführen, dem Gereifteren, dessen Arbeitsgebiet im Bereich der mittelalterlichen und neueren Geschichte liegt, eine Übersicht der Quellen und Thatsachen auf wissenschaftlicher Grundlage bringen und auch, wie er hier be-

sonders betont, den Lehrern der oberen Gymnasialklassen zur Selbstbelehrung Dienste leisten.

Dieser Aufgabe ist m. E. Strehl in vollem Maſse gerecht geworden. Auf Grund umfassender und zugleich eingehender Kenntnis weiſs er aus den besten alten und neuen Quellen das Wichtigste auszuwählen und angemessen darzustellen, mit Umsicht und Besonnenheit die schwebenden Streitfragen zu erörtern oder zu ihnen Stellung zu nehmen und gelegentlich auch kurz, aber treffend über den Wert oder Unwert einzelner Leistungen aufzuklären. Die neueste Litteratur hat er bis zuletzt ausgenutzt. Noch während des Druckes scheint er bemüht gewesen zu sein, die unterdes erschienenen Veröffentlichungen wenigstens nachzutragen. So hat er z. B. auf die gründliche Arbeit von W. Osiander, Der Hannibalweg, Berlin 1900, noch aufmerksam gemacht; zu ihrer Verwertung allerdings — die ganze Anmerkung auf S. 109 hätte dann anders gestaltet werden müssen — ist er nicht mehr gekommen.

Was ferner diesem Bande des Grundrisses vor dem ersten einen bedeutenden Vorzug verleiht, besteht nicht nur in der gröſseren Ausführlichkeit, wie sie schon in dem äuſseren Umfange zu Tage tritt, sondern noch mehr in der einheitlicheren und gründlicher durchgearbeiteten Darstellung sowie darin, daſs hier die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte in zusammenfassenden Übersichten bessere Berücksichtigung finden. Überhaupt zeigt sich, wie mir scheint, das Bestreben, wichtige Gegenstände, wie Überlieferung, Quellenforschung und ähnliche mehr im Zusammenhange zu erörtern.

Einen Beweis dafür bieten gleich die acht Teile der Einleitung. Nach der Aufzählung der bedeutendsten Werke für die politische und Kulturgeschichte, für die Landeskunde und Topographie belehrt uns S. über die Urkunden und Inschriften nebst ihren Sammlungen, dann in Kürze über Münzkunde, wobei noch die Arbeiten von Imhoof-Blumer, das empfehlenswerte Handbuch von G. F. Hill, London 1899, und der von der Akad. d. Wiss. zu Berlin 1899 herausgegebene Band über die Münzen Daciens und Moesiens Erwähnung verdient hätten, behandelt sodann ausführlicher die Chronographie und darnach die älteste Überlieferung, hebt darauf die Bedeutung Niebuhrs, Schweglers und Mommsens hervor, während des letzteren Gegner C. Peter u. auch Drumann übergangen werden, und entwickelt schlieſslich in treffender Weise die Grundsätze der Quellenforschung und Kritik.

Dann beginnt die eigentliche Geschichtsdarstellung, die in zwei groſse Abschnitte zerfällt: Rom im Zeitalter der Republik und Rom unter der Kaiserherrschaft. Die einzelnen Teile tragen folgende Überschriften:

A. Römische Vorgeschichte. B. Die Begründung der Herr-

schaft Roms in Mittel-Italien. Der Ausbau der republikanischen Staatsordnung. C. Die Einigung Mittel- und Süd-Italiens unter Rom. D. Die Erwerbung der Herrschaft über die Mittelmeerländer. E. Die Epoche der Bürgerkriege. F. Der Streit ums Erbe Cäsars. G. Der Principat. H. Höchste Machtstellung und innerer Verfall unter den Adoptivkaisern. I. Die Soldatenherrschaft, der Verfall und die Wiederherstellung des Reichs. K. Die absolute Monarchie und die Neuordnung des Reichs. L. Trennung der Reichseinheit. Untergang des weströmischen Kaisertums.

Abgesehen von vielen einzelnen Verweisen und Bemerkungen bald gröfseren, bald geringeren Umfangs finden sich zusammenhängende Quellenübersichten vor D, E, F, K, L und eine besondere Einleitung vor G, wo neben der litterarischen Überlieferung, den Inschriften und Münzen auch die neueren Darstellungen besprochen werden, soweit sie für das Zeitalter der Kaiserherrschaft in Betracht kommen.

Denn verhältnismäfsig ausführlich und eingehender, als es bisher üblich war, hat S. die an interessanten Problemen so reiche Kaiserzeit behandelt. Ihre Bedeutung im allgemeinen für die Weltgeschichte, insbesondere die Entwickelung und der Sieg des Christentums, der Rückgang der heidnischen Kultur, die Germanisierung des Imperiums, alles das erfährt gebührende Würdigung. Ich kann darin nur einen Vorzug unseres Buches sehen.

Am Schlufs ist ein Namen- und Sachregister angefügt, so dafs die Benutzung des Ganzen erleichtert wird und zwar um so mehr, als es im allgemeinen sorgfältig zusammengestellt ist und vor dem Verzeichnis des ersten Bandes weitläufigeren Druck und bessere Anordnung voraus hat und auch den Fehler der geringen Übersichtlichkeit bei gleichnamigen Personen, der uns dort begegnete, vermeidet.

Gehe ich nun zu sachlichen Einzelheiten über, die mir aufgefallen sind, so mufs ich gleich wieder den Gegensatz zu dem ersten Bande betonen. Den Geschichtschreiber Timaios und seine Bedeutung für die Überlieferung bespricht S. auf S. 15; im Register findet sich übrigens kein Hinweis auf diese wichtige Stelle. Wenn nun auch die Zahlen seiner Verbannung (?) 317 und seines Todes 256 nicht so sicher sind, wie sie dastehen, so zeigt doch das Ganze so recht den Fortschritt gegenüber dem ersten Bande. Wie werden dort die Angaben verzettelt, wiederholt oder gar einander widersprechend dargestellt! Da wird S. 59 Timaios im Jahre 317 oder 310 von Agathokles vertrieben und lebt 50 Jahre in Athen; S. 98 flüchtet er vor ihm (wohl 312) und stirbt nach angeblich 50jährigem Aufenthalt in Athen vielleicht um 249; aus beidem endlich ist wieder die Anm. 1 auf S. 233 zusammengefügt.

Ebenso wird S. 24 f. Strabo und seine Weise ausführlicher

und richtiger charakterisiert; sein Geschichtswerk *ἱστορικὰ ὑπομνήματα* reicht von 143 bis ca. 27 v. Chr. (S. 140 heifst es einfach von 143—27). Nach S. 198 der griechischen Geschichte dagegen behandelten die vier ersten Bücher jenes Werkes die Zeit vor Polybios und nach Anm. 1 derselben Seite soll sogar ein Teil desselben eine Geschichte Alexanders gewesen sein.

Auch über Diodor und seine Vorlage urteilt jetzt S. zutreffender (vgl. z. B. S. 12) und giebt zugleich eine reichhaltigere Litteratur an; nur mufs S. 11 A. 2 Z. 3 v. u. das Jahr der Abhandlung Bornemanns in 1878 geändert werden.

Dafs Hieronymos von Kardia (vgl. S. 88 A. 1) seine Geschichte der Epigonen bis zum Jahre 266 herabgeführt habe, wissen wir nicht; nur so viel steht fest, dafs er noch den Tod des Pyrrhos (272) berichtet hat.

Die Erzählung von dem Anlafs des Krieges mit Tarent (vgl. S. 89) läfst in ihrer Gedrängtheit die rechte Klarheit vermissen. Ich setze die Worte selbst her, um zugleich eine Probe der Darstellungsweise zu geben: „Als die Lucaner (d. h. die Bundesgenossen der Römer und Feinde der Tarentiner!) darauf Thurii wieder (?; es war vorher schon einmal von ihnen genommen, aber von Tarent wieder befreit worden, wovon aber S. nichts erwähnt hat!) angriffen, trat die Stadt in den Schutz Roms. Ein römisches Heer — liefs dort eine Besatzung zurück. Dadurch (?) verfeindeten sich die Römer mit den Tarentinern. Eine römische Flotte wollte aus dem tyrrhenischen Meer in die östlichen Gewässer, vielleicht in die Adria segeln (das Ziel der Fahrt ist aus den Quellen nicht zu ermitteln!), da wurden die Schiffe im Hafen zu Tarent von den erbitterten Städtern überfallen; man berief sich auf einen etwa 303 geschlossenen Vertrag, der den römischen Schiffen untersagte, um das Vorgebirge von Lacinium zu fahren“. Warum eigentlich brachte die Besetzung Thuriis die Tarentiner in solche Erregung? Deshalb, weil Rom dadurch gewissermafsen in ihre Interessensphäre (nämlich die Hegemonie über die benachbarten Griechenstädte nördlich von jenem Vorgebirge) eingegriffen hatte, die ihnen wohl in dem bekannten Vertrage zugesichert war.

Die lex Domitia wird S. 157 genannt, aber chronologisch nicht genau festgelegt; erst S. 182, wo die Wiederherstellung dieses Gesetzes erwähnt wird, findet sich das Jahr 104 angegeben. Die dazwischen liegende Abschaffung unter Sulla mufs also viel deutlicher hervorgehoben werden, als es S. 169 durch die Worte geschieht: „Die Priesterkollegien erhalten das Recht der Kooptation in der ursprünglichen Unbeschränktheit (?) wieder zurück“. Auf derselben S. 169 wird unter Sullas Änderungen zwar die Erhöhung der Zahl der Prätoren, aber nicht die damit im Zusammenhang stehende Vermehrung der quaestiones angeführt. Im Register ist unter diesem Worte nur S. 148 zitiert,

wo sich nichts Rechtes findet, während auf S. 61 und S. 134 f. der Quästionen Erwähnung gethan wird. — S. 189 giebt S. bei Portus Itius einzig und allein die Auffassung Gölers wieder, der sich für Calais entscheidet. Dagegen spricht sich die Mehrzahl der Forscher mit guten Gründen für Boulogne aus, einige denken auch an Wissant. Über Calais bemerkt R. Schneider in seiner Programmabhandlung Portus Itius (Königstädt. Gymn. zu Berlin 1888) S. 3: „Calais ist kaum vor dem 13. Jahrhundert als Hafen benutzt worden, in keinem Falle ist es eine Ansiedelung oder ein Hafenplatz aus römischer Zeit“. — Ebenso bestimmt S. den Rheinübergang nur nach Göler, ohne der Ansicht derer zu gedenken, die an Bonn festhalten, selbst heute noch, wo die Funde unterhalb von Koblenz auf Cäsars Brücke und Befestigungen hinzuweisen scheinen (vgl. H. Nissen und C. Koenen, Cäsars Rheinfestung, Bonn 1899). — Über den Tod des Kaisers Claudius (vgl. S. 256 Z. 6 v. u.) folgt S. wohl Ranke. Indessen ist an der Thatsache seiner Vergiftung durch Agrippina nicht zu zweifeln. Josephus ist der einzige, der von einem Gerüchte spricht, die übrigen dagegen berichten es übereinstimmend als wahr. — S. 329 f. Wenn wir auch die Regierung Theoderichs als Fortsetzung des abendländischen Kaisertums anzusehen haben, so dürfen wir darum doch nicht für ihn den Kaisertitel anwenden oder ihn gar als Gotenkaiser bezeichnen; ebensowenig pafst für Odovakar der Kaisername (vgl. S. 330 Z. 3). S. selbst führt ja S. 341 A. 1 die bezeichnende Stelle aus Cassiodorus an. Wie Odovakar so war auch Theoderich von Zeno zum Patricius ernannt worden und handelte in seinem Auftrage. Der Sitz des Kaisertums war und blieb eben Konstantinopel.

Nachdem ich so aus allen Teilen des Buches gewählte Beispiele besprochen habe, füge ich in aller Kürze noch einige Bemerkungen über die formelle Seite hinzu. Von der Darstellungsweise gilt im allgemeinen dasselbe, was ich bereits von der griechischen Geschichte gesagt habe. Der Ausdruck könnte manchmal gefeilter sein (z. B. S. 213: „Der Senat wollte ihn kalt stellen“ und S. 322: „Dem Gratian wurde zu Brigetio der jüngere Stiefbruder als dritter Augustus zur Seite gesetzt“), auch dürften Fremdwörter nicht in so grofser Zahl auftreten (vgl. z. B. S. 312).

Die Ausstattung des Buches ist gut, der Einband bequem und der Druck besser als im ersten Bande.

Zum Schlufs mufs ich noch auf störende Druckfehler hinweisen: S. 64 Z. 8 Taracina, S. 65 Z. 4 v. u. 472 (statt 477), Eumenes I 158 (statt II und 159), S. 123 Z. 3 Syde, S. 123 Z. 7 Gebirgserwerbungen, S. 135 Rhethorik, S. 194 1. Mai 49 (statt März), S. 219 41 (statt 31), S. 258 Z. 766 (statt 68), S. 269 Z. 3 rechts, S. 271 Z. 7 177, S. 283 Z. 2 v. u. 201 (statt 193) und ebenso f. S. Z. 7, S. 287 207 (statt 217), S. 300 A. 1

Sozomenes und ebenso S. 331 Z. 6, S. 328 Z. 7 Ostreich und ebenso S. 338 Mitte und 340 Z. 15 v. u., S. 362 C. Coriolanus, S. 367 Salvianus 228 (statt 328). Auch findet sich eine Anzahl einander widersprechender Angaben, z. B. S. 225 Z. 3 v. u. 77—84, dagegen S. 263 Z. 9 78—85; S. 291 Decius 248 statt des richtigen 249 auf S. 302 und 354; S. 290 Gordian 237, dagegen S. 357 238; S. 302 Z. 11 richtig 293, im Register aber 292.

Die Auslassungen im Namen- und Sachregister und ebenso die Ungleichmäfsigkeit in der Schreibung der Namen übergehe ich, um nicht zu weitläufig zu werden.

Indessen alle diese Versehen und Flüchtigkeiten, so störend sie auch an manchen Stellen wirken, sind doch nur äufsere Mängel, die unser günstiges Urteil über den inneren Wert der Leistung W. Strehls nicht umstofsen dürfen. Unbedenklich können wir sein Buch als ein treffliches Hilfsmittel für das Studium der römischen Geschichte empfehlen.

Lübeck. Ernst Schmidt.

Stielers Hand-Atlas. Neue, neunte Lieferungs-Ausgabe. 100 Karten in Kupferstich, herausgegeben von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. 1. Lieferung.

Der „Grofse Stieler" ist in dieser Neuausgabe auf 100 Karten erweitert, technisch noch mehr vervollkommnet als früher und — im Preis herabgesetzt auf 30 ℳ! Das mufs auch seitens unserer Schulen mit heller Freude begrüfst werden. Denn nunmehr hindert die Preisrücksicht wohl kaum einen Lehrer oder gar eine Lehrerbibliothek, diesen klassischen Atlas anzuschaffen, der an Gediegenheit und Reichhaltigkeit des Inhalts alle andern Handatlanten übertreffen dürfte.

Von den 100 Karten sind 49 völlig neu entworfen, nur 4 Karten behalten im wesentlichen ihre bisherige Gestalt. Es handelt sich mithin fast um ein neues Werk, das mit dem früheren gleichen Namens den feinen Kupferstich, die schon durch den Ort der Herstellung verbürgte wissenschaftliche Vertrauenswürdigkeit teilt, jedoch durch die neue Methode galvanoplastischer Vervielfältigung der Kupferplatten (die mit der Beseitigung des teuern Handkolorits verknüpft ist) neben der Verbilligung in seltenster Weise zugleich namhafte technische Vollendung erzielt hat.

In Zwischenräumen von 2—3 Wochen sollen die 50 Zweiblatt-Lieferungen erscheinen. Die Erstlingslieferung enthält eine musterhafte Karte der österreichischen Ostalpen von vorzüglicher plastischer Wirkung und eine ausgezeichnet gründlich und inhaltreich von C. Barich ausgearbeitete Karte von China. Trotz aller

Inhaltsfülle ist volle Klarheit und Leichtlesbarkeit dadurch gewahrt, dafs das Gelände nicht mehr wie früher in schwarzer, sondern in zart bräunlicher Schraffierung ausgedrückt wurde.

Halle. A. Kirchhoff.

---

1) Karl Kraepelin, Naturstudien im Hause. Plaudereien in der Dämmerstunde. Ein Buch für die Jugend. Mit Zeichnungen von O. Schwindrrazheim. Zweite Auflage. Leipzig 1901, B. G. Teubner. 181 S. 8. 3,20 ℳ.

Öfters schon ist auf den hohen Wert von Kraepelins Jugendschriften für die Lehrerwelt hingewiesen, und thatsächlich verbergen sich hier und da in den scheinbar so leicht hingeworfenen Plaudereien des Dr. Ehrhardt mit seinen drei Knaben wahre Meisterstücke der Lehrkunst. Wer aber weifs, wie wenig im allgemeinen die dialogisierende Darstellung dem jugendlichen Geschmack zusagt, (man rufe nur die eigene Jugenderinnerung an den Campeschen Robinson wach!), zweifelt vielleicht, ob Kr.s Naturstudien den Beifall des Publikums erringen, an dem dem Verfasser am meisten gelegen sein mufs. Referent hielt es daher für geraten, sein kritisches Amt der Kinderstube zu übertragen, und deren Urteil bestätigte des Verfassers Meinung, dafs diese Form der Darstellung vorzüglich geeignet sei, die Fragen klar zu legen und die Leser zu eigenem naturwissenschaftlichen Denken anzuregen. Ein Buch, das die Jugend in lebendiger Darstellung belehrt, und an dessen pädagogischem Wert Erwachsene Freude finden, ist gewifs ein gutes Jugendbuch. Und davon giebt es nicht so viele. Man hört's zwar oft verkünden: „Für die Jugend ist das Beste gut genug", aber wer unsere heutige Jugendlitteratur durchmustert, findet leider wenig wahrhaft gutes, ein Übermafs vielmehr von Büchern, die Geist und Gemüt verbilden oder leer lassen. Das ist auch eine Folge der Vielgeschäftigkeit unsrer Tage, dafs gerade diejenigen, die zur Bildung unsrer Jugend am meisten berufen sind, „keine Zeit" dazu haben. Es wäre sehr zu wünschen, dafs Kr.s, des vielbeschäftigten und doch über Zeit für die Jugend verfügenden Forschers, Beispiel zahlreiche Nachahmer fände.

Drei Bände Naturstudien, „im Hause, im Garten und in Wald und Feld", reihen sich aneinander. In immer weiteren Kreisen werden den jugendlichen Lesern die Dinge ihrer nächsten Umgebung geistig und gemütlich näher gebracht, und auch die Tiefe der Auffassung und die Weite des Blicks vergröfsern sich allmählich, wobei aber bis zum Schlusse die Form der Darbietung dem jugendlichen Leser leichtes Verständnis ermöglicht.

Im 1. Bande treten an 14 Abenden in den Kreis der Betrachtung: Wasser, Spinne, Kochsalz, Mineralien, Sand, Kanarienvogel, Pelargonium, Goldfisch, Steinkohlen, Stubenfliege, Pilze, Hunde-Bandwurm, Blattpflanzen, Hausinsekten, Verschiedene Fragen.

Was aus jedem dieser Themen herausgeholt, und wie reizvoll die Art der Behandlung ist, wird jeder mit Vergnügen selbst prüfen.

2) **Georg Worgitzky, Blütengeheimnisse.** Eine Blütenbiologie in Einzelbildern. Mit 25 Abbildungen im Text. Buchschmuck von J. V. Cissarz. Leipzig 1901, B. G. Teubner. X u. 134 S. kl. 8. 3 *M.*

Von dem oben dargelegten Standpunkte aus begrüfsen wir auch Worgitzkys äufserlich und innerlich gleich reizvolles Büchlein mit Freude. In ihm wird in gedrängter Kürze ein Kapitel der Pflanzenbiologie populär behandelt, das schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch Kölreuters Beobachtung über die Bestäubung der Blumen durch Insekten angeregt, zum ersten Male durch Sprengel (1793) ausführlicher, an 500 Pflanzen, behandelt wurde, dann aber doch so völlig in Vergessenheit geraten konnte, dafs kein Geringerer als Darwin zu seiner Wiedererweckung notwendig war. In Deutschland war es Hermann Müller, der von der Mitte der 70er Jahre an unermüdlich auf diesem Forschungsgebiete thätig war und auch eine Menge anderer Schul- und Universitätsgelehrter zu gleicher Thätigkeit anregte. Schon 1898 umfafste das Litteraturverzeichnis dieses Zweiges der Botanik gegen 2900 Namen, und die gedrängte Zusammenstellung der blütenbiologischen Forschungsergebnisse, vorwiegend nur der an mitteleuropäischen Pflanzen erbrachten, füllt in Knuths „Blütenbiologie" (Leipzig, Engelmann) 3 starke Oktavbände.

Es war also keine kleine Aufgabe, den umfangreichen Stoff auf recht beschränktem Raume (132 S.) klar und verständlich darzulegen. 6 Blumen mit einfacher Bestäubungseinrichtung lehren Pollen- und Nektarblumen, vorstäubende und homogame Blumen und endlich Blumen mit offenem, halb verborgenem und verborgenem Honig unterscheiden. Die zweite Gruppe von Beobachtungspflanzen führte zu den Begriffen Jmmen -und Falterblumen, die dritte zeigt die wichtigsten besonderen Einrichtungen zur Insektenbestäubung (Pollenübertragung durch Explosion, durch Pollinien, durch Reizbewegung) und die Bedeutung der Blütenvereine und enthält, als Übergang zur vierten Gruppe, einen Insektenblütler mit gelegentlicher Windbestäubung, das Heidekraut. Die letzte Gruppe endlich behandelt 4 Windblütler und eine Weidenart als Insektenblütler vom Typus eines Windblütlers. — Die 40 letzten Seiten des Buches sind einer Übersicht über das Gesamtleben der Blüten gewidmet, wobei die gelegentlich gewonnenen Kenntnisse geschickt geordnet und durch allgemeine Gesichtspunkte die Vorbedingung zu eigenen Beobachtungen geschaffen wird.

Der durch die einfachen Abbildungen aufs beste illustrierte Inhalt stimmt durchweg mit den jetzt herrschenden Anschauungen überein, die Sprache ist lebhaft und anregend, der sinnige Buchschmuck und die durchaus moderne eigenartige Ausstattung lassen

den Bücherfreund auch an dem äufseren Aussehn des Bändchens Freude finden. Alles in allem ein Werk ebenso geeignet zur Einführung in die Blütenbiologie, wie zur Auffrischung früher gewonnener Kenntnisse, ein passendes Geschenk für jung und alt.

Allenstein. B. Landsberg.

S. Schlitzberger, Die Kulturgewächse der Heimat mit ihren Freunden und Feinden, in Wort und Bild dargestellt. VI. Serie: Kätzchenblütige Laubhölzer. Tafel 1 (11) und Tafel 2 (12). Text 16 S. Leipzig, Amthorsche Verlagsbuchhandlung.

Die vorliegende Serie bringt auf zwei Tafeln 1) die Sommereiche und den Haselnufsstrauch, 2) die Rotbuche und die Birke zur Darstellung. Die Art der Ausführung, die gleiche wie in den vorangegangenen Tafeln, ist in dieser Zeitschrift mehrmals charakterisiert worden, so dafs wir auf eine Wiederholung in dieser Beziehung verzichten möchten. Ebenso wollen wir nicht auf Einzelheiten eingehen, obgleich Bild und Text dazu auffordern. Bezüglich des begleitenden Textes nur die eine Bemerkung, dafs die dort beliebte fortgesetzte Gliederung eines an sich ganz einfachen Stoffes (der beinahe vollständig in einem einzigen fortlaufenden Text geboten werden konnte) in I, II, . . A, B, . . 1, 2 . . a, b . . α, β . . u. s. w. die Übersichtlichkeit keineswegs fördert; sie ist auch das Gegenteil von einer Erleichterung der Begriffsbildung.

Berlin. O. Ohmann.

K. Koppe's Anfangsgründe der Physik mit Einschlufs der Chemie und mathematischen Geographie. Ausgabe B in zwei Lehrgängen. Für höhere Lehranstalten nach den preufsischen Lehrplänen von 1901 bearbeitet von A. Husmann. II. Teil. Kürzere Ausgabe: Grundrifs der Physik. Mit 252 in den Text gedrukten Holzschnitten und einer farbigen Sternkarte. Essen 1902, G. D. Baedeker. 360 S. 8. geb. 4,60 ℳ.

Die Ausgabe B von Koppes Anfangsgründen der Physik bestand aus zwei Lehrgängen, entsprechend der Lehrverfassung vom Jahre 1892. Die neuen Lehrpläne vom vorigen Jahre haben nun Veranlassung gegeben, von dem zweiten Teile der Ausgabe, dem Hauptlehrgange, eine kürzere Bearbeitung als „Grundrifs der Physik“ für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, insbesondere für Gymnasien, herzustellen, welche in mehrfacher Hinsicht von dem ursprünglichen Werke abweicht. In erster Linie galt es, den Stoff angemessen zu beschränken. Weniger Wichtiges und Veraltetes, weitläufige technische Erörterungen, langwierige Rechnungen wurden fortgelassen; was im ersten, für die Unterstufe bestimmten Bande dargestellt ist, wurde nicht noch einmal erörtert; die genauere Behandlung der einzelnen chemischen Elemente ist in Wegfall gekommen; endlich sind die

Figuren und Tabellen, die sich in Atlanten oder im Anhange der Logarithmentafeln finden, fortgelassen worden. Ob hierin nicht zu weit gegangen ist, kann nur die Praxis des Unterrichts lehren. Der durch diese Kürzungen frei gewordene Raum ist nun dazu benutzt worden, durch eingehendere Umarbeitungen einzelne Gebiete methodisch und sachlich zu fördern. So finden wir die Induktionserscheinungen mit Hilfe der Kraftlinien behandelt, die Lehre von den Dimensionen und absoluten Mafsen, sowie vom Potential verwertet, die neueren Anschauungen über Elektrolyse, elektrische Schwingungen, osmotischen Druck u. a. erörtert, wie die radioaktiven Strahlen, den Telephonograph u. a. dargestellt; endlich wurden ganze Abschnitte wie die Optik und namentlich die Mechanik methodisch und wissenschaftlich richtiger umgearbeitet. Dafs auch die Zahl der Abbildungen vermehrt und eine farbige Sternkarte hinzugefügt wurde, entspricht berechtigten und auch früher gehegten Wünschen.

Durch diese gründliche Arbeit, welche die Ergebnisse didaktischer Erörterungen, wie sie in der Poskeschen Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht seit einer Reihe von Jahren veröffentlicht wurden, in anerkennenswerter Weise berücksichtigt, ist der Wert des schon früher als vortrefflich bekannten Werkes noch erheblich gestiegen, so dafs das Buch einer immer weiteren Verbreitung als Grundlage für den physikalischen Unterricht an Gymnasien wohl würdig ist.

Bei der allgemeinen Anerkennung, die ich dem Grundrifs zolle, dürfen auch kleinere Mängel, die sich leicht abstellen lassen, nicht verschwiegen werden. Das Fremdwörterverzeichnis giebt oft nur eine wörtliche Übersetzung, ohne die Begriffswandlung zu erklären, z. B. *σύμμετρος* = mit Mafs. Ellipse und Ekliptik von *ἐκλείπω* = verlasse. Sollte libratio nicht eher das Schwanken der Wage als den wagerechten Zustand bedeuten? Prisma kommt von *πρίζω*. Die Accente in *σκία*, *σωληνοείδης*, *μηχάνη* u. a. sind zu verbessern.

Berlin. R. Schiel.

EINGESANDTE BÜCHER.

---

1. F. Vial, L'Enseignement secondaire et la Démocratie. Paris 1901, Armand Colin. XI u. 329 S. kl. 8. 3 *fr.* 50 c.

2. H. Schiller, Aufsätze über die Schulreform 1900 und 1902. Heft II: Die äufsere Schulorganisation. Wiesbaden 1902, Otto Nemnich. 56 S. gr. 8. 1,20 *M.*

3. P. J. Müller, Moderne Schulbänke. Vortrag. Berlin-Tempelhof 1902, Schulhaus-Verlag. 28 S. 0,60 *M.* — S.-A. aus dem „Polytechnischen Centralblatt".

4. Immanuel Kant's Kritik der Urteilskraft, herausgegeben von K. Vorländer. Dritte Auflage. Leipzig 1902, Dürr'sche Buchhandlung. XL u. 414 S. kl. 8. 3,50 *M.*

5. Richard Hamel, Zwei Meister. Komödie in vier Aufzügen. Die Uraufführung fand im Braunschweigischen Hoftheater am 18. November 1901 mit durchschlagendem Erfolg statt. Berlin, Theater-Verlag von Eduard Bloch. 86 S. 2 *M.* Mit einem Vorwort von Dr. Heinrich Schröder in Kiel.

6. F. Kauffmann, Deutsche Grammatik. Kurzgefafste Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. Dritte Auflage. Marburg 1902, N. G. Elwert. VIII u. 110 S. gr. 8. 2,20 *M*, geb. 2,70 *M.*

7. G. Heine, Entwicklung allgemeiner Begriffe im Anschlufs an Schillersche Gedichte. Ein Beitrag zur philosophischen Propädeutik. Progr. Bernburg 1902. 31 S. 4.

8. F. Spiefs, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Dritte Abteilung: für Quarta und Untertertia. Dreiundzwanzigste Auflage. Ausgabe B von M. Heynacher. Essen 1902, G. D. Baedeker. V u. 162 S. geb. 1,80 *M.* — In dieser Auflage sind neu hinzugekommen: 52 Aufgaben im Anschlufs an Nepos und 78 Stücke im Anschlufs an Cäsars bellum Gallicum.

9. J. Wulff, Der lateinische Anfangs-Unterricht im Frankfurter Lehrplan. Frankfurt a. M. 1902, Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer). 42 S. 0,80 *M.*

10. F. Blass, Die Rhythmen der attischen Kunstprosa (Isokrates-Demosthenes-Platon). Leipzig 1901, B. G. Teubner. XI u. 199 S. gr. 8. 8 *M.*

11. E. Bachof, Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia. Dritte Auflage. Gotha 1902, F. A. Perthes. VI u. 223 S. 2 *M.*

12. H. Schneegans, Molière. Mit Bildnis. Berlin 1902, Ernst Hofmann & Co. IX u. 261 S. 2,40 *M*, in Leinen geb. 3,20 *M*, in Halbfranzband 3,80 *M.* (Geisteshelden, eine Sammlung von Biographieen, Band 42.)

13. H. v. Sybel, Prinz Eugen von Savoyen. Edited with introduction, notes and index by E. C. Quiggin. Cambridge 1902, The University Press. XXVI u. 180 S. 12. geb. 2 *sh* 6 *d.*

14. K. Koppe, Geometrie zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten, neubearbeitet von J. Diekmann. Neunzehnte Auflage (dritte Auflage der neuen Bearbeitung). Teil I: Planimetrie. Ausgabe für Gymnasien. Essen 1902, G. D. Baedeker. VII u. 208 S., nebst 176 Figuren und 8 Figurentafeln. geb. 2,40 *M.*

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Züge antiker Kultur im heutigen Italien[1]).

Rüstig schreitet die Menschheit vorwärts, unablässig arbeitet sie an ihrer Vervollkommnung. Mit neuen Geschlechtern tauchen neue Ideen auf, das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen. Aber gleichwie weder Wind und Wetter noch Krieg und Zerstörungswut die herrlichen Baudenkmäler des Altertums völlig vernichten konnten, so haben auch die Menschen Sitten und Einrichtungen, Neigungen und Gewohnheiten ihrer Vorfahren nicht gänzlich aufgegeben, sondern manches davon Jahrtausende lang bewahrt. Von dem, was die griechischen Helden im homerischen Zeitalter zu thun pflegten, ist noch heutigen Tages vieles im Orient üblich, und von den Gebräuchen, die einst in Italien bestanden, haben sich nicht wenige „allen Gewalten zum Trotz erhalten". Denn der Mensch hängt an der Sitte der Väter wie an einem teuren Erbstück, von dem er sich nur schwer trennen kann. Mit beiden ist er durch das Band der Pietät verknüpft und durch jahrelangen Besitz innerlich verwachsen. Freilich hat man das Alte nicht überall mit derselben Zähigkeit festgehalten. Am meisten sind in dieser Hinsicht die Gegenden bevorzugt, die den grofsen Mittelpunkten des Handels und der Industrie, dem stark pulsierenden Treiben der Grofsstädte fern liegen, dem regen Verkehr der Eisenbahnen und länderverknüpfenden Strafsen entrückt sind. Natürlich sprechen dabei auch körperliche und geistige Eigenschaften eines Volkes ein Wörtlein mit; denn die eine Nation ist konservativer angelegt als die andere, und was sich hier in einem Menschenalter ändert, behauptet sich dort noch nach Jahrtausenden[2]). Nach alledem

---

[1]) Besonders nach Eindrücken vom archäologischen Kursus des Jahres 1899.

[2]) So wird V. Hehn nicht müde, die Bedeutung der Slaven für die Urgeschichte der Indogermanen immer aufs neue hervorzuheben. In der Schrift De moribus Ruthenorum S. 118 sagt er: „Die Russen sind sehr alt,

kann es nicht zweifelhaft erscheinen, dafs sich im Morgenlande weit mehr von den alten Kulturerrungenschaften behauptet hat als im Abendlande. Doch kann man auch hier noch mancherlei finden, wenn man sorgfältig darnach forscht. Dies gilt z. B. von Italien. Viele Stürme sind im Mittelalter und in der Neuzeit darüber hingebraust, aber doch ist es, zumal im Süden, immer noch eine reiche Fundgrube für den, der bestrebt ist, die Gesittung des Altertums im heutigen Volksleben zu studieren.

Manches davon ist durch die Natur des Landes bedingt, so vor allem in Mittelitalien die Art der Stadtanlage. Da auf den Höhen gesündere Luft ist als in den oft sumpfigen, fieberreichen Thälern (und überdies gröfsere Sicherheit vor feindlichen Überfällen), so hat man zahlreiche Städte auf die Bergkegel hinaufgebaut, wo die Mauern und Häuser wegen der gleichen Farbe fast wie mit dem Felsen verwachsen erscheinen. Dies gilt z. B. von Orvieto, Perugia, Sogni, Norba und vielen anderen. Und diese Städte beherrschen noch heute politisch, administrativ und wirtschaftlich das platte Land wie im Altertum. Denn es giebt im heutigen Italien noch ebensowenig selbständige Dorfgemeinden wie damals, und der Adel ist städtisch, nicht feudal, ja Söhne der vornehmsten Geschlechter halten es für eine Ehre, städtische Ämter zu bekleiden, z. B. das eines Bürgermeisters von Rom. (Vgl. O. Kämmel, Grenzboten 1900 S. 19.) Auch der Hausbau wird durch die Beschaffenheit des Landes beeinflufst. Nicht blofs wegen des Holzmangels und der Feuersgefahr führt man meist massive Gebäude auf, sondern auch wegen der gröfseren Kühle, welche die Steinmauern gewähren. Aus demselben Grunde hat man zu allen Zeiten hölzerne Dielen vermieden und den Fufsboden aus Marmor oder Estrich hergestellt. Darüber breitet man dann bunte Teppiche aus, die überhaupt im Süden eine grofse Rolle spielen. Zwar werden sie nicht mehr so häufig wie einst an die Wände gehangen (daher der Ausdruck Tapete = Teppich), aber bei Festlichkeiten zieren sie gewöhnlich die Fenster der Häuser gleich den Kränzen und Guirlanden nördlicherer Breitengrade. Öfen zum Heizen der Zimmer kennt man im gröfsten Teile Italiens noch heute nicht; bei eintretender Kälte stellt man

---

haben das Älteste konservativ bewahrt und geben es nicht auf. An ihrer Sprache, ihrer Familienverfassung, ihrer Religion, ihren Sitten, ihrem Aberglauben, ihrem Erbrecht u. s. w. läfst sich das früheste Altertum studieren"; ferner „Italien" 2. Aufl. S. 236: „Die Slaven bilden für den Kulturhistoriker eine reiche, bisher noch so gut wie unberührte Fundgrube von Altertümern. Selbst in den Gegenden um Moskau, also im Herzen Rufslands, sowie in Kleinrufsland kann der aufmerksame, mit der Sprache bekannte Beobachter tausendmal an Homer und das bei Homer geschilderte Leben erinnert werden". Baltische Monatsschrift, Januar 1864: „Hier (in Rufsland) ist die Welt uranfänglicher Dorfgemeinschaft, stammartig wachsend, eine durch kein Prinzip der Persönlichkeit sich auflösende Familie" (vgl. auch Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde S. XXVII).

höchstens nach antikem Muster ein Becken auf, um sich an dessen Holzkohlenfeuer zu erwärmen. Weit mehr Vorsorge trifft man, um sich gegen die Sonnenglut zu schützen. Daraus erklären sich die engen Strafsen, die man in den älteren Teilen der Grofsstädte Neapel und Rom genau noch ebenso wahrnimmt, wie in dem viel kleineren Pompeji; daraus die Laubengänge und Loggien, die man schon vom südtirolischen Bozen an verfolgen kann; daraus auch die ganze Anlage der Häuser. Den Mittelpunkt der dem Privatleben gewidmeten hinteren Räume bildete ein gartenartiger Hof, der von Säulengängen eingefafst war, wie wir noch gegenwärtig in Pompeji, aber auch in den Palästen des italienischen Adels beobachten können. Daher sagt Schiller mit Recht: „Die zierlichen Zimmer reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her“ (Pompeji). Selbst bei der Arbeit hält man sich nicht gern in dumpfen Zimmern auf, sondern wählt sich einen schattigen Platz vor dem Hause, von wo man zugleich das bunte Leben des Strafsenverkehrs beobachten kann und immer neue Anregungen findet. Deshalb stehen auch die Läden, die in den Hauptverkehrsstrafsen nach alter Art die ganze Front einnehmen, bei Tage meist völlig offen und werden nur bei Nacht durch Holz und Glas geschlossen. Die Dächer aber sind häufig flach und bieten daher den Kühlung Suchenden nach Sonnenuntergang einen angenehmen Aufenthaltsort, wo sie sich von der säuselnden Luft erfrischen lassen können, wie einst des Odysseus Gefährte Elpenor auf dem Palaste der Kirke[1]). Demselben Bedürfnis nach Kühlung entspringen die schattigen Arkaden der italienischen Gärten. Wie hier Natur und Kunst Hand in Hand gehen, so auch sonst bei den Parkanlagen des Südens. Die reine Natur eines englischen Gartens ist nicht nach dem Geschmacke des Italieners und war es auch nicht zur Zeit Ciceros und Cäsars. Dazu fehlt vor allem das saftige Grün des Rasenteppichs. Wohl aber hebt sich der Marmor der Statuen und Statuetten prächtig von dem Gestein der Landschaft ab, und die Zusammenstellung der Farben auf bunten Blumenbeeten verleiht dem Ganzen ein eigenartig schönes Gepräge. Die verschnittenen Hecken und die Teppichbeete, die man gewöhnlich auf die Gartenkunst der Franzosen, z. B. Lenôtres, zurückführt, lassen sich schon im Altertum nachweisen und sind wahrscheinlich von Mutianus Calvena, einem Freunde Cäsars und Günstling des Augustus, aufgebracht worden. Seitdem war es in Rom Sitte, den Buchsbaum und die Cypresse in die verschiedensten

---

[1]) Selbst die älteste Form des italischen Hauses, die uns auf den Urnen etruskischer Gräber und in der Casa Romuli auf dem Palatin, aber auch in Tempeln, wie dem der Vesta in Rom und dem der Sibylle in Tivoli sowie im Pantheon begegnet, findet man noch in lebendigem Gebrauch. Dies erkennen wir, wenn wir die runden Rohrhütten der Hirten und Kohlenbrenner der Campagna betrachten.

Formen zu zwängen, die Hecken je nach Laune und Geschmack zu ziehen, ja sogar Jagdscenen und Schiffe auf diese Weise herzustellen. Wie allgemein verbreitet diese Liebhaberei war, ergiebt sich schon daraus, dafs man fortan die Gärtner gern topiarii, d. h. Landschaftsbildner, nannte. Auf das Altertum geht auch die Einrichtung zurück, die Reben an Bäumen emporranken zu lassen und von einem zum andern zu ziehen; daher wurde die Ulme schon von den römischen Schriftstellern als marita ulmus, d. h. als Gemahlin des Weinstocks bezeichnet.

Gleichfalls mit der Natur des Landes steht die Ernährung des Volkes in Einklang. Infolge der jahraus jahrein herrschenden Wärme bedarf der Italiener nicht der kräftigen, fettreichen Kost des Nordländers, sondern lebt hauptsächlich von Vegetabilien, die sich auch besser halten als animalische Nährstoffe. Die Polenta bildet seit alters ein Hauptstück der Mahlzeit, von den Getreidearten aber ist nicht der Roggen beliebt, aus dem nur schweres und festes Brot gebacken werden kann, sondern der Weizen und der Mais oder geringwertigere Früchte wie Gerste und Dinkel. Bei den alten Römern hatten Getreide und Weizen denselben Namen frumentum (von frui, geniefsen), ein Wort, das im Italienischen (formento) und Französischen (froment) ausschliefslich für Weizen in Gebrauch gekommen ist. Weifsbrot und Wein genügen dem Südländer oft für seine frugale Mahlzeit, während der Sohn des Nordens zu seinem Schwarzbrot Butter oder Wurst und Bier oder Thee verlangt. Zum Nachtisch sind stets Früchte zur Hand, auch hat man von jeher gern Laucharten verzehrt, die wegen des darin enthaltenen Schwefelallyls von den Bewohnern des warmen Himmelsstrichs mit Vorliebe genossen werden[1]). Statt der bei der Hitze leicht ranzig werdenden Butter wird meist Öl verwendet. Damit schmälzt man Gemüse, bereitet Backwerk, brät Fische, die frutta di mare, von denen heutigen Tags noch dieselben Arten verzehrt werden wie im Altertum. Das lehren uns deutlich die Mosaikbilder und Wandgemälde (vgl. auch Grenzboten 1898 S. 440 f.).

In der Tracht haben sich die modernen Italiener meist den übrigen civilisierten Völkern Europas angeschlossen, doch findet man auf dem Lande noch vielfach die Schaffelle der Hirten und die mit Spitzen versehenen, vorn umgebogenen Schuhe, die calcei repandi, wie wir sie an der Juno Sospita im Vatikanischen

[1]) Im 4. Buch Mosis 11, 5 klagen die Israeliten: „Wir gedenken der Fische, die wir in Ägypten umsonst afsen, und der Kürbis, Pfeben, Lauch, Zwiebel und Knoblauch“, und Herodot überliefert uns, dafs beim Bau der Cheopspyramide für 1600 Talente Zwiebeln und Knoblauch verzehrt worden seien (II 165). Polyän Strat. IV 3, 32 aber berichtet, dafs an der Tafel der persischen Könige täglich ein Talent Knoblauch und ein halbes Talent Zwiebeln verbraucht worden sei. Weiteres bei V. Hehn, Kulturpflanzen, 3. Aufl. S. 170 ff.

Museum beobachten. Auch Sandalen sind häufig anzutreffen, die Urbilder unserer Stiefel (it. stivale = lat. aestivale, sommerliche Fufsbekleidung).

Was sodann die Körperpflege betrifft, so sind die Bäder wohl beliebt, doch genau wie im Altertum nicht im Flufs oder in der See, sondern im Badezimmer. Wie die griechischen Phäaken die *λόετρα θερμά* hochschätzten und die Römer der Kaiserzeit eine Thermenanlage nach der andern schufen, so wird auch noch jetzt das warme Volksbad in der italienischen Hauptstadt gut besucht, und wie die Alten in Bajä und an anderen schön gelegenen Küstenpunkten die kühlende Luft und den Anblick des Meeres genossen, so verfahren auch noch ihre Nachkommen in der Gegenwart; daher ist die Zahl der von Italienern besuchten Seebäder nicht grofs. Im übrigen spielt das Wasser im Haushalte des Südländers eine sehr bedeutende Rolle. Die Stadt Rom wurde im Altertum durch zahlreiche Wasserleitungen aus dem Sabinergebirge und aus anderen Gegenden mit Wasser versorgt, und das heutige Rom ist die wasserreichste Grofsstadt Europas. Denn dort kommen auf den Kopf der Bevölkerung täglich 600 Liter, während in den übrigen Grofsstädten unseres Erdteils nur 150—200 Liter verfügbar sind. Daher erklärt sich auch die grofse Zahl der öffentlichen Brunnen und Fontänen, die schon im Altertum aufserordentlich beliebt waren.

Selbstverständlich finden wir auch die Spiele dem Charakter des Landes und seiner Bewohner angemessen. Solche, die grofse Anstrengung und starke Körperbewegung erfordern, wie das nach englischem Muster bei uns eingeführte Wettrennen, Rudern, Boxen u. s. w., werden seit alters gemieden; auch geht man nicht Spielen in geschlossenen Räumen nach, daher sind Billard- und Kegelspiel nicht beliebt. Dagegen ergötzt man sich gern an Schaustellungen, die im Freien vorgenommen werden, wobei man ruhig sitzen und zuschauen kann. Die antiken Tierhetzen sind allerdings nicht mehr auf italienischem Boden vertreten, wohl aber in Spanien und Südfrankreich, also bei anderen romanischen Völkern. Dagegen kann man im Amphitheater von Verona einem Wachtelschiefsen und in besonders dazu eingerichteten Schaugebäuden, z. B. in Florenz, dem Ballonespiel beiwohnen. Es ist dies ein Ballwettwerfen, das man schon im alten Griechenland (*ἐπίσκυρος*) und Italien (expulsim ludere) eifrig handhabte. Die Teilnehmer, gewöhnlich drei und drei, werden durch einen Strich oder ein anderes Zeichen getrennt und werfen sich den grofsen luftgefüllten Ball (ballone) zu, der mit einer Schutzvorrichtung des Armes (bracciale; daher von Isidor von Sevilla lusus cubitalis, Ellenbogenspiel genannt) aufgehalten und zurückgeschleudert wird. Auf diese Art sah Goethe am 16. September 1786 das Spiel in Verona ausführen, auf diese Art habe ich es selbst in Florenz Ostern 1898 spielen sehen. Dabei wird in gleich leb-

hafter Weise Partei ergriffen wie im Circus des Altertums für eine der Farben oder Parteien. Auch Wetten sind noch an der Tagesordnung und werden jetzt in einem bestimmten Büreau abgeschlossen.

Von sonstigen Spielen der alten Römer haben sich namentlich diejenigen erhalten, welche die Kinder auf den Strafsen und Plätzen vornehmen, besonders das Astragalen- und Morraspiel. Jenes, das bereits von den Kindern der Medea auf pompejanischen Wandbildern betrieben wird, besteht darin, dafs fünf Knöchel (ἀστράγαλοι, tali) oder Steinchen (daher πεντελιθίζειν) gleichzeitig in die Höhe geworfen und beim Herabfallen mit der äufseren Handfläche aufgefangen werden, dieses aber (micare Cic. de off. 3, 77, Suet. Div. Aug. 13, δακτύλων ἐπάλλαξις), welches wir schon auf attischen Vasenbildern des 5. Jahrhunderts beobachten können, darin, dafs die zwei Spieler zu gleicher Zeit schnell die zusammengeballte Faust öffnen und einige Finger in die Höhe strecken, wobei dann jeder zugleich eine Zahl ausruft, mit der er die Summe der ausgestreckten Finger des Gegners zu erraten sucht[1]). Doch nicht blofs diese einfachen Spiele werden im Freien ausgeführt, sondern auch Brettspiele, für welche Figuren aufgezeichnet werden müssen. Wie oft solche im Altertum gespielt worden sind, ersieht man aus den zahlreichen Kreisen und anderen Figuren, welche Gassenbuben auf die weifsen Marmorplatten des Fufsbodens der Basilika Julia und anderer öffentlicher Gebäude Roms eingeritzt haben, um damit den ludus trium calculorum zu spielen. Ein Seitenstück dazu aus der Neuzeit bilden die Schach- und Damenbretter, die sich z. B. auf den steinernen Bänken in den beim Bahnhof von Bologna befindlichen Anlagen vorfinden. Ebenso kann man die altorientalischen Musikinstrumente, die mit den Kulten asiatischer und ägyptischer Gottheiten ihren Einzug in Italien gehalten haben, noch gegenwärtig in den Strafsen Neapels und anderer Städte vernehmen, z. B. die Tambourins (τύμπανα), mit deren Klange man den Tarantellatanz begleitete, die Schilfrohrflöte (σύριγξ) u. s. w.

Auch die Rhapsoden der alten Zeit lassen sich noch heute hören und tragen der andächtig lauschenden Menge Stellen aus Ariost oder Tasso oder andern Dichtern vor, wie es Goethe auf dem Markusplatze zu Venedig erlebt und in seiner ersten Epistel so anschaulich geschildert hat:

„Also hört' ich einmal am wohlgepflasterten Ufer
Jener neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen

[1]) Wie leidenschaftlich dieses Spiel früher betrieben wurde, erkennt man aus der Nachricht, dafs sich der römische Stadtpräfekt Apronian 380 veranlafst sah, das Morraspiel beim Viehhandel zu verbieten, mit der Bemerkung, man solle das Vieh nach dem Gewicht verkaufen, aber nicht den Handel dem Spiele der Finger überlassen.

Göttlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden. Selbst die Atellane lebt noch fort und belustigt gegenwärtig wie, vor Christi Geburt die Kampaner durch ihre komischen Figuren. Dem Pappus entspricht der gutmütige Vater Pantalone, ein eitler, verblendeter Alter, der von Frau und Sohn überlistet wird, dem Dossennus der typische Rechtsverdreher Dottore Gratiano, ein pfiffiger Beutelschneider, und wie der durchtriebene Sklave in der Komödie des Plautus oder Terenz den Faden der Intrigue in der Hand hatte, so der italienische Arlequino, der als Harlequin auf alle Volksbühnen Europas übergegangen und zur Hauptfigur des Volkslustspiels geworden ist.

Von anderen Sitten und Einrichtungen ist zunächst der Betrieb des Ackerbaus wichtig. Die künstliche Berieselung der Felder und die Terrassenanlage sind durch die Beschaffenheit des Landes vielfach geboten und daher von altersher gehandhabt worden. Das Pferd wird selten zum Pflügen benutzt; diese Arbeit verrichtet gewöhnlich das Rind. Optat ephippia bos, piger optat arare caballus (Horaz). Der Pflug aber entspricht in seiner Beschaffenheit noch ganz dem altrömischen. Er ist radlos, und die breite, flach auf dem Boden aufliegende Schar hat grofse Ähnlichkeit mit dem ursprünglichen Haken an einem starken, nach hinten aufwärts gekrümmten Holze (vgl. Grenzboten 1900 S. 347). Da das Rind auch häufig als Zugtier verwendet wird, sieht man oft zwei Stiere, denen Ringe durch die Nüstern gezogen sind, das Holzjoch quer über den Rücken tragen. Aufserdem benutzt man dazu das Maultier und den Esel, die wegen ihrer Anspruchslosigkeit in der Nahrung und der grofsen Sicherheit auf den steinigen Wegen des Berglandes mit Vorteil zu gebrauchen sind. Statt der Peitsche dient vielfach der Stachel, den auch Goethe in Hermann und Dorothea der Jungfrau in die Hand giebt, um damit klüglich das Gespann zu lenken. Mitleid mit den vorgespannten Tieren zeigt weder der alte Römer noch der heutige Italiener. Die deutsche gemütvolle Art gegen die Haustiere erscheint beiden als Sentimentalität. Nicht selten kommt es vor, dafs Maulesel aus Stichwunden bluten und von sich daran setzenden Insekten heftig gequält werden. Die Lastwagen sind seit Jahrtausenden fast nur zweirädrige Karren, die allein mit der Deichsel in der Schwebe gehalten werden. Zuweilen sieht man auch noch an Stelle der durchbrochenen Räder die alten *τύμπανα*, zwei grofse Radscheiben, die sich samt der Achse knarrend fortwälzen. Wenn man sodann die Heuschober in der Campagna mit den auf antiken Abbildungen, z. B. auf der Trajanssäule dargestellten, vergleicht, so findet man völlige Übereinstimmung; sogar der aus der Mitte hervorragende Balken fehlt nicht. Auch die Art des Weinbaus (und die Behandlung des Rebensaftes mit Harz als Resinatwein) entspricht noch in vielen Orten den Gewohn-

heiten der Altvordern, wie wir sie aus den Berichten der antiken Schriftsteller und aus den Mosaiken, z. B. in der Kirche Santa Constanza (Grabmal der Tochter des Kaisers Konstantin), vor den Mauern Roms erkennen können. Just wie die alten Römer fängt der Italiener von heute die aus dem Norden nach dem warmen Süden zurückkehrenden Vögel in Schlingen oder schiefst sie nieder, um sich einen guten Bissen zur Würze der Polenta zu schaffen und die Pastete schmackhaft zu machen; dagegen ist die Parforcejagd auf Wild niemals beliebt gewesen, selbst nicht in den Zeiten, wo es noch mehr Wild gab als heute. Auch Seehandel und das Seewesen überhaupt entspricht den Neigungen des Volkes wenig und ist daher niemals in grofsem Umfange betrieben worden. Wenn man von Genua absieht, giebt es fast keinen Hafen, in dem man eine gröfsere Zahl von Transport- oder Handelsschiffen beisammen findet Der Verkehr auf dem Lande wird, zumal im Süden, noch erschwert und belästigt durch das Räuberunwesen, wie schon im Altertum. Berichtet doch Livius 39, 29, dafs im Jahre 185 der Prätor L. Postumius allein in der Provinz Tarent 7000 Räuber zum Tode verurteilen liefs. Während man im Norden ins Freie hinaus wandert, um sich nach der Anstrengung des Tages durch einen Spaziergang zu erquicken, nehmen die Südländer gern auf grofsen Plätzen gruppenweise Aufstellung, um sich zu unterhalten, oder gehen in schattigen Strafsen gemächlich auf und ab. Daher hat jede gröfsere Stadt ihren Corso, auf dem man genau so wie zu Horazens Zeiten (ibam forte via sacra sicut meus est mos) hin- und herschlendern kann. Dort erfährt man auch die Tagesneuigkeiten und bespricht allerlei Vorkommnisse. Sogar die Sitte, die Namen der bei Wahlen aufgestellten Kandidaten mit Rotstift an die Wände der Häuser zu schreiben, kann man hier und da noch ausüben sehen, genau so wie an den Hausfronten von Pompeji (vgl. Jahrbücher für Philologie 1898 S. 422). Öffentliche Schreiber, wie sie z. B. unter dem Portikus des Theaters San Carlo in Neapel zu finden sind, gab es bereits im Altertum. Darüber belehrt uns unter andern eine Darstellung auf der Wand eines Zimmers in Pompeji, wo uns das Leben auf dem Markte der Stadt vorgeführt wird. Dort erblickt man einen dasitzenden Mann mit Schreibtafel und Griffel, der den Worten eines neben ihm Stehenden lauscht. Der Grundsatz Naturalia non sunt turpia besteht noch zu recht. Wie oft findet man z. B. in den Strafsen von Verona die für den Nordländer befremdliche Einrichtung eines Pissoirs an freier Hausecke, die nach den Ausgrabungen in Pompeji zu urteilen auch dem Altertum geläufig war. Statt der Gartenzäune trifft man überall weifse, steinerne Mauern, zwischen denen man in Vorstädten stundenlang umhergehen kann. An Gefäfsen und Geräten gewahrt man auf der Strafse oft dieselben Formen, die man soeben in einem Museum betrachtet hat, und kann die Gestalt der

athenischen Kanephoren bei jeder schlanken Bäuerin des Sabinergebirges wiederfinden, die hochaufgerichtet den kupfernen Wasserkrug von antiker Form auf dem Kopfe nach Hause trägt (Kämmel, Grenzboten 1900 S. 18). Auch im Gewerbebetriebe haben sich gewisse Hantierungen seit vielen Jahrhunderten behauptet. Engelmann (Pompeji S. 68) berichtet, dafs ein zum Kneten des Teiges bestimmtes Instrument, wie man es vielfach in Pompeji gefunden hat, noch heute ganz ähnlich geformt in Palermo üblich ist. Bekannter dürfte sein, dafs das Spinnen in Süditalien noch häufig in derselben Weise gehandhabt wird, wie zur Zeit Homers und dafs die römische Schnellwage mit dem langen Hebel und dem daran gehängten Gewichte noch jetzt von den Obst- und Gemüsefrauen tagtäglich verwendet wird.

Dasjenige Gebiet aber, auf dem sich das Alte am zähesten erhalten hat, ist das religiöse. Der Aberglaube haftet in wenigen Ländern so fest wie in Italien. Hier hängt man den Kindern noch immer wie im Altertum kleine Bildwerke um den Hals, um sie gegen den bösen Blick zu schützen, ferner trägt man Neugeborne um das heilbringende Feuer herum und spendet ihren Nabel wie einst der Geburtsgöttin, indem man ihn auf einem Teller mit Mehl verbrennt, u. s. w.

Häufig hat auch die katholische Kirche alte Sitten uud Gebräuche treu bewahrt. Dahin gehört das Besprengen mit Weihwasser, das schon die alten Griechen und Römer beim Betreten von Heiligtümern vornahmen, ferner das Verbrennen von Weihrauch und allerhand Räucherwerk bei religiösen Handlungen und die Darbringung und Widmung von verschiedenen Körpergliedern. Wie man gegenwärtig vielfach in katholischen Kirchen Hände, Füfse, Herzen und andere Gliedmafsen, die aus Wachs nachgebildet sind, aufgehängt sieht, so kann man im Konservatorenpalast auf dem Kapitol, im Vatikanischen Museum, im Kirchnerianum und in anderen Kunstsammlungen der ewigen Stadt eine grofse Menge von Votivgegenständen ähnlicher Art aufgestellt finden, die in alter Zeit als Weihgeschenke für diejenigen Gottheiten gestiftet worden sind, von denen man Heilung der betreffenden Körperglieder erhoffte. An den antiken Kult gemahnt sodann der Brauch der öffentlichen Umzüge, bei denen allerhand Prunk entfaltet wird; die Prozessionen sind mit den Supplikationen der alten Römer zu vergleichen. Und berührt sich nicht die Annahme von Schutzgottheiten für den Menschen, wie sie im Altertum bestand, sehr nahe mit der Heiligenverehrung, ist nicht selbst der Kult der Jungfrau Maria eine Verfeinerung des alten Venusdienstes? Man lese einmal, was die Forscher über den Gottesdienst der alten Römer sagen, und man wird in vielfacher Hinsicht an die neurömische Kirche erinnert werden. So sagt E. Aust, Die Religion der Römer, Münster 1899: „Die ganze religiöse Vorstellung der Römer ist durch und durch praktisch,

auf die Verrichtungen des privaten und sozialen Lebens gerichtet. Sie durchdringt alle Verhältnisse des irdischen Lebens, begleitet den Menschen auf Schritt und Tritt, macht sich ihm fühlbar bei jedem Wort und jeder Handlung, an jedem Ort und in jedem Augenblick. Wie der einzelne Mensch, so steht jede kleinere oder gröfsere Gemeinschaft von der Familie bis zum Staate unter dem Schutze ihrer besonderen Götter. Festtage, Opfer, Umzüge, Reinigungen, Gelübde spielen eine bedeutende Rolle im Kulte"[1]).

Was aber die Friedhöfe und die Art der Totenbestattung betrifft, so herrscht zunächst Übereinstimmung zwischen Altertum und Gegenwart in der Vorliebe für realistische Darstellungen. In den Felsengräbern der etruskischen Städte Corneto (Tarquinii) und Orvieto (Volsinii, später Urbs vetus oder Urbiventum) sind die Dahingeschiedenen dargestellt, wie sie sich an Festmahlzeiten, Tanz und anderem ergötzen, und auf zahlreichen Grabmonumenten unserer Rheinlande, z. B. in Neumagen (Noviomagus) bei Trier sind Darstellungen enthalten mit Scenen aus dem täglichen Leben, wie Mahlzeit, Jagd, Toilette (vgl. das attische Grabdenkmal der Hegeso), Weinverkauf, Warentransport u. s. w. Auch schrieb bereits Goethe aus Verona über die Grabdenkmäler des Museo Lapidario: „Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knieen, der einer fröhlichen Auferstehung wartete, hier hat der Künstler immer nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt. Sie falten nicht die Hände zusammen, schauen nicht gen Himmel, sondern sie sind, was sie waren; sie stehen beisammen, sie nehmen Anteil aneinander, sie lieben sich". (Vgl. auch Bielschofsky, Goethe I S. 374). Und wenn man Sarkophage wie den in der Villa Albani zu Rom befindlichen vergleicht, auf dem ein Fleischer seinen ganzen Laden und das Schlachten eines Tieres hat abbilden lassen, so wird man unwillkürlich an Scenen erinnert, wie man sie auf modernen italienischen Friedhöfen antrifft. Ich erinnere an die Darstellung der alten Fischfrau auf dem Friedhof von San Lorenzo in Rom, die wir Fische abschuppen sehen, oder an die alte Brezelfrau auf dem Campo Santo zu Genua, die ihre Ware zum Verkaufe anbietet[2]), oder an das schöne Monument in San Miniato zu Florenz, wo zwei Schwestern, Emma und Bianca Marchesini, vorgeführt werden, von denen die eine mit dem Schleier verhüllt und mit einer Guirlande geschmückt dasteht, eine Lilie in der Hand haltend, während die andere mit beiden ausgebreiteten Armen ihr ent-

---

[1]) Und ist es nicht beachtenswert, dafs noch jetzt die Grenzen der Bistümer nicht selten mit den Grenzen altrömischer Provinzen zusammenfallen? So scheidet der Vinxtbach noch gegenwärtig die Bistümer Köln und Trier von einander wie zu Beginn unserer Zeitrechnung Ober- und Niedergermanien, so der Zillerflufs in Tirol die Diöcesen Brixen und Salzburg wie einstmals Rätien und Noricum.

[2]) Vgl. auch Jahrbücher für Philologie 1894, II S. 66.

gegeneilt, und zwar so hastig, dafs sie die Puppe und das Bilderbuch fallen läfst und das Stühlchen umwirft, auf dem sie noch eben gesessen. Und wer hätte nicht mit stiller Rührung die schöne Scene in Rom geschaut, wo zwei Brüder dargestellt sind, von denen der ältere den jüngeren sucht und schliefslich in einer Ecke sitzend wiederfindet?

Endlich zeigt der Volkscharakter noch zahlreiche Anklänge an den der alten Römer. Die geistige Lebendigkeit, der Sinn für die schönen Formen, die liebenswürdige Höflichkeit, die hohe Intelligenz, die sich allerdings auch in der Neigung zeigt, den Fremden zu übervorteilen, die scharfe, klare Auffassungsgabe, das Bedürfnis, die eigne Persönlichkeit unbefangen in den Vordergrund zu stellen, die Genügsamkeit im materiellen Lebensgenufs, die Gewohnheit, halb auf der Strafse zu leben, der Trieb zu geräuschvollem Verkehr, die grofse Lebhaftigkeit, sie sind die alten geblieben, und wer etwas darin zu sehen versteht, dem treten die Figuren der alten Komiker und Satiriker noch heute überall entgegen[1]).

Natürlich ist in Gegenden, die von der modernen Kultur noch weniger berührt sind, z. B. im Orient, noch manches erhalten geblieben, was im Abendlande längst dahingeschwunden. Bei der Lektüre griechischer Schriftsteller wird man oft daran erinnert; z. B. finden wir die Sitte, die Pferde bei Nacht mit einem Fufse an einen Pfahl zu binden, die Xenophon Anab. III 4, 35 und Cyropädie III 3, 27 bezeugt, noch jetzt in Asien und bei den Beduinen Afrikas vor, und wie nach der Anab. IV 2, 22 im armenischen Hochlande der Wein in getünchten Cisternen aufbewahrt wurde, so thut man ihn noch jetzt im Morgenlande in Kuptschinen, indem man entweder urnenartige Löcher in den Steinboden haut oder grofse Thongefäfse in die Erde gräbt oder ausgetünchte Gruben herstellt. Ferner lese man Herodots Bericht III 84 über die Bedeutung des Sonnenaufgangs bei der Königswahl oder VII 54 beim Übergange des Xerxes über den Hellespont, und man wird daran erinnert, dafs die Sonne als lebenspendender und lebenerhaltender Himmelskörper schon damals im Orient aufserordentlich verehrt worden ist wie noch heute.

Von sonstigen Gepflogenheiten jener Gegenden, die sich seit alters behauptet haben, hebe ich noch folgende hervor. In dem weifswollenen Burnus des Arabers finden wir die weifsfarbige Toga der Alten wieder, und wie sich die Griechen gern die Haut mit Öl einrieben, um sie geschmeidig zu machen und zu erhalten, so thun dies noch heutigen Tags manche Morgenländer aus Ge-

---

[1]) Vgl. O. Kämmel, Grenzboten 1900 S. 18. Derselbe hat auch in einem hübschen Aufsatze (Grenzboten 1901 S. 402ff.) nachgewiesen, dafs die Eigenschaften, Gewohnheiten und Neigungen des heutigen Italieners in den Satiren des Horaz am alten Römer in die Erscheinung treten.

sundheitsrücksichten, z. B. die Inder, bei denen diese Verrichtung für so wichtig angesehen wird, dafs man sogar die Gefangenen täglich mit 50 Gramm Fett oder Öl versieht, damit sie dem Körper die Wohlthat der Einreibung gewähren können. Ferner liegt man im Orient noch immer bei Tische und fährt mit der Hand statt mit dem Löffel in die Schüssel, um das vom Vorschneider in kleine Stücke zerlegte Fleisch mit den Fingern zum Munde zu führen; ja in mancher Beziehung ist die Übereinstimmung so auffällig, dafs wir uns beim Betreten eines arabischen Herrschersitzes in den Palast des Priamus nach Troja versetzt wähnen. Die anschauliche Schilderung, die Frau Rüete aus Hamburg, von Geburt eine arabische Prinzessin aus Sansibar, von dem Leben am dortigen Hofe macht, gleicht in auffälliger Weise dem Treiben in altgriechischen Herrscherhäusern. Da ist die Küche in einer Ecke des Hofes aufgeschlagen und erfüllt just wie bei Äolus den ganzen Hofraum mit Bratenduft, da ist auch die grofse Sklavenschar und zahlreiche Dienerschaft wiederzufinden, von der unter aufserordentlicher Teilung der Arbeit ein jedes Glied seine besonderen kleinen und kleinsten Verrichtungen hat wie bei Odysseus und Alkinous. Denn es ist eines Morgenländers von Stande unwürdig, körperliche Verrichtungen irgendwelcher Art vorzunehmen, nicht blofs weil es ihm lästig erscheint, sich bei der Hitze anzustrengen, sondern auch weil er alles Handwerk und was damit zusammenhängt, für entehrend ansieht. Da können wir uns auch überzeugen, dafs die Vorliebe für Goldschmuck und blinkendes Geschmeide, wie sie den schönen Griechinnen zu Homers Zeit eigen war, noch nicht erloschen ist, ebensowenig wie die Sitte, die Frauen in besonderen Gemächern unterzubringen und nur verschleiert, von Dienerinnen oder Dienern begleitet, ausgehen zu lassen, wie Penelope u. a. Und wie des Priamus Söhne und Töchter auch nach ihrer Verheiratung meistenteils im Palaste des Vaters wohnen, so auch die verheirateten Kinder arabischer Fürsten. Die Vielweiberei, die hervorragende Stellung einer der vielen Frauen (der Hauptfrau), die Geschwisterehe, der Frauenkauf sind sämtlich Erscheinungen, die bei den semitischen Völkern Asiens noch ebenso bestehen wie vor 3000 Jahren. Die aufserordentliche Gewalt, die das Familienoberhaupt damals besafs, existiert noch, die Anerkennung der persönlichen Freiheit des einzelnen ist eine Rechtsvorstellung, mit der sich der Orientale noch nicht abzufinden vermag. Darum legt er so grofsen Wert auf den Ahnenkult, darum richtet sich der Fluch und die Verwünschung Beleidigter hauptsächlich gegen den Vater des Feindes, darum lebt noch der Brauch fort, den einzelnen mit dem Vornamen und dem im Genetiv beigefügten Vaternamen[1]) zu benennen, genau so wie im alten Griechenland.

[1]) Auch mit Ableitungssilben wie im Russischen -owna oder -owitsch.

Ferner wohnen jetzt meist noch wie früher auch im Abendlande[1]) diejenigen, die dasselbe Gewerbe betreiben, in einer Strafse beisammen, und wenn man gegenwärtig ein armenisches Dorf betritt, so glaubt man sich in die Zeiten zurückversetzt, in denen die zehntausend Griechen durch das armenische Hochland zogen. Denn noch immer wohnen die Kurden in Hütten, die halb in die Erde vergraben sind und von den Menschen und Haustieren gemeinsam benutzt werden. Und wie einst in den orientalischen Städten Küchenabfälle, Waschwasser und sonstige unreine Stoffe einfach auf die Strafse geworfen oder geschüttet wurden[2]), so noch heute oft selbst in Konstantinopel, Kairo, Tunis u. a. Wenn wir ferner in Ägypten das Geheul uud Wehgeschrei der Klageweiber hören, die dem Toten das Geleit geben und sich dabei die Haare zerraufen und die Brust schlagen, so denken wir unwillkürlich an die gleiche Sitte im Altertum. In den Landschaften, wo einst Glaukus und Diomedes mitten im Kampfgetümmel Gastgeschenke austauschten, steht die Gastfreundschaft noch immer hoch in Ehren; daneben aber ist auch die Blutrache in Übung, die wir bei den Arabern seit alters stark ausgeprägt finden[3]). Wie sodann einstmals zu Pessinus in Phrygien ein heiliger Stein als Sinnbild der grofsen Mutter Cybele verehrt wurde, so wallfahren noch jetzt alljährlich Tausende zum schwarzen Meteorsteine, der in der Kaaba zu Mekka als kostbares Heiligtum aufbewahrt und von Gläubigen angebetet wird. Die Muhammedaner rechnen noch immer nach Mondjahren, den Monat zu $29^1/_2$ Tagen, wie die Alten, sie haben noch die Sitte, mit Rohr zu schreiben, treu bewahrt, sie messen noch mit dem Rohrstabe, von dem unser Kanon (von *κάνη*, Rohr) benannt ist, wie vor Jahrtausenden. Kurzum, wohin wir blicken, finden wir Spuren einer längst entschwundenen Zeit, sodafs wir uns oft in das Märchenreich von Tausend und eine Nacht versetzt wähnen.

Eisenberg S.-A. O. Weise.

Ist die Apologie des Sokrates eine Dichtung Platons?

Ob wir in Platons Apologie die wirkliche Rede des Sokrates besitzen, wie er sie einst in jenem denkwürdigen Prozesse des Jahres 399 v. Chr. gehalten hat, und wie sie dann von Platon, der dabei zugegen war, „im Sinne und Geiste des Sokrates und im Anschlusse an den Wortlaut der wirklichen Verteidigungsrede“

---

[1]) So gab es im alten Rom z. B. eine Sichelmacherstrafse (inter sicarios) und in Breslau eine Altbüfser-, d. h. Schuhflickerstrafse.

[2]) Vgl. Nissen, Pompejanische Studien I S. 534.

[3]) Im Abendlande besteht sie namentlich noch in Korsika.

nacherzählt ist, — oder eine freie Erfindung Platons, ist eine vielumstrittene Frage, „eine der unsterblichen Kontroversen, mit denen die Litteratur belastet ist“. Während man nun aber früher im allgemeinen jener ersten Annahme folgte und dabei sich auf die Autorität der gewichtigsten Platoforscher, wie Schleiermacher, Überweg, Zeller u. a., berufen konnte, hat man neuerdings wieder mehr und mehr angefangen, sich der anderen Annahme zuzuwenden, und es scheint, als ob diese zur Zeit immer mehr Boden gewinnen wollte. Und doch ist der Beweis für diese Behauptung noch keineswegs vollgiltig geführt und wird sich auch schwerlich jemals vollkommen führen lassen, so dafs es sich fragt, ob man nicht gut thut, bei der natürlicheren und nächstliegenden Annahme zu bleiben, von der ja auch Schleiermacher ausging, wonach Platon die Apologie „in keiner weiteren Absicht aufgezeichnet hat als der, den wahren Hergang der Sache im wesentlichen darzustellen und aufzubewahren für die Athener, welche nicht Hörer sein konnten, für die anderen Hellenen und für die Nachkommen“, solange eben diese Annahme sich noch verteidigen und durch annehmbare Gründe beweisen läfst, und solange noch Umstände vorhanden sind, die die andere Annahme als die unwahrscheinlichere erscheinen lassen.

Bei einer Prüfung der vorliegenden Frage wird man von der Heranziehung der sogenannten Xenophontischen Apologie füglich absehen können, da es kaum einem Zweifel unterliegt, dafs wir in ihr eine Fälschung zu sehen haben, wie dies aufs neue durch eingehende Untersuchungen (Beyschlag im Progr. Neustadt a. d. H. 1900) bestätigt worden ist. Man wird es daher unterlassen müssen, aus einer Schrift, die sowenig den Charakter der Glaubwürdigkeit und Echtheit an sich trägt und in ihrer Tendenz sich nicht sowohl gegen Platons Überlieferung der Rede des Sokrates als vielmehr gegen die Platonische Schule überhaupt richtet, weitere Folgerungen für die wirkliche Verteidigung des Sokrates zu machen. Wichtig dagegen ist die Berufung auf Hermogenes (Xenoph. Memor. IV 8); wenn es hier heifst, dafs Sokrates auf Geheifs des Daimonion von einer Vorbereitung auf seine Verteidigung Abstand genommen habe, so ist daraus gefolgert, dafs Sokrates überhaupt vor Gericht sich nicht verteidigt habe; „die Verteidigung des Sokrates ist eine akademische Legende“. Eine solche Behauptung gegenüber den vielfachen Anspielungen auf eine Verteidigung des Sokrates (bei Platon u. a.) erscheint jedoch mehr als gewagt und würde zu der weiteren Folgerung führen, dafs Sokrates an dem Gerichtstage gar nicht vor Gericht erschienen sei, was doch wohl bei einem Manne, der den Gehorsam gegen die Gesetze des Staates so hoch gestellt hat, kaum anzunehmen ist und jedenfalls in irgend einer Notiz aus dem Altertume uns überliefert wäre. War aber Sokrates vor Gericht anwesend, so ist es gar nicht denkbar, dafs er hier nicht geredet

habe, mag er nun den ihm vom Daimonion eingegebenen Verzicht auf seine Verteidigung vorher oder im Laufe der Verhandlung aufgegeben haben, als eine verleumderische Anklage ungeheuerliche Lügen gegen ihn vorbrachte (Apol. c. 1), so dafs er schon dieserhalb der Wahrheit zu Hilfe kommen mufste. Wenn die Apologie oder jene Hermogenesstelle keine Angabe über diese Sinnesänderung gemacht hat, so ist dies noch kein Beweis des Gegenteils, anderseits zeugt gerade der Eingang der Apologie davon, wie sehr ihn die Reden der Gegner verblüfft hatten (*ἐγὼ δ' οὖν καὶ αὐτὸς ὑπ' αὐτῶν* (*τῶν κατηγόρων*) *ὀλίγου ἐμαυτοῦ ἐπελαθόμην*). Sollte er nicht durch solches Gebahren bewogen worden sein, seine ursprüngliche Absicht wieder aufzugeben?

Erscheint es somit durchaus angängig, den Bericht des Hermogenes mit der Thatsache, dafs Sokrates sich vor Gericht verteidigt hat, zu vereinen, so ist anderseits mit ihm zugleich die Tendenz der Sokratischen Apologie gegeben: es kann sich für Sokrates nicht sowohl darum handeln, sich vor Gericht in der gewöhnlichen Weise zu verteidigen, als vielmehr darum, sein ganzes Leben für sich sprechen zu lassen, wie er es dem Hermogenes gegenüber geäufsert hatte. Mit dieser Tendenz stimmt nun aber der Inhalt der von Platon überlieferten Rede ganz überein: die Absicht, auf die Punkte der Anklage sorgfältig einzugehen, tritt zurück hinter dem Bestreben, zunächst auf einer fingierten und von ihm als viel bedeutender hingestellten Anklage (S. 18b) seine Lebensaufgabe klarzulegen (Kap. 3—10; vgl. Kap. 5 Anf. *ἀλλ', ὦ Σώκρατες, τὸ σὸν τί ἐστι πρᾶγμα;*), danach im Anschlusse an die Anklage seine Gegner des Nichtwissens und der Unwahrheit zu überführen (Kap. 11—15; vgl. Kap. 1 *αὐτίκα ὑπ' ἐμοῦ ἐξελεγχθήσονται ἔργῳ*) und sodann (Kap. 16—24) seinen sittlichen Lebenswandel zu rechtfertigen, womit die ihm zu Gebote stehende Zeit (S. 19a) erschöpft sein mochte. So erklärt sich der Mangel einer eingehenden und direkten Verteidigung nach Art der anderen Gerichtsreden aus der momentanen Stimmung und dem Charakter des Redenden, während dies doch ganz undenkbar wäre, wenn Platon die Apologie zur Rechtfertigung des Meisters vor seinem Volke abgefafst hätte. Hätte dann nicht alles in ihr so dargestellt sein müssen, dafs die Verteidigung eine alles umfassende und eingehende geworden wäre? Wie hat man nur sagen können, die Rede kann nicht die des Sokrates sein, da Sokrates sich durch sie nur geschadet und Anstofs erregt haben würde, um dann zu behaupten, Platon habe ihn in ihr rechtfertigen wollen! Ist daher manches sonderbar in ihr, so erklärt sich dies eher, wenn es Sokrates in seiner Originalität (*ἀλλ' οὖν δεδογμένον γέ ἐστι τὸ Σωκράτη διαφέρειν τινὶ τῶν πολλῶν ἀνθρώπων* S. 34e) selbst gesagt hat, als wenn es zu seiner Ehrenrettung oder Verherrlichung erfunden wäre.

Das gilt denn auch von den beiden am meisten angefochtenen

Punkten, der Erzählung von dem Orakel und dem Antrage auf Speisung im Prytaneion. Man sieht nicht recht ein, weshalb Platon solche Geschichten erfunden haben soll und wie er dadurch dem Andenken des Sokrates bei Mit- und Nachwelt genützt haben könnte, da man doch meint, dafs Sokrates selbst sich durch beides nur geschadet habe. Man hat die Befragung des Orakels durch Chairephon als unhistorisch hinstellen wollen, vornehmlich aus dem Grunde, weil das Orakel „nicht in den Anfang, sondern in die Mitte, oder noch besser an den Schlufs des Sokratischen Wirkens“ zu stellen war. Aber ist denn von einer Thätigkeit des Sokrates im allgemeinen die Rede und nicht vielmehr lediglich und allein von seinem Übergange zur Selbstprüfung und Menschenprüfung? Es ist doch wahrlich nicht anzunehmen, dafs das Wirken des Sokrates sofort mit der Elenktik einsetzte, jedenfalls ist nicht ausgeschlossen, dafs ihr bereits eine andere philosophische Thätigkeit vorherging und durch sie Sokrates eine gewisse Berühmtheit schon erlangt hatte, also dafs sich der „leidenschaftliche“ Chairephon veranlafst sah, das delphische Orakel über den Freund und Meister zu befragen. Mit Recht ist dies neuerdings wiederum eingehend begründet von Sedlmayer in „Platos Verteidigungsrede des Sokrates“ S. 62. Durfte wirklich, wie Schanz meint, Platon, wenn er mit der Erzählung von dem Orakel symbolisch andeuten wollte, dafs die Mission des Sokrates eine göttliche war, voraussetzen, dafs das Publikum ihn richtig verstand und den Vorgang, so wie er ihn schilderte, als eine Dichtung ansah? Durfte er es überhaupt in dieser Zeit der Reaktion riskieren, das Orakel zu Delphi „in dieses grofse und ausgedehnte Lügengewebe hineinzuziehen“? Wenn man es ferner auffällig gefunden hat, dafs Sokrates des Orakels als eines unbekannten Vorganges Erwähnung thut, da doch das Orakel nicht unbekannt geblieben sein könne, so ist diese Voraussetzung gewifs möglich, doch nicht erwiesen, und es ist nicht unmöglich, dafs seine Verbreitung auf den Sokratischen Freundeskreis beschränkt blieb oder dafs es im Laufe der Zeit in Vergessenheit geriet, so dafs Sokrates es nicht mehr als bekannt voraussetzte. Wie dem nun auch sein mag, jedenfalls genügen die vorgebrachten Gründe nicht, um die Erdichtung des Orakels durch Platon wahrscheinlicher zu machen als seine Wirklichkeit. Für die letztere jedoch sei noch eines Umstandes gedacht, dessen man bis jetzt, wie es scheint, noch nicht Erwähnung gethan hat. Bekanntlich giebt es für das Orakel über Sokrates eine von der Apologie abweichende Fassung in metrischer Form bei Diog. Laert. 2, 37 und eine andere in den Scholien zu Aristophan. Wolk. V. 144 (vgl. Suid. s. v. σοφός). So gut sich nun das Vorhandensein solcher oder ähnlicher Verse erklärt, wenn das Orakel einst wirklich gegeben und durch den Sokratischen Prozefs aufs neue allgemein bekannt wurde, so dafs es in dieser oder jener Form in Umlauf kam, so

wenig ist es zu erklären, wenn der ganze Vorgang ein erdichteter ist und Platon selbst beim Publikum voraussetzte, dafs es die Erzählung von dem Orakel nur symbolisch auffassen würde.

Ebenso wenig wird man den Antrag auf Speisung im Prytaneion als ungeschichtlich nachweisen können. Dabei darf man nicht aufser acht lassen, dafs Sokrates selbst die Speisung im Prytaneion nicht als Gegenantrag im gewöhnlichen Sinne des Wortes aufgefafst haben kann, vielmehr ist, was Kap. 26 a. E. hierüber gesagt ist, doch wohl nur so zu verstehen, dafs er, wenn er etwas beantragen solle, eine Belohnung beantragen müsse (vgl. S. 37 b *πολλοῦ δέω . . . κατ' ἐμαυτοῦ ἐρεῖν αὐτός κτλ.*); dafs er dies jedoch nicht als wirklichen Antrag gestellt haben kann, geht schon daraus hervor, dafs er Kap. 27 f. die Möglichkeit anderer Anträge erörtert und danach sogar eine geringe Geldsumme gegen sich beantragt, so wenig jedoch, dafs auch dies nicht als entsprechender Gegenantrag aufgefafst wurde und es später heifsen konnte, er habe überhaupt keinen Antrag gestellt (bei Xenoph. Apol. 23), was ja auch mit den von Sokrates bei Platon S. 37 b geäufserten Worten übereinstimmen würde. Freilich läfst sich gerade bei Platon Sokrates eine Inkonsequenz zu Schulden kommen, über die noch unten zu sprechen sein wird.

Was dann schliefslich noch vorgebracht ist, um die Apologie zu einer freien Schöpfung Platons zu machen, dafs nämlich die Richter keine Geduld gehabt hätten, das anzuhören, was Sokrates nach der Abstimmung gesagt habe, dafs Sokrates dies nicht alles aus dem Stegreif habe sagen können, und ähnliches, so ist die Hinfälligkeit solcher und ähnlicher Gründe bereits erkannt.

So ergiebt es sich denn, dafs die vorgebrachten Gründe nicht schwerwiegend genug sind, um die natürliche und nächstliegende Annahme, dafs wir in der Rede die Worte des Sokrates vor uns haben, zu widerlegen, und es bleibt nur noch übrig, aufser dem, was Schleiermacher, Überweg, Zeller u. a. bereits vorgebracht haben, das anzuführen, was diese Annahme auch zu der wahrscheinlicheren macht. Schon Sedlmayer a. a. O. S. 59 hat auf das häufige Vorkommen gewisser Lieblingsausdrücke des Sokrates hingewiesen und es als unpassend bezeichnet, wenn Platon in einer frei entworfenen Rede eine solche Nachahmung sich gestattet hätte. Dies gilt vor allem von *ἀτεχνῶς* in seiner Verwendung zur Einführung oder Hervorhebung eines gewählten Ausdruckes, das wir in der Apologie in einer Häufigkeit angewendet finden (Kap. 1, dann gleich Kap. 2 zweimal, ferner Kap. 14, Kap. 18), die uns auffallen mufs und als Wiedergabe der eigenen Rede des Sokrates wohl erklärlich ist. Dazu läfst sich noch ein weiterer Umstand hinzufügen. Schon oben ist bemerkt, dafs Sokrates, nachdem er von der Speisung im Prytaneion gesprochen hat, gleich danach von einer Geldstrafe redet und eine solche vorschlägt, erst eine Mine, sodann, von den Freunden dazu auf-

gefordert, dreifsig Minen. Mit Recht hebt Schanz (S. 80) die Inkonsequenz dieses Verfahrens hervor. Doch wie erklärt sie sich? Ich meine nur so, wenn wir in der Rede den Bericht des Vorganges erblicken, wie er sich einst wirklich vor Gericht abgespielt hat: Sokrates hat die Speisung im Prytaneion erwähnt und erörtert die Möglichkeit etwaiger Strafanträge; da treten die Freunde an ihn heran (Apol. S. 38 c) und legen ihm den Vorschlag einer Geldstrafe nahe; Sokrates geht auf ihre Winke ein und beantragt eine Mine Silber; die Freunde drängen aufs neue und stellen ihre Mittel zur Verfügung, so dafs Sokrates nunmehr dreifsig Minen beantragt. Es wird garnicht angehen, diesen Vorgang als Dichtung aufzufassen. Durfte es Platon wohl wagen, sich selbst und die Freunde so sehr zu kompromittieren, dafs sie nur für eine Summe von dreifsig Minen sich verbürgten? Sie haben natürlich in Wirklichkeit ihr ganzes Vermögen zur Verfügung gestellt, Sokrates aber wollte nicht mehr in Anspruch nehmen.

So wird man denn nach wie vor in der Platonischen Apologie im wesentlichen den Bericht der wirklichen Rede des Sokrates zu sehen berechtigt sein und sie somit auch fernerhin als „das ewig leuchtende Denkmal des freien Sokratischen Geistes und seines göttlichen Humors“ lesen können.

Helmstedt. Karl Linde.

Das Supinum als Averboform.

Darüber hat wohl immer Übereinstimmung geherrscht, dafs die lateinische Schulgrammatik auf dem Sprachgebrauch Ciceros aufgebaut werden müsse, der die reinste und regelmäfsigste Form der lateinischen Sprache darstellt. Je mehr aber Cicero in der Schullektüre zur Geltung kam, um so stärker wurde auch seine Einwirkung auf die Grammatik, bis sie schliefslich ganz in seinem Dienste aufging und zu einer Syntax der ciceronianischen Sprache verengt wurde. Der Grundsatz des Ciceronianismus hat sich dann unter der Führung der Ellendt-Seyffertschen Grammatik, wo er zuerst mit Bestimmtheit aufgestellt und am strengsten durchgeführt wurde, zu dem Prinzip der klassischen Norm verschärft, die nicht zufrieden mit der Ausschliefsung des späteren Lateins noch eine Reinigung des ciceronianischen Sprachgebrauchs vornahm und nur die typischen Spracherscheinungen jener Periode als Regel gelten liefs.

Solcher Entwicklung ist das Schullatein entsprungen, das vor etwa drei Dezennien in üppigster Blüte stand und nicht zum wenigsten dazu beigetragen hat, die grammatischen Übungen in Verruf zu bringen. Diese lösten sich aus der Verbindung mit der Lektüre, von der sie doch die wichtigste Anleitung und meiste Belehrung empfangen sollten, und verlangten unausgesetzten Schutz

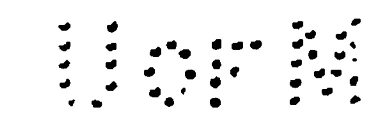
zur Abwehr der zahlreichen die klassische Norm verletzenden Konstruktionen. Freilich war das Latein, das durch das enge Sieb der Schulgrammatik gegangen war, von reinster Klassizität. Doch endlos war auch die Mühe, es zu gewinnen, und die Beschäftigung mit der Grammatik ebenso unerquicklich für den Lehrer wie unfruchtbar für den Schüler. Ein starrer Formalismus fesselte jede freiere Regung, und von der Befruchtung durch die Lektüre ferngehalten, verdorrte dieses Latein, in Wahrheit eine tote Sprache.

Zum Muster der lateinischen Schulsprache, die ein Niederschlag der Lektüre sein mufs, sollten die lateinischen Schriftwerke unsrer grofsen Philologen dienen, die zugleich die Unnatur des auf klassischer Norm begründeten Lateins darthun können. Wie kraftvoll und lebendig ist z. B. die Sprache in den Prolegomena von Fr. Aug. Wolf! Es herrscht hier aber auch die gröfste Freiheit, und nirgends hemmt der Zwang des klassischen Ausdrucks. Auf Schritt und Tritt werden jene minutiösen Regeln verletzt, mit denen die Grammatik die Sprache in eine starre und träge Form einzwängte.

Wenn nun auch in der Schulgrammatik mit dem Prinzip des klassischen Lateins endgiltig gebrochen worden ist, so haben sich doch seine Spuren, wie natürlich bei so langer und unumschränkter Herrschaft, noch zahlreich erhalten. Im besonderen sind sie bei der Averboform des Supinums sichtbar, die früher in wohlthuender Regelmäfsigkeit und Einfachheit gehandhabt, jetzt durch mannigfache Einschränkungen und Bedenken bedrückt wird.

Der Gebrauch des Supinums ist so selten, dafs die Syntax diese Verbform fast ganz entbehren könnte. Für die Formenlehre aber ist dieses Verbalsubstantiv von der gröfsten Wichtigkeit, da es die einfachste Angabe des Averbo ermöglicht und die gedächtnismäfsige Aneignung und das Festhalten der unregelmäfsigen Verben aufserordentlich erleichtert. Es ist ein nicht geringes pädagogisches Verdienst der alten Grammatiker, die das Supinum für das Averbo gewissermafsen erfanden als eine Verbform, die in kürzester Bildung den Stamm für die futurischen Infinitive und das Perfekt Passivi repräsentiert und ein gleichmäfsiges Averbo schafft, weil es allen Klassen von Verben zukommt. Daher sollte auch die Neuerung, die in einigen Lehrbüchern und Lexika versucht ist, das Supinum zu tilgen und Perfektformen an die Stelle zu setzen, der Grammatik fern bleiben. Denn wie unbequem wird dadurch das Averbo amo, amatus, venio, ventum est, valeo, valiturus, ohne dafs doch andererseits ein Nutzen von dieser Änderung sich erwarten liefse.

Wegen solcher Bedeutung für das Averbo verdient das Supinum mehr Beachtung, als es bisher gefunden hat (Richters Abhandlungen de supinis latinae linguae 1—5 berühren diese Frage nicht), und nur eine zusammenhängende Betrachtung kann



die Schwierigkeiten beseitigen, die aus der Spärlichkeit der Zeugnisse aus dem Altertum für diese Verbform erwachsen.

Zuerst kommt es darauf an, die Verba zu bestimmen, bei denen das Supinum gänzlich ausgefallen ist. Es leuchtet ein, dafs solche Stammformen, deren Ableitung selten oder gar nicht zur Anwendung kommen kann, entweder in ihrer Entwickelung zurückbleiben oder ganz absterben müssen. Darum sind die Verba, denen der Supinum- oder Perfektivstamm fehlt, fast ausschliefslich intransitiva; denn hier hat diese Stammform in der Regel nur das Bedürfnis des Participiums und Infinitivs Futuri zu decken, Wortformen, deren die Sprache an und für sich nicht häufig bedarf. Unter den Intransitiven bilden eine besondere Klasse die Verba, welche nicht eine Thätigkeit aussagen, sondern einen Zustand bezeichnen, im besondern die Eigenschaft des Subjekts angeben. Diese lassen die Bildung des Supinums gar nicht zu, da das Verbalsubstantiv offenbar eine Handlung bezeichnen mufs, wenn anders es die gemeinsame Grundlage für das Perfekt Passivi und den Infinitiv des aktiven Futurums abgeben soll. Solch ein Merkmal vereinigt die Verba, die einen sinnlich wahrnehmbaren Zustand bezeichnen: candeo, niteo, fulgeo, splendeo, luceo, mico, areo, madeo, liqueo, palleo, oleo, sapio, rigeo, frigeo, algeo, ferveo, strideo, floreo, vigeo, vireo u. a. Mit diesen sind die Verba des Affekts verwandt: maereo, lugeo, paveo, horreo, stupeo. Der gleiche Zwang der Bedeutung wirkt ferner bei pendeo, immineo, pateo, lateo, studeo, sileo u. a. Fast ausschliefslich gehören diese Zeitwörter der zweiten Konjugation an. Sie ermangeln nicht nur der vom Supinum abgeleiteten Verbalformen, sondern lassen auch jede Nominalbildung, die auf den Perfektivstamm zurückgeht, vermissen. Dafür treten bei den meisten dieser defektiven Verba Eigenschaftswörter auf, gewöhnlich mit -idus gebildet, die dem Mangel in ihrer Flexion abzuhelfen vermögen. Ihrer Bedeutung wegen müssen daher auch die verba impersonalia eines Supinums entbehren. Dazu kommen die Inchoativa, die ihre durch die Endung -sco bewirkte Begriffsfärbung nur in den präsentischen Tempora zu zeigen pflegen.

Ein normales Verbum, dem seine Bedeutung gestattet, sich in den beiden Genera zu bethätigen, hat bis auf wenige Ausnahmen die Flexion für alle Tempora unverkürzt zur Verfügung. Um so auffallender ist der gänzliche Mangel des Perfektivstammes bei so häufigen Verben wie metuo und timeo. Freilich gehören sie zunächst zu den Zeitwörtern, die keine Handlung, sondern einen Zustand bezeichnen, von denen wir gesehen haben, dafs sie das Supinum nicht bilden können. Das Adjektiv timidus weist das entsprechende Verbum deutlich genug in eine Klasse mit den oben erwähnten Defectiva, z. B. horreo, horridus, stupeo, stupidus, palleo, pallidus u. s. w. Allein aus der Aussage des Zustandes entwickelt sich leicht und häufig der Begriff der Handlung, wie

servio ich bin Sklave und gloriae serviendum est zeigen mag, und dann steht der Bildung des Perfektivstammes nichts im Wege. Bei metuo und timeo jedoch ist trotz ihrer Entwickelung zu transitiven Verben und trotz unbehinderter Verwendung im Passiv niemals metutus und timitus flektiert worden, wie unbequem auch der Mangel dieser Stammform gewesen sein mag, und obgleich zahlreiche Analogieen bei weniger wichtigen Zeitwörtern den Weg zu zeigen schienen. Solche Verba, die mit der Erweiterung ihres Begriffs auch ihre Flexion auf das Supinum ausgedehnt haben, sind aus der Tabelle der unregelmäfsigen Zeitwörter: ardeo, haereo, maneo, caleo, careo, doleo, iaceo, pareo, valeo. Es würde nichts schaden, wenn die seltenen Participia Futuri arsurus, caliturus, doliturus, iaciturus in einer Schulgrammatik keine Erwähnung fänden. Werden sie aber für unentbehrlich gehalten, so liegt kein Grund vor, bei diesen Verben das Averbo zu ändern und statt des Supinums das Participium Futuri anzuführen. Für den Schüler bedeutet solche Abweichung eine Vermehrung des Lernstoffes, die doch nur im Notfalle zugelassen werden sollte. Sie ist aber überhaupt nicht berechtigt. Das Supinum im Averbo mufs man als eine Hilfsform ansehen und bei seiner Seltenheit in den meisten Fällen auf Belege seiner Existenz verzichten. Es kann auch ohne Schaden aus Verbalformen und nominalen Ableitungen für seinen Zweck konstruiert werden. Stellt man z. B. valitum aus dem ciceronianischen valiturus als Averboform auf, so erfüllt diese Hilfsform ohne jede Unzuträglichkeit ihren Zweck, zu dem Participium und Infinitiv Futuri hinüberzuführen, da ja weitere Ableitungen durch die Bedeutung des Verbums ausgeschlossen sind. Weshalb übrigens bei dem Averbo von maneo das Partizipium Futuri gesetzt wird, ist unerfindlich. Das Supinum mansum hat sich zufällig erhalten; das regelmäfsige Averbo bei diesem Zeitwort mag daher auch für die verwandten Verba als Muster dienen.

Wenn diese Auffassung vom Supinum richtig ist, so kann gegen seinen unbeschränkten Gebrauch beim Averbo nichts eingewendet werden. Insbesondere sollte die Stammform auch bei den Deponentia bleiben, wo sie mit Unrecht durch das Perfektum verdrängt ist. Ein Averbo vereor veritum vereri empfiehlt sich vor dem üblichen durch seine Kürze und weicht von der gewöhnlichen Aufzählung der Stammformen nicht ab, zwei Gründe, die für die Schulgrammatik den Ausschlag geben. In weiterer Konsequenz aber ist das Supinum nicht nur dort zu fordern, wo an seine Stelle das Participium Futuri getreten ist, sondern die Trennung der beiden Verbformen so, dafs dieses Participium das fehlende Supinum vertreten soll, mufs als der Natur des Verbalsubstantivs überhaupt zuwider bezeichnet werden. Mit einem Participium cariturus verbindet sich unlösbar die Vorstellung des Verbalsubstantivs caritum, mag sich seine Form belegen lassen

oder nicht, und niemals wird bei den alten Grammatikern, die diese grammatische Vorstellung geschaffen haben und für das Averbo wenigstens volle Autorität beanspruchen, solch ein Unterschied gemacht. So beruft sich mit Unrecht Neue (Formenlehre der lat. Sprache, 3. Aufl. von Wagener) auf Priscian, wenn er Supinum und Participium Futuri trennt. Die dort angeführten Stellen lauten (I 483, 10): rarissime tamen ab omnibus neutris secundae coniugationis, quae in 'ui' divisas faciunt praeteritum, invenio vel huiusce modi supinum vel participium futuri, ut caleo calui, tepeo tepui etc.; si qua tamen inveniantur, i brevem ante 'tum' habent. unde Iuvenalis a 'careo', 'carui' in II:

tollere dulcem
Cogitat heredem cariturus turture magno,

et Cicero 'valiturus' a 'valeo', und (I 492, 10): supino in 'ui' quidem divisas facientia praeteritum neutra deficiunt, sicut supra diximus — —; a 'carui' vel 'caritum' vel 'cassum' videtur posse dici, quia futuri participium 'cariturus', praeteriti 'cassus' invenitur. Es mufs ohne weiteres aus diesen Worten einleuchten, dafs für den Grammatiker Supinum und Participium Futuri zusammenfielen. Überhaupt ist es ebenso schwierig wie bedenklich, den Mangel einer Verbform aus dem Fehlen von Zeugnissen festzustellen, wenn die Verba, an sich schon selten, nur spärliche Flexion zeigen. Auch das Supinum sollte man nur dann tilgen, wenn innere Gründe oder ein überwältigendes Material zu dieser Mafsregel zwingen. Beides trifft z. B. nicht bei dem Supinum fugitum zu, das doch in der Schulgrammatik fehlt oder nur mit Bedenken in der Ableitung fugiturus zugelassen wird. Die Vervollständigung dieses Averbos ist daher nötig; dafs sie gleichzeitig eine Vereinfachung für den Schüler bedeutet, liegt auf der Hand. Denn das bekannte fugitivus macht ihm das Supinum so geläufig, dafs er nicht seine Bildung, sondern das Fehlen dieser Form sich einprägen mufs. Wie fehlerhaft hier die Rigorosität sein kann, zeigt auch das Averbo von sono: sonui, sonaturus, sonare. Das regelrechte Supinum sonitum, das von den Grammatikern angenommen und aus sonitus gefolgert, überdies nach Analogie gebildet wird, mufs fallen, weil es nicht bezeugt ist. Dafür tritt die ein einziges Mal in den Satiren des Horaz vorkommende Form sonaturus ein, die dadurch allein eine Existenzberechtigung unmöglich erhalten kann. Das Supinum von salio saltum ferner wird durch das Frequentativum salto, das Verbalsubstantiv saltus und bei den Composita durch entsprechende Bildungen verbürgt. Trotzdem wagt die Grammatik seine Aufnahme nicht, sondern lehrt, dafs es durch saltare zu ergänzen sei. Zu solcher Hilfe ist aber saltare unfähig, da es niemals springen bedeutet. Ebenso will man cantum durch cantatum ersetzen; ohne jede Berechtigung. Denn abgesehen von dem Schutz der Verbform durch Ableitungen vom Perfektivstamm und der mehrfachen Anführung Priscians ist

auch noch zufällig das Supinum bei Terenz (Eun. III 1, 13) erhalten. Aus solchen Gründen, die bei den einzelnen Verben anzugeben überflüssig ist, sind solche Supina wiederherzustellen: fluxum, victum, reptum, gemitum, fremitum, strepitum, casum, parsum.

Eine gröfsere Anzahl von Verben ferner zeigt Ungleichheiten im Averbo insofern, als erst die entsprechenden Composita unbehinderte Flexion aufweisen. Tono zuerst und crepo lassen sich ungezwungen unter die Klasse der Zeitwörter einreihen, die einen sinnlich wahrnehmbaren Zustand bezeichnen und demnach ihrer Bedeutung wegen keinen Perfektivstamm bilden können. Die Erweiterung des Begriffs bei attono und increpo begünstigte die Entwickelung der Supina attonitum und increpitum. Andere Simplicia wieder sind in der Sprache ganz erloschen und haben sich nur in Zusammensetzungen erhalten, wie pleo, cumbo, cello, lacio, nuo. Andere sind lebenskräftiger, wie temno, tundo, linquo, vado, quatio, specio, stinguo, cerno, gradior, apiscor, doch ist ihr Gebrauch beschränkt und ihre Flexion gewissermafsen erstarrt, so dafs sie sich in der Formenbildung meist mit dem Präsensstamm begnügen. Bei einzelnen dieser Verba ist die Entscheidung, wie weit ihre Flexion unbehindert ist, nicht leicht zu treffen. Auffallend ist bei arceo das Fehlen des Supinums, das bei coerceo und exerceo regelmäfsig steht, weil weder die Form des Verbums noch seine Bedeutung der Bildung des Verbalsubstantivs im Wege zu stehen scheint. Und doch ist die Form nicht zu belegen und Priscian lehrt (I, 560, 6): et alia tamen multa inveniuntur deficientia in aliis quoque significationibus vel generibus verborum tam supina quam ex eis nascentia, ut 'urgeo', 'spuo', 'metuo', 'timeo', 'medeor', 'disco', 'posco', 'compesco', 'cresco', et quocumque tempore defectiva sint verba, deficiunt etiam participia, ut 'ambigo' 'scando', 'niteo', 'vergo', 'arceo', 'mando', 'strideo', quamvis apud vetustissimos eorum quoque praeterita inveniuntur. In den Partit. Prisciani XII 166 dagegen wird arceo durch alle Tempora konjugiert und nur bei arcitus sum gesagt: quamvis in usu deficit. Noch weniger begründet scheint der Mangel des Supinums bei scandere, das Priscian a. a. O. mit arceo zusammenstellt. Hier mufs wohl die Stammform seinem Verbum wiedergegeben werden, da sie aufser durch das regelmäfsige Averbo der Composita auch durch die Ableitungen scansio, scansilis, scansorius geschützt ist. Schliefslich gehört hier noch tueor hin mit seinem Perfekt tutatus sum, das die Schulgrammatik statt des regelmäfsigen tuitus sum einzusetzen für nötig hält, wogegen sie diese Form in den Composita duldet. Das Frequentativum tutor aber hat, wie häufig, seinen Begriff verengt und kann tuitus sum nur unvollkommen decken. Weshalb nun intuitus gebildet und gebraucht sein soll und tuitus nicht, ist schwer einzusehen, zumal tuitio selbst bei Cicero vorkommt. Wenn diese Form wirklich im klassischen

Latein gemieden und nicht etwa dem Zufall der Mangel zuzuschreiben ist, oder vielleicht auch einer persönlichen Abneigung Ciceros gegen tuitus, so mufs die regelmäfsige Bildung des Perfektivstammes, die in früher Kaiserzeit bei Quintilian und Plinius auftritt, unbedenklich anerkannt und in die Grammatik aufgenommen werden. Und so ist überhaupt für die Feststellung des Averbos Engherzigkeit und Deutelei von gröfstem Übel, von dem sich sogar die alten Grammatiker, die in dieser Beziehung oft das Menschenmögliche leisten, nach Kräften freizuhalten bemüht haben. Man wird daher die natürliche Regel in den meisten Fällen befolgen können, dafs für Simplicia und Composita das gleiche Averbo gilt. Die Unterscheidung bei cerno z. B., dafs crevi, cretum nur in der Redensart hereditatem crevi = adii und bisweilen = decrevi, nie in der Bedeutung „sehen" gesetzt werden dürfe, die jedes inneren Grundes offenbar entbehrt, müfste fallen, auch wenn nicht Priscians Worte (I 529, 11) ihre Haltlosigkeit bewiesen. Unberechtigt scheint auch die Trennung der Composita von censeo recenseo mit vollem Averbo und suscenseo, percenseo ohne Supinum. Oder sollte wirklich die lateinische Sprache von so wunderlicher Inkonsequenz sein, dafs ihr die Bildung recensum möglich war und bei percenseo nicht? Dem gegenüber bedarf es kaum eines Beweises für die Existenz des Perfektivstammes bei beiden Composita, der sich aus einigen, wenn auch späten Ableitungen bringen liefse. Ebenso mufs bei dem Verbum ruo das bezeugte und durch die Composita bekräftigte Supinum rutum neben ruiturus wiederhergestellt werden. Etwas mehr Freiheit wäre auch den Verben stare und sistere zu gönnen. Staturus, constaturus, exstaturus, instaturus, obstaturus, perstaturus, praestaturus sind überlieferte Formen und verbürgen wohl die Verallgemeinerung dieses Participiums auf den ganzen Kreis der Composita, desgleichen vielleicht die Supina adstitum, obstitum, destitum bei dem verwandten Verbum. Auch für die Inchoativa ist gleichmäfsige Behandlung geboten. Denn weshalb lehrt man concupisco, concupitum und streicht das Supinum von coalesco, obdormisco, da doch diese Verbform von den entsprechenden mit unbeschränkter Flexion ausgestatteten Simplicia hergenommen wird?

Zum Schlufs mögen die Verba folgen, bei denen formale Bedenken die Tilgung des Supinums veranlafst haben. Das Averbo von arguo lautet: „argui, arguiturus, ergänzt durch insimulo, accuso, argutus Adj. sinnreich, witzig". Offenbar leitet hier die Erwägung, dafs der Supinumstamm in das Adjektivum aufgegangen und daher zur Bildung von verbalen Formen nicht mehr verwendbar sei. Diese Ansicht ist aber durchaus irrig, wie die grofse Zahl von Participien, die zugleich reine Adjektiva vertreten, beweisen mufs: promptus, comptus, paratus, tacitus, rectus, altus, sanctus, natus u. s. w. In der That ist nun argutus aufser bei

Plautus als Participium nicht nachzuweisen, der Supinumstamm jedoch besteht, und mit Recht wird arguturus flektiert und argutor abgeleitet. Von arguiturus heifst es bei Priscian, dem wir bei der Seltenheit der Formen folgen müssen (I 505, 4): invenitur tamen in usu etiam 'arguiturus' pro 'arguturus', woraus sich ergiebt, dafs arguturus die häufigere Bildung ist. Noch weniger kann der adjektivischen Bedeutung von acutus eine zerstörende Kraft auf die Supinumformen zugeschrieben werden. Denn dieses Adjektivum bewahrt den Begriff des Verbums so treu, dafs sich seine verbale Grundbedeutung immer erkennen läfst. So wird auch bei Priscian (I 562, 23) die zwiefache Natur des Wortes festgestellt: sunt alia eadem et nomina et participia: 'armatus' *ὁ ὁπλισθεὶς καὶ ὁ ὁπλίτης*, . . . 'acutus' *ὁ ὀξυνθεὶς καὶ ὁ ὀξύς*. Ihrer Herkunft, Bildung und Bedeutung nach gehören die Participien notus, quietus, cretus, suetus, adultus und obsoletus zusammen, die in der Grammatik meistens als reine Adjektiva erklärt werden. Deshalb entzieht man den entsprechenden Inchoativen den Perfektivstamm. Dafs aber diese Nominalformen reine Participialbildungen sind und zum Teil ihrer Bedeutung wegen Participien bleiben mufsten, braucht wohl nicht bewiesen zu werden, zumal da die Grundformen für die Ableitung bei einigen noch existieren, wie adoleo und sueo. Weshalb man also hier das Supinum anzugeben sich scheut, ist nicht zu verstehen. Bei Priscian steht überall das übliche Averbo; weitere Ableitungen vom Supinum sind durch requieturus bei Cicero, quieturus bei Sueton und das Substantiv notor verbürgt. Das Verbum cresco freilich wird von Priscian (I 560, 10) zu den defektiven gerechnet, doch ist hier seine inchoative Form gemeint, die eine Weiterbildung nicht zuläfst, das Averbo crevi, cretum liest man I 510, 11.

Wie das Übergehen des Participiums in ein Adjektiv die Verkümmerung des Perfektivstammes zur Folge haben soll, so scheint auch vielen die Übereinstimmung der Partriipialformen verschiedener Verben bedenklich. So wird gelehrt, dafs allicio nicht allectum bilden könne, da dieses das Supinum zu allego sei. Solche Unterscheidung beruht auf der gänzlichen Verkennung der der Sprache iunewohnenden Kraft, die durch den Sinn des Satzes ein Mifsverständnis nicht aufkommen läfst; sie erinnert an die triviale Auffassung, die bei den alten Grammatikern zu Tage tritt, wenn sie gleichlautende Wörter durch den Accent trennen wollen, z. B. pone (imper.) von poné (praepos.), alias von aliás (adverb.). Nun zeigt sich bei allectus gerade, wie unberechtigt ein derartiges Bedenken ist. Denn als Participium von allicio gebraucht es Quintilian, das Frequentativ allecto ist sogar der ciceronianischen Sprache geläufig. Danach kann auch den Composita von teneo und tendo, die ein gleichlautendes Supinum bilden, diese Form, soweit sie auf diese nach ihrer Bedeutung Anspruch machen, unbesorgt ohne Einschränkung zugestanden werden. Contentus

heifst daher sowohl zusammengehalten und zufrieden, als gespannt und eifrig. Das Supinum ostentum leugnen, weil ostentum ein Substantiv sei, hiefse einer ganzen Klasse von Verben (dictum, factum, actum) unberechtigt Abbruch thun. Von Priscian wird die Verbform neben ostensum (I 520, 16) ausdrücklich bezeugt. Die Grammatik ist hier, wie auch sonst häufig genug, mit der Aushilfe durch das Frequentativ ostento schnell bei Hand, sollte aber damit viel vorsichtiger sein, da solche Ableitungen, wie ostento ebenfalls beweist, dem Begriff gewöhnlich eine besondere Färbung geben.

Königsberg. G. von Kobilinski.

Die Entwicklung der Idee in Lessings „Nathan der Weise".

Lessings „Nathan der Weise" nimmt sicherlich einen hervorragenden Platz in unserer Litteratur ein, auch wenn man es rein unter künstlerischem Gesichtspunkte betrachtet. Dennoch ist es zugleich ein Tendenzstück und in seiner Haltung lehrhaft. Dafs die Tendenz und die Lehre nicht völlig im Kunstwerk untergegangen sind, zeigt sich deutlich an dem Auseinanderklaffen von Handlung und Idee.

Die Handlung bietet uns folgendes. Ein Jude hat ein Christenmädchen als seine Tochter erzogen. Ein junger Tempelherr wird gefangen vor Saladin geführt. Dieser begnadigt ihn wegen einer Ähnlichkeit mit seinem verschollenen Bruder. Der Tempelherr rettet bei einem Brande des Juden „Tochter" aus dem Feuer. Sein Judenhafs wird durch Nathans Edelsinn überwunden. Es findet eine Zusammenkunft zwischen ihm und der Geretteten statt, infolge deren eine heftige Liebe zu Recha in ihm entbrennt. Da Nathan aus Gründen der Ähnlichkeit des Tempelherrn mit Rechas Vater eine nahe Beziehung beider vermutet, verhält er sich gegenüber der Bewerbung des Tempelherrn um seine „Tochter" zurückhaltend und kränkt dadurch das Ehrgefühl des Jünglings. Durch eine Dienerin des Hauses über Rechas christliche Abstammung unterrichtet, eilt er im ersten Zorn zum Patriarchen und macht diesem Andeutungen über das Vergehen eines Juden, der ein Christenmädchen jüdisch erzogen habe. Dieser Schritt hat eine unbeabsichtigte Folge. Der Klosterbruder, dessen sich der Patriarch als seines Ausspähers bedienen will, ist derselbe, der einst als Reitknecht dem Juden das Christenkind überbracht hat. Durch ein Gebetbuch, in dem Mitteilungen über die Familie Rechas aufgezeichnet sind, setzt er Nathan in den Stand, die Lösung aller Verwicklungen herbeizuführen. Es zeigt sich, dafs Recha und der Tempelherr Geschwister sind und dafs beider Vater der verschollene und jetzt verstorbene Bruder des Sultans ist.

Diese seltsame Geschichte, die nicht ohne Unwahrscheinlichkeiten ist, wird nun zum Träger der religiösen Ideen Lessings gemacht. Diese Ideen werden damit verbunden, man könnte manchmal sagen: daran angebunden, aber nicht damit verschmolzen. Eine Verschmelzung findet hauptsächlich nur in zwei Punkten statt. Erstens ist Nathans Verhalten, besonders gegen den Tempelherrn und den Klosterbruder, sowie in der Vorgeschichte, die dem letzteren gegenüber zur Sprache kommt, eine Bewährung seiner sittlich-religiösen Grundsätze durch die That. Zweitens aber verkörpert das Schlufsbild die Idee des Stückes im Symbol: sowie hier Christ, Jude und Muhammedaner durch natürliche oder sittliche Familienbande verbunden sind, so schlingt Lessings humane Religion ein Band um die Menschen und Völker, vor dem die Unterschiede der geschichtlichen Religionen sowie die der Nationalität, der Rasse und Kaste verschwinden müssen.

Im übrigen bietet uns die Handlung nur ein loses Gefüge: die Gestalten des Sultans, des Patriarchen, des Derwisches sind voller ausgewachsen, als es eine straffe Entwicklung der Handlung gefordert hätte. Etwas zur Erklärung dient ja die Überlieferung, an die sich Lessing zum Teil angeschlossen hat. Der Hauptgrund aber liegt in dem Verlangen und Bedürfnis des Dichters, seine Idee nicht nur in ihrer positiven Gestalt, sondern auch in ihren Gegensätzen und Verzerrungen reich zu entfalten.

Dieser Gang der Idee läfst sich am klarsten überschauen, wenn wir uns auf den Höhepunkt des Dramas stellen: es ist dies die 7. Scene des 3. Aufzuges, Nathan erzählt dem Sultan die Ringparabel. Die Religionen, so heifst es in Nathans Auslegung, sind wohl verschieden, aber darin sind sie gleich, dafs sie auf Überlieferung sich gründen, und diese Überlieferung mufs auf Treu und Glauben angenommen werden. Am natürlichsten und gesundesten aber ist es, wenn wir denen glauben, die unseres Blutes sind und sich durch Bekundung und fortgehende Bethätigung ihrer Liebe unser Vertrauen verdient haben: unsern Vätern.

In dieser Überzeugung von der Wahrheit der eignen Religion liegt die Gefahr der Unduldsamkeit gegen die Andersgläubigen. Jeder glaubt sich von Gott geliebt und begnadigt und wird deshalb lieblos gegen die Mitmenschen. Damit aber beweist er, dafs sein Glaube ein Wahn ist; denn der wahre Glaube müfste sich in wahrer Liebe bekunden. So richtet Lessing seinen Zweifel gegen die Wahrheit der geschichtlichen Religionen überhaupt: aus den schlechten Früchten schliefst er auf die Schlechtheit des Baumes.

Aber dieser zersetzende Zweifel ist nicht seiner Weisheit letzter Schlufs. Wenn auch keine Religion die allein und ausschliefslich wahre ist, wenn sie vielmehr als verhältnismäfsig

wahre einander nebengeordnet sind, so liegt darin eine Mahnung, die Mahnung, in edlem Wetteifer die sittlich-religiösen Kräfte der eignen Religion an den Tag zu legen und so den Thatbeweis für die Wahrheit dieser Religion zu führen. Vielleicht wird die geschichtliche Entwicklung dann eine Religion als die bevorzugte erkennen lassen.

Welches aber sind diese sittlich-religiösen Kräfte, die das Wesen und die Wahrheit der Religion ausmachen? Wir hören Lessing selber:

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'!

Dies also ist die Predigt, die Lessing von seiner alten Kanzel, dem Theater, durch Nathans Mund an uns richtet, die Predigt von der Ergebenheit in Gott und von der sanftmütigen, thätigen, herzlichen Nächstenliebe, die, frei von Vorurteilen, den Fluch der Religionstrennung in Segen verwandelt.

Für diesen Höhepunkt des Dramas hat der Dichter uns nun von Anfang an vorbereitet, indem er uns in verschiedenen Bildern die Verirrungen und Unvollkommenheiten im religiösen Leben darstellt. So müssen die Gegensätze das Verständnis und die Würdigung jener erhabenen Predigt, die sich in die Form der Ringparabel kleidet, vorbereiten und vertiefen.

Folgen wir der Entwicklung in ihren Hauptpunkten!

Erstens. I. Akt, 2. Szene. Recha, aus dem Feuer gerettet, versenkt sich mit noch überreizten Nerven in die Schwärmerei, Gott habe seinen Engel zu ihrer Rettung gesandt. Dieser Wahn wird die Veranlassung für Nathan, der Wundersucht gegenüber den wahren religiösen Wunderglauben zu entwickeln. Dieser Wunderglaube aber ist dessen gewifs, dafs Gott überall wirkt. „In ihm leben, weben und sind wir", alles Leben und Geschehen ist ein Werk seines Willens und seiner Vorsehung. Kindische Entstellung ist es, nur das Ungewöhnlichste als Wunder zu bezeichnen. Wer aber dem Lauf der Dinge folgt und durch natürliche Vermittlung und scheinbare Zufälligkeiten Gottes Willen sich sicher vollziehen sieht, der findet gerade darin Veranlassung genug, die göttliche Vorsehung zu preisen. Anlafs zur weiteren Ausführung giebt Dajas Bemerkung:

Was schadet's — —
Bei alledem von einem Engel lieber
Als einem Menschen sich gerettet denken?

Fühlt man der ersten unbegreiflichen
Ursache seiner Rettung nicht sich so
Viel näher?

Nathan antwortet darauf zweierlei. Aus diesen Worten spricht eine unwürdige Gottesanschauung:

Dein 'Sich Gott um so viel näher fühlen'
Ist Unsinn oder Gotteslästerung.

Denn, dürfen wir wohl hinzusetzen, Gott ist uns immer und überall nahe, ja das Gefühl der Gottesnähe ist der Lebensodem der Religion. Kleine menschliche Eitelkeit möchte sich einbilden, dafs aufsergewöhnliche Hebel zum besonderen Nutzen des Wundersüchtigen in Bewegung gesetzt würden. Aber es schadet auch. Einem Engel mit thätigem Danke zu vergelten, ist unmöglich, während der menschliche Retter des dankbaren Gegendienstes vielleicht sehr bedarf. So zieht diese scheinbar so harmlose Schwärmerei ab von dem sittlichen Thun. Nur aus Menschenliebe hat der mutige Retter gehandelt, die Menschenliebe versagt sich ihm — aus Schwärmerei.

Begreifst du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewufst —,
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

So weist Lessing auf dieser ersten Stufe der sich entwickelnden Idee eine Verirrung des religiösen Gefühles ab, bereitet zugleich vor auf seine Predigt von der thätigen Liebe und führt grundlegend in eine grofse Gottesvorstellung ein.

Zweitens. I. Akt, 5. Szene. Der Klosterbruder kommt im Auftrage des Patriarchen, um den Tempelherrn zum Spion und zum Mörder des Sultans anzuwerben.

Der Klosterbruder ist wohl die rührendste Gestalt des Dramas. In seiner kindlich-gläubigen Einfalt und seinem bei aller geistigen Beschränktheit so sicheren sittlichen Feingefühl dient er dazu, einen Gegensatz zu andern Personen des Dramas darzustellen. Besonders ergreifend aber ist es, zu sehen, mit welcher Liebe der Dichter diesen einfältigen Christenmenschen gezeichnet hat. Lessing, der Mann schärfsten Verstandes, der unermüdliche Wahrheitsucher, der Feind unmündigen Autoritätsglaubens, der erbitterte Bekämpfer geistiger Borniertheit, derselbe legt hier das Bekenntnis ab, dafs der frommen Einfalt und schlichten Innerlichkeit eine hohe Würde innewohnt. Diese Gestalt ist ein Zeugnis des reichen Gemütslebens Lessings, in den Szenen des 4. Aktes hören wir gleichsam ein Bekenntnis Lessings zu dem Wort: „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen", und dem andern: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr".

Unsere Szene hat in der Entwicklung der Idee eine andere Bedeutung. Mit tiefem Widerwillen hat der Klosterbruder den Auftrag des Patriarchen übernommen. Gegenüber dem skeptischen, verneinenden Protestantismus des Tempelherrn, dem aber die Gebote ritterlicher Ehre die wichtigsten Leitsterne sind, tritt das Bedenkliche seiner Stellung grell hervor. Es fafst sich in die Worte zusammen:

Ich mufs gehorchen, lieber Herr.

Auf die Frage des Tempelherrn:

Und da
Gehorcht Ihr denn auch, ohne viel zu klügeln?

hat er zwar die treffende Antwort:

Wär's sonst gehorchen, lieber Herr?,

aber in diesem blinden Gehorsam liegt eben die Schranke seiner sittlichen Persönlichkeit.

Rührend ist dabei das beständige Bestreben des Klosterbruders, alle Verantwortung für seinen Auftrag von sich abzuwälzen, und immer häufiger werden die eingeschobenen „meint der Patriarch“, je mehr er das Bubenstück enthüllt, und er ist herzlich froh, vom Ritter abgewiesen zu werden. Dennoch bleibt sein sonst so klares sittliches Gefühl unklar gegenüber seinem geistlichen Oberherrn:

Ich hab mich oft gewundert,
Wie doch ein Heiliger, der sonst so ganz
Im Himmel lebt, zugleich so unterrichtet
Von Dingen dieser Welt zu sein herab
Sich lassen kann. Es mufs ihm sauer werden.

Er würde sich voll Widerwillen von ihm und seinem Auftrag abwenden, wenn seinem sittlichen Gefühl ein selbständiges Urteil zur Seite stände. Dieses aber, soweit er es nach seinen natürlichen Gaben haben könnte, mufs schweigen, wo kirchliche Autorität redet. So stellt der Dichter hier den Zustand der unwürdigen Unterwürfigkeit und Unmündigkeit in Gegensatz zu Nathans freier und selbstverantwortlicher Religiosität.

Drittens. II. Akt, 1. Szene. Saladin und Sittah sitzen beim Schach. Auch der Charakter des Sultans dient wie der des Klosterbruders dazu, die Idee des Stückes zu erläutern und durch seine Eigenart einzelne Charakterzüge bei Nathan und dem Tempelherrn zu beleuchten. Er steht Nathan nahe in seiner sittlichen Reife, seinem Mitgefühl für anderer Not, seiner Weitherzigkeit. So liegt in seinen Worten: „Nathan, lieber Nathan! . . . sei mein Freund“ die Anerkennung der Gröfse Nathans durch einen verständnisvollen Geistesverwandten. Der Sultan berührt sich andererseits mit dem Tempelherrn durch den Sinn für das Ritterliche, Soldatische, Kavaliermäfsige; nur dafs das, was beim Tempelherrn unreif und impulsiv ist, bei ihm zu echt vornehmer, königlicher Sittlichkeit abgeklärt ist, so dafs Standessitte und menschliche

Sittlichkeit sich hier verschmolzen haben. Diese Charakterentwicklung geht durch das Drama hindurch.

In unserer Szene handelt es sich aber, wie vorhin beim Klosterbruder, zunächst um ein besonderes Moment in der Entfaltung der Hauptidee und der Vorbereitung dazu.

Saladin hat den Plan gehabt, Sittah mit dem Bruder seines ritterlichen Gegners Richard Löwenherz und ebenso dessen Schwester mit seinem Bruder Melek zu vermählen. Schon der Gedanke entzückt ihn, welch edles Haus dadurch begründet wäre:

Ha, der ersten,
Der besten Häuser in der Welt das beste!
Das hätte Menschen geben sollen! das!

Eine Gemeinschaft edler, vornehmer Menschen soll sich bilden, ein Bund der Ritter vom Geiste, der über religiöse und nationale Schranken sich erhebt. Wir sehen, wie das Ideal von Nathans allgemeiner Menschheitsreligion sich entsprechend dem ritterlich königlichen Grundzuge Saladins wandelt. Der Hauptnachdruck der Szene, soweit sie in unsern Zusammenhang gehört, liegt aber auf der Erwiderung Sittahs:

Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist Christen sein, nicht Menschen. Denn
Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht, weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt; weil's Christus hat gethan —
Wohl ihnen, dafs er ein so guter Mensch
Noch war! — Wohl ihnen, dafs sie seine Tugend
Auf Treu und Glauben nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden, soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu thun.

Sie denkt an die Forderung der Christen, dafs sie und Melek erst zum Christentume übertreten müfsten, ehe Saladins Zukunftspläne erfüllt werden könnten.

Als wär' von Christen nur, als Christen,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet!

So geifselt der Dichter durch Sittahs Mund ein hohles Formen- und Namenchristentum. Ein solches steht etwa auf gleicher Stufe wie blinder, blöder Kastengeist. Der einzelne, unfähig oder unwillens, sittliche Werte zu erfassen, tritt mit Fanatismus für die Sache der Gemeinschaft ein, zu der er zufällig gehört; er tritt dafür ein, eben weil er dazu gehört. Es ist Selbstsucht, die sich in den Mantel der Uneigennützigkeit kleidet. So haut denn auch Saladin in dieselbe Kerbe: er nimmt zwar die Christen im

allgemeinen gegen die scharfe Zunge seiner Schwester in Schutz; aber er beschuldigt um so heftiger die Tempelherrn, den Christennamen zum Mittel politischer Ziele zu gebrauchen. Akkon, das sie als Brautschatz Richards Schwester mitgeben müfsten, wollen sie nicht fahren lassen, darum bekämpfen sie den Heiratsplan und schützen christliche Bedenken vor.

> Dafs des Ritters Vorteil
> Gefahr nicht laufe, spielen sie den Mönch,
> Den albernen Mönch.

Namenchristentum aus Heuchelei, Mifsbrauch des Christentums zu politischen Zwecken, Veräufserlichung und Herabwürdigung dessen, das ein Heiligtum des persönlichsten Lebens sein sollte.

Viertens. II. Akt, 5. Szene. Nathan sucht den Tempelherrn auf, um ihn in sein Haus zu laden, damit Recha ihm danken könne.

Der Tempelherr bildet in manchem einen Gegensatz zu Nathan. Zwar die Duldsamkeit gegenüber den verschiedenen Religionsformen scheint ihnen gemeinsam zu sein; aber was bei Nathan abgeklärte Weisheit, herzliche Anerkennung fremder Eigenart bei aufrichtiger Selbstbescheidung ist, das zeigt sich beim Tempelherrn als Hafs gegen die Auswüchse der Religionen, die er überall gleich findet, und als Gleichgültigkeit gegenüber der Religion überhaupt. Gegenüber Nathans Milde und Verträglichkeit steht seine Leidenschaftlichkeit und sein leicht erregter Stolz. Auch er zeigt schöne Züge des Charakters; aber diese ritterlich-soldatischen Tugenden gehen mehr aus dem Geiste des Standes als aus dem tiefer Sittlichkeit hervor.

Dieser Charakter ist nun recht geeignet, die Idee des Dramas von einer neuen Seite zu beleuchten und durch den Gegensatz würdigen zu lassen. Es geschieht dies besonders in der oben genannten schönen und bedeutenden Szene.

„Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten“, dies Wort des Tempelherrn (IV 4) pafst vor allem auf ihn selbst.

Er glaubt sich erhaben über Unduldsamkeit und Vorurteil und ist voll Hafs gegen alles, was Jude heifst; er glaubt über die Schranken seines Standes hinausgewachsen zu sein und handelt doch mehr aus Standesmotiven als aus Herzensgüte.

Nathans demütig-bescheidener Anrede: „Verzeihet, edler Franke“ begegnet in rauhem Tone das Wort: „Was, Jude? was?“ Seine herzliche Bitte, dem Tempelherrn danken zu dürfen, wird mit bitterem, vergiftetem Hohne zurückgewiesen. Für die Forderung, dafs der Wohlthäter eine Pflicht habe, sich danken zu lassen, und dafs der Empfänger ein Recht habe, seinen Dank darzubringen, fehlt ihm das sittliche Gefühl. Der Rassenhafs macht ihn so grausam und stumpf.

Wäre seine Rettungsthat eine That der christlichen Nächstenliebe gewesen, er würde nicht zugleich so lieblos sein. Als

Nathan seine bisherige abweisende Härte zu rechtfertigen versucht, bemerkt der Ritter beschämt:

Ich mufs gestehn,
Ihr wifst, wie Tempelherren denken sollten.

Darauf giebt Nathan die seine humane Anschauung scharf ausdrückende Antwort:

Nur Tempelherren? sollten blofs? und blofs
Weil es die Ordensregeln so gebieten?
Ich weifs, wie gute Menschen denken; weifs,
Dafs alle Länder gute Menschen tragen.

Der Kastengeist des Tempelherrn meldet sich wieder, wenn er fragt: Mit Unterschied doch hoffentlich? Der Selbstüberhebung des Ritters stellt sich Nathans Bescheidenheit gegenüber; aber in der Form, wie sie sich ausspricht:

Mittelgut, wie wir,
Find't sich hingegen überall in Menge,

liegt zugleich eine Lehre und Mahnung für den Tempelherrn. An diese Mahnung zur Bescheidenheit schliefst sich die andere zur Anerkennung fremder Eigenart:

Nur mufs der eine nicht den andern mäkeln.
Nur mufs der Knorr den Knubben hübsch vertragen.
Nur mufs ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Dafs es allein der Erde nicht erschossen.

Die gemeinsame Verurteilung der religiösen Unduldsamkeit, der „Menschenmäkelei“, der „frommen Raserei“, den bessern Gott zu haben, diesen bessern der ganzen Welt als besten aufzudringen, führt beide zusammen. Über Rassen und Religionsformen erhaben ist edles Menschentum:

Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Mensch
Zu heifsen!

So findet die kosmopolitische Humanitätsidee Nathans ihren bezeichnenden Ausdruck, und der Tempelherr stimmt dem bei. So wird die Rassen- und Standesbeschränktheit überwunden von der höhern und freieren Anschauung.

Fünftens. II. Akt, 9. Szene. I 3 und II 2 sind hierfür vorbereitend.

Der Derwisch Al Hafi ist vom Sultan zum Schatzmeister gemacht worden; des Sultans Freigebigkeit wünscht sich einen Schatzmeister, der freigebig und leicht zu geben wisse, und dazu glaubt er den Derwisch geeignet, der wohl nachfühlen könne, wie Bettlern zu Mute sei. Ein grofser, königlicher Zug Saladins, diese Freigebigkeit! Freilich ein Zug, der sich so unvernünftig bethätigt, dafs dies Saladins Finanzen ruiniert. Doch wird diese „Geckerei“, die, Gottes Güte nachahmend, auswahllos über Gute

und Böse Segen ausschütten will, andererseits wieder etwas gut gemacht durch Saladins eigene Bedürfnislosigkeit:

Ein Kleid, ein Schwert, ein Pferd, — und einen Gott
Was brauch' ich mehr?

Aber die Folge ist Not in der Kasse: Al Hafi wird gezwungen, Geld aufzutreiben:

Ich, der ich nie für mich gebettelt habe,
Soll nun für andre borgen.

Dabei soll er mit ansehen, womöglich mithelfen, dafs sein lieber Freund Nathan der Verschwendungs- und Borgelust Saladins zum Opfer falle. Da wird es ihm zu viel. Al Hafi hat ein gutes Herz, natürliches Ungestüm und einen scharfen Blick fürs Leben. Er sieht die Thorheiten der Menschen, den Zwang der Verhältnisse und ist durch eine Laune des Herrschers in diesen drückenden Dienst hineingezogen. Wird er dort einen Wirkungskreis finden? thätig schaffen? reiche Gaben nutzbringend verwerten?

Nein, er sagt der Welt dieser Menschen Valet und wird damit am schnellsten aller Sorgen ledig:

Am Ganges,
Am Ganges nur giebt's Menschen. . . .
Wer
Sich Knall und Fall, ihm selbst zu leben, nicht
Entschliefsen kann, der lebet andrer Sklav
Auf immer.

Dort, am Ganges, leicht und barfufs den heifsen Sand mit seinen Lehrern zu treten und Schach zu spielen — auch ein Menschenziel, und Lessing wäre nicht ein Sohn des 18. Jahrhunderts gewesen, wenn er nicht diesen weltflüchtigen Sonderling mit Sympathie gezeichnet hätte, und mancher der Zeitgenossen Rousseaus wird die Worte nachgeseufzt haben: „Am Ganges nur giebt's Menschen", und Nathan beigestimmt haben:

Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!

Dennoch steht dieses Lebensziel im Gegensatz zu Nathans Lebensanschauung. Es ist der Gegensatz der Weltflucht und der werkthätigen Nächstenliebe. Nathan wird vom Derwisch aufgefordert, ihn auf seiner Flucht zu begleiten. Sowie diese Aufforderung leichthin und mehr scherzend gesprochen ist, ebenso die Antwort Nathans: Er will's überlegen; Al Hafi soll nur warten, bis Nathan von dem Sultan wiederkommt. Dennoch liegt ein tiefer Sinn in dieser Antwort. Der Sultan ist in Geldnot; dem Lebensretter des Tempelherrn, des Lebensretters seiner Recha, fühlt sich Nathan infolge seines überaus feinen sittlichen Gefühls verpflichtet. Die schlichte Pflicht der Dankbarkeit hält Nathan zurück. Unzählige andere Bande würden sich dazu gesellen, wenn ihn der Vorschlag des weltflüchtigen Freundes ernsthaft dünkte.

Sechstens. III. Akt, 1. Szene. Daja, die Christin, steht neben Recha und sieht mit beständigen Gewissensqualen, wie diese durch Nathan der Kirche vorenthalten wird, die Anspruch auf sie habe. So quält sie Nathan mit Mahnungen und sucht Recha von der Gröfse des Christentums und seiner Glaubenshelden zu überzeugen, so täuscht sie das Vertrauen Nathans — der Zweck heiligt das Mittel — und teilt dem Tempelherrn Rechas Abstammung mit. Lessing ist zu gerecht, um ihr Bild zur Fratze zu machen, so widerwärtig ihm menschlich solches Verhalten gewesen wäre. Im Gegenteil: er entschuldigt. Sie hat nicht nur Recha in der Kindheit mit so hingebender Liebe gepflegt, dafs sie ihr die Mutter ersetzt hat. Er versteht auch ihr Streben. Recha spricht darüber im V. Akt, 6. Szene:

Ach! die arme Frau — ich sag' dir's ja —
Ist eine Christin; — mufs aus Liebe quälen; —
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen!
Und sich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können sie auch anders. Denn ist's wahr,
Dafs dieser Weg allein nur richtig führt:
Wie sollen sie gelassen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln sehn, — der ins
Verderben stürzt, ins ewige Verderben?
Es müfste möglich sein, denselben Menschen
Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen.

In unserer Szene spricht sie Recha gegenüber aus, wie sie die Vorsehungswege Gottes sich deutet. Recha erwartet den Tempelherrn. Daja sieht darin den Anfang einer Entwicklung, durch die Recha wieder nach Europa und damit zum Christentum geführt werden würde: dann wird sie wieder in Händen sein, die ihrer würdig. Nathans sittliche Höhe und innige Religiosität genügen ihr natürlich nicht, er hat den rechten Glauben nicht. So ist sie denn bemüht, mit schwachen Händen an dem Bau einer vernünftigen Gottesanschauung zu rütteln, den Nathan in Rechas Seele erbaut hat. Vergebliches Thun. Verwundert fragt Recha:

Was that er dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuspiegeln?
Was that er dir, den Samen der Vernunft,
Den er so rein in meine Seele streute,
Mit deines Landes Unkraut oder Blumen
So gern zu mischen?

Und bei der Erzählung von den christlichen Glaubenshelden, ist ihr am erhebendsten und tröstlichsten die Erkenntnis,

dafs Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt.

So stellt Lessing in dieser Szene dar, wie geistliche Beschränktheit und Kurzsichtigkeit zur Unduldsamkeit und Bekehrungswut führt.

So werden in diesen vorbereitenden Szenen mannigfach schon die Töne und Leitmotive angeschlagen, die in der bedeutendsten Szene des Dramas, Nathan vor Saladin, in einer vollen, mächtigen Harmonie zusammenklingen sollen. Wir haben nur dorthin gelauscht, wo sie am klarsten erklangen; das Unwesentlichere mufste dabei zurücktreten, um die Hauptzüge heller hervortreten zu lassen. Eine Fülle tiefer Weltanschauungsgedanken hat sich dabei enthüllt, Unvollkommenheiten und Verzerrungen der Religiosität sind an uns vorübergezogen. Nun wird Nathan bei dem, der dem Dichter mit Nachdenken und Aufmerksamkeit gefolgt ist, Verständnis finden mit seiner Lehre von der Sanftmut, der herzlichen Verträglichkeit, dem Wohlthun und der innigsten Ergebenheit in Gott. Diese Begriffe haben Leben und Anschaulichkeit erhalten durch die vorhergehenden Szenen.

Diese Szene, in der Saladin und Nathan sich finden und Freundschaft schliefsen, ist zugleich der Höhepunkt der äufsern Handlung. Die Entfremdung des Tempelherrn von Nathan, sein unbesonnener Schritt beim Patriarchen und die Folgen davon und schliefslich die Lösung aller Verwicklungen durch Nathan bilden den Inhalt des 4. und 5. Aktes.

Die Idee des Dramas scheint sich schon voll entwickelt zu haben. Dennoch wird diese Entwicklung noch zweifach weiter geführt.

Erstens. IV. Akt, 2. Szene. In seinem Ritterstolz durch Nathan verletzt, eilt der Tempelherr zum Patriarchen, — wie er sich einredet, um dessen Rat über eines Juden Vergehen, der ein Christenkind heimlich erzogen habe, einzuholen, in Wahrheit aber in der, wenn auch ihm selbst noch unklaren Absicht:

Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf
Im philosoph'schen Schafpelz Hunde schon
Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen! (IV 4.)

So findet Lessing Gelegenheit, das Bild des Patriarchen zu zeichnen.

Ein dicker, roter, freundlicher Prälat!
Und welcher Prunk!

Schon hier ist angedeutet, welche Veräufserlichung die Religion bei diesem Vertreter erfahren hat. Veräufserlichung ist der Kernpunkt. Die Kirche, die Mittel zum Zweck der Religiosität sein soll, ist bei ihm zum Selbstzweck geworden; die Kirche, die die Form der Religion sein soll, ist ihres Inhalts entleert und

wird nun zum Werkzeug der Herrschsucht und Schurkerei gemacht. Diese Herrschsucht verlangt unbedingte Unterwerfung, rechtfertigt sophistisch jedes Bubenstück, wo es kirchlichen Zwecken taugt, sie knechtet die Gewissen und giebt Zwecke der eigenen gewissenlosen Schurkerei als göttliche Absichten aus; darum wird die „stolze, menschliche Vernunft" als irrig verdächtigt.

Bloſs theoretisch den ihm vorgetragenen Fall zu durchdenken, dazu ist der Patriarch viel zu praktisch, und seine Praxis ist furchtbar, sie antwortet auf jeden Einwand:

Thut nichts! der Jude wird verbrannt.

Und wenn des Juden Barmherzigkeit das Kind gerettet hätte, — das hätte er lieber Gott überlassen sollen. Das Wichtigste ist, die groſse Pflicht, zu glauben, das Kind zu lehren. Doch kennt der Patriarch auch das Mittel, dieses Vergehen zu sühnen: der Staat muſs alle Rechte und Lehren der Kirche beschützen, und um ihn willfährig zu machen, wird der Patriarch die Gefahr des Unglaubens für die bürgerliche Gesellschaft schildern.

So entwickelt sich in dieser Szene das volle grelle Gegenbild zu Nathans lichter Religion, wir sehen in der Gestalt des Patriarchen die der Religion entleerte Kirchlichkeit, die die kirchliche Organisation zum Mittel der Herrschsucht und Bosheit macht.

Dort Ergebenheit in Gott, hier wird Gottes Wille zum Deckmantel eines schurkischen Planes gebraucht; dort Wohlthun, hier wird die Barmherzigkeit höhnisch als überflüssig erklärt; dort Sanftmut, hier schnaubt der Schurke im Priestermantel nach dem Tode des Juden. Es lieſse sich wohl Zug für Zug der Gegensatz aufstellen. So tritt als greller Kontrast die Gestalt des Patriarchen der Nathans gegenüber.

Zweitens. IV. Akt, 7. Szene. Nathan erzählt dem Klosterbruder, wie er dazu gekommen ist, Recha als seine Tochter zu erziehen:

Noch hat mich nie die Eitelkeit versucht,
Sie jemand andern zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich sie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich sie. Weil die allein
Versteht, was sich der gottergebne Mensch
Für Thaten abgewinnen kann.

Eine ergreifende Geschichte. Sein Weib und sieben hoffnungsvolle Söhne hat Nathan bei einer Judenverfolgung durch die Christen verloren. Aus tiefster Verzweiflung erhebt sich langsam wieder sein Gottvertrauen. Da bringt ihm der Reitknecht das Christenkind, und tief ergriffen schluchzend nimmt es Nathan entgegen als aus Gottes Hand:

Gott! auf sieben
Doch nun schon eines wieder.

Nun schüttet er seine ganze Liebe und Treue auf dieses Mädchen

aus; schon der Gedanke, sie zu verlieren, erschüttert ihn aufs tiefste, und dennoch

wenn sie von meinen Händen
Die Vorsicht wieder fordert — ich gehorche!

Fragen wir nach der Beziehung dieser Szene zur Entwicklung der Idee, so geben uns Nathans Worte, als er nach jenem furchtbaren Verlust wieder zur „Vernunft" sich wendet, selbst die Antwort:

„Komm! übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!" — Ich stand und rief zu Gott: ich will!
Willst du nur, dafs ich will!

Die hohen, erhabnen Grundsätze, die Nathan lehrt, hat er bewährt durch die That und das Leben. Zwar sehen wir ihn seine Grundsätze bethätigen in allen Lagen, in denen ihn unser Drama zeigt, nirgends aber ergreifender als in dieser Szene, die ja zugleich sein Verhalten rechtfertigt.

Es ist schon oben ausgeführt worden, wie im letzten Akt Handlung und Idee sich wieder verschmelzen. Wir sehen zugleich, wie Nathan den Segen für sein Handeln erntet: Recha bekennt sich zu ihm, der Vaterrechte durch die Fülle seiner Liebe erworben hat.

Bernburg. G. Heine.

Bemerkungen zum Unterrichte in der Geschichte nach dem neuesten Lehrplane.

Während die Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preufsen 1891 dem Unterrichte in der Geschichte tief einschneidende Änderungen brachten, bringen die Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preufsen 1901 nur einzelne, wenn auch gegenüber den zuletzt geltenden Bestimmungen nicht ganz unerhebliche Änderungen.

Als grundlegend gilt auch nach dem neuesten Lehrplane Gleichheit von Lehrziel und Lehraufgaben für alle Arten unserer höheren Schulen. Von dem Unterschiede des Unterrichts in der alten Geschichte, wie er vor 1891 für Gymnasien und Realanstalten als unbedingt geboten erachtet wurde und dessen Beseitigung seiner Zeit von allen Gymnasiallehrern mit so lebhafter Trauer empfunden wurde, wissen auch die neuesten Lehrpläne nichts mehr. Was vergangen ist, kehrt nicht wieder: der Geschichtslehrer hat gelernt, sich zu bescheiden, und so begrüfst er schon die mancherlei kleinen Zugeständnisse, welche dem Unterrichte in

der alten Geschichte durch die Lehrpläne von 1901 gemacht werden, mit grofser Freude.

Die Lehraufgabe der Sexta bilden Lebensbilder aus der vaterländischen Geschichte, namentlich der neueren. Es wird also nicht mehr gefordert, was die Lehrpläne von 1891 forderten, dafs der Lehrer rückwärts geht. Dabei wird ihm überlassen bleiben, von der Gegenwart auszugehen, mit der Betrachtung der Heimat zu beginnen, wo sich ein solcher Ausgangspunkt ergiebt. Den Sextaner mit dem Schulorte bekannt zu machen, mag es seine Heimat sein oder nicht, das zu erklären, was ihm täglich vor Augen kommt, will als eine recht geeignete Einführung in den Geschichtsunterricht erscheinen; nur bieten sich nicht an allen Orten Zeugen der Vergangenheit. Aber wo sich ein Thor, eine alte Stadtmauer, ein alter Turm noch vorfindet, wo die Stadtkirche in ihrer ganzen Gestaltung sich von dem heimischen Dorfkirchlein unterscheidet, da gilt es, die Augen zu öffnen und dem Knaben nicht vorzuenthalten, was sein Interesse hervorrufen mufs. Vielleicht schafft sich allmählich jedes Lehrerkollegium eine so treffliche Heimatskunde, wie sie Stutzer in Görlitz seinen Schülern geboten hat. Nur für eins wird von vornherein gesorgt werden müssen: es gilt mit aller Genauigkeit die Lebensbilder im Lehrplane zu bestimmen, damit die Einheit des Unterrichts gewahrt wird; von Karl d. Gr. bis auf Kaiser Wilhelm II. wird sich wohl der Kreis von Lebensbildern erstrecken dürfen, der für Sexta in Frage kommt.

Eine Neuerung bringt die 1901 schärfer begrenzte Lehraufgabe der Quinta. Wenn auch schon 1891 die Sagen der altklassischen Lektüre und dem deutschen Unterrichte, die sagenhafte Vorgeschichte der Griechen und Römer aber dem Geschichtsunterrichte der Quinta zugewiesen sind, so wird jetzt ausdrücklich die älteste Geschichte der Griechen bis Solon und der Römer bis Pyrrhus gefordert. Damit wird die Quarta wesentlich entlastet und auch dem Versuche vorgebaut, für die ältesten Zeiten gewissenhaft Jahreszahlen lernen zu lassen, wozu noch manche Geschichtstabelle verleitet. Da ein besonderer Leitfaden für die beiden unteren Klassen verworfen und abgewiesen ist, so wird der Lehrer um so gröfsere Sorgfalt darauf verwenden müssen, gut zu erzählen und wiedererzählen zu lassen. Mag sich der Lehrer nur nicht der Mühe verdriefsen lassen, sich auch für den Unterricht in Sexta und Quinta schriftlich vorzubereiten, sich ein Heft anzulegen, wie es der Altmeister Jäger (Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 227) mit Recht doch wohl nicht nur für die oberen Klassen nachdrücklich empfiehlt. Dafs er heutzutage sein Heft nicht mit in die Schule bringen darf, braucht kaum erwähnt zu werden. Je besser und packender der Lehrer erzählt, und durch sorgfältige Vorbereitung kann er Stoff und Sprache beherrschen lernen, um so lieber werden dem Schüler diese Stunden sein,

um so mehr werden sich die Schüler auf die Geschichtsstunden freuen. Dafs er aber nur nicht etwa die Benutzung des Lesebuchs, auf welche die methodischen Bemerkungen hinweisen, in dem Sinne versteht, dafs er die Geschichtsstunden mit dem Vorlesen einzelner Abschnitte aus dem Lesebuche ausfüllt; ohne Anschlufs an ein Buch soll der schlichte Vortrag des Lehrers seinen Weg sich suchen. Erst wenn der Lehrer erzählt und der Schüler wiederholt hat, mag, da ja der Unterricht in der Geschichte und im Deutschen von einem und demselben Lehrer erteilt wird, etwa ein Abschnitt des Lesebuchs von den Schülern vorgelesen werden; doch ist streng darauf zu halten, dafs nicht etwa aus der Geschichtsstunde eine Lesestunde wird, wie es noch immer hier und da vorkommen soll. Vielleicht ist es angebracht, einige Grundzahlen einzuprägen, wie sie allgemein als gültig angesehen werden; dabei bleiben die Jahreszahlen für die Regierung der römischen Könige ebenso ausgeschlossen wie etwa die für die messenischen Kriege.

Durch den ersten Geschichtsunterricht in der Quinta wird der Unterricht in der alten Geschichte, wie ihn die Quarta bietet, wesentlich erleichtert. Stofflich fällt die Lehraufgabe der Quarta mit der der Obersekunda zusammen, die Zeit bis Solon wird ebenso kurz zusammengefafst wie die Geschichte Roms bis auf Pyrrhus; aber eine nicht minder erhebliche Beschränkung des Stoffes ist jetzt dadurch herbeigeführt, dafs die ausführliche Besprechung der 'Zusammenstöfse' der Römer mit den Deutschen während der 'Republik' der Untertertia vorbehalten bleibt. Warum aber die Zeit des Augustus ausgenommen ist, die, irre ich nicht, ohnehin dem Standpunkte des Quartaners nicht ganz leicht verständlich ist, vermag ich nicht zu ergründen. Es werden wohl auch schon aus Mangel an Zeit gerade die Kämpfe der Römer und Deutschen in der augusteischen Zeit der Tertia überlassen bleiben; es wird in dieser Klasse gar nicht zu vermeiden sein, gerade hierauf näher einzugehen. Dafs es auch hier vor allem auf sorgfältige Auswahl ankommt, scheinen die Superlative der Lehrpläne anzudeuten. In die griechische Geschichte ist das Allernotwendigste über die wichtigsten orientalischen Kulturvölker einzuflechten. Es ist also da, wo der Zusammenstofs der Griechen mit dem Orient im 5. Jahrhundert erzählt wird, einzuschalten, was der Quartaner vom Orient wissen mufs, nicht ist, wie die Weltgeschichte sich abgespielt hat, in streng chronologischer Folge mit dem Oriente selbst zu beginnen, ein Weg, den in früherer Zeit z. B. Pütz und Dietsch einschlugen. Ganz von selbst wird sich die Lehraufgabe der Quarta auf die beiden Halbjahre gleichmäfsig verteilen, es mufs in dem einen Halbjahre die griechische, in dem andern die römische Geschichte erledigt und darf nicht aus einem Halbjahre in das andere hinübergenommen werden. Nur wenn der Lehrstoff auf das genaueste eingeteilt und diese

Einteilung dann auf das gewissenhafteste eingehalten wird, kann verhütet werden, dafs die Fülle der Thatsachen, wie sie dem Quartaner entgegentritt, die jungen Geister erdrückt. Von Jahreszahlen dürfen nur 'wichtige mit weiser Beschränkung' eingeprägt werden, das heifst doch wohl, es ist mit Solon bezw. Pyrrhus zu beginnen — ein grofser Fortschritt denen gegenüber, die noch immer meinen, von den Schülern Zeitangaben für den trojanischen Krieg oder für die Samnitenkriege und die einzelnen römischen Könige fordern zu sollen, vielleicht auch dem Quartaner die genaue Angabe der chronologischen Entwickelung der römischen Gesetzgebung zumuten. Wenn auf irgend einem Gebiete, so heifst es hier: In der Beschränkung nur zeigt sich der Meister.

Die Lehraufgabe der Untertertia ist kaum so zu behandeln, dafs dem Wortlaute der Lehrpläne entsprechend die Blütezeit des römischen Reiches unter den grofsen Kaisern der deutschen Geschichte vorausgeschickt wird. Da die Zusammenstöfse der Römer mit den Deutschen ausdrücklich der Untertertia vorbehalten sind, so läfst sich die römische Kaisergeschichte nur schwer von der deutschen Geschichte trennen. Es dürfte sich vielmehr empfehlen, die deutsche Geschichte zum Mittelpunkt des Unterrichts zu machen und bei gegebener Gelegenheit die bedeutendsten römischen Kaiser zu besprechen. Der Lehraufgabe tritt ja ohnehin die besondere Schwierigkeit entgegen, dafs die wirkliche Bedeutung der römischen Kaiserzeit auf dem Gebiete der Kulturgeschichte liegt und es somit dem Untertertianer sehr schwer fallen mufs, sich von den römischen Kaisern eine einigermafsen anschauliche Vorstellung zu machen. Die Lehrpläne von 1901 fordern nur das Heranziehen der grofsen Kaiser, die von 1891 verlangten einen kurzen Überblick über die weströmische Kaisergeschichte. Werden die grofsen Gestalten der römischen Kaiserzeit in die laufende Darstellung verwoben, so wird vermieden, nur römische Kriegsgeschichte zu bieten, es wird der Zusammenhang der Ereignisse betont, das Verständnis für den pragmatischen Zusammenhang geweckt. Über die Auswahl derer, die aus der Zahl der römischen Kaiser als die gröfsten und bedeutendsten herauszuheben sind, wird sich leicht eine Verständigung herbeiführen lassen. Eckertz dürfte mit sicherem Blicke im grofsen und ganzen das rechte Mafs eingehalten haben; von Augustus bis Nero, von Vespasian bis Marc Aurel, dann Diokletian und Konstantin, Valens und Theodosius. Das sind ja etwa auch die Kaiser, die bei Meiners und den Neueren uns entgegentreten. Was in Untertertia von der deutschen Geschichte behandelt werden soll, stimmt in den neuen Lehrplänen mit den früheren überein. Schärfer und besser gefafst ist in den Lehrplänen von 1901, was für die aufserdeutsche Geschichte bestimmt wird, dafs sie nur soweit heranzuziehen ist, als sie für das Verständnis der deutschen Geschichte von Bedeutung ist: das ist viel bestimmter als früher, wo es

hiefs, dafs die aufserdeutsche Geschichte nur soweit heranzuziehen ist, als sie allgemeine Bedeutung hat. Es gilt, deutsche Geschichte zu lehren, und die Zeit bis 1500 ist für Deutschland ereignisvoll genug, um für den Unterricht eines Jahres genügenden Lehrstoff zu bieten.

Die Lehraufgabe der Obertertia deckt sich in den Lehrplänen von 1891 und 1901: kaum giebt es eine Klasse, in der sich der geschichtliche Lehrstoff so einfach gestaltet. Die Lehraufgabe ist weder zu klein noch zu grofs, sondern sehr wohl für ein Schuljahr geeignet. Neu ist die Bestimmung, dafs Wiederholungen nach einem Kanon der einzuprägenden Jahreszahlen wie auch schon in Untertertia anzustellen sind: es wird indessen sehr sorgsam zu vermeiden sein, dafs diese Jahreszahlen so in den Vordergrund gedrängt werden, wie etwa Schäfer in den einst so weit verbreiteten Geschichtstabellen gethan hat. Es darf doch nie vergessen werden, dafs die Zahl nichts anderes ist als das Knochengerüst: ohne sichere Zahlenkenntnis keine sichere Geschichtskenntnis, aber nur ja nicht längere Zeit hindurch, etwa gar eine Stunde zum Abfragen von Jahreszahlen verwendet, vielleicht so, dafs der Lehrer mit dem Buche in der Hand vor den Schülern steht und selbst nicht leistet, was er von den Schülern verlangt. Das Ineinandergreifen dessen, was auf früheren Stufen gelernt ist, mit dem, was neu gelernt wird, bildet einen Vorzug des neuesten Lehrplans: wie oft hat nicht die Sorge vor Überbürdung diese heilsamen Wiederholungen beeinträchtigt, wie oft geradezu unmöglich gemacht! Nun gilt es aber bei aller Sorgfalt, die auf diese Wiederholungen verwendet werden mufs, Mafs zu halten.

Die Lehraufgabe der Untersekunda ist die gleiche geblieben. Der Umfang des zu behandelnden Zeitabschnitts ist äufserlich betrachtet gering, aber inhaltlich der allerschwerste der Mittelklassen. Ob es wirklich vorkommt, wie neulich behauptet wurde, dafs z. B. die Untersekundaner eingehend mit dem Krimkriege bekannt gemacht werden, weifs ich nicht; sollte es vorkommen, so dürfte es ein bedenklicher Mifsgriff sein. Von besonderer Schwierigkeit bleibt immer die vergleichende Berücksichtigung unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwickelung, doch haben sich seit 1891 die Ansichten gerade hierüber wohl ziemlich geklärt und manchem, der zum ersten Male den Geschichtsunterricht in Untersekunda erteilt, wird Jägers treffliche Disposition (Lehrkunst u. s. w. S. 227) ein Muster gewähren, wie die Aufgabe gelöst werden kann. Wenn der Historiker schon auf der Universität der Wirtschaftsgeschichte sein Interesse entgegengebracht hat, und er mufs es entgegenbringen, dann wird er dieser schweren Aufgabe gewachsen sein; mag er dabei vor allem der goldenen Mahnung der methodischen Bemerkungen sein Ohr nicht verschliefsen und jede Tendenz vermeiden! Nur mit einer Anordnung der neuesten Lehrpläne, soweit sie den Geschichtsunterricht

in Untersekunda betreffen, wird nicht jeder Geschichtslehrer einverstanden sein. Die Wiederholungen in Untersekunda sind auf die brandenburgisch-preufsische Geschichte beschränkt, während doch Zeit und Anlafs genug sich findet, die alte und mittlere Geschichte zu wiederholen. Wenn auch ganz von selbst die deutschen Verhältnisse berücksichtigt werden, da ohne sie die brandenburgisch-preufsische Geschichte nicht zu verstehen ist, so empfiehlt es sich doch, das ganze frühere Pensum nicht vollständig beiseite zu lassen, sondern dafür zu sorgen, dafs zumal auf Grund der einzuprägenden Jahreszahlen aus den mittleren Klassen in die oberen sicheres Wissen der Thatsachen mitgebracht wird. Wie jetzt die Verhältnisse liegen, wird bei den für Obersekunda vorgeschriebenen Wiederholungen aus der deutschen Geschichte vieles vergessen sein, was mühelos erhalten bliebe, wenn in Untersekunda nicht nur die Lehraufgabe der Obertertia, sondern auch die der Untertertia wiederholt würde. Von einer Überlastung der Untersekundaner kann nicht die Rede sein; denn was gedächtnismäfsig in dieser Klasse zu lernen ist, beschränkt sich auf 160 Jahre, — es gilt, die geschichtliche Erkenntnis zu erschliefsen. Dem Lehrer mufs noch Zeit zur Verfügung stehen, um die gesamte deutsche Geschichte zu wiederholen, ja auch die wichtigsten Thatsachen aus der alten Geschichte immer und immer wieder heranzuziehen, damit auf diesem festen Grunde in Obersekunda weitergebaut werden kann.

Es mufs doch füglich in Obersekunda vorausgesetzt werden, dafs der Schüler mit den wichtigsten Thatsachen und Jahreszahlen der alten Geschichte noch bekannt ist; denn die Lehraufgabe gerade dieser Klasse ist die umfangreichste und für das Gymnasium vor allem wichtige. Neuerdings ist die der alten Geschichte gegönnte Zeit noch dadurch vermindert worden, dafs für Wiederholungen aus der Erdkunde in jedem Semester 6 Stunden abgezweigt sind, so dafs statt 60 Stunden nur etwa 54 halbjährlich zur Verfügung stehen, und es gilt, mehr noch als bisher mit dem Lernstoffe hauszuhalten, um die Schüler wenigstens einigermafsen in die alte Geschichte einzuführen. Was von dem Unterrichte in Quarta gilt, Beschränkung auf die geschichtliche Zeit, also Zurückdrängen alles dessen, was vor Solon und vor Pyrrhus sich ereignet hat, das gilt ebenso gut von der Lehraufgabe der Obersekunda, wenn es auch nicht ausdrücklich in dem Lehrplane hervorgehoben ist. Die letzten 10 Jahre haben dieser Forderung, wie sie 1891 erhoben und 1901 als selbstverständlich angesehen ist, allgemeine Geltung verschafft, die Gymnasiallehrer haben gelernt, sich zu bescheiden. Dankbar wird es aber jeder Freund der Geschichte und des Geschichtsunterrichts begrüfsen, dafs in den oberen Klassen Wiederholungen aus den Lehraufgaben früherer Klassen vorgeschrieben sind, dafs, wie nun einmal die Verhältnisse liegen, auf diese Weise versucht wird, auch der alten Geschichte

zu Hülfe zu kommen und eine gewisse Herrschaft über dieses so reiche Wissensgebiet zu ermöglichen. Es war jedenfalls eine sehr bedenkliche Mafsregel, bei der Reifeprüfung selbst die alte Geschichte auch am Gymnasium ganz auszuschliefsen, jetzt ist es möglich, das, was in Obersekunda an Einsicht in die Entwickelung der alten Kulturwelt gewonnen ist, in Prima zu vertiefen. Es ist ja zu erwarten, dafs in Zukunft die Schüler sich ihres geschichtlichen Wissens wieder freuen werden, wenn nicht mehr nur diejenigen eine mündliche Prüfung abzulegen haben, welche mehr einen Beweis ihres Mangels an Wissen denn ihres Wissens selbst erbringen sollten. Aber nicht nur in dieser Beziehung ist der neueste Lehrplan ein Fortschritt, sondern auch darin, dafs die Wiederholungen in zusammenfassenden Überblicken wenigstens auf der obersten Stufe gefordert werden, während der Lehrplan von 1891 sie nur empfiehlt. Hier wird von den Schülern ein gut Stück geistiger Arbeit gefordert; hier wird gegen den Versuch, das geschichtliche Wissen nach der Sicherheit zu beurteilen, mit welcher die Jahreszahlen beherrscht werden, entschieden Einspruch erhoben; hier wird Einsicht und Verständnis auch für die Gegenwart erlangt. Denn das ist und bleibt doch die vornehmste Aufgabe alles Geschichtsunterrichts in den höheren Schulen, dafs unsere heranwachsende Jugend sittlich und wissenschaftlich befähigt wird, 'die Gegenwart aus der Vergangenheit zu begreifen'. Hier gilt es, das Verständnis für den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse und für ein höheres Walten in der Geschichte zu eröffnen. Manches in der Gegenwart wäre besser, wenn wir nicht gerade hierin alle hinter dem idealen Ziele recht weit zurückblieben und somit unsere Schüler nur allzu oft viel weniger aus dem Geschichtsunterrichte mit auf die Hochschule und ins Leben nehmen als wir wünschten und hofften. Mehr als in manchem anderen Lehrfache hängt der Erfolg von der Lehrerpersönlichkeit ab; der Lehrer mufs den überreichen Stoff beherrschen und in freiem Lehrvortrage zu voller Geltung zu bringen suchen, mehr, so will es scheinen, gilt es für den Geschichtslehrer, seine Persönlichkeit einzusetzen, um seine Schüler mit sich fortzureifsen, sie zu begeistern für alles, was schön und edel ist, ihnen zu zeigen, wie es eine ernste Wahrheit bleibt, dafs die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Nur unter diesem Gesichtspunkte werden die wirtschaftlichen Belehrungen sich ungezwungen in den Gang des Klassenunterrichts einreihen lassen, auf welche in Prima besonderer Wert gelegt werden soll und mufs. Ganz anders tritt heute das Leben an den jungen Mann heran, der aus den oberen Klassen in die Öffentlichkeit tritt, denn vor einem Menschenalter; vieles drängt an ihn heran, wovon vor der Gründung des neuen deutschen Reichs die Jugend keine Ahnung hatte. Darum gilt es, mit allem Eifer darnach zu trachten, dafs er nicht sogleich, wenn er von der Schule abgegangen ist, alles beiseite läfst, was

Geschichte heifst, sondern dafs er zu seiner Belehrung und zu seiner Erholung nach geschichtlichen Werken greift, dafs er, wenn er das Glück hat, die Hochschule zu besuchen, nicht unterläfst, geschichtliche und staatswissenschaftliche Vorlesungen zu hören. Allenthalben werden diese jetzt geboten, um bei der studierenden Jugend Verständnis für die Gegenwart zu erwecken, vor allem, um sie über ihre Pflichten zu belehren, wo die Rechte so gern nachdrücklichst betont werden. Das bleibt ja das höchste Ziel jeden Geschichtsunterrichts auf der Schule, den Lernenden zu begeistern und davon zu überzeugen, dafs der stetige Fortschritt zum Bessern auf geschichtlichen Voraussetzungen beruht und nur dann zum Segen für die Gesamtheit wie für den einzelnen sein kann, wenn der Fortschritt Reformation, nicht Revolution ist.

Der Unterschied zwischen dem Lehrplan von 1891 und dem von 1901 ist äufserlich betrachtet nur gering. So schwer es dem Geschichtslehrer geworden ist, sich damit abzufinden, dafs der erste Kursus vierjährig, der zweite aber nur dreijährig ist, er hat sich mit dieser einschneidenden Bestimmung abgefunden. So sehr es zu bedauern ist, dafs die Verfassungsentwicklung Athens und Roms nicht mehr so eingehend erörtert werden kann wie vor 12 Jahren, ebenso freuen wir uns jetzt der neuen Bestimmung, dafs auf der obersten Stufe die alte Geschichte wieder berücksichtigt werden mufs; unsere Kulturentwickelung läfst sich von der des klassischen Altertums nicht trennen, und dieser Zusammenhang mufs denen bewufst bleiben, die sich als die geistigen Führer unseres Volkes anzusehen berechtigt sind. Auch dabei wird sich der Geschichtslehrer beruhigen können, dafs für die geographischen Wiederholungen in jedem Halbjahre 6 Stunden abgezweigt werden, es wird ja doch an den meisten Gymnasien historische Geographie getrieben werden, und somit werden die Wiederholungen dem Geschichtsunterrichte mittelbar wieder zu gute kommen. Wie weit es in der Geschichtsstunde mit der freien zusammenhängenden Wiedergabe des Gelernten gebracht werden kann, wird in erster Linie von der Durchschnittsbegabung der Schüler abhängen, sofern nicht etwa das Aufsagen des auswendiggelernten Lehrbuchs für freie zusammenhängende Wiedergabe des Gelernten ausgegeben wird. Es ist natürlich, dafs Schüler aus der Enge einer Kleinstadt oder auch Mittelstadt in dieser Beziehung viel Geringeres leisten als Grofsstädter, dafs der Geschichtslehrer, der mit geistig regsamen Schülern zu thun hat, viel eher darauf rechnen kann, dafs seine Schüler den reichen Lernstoff sich zu eigen machen als unter weniger günstigen Verhältnissen zu hoffen ist. Auch bei diesen Wiederholungen mufs es heifsen: rem tene, verba sequentur, — wer anders verfährt, täuscht sich oder läfst sich täuschen.

Doch welches auch immer die unerfüllten Wünsche des Geschichtslehrers sind, das mufs zugegeben werden, dafs der Lehr-

plan von 1901 dem früheren gegenüber wesentliche Verbesserungen gebracht hat. Setzen die Geschichtslehrer all ihr Können ein, so werden sie innerhalb der durch die Vorschriften gezogenen Grenzen Gutes zu leisten vermögen, nicht nur den billigen Ruhm erlangen, im Abiturientenexamen befriedigende Erfolge zu erzielen, sondern ihre Schüler empfänglich machen für die ernsten Lehren der Geschichte, nicht zuletzt auch dafür, dafs für die Gesamtheit dasselbe gilt wie für den einzelnen, dafs überall die erste und letzte Frage die sein mufs: Wie ist das Ziel erreicht worden?

Neuhaldensleben. Th. Sorgenfrey.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

1) G. Mertz, Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert. Heidelberg 1902, C. Winter. VII u. 681 S. 8. 16 *M*.

In 10 Büchern behandelt der Verfasser die prinzipielle Stellung der Reformation zum Schulwesen und Zweck der Erziehung[1]) (I), die Schulmänner der Reformation und ihre bedeutendsten pädagogischen Schriften (II), die evangelischen Kirchen- und Schulordnungen des 16. Jahrhunderts (III), die Schulanstalten (IV), die Unterrichtsfächer (V), die Unterrichtsmethode (VI), die Erziehungsmittel (VII), die Lehrer (VIII), die Schüler (IX), das Verhältnis des Humanismus zur Reformation auf dem Gebiete des Schulwesens (X). In einem Anhange sind die evangelischen Kirchen- und Schulordnungen des 16. Jahrhunderts wortgetreu abgedruckt. Durchweg wird auf die Quellen zurückgegangen, besonders fleifsig sind die Schriften der Reformatoren benutzt, auch wurden die in zahlreichen Einzelschriften und Aufsätzen niedergelegten Einzeluntersuchungen sorgfältig verwertet[2]). Auf Grund dieses Materials ist es dem Verfasser gelungen, sein Thema nach allen Seiten zu beleuchten und manches Vorurteil mit Erfolg zurückzuweisen. So wird z. B. der überzeugende Nachweis geliefert, dafs die Gründe des Rückganges der Studien nach dem Auftreten Luthers nicht in dem Prinzip des Protestantismus, sondern in den Zeitverhältnissen und den falschen Auffassungen des reformatorischen Prinzips zu suchen sind (S. 65 ff.); ferner wird die Behauptung widerlegt, dafs die Reformatoren den Begriff der Volksschule zum Unterschiede von der Gelehrtenschule eigentlich noch nicht gekannt hätten (S. 169 ff.).

---

[1]) So (und nicht: ihrer Erziehung) soll es wohl heifsen S. 1 in der Titelangabe des ersten Buches.

[2]) Unter den gröfseren die Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens der Reformationszeit behandelnden Werken hat der Verfasser den entsprechenden von Hartfelder bearbeiteten Teil der grofs angelegten Geschichte der Erziehung und des Unterrichts von Schmid S. III nicht genannt.

Vermifst hat Referent ein einleitendes Kapitel über den Stand des Schulwesens unmittelbar vor der Reformation, vor allem über den beginnenden Aufschwung desselben unter der Einwirkung des Humanismus, ferner über die Stellung der Reformation zu diesem Humanismus, besonders über die ganz verschiedene Auffassung des Zweckes der Studien von Seiten der Reformatoren im Gegensatz zu den Humanisten. Hier hätte der Inhalt des 10. Buches, das jetzt den Schlufs bildet, mit entsprechenden Abänderungen seinen Platz gehabt. Daran hätte sich naturgemäfs angeschlossen die Schilderung des plötzlichen Rückganges der Studien mit Beginn der Reformation und die Angabe der Gründe dieser Erscheinung und als Gegensatz dazu der Hinweis auf das energische Eintreten der Reformatoren für die Verbesserung und Neubegründung des Schulwesens. Wäre das 1. Buch so disponiert worden, so wären auch die zahlreichen Wiederholungen, die sich in diesem finden, vermieden worden. Den plötzlichen Verfall des Schulwesens mit Beginn der Reformation giebt der Verfasser rückhaltlos zu, und er führt auch die zahlreichen auf diese Erscheinung sich beziehenden Klagen der Reformatoren selbst an. Hier wäre die Angabe einiger Einzelheiten über die Art, wie diese Erscheinung sich äufserte, am Platz gewesen. Melanchthons Vorlesung über Demosthenes 1524 hatte nur vier Zuhörer. 1531 kündigte er eine Vorlesung mit den Worten an, wie einst Homer, so gehe auch er betteln, nämlich nach Zuhörern, und 1534 mit den Worten, morgen beginne er die Interpretetion der Antigone; eine Ermahnung möge er nicht hinzufügen; denn bei diesen Barbarengemütern sei sie doch vergeblich. Selbst der Besuch der Wittenberger Universität, der bei Luthers Auftreten so zugenommen hatte, sank in erschreckender Weise. Ebenso litten zahlreiche andere Universitäten, Erfurt z. B., bis dahin die Hochburg der „Poeten", wie man die Humanisten nannte, bezeichnet Justus Jonas 1538 klagend als eine jammervolle Ruine, Basel ging zeitweilig ganz ein (vgl. u. a. Reicke, Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit S. 71). Der Verfasser mufste auf solche Einzelheiten eingehen, da man sonst den ärgerlichen Ausspruch des Erasmus (in einem Brief an Wilibald Pirkheimer): Ubi Lutheranismus, ibi litterarum interitus nicht recht begreift, und er brauchte ein Eingehen auf diese Einzelheiten um so weniger zu scheuen, da ja aus seiner eigenen Darstellung hervorgeht, dafs dieser Rückgang, hervorgerufen durch die Zeitverhältnisse, durch falsche Auffassungen des Prinzips der Reformation, nur vorübergehend war und das Unterrichtswesen in den protestantischen Ländern nicht zum wenigsten infolge der eindringlichen Mahnungen und Bemühungen der Reformatoren nach Überwindung der Krisis schon bald einen glänzenden Aufschwung nahm, der eben zeigt, dafs der Ausspruch des Erasmus nicht nur eine Übertreibung enthielt (vgl. S. 62ff.

u. S. 455), sondern auch nach Abzug des zu viel Gesagten nur zeitweilige Berechtigung hatte.

Abgesehen von der angegebenen wünschenswerten Ergänzung und der für notwendig erachteten Umstellung der einzelnen Teile im ersten Buche verdient die Arbeit des Verfassers alles Lob und bildet einen höchst dankenswerten Beitrag nicht nur zur Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens, sondern bei der Bedeutung der Schulthätigkeit der Reformatoren und ihrer unmittelbaren Nachfolger auch zur Geschichte der Reformationszeit. Besonders sei neben der Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, mit der die Aufgabe in Angriff genommen wurde, noch das Streben nach Unparteilichkeit und Objektivität rühmend hervorgehoben.

Der Verleger hat seinerseits alles gethan, um das Buch würdig auszustatten.

2) E. Reicke, Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1901, Eugen Diederichs. 135 S. 4. 4 *M*, geb. 5,50 *M*.

Das Buch bildet den neunten Band der unter der Leitung Georg Steinhausens erscheinenden Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte. Es giebt einen gut orientierenden Überblick über die verschiedenen Wandlungen des deutschen Unterrichtswesens, insbesondere der Unterrichtsanstalten, der Lehrthätigkeit und der sozialen Stellung der Lehrer, des Lebens und Treibens der Schüler und Studenten seit dem Eindringen der Germanen in das römische Reich bis zur Gegenwart. Der Verfasser verrät innige Vertrautheit mit dem weitschichtigen Stoffe und weifs durch Mitteilung charakteristischer Einzelheiten seine Darstellung zu beleben, ohne sich in Detailuntersuchungen zu verlieren oder in Streitfragen einzulassen. Er macht uns so bekannt mit den mittelalterlichen Klosterschulen, den fahrenden Schülern und ihrer Poesie, mit den mittelalterlichen Universitäten und ihrem Lehrbetrieb, dem Treiben der Studenten, ihren „Nationen" und ihrer Tracht, mit den in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters aufkommenden städtischen Schulen, dem Trivium und Quadrivium, der mittelalterlichen Schulzucht, dem Unwesen der Bacchanten am Ausgang des Mittelalters, der Stellung der Lehrer in dieser Zeit, dem Eindringen des Humanismus in den Schulen und Universitäten, der Neugestaltung des Schulwesens durch die Reformation und die Jesuiten, den Quälereien der Deposition und des Pennalismus, den Schulreformversuchen zur Zeit des dreifsigjährigen Krieges, der Wirkung des Pietismus auf die Gründung von Realanstalten, den Ritterakademieen, der Einführung des Schulzwanges, dem Schulwesen der Philanthropisten, der Bedeutung Pestalozzis insbesondere für die Volksschule, dem Entstehen des Neuhumanismus und seiner Bedeutung für die Gymnasien, der Bildung eines eigenen Lehrerstandes und schliefst

mit einem kurzen Blick auf den jetzigen Stand des deutschen Unterrichtswesens. Hier wären wohl noch einige Worte über die Reformschulen, das Berechtigungswesen, die Volkshochschulkurse am Platz gewesen.

Einen Hauptbestandteil des Buches bildet die Veranschaulichung der verschiedenen Einzelheiten des Erzählten durch 130 sorgfältig ausgeführte Abbildungen und Beilagen aus dem 15. bis zum 18. Jahrhundert. Vermifst hat hier der Referent eine Abbildung der in der Vorhalle des hiesigen Münsters dargestellten köstlichen Scene, in der die gestrenge Frau Grammatica eben im Begriff ist, einen Knaben, der flehend zu ihr aufschaut und für die an ihm zu vollziehende Prozedur bereits die Kutte hat ausziehen müssen, mit der Rute zu züchtigen, während ein zweiter Knabe zu ihren Füfsen gar eifrig in einem Buche liest (abgebildet im 25. Jahrgang des „Schauinsland" S. 34).

Freiburg i. B. L. Zürn.

O. Willmann, Philosophische Propädeutik für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium. Erster Teil: Logik. Freiburg 1901, Herdersche Verlagshandlung. IV u. 132 S. 8. 1,80 *M*.

Das vorliegende Buch ist den Bestimmungen angepafst, welche der „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich" von 1849 für die Logik enthält. Während dieser in § 49 als Aufgabe bezeichnet „zusammenhängende Kenntnis der allgemeinsten Gedankenformen als Abschlufs des bisherigen und als Vorbereitung des bevorstehenden strengeren wissenschaftlichen Unterrichts", empfiehlt er weiterhin die Benutzung des bekannten Büchleins von Trendelenburg „Elementa Logices Aristotelicae", weil es praktisch sei, die Lehren der Logik an die Worte des Begründers dieser Wissenschaft anzuschliefsen. Wie also einerseits die allgemeinen natürlichen Denkgesetze behandelt werden sollen, so soll anderseits auf die Hauptquelle der Logik, auf die Schriften des Aristoteles zurückgegangen werden.

Diese doppelte Aufgabe bemüht sich Willmann zu lösen, während die bisher erschienenen Lehrbücher die Fühlung mit Aristoteles verloren hatten. Eine Einleitung enthält sozusagen die psychologische Grundlage für die Logik, sie nimmt aber auch auf diejenige Seite des Unterrichts Bezug, welche man am meisten als eine praktische Verwendung der Denkgesetze bezeichnen kann: die Aufsatzlehre. Schliefslich geht Verfasser auf die Quellen unserer Logik zurück, d. h. die Entwickelung derselben im Altertum. Der Inhalt des Buches selbst gliedert sich in vier Abschnitte: die Denkthätigkeiten, die Denkformen, die Denkgesetze und die Denkoperationen. Die Eigenart des Werkes besteht nun darin, dafs, während der oben genannte allgemeine Gesichtspunkt

beachtet wird, Verf. überall auch auf diejenigen Stellen aus den Schriften der Alten, namentlich des Aristoteles zurückgeht, welche sich auf die behandelten Denkgesetze und Denkthätigkeiten beziehen. Und zwar erscheinen jene Stellen als Anmerkungen zu der zusammenhängenden Darstellung. Was das Buch recht praktisch erscheinen läfst, das ist die Bezugnahme auf das dem Schüler aus den verschiedensten Wissenskreisen bereits Bekannte und die Anführung leicht verständlicher Beispiele. Besonders interessant ist auch die Darstellung der Beziehung der Logik zur Grammatik, und zwar sowohl zum Ausdruck wie zum Satze. Der Abschnitt über die Denkformen behandelt die Lehre vom Begriff, Urteil und Schlufs. Überflüssig ist hier vielleicht die Aufführung sämtlicher Arten des Schlusses nach den bekannten Formeln; die landläufigsten würden genügen. Der Abschnitt 3 zieht dann gewissermafsen die Summe aus dem Bisherigen und behandelt die Denkgesetze, durchweg unter Bezugnahme auf das, was das Leben an Denkstoff bringt und was dem Leser geläufig sein mufs. Auch hier werden die sprachlichen Formen und Figuren in den Kreis der Betrachtung hineingezogen. Schliefslich zeigt Verf., inwiefern die Denkoperationen vor sich gehen, d. h. er behandelt die logische Technik. Hier kommen die Begriffe Induktion, Definition, Einteilung und Beweis in Betracht. — Verf. ist ein gründlicher Kenner und dabei ein praktischer Mann, das zeigt sein ganzes Werk. Für Österreich, wo der philosophischen Propädeutik auf den höheren Schulen ein ziemlich breiter Spielraum gelassen ist, ist dasselbe gewifs auch als Schulbuch ganz am Platze — sind doch aufser diesen auch andere Werke von ähnlichem Umfange dort als Lehrbücher der Propädeutik erschienen —, für die deutschen, besonders die preufsischen Verhältnisse ist es nicht geeignet. Aber auch hier wird es eine ganz gute Verwendung zum Selbststudium finden können, nachdem die Beschäftigung mit der philosophischen Propädeutik nach den neuesten Lehrplänen wieder gestattet ist. Auch dem Lehrer wird es gute Dienste leisten.

Köslin. R. Jonas.

Victor Thumser, Erziehung und Unterricht. Ein Freundeswort an die Eltern. Wien und Leipzig 1901, Franz Deuticke. VI u. 68 S. 8. 1 *M*.

Die Schrift enthält drei Vorträge, welche der Direktor des Maria-Hilfer Staatsgymnasiums in Wien für die Eltern seiner Schüler gehalten hat und in denen er die Grundsätze von Erziehung und Unterricht entwickelt, die für die gemeinsame Arbeit von Schule und Haus mafsgebend sein sollen. Der erste dieser Vorträge enthält eine sehr entschiedene und überzeugte Apologie des humanistischen Gymnasiums. Über die Berechtigungsfrage, die in Österreich noch nicht wie bei uns entschieden ist, spricht

sich der Verf. freilich sehr zurückhaltend und ohne Parteinahme aus. Im übrigen aber bezeichnen den Standpunkt und die Tonart Thumsers die Schlufsworte des Kapitels: „In diesem Sinne spreche ich zum Schlufs trotz der Kassandrarufe der Freunde und der Gegner des Gymnasiums mit zuversichtlicher Hoffnung den innigen Wunsch aus: Das humanistische Gymnasium, der treue Hort des Idealismus, blühe und gedeihe jetzt und immerdar! Das walte Gott!" (S. 18). Der zweite Abschnitt, „Schule und Haus" überschrieben, behandelt die Pflichten, welche der Familie aus den Zielen der Schule erwachsen: „Konsequente Gewöhnung des Kindes an vernünftige Verteilung der Zeit zwischen Arbeit und Erholung, an völlige Konzentration während der Arbeit, an Pünktlichkeit und Ordnung bei der Ausführung jedweder Lernaufgabe und andrerseits wohlverstandenes Fernhalten aufregender, zeitraubender Lektüre und jegliches lärmenden Vergnügens, aber auch jeder unzeitgemäfsen, verspäteten oder verfrühten, Nebenbeschäftigung birgt in sich die Gewähr eines erfreulichen Unterrichtserfolges und macht von vorneherein die Anwendung von leichteren und schwereren Strafen unnötig und schützt so das Elternhaus vor vielen bitteren Enttäuschungen" (S. 24). Der dritte Vortrag, „Prüfen und Klassifizieren", verteidigt eine spezifisch österreichische Einrichtung, die Klassenprüfungen, die in wöchentlichen oder doch jedenfalls kurzen und regelmäfsigen Abständen vorgeschrieben sind, und wendet sich polemisch gegen Angriffe, welche diese Einrichtung in der letzten Zeit erfahren hat. Namen sind nicht genannt, gemeint aber dürfte in erster Reihe der Vortrag von Ed. Martinak über denselben Gegenstand (1900) sein, der die betreffende Einrichtung einer scharfen Kritik unterzieht. Es ist mifslich, über solche Fragen der Praxis aus der Ferne ein Urteil zu fällen. Soweit ich jedoch aus den theoretischen Erörterungen einen Eindruck gewonnen habe, scheint mir die Einrichtung von mehr als zweifelhaftem Werte, die Verteidigung Thumsers zwar geschickt, aber in der Sache unzulänglich und der Angriff Martinaks in hohem Mafse berechtigt.

Berlin. Rudolf Lehmann.

Friedrich Zange, Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht. Beispiel eines ausgeführten organischen Lehrplans. 5. Heft (Obersekunda): Kirchengeschichte I. Teil, Die apostolische Kirche. Gütersloh 1901, Bertelsmann. 64 S. gr. 8. 1 ℳ.

In dem Bestreben, den Religionsunterricht auf den höheren Schulen zur gröfstmöglichen Vollendung zu fördern, hat sich in der gegenwärtigen Lehrergeneration niemand eifriger bewiesen und niemand sich ein gröfseres Verdienst erworben als Zange. Nach und neben zahlreichen Arbeiten über einzelne Gebiete und Gegenstände des Religionsunterrichts, sowie neben seiner ein-

gehenden und ausgedehnten „Didaktik und Methodik des evangelischen Religionsunterrichts“ in Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre“ bietet er seit einigen Jahren als die reife Frucht wissenschaftlicher Tüchtigkeit und praktischer Erprobung bis ins Einzelne hinein ausgeführte Lehrgänge des Religionsunterrichts auf allen Stufen der höheren Schulen dar, einen „Leitfaden“, dessen erstes Heft, die Sexta behandelnd, 1890 erschienen, und der jetzt bis zur Obersekunda gediehen ist. Ich kenne kein gleich angelegtes Werk und bewundere in der Ausführung des Verfassers Sachkenntnis, Fleifs und Lehrgeschick. Der Lehrstoff ist auf das genaueste bestimmt, gegliedert, verwebt und verteilt, so eingehend, dafs nicht blofs die Vierteljahrs-, sondern sogar die Stundenpensen abgegrenzt und die jedesmaligen häuslichen Aufgaben angegeben werden; Wiederholung und Vertiefung, Verknüpfung und Verarbeitung kommen zu ihrem Rechte; nach allen Seiten hin werden die Fäden geschlungen, wo irgend ein religiös bedeutsamer Gewinn zu erzielen ist; in summa, man hat in dem Buche einen wirklichen, den besten didaktischen Prinzipien entsprechenden Lehrgang vor sich. In „freiem Anschlufs“ an die preufsischen Lehrpläne sich haltend, nimmt der Verfasser zum Lehrgegenstande der Obersekunda „die Geschichte der Urkirche oder die Kirche unter den Aposteln“ und läfst sie aus Lesung und Besprechung der Quellen — Apostelgeschichte und neutestamentliche Briefe — hervorwachsen. Bei der Apostelgeschichte, deren erzählender Hauptinhalt bereits in Quarta und Untertertia eingeprägt sein soll, werden besonders die Reden einer eingehenden Behandlung und Verwertung unterzogen; von den neutestamentlichen Briefen bieten, unter Wiederholung grofser, bereits früher durchgenommenen Stücke, besonders 1. und 2. Korinther, Galater, aber auch Römer, Philipper, Philemon, 1. Petri, 1. Johannis hergehörigen Unterrichtsstoff; aus dem Alten Testamente finden zahlreiche, auch längere Abschnitte, namentlich messianischen Inhalts, eine vertiefende Wiederholung. Indem die Apostelgeschichte nach und nach durchlaufen und Lesung aus den anderen Schriften an geeigneten Stellen eingeschaltet wird, zerlegt der Verf. seinen Lehrstoff in die fünf Hauptabschnitte: I. Die Grundlegung (der Kirche), II. Die Kirche der allerersten Zeit oder die Urgemeinde in Jerusalem, III. Der Übergang vom Judenchristentum zum Heidenchristentum, IV. Der Apostel Paulus und das Heidenchristentum, V. Die apostolische Kirche (Rückblick und Umschau); diese Hauptabschnitte zerfallen wieder in Unterteile, z. B. der erste in: A. Die Entstehung der Kirche, B. Die Grundlage der Kirche, C. Die Hoffnung der Christgläubigen oder das Ziel der Kirchengeschichte, D. Die Mittel, durch welche die Gottesherrschaft auf Erden aufgerichtet werden soll, oder die Gaben und Aufgaben der Kirche und der Inhalt der Kirchengeschichte; — der dritte Hauptabschnitt umfafst: A. Die ersten

Anfänge, griechischredende Juden und Judengenossen in der Urgemeinde, B. Stephanus, oder die Anfänge der Loslösung der Christen von Tempel und Gesetz, C. Die Bekehrung des Saulus, D. Die Bekehrung des Hauptmanns Cornelius in Cäsarea. Indem auch die Unterteile wieder mannigfach zerlegt werden und der Inhalt jedesmal durch eine möglichst bezeichnende Überschrift bestimmt wird, befriedigt der Verf. die Forderung der Klarheit auf das beste. Nicht recht bezeichnend, nämlich nicht erschöpfend, finde ich nur die Überschrift IV B „Pauli Verhältnis zu seinen Gemeinden". Am Schlusse der Abschnitte erscheint allemal das „Ergebnis" in zusammenhängender Darstellung (Formalstufe des „Systems"); zweifelhaft ist mir nur, ob das Allzuviel dabei immer vermieden ist; die sehr vielen, teilweise ausgedehnten biblischen Citate aufschlagen und lesen zu lassen, ist jedenfalls unmöglich und wohl auch nicht beabsichtigt. Ausblicke und Wiederholungsfragen machen jedesmal den Beschlufs. Der Verf. bietet eine sehr reiche Stofffülle dar und verlangt auch umfangreiche häusliche Vorbereitung des Schülers; seine Erfahrung verbürgt indes, dafs die Bewältigung möglich ist. Übrigens sei für die Leser der Zangeschen „Didaktik" in Baumeisters „Handbuch" hinzugefügt, dafs der Stoff im „Leitfaden" doch mehrfach anders bestimmt und verteilt ist, als der Verf. dort (Ende 1896) vorgeschlagen hat. Wir begleiten das Büchlein mit unserer wärmsten Empfehlung.

Waren in Mecklenburg. R. Niemann.

Johann August Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Funfzehnte Auflage. Nach der von Friedrich Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Otto Lyon. Mit Übersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache und einer vergleichenden Darstellung der deutschen Vor- und Nachsilben unter erläuternder Beziehung auf die englische, französische, italienische und russische Sprache. Leipzig 1896, Th. Griebea (L. Fernau). XLIV u. 1011 S. 8. 12 *M.*

Das vorliegende Buch erschien in Lyons Neubearbeitung (13. Auflage) zum ersten Male 1882; 1888 folgte die 14. und 1896 die 15. Auflage. Schon diese Zahlen beweisen — wenigstens bei einem so umfänglichen Werk —, dafs das Buch einem lebhaften Bedürfnis entspricht und seinem Zwecke gut dient. Will man freilich die Eigenart des Werkes verstehen und würdigen, so mufs man nicht nur seine heutige Gestalt vom Standpunkt des heutigen Bedürfnisses und der heutigen Wissenschaft beurteilen; man mufs auch einen Blick auf die Geschichte des Buches werfen. Diese hängt mit der Entwickelung der deutschen Philologie innig zusammen; es verlohnt sich schon deshalb.

Das synonymische Handwörterbuch trat 1802 an die Öffent-

lichkeit: es hat sich also gerade ein Jahrhundert allen Umwälzungen der sprachwissenschaftlichen Anschauungen zum Trotz in der Gunst vieler aufeinander folgender Geschlechter erhalten und auch stürmische Zeiten siegreich überstanden. Das ist ein Geschick, das Büchern der Wissenschaft nur äufserst selten beschieden ist; ja nicht einmal im Gebiete der Litteratur und Dichtung kommt dies häufig vor. Demnach mufs das Handwörterbuch Vorzüge aufweisen, die ihm gleich bei seinem ersten Erscheinen mitgegeben wurden und nicht erst Zuthaten späterer Bearbeiter sind. Diese Vorzüge liegen in der einfachen, klaren Anlage des Buches, in der praktischen, handlichen Anordnung und Verwertung des darin gebotenen reichen Sprachstoffes. Abgesehen von dem grofsen Wissen und dem Riesenfleifs, den das Buch von Haus aus birgt, steckt darin so viel praktische Vernunft und Umsicht, ich möchte sagen Weisheit, dafs es schon dadurch ein bedeutender Wurf war und bleiben wird und daher viele ähnliche Werke aus dem Felde geschlagen hat. Es fand auch im Auslande Anerkennung[1].

Man kann diese Anlage kurz so charakterisieren: die synonymischen Wörter sind in alphabetischer Folge — nicht nach ihrer Stammesverwandtschaft — angeordnet; jede Wortgruppe ist kurz besprochen; die Unterschiede des Wortsinns sind durch begriffliche Darlegung sowie durch angeführte Stellen „aus unseren besten Schriftstellern“ (Vorwort Eberhards von 1802) klargemacht, ohne dafs zu sehr in Einzelheiten eingegangen oder gelehrt abgeschweift würde. Die Brauchbarkeit erhöhte das am Schlusse des Buches befindliche Wortregister, das das Auffinden jedes aufgenommenen und erklärten Ausdruckes ermöglichte.

Zu diesen praktischen Vorzügen kam 1861—63 bei der von Friedrich Rückert bearbeiteten 12. Auflage noch einer, der ebenfalls hoch anzuschlagen ist: jedem in der Überschrift der Artikel angeführten Worte wurde die englische, französische, italienische und russische Übersetzung beigefügt. Diese wertvolle Beigabe hat der seinerzeit hochangesehene Kenner der neueren Sprachen Bernhard Schmitz[2]) als „eine Vorarbeit zu einer vergleichenden Synonymik der Hauptsprachen“ bezeichnet; sie ist, meines Wissens, der einzige so umfängliche Versuch dieser Art geblieben.

So erfüllte das Buch nicht nur die Hauptforderung, die an ein praktischen Zwecken dienendes Wörterbuch zu stellen ist: dafs man darin schnell und sicher das findet, was man sucht; sondern es fällt durch die beigegebenen fremdsprachlichen Übersetzungen manches interessante Licht auf die feineren Ab-

[1]) In der grofsen französischen Synonymik von Lafaye (Paris 1858 und 1865, von der französischen Akademie mit dem Preise gekrönt) und der englischen von Graham (London 1862).

[2]) Französische Synonymik, 2. Aufl. Leipzig 1877, S. XIV.

schattierungen der deutschen Ausdrücke. Dafs dadurch das Buch nicht nur dem Germanisten und dem deutschen Neusprachler; sondern auch dem Deutsch treibenden Ausländer von grofsem Werte ist, leuchtet sofort ein. Ja der Ausländer, der unsere Sprache nicht schon ganz hervorragend beherrscht, wird sich durch dieses Heranziehen seiner Muttersprache in dem Irrgarten der deutschen Synonymik erst gehörig zurechtfinden können; so wird es ihm wesentlich erleichtert, das Werk zu studieren und sich in den Reichtum unserer Sprache zu vertiefen.

Das ist also der Teil der Arbeit Eberhards und seiner Nachfolger, der beizubehalten, bezw. sorgsam zu schonen war. Dies hat Lyon denn auch gethan und es ausdrücklich und mit Recht im Vorwort zur 13. Auflage betont.

Wie stand es nun mit dem Inhalte des Buches, seinen Anschauungen und seiner wissenschaftlichen Zuverlässigkeit? Selbstverständlich hatte das Handwörterbuch, als es 1802 erschien, „auf der Höhe der Zeit“ gestanden; aber das heifst nichts anderes als auf dem sprachwissenschaftlichen Standpunkte eines Adelung und Campe. Eberhard war Philosoph. Und vergessen wir nicht: es ist die Zeit vor den Gebrüdern Grimm! Eine geschichtliche Betrachtung der Sprache, eine Vertiefung in ihr organisches Werden und Wachsen im Laufe der Jahrhunderte — wie wir dies jetzt verlangen — gab es damals noch nicht. Die Sprachbetrachtung ging von festen philosophischen Begriffen und scholastischen Grundsätzen aus. Diese Mafsstäbe wurden an die Sprache angelegt, nach ihnen ward sie zurechtgerückt, gedreht, gestutzt und beschnitten, bis sie, so gut es eben ging, in das Schema der Herren pafste. Dafs unter so wenig zarter und verständnisvoller Behandlung das feinere Sprachleben zu kurz kam, ist klar. Aufserdem hatte Eberhard „die tiefer eindringenden etymologischen Erörterungen“, die sein grofses synonymisches Werk enthielt, in dem Handwörterbuch weggelassen. Es war sein Glück; nur so rettete er dieses davor, rasch vergessen und unbrauchbar zu werden, denn die Etymologieen jener Zeiten waren nicht darnach angethan, sein Buch der Nachwelt zu empfehlen.

In diesen Punkten nun war aber das Werk auch unter den Händen von Eberhards Nachfolgern weit hinter der Entwickelung der deutschen Philologie zurückgeblieben; und als Lyon die 12. Auflage zur Umgestaltung überkam, fand er in dieser Hinsicht das Buch ganz veraltet. Lyon fand, dafs „die Verbesserungen, welche dasselbe seit 1802 erfahren hatte, nicht so einschneidender Natur waren, dafs durch dieselben wesentliche Mängel beseitigt worden wären. Eine durchgreifende Neubearbeitung erschien daher dringend geboten“. Abgesehen von fortwährender Erweiterung des im Wörterbuche behandelten Wortschatzes mufste sich demnach Lyons Arbeit auf folgende Punkte erstrecken:

1. Beseitigung der alten Begriffsbestimmungen der Worte, die noch scholastisch und philosophisch spitzfindig waren,

2. ihr Ersatz durch die auf gründlicher geschichtlicher Forschung beruhende Begriffs-Entwickelung. Dies aber war nicht möglich ohne

3. weitgehendes Heranziehen der heutigen Etymologie. Dazu kam noch

4. das Belegen der einzelnen Bedeutungen aus dem Sprachgebrauche unserer Klassiker und der neueren bis auf unsere Tage gehenden Sprache. Denn da das Buch auch heute noch in erster Linie praktische Zwecke verfolgt, mufs es unbedingt mit der Weiterentwickelung der gesprochenen und geschriebenen Sprache Schritt halten.

Man vergegenwärtige sich, was eine solche „Neubearbeitung" zu bedeuten hatte, ehe die 13. Auflage Lyons mit etwa 1400 Artikeln auf etwa 900 Seiten erscheinen konnte! Die Schwierigkeiten waren um so gewaltiger, als dem Bearbeiter kein grofses abgeschlossenes deutsches Wörterbuch zur Verfügung stand, aus dessen Schätzen er sich die Begriffsbestimmungen, die Entwickelung der Bedeutungen, die treffendsten Beispiele holen konnte; vielfach mufste er auf diesem schwierigen und dunklen Gebiete selbständig vordringen, den Sprachstoff, die Beispiele — zumal die der neuesten Sprache entnommenen! — selbst zusammenbringen und aus ihnen eine Begriffsbestimmung zu gewinnen suchen.

Zwei Möglichkeiten standen Lyon bei seiner Arbeit offen: entweder nahm er diese Umgestaltung bei den einzelnen Auflagen schrittweise vor: dann konnte die 13. Auflage verhältnismäfsig bald erscheinen, und die Umgestaltung war bei jeder weiteren Ausgabe fortzusetzen; oder er suchte die gesamte Umgestaltung mit einem Male zu bewältigen: dann mufste sich naturgemäfs das Erscheinen der neuen Auflage auf Jahre hinaus verzögern. Und selbst dann war keine Aussicht auf eine befriedigende Lösung der Aufgabe; denn bei dem damaligen Stande (etwa 1880) des Grimmschen Wörterbuches und anderer grundlegender Werke war dies eine Unmöglichkeit.

Der Herausgeber begnügte sich mit allmählicher, schrittweiser Umgestaltung: wir müssen ihm dafür Dank wissen; denn so konnte das Buch 1882, 1888 und 1896 jedesmal in vervollkommneter Gestalt erscheinen; es war immer zu haben und wurde jedesmal besser. Man mufs Lyon die Anerkennung zollen, dafs er bei dieser Arbeit mit grofsem Geschick und unermüdlichem Fleifse vorgegangen ist. Hier kam ihm sein ausgedehntes, reiches Wissen, seine Erfahrung in allen sprachlichen Dingen, sein unleugbar fein ausgebildetes, trefflich geschultes Sprachgefühl zu statten. Aber der Beurteiler wird nicht verlangen, dafs nach 2 bis 3 solcher Neuauflagen die Spuren der früheren Sprach-

anschauung schon in allen Teilen des Buches völlig getilgt seien. Zu tief griff jene in den Bau und die Gliederung des Werkes hinein, als dafs es möglich gewesen wäre, sie alle auszureifsen, ohne das Ganze ernstlich zu schädigen oder das Neuerscheinen des Buches auf Jahre unmöglich zu machen. Der Bearbeiter wird sich also selbst darüber klar sein, dafs der Häutungsprozefs des Buches noch nicht abgeschlossen ist, dafs auch weiterhin bei neuen Auflagen noch altes Unbrauchbares abzustofsen und durch das nach heutiger Wissenschaft Feststehende zu ersetzen ist. Es mufs demnach jede neue Ausgabe als eine Art Abschlagszahlung angesehen werden; aber ist es denn bei Wörterbüchern überhaupt anders gewesen oder anders möglich? Gewifs nicht! Ein Wörterbuch wird eben nie „fertig“.

So viel über die Geschichte des interessanten Buches, seinen allgemeinen Charakter und das Wesen der Lyonschen Neubearbeitung. Ich gehe nun zu einem Vergleich zwischen der 14. und 15. Auflage über.

Auf 943 Seiten umfafste die 14. Auflage 1450 Artikel; die 15. hat deren 1480 auf 1011 Seiten, das ist ein Wachstum von 30 Artikeln und 68 Seiten. Dieser Zuwachs ist indessen nicht einzig und allein der Bereicherung des Stoffes zuzuschreiben; zum Teil rührt er daher, dafs die neue Auflage etwas weiter gedruckt ist. Der Artikel Bild z. B., in beiden Auflagen wörtlich übereinstimmend, hat in der 14. Auflage 60 Zeilen, in der 15. deren 62; Genie: 14. Auflage 70, 15. Auflage 72 Zeilen bei wörtlicher Übereinstimmung. Die Zeilenzahl auf der Seite ist die alte geblieben. Was die Zusätze anlangt, so liegen sie zum Teil im Innern der Artikel. Betrachten wir als lehrreiches Beispiel den Artikel 9, der die Überschrift Abenteuer, Begebenheit, Ereignis, Vorfall, Vorgang, Zufall trägt. Er umfafst in der 14. Auflage 39 Zeilen, in der 15. dagegen 90, also mehr als das Doppelte. In der 14. Auflage bespricht der Artikel aufser den in der Überschrift genannten Worten noch folgende: Geschehnis, Geschichte, Begebnis, Begegnis, Vorkommnis. In der 15. Auflage kommen weiter hinzu: Zwischenfall, Episode (auch mit Hinweis auf die Bedeutung des Wortes in der Technik der Dichtkunst), Fall, Casus, Eventualität, eventualiter, eventuell (wobei bemerkt wird, wann diese Worte bei uns auftauchen), Befahrnis. Demnach sind in diesem Artikel der neuen Auflage 19 synonyme Ausdrücke besprochen, in der vorhergehenden nur 11. Da diese Worte meist dem Umgangs- und Zeitungsdeutsch angehören, überwiegen die Beispiele des täglichen Sprachgebrauches, wogegen hier die dichterischen Belege zurücktreten.

Noch ein Zug der neuen Auflage zeigt sich deutlich an diesem Beispiel: die stärkere Berücksichtigung der Fremdwörter; man kann damit nur einverstanden sein. Es ist eine sehr bedauerliche

Lücke in anderen sonst guten Wörterbüchern wie z. B. im Heyne, vor allem im Grimm (unserem Stolz und unserem Schmerz!), dafs in ihnen die Fremdwörter nicht genügend oder gar nicht vertreten sind. Sie sind Eindringlinge, fremde Gäste diese Worte, ohne jeden Zweifel, und gewifs wollen wir alle — und das thut auch Lyon — ihrem unnötigen Gebrauche entgegentreten. Aber sie sind doch nun einmal da, sie kommen sowohl im täglichen Gebrauch wie im Schrifttum vor: so bedürfen wir auch der Aufklärung über ihr Auftauchen, ihren Sinn, ihren Gebrauch. Wie will man es denn ohne dies fertig bringen, sie zu meiden? Wie soll der Ungeübte, der Lernende, der im Sprachgebrauch Unsichere — und für den sind doch die Wörterbücher in erster Linie mit bestimmt — sie durch einen deutschen Ausdruck ersetzen? Sie gehören also unbedingt in die Wörterbücher, zumal wenn diese praktischen Zwecken dienen wollen. Aber in dieser Hinsicht stehen wir, mit einigen unserer besten Wörterbücher in der Hand, völlig ratlos da. Noch aus einem anderen Grunde ist die Aufnahme der Fremdwörter in unsere Wörterbücher erwünscht, ja geboten; diesen führte Rudolf Hildebrand schon vor etwa einem Menschenalter ins Feld: „ich will sie (die Fremdwörter) vielmehr noch ganz anders und besser als bisher heranziehen in unseren Dienst, dafs sie zu unserer Bildung ihre Beisteuer geben, statt, wie bisher vielfach, ihr zu schaden“[1]). Es ist also mit grofser Befriedigung zu begrüfsen, dafs Lyons neue Auflage in dieser Hinsicht einen Schritt weitergeht: dem gedankenlosen und denkfaulen Schwelgen in Fremdwörtern kann kein wirksamerer Damm entgegengestellt werden als durch Aufklärung über ihren wahren Sinn und die Grenzen ihrer Verwendbarkeit. Und wird dabei zugleich auf ihre echt deutschen Ersatzwörter verwiesen, um so besser!

Doch kehren wir zu unserem Vergleich der beiden Auflagen bezüglich ihres Umfanges zurück!

Bis ins Z hinein ist die Zahl der Artikel die alte geblieben: Nr. 1408 bespricht in beiden Auflagen die Worte Zausen, Raufen; von da an weist die 15. Auflage auch neue Artikel auf, z. B. (ich gebe nur das erste Wort der Überschrift): Zeitraum, Zerren, Zerrütten, Zuchtlos, Zuflucht, Zuhören, Zündhölzchen, Zurückweisen, Zurüsten, Zusammensturz, Zuthat, Zuverlässig, Zwang, Zwangslage, Zwanglos, Zwecklos, Zweckmäfsig, Zweiggeschäft, Zweikampf, Zwicker, Zwiebel, Zwinger (Nr. 1472) u. s. w. Der letzte Artikel der 14. Auflage Nr. 1450 Zwirn hat in der neuen Ausgabe die Nr. 1473; es folgen hier noch sieben umfängliche Artikel mit etwa 40 neuen Wörtern auf den Seiten 872 bis

[1]) Vom deutschen Sprachunterricht, u. s. w. 2. Aufl. Leipzig 1879, S. 114.

879. Nach alledem bedeutet die 15. Auflage eine wesentliche Bereicherung gegenüber der vorhergehenden.

Die Zusätze nun zeichnen sich sämtlich durch Klarheit der Begriffsbestimmung, durch Sicherheit der Methode, durch treffliche, meist der Umgangssprache entlehnte Beispiele aus. Da ist natürlich keine Spur von den alten Eberhardschen Mängeln zu finden.

Noch eine Bemerkung möchte ich hier gleich anknüpfen. Unter den neu aufgenommenen Wörtern befinden sich Zweiggeschäft und Zwicker mit ihren Synonymen; mehr und mehr zieht nämlich Lyon die Gebiete der Sprache in den Kreis seiner Betrachtung, die sich heute unter dem Zeichen des Verkehrs, des Handels, der Technik lebhaft entwickeln. Lyons Buch will in seinem Wortschatz modern sein. Dadurch unterscheidet es sich wesentlich sowohl von der Eberhardschen Gestalt wie von den anderen synonymischen Wörterbüchern, z. B. dem sonst trefflichen Werke von Karl Weigand; in ihnen war vorwiegend der Sprachgebrauch der Bücher- und Litteratursprache vertreten; Lyon sucht daneben das praktische Leben in seine Rechte einzusetzen. Damit erweitert sich der Kreis der Benutzer seines Werkes bedeutend: er greift hinein in die Zahl derer, die, mitten im Leben stehend und ihm dienend, es doch auch mit dem Gebrauch ihrer Sprache genau nehmen möchten. Wie Lyons Buch dem deutsch lernenden Ausländer nützlich werden kann, darauf war schon hingewiesen. Übrigens wird auch der Gelehrte und speziell der Sprachen treibende mit diesem Wortzuwachs aus dem Gebiete des praktischen Lebens einverstanden sein: selbst in die stille Gelehrtenstube dringt der Wogenschlag modernen Lebens; unzweifelhaft ist die Fühlung sonst getrennter Lebensgebiete in dem intensiven Leben der Gegenwart enger geworden.

Dahin gehört noch eines: auch das Leben der Mundarten innerhalb des deutschen Sprachgebietes ist jetzt in den Kreis der allgemeinen Aufmerksamkeit hineingezogen; Beweis dafür ist z. B. das ungeahnte und mächtige Aufblühen der Volkskunde seit etwa 10 Jahren. Das hätten doch die begeistertsten Freunde deutschen Wesens und deutscher Sprache vor 15 Jahren nicht zu erhoffen gewagt. Naturgemäfs haben dieser Bewegung die modernen Wörterbücher nicht widerstehen können; man vergleiche die neueste (6.) Auflage von Fr. Kluges Etymologischem Wörterbuch unserer Sprache mit den früheren! Auch Lyon geht in seinem synonymischen Handwörterbuch dieses Weges; man vergleiche die Artikel Nr. 8, 209, 460, 1046, 1157, 1463. Natürlich kann es sich hier immer nur um eine sehr vorsichtige Auswahl handeln. Dennoch ist kein Zweifel, dafs er künftig die Mundarten noch mehr wird heranziehen müssen.

Es versteht sich von selbst, dafs gerade die Synonymik Gelegenheit bekommt, in manchen entlegenen Winkel unserer

Sprache hineinzuleuchten und dafs gerade durch sie auf dunkle Gebiete ein aufklärendes Licht geworfen wird. Sitte, Gewohnheit, Kulturgeschichte (z. B. Glauben und Aberglauben vgl. den langen Art. Nr. 749), Philosophie, Technik der Dichtkunst, Naturgeschichte u. s. w. — sie alle haben ihren Anteil am Leben der Sprache und fordern daher ihr Plätzchen in einem synonymischen Wörterbuche.

Gehen wir nach diesem Überblick über das Was des Buches auf das Wie ein und fragen wir uns, soweit dies nicht schon berührt wurde, auf welche Weise Lyon die Synonymen bespricht?

Wie erwähnt, ist die alphabetische Anordnung Eberhards mit Recht beibehalten. Die Überschrift führt entweder die im Artikel besprochenen Wörter alle an — dies ist in der Mehrzahl der Artikel der Fall — oder wenigstens die wichtigsten, um die sich die übrigen berührten oder besprochenen Worte dann gruppieren, wie das angeführte Beispiel Nr. 9 Abenteuer zeigt. Diese Ungleichheit ist wohl aus dem schrittweisen Entstehen des Buches zu erklären; sie ist kein Nachteil, da das Register das Aufsuchen jedes besprochenen Wortes erleichtert. Die alphabetische Ordnung der Synonymen bezieht sich natürlich nur auf das erste Wort der Überschrift. So hatte der Herausgeber Gelegenheit, das Buch ungezwungen zu bereichern, ohne dafs bisher Nr. und Zahl der Artikel wesentlich geändert zu werden brauchte; mithin bedeutete die neue Ausgabe seit der 13. keine völlige Umwälzung im Vergleich zur alten, und diese konnte neben jener weiter benutzt werden. Einen bestimmten Grundsatz, nach welchem die Wörter der Überschriften geordnet wären, vermochte ich nicht herauszufinden. Eine geschichtliche Anordnung wäre natürlich nicht am Platze, da das Buch praktischen Zwecken in erster Linie dient; also ist z. B. in Nr. 606 Gassenhauer keineswegs an die Spitze gestellt, weil es dem Wort Volkslied — bekanntlich einem Ausdruck Herderschen Gepräges — gegenüber das ältere ist. Allerdings mag eine durchgehende Anordnung der Wörter in der Überschrift nach ein und demselben Grundsatze ein Ding der Unmöglichkeit sein. Hie und da indessen liefse sie sich wohl durchführen, und ich möchte wenigstens die Frage anregen, ob dieser Versuch nicht künftig zu machen sei, wo es sich ohne Zwang thun läfst, so z. B. dafs mit dem allgemeinen Begriffe — immer im heutigen Sinne! — angefangen werde, dem dann die Unter- oder engeren Begriffe zu folgen hätten; also in Nr. 606 etwa: Volkslied (womit ja auch Lyon die Besprechung selbst beginnt), Gassenlied, Gassenhauer, Bänkelsängerlied. Ich bin auf den Einwurf gefafst, dafs damit die Anordnung der Wörterbuch-Artikel völlig umgestürzt werde; denn dann käme dieser Artikel unter V zu stehen, während er sich jetzt recht gut an Gasse anschliefst. Allerdings! Aber ich glaube, ein solcher völliger Umsturz der Anordnung bleibt dem Buch ohnehin

früher oder später nicht erspart: einmal mufs die Brücke, die durch die alte Anordnung der Artikel in die Vergangenheit zurückführt, doch abgebrochen werden.

Heifst nun der Artikel Volkslied statt Gassenhauer, so reiht er sich hinter Volk ein statt hinter Gasse, und das erscheint mir aus inneren Gründen weit angemessener: Volk und Volkslied, das giebt die richtige Gruppe. Schlagen wir aber in der jetzigen Anordnung unter V nach, so sehen wir mit Staunen, dafs ein Artikel Volk an dieser Stelle überhaupt nicht steht. Die Besprechung dieses Wortes und seiner Zusammensetzungen ist unter andere Artikel verstreut: Volk in Nr. 1014 Nation; Volkslied in Nr. 606; Volksverhetzung in Nr. 185 Aufruhr. Andere mit Volk zusammengesetzte Worte bringt das Buch überhaupt nicht. Dies ist meines Erachtens nicht zu billigen. Der so unendlich wichtige Begriff Volk darf unbedingt eine selbständige Stellung beanspruchen; er braucht sich in einem deutschen synonymischen Wörterbuche nicht von dem Fremdwort Nation ins Schlepptau nehmen zu lassen; er gehört an die Spitze seiner Sippe, von der wenigstens einige besonders wichtige nicht fehlen dürfen wie Völkerrecht, volkreich, Volksdichter, Volkskunde, Volksmasse, Volkssprache, Volksschule, Volksstamm, volkstümlich.

Die Ergänzung des Buches in diesem Sinne wäre meiner Ansicht nach äufserst erwünscht. Da ich einmal bei diesem Punkte angelangt bin, möchte ich auch auf andere Worte und Wortgruppen aufmerksam machen, die ich ebenfalls vermisse.

Folgende Wörter z. B. könnten in den dabei bezeichneten Artikeln untergebracht werden: Almosen, Angebinde, Spende, spenden in Nr. 602; Bosheit: 143 oder 321; Busch: 729; Groll, grollen, Ingrimm: 1425; Heimat, Mutterland: 619; Kadaver 2 oder 888; Kasten in der Bedeutung Schrank (z. B. bei Rosegger): 803; Kebse, Kebsweib: 959; Kind = Mädchen: 795; Krieger, Kriegsmann, Streiter, Soldat, Militär: 540; Kritik, Anzeige: 240 oder 1275; Lehrer, Erzieher, Meister: 885 oder 886; lotrecht, scheitelrecht: 1154; Rute: 1144; Segen: 730 mit Verweis darauf bei 1149.

Dagegen wären z. B. für folgende Wortgruppen, die ganz fehlen, neue Artikel zu schaffen: Brust, Busen, Büste; Eidam, Schwiegersohn, Schwieger, Schwäher, Schwager, Schnur u. s. w.; erbittern, Erbitterung, erbosen; Euter, Zitze; Fürst, Prinz; Hals, Kragen, Nacken; Hühnerauge, Leichdorn; Kleister, Leim; Lustspiel, Komödie, Posse; Lehm, Letten, Thon; Mieder, Leibchen, Korsett, Schnürleib; Schauspiel, Trauerspiel, Drama; Schauspieler, Mime, Komödiant, Akteur.

Diese Beispiele werden genügen; es kommt nicht darauf an, sie zu häufen; bei der Benutzung werden sich ja zwanglos noch weitere Wünsche herausstellen.

Was die Besprechung der Synonyma betrifft, so befolgt das Buch den Grundsatz, jeder Bedeutung eines Wortes einen besonderen Artikel zu widmen, gleichviel, ob es sich um gleichlautende Wörter verschiedenen Stammes handelt wie Nr. 939 **Mark**, Grenze und 940 **Mark**, Gehirn, oder um das nämliche Wort z. B. **hart**, dessen sechs Bedeutungen: harsch, trocken, streng, unbarmherzig, unempfindlich, schwer auch in sechs Artikeln (Nr. 708—713) besprochen werden. Man kann diesen Grundsatz billigen, wird dabei aber die Frage aufwerfen, bis zu welchem Grade man ihn zu befolgen habe; bis in alle Feinheiten der Unterscheidung, glaube ich nicht.

Der Reichtum unserer Sprache an sinnverwandten Worten ist ja bei manchen Begriffs-Gruppen geradezu erstaunlich. **Ein** Beispiel einer reichverzweigten Gruppe möge hier angeführt werden: sie ist in den Artikeln Nr. 135, 136, 445, 446, 472, 955, 956 behandelt: anzeigen, entdecken, eröffnen, bekanntmachen, offenbaren, verraten, melden, andeuten, benachrichtigen, berichten, zu wissen thun, erwähnen, enthüllen, entlarven, finden, erfinden, auftreiben. Schon die Zusammenstellung zeigt, wie die Bedeutungen sich allmählich abstufen und endlich ganz ändern. Hier war also eine mehrseitige Behandlung in einer Anzahl Bedeutungsgruppen geboten, deren Abgrenzung untereinander bisweilen nicht ganz einfach ist; denn über die Zugehörigkeit dieses oder jenes Ausdrucks zur einen oder anderen Gruppe liefse sich streiten. Hier kam nun dem Bearbeiter sowohl seine Erfahrung in sprachwissenschaftlichen Arbeiten als auch sein Sprachgefühl zu statten; der treffliche Lehrer und Gelehrte wie der feinsinnige Sprachkenner zeigt sich bei der Behandlung solcher Punkte in günstigstem Lichte.

So berechtigt indessen oft auch die Trennung des gleichen Wortes in mehrere Artikel ist, manchmal scheint sie mir doch zu weit zu gehen; da kann ich sie mit meinem sprachlichen Empfinden als Deutscher nicht mehr vereinigen. Höchstens kann ich sie verstehen als Fremdsprachler, insofern als ja die Trennung in mehrere Artikel die bequemste Gelegenheit giebt, die ganz verschiedenen Übersetzungen, die ein und dasselbe Wort in seinen verschiedenen Bedeutungen verlangt, anzubringen. Sonst müfsten eben **einem** deutschen Worte manchmal 3 bis 4 und mehr französische, englische u. s. w. Übersetzungen beigegeben werden, was wieder zu Mifsverständnissen führen müfste, wenn nicht jedes Mal beigefügt wird: hier hat der deutsche Ausdruck den und den Sinn. Doch liefse sich da wohl ein Ausweg finden.

Ich halte hie und da eine Vereinfachung, ein Zusammenziehen wohl für möglich und empfehlenswert, so bei hart (siehe oben), fehlen (542—44), fein (348, 761, 1106), Geck (620f.), Manier und Manieren (930f.), Liebling (906f.), Gesang, Lied (659f.), mieten (747 und 964), Moder (985f.), Ruhe (1086f.), Schein

(1111—1113), Schutzrede (1075f.), seltsam (1152f.) u. a. Dadurch würde das Buch hie und da an Klarheit gewinnen, vor allem würde dadurch Raum erspart, der zur Aufnahme neuer bisher nicht besprochener Worte dienen könnte.

Einer der wichtigsten Teile der Arbeit war das Herbeischaffen der Belegstellen für die einzelnen Bedeutungen. Selbstverständlich fand Lyon eine Reihe von Belegen vor; schon Eberhard hatte (siehe S. 535) solche gebracht. Aber was verstanden Eberhard (geboren 1739) und die Seinen um 1800 unter „den besten Schriftstellern"! Und was verstehen wir darunter! Eberhard, Adelung und Campe fufsten ja mit ihrer deutschen Sprachkenntnis auf der Litteratur ihrer Jugendzeit, auf den Dichtern, die Ruf hatten, als sie jung waren. Durchblättern wir einen Band von Adelungs Wörterbuch und nehmen wir meinetwegen eine späte Ausgabe, z. B. die von 1808 mit den Nachträgen von Soltau und den Verbesserungen von Schönberger; welche deutschen Dichter — abgesehen von älteren — liefern die meisten Belegstellen? Haller, Hagedorn, Zachariä, Gellert, Kanitz, Dusch, Ramler, Uz, Weifse, Gleim, Giseke, Gefsner und wie sie alle heifsen. Willamow, 1736 geboren, und Göcking, 1748 geboren, gehören schon zu den selteneren; einige Male finden wir sogar den Göttinger Musenalmanach von 1776 angezogen. Von unseren Grofsen tritt noch am häufigsten Wieland auf, Lessing schon weniger, noch spärlicher Klopstock. Galten schon diese und die auf ihn schwörenden Hainbündler — Altersgenossen Göckings! — vielfach als Revolutionäre, die gegen den guten Geschmack verstiefsen, wie viel mehr waren da erst die Stürmer und Dränger zu verabscheuen, ferner ein Bürger, Herder, Goethe, die mit ihnen gemeinsame Sache machten, sowie der jugendliche Schiller, der diese Periode für sich zehn Jahre später durchmachte! Aber damit war einem Eberhard, Adelung und Campe auch das Verständnis der Weimarer Freunde auf der Höhe ihrer Reife und Männlichkeit verschlossen. Wir vermögen uns heute kaum einen Begriff davon zu machen, mit welch unsäglicher Mühe Goethe und Schiller auch mit ihren herrlichsten Werken durchdrangen. Von einem allgemeinen Verständnis bei ihren Zeitgenossen kann überhaupt nicht die Rede sein. Als Beweis dafür nur drei Thatsachen: In Schulpforta war etwa 1810 unter dem berühmten Rektor Karl David Ilgen unter den Lehrern ein einziger, der Kollaborator Wiek, „der einen Begriff von Goethe hatte"[1]). Schillersche Stücke hatte Leopold von Ranke, der damals dort Schüler war, durch den Professor Lange kennen gelernt, wogegen der Mathematikus Schmidt, der sich durch eine „eifrige, fast schwärmerische Religiosität" auszeichnete, „aus

---

[1]) Eugen Guglia, Leopold von Rankes Leben und Werke, Leipzig 1893, S. 12. 14. 15.

seinem Exemplar von Schillers Gedichten den Bogen, auf dem die „Götter Griechenlands“ standen, herausgeschnitten haben soll“. Das Churfürstlich Sächsische Theater in Dresden führte zwischen 1789 und 1813, also in 24 Jahren auf: je 6mal Stücke von Lessing und Goethe, 46mal von Schiller, 143mal von Iffland und 334mal von Kotzebue[1]). Mag es an anderen Theatern etwas besser gewesen sein, die Bühnen von Weimar, Leipzig, Berlin, die sich durch verständnisvollere Behandlung unserer „Klassiker“ auszeichneten, bildeten jedenfalls nur eine Ausnahme. So standen Schule und Theater um 1810 unseren grofsen Dichtern gegenüber. Nicht besser die Wissenschaft; denn in Schönbergers Nachwort zu Adelungs Wörterbuch 1808 wird das Fehlen der „neueren Schriftsteller“ nicht etwa entschuldigt; ihre Berücksichtigung, heifst es, sei von Adelung bereits abgelehnt worden, denn ein Wörterbuch sei „nur dem anerkannten, wahren und bleibenden Reichtum einer Sprache gewidmet“ und also das Fehlen jener „nicht vom Belange“. Wofür hatten seit Herder unsere grofsen und kleineren Dichter ein Menschenalter gekämpft und nach dem Höchsten gestrebt?

Auf diesem Standpunkte also stand Eberhards Synonymisches Handwörterbuch.

Auch in seiner heutigen Gestalt sind Spuren jener — ich möchte sagen, vorsintflutlichen — Zeit noch nachweisbar, so z. B. in den auf S. 236 angeführten zwei Belegstellen zu „beugen“ aus Dusch (lebte 1725—1787) und Hagedorn, die ohne weitere Quellenangabe angeführt sind. Beide Beispiele scheint Eberhard aus Adelung entnommen zu haben, wo sie genau so und auch beisammen stehen. Damit soll nun nicht gesagt sein, dafs jene Stellen nicht ganz gut und passend seien; nur wünschte man, die Angabe, in welchen Werken sie stehen, hinzugefügt zu sehen. Liefse sich diese ohne Schwierigkeit nicht beibringen, so würden sie freilich künftig besser durch neuere Belege mit genauer Quellenangabe ersetzt.

Eberhard starb 1809; seine Fortsetzer scheinen seine unwissenschaftliche Art zu citieren beibehalten zu haben, wenigstens deuten eine ganze Reihe von Belegen darauf hin, bei denen nur Quellenangaben wie die folgenden zu finden sind: Engel (S. 288), Goethe (S. 246, 346 u. öfters), F. L. von Stolberg (S. 292), Bürger (S. 246, 290), Matthisson (S. 243, 246), Börne (240), H. Heine (S. 835), Salis (S. 285), W. A. (statt A. W.) Schlegel (S. 470, Leop. von Ranke (S. 267), A. H. Niemeyer (S. 270). Auch hier ist wenigstens die Angabe des Werkes, bezw. Gedichtes, woraus die Stelle entlehnt ist, dringend erwünscht.

Auf diesem Gebiete blieb denn den späteren Bearbeitern,

---

[1]) Friedrich Kummer, Die erste Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ in Dresden (Dresd. Anzeiger v. 26. Jan. 1902 S. 2—4).

vor allem Lyon ein schier unermefsliches Arbeitsfeld. Mit rühmenswertem Eifer und grofser Gewissenhaftigkeit hat Lyon sich dieser mühseligen, ja fast endlosen Aufgabe unterzogen, so dafs z. B. in der vorliegenden 15. Auflage die wissenschaftlich genauen Quellenangaben bei Belegstellen gegenüber der alten nachlässigen Art sich in erdrückender Mehrzahl befinden. Wir haben da nicht nur Angaben wie Schiller, Berglied (S. 24); Bürger, Lenore (S. 27); Schiller[1]), Braut von Messina IV 6 (S. 27); Lessing, Minna von Barnhelm II 1 (S. 226); Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre VII. Buch 8. Kap. (S. 839), sondern letzterer Angabe ist noch hinzugefügt: Hempel XVII 444; ferner: Klopstock, Lachm. III 341 (S. 241); Julius Sturm, Mein Vaterland (S. 2), Kinkel, Erzählungen 182 (S. 869); Bismarcks Reden, hg. von Kohl VII 92 (S. 874). Gröfsere Genauigkeit kann man nicht wünschen. Soweit ich Citate nachprüfte, fand ich sie bis auf seltene Ausnahmen zuverlässig.

Die angeführten Beispiele zeigen, dafs Lyon in der Berücksichtigung der Litteratur sehr mit Recht bis in die neueste Zeit geht. Die Einseitigkeit des Sprachschatzes in den älteren Ausgaben von Eberhards Buch barg ja eine grofse Gefahr. Freilich, der Löwenanteil am Sprachgut mufste unserer Lutherbibel, sodann Goethe und Schiller zufallen: sie bleiben nun einmal die Grundlagen auch noch des heutigen Deutsch. Mit Freuden beobachtet man, dafs Lyons Buch dieses Verhältnis überall richtig zum Ausdruck bringt. Aber er vernachlässigt die auf das Weimarer Dichterpaar folgende Litteratur des 19. Jahrhunderts keineswegs. Aufser bereits genannten Namen sind da z. B. vertreten: Jean Paul, Hebel, Hölderlin, H. von Kleist, A. W. Schlegel sowohl mit eigenen Werken wie mit Shakespere, Arndt, Rückert, Heine, Börne, Uhland, Schwab, Eichendorff, W. Müller, Lenau, Seidl, Gutzkow, Bodenstedt, Reinick, Prutz, Stahr, Melchior Meyr, Böttger (Byron-Verdeutschung), Stifter, Hoffmann von Fallersleben, Geibel, Freytag, Spielhagen, Groth, Keller, Moltke. Doch glaube ich, ist künftig das 19. Jahrhundert noch stärker zu betonen; ich möchte nur auf Benedix, Humboldt, Ritter, Brehm, Treitschke und Rosegger hinweisen, denen ich unter den Belegen nicht begegnet bin und die, jeder auf seinem Gebiete, sprachlich bedeutsam sind. Mit

---

[1]) Beiläufig sei erwähnt, dafs Lyon wiederholt die verschiedenen Lesarten ein und derselben Dichterstelle anführt; gerade dies ist für die Synonymik besonders lehrreich, z. B. S. 224—25: Im Don Carlos I 2 hatte Schiller ursprünglich geschrieben: „.. dafs ich | sie (die Königin) täglich anzuhören — anzugaffen | verurteilt bin“, änderte aber schon in der ersten Ausgabe von 1787: „dafs ich sie täglich anzuhören — anzustarren | verurteilt bin“, und in der Ausgabe von 1805 schrieb er, wie gegenwärtig allgemein auf der Bühne in Geltung ist: „.. Dafs ich sie täglich anzuschauen | verurteilt bin“. — Hierzu bemerke ich, dafs sich diese Lesart — aber anzuschauen — schon in der mir vorliegenden Originalausgabe des Don Karlos von 1802 findet (bei Göschen mit lateinischen Lettern gedruckt, S. 20).

einigen dieser Namen steure ich bereits Sondergebieten zu; die Fachlitteratur hatte Lyon naturgemäfs nicht minder für seine Zwecke durchzuarbeiten, die mehr populäre und schriftstellerische sowohl wie die wissenschaftliche, soweit sie die deutsche Sprache und ihre Geschichte berührt. Man merkt überall, wie Lyons Bearbeitung auf den grundlegenden Werken unserer grofsen Forscher ruht, aber auch hier bis in unsere Zeit geht. Den Gebrüdern Grimm und den Fortsetzern des „Deutschen Wörterbuchs", vor allem Weigand, Heyne, Hildebrand begegnet man überall; nicht minder den anderen Werken dieser Gelehrten, ferner einem Schmeller, Stalder, Kluge, Sanders, Sarrazin, Martin, Kauffmann, Golther, Noreen; der Litteraturgeschichte von Gervinus, der Encyklopädie von Krünitz, der Synopsis von Leunis (Pflanzenkunde) u. s. w. Auch Fachzeitschriften für deutsche Philologie und Unterricht fehlen nicht, endlich auch nicht Tagesblätter, so sind z. B. die Allgemeine Zeitung und die Vossische (12. Okt. 1884 Erinnerungen an K. D. Ilgen) angezogen. In Bezug auf das Wissenschaftliche erhält man den wohlthuenden Eindruck, den O. Weise in seiner Anzeige (Die neueren Sprachen, Juli 1897 S. 225—27) in die Worte kleidet, dafs Lyon überall die neueste Forschung verwertet habe.

Wünsche bleiben dem ungeachtet noch übrig. So möchte ich befürworten, dafs künftig die Citate in der Form einheitlich gestaltet, die Titel der Schriften und Dichtungen dem Werke selbst nur in Abkürzung einverleibt, dafür aber alle benutzten Quellen mit genügenden bibliographischen Angaben zu einem besonderen Verzeichnis zusammengestellt und dem Buche beigegeben würden: keine kleine Arbeit, das weifs ich wohl; doch eine, die dem Ganzen sehr zum Vorteil gereichen würde. Nur so läfst sich eine knappe, überall gleichmäfsige und zuverlässige Art des Citierens, die zugleich das Nachschlagen der Originalstellen ermöglicht, erreichen, — der gegenüber die jetzige, aus der Geschichte des Buches erklärliche, buntscheckig wirkt. So liefse sich auch im Innern des Werkes reichlich Platz sparen, so dafs dabei der Raum für das Quellenverzeichnis ungefähr herausspringen würde. Denn auch darauf ist zu sehen, dafs das Werk nicht etwa zu umfangreich und damit unhandlich wird.

Auf eingehende Besprechung des etymologischen Teils von Lyons Arbeit verzichte ich: einmal weil seit dem Erscheinen derselben ziemlich viel Zeit verflossen und die etymologische Forschung unterdessen wesentlich fortgeschritten ist (auf Grund dieser — vor allem auf Grund von Fr. Kluges 6. Auflage — wäre natürlich das Buch genau durchzusehen); zweitens weil Weise (a. a. O.) den etymologischen Teil von Lyons Buch ziemlich eingehend berücksichtigt hat (er kommt trotz einzelner Ausstellungen auch da zu warmer Anerkennung). Jedenfalls könnte ich mich diesem nur anschliefsen.

Es erübrigt, noch einen Blick auf die Zuthaten des Werkes zu werfen.

Die „vergleichende Darstellung der deutschen Vor- und Nachsilben“, die dem Wörterbuche voraufgeht, hat nach Lyons Vorwort zur 14. Auflage (1888) eine Umarbeitung erfahren. Da mir die 13. Auflage nicht zur Hand ist, kann ich nicht vergleichen und nicht beurteilen, wie weit Lyons Umarbeit sich erstreckt. Doch möchte ich annehmen, dafs der erste Teil der Abhandlung, das Sprachgeschichtliche, von Lyon herrührt, während der zweite Teil, die Zusammenstellung der Vor- und Nachsilben, im ganzen die alte Form behalten hat. Diese wurde seiner Zeit von Prof. Boltz[1]) für die 12. Ausgabe (1861—63) des Synonymischen Handwörterbuches bearbeitet. Lyon sagt darüber (15. Aufl. S. XVIII): „Wenn nun im folgenden von den deutschen Vorsilben und Nachsilben die Rede ist, so ist aus rein praktischen Gründen der Begriff derselben ein wenig über den streng wissenschaftlichen hinaus erweitert worden“. Die ganze Haltung dieses zweiten Teils ergiebt, dafs er in erster Linie für den deutsch lernenden Ausländer bestimmt ist. Und dafs das Studium dieser Zusammenstellung der Vor- und Nachsilben für ihn — ehe er an die deutsche Synonymik selbst geht — noch heut höchst ersprießlich ist, daran kann ich nicht zweifeln. Damit aber erfüllt sie vollkommen ihren Zweck; und wir haben wohl kein Recht, an sie einen besonders scharfen kritisch-wissenschaftlichen Mafsstab anzulegen und Lyon (wie ja auch geschehen ist) ihretwegen zu tadeln. Ein Vergleich zwischen der 14. und 15. Auflage ergiebt, dafs im sprachgeschichtlichen Teil wesentliche Verbesserungen vorgenommen sind, während der zweite, praktische Teil bis auf kleine Ausnahmen die alte Gestalt behalten hat. Erwähnt sei, dafs Weise zu dieser Beigabe ebenfalls einige lehrreiche Bemerkungen macht.

Von Prof. Boltz und Dr. Asher rühren die zuerst der 12. Auflage einverleibten fremdsprachlichen Übersetzungen der Synonymen her. Von ihnen kann ich mich nur über die Übersetzungen ins Französische und Englische äufsern. Sie sind zum gröfsten Teil noch jetzt zutreffend. Indessen: auch die fremden Sprachen entwickeln sich weiter; daher wird eine gründliche Durchsicht hier für eine neue Auflage manche Änderung im Gefolge haben; hie und da begegnet man wohl auch in den Übersetzungen seltsamen Irrtümern und Mifsverständnissen. Auf Einzelheiten möchte ich hier nicht eingehen, stelle aber meine diesbezüglichen Bemerkungen für eine neue Auflage gern zur Verfügung.

---

[1]) Doch wohl Dr. Aug. Boltz (und nicht, wie Schmitz, Frz. Synonymik S. XIV schreibt, Dr. F. Boltz), dem bekannten Sprachgelehrten, von dem eine Reihe von Lehrbüchern der französischen, englischen, italienischen, spanischen und russischen Sprache herrührt.

Die Wörterverzeichnisse am Ende des Buches sind sehr eingehend; sie sind unentbehrlich, denn ohne sie wäre das Werk nur halb so brauchbar und man stünde oft ratlos da. Bei vielfacher Benutzung des Buches und bei den zahlreichen Stichproben, die ich zum Zwecke der Prüfung vornahm, habe ich sie äufserst gewissenhaft und zuverlässig gefunden. Ebenso ist der Druck des ganzen Buches sehr sorgfältig. Nur ganz selten findet man ein Versehen, einen Irrtum, einen Druckfehler. Das Wenige, was ich in dieser Hinsicht angemerkt habe, hier anzuführen, lohnt sich nicht.

Auf eine Äufserlichkeit möchte ich noch hinweisen. Bisher sind alle Worte, gleichviel ob Haupt- oder Eigenschaftswörter, Verben oder Präpositionen u. s. w. in den Überschriften wie den Wörterverzeichnissen mit grofsem Anfangsbuchstaben gedruckt. Das läfst sich kaum weiter beibehalten. Da wäre künftig nach dem Vorgange von z. B. von Kluge, von Sachs-Villatte u. a. die gewöhnliche Schreibung jedes Wortes zu bevorzugen.

Weise nennt — alles zusammenfassend — am Anfange seiner Besprechung das Buch „eine gereifte Frucht langjähriger Beschäftigung mit dem einschläglichen Stoffe“; ebenso hat Heyne (vgl. Lyons Vorwort zur 14. Aufl.) dem Werk lebhafte Anerkennung gezollt. Auch mein Gesamturteil kann nur ein günstiges sein. Lyons Buch ist praktisch und handlich; es ist reichhaltig, ja eine schier unerschöpfliche Quelle der Belehrung und des Genusses. Es ist drittens wissenschaftlich zuverlässig. Keines der mir bekannten synonymischen Wörterbücher vereinigt diese drei Vorzüge in so hohem Mafse wie das vorliegende. Natürlich kann es noch vervollkommnet werden; aber es hat trotz seines ehrwürdigen Alters von hundert Jahren eine durchaus jugendliche, wandlungsfähige Natur. In der Richtung, die es jetzt eingeschlagen hat, ist es ohne allen Zweifel auf dem rechten Wege und bei seinem jetzigen Bearbeiter Lyon in den rechten Händen. Wer sich ernstlich mit der heutigen Gestalt unserer Sprache befafst, dem ist es ein trefflicher Führer.

Mag es in weiten Kreisen, vor allem in denen der Schule, fleifsig benutzt werden und seinen Gang noch recht oft von neuem antreten! Sollte dazu mein Hinweis etwas beitragen können, so würde ich mich glücklich schätzen.

Gohrisch b. Königstein. Julius Sahr.

Johannes Boock, Sprachästhetik. Grundlegung, Methodik und Technik für die Behandlung der Formenschönheit im deutschen Unterricht. Berlin 1902, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). VIII u. 228 S. gr. 8. 4 *M*.

Ich hatte in dieser Zeitschrift 1901 S. 478—480 die beiden von Joh. Boock veröffentlichte Bücher: „Methodik des deutschen

Unterrichts in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten“ und „Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Grammatik für höhere Lehranstalten“ angezeigt und als tüchtige Leistungen den Amtsgenossen zur ernsten Beachtung empfohlen. Den beiden Schriften hat Verf. als dritte die „Sprachästhetik“ folgen lassen, eine wesentliche Erweiterung und Ergänzung zu dem in jenen Gebotenen; sie ist mit derselben Begeisterung für die Sache geschrieben und bedeutet gleichfalls einen Fortschritt, der alle Anerkennung verdient. Verf. hat zunächst nur den Unterricht in den unteren und mittleren Klassen höherer Schulen im Auge; aber die Lehrer der oberen Klassen werden gut thun, von dem Buche Kenntnis zu nehmen, zumal die geistige Bildung und die freudige Schaffenskraft des Verf.s eine Weiterführung der hier wie dort niedergelegten Gedanken auch für die oberen Klassen erwarten läfst. Sein Ziel ist eine Reform auf dem Gebiete des Sprachunterrichts. In der „Methodik“ war Verf. für die hohe Bedeutung gerade des grundlegenden muttersprachlichen Unterrichts um der praktischen Sprachkenntnisse willen eingetreten, in der „Sprachästhetik“ wird die Forderung einer höheren Bewertung der Muttersprache auch um der ästhetischen Kenntnisse willen erhoben. Als einziges Mittel zur Erreichung dieser beiden Ziele erscheint dem Verf. die Proklamierung der Induktion und der Anlehnung als des notwendigen Lehrverfahrens. Er hat die pädagogische Litteratur, die die ästhetische Richtung des Unterrichts berührt, eingehend studiert, besonders die Bücher von Kern und Hildebrand, aber die vorhandenen Schriften, die sich in den Dienst der ästhetischen Lehraufgabe stellen, behandeln nur Teilgebiete; es fehlt eine Schrift zusammenfassenden Charakters, welche den Sprechakt, das Lesen, das Deklamieren, die sprachlichen Kunstmittel, die Kunstformen und Gattungen der Dichtung unter dem einheitlichen Gesichtspunkt der Formenschönheit methodisch und unterrichtstechnisch zu einem System vereinigt, und solche Schrift, so heifst es in dem Vorworte, ist in unseren Tagen ein Bedürfnis. Das jetzige Zeitalter stellt an den Einzelmenschen hohe Forderungen bezüglich des Wissens und Könnens. Unleugbar hat die Schule daher die Pflicht, ihre Zöglinge mit praktischen Kenntnissen auszurüsten. Aber fast gewinnt es den Anschein, dafs die intellektuelle Seite der Ausbildung allein im Unterricht das Scepter führe. Denn es gehen die Erzeugnisse methodischer Litteratur in ihrer Mehrzahl darauf hinaus, die praktischen Unterrichtsziele zu begrenzen und ihre Erreichung durch die Angabe technischer Fingerzeige zu sichern u. s. w. Die hohe Bedeutung der Pflege des Schönen durch den Schulunterricht verlangt dann, wenn andere Bildungsfaktoren allein das Steuerruder des Unterrichtsschiffleins zu führen scheinen, dafs sich hin und wieder eine Stimme gegen diese Vorherrschaft erhebt. Die „Sprachästhetik“ soll in erster Linie ein bescheidener,

aber zeitgemäfser Mahnruf sein. Systematische Darstellung des ästhetischen Lehrgebietes nach den Gesetzen der Induktion und des angelehnten Sprachunterrichts ist die zweite Aufgabe des Buches.

Der Inhalt scheidet sich in drei Teile. Der erste Teil, die allgemeine Grundlegung, behandelt nach einem Bericht über die Fachlitteratur die Stufen des ästhetischen Betrachtens — das induktive Erkennen, Üben, das Nachahmen, Urteilen. Der zweite Teil umfafst die Pflege des Schönen beim Sprechen, Lesen und Vortragen — Alltagssprache, ästhetisches Sprechen, Tonhöhe, Tonstärke, Tongewicht, Tondauer, Tonpause. Der dritte Teil: die Pflege des Schönen in der Wortfügung — die gemeinsamen Kunstmittel von Poesie und Prosa, Tropen und Figuren und die Sondermittel der Poesie, Metrik, Rhythmus, Reim; einige Dichtungsarten.

Aus dem Buche spricht ein selbständiger Charakter, dem es um die Erreichung eines hochgesteckten Zieles zu thun ist; aber er bedarf der Teilnahme und Mitarbeit gleichdenkender, williger Kollegen; möge er diese finden!

Stettin. Anton Jonas.

Walter Nausester, Denken, Sprechen und Lehren. I. Die Grammatik. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. 194 S. 8. 4 *M*.

Die in dem Buche enthaltenen Ausführungen kommen auf den Satz hinaus, dafs, wie der lateinische Aufsatz, so auch die Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische und ins Griechische abgeschafft werden müsse. Wenn dafür als Grund geltend gemacht wird (S. 159 ff.), dafs es schon in der Muttersprache schwer sei den richtigen Ausdruck der Gedanken zu finden, und dafs es in einer fremden nie vollkommen gelingen könne, weil eine Fülle verborgener, feiner Beziehungen dabei mitwirken: so spricht dies eher für die verworfene Übung als gegen sie. Eben weil so viel dabei erfordert wird: lebendige Erfassung eines ganzen Zusammenhanges, Aufmerken auf seitwärts liegende Umstände, Bewahrung vor Unklarheiten und Zweideutigkeiten, eben deshalb ist die Arbeit eine vorzügliche Schule des Denkens und, wo sie einigermafsen gelingt, ein Beweis gewonnener Kraft. Übrigens liegt das Hauptgewicht der Begründung, die der Verf. seiner These zu geben gesucht hat, nicht in dieser Betrachtung, sondern in einer mehr ins Innere zielenden, beinahe sprachphilosophischen. Er geht von der Frage aus, welchen Beitrag zum Ausdrucke der Gedanken die Flexionsformen geben, und findet: gar keinen. „Die Abwandlung“ — so sagt er immer für Flexion — „ist kein Mittel des Gedankenausdrucks“, sondern „ein äufserer Schmuck der Sprache, der nur gewissen uns an sich schon bekannten Beziehungen der Begriffe zu einander notdürftig entspricht“ (S. 8):

in diesem Satze liegt das eigentliche Thema und, wenn er richtig ist, das Resultat des Buches. Die Seltsamkeit der Behauptung darf uns nicht abschrecken; neue Wahrheiten haben immer zuerst den Eindruck des offenbar Verkehrten gemacht.

Nausester giebt zunächst (S. 9f.) ein breit ausgeführtes Beispiel aus dem täglichen Leben, um zu zeigen, dafs die Flexion nicht fähig sei den Gegensatz von Singular und Plural auszudrücken. Wenn eine Frau ermüdet von einem Besorgungsgange heimkomme und ihr Mann sie frage, ob das denn so anstrengend sei, eine Besorgung zu machen, so werde sie nicht antworten: „Besorgung? Besorgungen sagte ich", sondern sie werde ihm die einzelnen Fälle aufzählen, und dadurch werde der Eindruck der Mehrheit entstehen; wenn dann auch im Zusammenhang der Rede die Pluralform „Besorgungen" einmal vorkomme, so sage diese dem Hörer nichts Neues, sondern deute nur das ohnehin Bekannte entbehrlicher Weise noch einmal an. Man müsse eben, so schärft der Verf. immer aufs neue ein (S. 14. 82f. 131), nicht einzelne Sätze betrachten wie in der Grammatik, sondern die lebendige, wirkliche Rede, in der jeder Satz und jede Wortform durch eine Menge von vorher Gesagtem und gleichzeitig Vorgestelltem gestützt und erklärt werde. — Dagegen ist zunächst einzuwenden, dafs Sentenzen, Epigramme, lakonische Aussprüche aller Art doch auch zur lebendigen Sprache gehören und zur Bethätigung von deren Ausdrucksfähigkeit die beste Gelegenheit, für die Beurteilung das beste Material geben. Der Verf. sucht sich der Belehrung, die von dieser Seite kommt, durch künstliche Interpretation zu entziehen. „In dem vielgehörten lateinischen *non multa, sed multum* stehen sich nicht eigentlich Einheit und Mehrheit, sondern die Wortbedeutungen viel und inhaltreich gegenüber", sagt er (S. 88). Aber wie haben sich denn diese verschiedenen Bedeutungen aus demselben Begriffe entwickelt? Eben auf dem Wege durch die verschiedenen Flexionsformen. Doch ich kann mit einem Beispiel ganz von der Art dienen, die Nausester überall hervorzieht. Vor vielen Jahren — ich könnte Ort, Zeit und Person noch angeben — war ich Zeuge eines Gespräches, in dem ein fünfjähriges Mädchen sich darüber beklagte, dafs sie keine so schönen Bilderbücher habe wie eine ihrer Freundinnen. Man hielt ihr vor, dafs sie doch erst vor kurzem ein solches bekommen habe; da antwortete sie entrüstet mit scharfem Betonen der Endung: „aber kei—ne". Ein köstliches Beispiel naiver Ausnutzung der Sprachmittel, wie sie der „gebildete" Mensch allerdings verlernt; der ist gewohnt, das was er sagen will zu umschreiben und zu umhüllen, anstatt den Gedanken in kräftig geprägter Form hervortreten zu lassen. Wenn Goethe sagen läfst: „den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben", oder Max Klinger schreibt: „wir haben Künste, keine Kunst", so empfindet man das in der That als etwas Ungewöhnliches. Aber doch wahrhaftig nicht als ungeschickt oder fehler-

haft, sondern als etwas erquickend Ursprüngliches, als Belebung einer Kraft, die im alltäglichen Gebrauch und Mifsbrauch der Rede in Gefahr ist abzusterben. Nausester ist überall für das breit Ausgeführte. Die letzten beiden Beispiele erwähnt er nicht; aber in einem ähnlichen Falle tadelt er Goethe, wie wir sehen werden, wirklich.

Vom Numerus geht er zunächst zum Kasus über. Er denkt sich einen Mann, der in der Zeitung die Geschichte von einem grofsen geschäftlichen Schwindel findet und sie seiner Frau mitteilen will; der würde nicht kurz sagen: „Schmidt hat Neumann fast um sein ganzes Vermögen gebracht“ (S. 14). Aber was ihn daran hindere, sei nicht die mangelnde Kasusbezeichnung, sondern der Umstand, dafs die Frau von den beiden Leuten und ihren Beziehungen zu einander noch gar nichts weifs; kennte sie die Vorgeschichte, so würde sie jenen kurzen Satz ohne weiteres verstehen. — Das kann man für dieses Beispiel zugeben. Doch der Verf. folgert weiter: „Der Satz *Gaius Lucium interfecit* enthält also eine bedeutungsvolle Gegenübersetzung der Menschen Gaius und Lucius nur in der Fibel des Sextaners, nicht aber in der lateinischen Litteratur, nicht in dem Leben der Römer. Ein Römer, der jemandem mitteilen wollte, dafs Gaius an Lucius einen Mord begangen habe, wird das in der Hauptsache so gemacht haben, wie der Mann heutzutage seiner Frau erzählt, dafs Neumann von Schmidt hintergangen ist“, d. h. mit ausführlichem Bericht über den ganzen Hergang. — Wirklich? unter allen Umständen? Wenn es sich nun um das Ergebnis eines Zweikampfes handelte? oder wenn jemand z. B. über den Ausgang der Schlacht bei Pharsalus kurz berichten wollte? Half da die Kenntnis der Vorgeschichte irgend etwas, um Subjekt und Objekt zu unterscheiden? Vielmehr würde in solchem Falle der ganze Sinn des Satzes in den Kasusendungen konzentriert sein. Es ist doch kein Zufall und keine Willkür, dafs Sprachen, in denen die Flexionsformen noch mehr abgeschliffen sind als in der unsrigen, die verlorene Deutlichkeit durch Einführung einer ganz bestimmten Reihenfolge der Satzteile wieder hergestellt haben. Auch im Deutschen sind die Fälle, wo unter der Gleichheit der Kasusformen das Verständnis leidet, schon recht häufig. Beispiele, die aus Schulaufsätzen gesammelt sind, könnte ich leicht anführen; aber auch in der Zeitungsprache, in dem Stil der amtlichen Verfügungen finden sie sich nicht ganz selten, besonders wenn ein Verbum wie „bedingen“ es ist, das den Gedanken zusammenhalten soll. Im Kommentar zu Wilamowitz' Griechischem Lesebuch steht I S. 107: „Die Kyklopen und so die Leute der Vorzeit überhaupt leben σποράδην, κωμηδόν, wie man auch sagt, und worin die κώμη direkt bezeichnet ist. Das setzt das patriarchalische Regiment voraus“. Es wird nicht viele Primaner geben, die zu entscheiden wissen, ob „das patriarchalische Regi-

ment“ Subjekt sein soll oder, wie ich vermute, Objekt. So ist zu fürchten, dafs über kurz oder lang unsere Sprache im Erstarren der Wortstellung den Weg des Englischen und Französischen gehen wird; wer denkend an ihrem Leben teil nimmt, sollte alles thun, um die grammatischen Funktionen wirksam zu erhalten, anstatt die Gleichgiltigkeit gegen sie gar noch für ein wissenschaftliches Prinzip auszugeben[1]).

Als ich einmal in Florenz zu Tische safs in einem Ristorante, in dem fast nur Einheimische verkehrten, gab der Kellner beim Wechseln ein Geldstück heraus, das mir bedenklich erschien. Ich wandte mich damit an den Nachbar und fragte: *Questa moneta è giusta?* — *Giustissima*, war die Antwort. Dieser ausdrucksvolle Gebrauch des Superlativs in kurzer Wechselrede wird allen, die Italien ein wenig kennen, erinnerlich sein. Andererseits ist es freilich von alters her gebräuchlich, den Superlativ ohne volles Bewufstsein seines Sinnes, nur zur Ausschmückung, statt des Positivs zu setzen. Nausester (S. 35) führt die beiden ersten Paragraphen aus Ciceros Rosciana an, in denen dies mehrfach geschehen ist, und hat sogleich die Folgerung fertig: „Wo wirkliche Hervorhebung andern gegenüber beabsichtigt wird, erweisen sich die Steigerungsformen als unzulänglich; Wortstämme müssen zu diesem Zweck verwendet werden. So steht bei *audacissimus — ex omnibus*, bei *officiosior — tanto quam*, bei *plura — multo quam*“. Das heifst wieder die Übertreibung, die Phrase zum Gesetz erheben. Neben der rhetorischen Redeweise giebt es doch überall noch eine natürliche und schlichte, in der Worte zu Gehör kommen, die in jener überschrieen werden; sie verdient Ermutigung, nicht Zurechtweisung. Nausester bildet sich das Beispiel „Europa ist grofs, Amerika ist gröfser“, verweist es in den gehobenen Stil und verlangt, dafs man im gewöhnlichen Leben dafür sage: „Europa ist allerdings grofs, aber Amerika ist doch noch viel gröfser“ (S. 39). Also elf Wörter statt sechs. — Unleidlich ist die Manier mancher Schüler, da, wo im Lateinischen oder Griechischen die Glieder eines Gegensatzes unverbunden neben einander stehen, im Deutschen ein „aber“ dazwischen zu setzen: als ob wir so viel weniger hellhörig wären als die Alten und den Gegensatz, der im Gedanken liegt, ohne laute Hilfe nicht merken würden. Der Verf. denkt in diesem Punkte offenbar anders; an seinem verlängerten Satze über die beiden Weltteile rühmt er: „Da stehen die Worte aber, noch viel; es wird ferner mit dem einleitenden Worte allerdings eine Vorbereitung auf den zu erwartenden Gegensatz gegeben“.

[1]) Die doppelte Entwickelung — Verfall und Ersatz —, auf die hier hingedeutet wird, ist mit einer Fülle von Stoff und mit klarem Verständnis für das Leben der Sprache dargestellt in dem Programm von Hermann Roebl, Über die praktische Brauchbarkeit der wichtigsten modernen Sprachen, speziell der deutschen. Naumburg a. S. 1892.

In diesem Zusammenhang mufs sich denn auch Goethe einen Tadel gefallen lassen wegen der bedeutenden Art, wie er in einem bekannten Verse den Konjunktiv gebraucht hat:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion!

Das sei wirklich nicht schön, meint Nausester; und vielleicht liege in „dieser als unschön von jedem Deutschen empfundenen Gegenüberstellung der Wortformen" der Grund, weshalb dieser Spruch nicht wie so viele andere von Goethe in aller Munde sei. Ach nein! der Grund liegt im Gedanken. Einstweilen giebt es doch wohl noch Deutsche, Männer und Frauen, denen eine gedrungene Kraft des Ausdruckes gerade gefällt. Alles Ursprüngliche in der menschlichen Rede ist schön, wie wenn von den Zügen eines alten Gemäldes die Staubdecke entfernt wird. Wer zwei Substantive von verwandter Bedeutung doch verschiedenem grammatischen Geschlecht unmerklich so zu stellen wüfste, dafs wir die uralte Vergleichung mit Mann und Frau noch einmal empfänden, der würde uns eine angenehme Erfrischung bereiten. Im ganzen ist das Genus der Substantiva heute wirklich ein bedeutungsloser Schmuck der Sprache, den gerade die deutsche mit merkwürdiger Zähigkeit festhält, während sie die viel wichtigeren Kasus verfallen läfst[1]). Sollen wir unsererseits dazu beitragen, dafs auch der Modus seinen Sinn verliere? Der Verf. will uns dahin drängen, ja uns überreden, dafs es schon so weit gekommen sei. Er giebt (S. 30) eine kleine Erzählung, in der eine abhängige Aussage im Konjunktiv steht, setzt dann die ganze Erzählung in indirekte Rede um und konstatiert mit Befriedigung, dafs hier, inmitten von lauter Konjunktiven, jener eine seine Bedeutung verloren habe. Und daraus soll folgen, dafs er sie auch vorher nicht gehabt hat? Woher kommt es denn, dafs man beim Bericht über eine irgendwie komplizierte Verhandlung unwillkürlich die Reden der Beteiligten in direkter Form anführt? Diese Vergleichung zeigt gerade, wie wertvoll für klaren Ausdruck unser Konjunktiv noch immer ist.

Auf die weiteren Beispiele, die der Verf. behandelt — auch ein '*fuimus Troes*' mufs sich seiner Theorie fügen (S. 33) — kann hier nicht eingegangen werden. Er kommt zu dem Schlusse: „Unserm Sprachgefühle ist das Betonen der Abwandlungsendung so zuwider, dafs wir auch jeden Ausdruck, der nur irgendwie die Abwandlung als Krücke verwendet, unschön finden" (S. 95). Das wird richtig, sobald man für „unser Sprachgefühl" einsetzt „die heutige Mode"; die liebt es wirklich, um die Dinge herumzureden

---

[1]) Sehr lehrreich handelt hierüber Roehl in dem schon angeführten Programm.

und die entscheidenden Verhältnisse in Worte einzuhüllen. Der Verf. selbst giebt hierfür ein Gleichnis, das er wirksam ausführt: wie die riesigen Männergestalten, die an den Fassaden moderner Prachtbauten vorspringende Ecken und Balkons zu tragen scheinen, in Wahrheit nur hineingeklebt sind, während die wirklichen Träger, aus Eisen, im Innern versteckt liegen — so sei es auch in der Sprache (S. 66). Vortrefflich. Aber ist das denn eine schöne Architektur, die auf den Schein arbeitet? Waren es nicht für die Kunst bessere Zeiten, da jedes für den Zusammenhang notwendige Glied schön gebildet wurde, jedes schön gebildete Glied den Zweck, dem es diente, erkennen liefs? Darauf beruhte die Vollkommenheit des dorischen Tempels wie des gotischen Domes. Und unsere Zeit, die sich lange an der Nachahmung, am Unechten erfreut hat, ist eben jetzt im Begriff einen eigenen Stil zu erzeugen, in dem die Eisenkonstruktion, die den gesteigerten Bedürfnissen an Festigkeit und Ausdehnung entspricht, offen liegt und zur Schönheit entwickelt ist. So sollen wir auch in der Sprache dem Hange zum Unechten, zur Umschreibung des Eigentlichen nicht nachgeben, sondern die Lernenden dahin führen, dafs sie das Bedeutende der Flexionsformen verstehen, benutzen und so mit-erhalten. Für diese Art, Sprechen und Denken zu lehren, bieten die alten Sprachen mit ihrem so viel weniger verwitterten Formenbau die wertvollste Hilfe.

Auf die Thätigkeit des Unterrichtens geht der zweite Teil von Nausesters Buch unmittelbar ein. Er fragt, woher die Fehler kommen die beim Übersetzen aus den fremden Sprachen gemacht werden, und findet: nicht aus mangelhafter Beherrschung der Formenlehre, auch nicht aus der Unfähigkeit den Satzbau der alten Sprachen richtig zu verstehen, sondern aus dem Mifsverständnis von Worten, die gleich oder ähnlich lauten und Verschiedenes bedeuten (S. 98 f.). Schon diese scharfe Gegenüberstellung erweckt Bedenken; wer noch nie über die Frage nachgedacht hätte, würde doch im voraus kaum zweifeln, dafs beide Fehlerquellen, die in der Form und die in der Wortbedeutung, zusammenwirken, und dafs es oft recht schwer sein müsse zu entscheiden, auf welcher Seite, bei irriger Auffassung des Ganzen, die Ursache, auf welcher die Wirkung liege. Vollends aber die Beispiele, die der Verf. selber aus seiner Erfahrung anführt, beweisen eigentlich alle gegen ihn.

Lysias 21 (*ἀπολογία δωροδοκίας*), 6 folgt auf die Behauptung, dafs das Schiff des Sprechenden, als er Trierarch war, das beste in der ganzen Flotte gewesen sei, folgender Satz: *πρῶτον μὲν γὰρ Ἀλκιβιάδης, ὃν ἐγὼ περὶ πολλοῦ ἂν ἐποιησάμην μὴ συμπλεῖν μοι, οὔτε φίλος ὢν οὔτε συγγενὴς οὔτε φυλέτης ἔπλει ἐπὶ τῆς ἐμῆς νεώς.* Das hat ein Obersekundaner in einer Klassenarbeit so übersetzt: „Erstens nämlich fuhr Alkibiades, den ich sehr hoch schätzte, nicht mit mir, und weder ein Freund

noch ein Verwandter noch ein Stammgenosse fuhr auf meinem Schiffe". Hier sind zunächst in Bezug auf die Wortbedeutung gar keine Fehler gemacht, sondern nur in der grammatischen und logischen Beziehung. Die zählt denn auch Nausester (S. 101) ganz richtig auf, sagt aber, der Grund des Irrtums liege nicht in ihnen, sondern in der falschen Auffassung des Gesamtsinnes; daraus habe sich das falsche Deuten und Übersetzen der Formen erst als Folge ergeben. Aber wo hatte denn der Schüler seine Gesamtvorstellung her? Doch nur aus den einzelnen Worten, durch deren Vermittlung der ganze Gedanke erst in seinen Gesichtskreis trat. Wäre er gewöhnt gewesen, *ἄν* als Zeichen der Bedingtheit nicht zu übersehen, auf den Unterschied von *μή* und *οὐ* zu achten, bei jedem Infinitiv gleich zu fragen, wovon er abhänge, so würde er zu einer verkehrten Erfassung des Gesamtsinnes gar nicht gekommen sein. Nachdem er aber einmal durch unklares Ahnen in die falsche Richtung geraten war, konnte ihm zur Selbstkorrektur die Aufmerksamkeit auf die Wortbedeutung wieder gar nichts helfen; denn die hatte er ja überall richtig verstanden. Dagegen ein formales Element mufste ihn stutzig machen, das *γάρ*, mit dem der Satz eingeleitet ist. Den vorhergehenden hatte derselbe Schüler richtig verstanden: „Das Schiff, das ich fuhr, war das beste des ganzen Lagers". Wenn mit *γάρ* fortgefahren wird, so mufs etwas kommen, was geeignet ist jene Behauptung zu begründen: diese Erwägung hätte ihm zeigen können, dafs er mit seiner Gesamtvorstellung auf falschem Wege war, und würde ihn so veranlafst haben, nachträglich die einzelnen Satzteile genauer anzusehen; und da hätte er vermutlich das Richtige gefunden. — Betrachten wir ein anderes Beispiel! *Mentiuntur, qui sibi obstare ad studia liberalia turbam negotiorum videri volunt* (Seneca ad Lucil. VI 10) ist übersetzt worden: „Es lügen diejenigen, die sehen wollen, dafs eine Menge von Kaufleuten ihren edlen Bestrebungen Hindernisse in den Weg legen". Dazu bemerkt der Verf. (S. 107): „Mifsverstandene Gleichworte a) *turba negotiorum*, b) *videri*". Doch nicht! Beide Wörter sind ihrem begrifflichen Inhalt nach richtig verstanden worden: „Geschäft" und „sehen"; aber die Beziehung, die der Begriff eingegangen ist und die in den Ableitungssilben und Endungen sich ausdrückt, die hat der Schüler verkannt, und daher etwas ganz Verkehrtes herausbekommen. Was ihn nachher zur Besinnung hätte bringen können, war wieder die lebendige Vorstellung des weiteren sachlichen Zusammenhanges: Seneca erzählt ja im Folgenden, dafs er nicht in Geschäften lebe und deshalb Zeit habe. Der Mangel an Phantasie, mit der man sich beim Lesen die Situation anschaulich vorstellen soll, ist natürlich eine schlimme Schwäche, ein grundlegender Fehler; aber was hat er mit der Verwechselung ähnlichlautender Vokabeln zu thun? Diese Verwechselung und das Mifsverständnis der Formen verhalten sich zur Gesamtauffassung in

gleicher Weise: beide können eine falsche Auffassung erzeugen und können von ihr erzeugt werden, und beide gewähren eine Handhabe zur Berichtigung, nachdem der Versuch, die gewonnene Vorstellung in den Gang der Gedanken oder Thatsachen einzuordnen, gemacht und mifslungen ist. Die Frage ist nur, welche der beiden Handhaben fester ist und sich fester angreifen läfst. „Eure Truppen sind nicht neu“, bot kürzlich einer unsrer Primaner für *Vestras copias non novi* (ad fam. VIII 17, 2). Hier lag wirklich eine Verwechselung von Gleichwörtern vor, und in ihr aller Wahrscheinlichkeit nach der Anlafs zum Irrtum; aber wie sollte nun der Schüler, der den falschen Weg eingeschlagen hatte, sich wieder zurechtfinden? Dafs das Übersetzte Unsinn war, konnte ihn die Betrachtung des Zusammenhanges lehren, falls er gewöhnt war zwischen dessen Teilen Verbindungslinien zu ziehen. Aber weiter! Wenn er sich die Frage vorlegte, ob er etwa zwei gleichklingende Wörter verwechselt habe, so war 10 gegen 1 zu wetten, dafs er nichts fand, sondern in der falschen Einstellung des Auges befangen blieb; wenn er aber schlecht und recht zu konstruieren anfing, so mufste er bemerken, dafs ihm zu dem Objekt *vestras copias* das Verbum fehlte, und damit hatte er die Lösung des Rätsels.

Doch kehren wir zu den Beispielen zurück, die der Verf. aus der eignen Praxis beigebracht hat, die ein brauchbares, weil ganz lebenswahres Material bieten. Das ist die einzige Anerkennung, die dem Buche ausgesprochen werden kann; gegen die Art, wie das Material — nicht blofs in einzelnen Fällen wie den bisher besprochenen, sondern durchweg — beurteilt und verwertet wird, möchte ich den allerentschiedensten Einspruch erheben. Zu dem angeführten Satze aus Seneca bemerkt Nausester, es lasse sich darüber streiten, ob hier überhaupt ein grammatischer Fehler gemacht worden sei: „denn *videri volunt* — sie wollen, dafs es gesehen werde — besagt hier etwa das Nämliche wie: sie wollen sehen. Die Übersetzung ist also in diesem Punkte höchstens sehr frei, aber nicht eigentlich falsch“. Vielmehr ist sie recht eigentlich falsch, und würde falsch bleiben, auch wenn das was dabei herauskommt dem Richtigen noch etwas ähnlicher sähe, als hier der Fall ist. Das Wesentliche an der Leistung des Schülers ist doch nicht das Resultat sondern die geistige Arbeit, die von ihm angestellte Überlegung und Schlufsfolgerung. War diese falsch, das Resultat aber durch ein Spiel des Zufalls richtig, so thun wir ihm einen schlechten Gefallen, wenn wir uns damit zufrieden geben; denn das verführt ihn dazu es bei der nächsten Gelegenheit ebenso zu machen. Unter den „Zehngeboten für Primaner“, die ich dann und wann meinen Schülern mitteile, lautet das vornehmste: „Du sollst nicht raten“. Wie völlig anders Nausester über diesen Punkt denkt, mag an einem letzten, etwas umfangreicheren Beispiel deutlich werden, Aen. XI 106 ff.:

Quos bonus Aeneas, haud aspernanda precantis,

prosequitur venia, et verbis haec insuper addit:
Quaenam vos tanto fortuna indigna, Latini,
implicuit bello, qui nos fugiatis amicos?

Daraus haben Schüler gemacht:

1. „Den Bitten dieser Leute leistete der gute Aeneas Folge und verschmähte die Vergebung nicht“, oder
„Als diese baten, gewährte ihnen der grofsherzige Aeneas Verzeihung, die keineswegs schmählich war“.
2. „Was für Unwürdiges legte euch in diesem Kriege das Schicksal auf?“ oder
„Was, Latiner, verwickelte euch durch ein so grofses unwürdiges Geschick in Krieg?“

Man sollte meinen, das alles wäre verkehrt genug. Aber der Verf. bemerkt dazu (S. 124): „Enthalten diese falschen Übersetzungen eigentlich Mifsverständnisse? Nein! Zu rügen ist an ihnen eine unstatthafte Freiheit des Ausdrucks, die zu Ungenauigkeit führt. Falsche Vorstellungen von der Sache treten in ihnen aber nicht zu Tage“. — Nun ja, das ist immerhin konsequent. Wenn man die grammatische Beziehung zwischen den Satzteilen, und damit das logische Verhältnis zwischen den Elementen des Gedankens, für unwichtig und gleichgiltig erklärt, so mufs man wohl eine Übersetzung, in der dieselben Elemente nur anders gewürfelt erscheinen, als im wesentlichen richtig gelten lassen. Umgekehrt aber: wenn man diese Konsequenz nicht annehmen will, so folgt, dafs man auch die neue Lehre von der Unbedeutenheit der grammatischen Formen verwerfen mufs.

Neu übrigens ist die Anschauung, die der Verf. vertritt, nur insofern, als hier zum ersten Male versucht wird ein System daraus zu machen; an sich ist sie bekannt genug, alle Tage haben wir im Unterrichte dagegen zu kämpfen. Ich habe die jungen Leute immer ganz zugänglich gefunden für folgende Erwägung: „Wenn wir es mit der Konstruktion leicht nehmen und uns begnügen durch Vermutung den Sinn eines Satzes zu erfassen, so mag es sich oft genug so fügen, dafs wir ungefähr das Richtige treffen; aber ebenso gut kann es kommen, dafs eine kleine Ungenauigkeit im Konstruieren den ganzen Gedanken umwirft. Da wir nun einem Texte nicht vorher ansehen können, ob er harmloser oder gefährlicher Art ist, so bleibt nichts übrig, als uns ein für alle mal an Genauigkeit zu gewöhnen“. Von der theoretischen Einsicht in dieses Verhältnis zu sicherer Befolgung des Grundsatzes ist freilich noch ein weiter Weg; und nicht viele werden ihn ganz aus eigner Kraft gehen können. Da soll denn eben der Lehrer helfen, indem er an immer neuem Stoff, wie ihn mündliche und schriftliche Übungen bringen, das falsche Verfahren aufdeckt und das richtige auf dem Wege des Konstruierens entwickelt. Aber davon will Nausester nichts wissen: das führe nur zu „nutzlosen Auseinandersetzungen“, die „von erfahrenen Lehrern

gemieden“ würden; die Schüler brächten ein „Gewirr von Gründen“ vor, um die falsche Übersetzung zu rechtfertigen, und könnten durch den Lehrer wohl zum Schweigen gebracht, aber nicht überzeugt werden. Der richtige Weg der Belehrung sei ein andrer: „Gieb die richtige Übersetzung! Zeige wie damit jede Form gut überein stimmt! Diese Begründung wirkt ganz anders als alles Gerede über Konjunktive und Optative; auch der scharfsinnigste Düfteler — Schüler verstehen zu düfteln! — verstummt vor diesem Beweis der Thatsachen. Nun kommt ihm plötzlich die Erleuchtung“ (S. 110 f.). Alles dies einmal zugegeben, was hilft solche „Belehrung“ dem Schüler für jeden künftigen Fall? Er behält das Gefühl, das die schwachen Mathematiker bei den Konstruktionsaufgaben haben: „Käme mir doch ein glücklicher Gedanke! Kommt er nicht, so kriege ich's eben nicht raus“. So soll keiner sprechen; darum ist es unsere Aufgabe, einen Weg zu zeigen, der langsam, sicher, schrittweise zum Ziele führt.

Bücheler spricht einmal[1]) von dem „Zirkel, durch welchen die historischen Wissenschaften fortwährend sich emporringen müssen, aus der Summe der einzelnen Momente die Generalfrage zu entscheiden und nach diesem Ergebnis wiederum das Urteil im einzelnen zu bemessen“. Ein bescheidenes Beispiel dieser Gedankenbewegung, die sich an den vornehmsten Problemen der Forschung erprobt, bietet in der Schule jede Übersetzung eines lateinischen oder griechischen Satzes. Das erste, was aufgefafst wird, sind die einzelnen Worte; aus ihnen entsteht eine zunächst noch nicht ganz klare Vorstellung des Sinnes, den sie zusammen ergeben. Sie entsteht unter Mitwirkung einer gewissen divinatorischen Kraft, die man als Raten oder Ahnen bezeichnen mag; und diese wird um so eher das Rechte treffen, je mehr es dem Lesenden zur Natur geworden ist sich die ganze Situation lebendig vorzustellen: das gegenseitige Verhältnis der handelnden Personen, oder die Stimmung eines Redenden, vor allem die Absicht der gesamten Partie die den in Frage stehenden Satz umgiebt. Aber nun mufs die Betrachtung zu den Satzteilen zurückkehren, mufs den vorläufig erfafsten Gedanken mit den Worten und Wortformen, wie sie zuerst verstanden waren, zusammenhalten; dabei wird manche Einzelheit jetzt richtiger beleuchtet, vielleicht völlig umgedeutet werden, und von da aus erfährt dann wieder der Sinn des Ganzen eine Änderung. So geht es mehr als einmal hin und her, unablässig, bis keine Unklarheit mehr zurückbleibt. Wo dieses Wechselspiel aufbauender Phantasie und grammatischer Prüfung sich schnell und gar unbewufst vollzieht, da ist Virtuosität des Verstehens; die läfst sich niemandem anerziehen.

[1]) Philologische Kritik (Rektoratsrede Bonn 1878) S. 20. — Vgl. dazu meinen Vortrag: Die Methode des Zirkelschlusses, Preufs. Jahrb. 92 (1898) S. 43—52.

Aber dahin kann durch treue Arbeit auch der Schwächere gebracht werden, daſs er dem fremden Texte nicht ratlos, aufs Raten angewiesen, gegenübersteht, sondern voll Zuversicht, die Werkzeuge zu besitzen, mit denen er allmählich doch untrüglich den Kern des Gedankens aus aller Umhüllung herausschälen wird.

Düsseldorf. Paul Cauer.

M. Evers und H. Walz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Bearbeitung des Döbelner Lesebuchs für Mittel- und Norddeutschland in engem Anschlufs an die neuesten preufsischen Lehrpläne. Vierter Teil (Untertertia). Leipzig und Berlin 1902, B. G. Teubner. X u. 358 S. 8. 2,40 *M*.

Wenn schon bei der Besprechung der drei ersten Teile des Lesebuches von Evers und Walz im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 221 ff.) die Bearbeitung des Döbelner Lesebuches als eine durchaus selbständige Leistung bezeichnet werden mufste, so steht der nunmehr vorliegende vierte, für Untertertia bestimmte Teil seinem Vorbilde noch viel freier gegenüber, so dafs der Einflufs des sächsischen Buches kaum noch zu erkennen ist. Im übrigen sind der Fortsetzung des Werkes dieselben Vorzüge eigen, die den drei ersten Bänden zuerkannt werden mufsten. Ich darf mich deshalb hier auf den Hinweis beschränken, dafs die Auswahl des Lesestoffes auch in diesem Teile den preufsischen Lehrplänen entspricht, die in ihrer neuesten Gestalt, wenigstens für den weitaus gröfsten Teil des Buches, von den Verfassern noch berücksichtigt werden konnten.

Für Untertertia schreiben die Lehrpläne im deutschen Unterrichte Lesen von Gedichten und Prosastücken zunächst aus dem deutschen Volksepos mit Berücksichtigung auch des nordischen Sagenkreises vor. Das Lesebuch giebt daher eine von Evers selbst verfafste abgerundete Darstellung der germanischen Götterwelt, wobei der etwas spröde Stoff durch die eingeflochtenen nordischen Göttersagen anschaulicher und lebendiger gemacht wird. Von der Heldensage ist die nordische durch Beowulf und Frithjof, die deutsche durch die Nibelungen-, Dietrich- und Gudrunsage vertreten. Im dritten, „Geschichtliches" überschriebenen Abschnitte vermifst man zwar, wenn man von dem einen Stücke über Titus und die Zerstörung Jerusalems absieht, Darstellungen „aus der Blütezeit des römischen Reiches unter den grofsen Kaisern", dafür kommt aber die deutsche Geschichte um so mehr zu ihrem Rechte. Besonderes Lob verdient wieder der naturgeschichtliche Abschnitt; ich meine nicht nur deshalb, weil er sich eng an die Stoffverteilung der neuesten Lehrpläne anschliefst, sondern vor allem, weil er die Schüler auf die Wichtigkeit der Naturkunde für das Leben nachdrücklich hinweist und dem durch die Lehrpläne an den höheren Schulen

leider so kümmerlich bedachten biologischen Unterrichte eine Stütze bietet[1]). Der fünfte Abschnitt giebt anschauliche Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde der aufsereuropäischen Erdteile mit besonderer Berücksichtigung unserer Kolonieen.

Von der Dichterlektüre werden die Uhlandschen Balladen durch die Lehrpläne jetzt ausdrücklich der Obertertia zugewiesen. Dadurch sollen aber gewifs nicht Uhlandsche Gedichte, die dem Untertertianer leicht verständlich sind und in den ihm eröffneten geschichtlichen Gesichtskreis fallen, von der Untertertia ausgeschlossen werden. Deshalb haben die Verfasser des Lesebuches mit Recht geglaubt, dafs Gedichte wie „Der blinde König", „Schwerting, der Sachsenherzog", „König Karls Meerfahrt", „Der Schenk von Limburg" und „Graf Eberhard der Rauschebart" nicht fehlen dürften. Mancher Lehrer des Deutschen wird noch weiter gehen und andere vermissen, wie z. B. das dem Untertertianer aufserordentlich zusagende Gedicht „Der Königssohn" und „Das Schlofs am Meer", die demselben kulturgeschichtlichen Kreise angehören wie „Der blinde König".

Dankenswert sind die als Anhang von Walz gebotenen Belehrungen über die persönlichen Verhältnisse der Dichter sowie über die dichterischen Gattungen und Formen, die sich durchaus im Rahmen des Notwendigen halten. Bei solchen Dichtern, deren Eigenart bei der Behandlung ihrer Gedichte auch schon auf der unteren und mittleren Stufe dem Verständnis des Schülers nahegebracht werden kann, sind den lebensgeschichtlichen Angaben kurze Charakteristiken beigefügt, wie sie meistens auch im Unterrichte leicht herausgearbeitet werden können, ohne dafs dem Knaben ein ästhetisches Kunsturteil zugemutet oder vom Lehrer aufgedrängt werden müfste.

Stolberg (Rheinland). Arnold Behr.

W. Scheel, Lesebuch aus Gustav Freytags Werken. Ein Hilfsbuch für den deutschen und geschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 215 S. 8. 3 ℳ.

Dafs Gustav Freytag sowohl dem Inhalt als der Form seiner Werke nach mit grofsem Gewinn in der Schule verwertet werden kann, dürfte von keiner Seite bestritten werden. Ihn den Schülern zugänglicher zu machen, ist zunächst in den bei S. Hirzel

[1]) Ein solcher Hinweis könnte manchem in unserm „naturwissenschaftlichen Zeitalter" überflüssig erscheinen. Dafs dem aber nicht so ist, dafs zwar die technischen Wissenschaften, nicht aber die Biologie bei den Gebildeten die richtige Wertschätzung findet, beweisen die sehr beachtenswerten Verhandlungen der vereinigten Abteilungen für Zoologie, Botanik, Geologie, Anatomie und Physiologie der 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte am 27. September 1901, gesondert veröffentlicht Jena 1901.

in Leipzig erschienenen Ausgaben einiger Teile der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" versucht worden („Doktor Luther", ferner „Aus dem Staate Friedrichs des Grofsen. Die Erhebung"); man vergleiche darüber E. Stutzers Aufsatz in den „Lehrproben und Lehrgängen" Nr. 65 S. 26—41: „Gustav Freytag als Schulschriftsteller".

Der Herausgeber der bei Weidmann vor kurzem erschienenen Auswahl ist nun der Ansicht, dafs dem Schüler „das Ganze Freytagscher Darstellung" nicht genug verständlich ist; die Mittel, mit denen Freytag bei seinen Schilderungen operiert, durch die er mit grofser Feinheit dem gereiften Leser Bilder entwirft, die gerade durch die Kleinmalerei so anschaulich und charakteristisch sind, entzögen sich dem Auge des Schülers oder wirkten geradezu verwirrend auf ihn. Darum verwirft er die Auswahl ganzer Partieen und hat ein aus 43 Stücken bestehendes „Lesebuch" aus Freytag zu Schulzwecken zusammengestellt.

Wenn man Scheel in dieser Begründung nicht ganz Unrecht geben kann, so dürfte sie doch für die oberste Klasse, wo noch härtere Nüsse geknackt werden müssen, nicht mehr zutreffend sein; hat doch auch Stutzer (vgl. den oben angeführten Aufsatz) mit dem Hirzelschen Bändchen über Friedrich den Grofsen gute Erfahrungen gemacht, und die Art der Benutzung ist eine zweckmäfsige und erfolgreiche gewesen.

Wie man aber auch darüber denken mag, jedenfalls wird das vorliegende Lesebuch im geschichtlichen Unterricht, dem es wichtige Ergänzungen liefert, sehr gut verwendbar sein; es kommt den Forderungen der Lehrpläne, dafs „die inneren Verhältnisse einen breiteren Raum einnehmen" müssen und dafs die Schüler angehalten werden sollen, „die Erscheinungen des geistigen und wirtschaftlichen Lebens genügend würdigen zu lernen", in anerkennenswerter Weise entgegen, und auch für den deutschen Unterricht ist der gebotene Stoff namentlich als Anregung zu Aufsätzen, Vorträgen etc., und zwar von der Stufe III 2 bis I 1, wenn auch in recht verschiedener Weise, gut zu gebrauchen.

Die Auswahl ist zweckmäfsig getroffen. Kulturhistorische Schilderungen wie „Germanische Zurichtung des Christentums", „Sinnigkeit des deutschen Volksgemüts", „Aus deutschen Dörfern", „Eine Stadt um 1300" etc. sind bei der Freytagschen Darstellung gute Gaben für unsere Jugend. Auch jeder aufserhalb der Schule Stehende wird das Buch mit grofsem Nutzen zur Hand nehmen. Die Hauptquelle bilden natürlich in erster Linie die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", daneben ist einiges aus den politischen Aufsätzen Freytags, die ursprünglich in den „Grenzboten" und im „Neuen Reich" erschienen sind, entnommen, fünf Nummern endlich, darunter der vortreffliche „Sang von der Alemannenschlacht" aus den „Ahnen".

Das Buch ist demnach mit Hinblick darauf, dafs die Lektüre

Freytags wesentlich erleichtert wird, sehr zu begrüfsen. Wie kann man es aber im Unterricht praktisch verwenden? Das erheblichste Hindernis bildet leider der Preis von 3 Mark, der seine Einführung als Schulbuch fast unmöglich macht; es hätte in kleineren Bändchen zu etwa 80 Pfennig, wie die Ausgaben bei Freytag, Velhagen und die oben genannten bei Hirzel erscheinen sollen. Geschieht dies nicht, so werden sich die Herausgeber der deutschen Lesebücher den schönen Stoff zu eigen machen und ihn in die einzelnen Jahrgänge verteilen. — In dieser Gestalt wird das Buch seinen Platz neben den Quellenkunden zur deutschen Geschichte und neben A. Sachs' vorzüglichen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" nur in den Schülerbibliotheken finden; für diese und auch als Geschenk für Schüler kann man es warm empfehlen.

Weilburg a. d. Lahn. K. Endemann.

Viktor Kiy, Abrifs der deutschen Litteraturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zu Goethes Tode. Ein Leitfaden für den Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten und eine Einführung für das Privatstudium. Hannover und Berlin 1902, Carl Meyer (Gustav Prior). 183 S. 8. 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

Zum „allgemeinen Lehrziel" des deutschen Unterrichts gehört nach den Lehrplänen von 1901 „Bekanntschaft mit den wichtigsten Abschnitten der Geschichte unserer Litteratur", nicht eine Übersicht des gesamten Gebietes. Darum bedarf der Schüler einer Litteraturgeschichte als eingeführten Lehrbuches nicht. Bringt er dem Gegenstande das wünschenswerte Interesse entgegen, so kann ihm eine solche Litteraturgeschichte zur Privatlektüre empfohlen werden. An brauchbaren Büchern gröfseren und kleineren Umfangs fehlt es nicht, und insofern liegt kein Bedürfnis nach einem neuen vor, es sei denn, dafs es sich vor den älteren auszeichne. Dies aber kann man von dem hier zu besprechenden nicht sagen.

Der Verf. nennt im Vorwort die von ihm benutzten Hilfsmittel: es sind einige ältere und neuere (nicht neueste) Litteraturgeschichten (Koberstein, Vilmar, Gervinus, Scherer, Hettner, Gottschall), ferner die Biographieen Goethes und Schillers von Viehoff und Lessings von Stahr. Man erwartete doch wohl mehr, zumal die aufgezählten Werke zur „Einführung in das Privatstudium" dienen sollen.

Die Sprache des Abrisses ist in den Lebensbeschreibungen der Dichter und den Inhaltsangaben der Werke an vielen Stellen recht unbeholfen. Von seltsamen Wendungen soll nur eine kleine Blütenlese gegeben werden: Die Germanen priesen den sogenannten Herkules (S. 7). Im Nibelungenliede sind die ursprünglichen mythischen Elemente infolge der Völkerwanderung mit historischen verbunden (S. 31). Ilsan besiegt Volker und reibt

der schönen Chriembild, als er sie küfst, mit seinem Barte das Antlitz wund (S. 36). Im allgemeinen ging die Kunstlyrik aus den Händen der Herren in die der Meister über (S. 47). Von den alten Passionsspielen hatten sich nur wenige erhalten, bis 1842 das erste gefunden wurde (S. 51). Gottsched schrieb eine Tragödie „Der sterbende Cato" in französischem Geschmacke nach dem englischen Dichter Addison (S. 72). Aus den in der Suphanschen Ausgabe veröffentlichten zurückgehaltenen Briefen wissen wir (S. 120). Sie (die Romantiker) stöberten in dem Schatzkästlein der andern Kulturvölker herum (S. 146).

Was den Inhalt des Buches betrifft, so fallen manche Unrichtigkeiten offenbar dem Druckfehlerteufel zur Last, so Hrabaus statt Hrabanus, Legat Alexander statt Aleander, 1795 statt 1765 als Jahr, in dem Goethe die Universität Leipzig bezog, Loditz statt Joditz u. a. Die meisten Mängel hat aber der Verfasser selbst verschuldet, und ihre Zahl ist ziemlich grofs. Gleich die Einleitung bringt (S. 5 f.) eine ungenaue Teilung der deutschen Mundarten und eine logisch fehlerhafte der Perioden unserer Litteraturgeschichte. Sodann könnte man fast Seite für Seite auf Ungenauigkeiten oder Fehler oder auf Armseligkeit der Inhaltsangaben hinweisen. Das eine oder das andere gilt von der Besprechung des Hildebrandsliedes und der übrigen altdeutschen Dichtungen (für Otfrieds Evangelienbuch wird einzig Graffs Ausgabe von 1831 citiert), von der Stellung Karls d. Gr. zu den deutschen Heldenliedern, von Hartmanns „armem Heinrich", Wolframs Parzival, dem Nibelungenliede u. s. w. Bei dem letzteren weist Kiy auf die Edda hin und will, indem er die Nibelungendichtung und die eddische Sage in unrichtiger Weise verquickt, für den ersten Teil des Liedes „die Bestrafung der Untreue" (Sigurds gegen Brunhild) als Grundgedanken annehmen. Es fehlt nicht an einer Vergleichung der Gudrun und der Odyssee. Scherer sagt: „Man hat die „Gudrun" zum Überdrufs oft die deutsche Odyssee genannt". Auch inbetreff der sog. Manessischen Handschrift wäre es gut gewesen, Scherer zu folgen. Dem „Frauendienst" Ulrichs von Lichtenstein wird der poetische Wert abgesprochen; gleichwohl heifst es wenige Zeilen nachher, dafs die in den „Frauendienst" „eingefügten Minnelieder dem Dichter eine der ersten Stellen unter den Minnesängern zuweisen".

Fehler sind in den Jahreszahlen für Luthers Bibelübersetzung, in den Todesjahren Sebastian Brands, Huttens; neben diesem wird Reuchlin als Verfasser der Epistolae obscurorum virorum genannt; als Fischarts Sterbeort findet sich Strafsburg statt Forbach bei Saarbrücken angegeben.

Wie viel der Schüler über Wieland, den er nicht liest, im Buche erfährt, ist staunenswert; vielleicht soll er sich auch als Wielands „Verdienste um unsere Litteratur" einprägen: „Durch Darstellung des Nackten, Natürlichen that er den ersten Schritt,

um die Dichtung von den Fesseln der Religion und Moral zu befreien . . . Er machte die Geschlechtsliebe zu einem stetigen Elemente in unserer Poesie" (S. 90). Statt auf Wieland hätte auf Lessing näher eingegangen werden sollen, wir meinen auf wichtige Dinge, nicht auf Quisquilien; den operativen Eingriff bei der Geburt von Lessings Sohn (S. 99) entbehrten wir in dem für die Jugend bestimmten Buche gern, wenn auch die Mitteilung einem Briefe des Dichters entnommen ist. — Über Goethe hören wir (S. 105), man habe ihn in Strafsburg das Haupt einer neuen Dichterschule genannt, zu der Herder, Jung-Stilling, Lenz, Wagner und auch Klinger gehört hätten. Nach Kiys Darstellung möchte man glauben, Goethe sei eigens von Neapel nach Palermo gefahren, um „die Angehörigen des berüchtigten Cagliostro" zu besuchen. Sehr wichtig mufs dem Verf. Maddalena Riggi erschienen sein; denn wir erfahren sogar, wer der Hauswirt Goethes war, als er deren Bekanntschaft machte. — Schleiermacher findet nur beiläufig Erwähnung; um so weniger war es notwendig, in einem Schulbuche zu erwähnen: „Er nahm keinen Anstand, in seinen „vertrauten Briefen über Schlegels Lucinde" für letzteres Werk einzutreten" (S. 152). Recht dürftig kommen H. von Kleist und Grillparzer fort; dem letzteren werden selbst zehn Lebensjahre (geb. 1791, nicht 1801) genommen.

Die Versuchung liegt nahe, diese Übersicht noch zu erweitern; allein wir wollen ihr widerstehen, auch nach dem Angeführten auf ein abschliefsendes Urteil verzichten. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn der Verf. sich mit der Herausgabe brauchbarer Dispositionen begnügt hätte.

Posen. J. Beck.

Arthur Wohlthat, Die klassischen Schuldramen nach Inhalt und Aufbau. Leipzig (Prag, Wien) 1902, G. Freytag (F. Tempsky). X u. 192 S. 8. geb. 2 ℳ.

Nachdem sich der Verfasser vor Jahresfrist in einer Programmarbeit über die Gesichtspunkte ausgesprochen hat, die ihm bei der schulmäfsigen Behandlung der Dramenlektüre mafsgebend scheinen, tritt er mit einem die wichtigsten Dramen aller Zeiten umfassenden Lehrbuche vor die Öffentlichkeit, das zunächst die Privatlektüre der Schüler und Schülerinnen ins Auge fafst. Daher soll es ihnen auch noch über die Schulzeit hinaus zum Verständnis hervorragender dichterischer Schöpfungen behilflich sein. Zugleich wird es, so hofft der Verfasser, bei der Klassenlektüre mittlerer und höherer Lehranstalten insofern bereitwillig Verwendung finden, als damit für die weiteren und wichtigeren Aufgaben der dramatischen Lektüre Zeit gewonnen werde. Denn das Ziel des Unterrichts ist nach seiner Meinung nicht die Totalauffassung einer Dichtung oder die Kenntnis ihres Aufbaues und

die Gliederung des Ganzen. Fürchtet er doch sonst, die Schüler vorwiegend bei einer Denkübung, einer Verstandesarbeit festgelegt zu sehen, um so mehr, als man diese Seite des Unterrichts besonders gern zu behandeln pflege, weil man sich dabei, geschickte Anleitung vorausgesetzt, in jedem Falle Erfolg versprechen könne. Fälschlicherweise mache man daher so oft, was nur eine Vorstufe bilde, zur Hauptsache, und für die ästhetische, auf nachhaltige Erregung des Gefühls und des Willens ausgehende Betrachtung behalte man schon deshalb zu wenig Zeit übrig, weil auch noch eine Menge von Einzelheiten zu erläutern seien. Und doch komme es offenbar vor allem auf eine lebendige Erfassung der Dichter-Persönlichkeit und der vorgeführten Charaktere, auf psychologische Vertiefung und die Auffindung der poetischen, insonderheit der tragischen Motive sowie die Darlegung des Entwickelungsganges unserer dramatischen Dichter und der dramatischen Kunst überhaupt an. Diese Obliegenheit dürfe nicht durch die, wenn auch notwendige, logische Betrachtung verkürzt oder zur Seite geschoben werden.

Von solchen Gesichtspunkten aus hat der Verfasser nach einer kurzen Einleitung über die Technik des Dramas und die in ihr zwischen der antiken und der modernen Zeit hervortretende Verschiedenheit seine Bemühungen den Dichtern Sophokles und Euripides (Iphig. b. d. T.), Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, H. v. Kleist, Körner, Uhland, Grillparzer, Hebbel, O. Ludwig zugewendet. Wenn R. Franz, Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen, Vorw. S. 2 wenigstens dem Gymnasiasten die Orestie des Äschylus und von Shakespeare die für die dramatische Technik typischen Werke Romeo und Julia und Othello meint vorführen zu sollen, so würde hiernach in unserm Buche eine Lücke klaffen. Ich bemerke aber, dafs dieses weder speziell den Gymnasialunterricht ins Auge fafst noch auch sich z. B. im Widerspruche mit Bötticher-Kinzel, Gesch. d. deutsch. Litt. befindet, welche von dem englischen Dramatiker nur Julius Cäsar und Macbeth in übersichtlicher Darstellung bieten. Bedenklicher scheint mir, dafs Schillers Demetrius fehlt, für den Franz S. 91 eine Lanze bricht und der nach den neuesten Lehrplänen S. 19 Z. 9 v. u. jedenfalls nicht ausgeschlossen sein soll. Umgekehrt beschenkt uns Wohlthat mit einer Skizze vom ersten und zweiten Teile des Faust, für dessen Behandlung in der Schule man sich sonst wenig erwärmt. Wie weit es für Körners Zriny oder Uhlands Ernst von Schwaben der Fall ist, mufs jeder mit sich abmachen. Will man mit den Schülern einen Blick auf die Schicksalstragödie werfen, so geschehe es an der Hand von Grillparzers Ahnfrau, die das Wohlthatsche Buch ebenso enthält wie die in den Lehrplänen empfohlenen Stücke Sappho und das Goldene Vlies. Wer Ludwigs Erbförster nicht heranziehen mag, wird jedenfalls für Hebbels Nibelungen

dankbar sein, deren Lektüre mit Schülern, wenn auch nur als Grundlage zu Vorträgen, sich schon um deswillen lohnt, weil für die oberen Klassen ausgewählte Abschnitte aus den Nibelungen zu behandeln seitens der Lehrpläne zur Pflicht gemacht worden ist.

Die von dem Verfasser vorgenommene Gliederung der behandelten Dramen zeugt von Einsicht in ihren Bau und ist, obgleich sie nach meiner Meinung die durch einen möglichst gedrängten Abrifs zu gewinnende Übersichtlichkeit hier und da vermissen läfst, im ganzen wohl geeignet, Schüler in den Inhalt der Dichtungen einzuführen. Ich sage: sie einzuführen; denn die Behauptung des Titelblattes, dafs das Buch die in Betracht kommenden Dramen „nach ihrem Inhalte" darstelle, halte ich freilich mindestens für ungenau. Was ein Dichter unter Anwendung einer ihm genehmen Form aus einem vorliegenden oder frei erfundenen Stoffe so gestaltet, dafs ein poetisches Kunstwerk daraus wird, ist der Inhalt der Dichtung, nicht aber die zur Darstellung kommenden äufseren Geschehnisse (Einl. S. VII), d. h. die Fabel des Stückes (vgl. Fr. Kern, Z. Meth. d. d. Unterr. S. 37 f.). Und doch ist von Wohlthat offenbar die letztere gemeint, da er ausdrücklich betont, dafs die Charakteristiken und Seelenbewegungen der handelnden Personen nur gelegentlich angedeutet werden sollen. Immerhin also werden sie hier und da angedeutet, wie überhaupt, dünkt mich, Gliederung des Ganzen und Nachweis des dramatischen Aufbaues bei wohl disponierter Angabe der Fabel von einer wenn auch zunächst nur schlagweise erfolgenden Beleuchtung der Charaktere nicht geschieden werden können. Denn es handelt sich um die „ursächliche Aus- und Aufeinanderfolge" (Linnig) der Dinge in einem Kunstwerke, das sich „die Darstellung des Lebens in seiner werdenden Selbstgestaltung" zum Ziele setzt. „Die dramatische Dichtung stellt Handlungen und Charaktere dar, wie sie durcheinander werden"; vgl. Lyon, Handbuch der deutschen Sprache II S. 164. „Charaktere müssen gezeichnet, das Geschehene aus dem Innern der handelnden Personen abgeleitet und zu einer planmäfsig fortschreitenden und sich dramatisch zuspitzenden Handlung gemacht werden" (O. Weifsenfels, Die Entwicklung der Tragödie bei den Griechen S. 36). „Die dramatische Charakterdarstellung ist im Drama mit der Handlung auf das innigste verflochten; beide stehen in der genauesten Wechselbeziehung" (Düntzer zu Goethes Götz [3] S. 147). Meines Erachtens ist daher für die Praxis die ästhetische von der logischen Betrachtung nicht zu trennen, und zwar umso weniger, als die der Erfassung der Charaktere geltende psychologische Vertiefung in der Schulklasse, selbst auf höheren Stufen, ihre naturgemäfsen Grenzen hat. Soll doch auch hier der Schüler, um einen Ausdruck Bernh. Wernekes (Prakt. Lehrgang d. deutschen Aufsatzes S. 7 ff.) zu gebrauchen, weder die Miene eines Auktionskommissars annehmen, der kurz und

dürr beschreibt, statt lebendig und teilnahmsvoll darzustellen, noch auch, weil er vielleicht von einem hervorragend tüchtigen Lehrer angeleitet ist, mit dem gediegenen Gelehrten in die Schranken treten wollen, für den die „Erfassung des ganzen Wesens“ sei es einer historischen oder dichterischen Persönlichkeit „wahrlich auch noch nicht leicht ist“. Mit diesem Standpunkte befanden sich, da doch auch sie der Unterweisung von Schülern galten, die Lehrpläne von 1892 kaum in Widerspruch, wenn sie dem Lehrer auferlegten, die gelesenen Epen und Dramen nach ihrem ganzen Aufbau und dem Charakter der handelnden Personen „zum vollen Verständnis“ zu bringen. Die neuesten Lehrpläne sprechen (S. 22) von der Erzielung eines „volleren“ Verständnisses nach der angegebenen Richtung hin. Dafs umgekehrt schon in mittleren Klassen (auch in Tertia) Charakteristiken bis zu einem gewissen Grade, nämlich in erzählender Form, möglich sind, darin weifs ich mich mit Ernst Ziegeler (Dispositionen zu deutschen Aufsätzen I S. VIf.) eins, der sich dabei auf die Instruktion f. d. Unterr. an d. österr. Gymnas. berufen konnte.

Aus dem Gesagten erhellt, dafs ich hinsichtlich des Wohlthatschen Buches nicht ganz frei von Bedenken bin. Wenn aber bei Bötticher-Kinzel a. a. O. „in der Fassung dafür Sorge getragen ist, dafs ein mechanisches Auswendiglernen und Nachsprechen nicht möglich ist“, so darf von jenem das Gleiche behauptet werden. Sein handliches Format, der saubere Druck und das auch sonst ansprechende Äufsere werden es den Beifall der Jugend finden lassen.

Pankow bei Berlin. Paul Wetzel.

M. Nellen, Deutsche Aufsätze nebst Gliederungen und Stoffangaben. Für höhere Lehranstalten, insbesondere für höhere Töchterschulen, sowie zum Selbstunterricht. Paderborn 1899, F. Schöningh. 350 S. 8. 2 *M.*

Zur Abwechselung haben wir hier, wie ich aus der Unterschrift der Vorrede sehe, ein Buch aus weiblicher Hand. Inwieweit es den Zwecken der höheren Töchterschulen entspricht, für die es in erster Linie bestimmt ist, kann ich kaum beurteilen, da ich mit den Bedürfnissen und dem Unterrichtsbetriebe derselben nur wenig bekannt bin. In der Vorrede spricht die Verfasserin die Ansicht aus, dafs „zur Gewinnung und Bildung eines schönen Stils die öftere Durchlesung und Vorführung in Sprache und Form mustergültiger Themata [Aufsätze?] am förderlichsten sei“. Zu diesem Zwecke giebt sie eine grofse Auswahl mehr oder minder ausgeführter Aufsätze, welche die verschiedensten Stoffe aus der Lektüre, der Kunst, der Geschichte, der Erdkunde, der Naturkunde, aufserdem auch zahlreiche allgemeine Themata be-

handeln, Aufsätze einfachster erzählender Art neben Charakteristiken, Vergleichungen, Chrieen und Abhandlungen, schliefslich auch noch Briefe und Geschäftsschreiben. In diesem bunten Allerlei erinnert mich das Buch an Geerling, Der deutsche Aufsatz, nur dafs es weit weniger Rücksicht auf die verschiedenen Altersstufen nimmt.

Die Art der Behandlung, die Ordnung und Gruppierung des Stoffes, sowie die stilistische Ausarbeitung hat mir im allgemeinen gefallen und verdient, abgesehen von Einzelheiten, die sich leicht verbessern lassen, Anerkennung, so dafs das Buch für diejenigen, welche die Methode der Verfasserin billigen, wohl brauchbar ist. An den höheren Knabenschulen aber verlangt man eine selbständigere Behandlung und wird erst nachträglich, wenn die Schüler das Thema behandelt haben und die Rückgabe ihrer Arbeiten erfolgt, durch Vorlesung eines Musteraufsatzes den Schülern zeigen, wie sie hätten verfahren sollen. An der Methode der Verfasserin liegt es auch, dafs sie einzelne sehr schwere Themata behandelt, die sich für eine selbständige Bearbeitung durch die Schüler selbst in den obersten Klassen nicht eignen, weil sie mit dem Unterricht und dem Erfahrungsgebiete der Schüler in keinem Zusammenhang stehen, wie: Der Rhythmus der Kunst der Musik, Die gotische Architektur, Johann Sebastian Bach, Schadow und die Düsseldorfer Schule u. s. w. Aber die meisten Themata sind ganz angemessen gewählt.

Das Buch enthält auch einige Aufsätze über die verschiedenen Dichtgattungen: die Fabel und die Parabel, über die Ballade und die Romanze, über die Lyrik. Diese enthalten aber zahlreiche Irrtümer und Mifsverständnisse und sind teilweise auch in einer weniger befriedigenden Sprache verfafst, so dafs sie vollständig umgearbeitet werden müssen, wenn sie brauchbar sein sollen. Ich begnüge mich, nur einige Einzelheiten zu erwähnen, um nicht einen ungünstigeren Eindruck von dem Buche zu erwecken, als es verdient, stelle aber auf Wunsch meine übrigen Bemerkungen der Verfasserin zur Verfügung. S. 18: „Nämlich (!) ein Engländer, Bischof Johann (Thomas?) Percy gab i. J. 1768 (1765?) Überbleibsel altengl. Volkspoesie heraus. In dieser findet sich eine schottische volkstümliche Dichtung mit balladenartigem Charakter“. S. 19: „Das Wort Romanze entstammt der keltischen Sprache und heifst Volkslied“. S. 42: „Ew. v. Kleist dichtete eine Reihe Frühlingsoden“. S. 43: „Die Griechen bezeichneten mit dem Wort Elegie ein Klagelied, das in der Regel im Pentameter gedichtet war“. S. 45: „Für eine (seiner Elegieen) gebraucht Schiller den Ausdruck Xenie d. h. Leichengesang“. Man möchte fast annehmen, dafs jene Abschnitte einer anderen Feder entstammen, zumal da sich so undeutsche Wendungen, wie: nämlich der Dichter geht von der Wirklichkeit aus; die Ode, welches Wort; die romantische Epopöe, welche Dichtungsart u. s. w. in den eigentlichen Aufsätzen nicht finden.

Ich fasse mein Urteil dahin zusammen, dafs das Buch mit Hingabe und Sachkenntnis geschrieben ist und vielleicht auch an Gymnasien und ähnlichen Anstalten von Schülern, denen die Anfertigung eines Aufsatzes schwer fällt, als Mittel zum Selbstunterricht oder in der Hand eines Lehrers, der einen Musteraufsatz vorlesen will, verwendet werden kann.

Rheine i. W. Anton Führer.

Goethes ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Harnack. Braunschweig 1901, Friedrich Vieweg und Sohn. XIII u. 388 S. 8. geb. 4 ℳ.

Das liebenswürdige, allen Anforderungen der Wissenschaft und der geschmackvollen, eleganten Ausstattung entsprechende Büchlein eines anerkannten Fachmanns verdankt seine Entstehung dem Goethejubiläum des Jahres 1899, dem Jahre der 150. Wiederkehr des Geburtstages des Dichters, und der Gründung des Goethebundes im Frühjahr 1900, welche in dem Herausgeber den Gedanken erweckt haben, seinesteils etwas zur Erleichterung des Verständnisses und der Würdigung des Dichters in weiteren Kreisen beizutragen. Spiegeln sich doch Goethes menschliche und künstlerische Entwickelung und der Reichtum seines Geistes- und Seelenlebens am deutlichsten in seinen Gedichten ab, welche unter seinen Werken am meisten die Bezeichnung „Bruchstücke einer grofsen Konfession“ verdienen, welche jedes ihn fördernde Erlebnis, alles ihn Erfreuende oder Quälende ausdrücken. Mag man hinsichtlich der Liebeslyrik Goethes der geistreichen Hypothese von Möbius („Über das Pathologische bei Goethe“, Leipzig 1898), dafs die plötzlich und periodisch auftretende dichterische Produktion nicht Folge, sondern Ursache der erotischen Erregung sei, zustimmend oder ablehnend gegenüberstehen, soviel ist gewifs: Goethe stellt nichts dar, was er nicht erlebt hat, nur wirklich Erlebtes gestaltet er poetisch. Und dieses Erlebte ist in letzter Linie das allgemein menschliche Leben überhaupt, das Ewige und Unvergängliche, in seinen typischen Zügen, in seiner „beharrenden Naturgestalt“, mit seinen unendlich mannigfaltigen Stimmungen und Akkorden. Goethe ist und bleibt Deutschlands gröfster Lyriker, ja auch das Ausland dürfte kaum ihm einen ebenbürtigen zur Seite stellen können. Was seine Gedichte einem deutschen Gemüt sein können, hat vielleicht am schönsten unser Bismarck ausgedrückt, wenn er sagt, mit einem Bande der Goetheschen Gedichte wolle er gern jahrelang auf einer einsamen Insel leben. Was Wunder, wenn der Kreis der Goethegemeinde, der Kreis der Freunde seiner Lyrik täglich gröfser wird? Aber für letztere ist es, zumal wenn sie zu Fachstudien keine Zeit haben, nicht leicht, bei der grofsen, Überblick und Vertiefung erschwerenden Zahl der Gedichte Goethes ein klares, anschauliches

Bild seines persönlichen Lebensganges und seiner dichterischen Entwickelung zu gewinnen. Um so dankbarer werden diese Harnacks vortreffliche Auswahl begrüfsen, welche auf Grund des Textes der Weimarer Ausgabe das Wichtigste, etwa den fünften Teil der ganzen lyrischen Produktion Goethes, geschickt herauszuheben weifs, die Gedichte in chronologischer Ordnung aufführt und zu jedem kurz die Stelle, die es in Goethes Lebenswerk einnimmt, oder den Gesichtspunkt, von welchem aus es zu betrachten ist, angiebt. Hie und da hätte man zwar im Interesse der Leser gern gesehen, wenn diese den Text begleitenden Fufsnoten etwas weniger knapp in der Fassung und weniger wortkarg gewesen wären, da sie immerhin das bieten müssen, was für weitere Kreise zum Verständnis der Situation, zur raschen Auffassung und Würdigung der Stimmung erforderlich ist. Hierzu hätten z. B. die kurzen Bemerkungen gedient, dafs „Auf dem See“ (S. 57) an Lili gerichtet ist, von welcher der Dichter, um sich dem peinlichen Gemütszustande zu entreifsen, vergeblich geflohen war, dafs „Herbstgefühl“ (S. 58) den Trennungsschmerz symbolisch andeutet, dafs „Rastlose Liebe“ (S. 71) durch die Liebe zu Frau von Stein angeregt wurde und eine ähnliche Stimmung ausdrückt wie „Wandrers Nachtlied“ (S. 62), welches an Frau von Stein geschickt wurde. „Mahomets Gesang“ (S. 35) stellt unter dem Bilde der Geschichte eines Stromes allegorisch die Entwickelungsgeschichte einer bedeutenden Persönlichkeit dar, der „Gesang der Geister über den Wassern“ (S. 81) wurde vor dem Staubbach bei Lauterbrunnen gedichtet. Eine kurze Wort- und Sacherklärung wäre vielleicht zweckmäfsig gewesen bei „Kophtisches Lied“ (S. 116), „Thule“ (S. 45) sowie an einigen Stellen der Römischen Elegieen. Im ganzen aber wird der vom Herausgeber durchgeführte Grundsatz kurzer Fufsnoten angesichts der heute leider in Mode stehenden weitschweifigen, abschreckenden und den reinen Genufs der Dichtwerke stark beeinträchtigenden Dichterkommentare unzweifelhaft besonderen Beifall bei den Lesern des Büchleins finden. Der eigenartige Vorzug desselben liegt auch in der Selbständigkeit der Auswahl, Behandlung und Auffassung des Herausgebers. Seine feinsinnige Erklärung, seinen geläuterten Geschmack und feinen Takt bei der Auswahl der Gedichte, seine wissenschaftliche Durcharbeitung wird man auch da hochschätzen und anerkennen, wo man seiner Auffassung nicht unbedingt folgt oder das eine oder andere Gedicht in der Sammlung vermifst. Der Wunsch des Herausgebers, dafs seine Arbeit Leser finde, die sich an dem freuen, was in ihr geboten ist, wird gewifs reichliche Erfüllung finden. Denn hiermit erfüllen die Leser zugleich auch Goethes Wunsch:

„Und so legt euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke“.

Stendal. Arnold Zehme.

1) Goethes Faust. Zweiter Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ulrich Buurman. Leipzig 1900, Rengersche Buchhandlung. 156 S. 8. 1 *M*.

2) Ulrich Buurman, Erläuterungen und Aufsätze zur Einführung in Goethes Faust für Lehrer und Gebildete. Leipzig 1901, Rengersche Buchhandlung. XV u. 114 S. 8. 1,50 *M*.

Die Frage, ob der erste Teil des Faust in Schulen zu lesen sei, kann hier nicht erörtert werden — Ref. beantwortet sie mit entschiedenem Ja —; darüber hingegen, dafs der zweite auszuschliefsen, ist, sollte man meinen, jede Erörterung unnötig, und von diesem Gesichtspunkte aus ist die erste der oben genannten Schriften von vornherein abzulehnen, Denken wir aber an weitere Kreise, so empfiehlt sie sich ebenso durch die gut orientierende Einleitung wie durch die Anmerkungen. Von der zweiten Schrift erregte zunächst die Vorrede die Verwunderung des Referenten. Die Naivität, mit welcher uns der jedenfalls recht strebsame, aber doch bis jetzt wenigstens nicht grade berühmt zu nennende Verf. über seine eigene werte Person zu informieren für gut findet, hat nur eine Parallele noch, nämlich nachher in der Einleitung das Bekenntnis, dafs er den Faust, also auch den zweiten Teil, mit sechzehnjährigen „Jünglingen“ liest. Gradezu mit Unwillen aber mufs das Gerede erfüllen, mit dem uns der jugendliche Selbstbiograph nachher über des Altmeisters Vischer „Verhöhnung des unsterblichen Meisterwerks“ behelligt. Die Forderung, dafs jemand ein Buch nicht eher verurteilt, als bis er sich wenigstens oberflächlich über den Inhalt orientiert hat, ist doch wohl nicht allzu unbescheiden.

Trotz dieser und einiger anderer Einwendungen, so z. B. gegen die vorsündflutliche Erklärung des Intellekts oder gegen einige der zuletzt mitgeteilten Themata, trägt Ref. doch kein Bedenken, insbesondere dieses zweite Bändchen, die Erläuterungen, willkommen zu heifsen. Gleich im Anfang giebt die Bühnengeschichte in knappem Rahmen das Wissenswerte, und ihr schliefst sich in gleicher Weise ein Bericht über die Titanensage in alter und neuer Zeit an. Der dritte Teil der Einleitung vollends gehört zum Treffendsten, was überhaupt je über den Faust gesagt ist. An anderer Stelle habe ich auf die bereits durch Schiller angebahnte Lösung des Faustproblems hingewiesen: auf seine Aufforderung, ihn nicht isoliert zu betrachten, sondern mit Werther, Tasso und Wilhelm Meister zusammenzuhalten. Der Verf. thut das, zieht insbesondere den Tasso, aber auch noch Iphigenie und Egmont herbei, und eben dies verleiht dem Büchlein, zumal auch der Anlage und Durchführung der dann folgenden Anmerkungen zuzustimmen ist, seinen besonderen Wert.

3) W. Wohlrab, Ästhetische Erklärung von Shakespeares Coriolan. Berlin, Dresden, Leipzig 1902, L. Ehlermann. VI u. 96 S. 8. 1,50 *M*, geb. 2 *M*.

Den Hauptteil bildet eine sich genau an die Akte und Scenen

anschliefsende Analyse des Dramas; ihr folgen kürzere Erörterungen über den einheitlichen Gesichtspunkt, den Aufbau sowie das Verhältnis des Dichters zur Quelle. Die Art der Analyse hätte der Verf. kaum zu verteidigen nötig gehabt; nur auf diese Weise wird die doppelte Gefahr vermieden, einerseits hineinzutragen, was dem Dichter fremd ist, und andererseits zu übersehen, worauf es ankommt; zur Bekräftigung brauche ich nur auf die nach demselben Prinzip gehaltenen Shakespearevorträge Vischers hinzuweisen. Auch damit dürfte der Verf. schwerlich auf Widerspruch stofsen, dafs er das Stück als die Tragödie des ungebändigten Heldentums hinstellt; er hätte sogar noch einen Schritt weiter gehen und den Helden als Vorläufer der Goetheschen Himmelsstürmer aufzeigen sollen; ich erinnere nur an V, 3: 7' I'll... stand As if a man etc. und V, 4 He wants nothing of a god etc. Worin jedoch Ref. dem Verf. nicht folgen kann, ist die Zurückweisung der Auffassung, dafs Coriolan Landesverrat geübt habe. Er beruft sich auf die Kritik der Mutter, doch es handelt sich hier lediglich um die Motive; die That selbst, das Bündnis mit dem Feinde, kann damit nicht weggestritten werden, und wenn dies nicht Verrat ist, so wüfste ich nicht, wo überhaupt noch das Wort anzuwenden ist. W. meint, Verrat sei ein gemeines Verbrechen, und kein Dichter werde es unternehmen, ein solches zum Gegenstande einer Tragödie zu machen: ich nenne ihm nur die zwei Namen „Schiller" und „Wallenstein". Die beiden letzten Abschnitte dürften nicht minder Zustimmung finden wie der erste; alles in allem: der Verf. hat uns durch seine Gabe zu Dank verpflichtet.

Berlin. Paul Nerrlich.

---

1) Karl Ploetz, Lateinische Vorschule. Zehnte Auflage. Berlin 1901, A. G. Ploetz. VI u. 174 S. 8. 1,80 *M.*

2) Karl Ploetz, Lateinische Grammatik. Vierte Auflage, neubearbeitet von Otto Höfer. Berlin 1901, A. G. Ploetz. II u. 407 S. 8. 3,60 *M* (einschliefslich eines Wörterverzeichnisses).

Es ist gewifs eine eigentümliche Erscheinung, die zum Nachdenken anregen mufs, dafs sich für die Ploetzschen Lehrbücher zum lateinischen Unterricht das Bedürfnis nach einer neuen Auflage ergeben zu haben scheint in einer Zeit, in der die Lehrmethode wie die Lehrbücher ihres Verfassers auf dem von ihm vornehmlich bearbeiteten und lange beherrschten Gebiete des französischen Unterrichts mehr und mehr in Mifskredit geraten und zurückgedrängt worden sind. Es würde jedoch im Rahmen einer Anzeige zu weit führen, zu untersuchen, ob und in welchem Umfange die Prinzipien, durch die der alte Ploetz aus den französischen Lehrstunden vertrieben ist, auch auf dem Nachbargebiete Geltung beanspruchen und ihm a priori entgegengehalten werden dürfen.

Da es kaum einen Schulmann geben wird, dem die Ploetzsche Methode nicht bekannt und der nicht selbst auf dem Wege der Theorie oder dem der Praxis zu einem Urteil über dieselbe gelangt wäre, so wird es an dieser Stelle genügen, auf die Einrichtung der vorliegenden Lehrbücher kurz hinzuweisen.

Die lateinische Vorschule bietet in 120 Lektionen einen Leitfaden der Elementargrammatik, wie sie etwa in den beiden unteren Klassen eines Gymnasiums absolviert wird. Doch deckt sich ihr Umfang und Inhalt mit dem Sexta- und Quintapensum der neuesten preufsischen Lehrpläne insofern nicht ganz, als nicht wenige Unregelmäfsigkeiten der Formenlehre schon bei der ersten Einführung in dieselbe, also gewissermafsen innerhalb des Sextapensums, behandelt sind, während andere, wie z. B. possum und die Verba anomala, ganz fehlen und einer späteren Stufe vorbehalten bleiben. Jede „Lektion“ umfafst ähnlich wie in den französischen Lehrbüchern ein kleines grammatisches Pensum, einige Vokabeln sowie lateinische und deutsche Übungssätze, deren Inhalt überwiegend der griechischen und römischen Geschichte entnommen ist. Hin und wieder bietet eine Lektion zum Zweck umfassenderer Wiederholungen nur Übersetzungsstoff; auch finden sich zusammenhängende Lesestücke, darunter einige Briefe, Gespräche u. dgl. modernen Inhalts. Von pädagogischem Takt zeugt es, dafs die nach dieser Methode in zahlreichen kleinen Abschnitten zersplitterte grammatische Belehrung am Schlufs noch einmal systematisch zusammengefafst wird, wie auch die vorkommenden Vokabeln zu alphabetisch geordneten Verzeichnissen zusammengestellt sind.

Die Fortsetzung der Vorschule, die Grammatik, soll für die Klassen von Quarta bis Untersekunde einschliefslich den Lehr- und Übungsstoff bieten. Daraus scheint mir hervorzugehen, dafs diese Lehrbücher wohl vornehmlich der privaten Vorbereitung auf das Einjährig-Freiwilligen-Examen dienen sollen. Denn es wird kaum jemand erwarten, dafs an einem Gymnasium einmal ein grammatisches Lehrbuch bis Untersekunda und von da ab ein anderes zur Einführung gelangen sollte. Die Grammatik zerfällt in 386 Lektionen, die ähnlich wie in der Vorschule Grammatisches und Phraseologisches zu kleinen Abschnitten zusammenfassen und mit lateinischem und deutschem Übersetzungsstoff verbinden. Ungefähr 180 Lektionen sind noch den Unregelmäfsigkeiten der Formenlehre gewidmet; im übrigen werden die Elemente der Kasus-, Tempus- und Moduslehre behandelt. Ein Register erleichtert die Orientierung, während die vorkommenden Vokabeln sich wiederum in alphabetisch geordneten Wörterverzeichnissen vereinigt finden. Auch wer das zu Grunde gelegte Prinzip nicht als richtig anzuerkennen vermag, wird doch an manchen Stellen von den Ansichten und Kunstgriffen eines erfahrenen Praktikers mit Interesse Kenntnis nehmen.

3) **Ludwig Gurlitt, Lateinisches Lesebuch mit Bildern für Quinta.** Berlin 1899, Wiegandt & Grieben. VII u. 257 S. kl. Fol. geb. 2,40 ℳ.

Das Lesebuch für Quinta unterscheidet sich mehrfach zu seinem Vorteil von dem für Sexta[1]). Die zugefügte Formenlehre ist übersichtlich und faſslich, sie beschränkt sich auf das Notwendige, erleichtert dem Lernenden auch die selbständige Aneignung oder Wiederholung des Lehrstoffes durch ausgeführte Paradigmata und Regeln und bietet, was besonders Anerkennung verdient, zum Schluſs ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis sowohl der lateinischen als auch der deutschen Wörter, die in den Lesestücken vorkommen. Damit wird es fortgeschrittenen Schülern ermöglicht, sich selbständig auf die Klassenlektüre vorzubereiten und für den späteren Gebrauch des Wörterbuchs schon auf dieser Stufe und in bequemer Weise nützliche Vorstudien zu machen. Daneben sind die neuauftretenden wichtigeren Vokabeln der einzelnen lateinischen Lesestücke auch noch in Form einer gedruckten Präparation für sich zusammengestellt, eine Einrichtung, die für den Anfang des Kursus wohl von Nutzen ist, später aber durch das Wörterverzeichnis meines Erachtens entbehrlich gemacht wird und daher zur Verminderung des so wie so recht erheblichen Umfanges des Buches wohl bedeutend eingeschränkt werden könnte. Der Lesestoff gliedert sich in 71 lateinische Lesestücke, die der Übung des grammatischen Lehrstoffes dienen und inhaltlich zusammenhängende Darstellungen aus den griechischen und römischen Sagen und Kulturzuständen bieten. Auch die 42 deutschen Übungsstücke hängen inhaltlich zusammen und korrespondieren zum grofsen Teil mit jenen. Der so dargebotene Übungsstoff ist sehr reichhaltig und umfangreich und wird beim Gebrauch wesentlich gesichtet werden müssen, was freilich durch das häufige Zusammenfassen einer grofsen Anzahl von Stücken zu inhaltlich zusammenhängenden Gruppen stellenweise etwas erschwert zu werden scheint. Die sprachliche Form ist korrekt und bietet an Schwierigkeiten nicht mehr, als auf dieser Stufe verlangt werden kann.

Über die Zugabe von Bildern, die besondere Eigentümlichkeit dieses Lesebuches, ist zu dem früher Gesagten nichts Wesentliches hinzuzufügen. Meines Erachtens wird der erstrebte Zweck besser und bequemer durch illustrierte geschichtliche Lehrbücher oder Anschauungsbilder erreicht, die im Zusammenhang mit der Lektüre planmäfsig der Klasse vorgeführt werden und rechtzeitig verschwinden, wenn man sie nicht mehr braucht. Doch mögen bei älteren Schülern die unbequemen Nebenwirkungen leichter eingeschränkt werden können, die aus dem dauernden Vorhandensein eines derartigen Bildermaterials im lateinischen Übersetzungsbuche sich ergeben müssen. Zweckmäfsiger jedenfalls erscheinen

---

[1]) Vgl. diese Zeitschr. 1897 S. 127 ff.

die hinzugefügten Kartenskizzen, die den Schüler mit den wichtigsten Örtlichkeiten des Altertums schon früh vertraut werden lassen.

Zum Schlufs möchte ich noch ein allgemeines Bedenken aussprechen, das sich mir bei der Durchsicht nicht nur dieses lateinischen Übungsbuches aufgedrängt hat. Es ist, glaube ich, nicht zweckmäfsig, wenn neuerdings mehrfach das Bestreben hervortritt, für den lateinischen Unterricht der einzelnen Klassen, besonders der Unterstufe, nicht nur Lese- und Übungsbücher, sondern auch in Verbindung damit eigne grammatische Leitfäden zu schaffen. Vielmehr scheint es mir mehr im Interesse dieses Unterrichtes zu liegen, wenn die Grammatik möglichst während der ganzen Schulzeit dieselbe bleibt und kein Wechsel eintritt. Denn nur so ist es dem Schüler möglich, mit seiner Grammatik wirklich bekannt und vertraut zu werden und dieselbe zur Wiederauffrischung früher gelernter und geübter Abschnitte jederzeit und auf jeder Stufe bequem und leicht handhaben zu können. Ein mehrfacher Wechsel in der Grammatik, besonders auch in der Elementargrammatik, schafft dagegen in dieser Beziehung leicht Hindernisse, die zu überwinden schwer ist.

Bensberg. J. Hartung.

Paul Harre, Lateinische Wortkunde im Anschlufs an die Grammatik. Dritte Auflage, bearbeitet von H. Meusel. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 111 S. gr. 8. geb. 1,60 *M*.

Nachdem Meusel mit grofser Umsicht und Sorgfalt bis ins kleinste hinein Harres lateinische Grammatiken neu herausgegeben hat, ist nunmehr die gleiche Fürsorge dessen Wortkunde zuteil geworden. Meusel hat noch einiges aus Harres Phraseologie, welche dieser seinen Hauptregeln als Anhang beigegeben hatte, in die Wortkunde aufgenommen, weil es ihm Aufnahme zu verdienen schien. Da die Ziffern der zweiten Auflage in Klammern am rechten Rande beigegeben sind, so lassen sich die früheren Ausgaben neben der neuen benutzen. Gestrichen sind dagegen einige Beispiele, die nichts Neues brachten, und einige Verweisungen vermittelst Zahlen. Statt solcher hat Meusel vorgezogen, wo es geraten schien, kurz die betreffenden Regeln selbst anzugeben, z. B. gleich auf der ersten Seite, statt der Verweisung § 155,7 auf Harres Schulgrammatik, die Regel: 'Thätigkeiten und Eigenschaften von Personen werden in der Regel nicht auf Sachnamen übertragen'. In der deutschen Übersetzung der lateinischen Wendungen sind nur selten kleine Änderungen vorgenommen, z. B. S. 2 eine Verbesserung: statt 'sie waren die Veranlassung der Empörung' jetzt: 'zur Empörung'; S. 3 eine Vermehrung: 'er war eine dem Xenophon verwandte Natur ⟨Erscheinung⟩'; ebendort eine genauere Übersetzung: 'si vales, bene est wenn es dir gut geht, ist es schön' statt 'freut es mich'.

Solche kleinen Änderungen, wie ich sie angegeben habe, finden sich fast Seite für Seite; ich hatte zur Vergleichung allerdings nur die erste, nicht die zweite Auflage zur Hand. Geblieben ist alles übrige, also vor allem die zweckmäfsige, übersichtliche Einrichtung des Buches, wegen deren ich auf meine Besprechung der ersten Ausgabe in dieser Zeitschrift 1889 S. 671 f. verweise.

Einige Bemerkungen möchte ich mir auch hier erlauben. S. 6,25 würde ich vorziehen: 'der Tolosaten, einer Volksgemeinde'. — S. 18 A. 3 ist es wohl nur ein Versehen, dafs die früher hinter 'wie precari' stehende Klammer jetzt vor diese Worte gesetzt ist. — S. 24 A. 5 würde besser ius 'Feststellung der Klage' vor iudicium 'Verhandlung vor den Geschworenen' (lieber 'Schöffen') stehen. — S. 28 A. 3 besser: 'Cotta war für die gemeinsame Rettung thätig'. — S. 34, 130 abstinere 'sich enthalten'. — S. 35, 137 'jem. den Weg abschneiden'. — S. 36, 167 'in [fest] geschlossenem Zuge'. — S. 37, 175: unter Umständen auch hostis loco (wie Caes. b. c. 3, 21, 5). — S. 38, 189 vielleicht noch: primo adventu sofort bei Ankunft, unmittelbar nach A. — S. 44, 242 zusetzen: 'Idibus Mais Roma (scribebam)'. — S. 50, 223 lies: a fronte. — S. 51, 231 ⟨magna⟩ mea in rem publicam merita meine ⟨hohen⟩ Verdienste um den Staat. — S. 51 A. 2 vielleicht noch: male mereri de aliquo jem. einen üblen Dienst erweisen. — S. 56, 233: Die frühere Anmerkung hier 'In his cognitum est, quanto antestaret eloquentia innocentiae, vgl. Nep. Alcib. 1,1' wäre besser nicht weggelassen worden; jedenfalls scheint ein Beispiel zur Verdeutlichung der oben stehenden Phrase nötig. — S. 65, 281 würde eine Auskunft erwünscht sein über die Übersetzung von 'ich zweifle, dafs'; desgleichen S. 69 A. 3 eine noch etwas genauere Auskunft über den 'Namen imperator'. — S. 70, 302 triremes 'Dreireiher'. — S. 71 A. 1 anima '2) die Seele in der Unterwelt. Sonst für Seele: animus'. — S. 72, 226 f. war der Unterschied von potestas und imperium bestimmter anzugeben; ebenso S. 73, 340 das Verhältnis von natura und mores zu einander; ferner S. 73, 335 die ursprüngliche Bedeutung von norma, wie sie von regula angegeben ist. — S, 74, 344 res publica 'das Gemeinwesen'. — S. 78, 324 konnte fortbleiben; vgl. S. 6, 11 f. und S. 19, 72. — S. 78, 328 auch: 'ein Altersgenosse von mir'. — S. 79 A. 1 vielleicht hinzuzusetzen: infestissimus hostis ein höchst gefährlicher Feind. — S. 79 A. 2 lautet: 'so vor Adjektiven und Adverbien: tam'. Doch wird S. 105 A. 1 hingewiesen auf: Epaminondas non tam magnitudini virium servivit quam velocitati. — S. 88, 364 'er streckte seine Hände zum Himmel aus' (besser 'empor'). — S. 94, 482 hinzusetzen: sine ulla cura ohne alle Sorge; desgl. S. 100, 414: der Kampf dauerte lange. — S. 106, 433 neque . . . et (einerseits) nicht . . . (anderseits) aber.

Wie die erste Auflage, zeichnet sich auch die vorliegende durch Druck und Ausstattung aus.

Grofs-Lichterfelde. Wilhelm Nitsche.

Karl Reinhardt, Lateinische Satzlehre. Zweite Auflage, bearbeitet von Josef Wulff. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. XIV u. 194 S. 8. geb. 2,40 *M*.

Das Frankfurter System begann bekanntlich im Jahre 1902 am Goethe-Gymnasium. Der lateinische Unterricht wurde zeitlich um drei Jahre gekürzt, aber in der so beschränkten Zeit von sechs Jahren von U III ab mit gröfserer Stundenzahl bedacht. Der neue Weg erforderte nach der Ansicht der Lehrer neue Betriebsmittel. Es sollte ein möglichst enger Zusammenhang der grammatischen Belehrung in den vier Schulsprachen hergestellt, vor allem eine gemeinsame Grundlage für die Einteilung und Gliederung der Grammatik geschaffen werden. So entstanden Banners französische, Reinhardts lateinische, Prigges deutsche und zuletzt eine griechische Satzlehre mit gleichem Aufbau auf der allgemeinen Satzlehre, d. h. auf der Lehre von den Satzteilen, von den Arten des einfachen Satzes und von dem zusammengesetzten Satze.

In möglichstem Anschlusse an die französische Satzlehre (erschienen 1895) kam die erste Auflage des Reinhardtschen Buches 1896 heraus, also zu einer Zeit, wo die ersten Tertianer des neuen Systems ihren einjährigen Elementarkursus im Lateinischen absolviert hatten und in der O III der lateinischen Satzlehre zur Lektüre des Cäsar bedurften. Ich habe in dieser Zeitschrift Jahrgang 1897 S. 135—143 das neue Werk Reinhardts nach jeder Richtung hin so ausführlich geschildert, dafs ich auf die Arbeit im einzelnen, ihren Aufbau, die Darstellung, ihre Vorzüge und Mängel nicht nochmals einzugehen brauche. Ich habe ihren wissenschaftlichen Wert, wie ihre praktische Brauchbarkeit anerkannt, und sie hat sich, wie die Erfahrung gelehrt hat, in der That im Unterricht bewährt. Aber zur Zeit ihres ersten Erscheinens war die deutsche Satzlehre von Prigge noch nicht vorhanden, ebensowenig die griechische. Es war natürlich, dafs beide manches ergaben, was für das Lateinische von Wichtigkeit war und auf die Behandlung dieser Sprache zurückwirkte. Insbesondere sollte die Vergleichung mit dem deutschen Sprachgebrauch, auf den in erster Auflage nicht verwiesen werden konnte, in einer neuen Bearbeitung planmäfsig durchgeführt werden.

Dieser neuen zweiten Auflage hat sich nun J. Wulff angenommen, dessen Lateinisches Lesebuch für den Anfangsunterricht reiferer Schüler (Berlin 1895, Weidmann), von mir in dieser Zeitschrift 1896, S. 133—142 angezeigt, in rascherem Gange auf die erste Schriftstellerlektüre vorbereitet. Wenn Reinhardt diesem bewährten Mitarbeiter auch aus einem äufseren Grunde, nämlich

weil er selbst zu sehr durch Berufsgeschäfte in Anspruch genommen war, die Besorgung der neuen Auflage anvertraute, so that er wohl daran. Denn gewifs ist es ganz zweckdienlich, wenn das Werk einmal unter einem anderen Gesichtswinkel geprüft wird, und dieser innere Grund empfiehlt die Revision durch einen kundigen Fachmann, natürlich unter der Voraussetzung, dafs dieser nicht an der bewährten Anlage des Ganzen rüttelt noch, eigene Wege gehend, sich selbst zur Geltung bringen will. Diesen Ehrgeiz besitzt Wulff nicht; er hat sich die äufserste Schonung des Bestehenden angelegen sein lassen; er schritt nur zu einzelnen Verbesserungen und Berichtigungen, auf welche die Kritik hingewiesen hatte oder welche durch die Verwendung des Buches im Unterricht der Reformgymnasien ihm von Seiten erfahrener Fachleute nahe gelegt worden waren.

So sehen wir mit Befriedigung, dafs der neue Bearbeiter einige der von uns zur 1. Auflage gemachten Verbesserungsvorschläge gebilligt und angenommen hat. Dahin gehört § 88 *fungi aliqua re*, das nun nicht mehr heifst: „einer Sache teilhaftig werden", sondern besser „sich mit einer Sache beschäftigen, mit ihr zu thun haben"; § 119, 2, in der früheren Fassung von uns angefochten, erscheint jetzt in einer besseren Gestalt; § 136 dient jetzt das Gerundivum „zum Ausdruck der zu verwirklichenden Handlung" (nicht der Notwendigkeit). Andere Änderungsvorschläge wiederum sind nicht berücksichtigt worden oder doch nicht in ausreichendem Mafse, wie § 73 lehrt; auch die Lehre vom Infinitiv und Akkusativ mit dem Infinitiv ist wesentlich in der alten Fassung verblieben, obwohl das fundamentum divisionis für die Behandlung dieses umfangreichen Kapitels der lat. Grammatik, nämlich die hergebrachte Teilung nach den Funktionen als Objekt oder Subjekt, dem Geiste der lat. Sprache zuwider ist, wie wir wiederholt gezeigt haben. Wie mir scheint, ist dieser leidige Usus, wer auch sein Urheber sein mag, eine Einschmuggelung aus der deutschen Grammatik, welche die Dafs-Sätze in dieser Weise zu behandeln pflegt. Was aber für die deutsche Übersetzung zutrifft, braucht keineswegs für die andersgeartete Urschrift Geltung zn haben. Es ist unlogisch und unhistorisch, aus einer dem deutschen Sprachgeiste gemäfsen Übertragung Schlüsse auf das innerste Wesen der originalen Ausdrucksweise der fremden Sprache zu ziehen, wie es z. B. unhistorisch ist, zu sagen: Der Ablativus comparationis steht statt *quam* mit dem Nominativ oder Akkusativ (Wulff § 73: Bei Komparativen kann der verglichene Gegenstand im Ablativ stehen anstatt des Nominativ oder Akkusativ mit *quam*). Denn da der Ablativus comp. die ältere (schon altindische und zum Teil indogermanische) Redeweise, der Ersatz mit Konjunktionen aber jüngeren Datums ist, so mufs die Regel umgekehrt lauten oder so, wie ich sie in meiner Grammatik § 211 gefafst habe. Wenn

also Wulff die hergebrachte Scheidung der Infinitive als Objekt oder Subjekt beibehalten hat, so kann das nur mit Rücksicht auf die parallele deutsche Grammatik (Prigges) geschehen sein. Man sieht aber aus diesem Beispiel, dafs ein paralleler Aufbau einer modernen und einer alten Sprache auch seine Schattenseiten hat, dafs man ferner beide Sprachen wohl vergleichen, aber nicht die moderne zur Grundlage des Aufbaus der alten machen darf. Das Ausgehen vom Deutschen ist für die Behandlung der lat. Syntax von jeher verhängnisvoll gewesen; es kann gar nicht ausbleiben, dafs dann der fremden Sprache Gewalt angethan, dafs sie in eine Zwangsjacke geprefst wird.

Unter den weiteren erheblichen Änderungen seien aus der neuen Auflage erwähnt der § 4 (S. 2), wo statt der früheren Überschrift „Die Ergänzungen des Subjekts und Prädikats“ nun gelesen wird „Die Satzbestimmungen“ mit den Unterabteilungen: Die Satzbestimmungen im Nominativ und die Satzbestimmungen im Akkusativ. Der § 3 ist gegen früher ganz umgearbeitet und hat nun eine sehr verbesserte und zugleich umfangreichere Gestalt gewonnen, da er nun auf den Raum einer ganzen Seite ausgedehnt worden ist. In den §§ 57—60 bemerkt man den Wegfall der Rubrik „Prädikativer Genitiv“; die darunter früher behandelten Sachen sind natürlich geblieben. Die §§ 126—135 der 1. Auflage Satzbestimmungen im Gerundium und Supinum haben nun mit den §§ 135—145 (Angeglichene Satzteile) den Platz getauscht; es liefs sich das insofern leicht machen, als auch jetzt mit § 146 die Behauptungssätze beginnen.

Die Seitenzahl des Buches ist verringert worden: früher nahm es 183, jetzt nur 180 Seiten ein.

Endlich sei noch einer Neuheit gedacht, die sich in dem Vorworte findet und den Lateinlehrern der Reformanstalten, welche das Buch benutzen, von Interesse sein wird. Wulff teilt hier in Kürze die Verteilung des grammatischen Lehrstoffes mit, welche im Goethe-Gymnasium auf Grund der bisherigen Praxis in einer Fachkonferenz festgesetzt wurde. Man liefs sich von dem Grundsatze leiten, die Pensen klein zu bemessen, so dafs auch noch dem Primaner neue grammatische Aufgaben entgegentreten — eine Mafsnahme, die ganz im Einklang mit den neuen Lehrplänen von 1901 steht. So wird in allen Klassen für regel- und planmäfsige Wiederholungen Zeit gewonnen. Mir scheint aber die hier angeordnete Verteilung des Stoffes etwas mechanisch. Sollte z. B. § 146 seinem Inhalte nach (d. h. die Einteilung der Urteile in reale, potentiale und irreale) erst in der fünften Lateinklasse (Unterprima) am Platze sein? Sollte der Hauptinhalt der Lehren über die dahin gehörigen Urteilssätze § 154 ff., über die Frage- und Begehrungssätze § 156 ff. nicht schon auf früheren Stufen Erwähnung und Einübung finden, selbst wenn man dem Umstande Rechnung trägt, dafs das Pensum jeder folgenden Klasse auf der

vorhergehenden Stufe, dem induktiven Lehrverfahren entsprechend, durch die Klassenlektüre empirisch vorbereitet wird?

Colberg. H. Ziemer.

E. Krause, Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschlufs an Ciceros Briefe und Tacitus, für die oberen Klassen der Gymnasien bearbeitet. Glogau 1901, Carl Flemming. IV u. 83 S 8. geb. 1,60 M.

Das Buch enthält 65 Übungsstücke, von denen 9 an Tacitus Agricola, 22 an Tacitus Annalen, die übrigen an Ciceros Briefe angeschlossen sind. Diese Auswahl der Vorlagen wird dasselbe ziemlich für jede Prima brauchbar machen. Mehr noch empfiehlt die Art, wie Verf. seiner Aufgabe gerecht wird.

Die einzelnen Übungsstücke, die zweckmäfsig bald kürzere, bald längere Abschnitte aus der Lektüre umfassen, sind nämlich nicht blofse Paraphrasen, sondern geben bald eine beurteilende Betrachtung über die Darstellung, die der gelesene Schriftsteller den Schülern geboten hat, bald ziehen sie Abschnitte früherer Lektüre zum Vergleich und Citate aus alten wie neuen Schriftstellern zur Ergänzung und Erläuterung heran, bald behandeln sie Fragen von allgemeinerer Bedeutung, zu denen der durchgearbeitete Stoff anregt. So wird (Stück 5) Agricolas Walten in der Provinz an der Hand des bekannten Cicerobriefes ad. Q. fr. I 1 beleuchtet, seine Feldherrntüchtigkeit mit Hinweis auf einen passenden Abschnitt aus der Pompejana gewürdigt und die schöne Betrachtung, die den Agricola des Tacitus abschliefst, mit dem Trostbriefe des Servius Sulpicius an Cicero nach dem Tode der Tullia zusammengestellt. Schon diese wenigen Beispiele aus der reichlich gebotenen Fülle werden zeigen, mit wie glücklicher Hand Verf. zu wechselseitiger Verknüpfung der Lesefrüchte anleitet. Nicht minder dankenswert ist es, wenn der Schüler auf Urteile wie das Goethes über die Ermordung Cäsars (S. 79) hingewiesen, mit mancher wissenswerten Nachricht aus späteren Schriftstellern bekannt gemacht und über Ciceros Wesen, Anschauungen und politische Stellung (vgl. bes. S. 45 ff.) aufgeklärt wird. In der Beurteilung der Personen und Vorgänge, um die es sich handelt, ist das Mafs dessen, was für einen Primaner verständlich und dienlich erscheint, mit kluger Überlegung innegehalten und neben einzelnem, was vielleicht nicht jeder unterschreiben wird, steht viel Treffliches; alles aber, was geboten wird, ist anregend.

Zeigt sich Verf. in Behandlung des Inhalts als ein geschmackvoller, scharfsinniger, wohl belesener und des Schülerbedürfnisses kundiger Lehrer, so versteht er durch die Form, in die er seine Darlegungen kleidet, seine Schüler gut im Lateinischen zu üben. Die wichtigsten Regeln der Syntax werden wiederholt, diejenigen,

welche den Primanern erfahrungsmäfsig Schwierigkeiten bereiten, immer von neuem geübt, und wenn infolgedessen gewisse Wendungen häufiger begegnen, so wird der Sachkundige darin keinen Nachteil erblicken; dafs man beim Entwerfen solcher Übungsstücke schliefslich zu Lieblingswendungen kommt — Verf. liebt z. B. „Kein Wunder, dafs (wenn)“ —, weifs jeder, der jahrein, jahraus für seine Schüler Zusammenstellungen dieser Art machen mufs. — Aus der Stilistik sind, soweit ich sehen kann, nur die Hauptpunkte, wie es recht ist, geübt, diese aber auch nachdrücklich und lehrreich behandelt. Der Schüler lernt die Verschiedenheit der Mittel des lateinischen und des deutschen Ausdrucks kennen, hat Substantive durch Sätze, Adverbien durch Verben zu ersetzen, die Natur phraseologischer Verben zu beachten und die rechte Satzverbindung herzustellen. Vor allem bieten die Stücke auch gute Gelegenheit, den Bau der lateinischen Periode zur Anschauung zu bringen. Trotzdem sind die Schwierigkeiten nicht gehäuft; regelrecht vorgebildete Primaner werden wohl im stande sein, diese Übungsstücke im Anschlufs an ihre Lektüre zu bewältigen. Beihilfen für die Übersetzung sind daher nicht nötig und auch nicht gegeben. — Auf Richtigkeit des deutschen Ausdrucks und Satzbaus ist sichtlich geachtet.

Möge das Buch viele Freunde und Benutzer finden, dann wird es viel Nutzen stiften.

Ohlau. Otto Miller.

Graf Reventlow, Die deutsche Flotte. Ihre Entwickelung und Organisation. Mit 142 Textbildern, 2 Lichtdruckbildern und 51 feinst kolorierten Bildertafeln nach Aquarellen und Zeichnungen von Marinemaler Schröder und Konstruktionssekretär Friederichs. Zweibrücken i. Pfalz 1901, Fr. Lehmann. IV u. 300 S. 8. geb. 3 ℳ.

Die Beschlagnahme deutscher Dampfer durch englische Schiffe im ersten Stadium des Burenkrieges und die chinesischen Wirren von 1900/1901, an deren Entwirrung wir Deutschen einen hervorragenden Anteil nehmen mufsten, haben die allgemeine Aufmerksamkeit bei uns wieder einmal der See und unserer Kriegsflotte zugewendet, die bekanntlich hinter der Entwickelung der deutschen Handelsflotte bedeutend zurückgeblieben ist. Immer zahlreicher erscheinen auf dem Büchermarkte Werke und Flugschriften unterhaltenden und belehrenden Inhalts, die das Meer, die deutsche Flotte und die überseeischen Handelsbeziehungen Deutschlands zum Inhalt haben. Ausschliefslich belehrenden Inhalts ist das in Rede stehende Buch, das nach Anlage, Inhalt und Umfang an das kleine von Neudeck und Schröder herausgegebene Buch von der Marine erinnert, aber selbständigen Wert hat. Da es zwei Jahre später als das Schrödersche Buch erschienen ist, war Verf. in der glücklichen Lage, für das Kapitel

über „die Organisation der Kaiserlichen Marine“ die Neuregelung derselben durch Allerhöchste Ordre vom 14. März 1899 und für die Besprechung von „Deutschlands Flotte“ das Flottengesetz vom 14. Juni 1900 für den Text benutzen zu können. (Dieser erklärliche Mangel des vortrefflichen Schröderschen Buches ist durch die inzwischen erschienene zweite Auflage desselbeu ausgeglichen worden.)

Das Werk gliedert sich in die drei Abschnitte: Geschichte der deutschen Flotte, die Organisation der Kaiserlichen Marine und Deutschlands Flotte. Bei dieser Einteilung ist allerdings nicht ohne weiteres ersichtlich, was man in dem Kapitel „Deutschlands Flotte“ zu erwarten hat. Es enthält aufser dem erwähnten Flottengesetz eine Besprechung des Materials der Marine, der verschiedenen Schiffsklassen, der Uniformen, der Seezeichen, der Dienstpflicht in der Marine, der Vorschriften für die Ergänzung des Seeoffizierkorps, der Laufbahn der Marinebeamten, die Berechnung der ungefähren Kosten für einen Seekadetten von seinem Eintritt in die Marine bis zum Range eines Oberleutnants zur See u. s. w. Und gerade diesem dritten Kapitel sind mehr als zwei Drittel des Buches gewidmet, während die beiden ersten Kapitel gleichsam nur die Einleitung dazu bilden. Mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit ist das Leben und der Dienst an Bord behandelt. Mit Nachdruck betont Verf. wiederholt, dafs die Aufgabe der Kriegsflotte in dem Schutze der deutschen Küsten, des deutschen Seehandels und der Deutschen im Auslande bestehe und dafs das beste Verteidigungsmaterial Hochsee-Schlachtschiffe bilden, auf deren Vervollkommnung und Vermehrung deshalb hinzuarbeiten sei. Diese Richtung sei in der obersten Marineleitung zum Durchbruche gekommen, seitdem der Kontreadmiral von Tirpitz zum Staatssekretär des Reichsmarineamtes berufen worden sei, während General von Stosch und General von Caprivi als Leiter der Marine die nicht billigenswerte Ansicht vertreten hätten, dafs die deutsche Marine „sich lediglich auf die engere Küstenverteidigung beschränken müsse“. Mit welchem Verständnis und mit welcher Entschiedenheit sich Kaiser Wilhelm II. der Förderung der Flottenangelegenheiten widme, die ihm Herzenssache sei, wird mit Recht mehrfach hervorgehoben. In anschaulicher Weise werden die einzelnen Schiffsklassen wohlgeordnet besprochen, ihre Konstruktion, Panzerung, Ausrüstung, Verwendbarkeit im Kriege u. s. w. und dabei vergleichende Blicke auf ähnliche Schiffstypen fremder Marinen geworfen. Zahlreiche Holzschnitte und kolorierte Bildertafeln, die auf dem Titel nicht unzutreffend als „feinst koloriert“ bezeichnet werden, sollen veranschaulichend und belebend auf das Interesse des Lesers wirken. Viele dieser bildlichen Darstellungen sind zweifellos nützlich, ja notwendig, — aber auch alle? Prägen die vielen nach Photographieen angefertigten Bilder von Offizieren dem Werke nicht

von vornherein den Stempel allzuschneller Vergänglichkeit auf? Wenn dadurch auch der Augenblickswert etwa für Offizierkreise der Marine erhöht wird, so drücken sie doch zugleich den allgemeinen Wert des Buches für eine nahe Zukunft schnell herab. Sicher wird es von den Marineoffizieren, Marinebeamten und solchen, die es werden wollen, mit Vorteil benutzt werden können und würde es in noch höherem Grade, wenn ihm auch ein Namen- und Sachregister beigegeben wäre.

Stargard i. Pommern. R. Brendel.

J. Kirchner, Prosopographia Attica. Volumen prius. Berlin 1901, G. Reimer. VIII u. 603 S. Lex.-8. 24 M.

Angesichts der trefflichen, in drei umfangreichen Bänden vorliegenden Prosopographie des römischen Kaiserreiches von E. Klebs, H. Dessau und P. v. Rohden mufste es die Freunde der klassischen Altertumswissenschaft mit Bedauern erfüllen, dafs für das griechische Altertum ein paralleles Werk bisher vermifst wurde. Das Erscheinen des ersten Bandes von Kirchners attischer Prosopographie wird daher freudig begrüfst werden; um so mehr, als gerade der Verf. durch langjährige Studien auf diesem Gebiete, von denen aufser einer Reihe von Spezialarbeiten auch dessen Artikel zur griechischen Prosopographie in Pauly-Wissowas Realencyklopädie beredtes Zeugnis ablegen, zur Inangriffnahme und Durchführung einer so weitschichtigen und entsagungsvollen Arbeit hervorragend befähigt war. Bei dem preufsischen Kultusministerium und der Berliner Akademie der Wissenschaften fand der Verf. bereitwillige Unterstützung, indem ersteres ihn für die Dauer eines Wintersemesters von der Unterrichtserteilung befreite, letztere durch Bewilligung reichlicher Mittel den Druck ermöglichte.

Das Werk, dessen vorliegender Band in nicht weniger als 8959 Nummern die Namen von A bis K umfafst, erstreckt sich auf die Zeit von den 10jährigen Archonten bis auf Augustus. Die nachchristliche Epoche wurde nur insoweit berücksichtigt, als ältere Geschlechter sich nachweislich in diese Zeit hineinerstreckten. Auf die alphabetische Registrierung der Personennamen als ersten Teil soll in einem zweiten Teil das gleichfalls alphabetische Verzeichnis sämtlicher Demotennamen mit Hinweis auf die betreffenden Nummern von Teil I folgen. Letzterer enthält die Namen aller durch die litterarische Überlieferung, durch Inschriften oder Münzen bekannten attischen Bürger und der mit dem attischen Bürgerrecht ausgestatteten Fremden, nebst deren Vaters- und Demennamen. Die bei den attischen Rednern eingeschalteten Urkunden wurden entsprechend den neuesten Forschungen mit Ausnahme der bei Demosthenes 18 und 21 sowie bei Äschines 1 mitgeteilten Prozefsakten als echt betrachtet und

demgemäfs auch die in denselben vorkommenden Personennamen in den Kreis der Bearbeitung einbezogen. Die einzelnen Artikel enthalten Belegstellen der Inschriften und Münzen, Bemerkungen über etwaige verschiedene Schreibweisen der Namen, Angaben über die sichere oder mutmafsliche Lebenszeit der einzelnen Personen, eine gedrängte Übersicht über deren Lebensschicksale mit reichhaltigen litterarischen und inschriftlichen Belegen, sowie in zahlreichen Fällen höchst instruktive Stammbäume der Familien mit zeitlicher Normierung der ἀκμή der einzelnen Familienglieder. Hinsichtlich der chronologischen Fixierung der Archontate des 3. und 2. Jahrhunderts v. Chr. wurden die Untersuchungen Fergusons eingehend berücksichtigt. Eine von dem Verf. selbst in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (1900 S. 433 ff.) aufgestellte Archontentafel über diesen Zeitraum soll am Schlusse des Werkes wiederholt werden.

Mit welchem Bienenfleifs der Verf. sein Material von allen Seiten zusammengetragen hat, springt schon bei einem flüchtigen Durchblättern des Werkes in die Augen. Das Riesenhafte der Arbeit wird aber besonders klar, wenn man etwa Pape-Benselers Wörterbuch der griechischen Eigennamen, die Indices zu dem Corpus der attischen Inschriften oder Pauly-Wissowas Realencyklopädie zum Vergleich heranzieht. Während z. B. Pauly-Wissowa nur einen einzigen Athener des Namens Agatharchos verzeichnet, lehrt Kirchner uns 9 Träger dieses Namens kennen. Gegenüber den 5 Agathokles bei Pauly-Wissowa registriert Kirchner deren 34, gegenüber den 7 Aischines der Realencyklopädie deren 44 u. s. w. Dafs ein Hauptwert auf die Skizzierung des Lebens der hervorragenden Männer, eines Aristophanes, Demosthenes, Thukydides u. s. w., gelegt wurde, braucht schwerlich hervorgehoben zu werden. Zu jenem Zwecke mufste das gesamte, von Scholiasten und Grammatikern überlieferte Material aufs sorgfältigste durchgearbeitet und zu den Aufstellungen der Gelehrten aller Zeiten Stellung genommen werden. Während in den Artikeln dieser Art Pauly-Wissowas Realencyklopädie durch eine erschöpfende, alle Seiten der betreffenden Persönlichkeiten würdigende Darstellung glänzt, eignet Kirchners Werk bei aller, sich vielfach auf Stichworte beschränkender Knappheit der Darstellung der Vorzug reichlichster Angabe der mit peinlichster Akribie verzeichneten Belegstellen.

Ein so grofsartig angelegtes Unternehmen bedarf keiner besonderen Empfehlung. Der bereits unter der Presse befindliche abschliefsende Band soll noch binnen Jahresfrist erscheinen. Alsdann wird ein Werk vorliegen, dessen stetiger Benutzung niemand, der sich mit dem Studium des attischen Altertums beschäftigt, entraten kann. Möge dann aber auch dem Verf. Kraft und Mufse verbleiben, um als Ergänzung und Seitenstück eine Prosopographie der übrigen Gebiete der althellenischen Welt zu

schaffen, wozu ihn seine, jetzt nur zum Teil in den einschlägigen Artikeln bei Pauly-Wissowa niedergelegten wertvollen Vorarbeiten aufs beste befähigen!

Remscheid. W. Larfeld.

Plœtz-Kares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch, verfafst von Gustav Plœtz, Ausgabe E. Neue Ausgabe für Gymnasien, bearbeitet nach den Lehrplänen von 1901. — Berlin 1902, F. Herbig. XVI u. 229 S. 8. geb. 1,70 *M.*

In der Ausgabe E seines französischen Elementarbuchs sucht der Verfasser den Forderungen der jüngsten Lehrpläne dadurch gerecht zu werden, dafs er schon im ersten, für Quarta bestimmten Teile des Buches die wichtigsten Pronomina systematisch behandelt und in Anbetracht, dafs die Fachlehrer gröfstenteils (?) zur regelmäfsigen Konjugation auch Verben wie finir und perdre rechnen, in den drei letzten Lektionen dieses Pensums die Verben auf ir und re zur Anschauung bringt. Das Pensum der Untertertia, das, abweichend von der Ausgabe B, mit der E sonst im wesentlichen übereinstimmt, auch äufserlich deutlich von dem der ersten Stufe geschieden ist, dient lediglich der Befestigung und Erweiterung der Lehraufgabe der Quarta und schliefst mit Lektion 51 der alten Ausgabe ab.

In den französischen Stücken treten erhebliche Änderungen gegen die letztere zunächst im Anfang hervor.

Lektion 1 ist gänzlich umgestaltet. Die Plurale mes und ces, die Formen a été und donnent, die Verbindung roi d'Italie sind aus pädagogischen Gründen vermieden werden. Die Präpositionen de und à treten uns zunächst in ihrer eigentlichen Bedeutung entgegen, während in Ausgabe B nur de und zwar nur zur Bildung des Genetivs verwandt vorkommt. Bedenklich ist im ersten Absatz der für den Anfänger schwer begreifliche Wechsel von il und elle.

Die Hauptregel für die Motion der Adjektiva wird schon in L. 3 an einigen Farben veranschaulicht. — L. 5 bringt in recht ansprechender Weise die Präsensformen von avoir. — L. 7 E unterscheidet sich von L. 5 B dadurch, dafs der Akkusativ des Relativpronomens eingeflochten wird, was übrigens nicht nötig war, da die Form que, ebenso wie das Fragepronomen (qui und que) bereits in L. 13 (B 11) vorkommt (la maison qu'il trouve ouverte, l'homme que tu as tué). — Weshalb L. 10 E gegen L. 8 B so grofse Änderungen erfahren hat, ist nicht recht ersichtlich. — Die frühere L. 12, die die Negationen behandelt, ist an den Anfang des zweiten Lehrgangs gesetzt worden, eine Änderung, die sehr zu billigen ist, da der Anfänger besonders mit personne, rien und que schwer zurecht kommt. Die von den Schülern gern und leicht gelernte Anekdote „Singulier malentendu (27 a B)" steht in E im Anhang, aus dem Nr. 7 in L. 33

aufgenommen ist. Die Stücke 29 und 30, von dem ersteres neu ist, enthalten das Wichtigste über die Personalpronomina. L. 31 ist zur Einübung der attributiven Possessiva nicht nötig, da die Formen derselben bereits sämtlich früher als Vokabeln gelernt sind. Bedenklich ist, dafs in L. 32—34 die Konjugation der Verben auf re und ir nebeneinander gelernt werden soll. — Alles übrige ist fast unveränderter Abdruck der Ausgabe B.

Der grammatische Teil giebt zunächst zur Einübung der Aussprache ungefähr dasselbe Material, wie in der alten Ausgabe, das für den Zweck vollkommen genügt. — In L. 7 könnte die Bemerkung „nach Präpositionen lautet der Akkusativ qui u. s. w." fortfallen, da die Regel weder in den französischen Sätzen veranschaulicht noch in den deutschen anzuwenden ist und übrigens L. 52 noch einmal steht. — In L. 24 könnte noch ein Beispiel für das Possessiv in Verbindung mit dem nachgestellten Superlativ hinzugefügt werden, z. B. notre compagnon le plus fidèle, de nos adversaires les plus dangereux, ebenso in L. 35 für neque in der Bedeutung „erst". — In L. 43 ist bei der Übersetzung des Gérondifs das Substantiv in den Nebensatz hineinzuziehen. Dasselbe gilt natürlich auch für die Sätze der deutschen Übungsstücke. — L. 51. Das so wichtige Determinativum celui, das auch in B in einer Anmerkung unter den Text erwähnt ist, ist vor celui-ci und celui-là zu drucken mit dem Bemerken, dafs darauf entweder ein Relativum oder ein Genetiv unmittelbar folgen mufs. Hervorzuheben ist noch, dafs bei den grammatischen Regeln auch erwähnt wird, was nach der Neuordnung der französischen Orthographie und Syntax zulässig ist. Vergessen ist nur in L. 29, 39, 40, dafs auch in quitte-moi u. s. w. der Bindestrich fehlen darf.

Auch die deutschen Sätze, die Sprechübungen und Umbildungsaufgaben nebst dem Anhang sind im allgemeinen dieselben geblieben; nur mit Rücksicht auf die Änderungen im französischen Teil und im grammatischen Pensum finden sich Abweichungen von B. Die Sätze sind hier und da ein wenig verändert, sowie in manchen Lektionen zahlreicher (11, 28, 35, 40, 42, 43, 53). Recht ansprechend sind die Übungen zum Personalpronomen in L. 29, auch die Beispiele für die Possessiva sind mit grofser Sorgfalt zusammengestellt. — L. 5, Satz 6 l. Rosensträucher oder Rosenstöcke statt Rosenbäume. Satz 16 l. Onkel statt Oheim. Wer sagt z. B. Oheim Fritz? (das Fremdwort Cousin ist übrigens beibehalten). — L. 6, S. 27, 28 l. eine grofse Anzahl Fische (von Fischen). — L. 14, S. 8 fehlt vor als ein Komma. — L. 15 l. von den Freunden statt „durch die Freunde" u. s. w. Dasselbe gilt für L. 27 B. — L. 23 zum Schlufs l. drei statt zwei, da die Schlacht bei Sedan bekanntlich am 1. September stattfand. — L. 26, A l. die Unklugheit begangen (gehabt). — L. 29. Für Federkasten ist statt étui heutzutage

plumier gebräuchlicher. Der Plural Centimen ist wohl kaum üblich. — L. 30, S. 2 u. ö. steht „nun wohl“ statt „nun“ oder „gut“.

Zum Schlufs möchte ich noch den Wunsch aussprechen, dafs einer neuen Auflage, die voraussichtlich bald notwendig sein wird, wenigstens eine Lektion hinzugefügt werde, die die wichtigsten orthographischen Veränderungen bei den Verben der 1. Konjugation enthält.

Wenn man nun auch mit der Ausgabe B des Elementarbuchs recht gut hätte weiter auskommen können, z. B. in der von mir mit Erfolg erprobten Weise, dafs man die ersten 33 Lektionen für Quarta, L. 34—51 für Untertertia ansetzt und thunlichst noch die französischen Stücke 52—55 hinzunimmt, so wird doch die Ausgabe E vor allem denen willkommen sein, die sich nicht nur an den Sinn, sondern streng an den Wortlaut der neuesten Lehrpläne halten zu müssen glauben, da sie im übrigen ebenso empfohlen zu werden verdient, wie die bewährte Ausgabe B, die sie mit der Zeit wohl überall verdrängen wird.

Saarbrücken. W. Schumann.

Recueil de Poèmes, à l'usage de l'école allemande à Bruxelles, par F. Nechelput et E. Heuten. Première partie. Leipzig et Berlin 1901, B. G. Teubner. VI u. 75 S. 8. 1,40 *M.*

Wie der Titel besagt, ist diese Gedichtsammlung für die deutsche Schule in Brüssel bestimmt, wo natürlich in Bezug auf den französischen Unterricht ganz eigenartige Verhältnisse und Bedürfnisse herrschen, denen das Büchlein sicherlich in sachkundiger Weise angepafst ist. Leider giebt die Vorrede keine Auskunft darüber, wie sich die Verfasser die Verwendung desselben gedacht haben, nur die Zerlegung in *Ire* und *IIe année* läfst darauf schliefsen, dafs der Inhalt auf zwei Schuljahre berechnet ist; ob aber in dieser Zeit das Ganze gelesen, oder nur einzelne Gedichte daraus hervorgehoben und gelernt werden sollen, ist nirgends ersichtlich. An deutschen höheren Lehranstalten wird die Sammlung in der vorliegenden Form kaum zu verwenden sein, da hier in den beiden ersten Jahren des französischen Unterrichts vor allem Prosalektüre getrieben werden mufs und es vollständig ausreichend ist, wenn daneben einige wenige leichtere Gedichte, vor allem einige Lafontainesche Fabeln, gelesen und gelernt werden; solche aber sind in genügender Zahl und Auswahl in allen bei uns üblichen Unterrichtsbüchern enthalten, und es liegt also kein Bedürfnis nach einem besonderen französischen Gedichtbuche für diese Stufe vor. Etwas anderes wäre es, wenn die Verfasser, wie der Zusatz '*Première partie*' hoffen läfst, ihre Sammlung zu einer umfassenderen Chrestomathie vervollständigten — denn für eine solche fehlt es auch an unseren Schulen in der Mittel- und besonders in der Oberstufe

nicht an Bedarf —, dann könnte aber natürlich dieser erste Teil wesentlich gekürzt werden.

Gehen wir nun auf den Inhalt des Büchleins näher ein, wie dies die fleifsige und sorgfältige Arbeit wohl verdient. Vorausgeschickt ist auf S. 1—7 das Wichtigste über die Verslehre; es ist hier in knapper Form, aber mit grofsem Geschick alles zusammengestellt, was ein Schüler über diesen Gegenstand wissen mufs, und wir möchten nur einige Kleinigkeiten geändert wissen. Bedenklich scheint uns die Definition der *rime riche*; es heifst da: *La rime est dite riche, quand l'analogie des sons est grande; il n'est pas nécessaire pour cela que les consonnes d'appui soient semblables: borne et morne font une rime riche, quoique les consonnes d'appui b et m soient différentes; beauté, éternité, forment une rime suffisante, mais non riche, quoique la consonne d'appui soit la même dans les deux mots.* Zunächst ist diese Angabe viel zu unbestimmt, als dafs sie für den Unterricht verwendbar wäre; was heifst denn das *quand l'analogie des sons est grande*? Dabei kann man sich doch nichts Präzises denken! Aufserdem aber setzen sich die Verfasser hier in direkten Widerspruch mit der allgemein herrschenden Auffassung und dem üblichen Sprachgebrauch. So sagt das Wb. der Akademie: Rimes riches, celles qui vont au delà de l'exactitude exigée: orage et courage, oreille et pareille, sévérité et témérité, couleur et douleur, utile et futile sont des rimes riches. Danach würden borne und morne niemals reiche Reime genannt werden können, denn es gehört zu solchen mindestens, dafs in den Reimwörtern der dem letzten betonten Vokal vorhergehende Konsonant übereinstimmt. Dazu pafst, was Littré s. v. rime sagt: Rime pleine ou, plus ordinairement, rime riche, celle où non-seulement le son, mais l'articulation est la même, comme vertu et abattu, étude et solitude. Von dieser Definition abzugehen hat das Ausland kein Recht, und wir möchten den Verfassern dringend raten, in einer etwaigen zweiten Auflage in diesem Punkte eine Änderung eintreten zu lassen.

Ganz richtig erscheint es uns auch nicht, wenn auf S. 5 gesagt wird: *L'enjambement était proscrit au temps des classiques (Boileau etc.)*; das ist doch übertrieben: da sich ja auch bei den Dichtern der klassischen Schule Fälle von enjambement finden, so würde der Schüler durch diese Bemerkung irregeleitet, und es erscheint daher angebracht, dieselbe einzuschränken und zu mildern. Im übrigen können wir diesen 'Règles fondamentales de la poésie' nur zustimmen und die Sorgfalt nur loben, mit der sie abgefafst worden sind.

Es folgen dann S. 8—55 im ganzen 53 Gedichte, die dem kindlichen Geschmacke und Verständnis sehr wohl angemessen und mit Umsicht und Geschick ausgewählt sind. Die S. 56—70 dazu gegebenen 'Notes explicatives' beanspruchen nicht, durch eine vollständige Erklärung der Gedichte der Thätigkeit des

Lehrers vorzugreifen oder sie überflüssig zu machen, sie behandeln nur solche Stellen, die von der grammatischen Regelmäfsigkeit abweichen oder durch dichterische Freiheit der Ausdrucksweise dem Verständnisse Schwierigkeiten bereiten könnten. So kurz diese Anmerkungen gefafst sind, so geben sie doch einen vollständig ausreichenden Kommentar, der sorgfältig auf alle irgendwie schwierigen Stellen hinweist und eingeht und nicht, wie das leider so oft bei solchen „Erklärungen" der Fall ist, bei wirklichen Unklarheiten im Stich läfst und dafür Überflüssiges und Selbstverständliches mit aufdringlicher Breite auseinandersetzt.

Nur wenige Bedenken möchten wir zu diesem Teile äufsern.

Ganz neu ist uns für hymne die Aussprache ime, die hier für den Vers 'Le même hymne sur la vallée' (8, 19) anempfohlen und u. E. weder durch den Gebrauch noch durch die besondere Struktur des Verses gerechtfertigt wird. S. 58 werden zu dem Namen Louis XII die Jahreszahlen 1462—1515 hinzugefügt; das könnte von den Schülern doch leicht auf die Regierungszeit dieses Fürsten bezogen werden, die bekanntlich von 1498 bis 1515 dauerte. Zu 20, 12 und 38, 11 wird *ma mie* als *abréviation familière de mon amie* bezeichnet mit dem Zusatze: *jadis on disait m'amie*; damit wird doch der Ursprung dieses volkstümlichen Ausdrucks, zu dem sich noch *m'amour* gesellt, nicht genügend erklärt.

S. 63 wird zu der bekannten Stelle

Travaillez, prenez de la peine:
C'est le fonds qui manque le moins

angemerkt: *Le fonds: la matière à travailler, le sol d'un champ par exemple.* Die Bedeutung von *fonds* scheint uns doch hier zu eng gefafst; wir würden den zweiten Vers eher so verstehen und übersetzen: (Die Arbeit) ist das Anlagekapital, das am wenigsten fehlschlägt, das uns am wenigsten im Stich läfst.

Wenn zu dem Verse Victor Hugos:

Afin qu'un blé plus mûr fasse plier vos granges (34, 10)

bemerkt wird: Ce n'est pas la grange qui peut plier sous le poids des gerbes, mais le plancher ou les parois, so erscheint der darin enthaltene Tadel doch etwas engherzig und schulmeisterhaft; es wird doch auch im Deutschen niemand an der schönen Stelle im 'Lied von der Glocke'

Und die Speicher, vom Segen gebogen,

die übrigens eine hübsche Parallele zu dem obigen Verse bietet, auch nur den geringsten Anstofs nehmen.

Zu 40, 19 (Th. Gautier)

Emportant le steamer qui fume

finden wir angemerkt: steamer: placez l'accent tonique sur la première syllabe. Das würde für das englische steamer natürlich zutreffen, im Französischen aber hat u. W. dieses Lehnwort den

Ton stets auf der zweiten Silbe, und auch der Bau des Verses nötigt uns durchaus nicht, davon abzugehen.

Zum Schlusse, S. 71—75, folgen dann noch biographische Notizen über die in der Sammlung vertretenen 24 französischen oder belgischen Dichter. Wir vermissen hier bei der Aufzählung der hervorragendsten lyrischen Werke V. Hugos die *Contemplations*, können uns auch dem Urteile, V. Hugo sei der gröfste Lyriker Frankreichs, nicht anschliefsen, sondern beharren bei der Ansicht, dafs diese Ehrenstelle A. de Musset eingeräumt werden mufs.

Wir fassen unser Urteil dahin zusammen, dafs die kleine Gedichtsammlung mit Geschmack und pädagogischem Takte ausgewählt ist und dafs die ganze Arbeit von sicherer Sachkenntnis und aufserordentlicher Sorgfalt zeugt. — Der Druck ist durchaus korrekt; uns sind nur folgende Interpunktionsfehler aufgefallen: 1, 5: Hé! bonjour(,) monsieur du corbeau!

8, 1: Dans le clocher de mon village,
Il est un sonore instrument,

wo das Komma nach village zu tilgen ist

17, 7: S'il n'a pas un gai refrain(,)
Que sa vie est morne!

Berlin. R. Voigt.

E. Wasserzieher, Sammlung französischer Gedichte für deutsche Schulen. Mit Biographieen, Anmerkungen und Wörterbuch. Leipzig 1902, Raimund Gerhard. I. Teil: Text, VI u. 66 S. 8. 1 *M*. II. Teil: Biographieen, Anmerkungen, Wörterbuch, 65 S. 8. 0,40 *M*.

Das Buch enthält 54 Gedichte, von denen die Hälfte auf La Fontaine (15) und Bérenger (12) fällt. Die übrigen 27 verteilen sich auf André de Chénier, V. Hugo (4), Alfred de Musset (5), Bérat, Lemoine, Theuriet (2), Coppée (3), Nadaud (2), S. Prud'homme, Caumont (3), Chamisso, Goethe (2 Übersetzungen von Le roi des aunes), Hoffmann (Übersetzung von La Nouveauté).

Verfasser arbeitete zu dem ausgesprochenen Zwecke, „durch scharfe Sonderung der Spreu von dem Weizen“ eine billigere und bequemer durchzuarbeitende Sammlung herzustellen. La Fontaine und Bérenger sind deshalb so stark in den Vordergrund gestellt, damit „die Verfassernamen keine leeren Worte bleiben, sondern sich mit einem bedeutenden, lebensvollen Inhalte füllen“. In der That ist anzuerkennen, dafs fast alle der Sammlung einverleibten Gedichte zu dem Besten gehören, was wir unserer deutschen Jugend bieten können, nur wollen wir die Worte des Verfassers nicht so deuten, dafs alles Fehlende nun als Spreu zu betrachten sei. Die bei Gesenius, Herrig, Perthes, Renger, Velhagen & Klasing u. a. erschienenen Anthologieen enthalten noch manches keimkräftige Weizenkorn. Einzelne geeignete Dichternaturen kräftiger herauszuheben, ist gleichfalls richtig;

allein mufste z. B. V. Hugo vor Béranger zurücktreten? Ersterer verlangt schon wegen seiner aufserordentlichen Bedeutung umfangreiche Berücksichtigung, selbst wenn er dem deutschen Leser gelegentlich zu phrasenreich ist und ihn weniger unmittelbar anspricht als Béranger, der als Schullektüre in Deutschland bekannter ist als in Frankreich.

Die aus La Fontaine getroffene Auswahl ist durchaus gut. Es sind diejenigen Fabeln ausgesucht, welche auch bei uns die weiteste Verbreitung gefunden haben. Wenn Verfasser dann aus weitere Proben französischer Fabeldichtung verzichtet, so ist daf zu billigen. Auch die Auswahl aus Béranger kann jedem Kollegen gefallen. Die Hauptcharakterzüge des Dichters, soweit sie in die Schule gehören, finden darin deutlich ihren Ausdruck. Von den übrigen Dichtern aber kommen mehrere in dieser Sammlung etwas zu kurz, und deshalb wäre mein Vorschlag für die folgende, sicherlich demnächst nötige Auflage, von den beiden genannten Dichtern eine Anzahl von an sich einwandfreien Gedichten zu streichen, beispielsweise von La Fontaine: *La mort et le Bûcheron, Le Lion et le Rat, Le Cerf se voyant dans l'eau, Le Lion devenu vieux, La Poule aux œufs d'or*; von Béranger: *Ma Vocation, Mon petit Coin, A mes amis devenus ministres, Les deux Grenadiers, Le Marquis de Carabas.* Von Bérangers Gedichten enthalten die drei erstgenannten, an und für sich schönen Stücke einen Grundgedanken, der auch in *Le Tailleur et la Fée* und *Mon Habit* wiederkehrt; das vierte ist sinnverwandt mit *Les Souvenirs du Peuple* und *Le cinq Mai*; das letzte enthält politische Anschauungen und Verhältnisse, die unseren Schülern ferner liegen und ihnen anderweitig gelegentlich klar gemacht werden mögen. Deshalb dürfen diese fallen, zumal dadurch das Dichterbild nicht unklarer wird, dagegen unter Wahrung des bisherigen Umfanges Platz für andere Dichtungen gewonnen wird. Ich denke dabei in erster Linie an V. Hugo, dessen alles umfassende Lyrik nur einseitig vertreten ist. Vor allem fehlt eine Probe seiner humanitären und seiner politischen (napoleonischen) Gedichte, unter denen glänzende Stücke zur Verfügung stehen. Gern sähe ich auch vor dem entzückend melodiösen *O Souvenirs! Printemps! Aurore!* als Seitenstück das kaum weniger wirkungsvolle *Quand nous habitions tous ensemble.* Lamartine und de Hérédia würden weiterhin vielleicht für eine Ergänzung in Betracht kommen; ebenso Prud'homme. Eine direkte Einwendung möchte ich nur gegen die bei Coppée getroffene Auswahl machen. *Jouets d'Allemagne* scheint mir nur unbedeutend zu sein; *Un Evangile* und *L'Araignée du Prophète* sind nicht die besten Stücke dieses Bandes und stehen m. E. vor allem vielen Gedichten der wohl charakteristischesten Sammlung Coppées *Contes en Vers et Poésies diverses* nach. Freilich *Les Boucles d'Oreilles, La Grève des Forgerons, La Veillée, La Marchande de Journaux* u. a. sind sehr umfangreich,

und das mag bestimmend gewesen sein. Was schadete es aber, wenn zu Gunsten der besseren Charakteristik eines der bekanntesten modernen Dichter von Goethes Erlkönig nur eine Übersetzung (trotz des vom Original abweichenden Versmafses diejenige von Deschamps) geboten würde, auch das Hoffmannsche Gedicht wegfiele und Caumont auf ein Stück herabgesetzt würde, der doch nicht höher als Prud'homme eingeschätzt werden darf? Eine geringe Vermehrung der Seitenzahl würde wohl auch eine Verteuerung kaum nötig machen.

Sicherlich ist neben den schon vorhandenen umfangreicheren eine billigere Anthologie manchem Kollegen willkommen, und die vorliegende zeugt trotz der geäufserten persönlichen Wünsche von poetischem Verständnis. Das Wörterbuch ist ausreichend und wie die knapp gehaltenen Anmerkungen korrekt. Aus letzteren kann manches in das Wörterverzeichnis verwiesen bzw. ausgelassen werden, weil es sich auch in diesem schon vorfindet. Das Papier ist leider nicht nach Wunsch, da der Druck stellenweise stark durchscheint. Das Büchlein ist für alle Schularten, auch für Mädchenschulen, verwendbar.

Osnabrück. K. Beckmann.

In the Far East. Tales and Adventures by R. Kipling, G. Boothby, and F. A. Steel. Mit Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von K. Feyerabend. Berlin 1902, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder). IV u. 153 S. geb. 1,40 *M*. Mit Wörterbuch 1,80 *M*.

Das vorliegende Bändchen enthält drei mit Geschick gekürzte Erzählungen beliebter englischer Schriftsteller mit dem Hintergrunde indischen Lebens und indischer Landschaft. Bieten diese Schilderungen schon viel Anregung, so erhalten die Erzählungen dadurch besonderen Wert, dafs sie von allgemein menschlichem Interesse sind. Die Hauptpersonen (In a Citron Garden kommt weniger in Betracht) sind von hohen Idealen beseelt und werden von den edelsten Beweggründen zum Handeln angespornt, so dafs sie für die Jugend vorbildlich sein können. Diese in moderner, gewählter Sprache geschriebenen Erzählungen eignen sich daher recht wohl zur Klassenlektüre. Die erste Erzählung, the Miracle of Purun Ghabat, ist eine sehr anregende Skizze von R. Kipling, die uns mit der Welt des Buddhismus bekannt macht. Der Brahmine Purun Dass, der in Bombay eine gute englische Erziehung genossen hat, arbeitet sich zum ersten Minister eines halb unabhängigen indischen Fürsten empor. Auf dem Gipfel des Ruhmes angelangt, entkleidet er sich aus freien Stücken seines hohen, einflufsreichen Amtes, verzichtet auf alle Schätze und die Annehmlichkeiten des Lebens und zieht sich in die Einsamkeit des Himalaya zurück, um dort fern vom Treiben der Welt, in Frieden und Seelenruhe bis an sein Ende als Einsiedler der Weisheit zu leben. In dem Wunderlande Indien fällt so etwas

nicht auf. An seinem Lebensabend wird er aber noch einmal in seiner Ruhe gestört. Ungeheure Wassermassen haben das Erdreich aufgeweicht, und ein Bergsturz droht die 1500 Fufs tiefer wohnende Gemeinde, die den „heiligen Mann“ eine lange Reihe von Jahren mit Speise und Trank versehen hat, unter sich zu begraben. Purun hat gerade noch Zeit, die Leute zu warnen und mit ihnen nach den gegenüberliegenden Höhen zu flüchten. So konnte er nach einem langen beschaulichen Dasein noch eine letzte grofse rettende That vollbringen, um gleich darauf in das von ihm ersehnte Nirwana einzugehen. Im alten Griechenland wäre dieser selbstlose, mit so herrlichen Eigenschaften ausgestattete Menschenfreund unzweifelhaft zu den Weisen gezählt und der Jugend als leuchtendes Vorbild hingestellt worden. Diese Erzählung setzt reifere Schüler voraus und wird am besten mit Nr. 3 (In a Citron Garden) in OII oder I gelesen. Das letztere ist eine Skizze von der neuerdings beliebt gewordenen Schriftstellerin F. A. Steel; sie bietet uns ein Bild aus dem unter dem Drucke einer harten Sitte seufzenden indischen Frauenleben. Hier handelt es sich nicht um selbstgewählte Verzichtleistung wie in No. 1, sondern um ein vom Schicksal verhängtes hartes Los, das nur Mitleid erregen kann.

No. 2 A Struggle for a Kingdom, von G. Boothby, das Hauptstück der Sammlung, ist einfacher und leichter als die beiden andern Geschichten und wird der UII zuzuweisen sein. Es ist eine in sich geschlossene romantische Episode aus einem längern Romane; die in hohem Grade fesselnde, lebhaft fortschreitende Handlung hält den Leser von Anfang an in Spannung und dürfte wie No. 1 auf das jugendliche Gemüt einen nachhaltigen Eindruck machen. Der Inhalt ist kurz folgender. Das Reich der Medangs in Hinterindien, über das Marie I., ein Franzose von Geburt, als König herrscht, wird von den Franzosen in Tonking mit Krieg überzogen. Die Truppen des Königs der Medangs können dem Ansturm der Feinde anfangs nicht standhalten. Da stellt sich der König, obgleich er leidend ist, kühn entschlossen an ihre Spitze, reifst sie mit sich fort und führt sie zum Sieg. Ein um dieselbe Zeit von einem ungetreuen General auf der Citadelle der Hauptstadt geplanter Verrat wird durch die Energie und Ausdauer des Königs, sowie durch die Umsicht und Entschlossenheit seines Freundes und Schwagers, des Lord Instow, rechtzeitig vereitelt. Hingebung, Thatkraft und kühner Mut sind hier die hervorragenden Eigenschaften der im Vordergrunde stehenden Personen. — Zwischen Kapitel 4 und 5 hätte vielleicht, anstatt nur weniger Zeilen zu Anfang des Kapitels 5, als Übergang ein wenn auch nur kurzes Kapitel eine Stelle finden können, das uns mit den Reiseerlebnissen Lord Instows auf den östlichen Meeren während seiner Abwesenheit vom Hofe des Königs der Medangs bekannt macht, vorausgesetzt, dafs das Original in dieser Hinsicht Wertvolles bietet; ein Kapitel,

das die Schüler mit den östlichen Meeren vertrauter macht, die ja für die deutsche Schiffahrt gröfsere Bedeutung erlangt haben, seitdem das deutsche Reich im fernen Osten festen Fufs gefafst hat.

Schwierigkeiten finden ihre Erklärung in den Anmerkungen, denen wertvolle allgemein orientierende Abschnitte vorangeschickt sind. Die Aussprache ist im Wörterbuch in bekannter Lautschrift gegeben, wo es notwendig ist; bei realise ist die Bedeutung über reality hinweg zu früh auf die folgende Kolumne gekommen; statt ywan ist yawn zu schreiben.

Magdeburg. E. Köcher.

Hans F. Helmolt, Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von dreiunddreifsig ersten Fachgelehrten herausgegeben. Mit 45 Karten, 49 Farbendrucktafeln und 134 schwarzen Beilagen. 8 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 M oder 16 broschierte Halbbände zu je 4 M. Dritter Band: Westasien und Afrika. Von H. Winckler, H. Schurtz und K. Niebuhr. Mit 7 Karten, 7 Farbdrucktafeln und 22 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien 1901, Bibliographisches Institut. XIV u. 736 S. gr. 8. 10 M.

Dreimal, zuletzt im vorigen Jahrgange S. 567 ff., ist in dieser Zeitschrift eingehend über die Helmoltsche Weltgeschichte berichtet worden. Die bei ihrer Bearbeitung mafsgebenden Grundsätze, die oft der Darstellung die innere Einheit rauben und zu Zersplitterung führen, anderseits aber kein Land und kein Volk von der Betrachtung ausschliefsen, können also als bekannt vorausgesetzt werden. Der vorliegende dritte Band bringt zunächst aus der Feder von Hugo Winckler eine Geschichte des alten Westasiens (S. 3—248) in 13 Unterabteilungen, von denen die 12., Israel, die ausführlichste ist (S. 186—219). Als zweiter Abschnitt mit 7 Unterabteilungen folgt (S. 249—388) Westasien im Zeichen des Islam von Heinrich Schurtz, dem Verfasser der im gleichen Verlage erschienenen Urgeschichte der Kultur, der im 4. Bande der Heltmoltschen Weltgeschichte die Pyrenäische Halbinsel und Nordafrika behandelt hat. Derselbe Gelehrte stellt dann sehr eingehend die Geschichte Afrikas dar (S. 389—576), ebenfalls in 7 Unterabteilungen, von denen die letzte, „Der Sudân und Abessinien", die umfangreichste ist (S. 507—563). Ihr hat der Herausgeber 13 von ihm selbst herrührende Zusätze angefügt, nämlich Stammbäume afrikanischer Königsgeschlechter. Der Band schliefst mit einer von Karl Niebuhr herrührenden Geschichte Ägyptens (S. 577—697) in 3 Unterabteilungen, von denen die erste, das alte Ägypten, etwa den sechsfachen Umfang der beiden letzten einnimmt. Ein sorgfältiges Register ist auch diesmal hinzugefügt.

Unter den bisher erschienenen Bänden hat dieser dritte auf Ref. den erfreulichsten, weil einheitlichsten Eindruck gemacht; von dem unruhigen Durcheinander, das namentlich im 4. Bande

stört — auf ihn wird zur Vermeidung von Wiederholungen oft Bezug genommen —, ist hier nur wenig zu spüren. Widerspüche begegnen allerdings, wie das bei verschiedenen Verfassern sich kaum vermeiden läfst. Während z. B. im 4. Bande der Auszug der Kinder Israels als gutbeglaubigte Thatsache berichtet wird, sucht ihn im 3. Bande Winckler als geschichtlich unmöglich nachzuweisen. Dieser Gelehrte hätte vielleicht die geographische Scheidung nicht so weit zu treiben brauchen, dafs er von Darius Kodomannus sich wieder zurück zu den — Phöniciern wendet. Auch scheinen verschiedene seiner Kombinationen recht gewagt. Trotzdem ist seine alte Geschichte Westasiens wertvoll, nicht zum mindesten deshalb, weil sie vortreffliche kulturgeschichtliche Rück- und Ausblicke enthält. Dafs solche nicht leicht abzufassen sind, weifs jeder Fachmann. Ob durch die Enträtselung der vor einiger Zeit aufgefundenen 17 000 Thontafeln der Tempelbibliothek in Nippur die vorislamitische Kultur in wesentlich anderem Lichte erscheinen wird, läfst sich noch nicht absehen. Schön wird S. 309 darauf hingewiesen, dafs die Geschichte des Islams unwiderleglich die Macht des Geistes und des Gedankens über die irdische Welt zeigt. „Wie ein Schimmer der Sonne auf der Meeresflut liegt der Hauch des Idealismus und der Religion über den wüsten Wogen der Politik und des Krieges; oft scheint er in dem wilden Schwalle wie gänzlich vernichtet, nur einzelne Funken zucken noch hier und da empor, — aber sobald sich der Sturm legt und die Wellen sich glätten, glühen sie abermals im Widerscheine des unsterblichen Lichts. Mag der Islam auch im Vergleiche mit anderen Weltreligionen zurückstehen müssen, er vertritt doch eine Idee und damit eine Kraft, die keine irdische Waffe zu zerstören vermag“.

Über Palmyra und die Sassaniden hätte ich eine eingehendere bezw. lebhaftere Darstellung gewünscht, als sie S. 241 f. und 281 f. sich findet. Denn welch gewaltigen materiellen und geistigen Aufschwung bezeichnet in der Geschichte des Orients die Zeit der Sassaniden! Was wir arabische Kultur nennen, ist im Grunde genommen doch nur die neupersische. Mit Recht ist die religiöse Seite der Sassanidenkämpfe, das Ringen zwischen Christentum und Lichtkultus, hervorgehoben worden (bekanntlich hat Wilbrandt den Gegensatz in seinem „Meister von Palmyra“ dargestellt). Auf den Trümmern der Residenz Zenobias finden sich — darauf mufste doch hingewiesen werden — so viele und so gewaltige Baureste, wie bei keiner anderen Stadt des Altertums. Ihr Schicksal war es ja, wiederholt nicht nur ausgeplündert und zerstört, sondern auch von Erdbeben heimgesucht zu werden. An einzelnen Stellen liegen die vielfach versandeten Trümmer meterhoch übereinander.

In der Geschichte Afrikas wird der äufserst reichhaltige, aus sehr mannigfaltigen Forschungsbereichen umsichtig zusammen-

getragene Stoff mit einer in einem Sammelwerke bisher noch nicht dagewesenen Vollständigkeit bis auf die Gegenwart herab dargestellt. Auf diesem Gebiete ist Ref. bisher sehr wenig belesen gewesen (er hat daher mit staunender Bewunderung die Stammbäume S. 564 ff. betrachtet) und enthält sich also selbstverständlich jedes Urteils. Nur das eine sei bemerkt, dafs — soviel Ref. weifs — die S. 544 erwähnte griechische Inschrift des nubischen Fürsten Silkon (nicht Stilkon!) ins 5. Jahrhundert n. Chr., nicht ins 4., gesetzt wird. — Bei der Darstellung der ägyptischen Geschichte fällt es auf, dafs die Quellen ungleichmäfsig benutzt worden sind. Hervorgehoben sei, dafs nach Niebuhrs Ansicht die Unterwerfung Ägyptens durch asiatische Eindringlinge sich in einem dem Nilland durchaus eigentümlichen Mythus widerspiegelt, nämlich in dem vom Kampfe zwischen den Göttern Horus und Set. Ob Verf. mit Recht die 13. und 14. Dynastie vor die 12. setzt, mag unentschieden bleiben. Unzweifelhaft aber ist nach den neuesten Ausgrabungen Petries über die Einäscherung der Königsgräber anders zu urteilen, als N. thut.

Von allem ausschliefslich Fachwissenschaftlichen sieht auch dieser Band (ausgenommen die erwähnten wunderbaren Stammbäume, die in einer „Weltgeschichte" ihresgleichen suchen) verständigerweise gänzlich ab. Nicht wenige Stellen haben „aktuelle" Bedeutung, wie man zu sagen pflegt, z. B. die Schilderung der kolonialen Versuche und Eingriffe Europas in Afrika (S. 475—507), deren Schlufssatz — etwa vor einem Jahre geschrieben — noch heute, an Bismarcks Geburtstage, gilt: „Die Versuche der Engländer, durch Deportierung der Gefangenen nach Sankt Helena (Cronje) und nach Ceylon und durch eine planmäfsige Verwüstung des Landes den Widerstand ihrer zähen Gegner zu ersticken, haben das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreicht". Von dem in Westasien anhebenden Umschwunge heifst es (S. 388): „Der Kanal von Suez hat den Welthandel wieder in seine alte Bahn durch das Rote Meer geleitet; und schon sind es europäische Dampfer, die aus Indien und Persien die Pilger nach Mekka bringen. Von unendlich gröfserer Bedeutung für Westasien aber wird es sein, wenn erst der alte unvergleichliche Handelsweg vom Persischen Golfe nach den Häfen Syriens durch Erbauung einer Bahnlinie neu erschlossen sein und gleichzeitig von Konstantinopel aus durch Kleinasien der Schienenstrang den Euphrat erreicht haben wird. Dann wird ein neues Blatt in der Geschichte Westasiens beginnen; und wie einstmals siegt dann wieder der Ackerbauer über den Nomaden, das Schaffen über die Zerstörung".

Andere Stellen führen uns bis ins 4. Jahrtausend v. Chr. hinauf, als die Sumerer den Grund zur babylonischen Kultur legten und die Keilschrift erfanden. Die Sprache ist das einzige, was wir bis jetzt von ihnen kennen, aber auch das Wichtigste.

Denn das Sumerische hatte dieselbe Bedeutung bis dicht an die christliche Zeitrechnung hinan, wie später das Lateinische, es war also Gelehrten- und Kirchensprache. Der Einflufs der phönicischen Kultur im allgemeinen ist bei weitem nicht so hoch anzuschlagen, wie es nach den Berichten der Griechen gewöhnlich geschieht. Vielmehr sind wohl die Babylonier, in deren Lande der erste Ziegel gebrannt worden ist — eine der wichtigsten Thaten, die der Mensch auf Erden je vollbracht hat —, die Babylonier also sind die geistigen Lehrmeister des gesamten Vorderasiens gewesen. Vom neuen Geistesleben Irans unter den Ghaznawiden heifst es (S. 343): „Wohl ist Mahmud nicht der erste und der einzige, dessen Name über den Pforten des iranischen Dichterparadieses steht, wohl hat der bittere Spott des gröfsten seiner Sänger ihn schwer getroffen; dennoch wird ihm unvergessen bleiben, dafs unter seinem Schutze sich die ersten strahlenden Blüten persischer Dichtung entfalten durften und aus seinem Munde das erlösende Wort fiel, dessen Klang das alte iranische Heldenlied aus seinem Schlummer erweckte. — Aber wenn die iranische Dichtung jetzt mit frischer Kraft es unternahm, die uralten, in rauher Gestaltlosigkeit überlieferten Schätze in neue, edlere Formen zu schmieden und zu giefsen, so mufste sie gerechterweise bekennen, dafs sie nicht ohne Nutzen die Schule der Araber durchlaufen hatte und dafs sie die Fülle des Wohllauts und der Kraft, die ihren Ruhm über die Erde verbreiten sollte, der Vermählung iranischer Phantasie und Bilderpracht mit arabischer Klarheit und Schärfe verdankte. — In Firdusis Werk war das alte, einst bei Kadesia verlorene Reichsbanner des iranischen Volks wiedergewonnen, die geistige Einheit angebahnt und damit, wie es schien, auch der politischen der Weg geebnet“. Den Beschlufs dieser Proben möge folgende Betrachtung (S. 356 f.) bilden. „Das lähmende Entsetzen, das die Mordthaten der Assassinen in der ganzen Welt des Islams erregten, hat in neuester Zeit ein schwaches Gegenstück in dem Grauen gefunden, mit dem die Kulturvölker Europas den Unthaten der anarchistischen ‘Propaganda der That’ gegenüberstehen. In Wahrheit ist die Verwandtschaft zwischen Anarchisten und Assassinen gröfser, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Beiden Vertretern des politischen Meuchelmords ist die Grundlage absoluter sittlicher Gleichgiltigkeit gemein, die sich seltsamer Weise ausgezeichnet mit dem blinden Gehorsam gegenüber den geistig überlegenen Führern verträgt, dieselbe Nichtachtung des Lebens anderer wie des eigenen Daseins, die aus der planmäfsig von den Oberen geförderten Vernichtung aller Furcht und Hoffnung entspringt. Diese Eigenschaften, die sich bei den Anarchisten der Gegenwart im ganzen nur gelegentlich und zufällig zu ihrer Höhe entwickeln, wurden von den assassinischen Führern in systematischer Weise anerzogen“.

In Bezug auf Kenntnis der geschichtlichen Entwickelung aller Zeiten, der uralten wie der allerjüngsten, bietet also dieser Band die mannigfachste Anregung. Auch dem Unterricht an den höheren Lehranstalten wird er mittelbar und unmittelbar zu gute kommen können, wenn anders in unserer vertretungsreichen und kandidatenarmen Zeit nicht zu wenige Fachgenossen der nötigen Mufse zum Weiterarbeiten in ihrer Wissenschaft entbehren; dafs die Neigung dazu bei allen vorhanden ist, nehme ich zur Ehre unseres Standes als selbstverständlich an.

Von der kartographischen und bildlichen Ausstattung kann im allgemeinen dasselbe gerühmt werden, wie bei den früheren Bänden: sie ist des Bibliographischen Instituts durchaus würdig. Wir finden auch die Bildnisse von Barth, Schweinfurth, Livingstone, Stanley und — *last, not least* — Paulus Krüger. Unter den 7 farbigen Karten werden die Kultur- und Völkerkarten von Afrika besonders interessieren; auf die bildliche Darstellung des tanzenden Mangbattukönigs Munsa legt vielleicht mancher keinen grofsen Wert.

Am Schlusse meiner vorigen Besprechung erwähnte ich das Erscheinen einer englischen Übersetzung. Nach des Herausgebers freundlicher Mitteilung ist ihr Urheber nicht (wie ich gelesen habe) Lord Acton, sondern James Bryce M. P. — Hervorheben will ich schliefslich, dafs die Zahl der Mitarbeiter um drei gestiegen ist. Dem Unternehmen mufs in jeder Beziehung günstiger Abschlufs gewünscht werden.

Görlitz. E. Stutzer.

Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preufsen. Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von Paul Seidel. Berlin und Leipzig 1901, Giesecke & Devrient. 276 S. gr. 4. 20 *M.*

Der fünfte Jahrgang dieser vortrefflichen Zeitschrift kommt für die Leser dieser Zeitschrift zunächst durch die lehrreichen und interessanten Abhandlungen von Krauske „Vom Hofe Friedrich Wilhelms I." und von Koser „Die historischen Denkmäler in der Sieges-Allee des Berliner Tiergartens" (Fortsetzung: Gruppe XV —XXV) in Betracht. Friedrich Wilhelm I., der mit eiserner Hand alle Überbleibsel der ständischen Herrschaft beiseite schob und durch sein modernes Beamtentum eine Alleinherrschaft gründete, wie sie nicht einmal Ludwig XIV. besessen hat, gerade dieser scheinbar so eigenartige König erinnert vielfach an die alten „Betefürsten". Seine hausbackene Frömmigkeit wurde kaum von den neuen Gedanken berührt; gleich den Altvordern liebte er die derben Freuden eines waidgerechten, trunkfesten Landjunkers und besafs kein Verständnis für die Genüsse der verfeinerten Bildung; seine an sich wohlbegründete Sparsamkeit übertrug doch manch-

mal die Regeln eines Privathaushalts auf die Staatswirtschaft; wie ein gewissenhafter Eigentümer wollte er auch die geringsten Einzelheiten in seinem Reiche selbst kontrollieren und für alle Ereignisse die Verantwortung tragen. Je weiter wir in das Verständnis Friedrich Wilhelms eindringen, um so mehr erkennen wir, dafs viele Züge, die früher als die Launen eines unberechenbaren Willkürherrschers aufgefafst wurden, einen tieferen sittlichen Ursprung haben. Sie geben Zeugnis von dem inneren Kampfe, die Alleinherrschaft führen zu wollen und doch die alten patriarchalischen Formen zu bewahren. Auch das Familienleben des Königs ist von diesem Zwiespalt berührt worden. Trotz seiner zahlreichen Familie und seinem starken Freundschaftsbedürfnisse stand Friedrich Wilhelm, wie später sein grofser Sohn, in einsamer Höhe. Weder die Angehörigen noch die Generale, denen er sein Vertrauen schenkte, erfreuten sich eines bedeutenderen, dauernden Einflusses auf den König. Sogar sein bester Freund, der Fürst Leopold von Dessau, übte bei weitem nicht die tiefe Einwirkung aus, die ihm lange von Fernerstehenden zugeschrieben wurde. Bei aller Anerkennung der militärischen Kenntnisse und Verdienste des Fürsten hielt Friedrich Wilhelm doch streng darauf, auch auf diesem Gebiete „der Herr und König“ zu bleiben. Krauske bespricht in seiner ausgedehnten Abhandlung alle Verhältnisse bei Hofe in Militär und Civil. Wir möchten sein Urteil über das Tabakskollegium hervorheben. Friedrich Wilhelm glaubte in den zwanglosen Gesprächen mit den Offizieren, deren gesunden Menschenverstand er allem angelernten Wissen vorzog, am ersten über seine Zweifel aufgeklärt zu werden und Fingerzeige über Mifsstände in der Landesverwaltung zu empfangen. In gewissem Sinne sollte also auch das Tabakskollegium der geheimen Kontrolle dienen, die er über alle Behörden unterhielt. Aber wir dürfen trotzdem nicht den Depeschen glauben, die jene geheimnisvolle „Tabagie“ wie ein förmliches Konklave unverantwortlicher militärischer Ratgeber schildern. Im allgemeinen drehte sich die Unterhaltung überwiegend um militärische Dinge und die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens. Unter den Bildern der Siegesallee, die uns die kundige Feder des Generaldirektors der preufsischen Staatsarchive interpretiert, bebefindet sich Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg-Ansbach und Herzog von Jägerndorf. Er zählte zu den ersten Fürsten in Deutschland, die mit Nachdruck für die neue kirchliche Lehre eintraten. Er sagte zu Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg: „Herr, ehe ich von Gottes Wort abstünde, wollte ich lieber auf dieser Stelle niederknien und mir den Kopf abhauen lassen“. „Lieber Fürst“, antwortete der Kaiser in gebrochenem Niederdeutsch, „nicht Köpfe ab“ (vgl. L. v. Ranke, Sämmtliche Werke I 171). Auch die Gruppe XXI (Kurfürst Johann Georg mit Lampert Distelmeier und Rochus Graf zu Lynar)

ist von besonderem Interesse. Distelmeier hat als Kanzler Joachims II. und Johann Georgs die Richtung in sich verkörpert, in der sich zumal unter Johann Georg die brandenburgische Politik mit grofser Beharrlichkeit bewegte. Einvernehmen mit dem Kaiser und dem benachbarten kursächsischen Hofe und Festhalten an dem strengen Luthertum, das sich in der Konkordienformel gegen den Calvinismus schroff abschlofs, das waren die vornehmsten Gesichtspunkte dieser Politik. In der Staatsverwaltung hat der Kanzler den Kurfürsten bei den wirtschaftlichen Bestrebungen unterstützt, die Johann Georg den Beinamen des Oeconomus eingetragen haben. Für den Bau der Festung Spandau, der 1559 begann, hat Distelmeier nicht blofs die Deckung der Kosten von den Ständen erwirkt, sondern auch die geeigneten Ingenieure zu gewinnen gewufst. Für die Ordnung des Rechtswesens entwarf er eine Landeskonstitution und eine Kammergerichtsordnung. Zu den Beratern des Kurfürsten Georg Wilhelm gehörte Graf Adam zu Schwartzenberg (Gruppe XXIV). Die Überlieferung über diesen († 1641) erhielt ein Jahrhundert nach seinem Tode ihre Ausbildung in Friedrichs des Grofsen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg". Der königliche Verfasser stellt Schwartzenberg hin einmal als einen Verräter an der Sache Brandenburgs, des Kurfürsten Georg Wilhelm, als eine „Kreatur des Hauses Österreich", auf der andern Seite als den Bekämpfer der politischen Ansprüche der Landstände, welcher Steuern aus eigner Hand erhob und den Ständen nur noch das Verdienst blinder Unterwürfigkeit unter die Befehle des Hofes liefs. Die neuere Geschichtsforschung (vgl. Publikationen aus den preufsischen Staatsarchiven XLI und LIV) ist in ihrer Würdigung Schwartzenbergs hinsichtlich seiner Haltung den Ständen gegenüber zu demselben Ergebnis gelangt, hat dagegen seiner auswärtigen Politik eine Ehrenrettung zuteil werden lassen. Diese Politik, so wenig erfolgreich sie auch war, erscheint danach bestimmt durch die aufrichtige Überzeugung, dafs Brandenburg nur im engen Anschlufs an den kaiserlichen Hof seine Ansprüche auf Pommern gegen Schweden durchzusetzen vermöge.

Von dem sonstigen reichen Inhalt des vorliegenden Bandes mag hier der Aufsatz von Tschackert über Dorothea, die erste preufsische Herzogin, hervorgehoben werden. Diese wurde in Altpreufsen verehrt und geliebt wie einst in Thüringen die heilige Elisabeth. Ihrem Gemahl Albrecht war sie eine „Gehilfin", wie Gott sie einem Manne nur in Gnaden beschert. Der Ton der innigsten Liebe zu ihrem Gemahl klingt durch alle Briefe Dorotheas bis an ihr Lebensende. An Trübsal fehlte es dem hohen Paare nicht. Von dem „Englischen Schweifs", einer der Cholera ähnlichen gefährlichen Krankheit, wurde in Königsberg auch der Herzog und die Herzogin befallen. Der Augenblick war kritisch. Denn auf den zwei Augen Albrechts standen damals der junge

preufsische Staat und die eben eingerichtete evangelische Landeskirche Preufsens. „Moriatur dux Albertus, dicat Borussia: actum est" (stirbt der Herzog, so ist's mit Preufsen vorbei) schrieb damals der Königsberger Hofprediger Paul Spiratus. Aber die gütige Vorsehung rettete beide. Der Herzog stiftete aus Dankbarkeit gegen Gott das „grofse Hospital", das im Stadteile Löbenicht zu Königsberg noch heute in Segen steht. Und als er die Universität zu Königsberg gründete, liefs Dorothea von ihrem Leibprediger den nördlichen Teil des Kollegiumhauses, wo sich ein Studenten-Konvikt befindet, erbauen. Mannigfach und belehrend sind die übrigen Beiträge: de Bas schildert das Leben von Friederike-Luise-Wilhelmine, Prinzessin von Preufsen, Königin der Niederlande, und Schuster „eine brandenburgische Prinzessin auf dem siebenbürgischen Fürstenthrone". Fürst zu Eulenburg und Hertefeld bietet 15 Karikaturen vom Hofe Friedrichs des Grofsen, Menadier Schaumünzen der Hohenzollern-Herrscher in Brandenburg-Preufsen. Auf Grund seiner intimen Kenntnis der Quellen zur Geschichte der Königin Luise führt uns Bailleu Verlobung und Brautzeit derselben vor. Ein Turnier zu Ruppin 1512, der erste Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III, Handschriften, Stammtafeln, Prunkdosen, Ausstellungen werden erörtert, kleine Mitteilungen angefügt.

Wie die vorhergehenden Bände des Hohenzollern-Jahrbuches, so ist auch der vorliegende für den Unterricht durch die überaus reiche und geschmackvolle Illustrierung wertvoll. Die Hohenzollerngestalten, die das begeisternde Wort des Lehrers den Schülern vorführt, werden hier in guten Reproduktionen bedeutsamer Vorlagen auch dem Auge dargeboten, ebenso die berühmtesten Helfershelfer der Fürsten, auch zahlreiche Ortschaften und Kunstgegenstände, die mit deren Regierung zusammenhängen. Solche Abbildungen, etwa in Schaukästen während der Pausen ausgestellt, werden ihres Eindruckes auf unsere Jugend nicht verfehlen. Dafs der Lehrer auch aufserhalb der Bedürfnisse des Unterrichtes eine Fülle der Belehrung aus dem umfangreichen Bande schöpfen kann, sei hier nur kurz angedeutet. Die gesamte äufsere Ausstattung ist vorzüglich und entspricht der Gediegenheit des Inhaltes.

Mühlhausen in Th. Eduard Heydenreich.

Emil Stutzer, Hilfsbuch für geschichtliche Wiederholungen an höheren Lehranstalten. Mit Zahlenkanon für mittlere Klassen und verschiedenen Anhängen. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 100 S. 8. kart. 1,20 *M.*

Wenn ich bekenne, dafs ich für meine Person beim Geschichtsunterricht auf keiner Stufe je ein dringendes Bedürfnis nach einem besondern Hilfsbuch für Wiederholungen empfunden

habe, so will ich damit natürlich nicht behaupten, dafs es andern von Rechts wegen ebenso gehen müfste und dafs ein derartiges Hilfsmittel nicht in der Hand eines geschickten Lehrers sehr gute Dienste leisten könnte. Vielmehr kann ich mir das sehr wohl denken, und wenn ein solches Buch, wie das vorliegende, zugleich für die mittleren und oberen Klassen bestimmt und eingerichtet ist, so bietet es dem Lehrbuch gegenüber, das samt den ihm etwa angehängten Tabellen beim Übergang von der Mittel- zur Oberstufe wechselt, allerdings einen Vorteil. Darauf weist der Verfasser unseres mit grofser Umsicht und Sachkenntnis verfafsten Hilfsbuchs im Vorwort zur 2. Auflage selbst hin; es thut, meint er, „wenn die Klagen über geringe Kenntnisse in der Geschichte verstummen sollen, ein Hilfsmittel not, das durch alle Klassen den Schüler begleitet (so verknüpfen sich die geschichtlichen Vorstellungen mit einem nie veränderten örtlichen Gedankenbilde), das ein stetes Ineinandergreifen des Unterrichts ermöglicht und dessen ganzer Inhalt wirklich zum völligen geistigen Eigentum und dauernden Besitz werden kann". Über die Einrichtung des Buchs im einzelnen hat bereits Max Hoffmann in der Anzeige der 1. Auflage in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1894 S. 403 f.) berichtet. Wenn er dort das Bedenken geltend macht, dafs der Verfasser dem Schüler öfter das Lernen nicht erleichtere, sondern vielmehr erschwere, wenn er aus Furcht vor Überbürdung auch sehr wichtige Ereignisse — z. B. im peloponnesischen Kriege — ohne Zahlen anführe, so kann ich dem nicht widersprechen, und der Verf. selbst ist in der neuen Auflage diesem Bedenken bis zu einem gewissen Grade auch schon gerecht geworden. Sonst hätte ich, von später zu erwähnenden Einzelheiten abgesehen, als störend noch hervorzuheben, dafs der Verf., der es meist trefflich versteht, die Hauptsache kurz, scharf und klar hervorzuheben, doch mitunter mit wenigen Worten allzuviel sagen will und die Dinge zu sehr zusammendrängt, so dafs es dem Schüler recht schwer werden mufs, sich schnell eine wirklich deutliche Vorstellung von dem, was ihm geboten wird, zu machen. Ich erwähne in dieser Beziehung S. 10: „Philipp nimmt Amphipolis und Pydna, giebt Potidäa an das mit ihm verbündete Olynth, zerstört Olynth trotz Athens Hilfe, schliefst mit Athen Frieden" u. s. w.; S. 63: „Österreich, mit Rufsland verbündet (formell defensiv), sucht das mit Frankreich in einen See- und Kolonialkrieg verwickelte England gegen Preufsen zu gewinnen. England aber schliefst mit Preufsen einen Neutralitätsvertrag. Nun verbündet sich (formell defensiv) Frankreich mit Österreich und opfert die preufsische Allianz, wie Österreich die englische"; S. 81: „Die Hannoveraner, anfangs siegreich, kapitulieren bei Langensalza" (diese Fassung verführt zu der Ansicht, dafs Schlacht und Kapitulation auf einen Tag fallen). Der Verf. bittet im Vorwort zur 1. Auflage ausdrücklich, „nicht für Ungenauigkeit zu halten, was

nur aus dem Streben mit wenig Worten möglichst deutlich zu sein hervorgegangen ist"; aber die Deutlichkeit scheint mir eben an solchen Stellen sehr gelitten zu haben. Sie sind indes ziemlich selten. Im ganzen ist ebenso wie die sorgfältige und wohldurchdachte Auswahl des Stoffs für die mittleren wie für die oberen Klassen auch seine Anordnung sehr zu rühmen, und wenn der Verf. ebenfalls im Vorwort zur 1. Auflage hervorhebt, dafs er besonders auch danach gestrebt habe, das „geistige Band" zwischen den einzelnen Ereignissen herzustellen, so ist ihm dies — und bei einem derartigen Buch ist das nicht leicht — meist trefflich gelungen. Auch die zusammenfallenden Rückblicke verdienen alles Lob.

Als besondere Vorzüge der neuen Auflage seien hervorgehoben die Zusammenstellung der früher verstreuten Thatsachen aus der brandenburgisch-preufsischen Geschichte bis 1656 auf S. 59 ff. und die ganz neue, sehr dankenswerte Übersicht über den inneren Ausbau des preufsischen Staates (Anhang II C). Auch sonst sind die recht zahlreichen Zusätze, die besonders die alte Geschichte betreffen, fast durchweg zu billigen. So sind die abschliefsenden Rückblicke vielfach vervollständigt (S. 14. 22. 23 u. s. w.); an manchen Stellen sind wichtige historische Ereignisse neu aufgenommen, so S. 19: „63 Cicero unterdrückt die Verschwörung des Catilina"; S. 20: „49 Cäsar überschreitet den Rubico und beginnt den zweiten Bürgerkrieg"; S. 22: „68 Nero stirbt" und „166—180 Mark Aurel kämpft gegen die Markomannen". Auch damit kann man sich nur einverstanden erklären, dafs jetzt z. B. für die Schlachten bei Heraklea und Asculum, bei Thapsus und Munda, im Mittelalter für die Regierung Ludwigs des Frommen und der folgenden ostfränkischen Herrscher die Zahlen gegeben sind. Auch bei Bismarcks Rücktritt fehlt die Zahl jetzt nicht mehr, und mit Jahr und Datum seines Todes schliefst das Buch ab.

Auch wo der Verf. Jahreszahlen gestrichen hat (z. B. bei der Landung des Regulus in Afrika), kann man ihm meistens zustimmen; indes erscheint es mir nicht als eine Verbesserung, dafs jetzt bei der Übernahme der Diktatur durch Sulla das Jahr fehlt, dafür aber sein Todesjahr hinzugesetzt worden ist. Eine ganze Reihe von Zusätzen finden sich auch in den Anhängen. Dafs hier die Übersicht über den inneren Ausbau des preufsischen Staates neu hinzugekommen ist, ist schon erwähnt, auch die Zusammenstellung der vaterländischen Gedenktage ist neu, und in Anhang III sind die recht geschickt ausgewählten leitenden Gesichtspunkte für gruppierende Gesamtwiederholungen um 38 Nummern erweitert. So ist, um nur einiges zu erwähnen, hinzugefügt Nr. 36: „Äufsere Gefahren als Quelle nationaler Gröfse", Nr. 37: „Tanzplätze des Ares" (warum so gesucht ausgedrückt?), Nr. 50: „Die wichtigsten Verkehrs- und Handelswege",

Nr. 74: „Einflufs der Lage eines Landes auf die Bewohner“ u. s. w. Auch die „Denksprüche“, die ebenfalls zu gruppierenden Wiederholungen benutzt werden sollen, sind vermehrt.

Wenn ich nun noch auf manche Einzelheiten hinweise, die meiner Meinung nach beseitigt werden müfsten, so ist es wohl überflüssig, noch besonders zu betonen, dafs ich damit das Buch in keiner Weise herabsetzen will. Denn es ist ganz undenkbar, dafs ein nur halbwegs sorgfältiger Rezensent in einem Buch von der Art des vorliegenden nichts zu erinnern finden sollte. Auf S. 6 wird behauptet, Miltiades sei in der Schuldhaft gestorben. Das kann richtig sein; aber erwiesen ist es durch nichts, und Herodot sagt nichts davon. Deshalb beschränken sich jetzt auch die Lehrbücher mit Recht fast alle darauf, anzugeben, dafs Miltiades kurz nach seiner Verurteilung zu der hohen Geldstrafe und ehe er sie bezahlen konnte, an seiner Wunde gestorben sei. Wenn auf S. 21 Princeps geradezu als Titel des römischen Kaisers bezeichnet wird, so geht das wohl zu weit. Auf S. 24 wird von den drei Ständen der Germanen der Urzeit: Unfreien, Hörigen und Freien gesprochen. Dem gegenüber ist zu bemerken, dafs die Hörigen dem gemeingermanischen Rechte unbekannt gewesen und es den Ostgermanen auch in späterer Zeit geblieben sind; die Entstehung des Hörigkeitsverhältnisses bei den Westgermanen ist wohl nur auf ihre Berührung mit Kelten und Römern zurückzuführen. Auf S. 26 steht: „c. 445 Zug der Angeln und Sachsen nach Britannien. Sie gründen die angelsächsische Heptarchie“. Diese Feststellung verleitet den Schüler zu einer unhistorischen Annahme; in Wirklichkeit ist doch erst ganz allmählich eine Reihe kleiner germanischer Staaten dort entstanden. Auf S. 36 lesen wir in auffallendem Widerspruch zur Fassung der vorigen Auflage, im Jahre 1180 sei aufser Steiermark auch Tirol selbständiges Herzogtum geworden. Worauf gründet sich diese Behauptung? — Irreführend ist es, wenn S. 41 von der Hansa (warum nicht Hanse?) erklärend gesagt wird: „ursprünglich Genossenschaft deutscher Kaufleute in Wisby auf Gotland, dann im Stahlhof‘ — richtiger Stalhof, vom Stalen = Prüfen der Tuche — „zu London“. Weder ist der Name Hanse in Wisby, wo allerdings die älteste Verbindung deutscher Kaufleute im Ausland bestand, zuerst für eine derartige Vereinigung gebraucht worden (vielmehr in London), noch ist der Hansebund als solcher aus der Genossenschaft auf Gotland hervorgegangen; vielmehr verdankt er seine Entstehung zwei ursprünglich von einander ganz unabhängigen Dingen, nämlich einmal allerdings jenen Vereinigungen deutscher Kaufleute im Auslande, aber ebensowohl auch den Bündnissen und Einigungen norddeutscher Städte unter einander. Zu S. 43 ist zu bemerken, dafs die Einteilung des Reichs in 10 Kreise nicht aus dem Jahre 1495 stammt; vielmehr wurden erst 1500 6 Kreise eingerichtet, zu denen dann 1512 auf dem Kölner Reichstag noch 4 weitere

(der österreichische, burgundische, kurrheinische und obersächsische) kamen. Nach S. 49 müfste man annehmen, dafs Karl V. im Augsburger Interim den Protestanten dauernd Laienkelch und Priesterehe gewährt habe; das Interim war aber doch nur eine „Erklärung, wie es der Religion halber im heiligen Reich bis zu Austrag des gemeinen Concilii gehalten werden soll“. Ebenso verleitet zu einer unrichtigen Ansicht der Satz S. 52: „Karl I. ... mufs die Bitte um Recht ... bewilligen, regiert dann aber ohne Parlament“. Das that er nur bis 1640. Wenn der Verf. dann behauptet, Friedrich Wilhelm I. habe das preufsische Heer begründet, so wird er dem Grofsen Kurfürsten nicht gerecht. — Bayern trat nicht, wie man nach S. 75 annehmen müfste, erst nach der Leipziger Schlacht zu den Verbündeten über. Marx, von dem S. 80 nur gesagt wird: „Marx in London lehrt den Kommunismus und tritt an die Spitze der Internationalen Arbeiterassoziation“, sollte doch vor allem als der eigentliche Vater unsrer heutigen Sozialdemokratie bezeichnet werden.

Was den Ausdruck betrifft, so habe ich nur ganz wenig Ausstellungen zu machen. Auf S. 14 steht: „Einsetzung des Prätor“, S. 25: „infolge Übervölkerung“ (doch wohl besser von Übervölkerung), S. 32: „nach Aussterben“; so fehlt öfter der Artikel, wo er kaum fehlen darf, z. B. auch S. 40 „um Erblichkeit der Krone zu erlangen“. Einzelne Fremdwörter liefsen sich noch beseitigen. Druckfehler habe ich nicht gefunden, wenn ich nicht das th als Druckfehler bezeichnen soll, das sich statt des t noch überall findet (S. 10 „thatenscheu“; S. 41, 44, 50, 55 „thatsächlich“ u. s. w.), obwohl im Vorwort versichert ist, die neuste deutsche Rechtschreibung sei berücksichtigt. In Bezug auf die Anwendung von z und c, von grofsen und kleinen Anfangsbuchstaben ist nicht überall folgerichtig verfahren — vgl. Prinzeps, Prinzipal (S. 21), aber tribunicisch (S. 19); Schwarzes Meer (S. 4. 25), aber weifser Berg (S. 52), goldene Bulle (S. 41); Vereinigte Staaten (S. 66) und Vereinigter Landtag (S. 77), aber vereinigte Niederlande (S. 76) —, aber ich weifs aus eigener Erfahrung, wie unendlich schwer es ist, hier immer das Richtige zu treffen; selbst die weitherzige Vorschrift des amtlichen Regelbuchs: „In zweifelhaften Fällen schreibe man mit kleinen Anfangsbuchstaben“ hilft nicht über alle Bedenken hinweg.

Alle die kleinen Ausstellungen, die ich gemacht habe, haben den grofsen Vorzügen des Buchs gegenüber recht wenig zu bedeuten; ich kann es allen, die das Bedürfnis nach einem derartigen Hilfsmittel haben, nur nochmals warm empfehlen: es braucht den Vergleich mit keinem ähnlichen Werk zu scheuen; ich wenigstens wüfste kein besseres zu nennen.

Berlin. R. Lange.

Adolf Pahde, Erdkunde für höhere Lehranstalten. II. Teil. Mittelstufe, erstes Stück, mit 8 Vollbildern und 3 Abbildungen im Text. III. Teil. Mittelstufe, zweites Stück, mit 8 Vollbildern und 6 Abbildungen im Text. Glogau 1900 und 1901, C. Flemming. V u. 130 S. 8. 1,80 ℳ und V u. 169 S. 8. 2,40 ℳ.

Der 1899 erschienenen Unterstufe, die allgemein günstig aufgenommen worden ist, haben sich in ungefähr Jahresfrist zwei weitere Bände angeschlossen. Der erste derselben enthält die Geographie von Europa aufser Deutschland und ist für die Klassen Quarta und Untersekunda bestimmt, der zweite enthält neben einer kleinen Meereskunde die Geographie der aufsereuropäischen Erdteile und der deutschen Kolonieen, umfafst also das Pensum der Untertertia. Die methodischen Grundsätze sind unverändert geblieben und trotz der durch die fortschreitenden Klassenstufen bedingten Modifikationen folgerichtig angewandt, so dafs in dieser Hinsicht die Fortsetzungen ebenso gelungen sind wie der Anfang. Zu den erwähnten Modifikationen gehört zunächst die strengere Gliederung und Trennung des Stoffes. Während auf der Unterstufe nach Supans Vorbild die Geographie Deutschlands ohne Unterscheidung zwischen physischer und politischer Seite behandelt wird, ist hier im Anschlufs an einen Überblick der Entdeckungsgeschichte die Reihenfolge: Lage, Küsten, Gröfse — Bodengestalt und Gewässer — Klima und Erzeugnisse — Bevölkerung, Geschichtliches — Staaten- und Ortskunde — festgehalten. Die geographische Einheit, die in dieser Weise behandelt wird, ist im ersten Stücke ein europäischer Staat, der, von unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, hier im ganzen mit einem natürlichen Raum zusammenfällt, im zweiten Stücke bilden die Erdteile diese Einheit, wobei selbstredend Nord- und Südamerika auseinandergehalten werden. Nur bei Asien ist mit gutem Grunde abgewichen, indem hier vier solcher Einheiten gebildet sind. Ob das nicht auch anderswo angebracht wäre? Die Behandlung und Darstellung zeugt von grofser Sorgfalt und Sachkenntnis, die Auswahl ist im ganzen gelungen. Trotz dieses Umstandes, und wiewohl die leitenden methodischen Grundsätze allgemein gebilligt werden dürften, werden gegen das Buch auch manche Bedenken zu erheben sein. Das schwerste erblickt Ref. trotz sorgfältiger Stoffauswahl in der noch immer grofsen Menge desselben, die durch die hier fast schon übermäfsig vielen Anmerkungen, die in einem Schullehrbuche doch etwas ungewöhnlich erscheinen, noch stark gesteigert wird. Eine gründliche Aneignung des gebotenen Stoffes dürfte selbst auf realen Anstalten nicht möglich sein, geschweige denn auf gymnasialen, eine Sichtung desselben von Seiten des Lehrers ist schon durch den gleichmäfsigen Satz des Textes ausgeschlossen. Thatsächlich enthält das Buch Sachen, die mit der Geographie absolut nichts zu thun haben. Dafs ein Staat stark verschuldet ist, steht doch in keinem nachweisbaren Zusammenhang mit seinem Klima oder seiner

Oberflächengestaltung. Und wenn man liest, dafs bei manchen Staaten deshalb eine Kontrole auswärtiger Mächte besteht, so fühlt man sich beinahe enttäuscht, dafs nichts über den Kurs der Anleihen mitgeteilt und die heranwachsende Jugend vor dem Ankauf schlechter Papiere gewarnt wird. In dieser Hinsicht ist vieles hineingenommen, was besser draufsen geblieben wäre. Alle Einzelheiten dieser Art können hier nicht angeführt werden, es mufs bei einem allgemeinen Hinweis bleiben; indes ein Fall mag doch erwähnt werden. Bei Frankreich wird S. 44 erwähnt, dafs seit dem 17. Jahrhundert das Französische die internationale Diplomatensprache ist. Dagegen ist nichts zu sagen, aber die dazu gehörende Anmerkung: „Dies kann uns recht sein, da nun bei völkerrechtlichen und andern gemeinsamen Abmachungen Deutschland (Allemagne) nach dem Alphabet stets an erster Stelle genannt wird", mufs doch starke Bedenken erregen. Wenn also der Inhalt auf seine Beziehungen zur Geographie für die nächste Auflage streng gesichtet würde, so würde eine erhebliche Verminderung des Umfanges und damit — last not least — eine ebenso erhebliche Verbilligung des Preises eintreten; denn jedes Jahr fast 2 Mark für ein wenn auch treffliches Geographiebuch auszugeben, ist für die Eltern unserer Schüler doch eine starke Zumutung. Immerhin sei das Buch der Beachtung der Fachkollegen empfohlen!

Pr.-Friedland. A. Bludau.

---

1) H. C. E. Martus, Mathematische Aufgaben zum Gebrauche in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Aus den bei Reifeprüfungen an deutschen höheren Schulen gestellten Aufgaben ausgewählt und mit Hinzufügung der Ergebnisse (IV. Teil) zu einem Übungsbuche vereinigt. Dritter Teil: Aufgaben. Vierter Teil: Ergebnisse der Aufgaben des III. Teils. Dresden und Leipzig 1901, E. A. Koch. 172 S. bezw. 182 S. 8. je 4 *M*.

Die Entstehungsgeschichte der vortrefflichen Martusschen Sammlung ist bekannt und ist auch dem wesentlichen Zuge nach aus dem Titel ersichtlich. Das Buch hat seit dem Jahre 1865 in 10 Auflagen weite Verbreitung gefunden. Der Verf. hat nach Einführuug der Lehrpläne 1892 den Jahrgang Ostern 1895 ganz durchgemacht und daraus 1634 Aufgaben aufgeschrieben. Das Durchsehen dieser Jahresberichte zum Stellen der Aufgaben auf die engere Wahl erforderte zwei Jahre und das Ausführen und Sichten der aufgeschriebenen Aufgaben noch zwei Jahre.

Zum leichteren Auffinden einer Aufgabe ist zweckmäfsige Einrichtung getroffen; besonders einfache Aufgaben sind mit einem Stern, schwierige mit einem Kreuz neben der Nummer bezeichnet. Auch findet sich die treffliche Einrichtung, für Klassenarbeiten dem Lehrer Zusammenstellungen von Aufgaben mit annähernd gleicher Schwierigkeit bereit zu halten.

Besondere Hervorhebung verdient, dafs die Aufgaben „wahr und vernünftig“ sind. Die Höhen- und Entfernungsbestimmungen sind zum Teil aus der Praxis hervorgegangen.

Von der Gediegenheit des Buches kann im übrigen nur eine genaue Durcharbeitung die entsprechende Vorstellung geben. Der Berichter beschränkt sich darauf, einige Einzelheiten hervorzuheben.

S. 3 und 4 befinden sich mehrere Aufgaben, welche Verhältnisse der Dreieckswinkel behandeln, eine Klasse, die der Ref. auch in seinen 100 Aufgaben erwähnt hat und welche wohl nicht so bekannt ist, wie sie es verdient. Wenn S. 11 Nr. 1594 die Mittellinien gegeben sind und nach den Winkeln gefragt wird, unter welchen sie sich scheiden; wenn daselbst Nr. 1600 nach den 4 Teilen eines Winkels fragt, welche Höhe, Winkelhalbierende und Mittellinie bestimmen, so sind das zwar leichte, aber sicher auch hübsche Aufgaben. S. 21 Nr. 1695 wird eine annähernde Dreiteilung des Winkels behandelt, S. 24 Nr. 1718 die Bestimmung eines von 3 sich berührenden Kreisen begrenzten Flächenstücks. S. 26 Nr. 1731 werden feindliche Schanzen vom Luftballon aus beobachtet. Die Snelliussche Aufgabe — hoffentlich dringt diese richtige Namengebung durch — führt zu drei schönen Beispielen. Nicht verständlich ist das Vorkommen der Bezeichnung $\sqrt{-1}$ neben dem allgemein durchgedrungenen Gaufsischen i. Sehr hübsch ist S. 34 Nr. 1758 die Zickzacklinie im Halbkreise und S. 58 Nr. 1945 ein birnförmiger Umdrehungskörper mit bemerkenswertem Schlufsergebnis. Selbst die Riesentanne (Sequoia gigantea) Kaliforniens mufs zu einer leichten, aber interessanten Aufgabe beisteuern. Viele schöne und gediegene Aufgaben spendet die Kugel, besonders das Kugeldreieck, wobei auch — mit Recht! — die mitteleuropäische Zeit ausführlich erklärt wird. Die Verdeutschungen Vorzahl, Freiglied, Eigengewicht werden vielfach Anklang finden. Ob auch Abschlufs - Determination? Nicht einverstanden ist der Ref. mit einer Bemerkung S. 81 über „Klammer mal Quadratwurzel“. Endlich dürfte die Aufgabe S. 103 Nr. 2280 ihr Kreuz verlieren, wenn der Wortlaut eine bessere Fassung erhielte.

Das Buch verdient in jeder Hinsicht die wärmste Empfehlung.

2) Max Simon, Analytische Geometrie des Raumes. I. Teil: Gerade, Ebene, Kugel. II. Teil: Die Flächen zweiten Grades. Sammlung Schubert Bd. IX und XXV. Leipzig 1900 und 1901, Goeschen. geb. 4 M und 4,40 M.

Der Inhalt beider Bändchen ist trotz der verhältnismäfsig geringen Seitenzahl 152 und 176 ein sehr reichhaltiger und, wie sich bei dem Verf. von selbst versteht, wissenschaftlich einwandfrei, in zum Teil geistvoller Eigenart und für den Anfänger in nicht zu schwieriger Darstellung gegeben. Der erste Teil enthält 35, der zweite 29 Figuren, die, ein besonderer Schmuck des Werkes, zum Teil in geradezu künstlerischer Vollendung gestaltet

sind. Inhaltlich zerfällt der erste Teil in 6 Abschnitte, mit den Überschriften: Koordinaten, Ebene und Gerade, Der lineare Komplex, Das Dualitätsprinzip, Die Koordinatentransformation, Die Kugel. Der zweite Teil zählt 8 Abschnitte mit den Überschriften: Die Flächen zweiten Grades und zweiter Klasse in allgemeiner Behandlung, Die Reyeschen Achsen, Die uneigentlichen Flächen zweiten Grades in allgemeiner Behandlung, Dieselben in spezieller Behandlung, Die Paraboloide, Die Reyeschen Achsen der Paraboloide, Die Kubatur der Flächen zweiten Grades. Im einzelnen mag noch folgendes erwähnt werden. Schon im ersten Abschnitte des ersten Teils finden wir viele anregende Aufgaben erledigt, die ein starrer Systematiker an viel späterer Stelle suchen würde. So finden wir S. 16 den sphärischen Radius des Umkreises eines gleichseitigen sphärischen Dreiecks, S. 18 den sphärischen Kosinussatz. Ebenso wird S. 49 im zweiten Abschnitt der Abstand zweier Geraden ermittelt. Nachdem die Sätze von Menelaus und Ceva in Abschnitt IV S. 91 auch für die Kugel bewiesen sind, folgt S. 93 die Einführung der Weierstrafs-Killingschen Koordiuaten, wodurch am klarsten wird, wie vollkommen „die Übereinstimmung zwischen der analytischen Sphärik und der Planimetrie" ist. Auf die interessanten Ausführungen des letzten Abschnittes kann hier nur kurz hingewiesen werden; wir erwähnen den linearen Kugelkomplex und die Inversion.

Der zweite Teil beginnt mit der homogenen Gleichung G zweiten Grades für 4 Variable; ihre Bestimmtheit wird genau untersucht. Interessante Aufgaben schliefsen sich an, von denen wir S. 8 die Fläche hervorheben, welche von einer beweglichen Geraden erzeugt wird, die beständig drei sich kreuzende feste Gerade schneidet. Dann folgt Polare und Determinante der Form G, die Einteilung der Flächen, Pol, Polare, Centrum, endlich am Schlusse des ersten Abschnitts Geradlinige Quadriks, wobei auch die Herstellung eines Fadenmodells erwähnt wird. Aus dem vierten Abschnitt heben wir besonders § 18 „Ausgezeichnete Schnitte" hervor; § 20 behandelt die Brennpunktseigenschaften der centralen Flächen zweiten Grades, insbesondere auch die sogenannten elliptischen Koordinaten. Im folgenden Abschnitt begegnen wir wieder den Kreisschnitten § 21, S. 126, auf welche schon § 18 geführt hatte. An dieser Stelle erfahren sie eine eingehende Behandlung. Desgleichen werden hier die „fälschlich so genannten" Sätze des Apollonius nochmals aus § 5 aufgenommen und erledigt. § 23 behandelt das einschalige Hyperboloid, dem mehrere schöne Figuren gewidmet sind, darunter eine dem Asymptotenkegel. Auch dieser giebt Anlafs zu einem Rückblick auf § 19. Die folgenden Paragraphen sind dem doppelschaligen Hyperboloid und den Paraboloiden gewidmet, wobei wieder die schönen, plastisch wirksamen Figuren gebührend hervorgehoben seien. Den Schlufs bildet die Kubatur, die freilich eine versteckte,

— in Simons Darstellung nicht unangenehm versteckte — Integration ist. Es mag noch hervorgehoben werden, dafs ich der Ansicht des Verf.s beitrete, die Ableitung der Simpsonschen Regel sei nicht einfacher als die direkte Kubatur.

Möge der gehaltvollen Arbeit der verdiente Beifall nicht fehlen!

Köln. K. Schwering.

Johann Kleiber, Lehrbuch der Physik für humanistische Gymnasien. Mit zahlreichen Figuren und Übungsaufgaben. München 1901, R. Oldenbourg. VIII u. 270 S. 8. geb. 3 ℳ.

Der Verfasser hat vor nicht langer Zeit ein Lehrbuch der Physik für realistische Anstalten veröffentlicht. Die berechtigten Hoffnungen, dafs auch das Lehrbuch der Physik für humanistische Gymnasien in jeder Hinsicht eine gute und dankenswerte Arbeit des Verfassers bedeute, wurden nicht getäuscht. Kleiber hat uns mit einem Lehrbuch beschenkt, wie es für die humanistischen Gymnasien wohl ein Bedürfnis war. Der gut geordnete und im genauen Anschlufs an das in Bayern behördlicherseits vorgeschriebene Lehrpensum ausgearbeitete Stoff erleichtert dem Schüler die Aneignung sehr durch übersichtliche Gliederung und klares Hervorheben der wesentlichsten und wichtigsten Thatsachen. Wenn es für unsere Gymnasialschüler eines der wesentlichsten Momente im Unterricht bedeutet, dafs die wenigen Hauptsätze und Formeln der Physik klar und deutlich vor Augen treten (soll und kann doch unsere Gymnasialphysik, besonders bei unseren bayerischen Anstalten, im Gegensatz zu der an der Hochschule vorgetragenen, in der Hauptsache über einen propädeutischen, dem Schüler eine übersichtliche Darstellung der bedeutendsten und wichtigsten Thatsachen vermittelnden Unterricht nicht hinausgehen: gewissermafsen nur ein Gerippe bilden, in welches sich dann an der Hochschule der auch im einzelnen ausführlich behandelte Lehrstoff eingefügt), so erfüllt das vorliegende Lehrbuch seine Aufgabe wie nicht leicht ein zweites. Die Figuren sind äufserst durchsichtig gezeichnet und verwirren nicht, „wie es manchmal geschieht“, durch Nebensächlichkeiten. Auf den ersten Blick erhält man hier durch graphische Darstellung eine klare Anschauung der zu erklärenden Erscheinung bezw. ein vollständiges Bild des physikalischen Apparates. Wie wesentlich wird dadurch dem Lehrer und Schüler die Arbeit erleichtert!

Möge das Buch Lehrern und Schülern ein Freund und ein vielgebrauchter Begleiter im Physikunterricht an den Gymnasien werden!

Nürnberg. Hecht.

Paul Knötel, Illustrierte allgemeine Kunstgeschichte im Umrifs für Schule und Haus sowie zum Selbststudium. Mit 181 Abbildungen. Leipzig 1902, O. Spamer. I u. 258 S. 8. 6,50 M.

Zweck und Art des Buches sind mit dem Titel deutlich gekennzeichnet: es will in erster Linie durch die Illustration wirken, zu zweit zwar die Geschichte der Kunst aller Länder und Zeiten darstellen, aber nicht als umfassendes, bis in alle Details dringendes Werk, sondern nur in ihren Grundlinien und Hauptzügen die Entwicklung, welche die Kunst in ihren hauptsächlichsten Formen von den ältesten Zeiten an bis in die unsere genommen hat, kennzeichnen. Waren der Darstellung somit von vornherein Grenzen gezogen, so hat der Verfasser sich noch eine weitere Einschränkung insofern auferlegt, als er sein Buch „als Deutscher für deutsche Leser" geschrieben und daher neben der griechischen und italienischen der deutschen Kunst den hauptsächlichsten Platz eingeräumt hat.

Die zahlreichen Illustrationen des Werkes sind gut ausgewählt und trefflich gelungen, vielfach von grofser Schönheit. Dem Texte vorausgeschickt ist eine Einleitung, die kurz und übersichtlich die Entwicklung der einzelnen Kunstformen behandelt und sich über Begriff und Berechtigung absoluter und relativer, bezw. entwicklungsgeschichtlicher Beurteilung ausspricht. Von der Kunst des alten Ägyptens beginnend, stellt nun der Text selbst die Kunstübung in Vorderasien und Griechenland sowie die hellenistische und römische dar; die nächsten Abschnitte sind den kirchlichen Baustilen, den Leistungen des Islams, der deutschen und italienischen Kunst des Mittelalters und der Renaissance gewidmet. Übergehend zu den Geschmacksrichtungen des 17. uud 18. Jahrhunderts, schliefst das Werk mit der Darstellung des Klassicismus und der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts. Alle diese Zeiten sind in durchsichtiger und gefälliger Form behandelt; der Verfasser hat sich durchweg bemüht, gelehrte und schwer verständliche technische Ausdrücke fernzuhalten, wie er denn auch sein Buch in erster Linie nicht für Gelehrte und Kunstkenner, sondern für solche geschrieben hat, denen es an Zeit oder auch an der nötigen Vorbildung fehlt, gröfsere kunstgeschichtliche Werke durchzustudieren. Es will wesentlich orientierend wirken: diesem Zwecke entspricht es auch mit der oben angegebenen Beschränkung durchaus. Auch der Kenner und Fachmann wird es gern zur Hand nehmen, wenn es sich nicht gerade darum handelt, sich in Einzelheiten zu vertiefen, sondern gröfsere Zeitabschnitte in gedrängter Übersicht und im Zusammenhange zu überschauen. Die Ausstattung des Werkes ist, auch von den Illustrationen abgesehen, vortrefflich: Einband, Papier und Druck sind vorzüglich, Druckfehler finden sich höchst selten.

Neisse. Paul Hoppe.

1) Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Dresden am 28. und 29. September 1901. Leipzig 1902, R. Voigtländer. 218 S. 8. steif brosch. 1 *M*.

Im Dezemberheft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift (S. 797—802) war ausführlicher berichtet worden über eine Veröffentlichung der Hamburger „Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung". Die Fragen, welche in jenem Büchlein erörtert werden, haben im wesentlichen auch dem „Kunsterziehungstage" in Dresden vorgelegen, einer Versammlung von 250 Männern aus den Kreisen der Schulmänner, Künstler, Kunstfreunde, Museumsleiter und sonstiger Förderer der Volkserziehung. Auch Vertreter von 34 deutschen Staatsregierungen und Stadtverwaltungen waren erschienen. Lehrer höherer Lehranstalten waren nicht geladen worden. Man fafst bei diesen Kunsterziehungsbestrebungen, wie es scheint, zunächst nur die Volksschulen und deren Lehrer ins Auge. Ob das gut gethan ist, ist eine andere Frage. Auch für uns aber bietet der Bericht über diesen Kunsterziehungstag viel des Lehrreichen und Anregenden. Der Preis des schmucken Büchleins ist überdies ein so beispiellos billiger, dafs man auch jedem unserer Fachgenossen raten mufs, es zu kaufen. Man wird mit Freuden Kenntnis nehmen von dem begeisterten Streben aller Beteiligten, das Volk zur Kunst und durch die Kunst zu erziehen, und wird dabei auch für unsere höheren Schulen mancherlei lernen können. Dafs über einige wichtige Fragen auf dem „Kunsterziehungstage" noch keineswegs Einigkeit herrschte, darf nicht wunder nehmen. Inwieweit die Freunde der Pflege einer künstlerischen Bildung ihre Pläne werden gedeihlich verwirklichen können und welche Mafsnahmen hierzu als die besten sich erweisen werden, darüber müssen zunächst Versuche und Erfahrungen Aufschlufs geben.

2) Ludwig Volkmann, Die Erziehung zum Sehen. Leipzig 1902, R. Voigtländer. 48 S. kl. 8. 0,75 *M*.

Der Verfasser beklagt mit Recht, dafs die grofse Mehrzahl auch der Gebildeten kein Auge habe für die Schönheit von Form und Farbe an den uns umgebenden Dingen, ja auch an den Werken der Kunst. Teils sei man geradezu blind oder blöde; es fehle die Fähigkeit, „mit Bestimmtheit zu sehen", was doch vor Augen ist; teils mangle Empfindung und Empfänglichkeit für das Schöne; man „bleibe im Gegenstande stecken" und lasse über dem Interesse an Inhalt und Bedeutung der Objekte das an Form und Farbe allzu sehr verkümmern. Und doch sei auch in unserer alltäglichen Umgebung eine Fülle von Schönheiten zu sehen für den, dessen Auge sehen gelernt habe. Sehen lernen sei also die Hauptaufgabe, die sich zunächst Lehrer und Eltern stellen müfsten, um sich fähig zu machen, diese Kunst auch der heranwachsenden Jugend zu lehren. Das erlange man am ersten durch eigene Versuche im Zeichnen und Malen, sodann dadurch, dafs man sich gewöhne, die Dinge auch unter dem

künstlerischen Gesichtspunkt anzusehen und sich von dem Gesehenen Rechenschaft zu geben.

Der Verfasser führt in populärer Darstellung aus, was neuerdings auch anderwärts mit Recht vielfach ausgesprochen worden ist; sein Vortrag ist wohl geeignet, weitere Kreise darauf hinzuweisen, dafs sich selbst hoher Freuden beraubt, wer an den Dingen nur würdigt, was sie sind und bedeuten, ohne auch Form und Farbe an ihnen zu sehen, und ohne die Fähigkeit ist, sich an ihrem Anblick auch künstlerisch zu ergötzen. Was auf den ersten Seiten vom Wesen der „künstlerischen Bildung“ gesagt ist, erscheint nicht ganz klar. Dafs z. B. jemand, „der die Schulen und Meister auf tausend Meter mit einem Blick zu unterscheiden weifs“, dadurch noch keinen Anspruch habe, künstlerisch „gebildet“ zu heifsen, ist doch wohl eine etwas gewagte Behauptung. Die „Kunst zu sehen“ wenigstens, um welche es sich in dem ganzen Schriftchen handelt, mufs ein solcher doch wohl gelernt haben. Ob er trotzdem ein Pedant ist, ohne höheres poetisches und künstlerisches Empfinden, das ist eine Sache für sich.

Wittenberg. Heinrich Guhrauer.

Konrad Lange, Das Wesen der künstlerischen Erziehung. Ravensburg 1902, Otto Maier. 34 S. 8. 1,00 *M*.

Diese kleine Schrift leistet, was sie verspricht: sie belehrt über das, was wir „Kunsterzieher“ wollen, sie berichtigt die oft irregeleiteten und vom Übereifer verfälschte Auffassung, als ob es darauf abgesehen wäre, die Jugend in ihrer Masse zu Künstlern heranbilden oder den vorwiegend wissenschaftlichen Charakter unserer öffentlichen Bildungstätten zu Gunsten der Kunst zu beeinträchtigen. Es handelt sich nicht darum, wie das Rembrandtbuch forderte, die Wissenschaft durch die Kunst zu ersetzen, wohl aber darum, eine Verständigung und Vereinigung beider Äufserungen des geistigen Lebens herbeizuführen und damit eine Einheit unserer Geisteskultur zu erreichen. Die Kunst soll uns eine Ergänzung unserer übrigen Kultur bringen. Wie so einerseits vor Übertreibung und Verstiegenheit gewarnt wird, so wird andererseits mit allem Nachdruck die Notwendigkeit einer mehr künstlerischen Bildung betont. Diese soll kein Sport der Pädagogen sein, es handelt sich nicht um das Austüfteln einer logisch einwandfreien Methode nach den Grundsätzen dieser oder jener allein seligmachenden pädagogischen Schule, sondern Kunsterziehung sei Erziehung zur Kunst durch die Natur und durch die Kunst, sei die notwendige Ergänzung unseres gebrochenen und unvollkommenen Daseins, eine Vervollständigung unseres körperlichen und geistigen Lebens, damit das Sichausleben des ganzen Menschen ermöglicht werde, wie es das humanistische Bildungsideal fordert. Da jeder Mensch das Recht auf Kunst habe, so dürfte er auch

die Kunsterziehung fordern. Nur wenn jeder einzelne sich künstlerisch genufsfähig mache, könne sich unser Volksleben dauernd auf seiner vollen Höhe erhalten. Also nicht Kunst statt Wissenschaft, sondern Kunst und Wissenschaft sei in Zukunft die Losung. Das ist alles klar, besonnen, mafsvoll und der wahre Ausdruck dessen, worauf die moderne starke Bewegung hinaus will. Auch die Mittel, die Lange zur Erreichung dieses Zieles vorschlägt, halte ich für die richtigen. Der Schwerpunkt liegt im Zeichenunterricht. Jüngst ist ein Aufsatz von mir in den Neuen Jahrbüchern erschienen, in dem ich denselben Gedanken ausgeführt habe. Zeichnen und immer wieder zeichnen, darauf mufs unsere Hoffnung für einen weitgreifenden künstlerischen Aufschwung unseres Volkes beruhen. Auf die methodischen Wege, die von Lange empfohlen werden, brauche ich hier nicht einzugehen. Sie halten sich frei von Extravaganzen und scheinen mir auf Grund eigener praktischer Erfahrungen durchaus empfehlenswert. Es giebt gewifs verschiedene Wege, die zum Ziele führen, und Lange ist der letzte, der einen starren Formalismus fordert. Giebt man aber erst der neuen Strömung freie Bahn, dann wird die Praxis schon zur Durcharbeitung geeigneter Methoden führen. Das ist also noch eine cura posterior. Erst schaffe man für den Zeichenunterricht auf unseren höheren Schulen die ihm zukommende Bedeutung und Wirksamkeit!

Ich hoffe, dafs diese kleine Schrift mit zur Klärung der Ansichten beitragen werde. Konrad Lange darf an sich darauf rechnen, dafs ihm als einem der anerkanntesten Rufer im Streite Gehör geschenkt werde.

Steglitz. Ludwig Gurlitt.

Zu dem Bericht über die Müller-Kutnewskysche Sammlung im Mai-Heft dieses Jahrganges.

Die Besprechung des 2. Teils unserer Aufgabensammlung in der Mai-Nummer dieser Zeitschrift enthält einige Bemerkungen, die mich zu einer Entgegnung zwingen. Wer ein so umfangreiches Werk, wie es unsere Sammlung ist, in die Welt hinausschickt, mufs darauf gerüstet sein, dafs es auch Widerspruch findet, und wird in der Annahme, dafs das Werk noch Mängel besitzt, aufmerksam auf jede Kritrik lauschen, die sachlich ist und vorhandene Mängel aufdeckt. Auch damit mufs der Verfasser rechnen, dafs seine Absichten mifsverstanden werden; allein auf Auslegungen, die gegen Verfasser und Verleger schwere Vorwürfe enthalten, wird er im allgemeinen nicht vorbereitet sein.

Nachdem der Herr Berichterstatter das Verhältnis der Ausgaben A und B zueinander (wäre es nicht sachgemäfser gewesen, zu untersuchen, ob jede für die Anstalt sich eignet, für die sie bestimmt ist?) besprochen hat, macht er darauf aufmerksam, dafs die Ausgabe A eine Reihe von Abschnitten enthält, welche bereits im ersten Teil stehen, und fügt die Bemerkung hinzu: „Von den Verfassern wird diese Thatsache **stillschweigend** übergangen“.

Die weiteren, an diese Stelle geknüpften Auslassungen bitte ich die Leser in der Mai-Nummer dieses Jahrganges nachlesen und damit die folgenden, aus den Veröffentlichungen der Firma B. G. Teubner entnommenen Erklärungen vergleichen zu wollen.

1. Im September 1901 wurde eine den Teil II der Sammlung betreffende Zuschrift an die Herren Mathematiklehrer verschickt, in der es heifst: „In die Gymnasial-Ausgabe werden, den neuen Lehrplänen entsprechend, die leichteren Gleichungen 2. Grades mit mehreren Unbekannten, der erste Teil der trigonometrischen Aufgaben und der erste Teil der stereometrischen Aufgaben aus Teil I, Ausgabe A, herübergenommen. Diese sowie die Aufgaben aus der Reihenlehre **werden künftig aus der Gymnasial-Ausgabe des ersten Teils fortbleiben.**

2. In der No. 3/4 der Teubnerschen Mitteilungen (Okt. 1901) steht: In der Stoffumgrenzung schliefst sich die Sammlung bei jeder der beiden Ausgaben eng an die neuen Lehrpläne an und enthält den Übungsstoff der Klassen OII bis OI. Die Abschnitte, welche hierzu aus dem ersten Teil mit herübergenommen werden **mufsten,** werden bei Neuauflagen desselben in den entprechenden Ausgaben fortbleiben.

3. Im November 1901 wurde von der Firma B. G. Teubner an die Herren Fachkollegen ein Anschreiben geschickt, das auf der 2. Seite die Stelle enthält: In die Gymnasial-Ausgabe waren die Aufgaben über die Anfangsgründe der Trigonometrie und Stereometrie aus Teil I herüberzunehmen, um das gesamte Übungsmaterial für die oberen Klassen in einem Bande zu vereinigen. Den hier getroffenen Abänderungen entsprechend, **wird künftig die Ausgabe A des ersten Teils nur den Übungsstoff für die Gymnasien** enthalten . . .

Über die Notwendigkeit der vorgenommenen Abänderungen wird kein Kenner der neuen Lehrpläne im Zweifel sein. In dieser Gewifsheit haben wir sie durchgeführt. Die weitere Gewifsheit, dafs bei den zahlreichen Einführungen der Sammlung bald die 2. Auflage des Teils I nötig werden (es ist dies jetzt bereits der Fall) und uns Gelegenheit geben würde, die Wiederholungen auszumerzen, und dafs das Entgegenkommen der Firma B. G. Teubner gegebenen Falles pekuniäre Härten beseitigen würde, liefs uns gar kein Bedenken aufkommen, zumal da wir die Möglichkeit hatten, unser Verfahren wiederholt zu erklären und zu rechtfertigen. Wenn also auch dem Herrn Berichterstatter keine der drei obigen Mitteilungen zu Gesicht gekommen ist, so hätte unter den obwaltenden Verhältnissen doch angenommen werden dürfen, dafs er zu einer sachgemäfsen Erklärung der Wiederholungen wohl hätte kommen können. Ich empfehle dem Leser nochmals, die betreffende Stelle auf Seite 350 des Berichtes nachzulesen, und stelle ihm anheim, sich selber ein Urteil über die Berechtigung dieses für uns und den Verleger gleich schweren Vorwurfs zu bilden.

Des weiteren sieht sich der Herr Berichterstatter zu einer „thatsächlichen“ Berichtigung genötigt, die ich nicht unwidersprochen lassen kann. Zunächst ist es nicht richtig, dafs wir im Vorwort die Behauptung aufgestellt hätten, der Berichterstatter habe dem ersten Teil in seiner ganzen Ausdehnung die Übereinstimmung mit den neuen Lehrplänen zugesprochen.

Die betr. Stelle (s. die unten stehende Nebeneinanderstellung) ist doch wohl kaum anders zu deuten, als dafs wir die Anerkennung auf die „Konzentration des Unterrichts" bezogen haben. Der gleiche Gedanke ist in dem Anschreiben vom Sept. 1901 (s. 1, oben) ausgesprochen worden. Ob wir aber auch mit der angegebenen Einschränkung die betr. Besprechung falsch ausgelegt haben, darüber wird sich der Leser aus der folgenden Nebeneinanderstellung ein Urteil bilden können.

Die in Frage kommenden Stellen lauten

in der Besprechung:	in dem Vorwort zu Teil II der Sammlung:
Es ist durchaus anzuerkennen, dafs die Verfasser ein grofses, für die Benutzung zweckmäfsig geordnetes Aufgaben-Material zusammengestellt haben. ... Es ist **in allen Teilen** sorgfältig gearbeitet und zeugt von der Erfahrung und dem methodischen Geschick der Verfasser. Die Aufgaben schreiten in **allen** Kapiteln in wohlbedachter lückenloser Aufeinanderfolge u. s. w. Als einen Vorzug kann man es auch ansehen, dafs die gleichartigen Aufgaben, auch hier vom Leichten zum Schweren fortschreitend, unten einer und derselben Nummer zusammengestellt sind. ... Ebenso erscheint die Art, wie die Gleichungen ersten Grades u. s. w. bemerkenswert. Die Forderung des Lehrplanes wird so recht befriedigend erfüllt. ... Als ein Vorzug des Buches kann die systematische Heranziehung von physikalischen und planimetrischen Aufgaben hervorgehoben werden.	Auch bei dem zweiten Teil wurden die Gesichtspunkte vielfach den Verhältnissen des wirklichen Lebens entnommen. Die vorgeschrittenere Entwickelung des Schülers und die Unterrichtsziele liefsen es jedoch angezeigt erscheinen, mehr Gewicht auf die naturwissenschaftlichen Thatsachen und Gesetze zu legen, um dem Schüler die Gelegenheit zu bieten, sich den Besitz der erworbenen Kenntnisse zu erhalten. In dieser Hinsicht hoffen die Verfasser, dafs auch der vorliegende Teil der Sammlung zu einer Konzentration des Unterrichts führen wird und **damit** den Vorschriften der neuen Lehrpläne gleicher Weise entspricht, wie dies im Augustheft der Zeitschrift für das Gymnasialwesen als ein Vorzug des ersten Teils anerkannt worden ist.

Nun erklärt der Herr Berichterstatter, dafs er zur Zeit der Abfassung seines Berichtes die **Lehrpläne von 1892** vor Augen gehabt habe. Auf diesen Gedanken kamen wir nicht, und ich frage die Leser dieser Zeitschrift, ob einer von ihnen eine im August 1901 erschienene Besprechung unter diesem Gesichtswinkel betrachtet hätte, zumal die Annahme, dafs der Herr Berichterstatter früher als andere Gelegenheit hatte, die neuen Lehrpläne kennen zu lernen, nicht gerade als unwahrscheinlich anzusehen war. Der Hinweis auf die amtliche Thätigkeit des Herrn Berichterstatters, der in den Worten „von berufener Seite" liegt und möglicherweise unbegründet ist, wäre gewifs besser unterblieben.

Charlottenburg. H. Müller.

Hierzu bemerke ich:

1) Ich habe untersucht, ob die einzelnen Ausgaben für die Anstalten

sich eignen, für die sie bestimmt sind. Das Ergebnis ist zu lesen in den ersten Sätzen von Absatz 1 S. 349 und in dem letzten, auf S. 351 übergreifenden Absatz von S. 350. Eine Feststellung der Abweichungen beider Ausgaben voneinander gehörte dazu.

2) In Absatz 1 S. 350 habe ich vier Thatsachen festgestellt: 1) Teil II enthält $4^1/_2$ Bogen Text aus Teil I mit geringfügigen Zusätzen wieder abgedruckt. 2) Die Verfasser übergehen diese Thatsache mit Stillschweigen. 3) Die Brauchbarkeit des Buches wird dadurch beeinträchtigt. 4) Das Verfahren widerspricht den bei der Abfassung von Schulbüchern herkömmlichen Grundsätzen. Ein Urteil habe ich nicht ausgesprochen, also auch keine „sachgemäfse" Erklärung versucht, aber auch keinen Vorwurf weder gegen den ehrenwerten, hochverdienten Verlag noch auch gegen die Verfasser erhoben. Das eine oder das andere zu thun oder zu lassen, stellte ich dem Leser anheim. Übrigens, da schon im September 1901 ein Rundschreiben an die Fachlehrer versendet worden ist, das die beabsichtigte Neuordnung des Inhalts ankündigte, hätte dies doch auch in der gleichfalls vom September 1901 datierten Vorrede des zweiten Teils geschehen sollen. Dann hätte die Thatsache des schweigenden Übergehens nicht festgestellt werden müssen.

Denn die Buchhändleranzeigen kannte ich nicht, als ich meine Anzeige schrieb, sie sind mir auch heute noch nicht zu Gesicht gekommen, ich bin nicht verpflichtet, sie zu kennen, und hätte ich sie gekannt, so hätte ich auf sie nach meiner Ansicht bei meiner Anzeige keine Rücksicht nehmen dürfen. Buchhändleranzeigen sind nicht Litteratur, sie sind Reklameveranstaltungen von mehr oder minder vornehmer Gebahrung. Wer ein Buch anzeigt, hat es aber nur mit dessen Inhalt zu thun, nicht mit dem Allerlei, das ihm darüber noch mündlich oder schriftlich, im Druck oder brieflich mitgeteilt wird.

3) In der Vorrede zu Teil II heifst es:

In dieser Hinsicht hoffen die Verfasser, dafs auch der vorliegende Teil der Sammlung zu einer Konzentration des Unterrichts führen wird und damit den Vorschriften **der neuen Lehrpläne** in gleicher Weise entspricht, wie dies im Augustheft der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1901 von berufener Seite als ein Vorzug des ersten Teils anerkannt worden ist.

Diese Stelle wird oben so angeführt:

In dieser Hinsicht hoffen die Verfasser, dafs auch der vorliegende Teil der Sammlung zu einer Konzentration des Unterrichts führen wird und **damit** den Vorschriften der neuen Lehrpläne in gleicher Weise entspricht, wie dies im Augustheft der Zeitschrift für das Gymnasialwesen als ein Vorzug des ersten Teils anerkannt worden ist.

Ich bitte zu beachten, was in dem bei Abfassung der Anzeige mir vorliegenden Text fett und gesperrt gedruckt war („der neuen Lehrpläne" fett, „berufener" gesperrt) und damit die jetzige Gestalt des Satzes zu vergleichen („damit" ist fett gedruckt, allerhand in der Vorrede in einfachem Satz gedruckte Wendungen sind jetzt durch Sperrdruck hervorgehoben, die Wendung „von berufener Seite" fehlt).

Es wird geleugnet, dafs im Vorwort die Behauptung aufgestellt worden sei, ich hätte dem ersten Teil in seiner ganzen Ausdehnung die Über-

einstimmung mit den neuen Lehrplänen zugesprochen; die Verfasser hätten vielmehr die „Anerkennung nur auf die 'Konzentration des Unterrichts' bezogen". Das soll wohl durch den fetten Druck des „damit" nachgewiesen werden. Nun bitte ich den Leser zu vergleichen, was oben von meiner Anzeige des ersten Teils abgedruckt ist. Ich mufs dabei bemerken, dafs keine der hier gesperrt gedruckten Partieen in meiner Anzeige selbst besonders hervorgehoben ist. Nirgends spreche ich von der Konzentration des Unterrichts als einem Punkte, in dem ich eine Übereinstimmung des ersten Teiles mit den Lehrplänen fände, soviel Gutes ich auch sonst zu sagen habe. Die Verfasser haben also auch bei dieser Auslegung für ihr Buch eine Anerkennung in Anspruch genommen, die ich nicht erteilt habe.

Giebt man aber dem „damit" den ihm als einer fast bedeutungslosen Floskel nicht ganz knapper Schreibweise gewöhnlich zukommenden Sinn etwa von „also", so bleibt dem Folgenden unzweifelhaft der Sinn, ich hätte dem ersten Teil in seiner ganzen Ausdehnung die Übereinstimmung mit den Vorschriften der neuen Lehrpläne zuerkannt. Aber meine Anerkennung bezog sich in der That nur auf den einzelnen Punkt und hatte die Lehrpläne von 1892 im Auge. Ich habe ja geschrieben, wie oben zu lesen steht: „der Forderung des Lehrplans", nicht, wie es andernfalls doch natürlich gewesen wäre, „den Forderungen der neuen Lehrpläne".

Herr Müller hält es für angebracht, meine Versicherung betreffs des Lehrplans von 1892 anzuzweifeln unter Hinweis auf meine amtliche Thätigkeit. Ganz abgesehen von Rücksichten delikaterer Art, die Herrn Müller hätten veranlassen sollen, meine amtliche Stellung nicht zu berühren, ist für seine eigene Lage sein Vorgehen recht unangebracht. Wenn ich jetzt die Thatsache feststelle, dafs Herr Müller seinem eigenen Zugeständnis nach meiner amtlichen Stellung wegen der Ansicht gewesen ist, ich hätte die Lehrpläne von 1901 gemeint, wenn ich ferner noch einmal darauf hinweise, dafs er in seiner Vorrede die Worte „die neuen Lehrpläne" fett, das Wort „berufener" in dem Ausdruck „von berufener Seite" gesperrt hat drucken lassen, so glaube ich mit ruhigem Sinn dem Urteil des Lesers die Entscheidung überlassen zu können, ob ich berechtigt und genötigt war, zur Ausschliefsung falscher Anschauungen und Deutungen meine Anzeige mit einer thatsächlichen Berichtigung einzuleiten.

4) Nach soviel Meinungsverschiedenheiten ist es mir eine Freude, wenigstens in einem Punkte meine Übereinstimmung mit Herrn Müller aussprechen zu können. Dem Inhalt des Hauptsatzes im Schlufssatz seiner Ausführungen schliefse ich mich aus voller Überzeugung an, bezüglich des Nebensatzes hoffe ich seinen Absichten entgegenzukommen, wenn ich ihn niedriger hänge.

Berlin. Max Nath.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. F. Paulsen, Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt. Braunschweig 1902, F. Vieweg & Sohn. 16 S. 0,40 M. — S.-A. aus den Preufsischen Jahrbüchern Jahrgang 1901.

2. Ch. R. Henderson, Die ökonomische Lage der Kollegien im Staate Illinois, Nord-Amerika. Diss. Leipzig 1902. 60 S. gr. 8.

3. J. Wychgram, Von der Leitung unserer Schulen. Vortrag, gehalten auf der 17. Hauptversammlung des „Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen" zu Freiburg i. Br. am 3. Oktober 1901. Leipzig 1901, B. G. Teubner. 24 S. 0,40 M.

4. P. Cauer, Woher? und Wohin? Sechs Reden zur Entlassung der Abiturienten. Düsseldorf 1902, L. Vofs & Co. 46 S. gr. 8. 1 M.

5. P. Bergemann, Lehrbuch der pädagogischen Psychologie. Leipzig 1901, Theodor Hofmann. VIII u. 484 S. gr. 8. 9 M.

6. J. Rehmke, Die Seele des Menschen. Leipzig 1902, B. G. Teubner. IV u. 156 S. kl. 8. geb. 1,25 M. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 38.)

7. W. Ament, Begriff und Begriffe der Kinderseele. Berlin 1902, Reuther & Reichard. VI u. 85 S. gr. 8. 2 M.

8. Jakob Beybl, Die Befreiung der Volksschullehrer aus der geistlichen Herrschaft. Berlin 1902, Buchverlag der „Hilfe". 26 S. gr. 8. 0.20 M. — S.-A. aus „Patria" 1902 (Jahrbuch der „Hilfe") herausgegeben von Fr. Naumann.

9. Th. Benda, Die Schwachbegabten auf den höheren Schulen. Leipzig 1902, B. G. Teubner. 18 S. gr. 8. 0,60 M. — S.-A. aus „Gesunde Jugend" 2. Jahrgang.

10. H. Rohleder, Die Masturbation. Eine Monographie für Ärzte, Pädagogen und gebildete Eltern. Mit Vorwort von H. Schiller. Zweite Auflage, Berlin 1902, Fischers medicinische Buchhandlung (H. Kornfeld). XXIII u. 336 S. gr. 8. 6 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1899 S. 212.

11. Luigi Morandi, Die Erziehung Victor Emanuels III. Erinnerungen. Ins Deutsche übersetzt von F. Noack. Mit 10 Abbildungen. Rom 1902, Loescher & Co. (Bretschneider & Regenberg). XII u. 138 S. kl. 8. 3 M.

12. M. Laux und J. Book, Die Erziehung des Deutschen zum Staatsbürger. Denkschrift über die zeitgemäfseste Aufgabe des Staates auf dem Gebiete der Volkserziehung. Berlin 1902, Horn & Raasch. VIII u. 54 S. gr. 8. 1,50 M.

13. W. Fries und R. Menge, Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen. Generalregister zu Heft 1—70. Halle a. S. 1902, Buchhandlung des Waisenhauses. 72 S. gr. 8. 2,50 M (für Abonnenten 2 M).

14. Gegen die Einheitsschule. Herausgegeben vom Verein der Oberlehrer an den höheren Staatsschulen Hamburgs. Hamburg 1902, i. K. bei A. Frederking. 36 S. gr. 8. 0,60 M.

15. R. Heidrich, Quellenbuch für den Religionsunterricht. Erster Teil. Luthers Person und Werk. Progr. Nakel 1902. 83 S. 8. 1,20 M.

16. S. Bang, Das Leben Jesu. Seine unterrichtliche Behandlung in der Volksschuloberklasse und in der Fortbildungsschule. Ein dringlicher Reform-Vorschlag. Vierte Auflage. Leipzig 1902, E. Wunderlich. XII u. 232 S.

17. E. Häusser, Lebendige Grammatik. Schulmethode für die lebenden Sprachen. Potsdam 1902, A. Stein. 35 S. gr. 8. 0,80 M. — S.-A. aus der Zeitschrift „Der Unterricht".

18. J. Lattmann, Grundzüge der deutschen Grammatik nebst Regeln der Rechtschreibung und dem Wichtigsten aus der Rhetorik. Achte Auflage von H. Lattmann. Göttingen 1902, Vandenhoeck & Ruprecht. IV u. 108 S. geb.

19. A. Engelien, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache. Fünfte Auflage, herausgegeben unter Mitwirkung von H. Jantzen. Berlin 1902, W. Schultze's Verlag (L. Grieben jun.). VIII u. 619 S. 8 M. — Die Neubearbeitung hat das Buch auf die Höhe der Zeit erhoben; es erscheint um vieles verbessert und verdient, der Beachtung der Fachlehrer warm empfohlen zu werden.

20. R. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz an den höheren Lehranstalten. Ein Hand- und Hilfsbuch für Lehrer. Zweiter Teil. Fünfte Auflage. Hannover 1902, C. Meyer (G. Prior). XIII u. 400 S. 4 M.

21. F. Meneau und A. Wolfromm, Deutsche Sprechübungen. Der Frühling, nach Didiers Bildertafel bearbeitet. Paris 1902, H. Didier. 90 S. (Bibliothèque des classes de langues vivantes.)

22. Albert Waag, Über Sprache und Schrift im Hinblick auf die jüngste orthographische Konferenz und die neue deutsche Einheitsschreibung. Vortrag, gehalten in der Aula der Technischen Hochschule zu Karlsruhe am 16. Dezember 1901. Lahr i. B. 1902, Moritz Schauenberg. 19 S. Lex. 8. 0,50 M.

23. O. Schroeder, Vom papiernen Stil. Fünfte Auflage. Leipzig 1902, B. G. Teubner. VIII u. 102 S. 2 M.

24. R. Dietlein, W. Dietlein, P. Polack, F. Polack, Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus. Erster Band. Fünfte Auflage. Leipzig 1902, Theodor Hofmann. 560 S. gr. 8. 4,60 M, eleg. geb. 5,80 M.

25. H. Fischer, Der Neuhumanismus in der deutschen Litteratur. Rektoratsrede. Tübingen 1902, H. Laupp. 31 S. 0,60 M.

26. A. Koch, Über den Versbau in Goethes Tasso und Natürlicher Tochter. Progr. Friedr.-Wilh.-Realg. Stettin 1902. 22 S. 4.

27. W. Schröder, Aufgaben aus „Die Jungfrau von Orleans". Dritte Auflage. Leipzig 1902, W. Engelmann. VI u. 134 S. geb. 1,40 M.

28. W. Schröder, Aufgaben aus „Die Braut von Messina". Zweite Auflage. Leipzig 1902, W. Engelmann. VII u. 101 S. geb. 1 M.

29. H. Heinze, Aufgaben aus „Maria Stuart". Zweite Auflage. Leipzig 1902, W. Engelmann. VII u. 91 S. geb. 1 M.

30. G. Heine, Entwicklung allgemeiner Begriffe im Anschlufs an Schillersche Gedichte. Ein Beitrag zur philosophischen Propädeutik. Progr. Gymn. Bernburg 1902. 31 S. 4.

31. F. Schneider, Schillers Entwickelungsgang und die Bedeutung der Kenntnis desselben für das Verständnis seiner Werke. Progr. Friedeberg Nm. 1902. 50 S. 4.

32. H. Seidel, Zur Geschichte des deutschen Aufsatzes bei der Reifeprüfung an den höheren Lehranstalten Preufsens. Zweiter Teil. Progr. Sagan 1902. 20 S. 4.

33. Th. Gesky, Lenau als Naturdichter. Leipzig 1902, O. Gracklauer (R. Goldacker). III u. 58 S. 1,50 M.

34. F. Koldewey, Jugendgedichte des Humanisten Johannes Caselius. In Auswahl und mit einer Einleitung herausgegeben. Braunschweig 1902, J. H. Meyer. XLVI u. 48 S. kl. 8.

35. G. Michaelis, Welche Förderung kann der lateinische Unterricht an Reformschulen durch das Französische erfahren? Ein Beitrag zur Methodik des Lateinischen an Reformschulen. Marburg 1902, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. III u. 52 S. gr. 8. 1,20 M.

36. H. Müller, De viris illustribus. Lateinisches Lesebuch nach

Nepos, Livius, Curtius für die Quarta höherer Lehranstalten. Fünfte Auflage. Hannover 1902, C. Meyer (G. Prior). XI u. 152 S. 1,20 M, geb. 1,50 M.

37. F. Holzweifsig. Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Kursus der Untersekunda. Ausgabe B. 1. Einzelsätze. — 2. Zusammenhängende Übungsstücke. Hannover 1902, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. VIII u. 203 S. 8. geb. 2,40 M.

38. H. Knauth, Übungsstücke zum Übersetzen in das Lateinische für Abiturienten. Vierte Auflage. Leipzig 1902, G. Freytag. IV u. 76 S. gr. 8. geb. 1,50 M.

39. P. Maas, Studien zum poetischen Plural bei den Römern. Von der Münchener philosophischen Fakultät gekrönte Preisschrift. Leipzig 1902, B. G. Teubner. 71 S. gr. 8. — S.-A. aus dem Archiv für lat. Lex. und Gramm. XII.

40. E. Hedicke, Studia Bentleiana III. Suetonius Bentleianus. Progr. Freienwalde a. O. 1902. 47 S. 4.

41. A. Zimmermann, Zur Entstehung bezw. Entwickelung der altrömischen Personennamen. Progr. Wilh.-Gymn. Breslau 1902. 20 S. 4.

42. R. Methner, Die Darstellung der lateinischen Temporalsätze in der Obertertia. Nebst einem Anhang über die Bedeutung von postquam. Progr. Gymn. Bromberg 1902. 47 S. 8.

43. Petronius, Cena Trimalchionis. Edited, with introduction and commentary by W. E. Waters. Boston 1902, B. H. Sanborn & Co. XLVI u. 143 S. kl. 8. geb.

44. Hermiae Alexandrini in Platonis Phaedrum scholia. Ad fidem codicis Parisini 1810 denuo collati edidit et apparatu critico ornavit P. Couvreur. Paris 1901, Émile Bouillon. XXIII u. 272 S. Lex.-8. 12 *fr*.

45. Studies in Honor of B. L. Gildersleeve. Mit dem Bildnis Gildersleeves. Baltimore 1902, The Johns Hopkins Press. IX u. 517 S. gr. 8. eleg. geb. 6 Dollars. — Enthält 44 philologische Abhandlungen nebst gemeinsamem Index für diese alle.

46. G. Ploet und O. Kares, Sprachlehre. Achte Auflage. Berlin 1902, F. A. Herbig. XX u. 140 S. 1,20 M.

47. W. Mangold und D. Coste, Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Zweiter Teil: Grammatik für die obere Stufe. Ausgabe A: für Gymnasien und Realgymnasien. Dritte Auflage. Berlin 1902, J. Springer. XII u. 144 S. gr. 8. 1,40 M.

48. O. Ganzmann, Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Handlung, I. Stufe. Berlin 1902, Reuther & Reichard. X u. 161 S. geb. 1,70 M. — 1. Stufe eines Lehrgangs für die unteren vier Klassen der Real- und höheren Mädchenschulen und anderer Anstalten mit ähnlichem Lehrplan.

49. F. Baumann, Reform und Antireform im neusprachlichen Unterricht. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. 44 S. 1 M. — Abgedruckt aus dieser Zeitschrift und durch Zusätze erheblich erweitert.

50. A. Laurie, Mémoires d'un collégien. Édition autorisée suivie d'un commentaire et d'un répétiteur par R.-C. Kukula. Revue par J. Delâge. Wien 1902, C. Graeser & Co. I. Texte et vocabulaire. V u. 213 S. II. Notes et répétiteur 80 S. Zusammen geb. 2,40 M.

51. A. Schenk, Vive le Rire! Recueil de Jeux de Mots, d'Épigrammes, d'Amusettes, de Rébus et d'Attrapes. A l'Usage des écoles et des familles. Kiel o. J., R. Cordes. II u. 128 S. kl. 8. 2 M, geb. 2,75 M.

52. R. Kron, Stoffe zu englischen Sprechübungen über die Vorgänge und Verhältnisse des wirklichen Lebens. Karlsruhe 1902, J. Bielefeld's Verlag. 95 S. kl. 8. geb. 1,20 M.

53. R. Kron, A Vocabulary with explanations in simple English of

words in the Text of the Little Londoner and English Daily Life. Karlsruhe 1902, J. Bielefeld's Verlag. 77 S. kl. 8. geb. 1 M.

54. E. Regel, Eiserner Bestand. Das Notwendigste aus der englischen Syntax in Beispielen zur Repetition an höheren Schulen und militärischen Vorbereitungsanstalten. Zweite Auflage. Leipzig 1902, Alfred Langkammer. 32 S. 12. geb. 0,70 M.

55. D. Asher, Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache. Übungsbuch für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Achte Auflage von Ph. Hangen. Dresden 1902, L. Ehlermann. VIII u. 76 S. kl. 8. geb. 1 M.

56. H. Opitz, Shakespeare als Charakterdichter zur Anregung edlen Kunstsinnes. Dresden 1902, G. V. Böhmert. 74 S. 1,50 M.

57. Shakespeare, Coriolan. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von L. Schunck. Paderborn 1901, F. Schöningh. 168 S. geb. 1,50 M.

58. Gutzkow, Zopf und Schwert. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von H. Plate. Fünfte Auflage von Ph. Hangen. Dresden o. J., L. Ehlermann. 123 S. geb. 1,20 M.

59. G. Cesca, La scuola secondaria. Principii di didattica generale dell' insegnamento secondario. Palermo 1902, Alberto Reber. VIII u. 192 S.

60. L Donati, Corso pràtico di Lingua italiana per le scuole tedesche Grammàtica — Escercizi — Letture. Zurigo 1902, Art. Institut Orell Füssli. VII u. 336 S. eleg. geb. 4,50 fr. oder 4 M.

61. A. Zuberbühler, Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache, II. Teil, Lese- und Übungsbuch. Zürich 1902, Art. Institut Orell Füssli. VII u. 189 S. geb. 2,80 fr. oder 2,50 M. — Dieses Lese- und Übungsbuch schliefst sich an des Verfassers Lehr- und Lesebuch I. Teil an.

62. F. Friedersdorff, Aus Franz Petrarkas poetischen Briefen. Progr. Halle a. S. Stadt-Gymn. 1902. 49 S. 8.

63. E. Ulbricht, Grundzüge der alten Geschichte. Dresden 1902, Carl Damm (Carl Höckner's Nachfolger). Teil I: Griechische Geschichte. Dritte Auflage. IV u. 134 S. geb. 1,60 M. — Teil II: Römische Geschichte. Dritte Auflage. IV u. 166 S. geb. 2 M.

64. M. Henschke, Zum Gedächtnis der Kaiserin Friedrich. Rede. Leipzig 1902, Dür'sche Buchhandlung. 24 S. 0,50 M.

65. A. Berg, Die wichtigste geographische Litteratur. Ein praktischer Wegweiser. Halle a. S. 1902, Gebauer-Schwetschke. 75 S. 0,70 M.

66. W. Ule, Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. Zweiter Teil. Für die mittleren und oberen Klassen. Dritte Auflage Mit 12 farbigen und 84 Schwarzdruckabbildungen. Leipzig 1902, G. Freytag. VIII u. 343 S. gr. 8. geb. 3 M.

67. E. v. Seydlitzsche Geographie. Zweiundzwanzigste Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler hervorragender Fachmänner besorgt von E. Oehlmann. Breslau 1902, F. Hirt. XII u. 370 S. 3 M.

68. Hans Trunk, Die Anschaulichkeit des geographischen Unterrichts. Ein Beitrag zur Methodik dieses Gegenstandes. Vierte Auflage. Wien, Carl Graeser & Co.; Leipzig, B. G. Teubner. 1902. VIII u. 252 S. gr. 8. 3,40 M, geb. 4 M.

69. Rengers Monumentalplan von Berlin. Unaufgezogen 8 M. — Eine sehr klare, übersichtliche Karte, die sich für den Unterricht in der Heimatkunde vorzüglich eignet.

70. H. Lieber und F. v. Lühmann, Leitfaden der Elementar-Mathematik. Neu bearbeitet von C. Müsebeck. Teil III: Ebene Trigonometrie, Stereometrie, sphärische Trigonometrie, Grundlehre von den Koordinaten und Kegelschnitten. Mit 124 Figuren. Zehnte Auflage. Berlin 1902, Leonhard Simion. V u. 180 S gr. 8. 1,80 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zur deutschen Rechtschreibung.

Was seit langer Zeit erstrebt worden war, ist endlich erreicht: wir haben nunmehr eine einheitliche, allgemein gültige deutsche Rechtschreibung, und zwar hat sie nicht allein in allen deutschen Staaten Geltung, sondern auch in Österreich und in der deutschen Schweiz. Zu diesem erfreulichen Ergebnis haben die im Jahre 1901 gepflogenen Verhandlungen geführt. Nun wird endlich auch der Zwiespalt aufhören, der bisher zwischen der Schule und dem Leben bestand; denn es läfst sich wohl annehmen, dafs die neue Rechtschreibung, welche in der gesamten Staatsverwaltung zur Anwendung kommen soll, auch sonst überall Eingang finden wird, vor allem in unserer Presse, die in dieser Richtung einen so grofsen Einflufs ausübt.

Es ist nur natürlich, dafs auf dem Gebiete der Rechtschreibung nach Vollendung des so wichtigen Einigungswerkes so manche Schrift und so manches Hilfsmittel erschienen ist. Im folgenden betrachten wir einige derselben, welche uns zur Besprechung zugegangen sind. Voran stellen wir eine das ganze Gebiet betrachtende Schrift:

1) O. Brenner, Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Leipzig 1902, B. G. Teubner. 68 S. 8. 0,80 *M.*

Das Heft enthält in 6 Kapiteln eine Anzahl von Vorträgen über die geschichtliche Entwickelung der Rechtschreibungsfrage, die der Verf. in den Ferienkursen für Lehrer an der Universität Würzburg im Sommer 1901 gehalten hat. Er ist mit dem durch die neuesten Verhandlungen geschaffenen Zustand nicht einverstanden; er will aber an der jetzt geltenden Schreibung nicht bessern in der Hoffnung, dafs sich vielleicht in den mafsgebenden Kreisen die Überzeugung von der Unzulänglichkeit des Geschaffenen künftig Bahn brechen werde. Unzweifelhaft ist es auch das beste, anzunehmen, was erreicht ist und sich der Einigung auf dem so wichtigen Gebiete zu freuen; ist doch für die Zukunft eine Besserung, wo sie nötig erscheint, nicht ausgeschlossen. Die Grund-

lagen unserer Rechtschreibung werden in den Ausführungen des Verf. eingehend behandelt. Das erste Kapitel beleuchtet den Begriff Rechtschreibung ganz allgemein, unter Auseinandersetzung des Unterschiedes zwischen Lautschrift und Wortschrift. Die Schreibung ist nun einmal gemischt, das liegt in ihrer ganzen Entwickelung. Und sie wird auch so bleiben müssen, weil reine Lautschrift und reine Wortschrift nicht durchzuführen sind. Nachdem im zweiten Kapitel eine klare Übersicht über die allgemeine Geschichte der deutschen Rechtschreibung gegeben ist, werden im dritten die lautlichen Grundlagen der heutigen Schreibung dargestellt, und zwar die Bildung der Laute mit Veranschaulichung der Sprachorgane und ihrer sich dabei entfaltenden Thätigkeit und dann der hochdeutschen Laute, Vokale und Konsonanten. Daran schliefst sich eine Betrachtung über die Länge und Kürze der Vokale im Deutschen und ihre Bezeichnungen. Darauf bringt das vierte Kapitel die geschichtlichen Grundlagen der heutigen Rechtschreibung im einzelnen (a. Vokale, b. Konsonanten, c. Länge und Kürze der Silben, d. grofse Anfangsbuchstaben). Von ganz besonderem Interesse ist es, dafs hier auf die in den verschiedenen Gegenden Deutschlands herrschenden Verschiedenheiten in der Aussprache Rücksicht genommen wird. Der oberste Grundsatz der Rechtschreibung mufs sein: „für jeden Laut ist ein Zeichen zu wählen, das den verschiedenen gleichwertigen Aussprachsformen des deutschen Sprachgebiets in gleichem Mafse gerecht wird“. Sodann sollen nicht mehrere Zeichen für einen Laut gebraucht werden (also nicht ai und ei u. s. w.), keine Lautverbindungen, wo einfache Laute vorliegen, grofse Anfangsbuchstaben in engster Beschränkung, Länge- oder Kürzebezeichnung nur in den nötigsten Fällen. So wird denn nach Ansicht des Verf. die Rechtschreibung der Zukunft wesentlich phonetisch sein müssen. Zum Schlusse veranschaulichen einige Abschnitte die Entwickelung unserer Rechtschreibung in Proben von der mhd. Zeit an; auch wird die Schreibung des Vereins für vereinfachte Rechtschreibung in einem Abschnitte gezeigt. Wir können das inhaltreiche Schriftchen allen denen, die sich einen genaueren Einblick in die Entwickelung unserer Rechtschreibung verschaffen wollen, nur aufs wärmste empfehlen, namentlich Lehrern. Es wird ihnen gute Dienste leisten.

Wir gehen zur Betrachtung einiger Hilfsmittel für die neueste amtlich angeordnete Rechtschreibung über.

2) K. Duden, Die deutsche Rechtschreibung nebst Interpunktionslehre und ausführlichem Wörterverzeichnis nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen Regeln zum Gebrauch für Schulen und zur Selbstbelehrung neu bearbeitet. Siebente Auflage. München 1902, Becksche Verlagsbuchhandlung. 73 S. 8. 0,80 ℳ.

Verf. zeigt zunächst, inwiefern sich die „neue“ Rechtschreibung von der bisher seit etwa 20 Jahren geltenden Schulorthographie

unterscheidet. Die Abweichungen sind im ganzen nur gering; sie bestehen eben nur in Vereinfachungen. Das th wird nunmehr auch aus dem Anlaute der acht Stämme verbannt, in denen es früher noch stehen geblieben war. Überdies wird in den unentbehrlichen Fremdwörtern soweit wie möglich die deutsche Schreibung angewendet. Alles in allem wiegt der Grundsatz des Phonetischen vor, wenn auch hier und da die Ableitung und Abstammung der Wörter berücksichtigt wird. In zehn Hauptabschnitten legt Verf. sodann die wichtigsten Grundsätze der neuen Rechtschreibung dar, wie sie in dem amtlich veröffentlichten Heftchen angegeben sind. Wenn man die einzelnen Regeln durchgeht, so kommt man bald zu der Erkenntnis, daſs es doch noch immer trotz aller Vereinfachung recht viele Ausnahmen giebt, die zu lesen und zu merken nicht so ganz leicht ist. Aber das liegt eben in der Entwickelung der deutschen Schreibart, wie sie O. Brenner in seinen Untersuchungen dargestellt hat. Eine besondere Schwierigkeit werden nach wie vor die Regeln über die Anfangsbuchstaben bilden. Nicht selten wird da namentlich der Anfänger in Verlegenheit kommen. Da ist denn die Regel ganz am Platze (S. 29): „In zweifelhaften Fällen schreibe man mit kleinen Anfangsbuchstaben". Die Darstellung der Regeln ist kurz, klar und übersichtlich. Besonders dankenswert ist auch die Angabe der wichtigsten Grundsätze der Interpunktion. Den Schluſs des Büchleins bildet ein Wörterverzeichnis, welches allerdings nicht vollständig ist, aber doch die wichtigsten Ausdrücke umfaſst. Noch fügen wir hinzu, daſs dieses Heft ein Sonderabdruck aus der Neuhochdeutschen Grammatik von Bauer-Duden ist. Es wird auch in der neuen Auflage als ein beachtenswertes Hilfsmittel auf dem Gebiete der Rechtschreibung willkommen sein.

3) G. Gemſs, Wörterbuch für die deutsche Rechtschreibung nebst Worterklärungen und Verdeutschung der Fremdwörter. Zweite, erweiterte Auflage des kleinen deutschen Wörterbuches. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 276 S. 1,50 ℳ.

Das Buch will zunächst eine Erweiterung des in dem amtlichen Heftchen gegebenen Wörterverzeichnisses sein; das war aber noch nicht genug: es muſsten auch andere Punkte berücksichtigt werden, namentlich die Grammatik, mitunter sogar stilistische. Bei den Hauptwörtern ist durchweg das grammatische Geschlecht, der Genetiv des Singulars und der Plural hinzugefügt, bei den Zeitwörtern die für die Schreibung wichtigen Formen (namentlich die zweite Person des Indikativs im Präsens), vielfach auch die Stammformen, der Konjunktiv des Imperfekts und der Imperativ. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit hat Verf., und zwar ganz im Sinne des amtlichen Regelheftes, der Fremdwörterfrage zugewendet. Zweifellos sind viele Fremdwörter entbehrlich und durch zutreffende deutsche Ausdrücke zu ersetzen. Da hat denn nun Verf. bei einer groſsen Zahl Verdeutschungen hinzu-

gefügt, unter Benutzung der Werke von Sarrazin und Dunger, sowie der Verdeutschungswörterbücher des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Wo die Abstammung für die Schreibung der Wörter mafsgebend gewesen ist, finden wir sie angegeben. — Das gut ausgestattete Büchlein mit seinem leicht lesbaren Druck wird sich, wie man wohl annehmen darf, auch in seiner neuen Auflage als recht brauchbares Hilfsmittel bewähren.

Einen etwas anderen Charakter trägt

4) A. Vogel, Ausführliches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache mit Einschlufs der gebräuchlicheren Fremdwörter und Angabe der schwierigeren Silbentrennungen. Zum täglichen Gebrauch für jedermann. Nach der neuesten, für Deutschland, Österreich und die Schweiz geltenden Orthographie von 1902. Berlin 1902, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. VIII u. 508 S. 2,80 M.

Noch mehr als in den sonst üblichen Wörterbüchern ist hier die grammatische Seite beachtet: so sind die Hauptwörter ganz durchdekliniert, bei allen Wörtern ist das angegeben, was in grammatischer Hinsicht irgendwie in Betracht kommt. Und das bezieht sich nicht allein auf die Form, auch das Syntaktische zieht Verf. heran. So wird angegeben, welchen Fall die Zeitwörter, Verhältnis- und Eigenschaftswörter bei sich haben. Auch die im gewöhnlichen gewerblichen und amtlichen Leben vorkommenden gebräuchlicheren Fremdwörter fehlen nicht. Die Angabe schwierigerer Silbentrennungen wird vielen willkommen sein. Demnach bietet das Buch alles Wissenswerte auf dem Gebiete der Rechtschreibung und sprachlichen Form. Ganz besonders wird es denen gute Dienste leisten (und auf diese scheint es auch ganz besonders berechnet zu sein), welche in ihrer Muttersprache nicht so ganz sicher sind, namentlich in grammatischer Beziehung. Die Reichhaltigkeit seines Inhalts macht das Buch in der That zu einem praktischen Nachschlagebuch zum täglichen Gebrauch für jedermann. Als solches wird es um so eher Verwendung finden, weil ja doch unausbleiblich die jetzt vereinbarte deutsche Rechtschreibung sich in allen Verhältnissen einbürgern wird, ja einbürgern mufs. Da ist denn das Buch Vogels sehr gut verwendbar und als ein glücklicher Griff zu bezeichnen. — Die Ausstattung ist sehr gut, der Preis in Anbetracht des stattlichen Umfanges niedrig bemessen.

5) J. Weyde, Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung. Mit kurzen Wort- und Sacherklärungen, Verdeutschung der Fremdwörter und Rechtschreibregeln. Nach den seit 1902 für das Deutsche Reich, Österreich und die Schweiz amtlich gültigen Regeln. Enthaltend 35 000 Schlagwörter. Wien und Leipzig 1902, F. Tempsky und G. Freytag. 271 S. 8. 1,50 M.

Dem eigentlichen Wörterbuch geht eine kurze Zusammenfassung der Regeln voran. Bei der Aufführung der Wörter fehlt es, abgesehen von den im Titel angegebenen Punkten, auch nicht

an grammatischen Hinweisen; so ist auch hier bei den Hauptwörtern der Artikel angegeben; bei den Zeitwörtern finden wir, wo es nötig schien, die wichtigsten Formen hinzugefügt. So geht auch dieses ebenfalls gut ausgestattete und sehr preiswerte Hilfsbuch über ein blofses orthographisches Wörterverzeichnis hinaus. Seine besondere Eigentümlichkeit besteht überdies darin, dafs der deutsche Wortschatz in seiner grofsen Reichhaltigkeit nicht nur in den Stammwörtern, sondern auch in den Zusammensetzungen dargestellt wird. Auch dem Fremdwörterunwesen will Verf. steuern, indem er überall da, wo es gute Verdeutschungen giebt, diese heranzieht.

Werfen wir noch einen Blick auf die kurz skizzierten Hilfsmittel für die neue deutsche Rechtschreibung (aufser ihnen seien noch die Wörterbücher von K. Duden und Th. Matthias erwähnt), so sehen wir, dafs jedes derselben seine besonderen Eigentümlichkeiten hat. Es wird eben das eine für diese, das andere für jene Kreise besser geeignet erscheinen. Andere Anforderungen wird auf diesem Gebiete die Schule, andere das Leben in seinen mannigfachen Zweigen stellen. Alle diese kurz behandelten Hilfsbücher werden, das eine hier, das andere da, eine praktische Verwendung finden. Alle sind sehr zu empfehlen.

6) K. Duden, Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln. Siebente Auflage. Leipzig und Wien 1902, Bibliographisches Institut. XX u. 388 S. 8. geb. 1,65 ℳ.

Unter denen, welche seit Jahren dafür eintraten, dafs endlich einmal der ganz unhaltbare Zustand in der Rechtschreibung beseitigt und eine Einheit herbeigeführt werden möchte, nimmt der Verf. des vorliegenden Buches eine ganz besondere Stelle ein, weil wir ihm ein die bisherige Schulrechtschreibung darstellendes Wörterbuch verdanken, welches sich grofser Verbreitung und Beliebtheit erfreut. Nun ist durch die neuesten Mafsnahmen der Reichsbehörden, der deutschen Bundesregierungen und ganz besonders des preufsischen Unterrichtsministeriums jenes Ziel, die längst gewünschte Einigkeit auf diesem so wichtigen Gebiete, erreicht. Wir haben jetzt eine einheitliche Rechtschreibung im ganzen Reiche, die nicht nur für die Schulen, sondern auch für jede Amtsführung Geltung haben soll. Es ist aber noch mehr erreicht: auch Österreich und die Schweiz haben die Beschlüsse und Festsetzungen, welche von der „Orthographischen Konferenz“ in der Zeit vom 17. bis zum 19. Juni 1901 zu Berlin gemacht worden sind, für sich als mafsgebend anerkannt. Die Schweizer Bundesbehörden hatten schon seit acht Jahren die für die preufsischen Schulen angeordnete Rechtschreibung angenommen, welche auch für die Deutschen in Amerika, namentlich für die Schulen in Nordamerika schon lange verbindlich war. So läfst sich denn erwarten, dafs auch die neue Schreibung

überall da, wo Deutsche sind, geübt wird. Sicherlich wird sie aus den Schulen und aus dem amtlichen Verkehr, in welchem sie in Deutschland selbst vom 1. Januar 1903 gelten soll, auch in alle übrigen Verhältnisse übergehen und allgemein herrschend sein. Auf Grund dieser neuen Rechtschreibung nun hat Verf. sein längst bekanntes Wörterbuch einer Umarbeitung unterzogen, die in einem geschmackvoll ausgestatteten Bändchen jetzt vorliegt. In dem Vorwort und in den Vorbemerkungen legt er die leitenden Grundsätze dar. In zweifelhaften Fällen hat er sich bei Fremdwörtern und Namen für die deutsche Lautbezeichnung entschieden. Selbstverständlich sind Eigennamen unantastbar, die Vornamen jedoch müssen den allgemeinen Gesetzen folgen. — Die Verbindungen enthalten eine Zusammenstellung allgemeiner wichtiger Regeln nach dem amtlichen Buche. Die Änderungen in der neuen Schreibung sind gegen die früher in den Schulen gebrauchte nur sehr gering, was die Einführnng derselben ja wesentlich erleichtern wird. In den Vorbemerkungen finden sich auch die hie und da nötigen grammatischsn Belehrungen. Das Wörterbuch selbst ist überaus reichhaltig; es nimmt auch auf Schwankungen in der Schreibung die gebührende Rücksicht, unter Hervorhebung derjenigen Schreibart, welche als die bessere bezeichnet werden mufs. Die Anordnung ist sehr übersichtlich und klar.

So wird denn das praktische Nachschlagebuch von K. Duden allen seinen bisherigen Freunden in der neuen Gestalt sehr willkommen sein; es wird sich aber, wie wir bestimmt erwarten können und wünschen, auch viele neue Freunde gewinnen. Es ist eben als Hilfsmittel für die Rechtschreibung sehr zu empfehlen. Und ein solches Hilfsbuch wird bei dem nun so sehr erweiterten Geltungsbereich der neu vereinbarten Schreibung kaum jemand entbehren können.

Köslin. R. Jonas.

Zur deutschen Rechtschreibung.

Duden spricht sich in der Vorrede zur siebenten Auflage seines Wörterbuches über das neue Regelbuch folgendermafsen aus: „Die Regierungen haben . . . wirklich und wahrhaftig eine einheitliche Rechtschreibung für das ganze Deutsche Reich geschaffen. Geschwunden ist nicht nur der Zwiespalt zwischen Schule und Amt . . ., sondern geschwunden sind auch die Eigentümlichkeiten, durch die sich bisher noch die Schulorthographieen der einzelnen Staaten voneinander unterschieden“. Österreich hat dieselben Regeln angenommen, von der Schweiz und den

Deutschen Nordamerikas ist dasselbe zu erwarten, — „so besitzen wir jetzt in der That eine Rechtschreibung für das ganze deutsche Sprachgebiet, soweit die deutsche Zunge klingt“.

Das ist natürlich von grofser Bedeutung und mit Freuden zu begrüfsen; aber es wäre erst dann eine wahrhaft herrliche Sache, wenn die neue amtliche Orthographie einen wirklichen Fortschritt bedeutete und einigermafsen den Stempel des Bleibenden trüge. Aber sie ist nicht nur kein Meisterwerk, was Duden selbst zugiebt, sondern sie trägt auch das Zeichen der Vergänglichkeit an der Stirn. Dafs diese Rechtschreibung beanspruchen darf, „nahezu die beste zu sein, die unter den gegebenen Umständen erreicht werden konnte“ (Duden), glaube ich gern. Unter den gegebenen Umständen ist die Meinungsverschiedenheit der Konferenzmitglieder zu verstehen, die in den Tagen 17.—19. Juni 1901 über die Neugestaltung der Orthographie berieten. Und so wenig ein Kriegsrat nach Moltkes Darlegung jemals einen gescheidten Kriegsplan fassen kann — ein Kopf mufs die Entscheidung haben —, so wenig kann aus Kommissionsberatungen eine vernünftige Orthographie hervorgehn. Ein Meisterwerk schafft eben nur ein Meister. Ein solcher Meister mufste gefunden werden. Was er bot, konnte man annehmen oder auch verwerfen; aber dafs viele Köche den Brei verderben, haben die Rechtschreibungen von 1880 und 1902 bewiesen. Man brauchte nur Duden selbst mit der Abfassung der Reichsorthographie zu betrauen (die dann wohl seiner Zukunftsorthographie von 1876 ähnlich ausgefallen sein würde), und man hatte eine bessere Rechtschreibung.

Ich will kein Gewicht darauf legen, dafs dem sprachlich Gebildeten die k-z-Schreibung doch manchmal etwas viel zumutet in Wörtern wie Zensur, Zentner, Kollo, Kontrolleur, Klosett, Zivil u. a., zumal da es noch erlaubt ist, Civil zu schreiben, und man auch zu Zyklus, Zylinder (warum nicht auch Zilinder, da doch Klistier neben Klystier gilt?), Zypresse, Zilizium u. a. nicht gezwungen ist. Aber zu bedauern ist es, dafs bei der Schreibung der Fremdwörter nicht ein Gesichtspunkt berücksichtigt worden ist, auf den J. Lattmann schon im Jahre 1876 hingewiesen hat, dafs man nämlich unterscheiden mufs zwischen solchen Fremdwörtern, die der Umgangssprache angehören, und solchen, die Kunstausdrücke gewisser Berufe oder wissenschaftlicher Gebiete sind. Jene müssen, will man sie überhaupt erhalten, die Form kurrenter Münze annehmen. Aber Ausdrücke der Medicin (wie injicieren, auscultieren, Contorsion, Contusion, Recept) oder der Grammatik (wie Adjectiv, Particip, Conjunctiv) sollte man, meine ich, in ihrem fremdartigen Gewande so gut belassen wie Philosophie, Physik, Arithmetik, Ethik, Theater, Rhabarber, oder das aa in Maat und Raa, das sich der Seemann nicht nehmen

lassen wird. Auf diese Weise bliebe sich auch die Gestalt der Fachausdrücke der internationalen Wissenschaften in den verschieden Sprachen ähnlich. Wollte man aber einmal deutsche Lautbezeichnung auch bei den Kunstausdrücken durchführen, dann durfte man nicht bei kz statt c stehen bleiben, sondern mufste wie die Holländer und Skandinavier auch f statt ph schreiben: Filosofie u. s. w. So liegt in der jetzt festgestellten Schreibung der Fremdwörter nur ein Anreiz zu neuer Änderung. Vgl. auch H. Meusel in dieser Zeitschrift 1901 S. 61—63.

Ein Schönheitsfehler, der ebenfalls über kurz oder lang seine Beseitigung verlangen wird, ist die zugelassene Folge dreier gleicher Konsonanten dem Grundsatze zu Liebe, dafs die Bestandteile der Zusammensetzung möglichst unverändert zu erhalten sind, wie Betttuch, Schnellläufer, Schwimmmeister, Kammmacher. Freilich ist es bei häufiger vorkommenden Wörtern auch erlaubt, den einen Konsonanten fallen zu lassen, wie: Brennessel, Schiffahrt, Schnelläufer; aber bei Silbentrennung wieder: Brenn-nessel, Schiff-fahrt, Schnell-läufer. Nur den drei bevorzugten Wörtern dennoch, Dritteil, Mittag ist der dritte Konsonant ganz erlassen, auch in der Silbentrennung: Drit-teil, Mit-tag. Da war es denn doch geboten, einfach zu sagen: Drei gleiche Konsonanten werden nicht hintereinander geschrieben. So gut wie Mit-tag kann man auch Schif-fahrt trennen. Man hat mit der k- und z-Schreibung die historische Überlieferung über Bord geworfen mit Berufung auf die Phonetik („Der K-laut wird meist mit k, der Z-Laut mit z geschrieben"). Besser hätte man hier auf die Lautbarkeit gehört. Niemand spricht oder hört drei gleiche Konsonanten hintereinander, sondern höchstens zwei, insofern man z. B. mit dem M-Laut die erste Silbe schliefst und die zweite anlauten läfst.

Aber alle diese Anstöfse fallen nicht ins Gewicht gegenüber dem planlosen Verfahren der teilweisen Beseitigung des Dehnungs-h. Man hat mit dem th in allen deutschen Wörtern aufgeräumt, gründlich, aber ob der Thron, auf dem Grofsmutter sitzt, um besser aus dem Fenster schauen zu können, wohl als Fremdwort empfunden wird? Doch ich will mein Urteil begründen. Wenn das h bei dem t nichts anderes wäre als ein Zierrat oder Schnörkel, wie es die Kanzleischreiber in alter Zeit anwandten, so wäre seine Beseitigung ohne alle Rücksicht auf die weiteren Folgen berechtigt. Aber dieses h ist schon seit langer Zeit, namentlich seit dem Regelbuch von 1880 ein Zeichen für die Länge des Vokals der mit t anlautenden Silbe und gehörte in Thal, Thor, Thran u. s. w. seiner Bedeutung nach vor das l, r und n, wie ja auch sonst vor l, r, m, n das Dehnungs-h gebräuchlich ist. Wenn man jetzt aber Tal schreiben soll, warum den noch Zahl, Pfahl

und Strahl? Wenn Tran gilt, warum nicht auch Kan, Han, Ban, Zan? Wenn Träne, warum nicht Mäne, gäne? Wenn Tür und Tor kein h brauchen, warum noch Gebühr, Mohr, Rohr? Wenn Ton, warum nicht Son und Lon? Und wenn gar tun so nackt herumläuft, darf sich dann das Huhn noch mit einem h schmücken? — Wunderlich genug werden manchen diese Formen vorkommen: Tat, ich tu, du tust, er tut, tu das! Aber dieser Eindruck käme nicht in Betracht und würde von niemand geltend gemacht werden, wenn man eine nach klaren Grundsätzen konsequent durchgeführte Orthographie vor sich hätte. Wenn nur der Verstand einem jeden sagte: Das ist folgerichtig, so würde sich das sträubende Gefühl auch bei auffälligen Formen bald beruhigen. So aber hat man in einem Teil gleichartiger Wörter (auf l, r, n) das Dehnungszeichen gestrichen, in andern es belassen. Denn dafs jene Wörter gerade mit t anlauten, macht für den Bedarf oder die Entbehrlichkeit eines Dehnungszeichen nichts aus. Dafs aber die amtlichen Regelbücher selbst nicht den Anspruch erheben, bleibende Bedeutung zu haben, hat E. Schmolling richtig erkannt. Er sagt in dieser Zeitschr. 1893 S. 532: „Eine Durchsicht der deutschen Rechtschreibung durch Vertreter der Unterrichtsministerien in gewissen Zeiträumen, von zehn zu zehn Jahren, erscheint in der That unabweislich, damit wir Schritt für Schritt zu einer möglichst grofsen Einfachheit und Vollkommenheit gelangen". (Vgl. J. Lattmann, Stückweise oder endgültige Reform der Rechtschreibung in dieser Zeitschr. 1885 S. 1 ff.). Natürlich, aus Kommissionen und Konferenzen kann nur Stückwerk hervorgehen; etwas auf absehbare Zeit Bleibendes kann uns nur ein Meister schaffen.

Ilfeld. Hermann Lattmann.

Die Vornamen in der deutschen Litteraturgeschichte.

In einer Besprechung der 4. Auflage der Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte von Gotthold Klee (Berlin 1901, Georg Bondi) in dieser Zeitschrift 1902 S. 313 findet sich die Bemerkung: „S. 164 und öfter. Bei Schlegel vermifst man den einen Vornamen". Da dort „W. Schlegel" steht und schon S. 154 mit den Lebensdaten auch der volle Name „August Wilhelm (von) Schlegel" gegeben ist, so wünscht der Ref. offenbar, dafs der ältere der beiden romantischen Brüder immer August Wilhelm statt Wilhelm genannt werde. Im Gegensatz dazu habe ich vor einigen Jahren dem Verf. brieflich den Vorschlag gemacht, bei allen Namensangaben sich auf die Angabe eines Vornamens, des Rufnamens, zu beschränken oder, wenn bei den Gröfsten nun einmal die Aufführung aller Vornamen für notwendig er-

achtet werde — wiewohl ich nicht einsehen kann, dafs es für den Schüler irgend welchen Wert hat selbst von Friedrich Schiller zu wissen, dafs er noch Johann Christoph hiefs —, wenigstens den Rufnamen durch den Druck auszuzeichnen, damit nicht blofs wer will sich an diesen halten kann, sondern auch dieser wirklich gemerkt werde. Der Verf. hatte die Freundlichkeit, diesen Vorschlag in einer brieflichen Erwiderung als sehr praktisch zu bezeichnen und ihn demgemäfs wie schon einigermafsen in der 3. Auflage seiner Grundzüge, so jetzt in der 4. Auflage in gesteigertem Mafse durchzuführen. Freilich schrieb mir der Verf. nach meiner Erinnerung damals: „Ihn konsequent durchzuführen, hat grofse Schwierigkeit". Das ist richtig. Diese Schwierigkeit beruht teils auf dem herkömmlichen Brauch unserer Handbücher und Litteraturgeschichten, sämtliche oder doch mehrere Vornamen ohne Unterscheidung nebeneinander anzuführen, so dafs der Rufname den Lesern ebenso ungewifs bleibt, wie wohl vielfach auch die Verfasser darüber im Ungewissen sind, teils auf der Sitte des 17. und 18. Jahrhunderts, mehrere Vornamen allgemein so miteinander zu verbinden, dafs sie thatsächlich gleiches Recht zu haben scheinen. In ersterer Beziehung sind uns z. B. Johann Heinrich Vofs, Johann Gottlieb Fichte, Ernst Moritz Arndt so geläufig, dafs wir uns kaum noch dessen bewufst werden, dafs diese Männer von den Ihrigen doch blofs Heinrich, Gottlieb und Moritz genannt wurden. Andererseits erscheinen bei Gottfried Wilhelm Leibniz, Friedrich August Wolf, Gottfried August Bürger und vielen anderen die beiden Vornamen so unzertrennlich, dafs man meinen möchte, sie seien von Jugend auf bei jeder Nennung immer so reichlich bedacht worden. Und doch ist es wenig wahrscheinlich, dafs z. B. Leibniz von seinen Angehörigen und Freunden immer Gottfried Wilhelm gerufen sei, obwohl ja freilich die Führung von Doppelvornamen seit dem 16. Jahrhundert nach dem Vorbilde der Fürstenhäuser sich auch in bürgerlichen Familien verbreitet hat und gerade in neuester Zeit wieder Mode zu werden scheint; wenigstens habe ich zur Zeit unter meinen Schülern einen Hans Georg, Hans Günther, Hans Wolf und Karl August, die oder deren Eltern auf die Verbindung beider Namen Gewicht legen.

Bekanntlich wurde es infolge der Bevorzugung gewisser Vornamen und der dadurch zu Tage tretenden Eintönigkeit im 16. Jahrhundert zuerst in fürstlichen Familien üblich, dem Rufnamen entweder einen attributiven Zusatz oder einen zweiten Vornamen beizufügen. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der Besiegte von Mühlberg, ist das erste Beispiel des letzteren Brauchs. Dieser fürstliche Brauch wurde schon im 16. Jahrhundert auch in bürgerlichen Kreisen vielfach befolgt und fand im 17. und 18. Jahrhundert um so mehr Verbreitung, als gewisse Vornamen, besonders Johann, Jakob und die mit Christ und Gott gebildeten,

sich so grofser Beliebtheit erfreuten, dafs eine unterscheidende Erweiterung zweckmäfsig und notwendig erschien. Man vergleiche darüber die hübschen Bemerkungen von Gustav Blumschein, Streifzüge durch unsere Muttersprache (Köln 1898) S. 90 ff. Dieser Umstand eben macht es uns bei Männern des 17. und 18. Jahrhunderts in der That oft schwer, den Rufnamen festzustellen, obwohl im Verkehr des Hauses und der Familie gewifs zwei Vornamen nebeneinander ebenso selten und nur ausnahmsweise in Anrede und Ruf verwandt wurden wie heutzutage. Büchertitel und Unterschriften beweisen für den ungetrennten Gebrauch beider Namen natürlich nichts. Nicht wie einer „zeichnete“, sondern wie er genannt wurde, nicht die Firma, sondern den schlichten Namen können wir uns in der Schule zu lehren begnügen. Goethe z. B. hiefs Wolfgang, obwohl er J. W. Goethe zu zeichnen pflegte, was für den Litterarhistoriker und die Forschung von Interesse sein kann, aber für die Schule ziemlich gleichgültig ist. Im Laufe der Zeit wuchsen ja dann die Vornamen aus Familienüberlieferung und ehrender Rücksicht auf Vorfahren, Verwandte und Paten nicht selten zu langen Reihen an. Um so mehr würde da die Hervorhebung des Rufnamens, auf den man sich wie in der Familie so auch im öffentlichen Leben in der Regel beschränkte, geboten und üblich. Und so darf man es heute trotz der Ausnahmen, die fürstliches Vorbild und Familienüberlieferung oder auch weite Verbreitung mancher Familiennamen an die Hand geben, als allgemeine Sitte bezeichnen, dafs neben dem Familiennamen ein Vorname mündlich gebraucht und schriftlich angegeben wird. Gerade in litterarischen Kreisen ist sie mit Ausnahmen, die die Regel bestätigen, mehr und mehr herrschend geworden. Dieser Sitte werden wir, weil sie einfach, natürlich und völlig ausreichend ist, soweit es irgend möglich oder zulässig ist, in der Schule auch auf die Vergangenheit allgemein anwenden dürfen. Unmöglich aber ist es nur, wenn der Rufname nicht mehr festzustellen ist; unzulässig, wenn es der Wahrheit widersprechen würde oder wenn einer Verwechselung vorzubeugen ist. Ausnahmen mag man immerhin auch bei Männern machen, bei denen die Verbindung schon einen gewissen geschichtlichen Charakter angenommen hat, obwohl, was uns zunächst befremdlich erscheint, einer anderen Generation bald geläufig werden kann; die Weglassung von Ernst bei Moritz Arndt z. B. (so auch Goedeke-Goetze, Grundrifs VII S. 815 – 833 durchweg) ist mir infolge des Vorbildes eines meiner Lehrer ebenso geläufig wie anderen die Weglassung von Karl bei Theodor Körner. Im übrigen aber werden wir wirklich gut thun, unsere Schulbücher und unseren Unterricht von einem wertlosen Ballast zu befreien, indem wir uns ebenso wie bei Schriftstellern und Künstlern der Gegenwart, so auch bei denen der Vergangenheit durchweg auf einen Vornamen beschränken. Gerade dieser eine

Vorname wird dann im Gedächtnis um so besser haften und sich mit dem Familiennamen zu einer Einheit in fester Einprägung verbinden, während wir heute leider oft im Unterricht der Verwechselung der Vornamen mit lästigem Aufwande kostbarer Zeit zu wehren haben. Wer die Forderung für berechtigt hält, dafs wir im fremdsprachlichen Unterricht „belanglose Einzelheiten, namentlich unnütze Formalien aus dem Lehrstoff beseitigen“ (Lehrpläne und Lehraufgaben von 1901 S. 33), der sollte auch im Sachunterricht, in Geschichte und Litteratur des eigenen Volkes äufseren Gedächtniskram, dem nicht der geringste Wert zukommt, nicht in übelangebrachter Pedanterie in Schutz nehmen. Mindestens aber mufs verlangt werden, dafs in unseren Schulbüchern, auch in Lesebüchern und Gedichtsammlungen, der Rufname, soweit er bekannt ist — und in anderen Fällen könnten wir uns die Vornamen am Ende ganz schenken —, vor den anderen Vornamen im Druck ausgezeichnet werde. Hopf und Paulsieks Lesebuch in der Bearbeitung von Fofs und der soeben erschienenen von Kinzel und Echtermeyers Gedichtsammlung in der Ausgabe von Becher lassen, um nur zwei sehr verbreitete Bücher zu nennen, in dieser Beziehung noch so gut wie alles zu wünschen übrig. Dafs aber mit der Heraushebung des Rufnamens in wissenschaftlichen Werken ein Anfang gemacht wird, zeigt die vortreffliche Neubearbeitung des Grundrisses der deutschen Dichtung, in der Edmund Goetze vom 6. Bande an — zuerst S. 105 — vielfach den Rufnamen hervorgehoben hat, wie er sich auch im Text und in Überschriften in der Regel auf diesen beschränkt. Es dürfte sich die Hervorhebung des Rufnamens auch für alle Handbücher, Encyklopädieen, Konversationswörterbücher u. a. sehr empfehlen; im amtlichen Verkehr ist sie ja längst üblich. Mit der Zeit wird sich dann wohl, wenn die Forschung mehr ihre Aufmerksamkeit darauf richtet, auch bei manchen Männern der Vergangenheit, bei denen wir jetzt im Zweifel sind, der Rufname noch feststellen lassen.

In Übereinstimmung also mit dieser Auffassung hat Gotthold Klee in der 4. Auflage seiner Grundzüge m. E. mit Recht, von Wilhelm Schlegel abgesehen, im Unterschiede von der 3. Auflage die Vornamen bis auf den Rufnamen beseitigt bei Christoph v. Grimmelshausen, Adolf und Elias Schlegel, Wilhelm v. Gerstenberg, Ewald v. Kleist, Ludwig Gleim, Christian Schubart und Wilhelm v. Riehl. Für die nächste Auflage empfehle ich noch dasselbe zu thun bei Christoph Gottsched, Jakob Bodmer und Jakob Breitinger, Fürchtegott Gellert, Wilhelm Rabener, Johann Winckelmann, Peter Uz, Heinrich Boie, Heinrich Vofs (dem Älteren wie dem Jüngeren, der vollständig auch Johann Heinrich hiefs), Maximilian Klinger, Reinhold Lenz, Theodor v. Hippel, Peter Hebel, Gottlieb Fichte, Moritz Arndt, Ludwig Jahn, Friedrich Dahlmann, Christoph Schlosser, Georg Fischer, Viktor v. Scheffel.

Es bleiben dann noch aufser den sechs gröfsten, bei denen alle Vornamen mit Hervorhebung des Rufnamens angegeben sind, mit zwei Vornamen folgende ausgestattet: Johann Gottfried Schnabel, Johann Jakob Mascow, Gottfried Wilhelm Leibniz, Christian Gottlob Heyne, Friedrich August Wolf, August Wilhelm Iffland, Georg Christoph Lichtenberg, Johann Paul Richter (Friedrich ist überflüssig), Gottfried August Bürger, Konrad Ferdinand Meyer, Friedrich Wilhelm Weber — entweder aus besonderem Recht oder um unseres Nichtwissens willen.

Was zum Schlufs den älteren Schlegel selbst betrifft, so ist zuzugeben, dafs wir von August Wilhelm und Friedrich Schlegel zu reden gewohnt sind, obwohl dem jüngeren Bruder auch noch die Namen Karl Wilhelm zukommen, und dafs jener sich in den Titeln seiner Werke A. W. zu nennen pflegte. Aber wie Oskar Walzel in seiner dem 143. Bande der Deutschen National-Litteratur vorangestellten Biographie dem Familienbrauche gemäfs konsequent von Wilhelm Schlegel spricht, so werden auch bei Goedeke-Goetze Grundrifs VI[2] S. 8 einfach Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel einander gegenübergestellt, weil sie aufserhalb des Papiers im Leben und Verkehr so genannt wurden. Ich denke, wir folgen ihnen — eben um der Einfachheit willen.

Neu-Ruppin. Heinrich Begemann.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Paul Stötzner, Das öffentliche Unterrichtswesen Deutschlands in der Gegenwart. Leipzig 1901, Göschen. 168 S. 8. geb. 0,80 *M*. (Sammlung Göschen.)

Die wertvolle „Sammlung Göschen“ ist durch die Arbeit von Stötzner um ein sehr nützliches Buch vermehrt worden, bei dem es wiederum erstaunlich ist, was für den geringen Preis geboten wird.

Was der Verf. erstrebt hat, „alle die wesentlichen Einrichtungen und gesetzlichen Bestimmungen, die gegenwärtig in Deutschland für das öffentliche Bildungswesen von der Elementarschule bis zur Universität in Geltung sind, in möglichst übersichtlicher und knapper Weise darzustellen“, hat er erreicht. Er berichtet kurz, klar, übersichtlich und meist zuverlässig in drei Hauptteilen über das Volksschulwesen, über das höhere Schulwesen und über das Hochschulwesen aller Bundesstaaten. Der erste Hauptteil behandelt die Volksschule, die Mittelschule und die Fortbildungsschule, der zweite Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, Realschule, Reformschule, höhere Mädchenschule und Mädchengymnasium, der dritte Universität, technische und andere Hochschulen, Volkshochschule. Aus dieser Inhaltsangabe geht hervor, dafs auch die neuesten Erscheinungen in der Entwicklung unseres Schul- und Bildungswesens besprochen werden.

Eine Prüfung des Inhalts hat zu einigen Ausstellungen Anlafs gegeben, welche die Sache fördern, den Wert des Buches aber keineswegs herabsetzen wollen. Die Lehraufgaben (aufser bei den höheren Mädchenschulen) und die Prüfungsordnungen, die Rangordnung bei den höheren Lehrern und die Militärdienst-Verhältnisse der Volksschullehrer sind nicht berücksichtigt worden; das werden viele als einen Mangel empfinden. Der Umfang des Buches wäre freilich bei Besprechung alles dessen beträchtlich gröfser geworden, was der Verf. wohl vermeiden wollte. Zu viel gesagt ist es, wenn es S. 9 heifst, dafs es in Preufsen „fast überall bei den höheren Lehranstalten Vorschulen giebt“ (S. 88

besser: „Vielfach haben die höheren Schulen in Preufsen ihre eigenen dreiklassigen Vorschulen“). Das bleibt aber richtig, dafs die preufsische sogenannte Volksschule keine Schule für das gesamte Volk ist, auch nicht in den unteren Klassen, weil sehr viele, bevor sie in eine höhere Schule eintreten, (auch abgesehen von den Vorschulen) besonders vorbereitet werden, entweder von einzelnen Personen oder auf Anstalten, die diese Vorbereitung für die unteren und mittleren Klassen der höheren Schulen zum Zwecke haben. Zum Königlichen Kommissar kann, wie es früher bei der Abschlufsprüfung war, so auch bei der Reifeprüfung der Direktor der Anstalt ernannt werden (zu S. 89). Zu einem Provinzialschulkollegium können auch mehr als zwei Provinzialschulräte, praktische Schulmänner, gehören (zu S. 89). Die Angabe des Gehalts in Höhe von 2100 bis 4500 ℳ, durch Zulagen von je 300 ℳ in 27 Dienstjahren steigend (nach dem Normaletat vom 4. Mai 1892), war bereits vor Herausgabe des Buches veraltet; denn der Nachtrag vom 16. Juni 1897 bestimmte schon 2700 bis 5100 ℳ, zu erreichen in 24 Dienstjahren (zu S. 90, auch die Angabe über die Besoldung der Direktoren S. 144 wäre entsprechend zu ändern gewesen). Ebenso ist die Unterscheidung von Oberlehrer- und Lehrerzeugnissen (S. 91) bereits durch die Prüfungsordnung vom 12. Sept. 1898 beseitigt worden. Zu den Vor- und Nachteilen der Reformschule liefsen sich noch Zusätze machen; im allgemeinen ist grundsätzlich zu sagen, dafs das Bestreben, allenthalben Erleichterungen zu verschaffen, seine höchst bedenkliche Schattenseite hat. Die Freiheit des Studenten ist nicht mehr so grofs, wie sie der Verf. (S. 158) schildert: „Der mehr oder weniger regelmäfsige Besuch der Vorlesungen ist in sein Belieben gestellt, und wenn er es vorzieht, garnicht hinzugehen, sondern daheim zu arbeiten, so ist das ebenfalls sein Recht“. Vermifst habe ich endlich eine Angabe über das mit der Universität Breslau verbundene landwirtschaftliche Institut und über die volkstümlichen Latein-Kurse in Berlin. Dem Volkshochschulwesen möchte ich so ungeteilten Beifall nicht spenden. Es ist geeignet, auch Bedenken zu erregen; freilich kommt viel auf die Art der Vorträge und der Zuhörer an. Jedenfalls bezweifle ich, dafs die Universitätsausdehnungs-Bewegung wesentlich dazu beitragen werde, „den klaffenden Rifs, der unser ganzes Volk zu seinem Schaden in Gebildete und Ungebildete trennt, schliefsen zu helfen“ (S. 168).

Was durch die Gesetzgebung neuerdings anders geregelt worden ist, wird in einer neuen Auflage, die voraussichtlich notwendig werden wird, zu berücksichtigen sein, so der hessische Realschul-Lehrplan, die Besoldung der Volksschullehrer und der Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten (Höchstgehalt nach 21 Dienstjahren), Höhe des Schulgeldes, endlich die einschneidenden Veränderungen auf Grund des Kaiserlichen Erlasses vom 26. Nov.

1900 (besonders die Gleichberechtigung aller neunstufigen Anstalten und die Betonung und Pflege ihrer Eigenart).

Das Urteil des Verf. ist stets gesund und maſsvoll, und er befleiſsigt sich der Unparteilichkeit. Den Konservativen geschieht allerdings unrecht, wenn (S. 10) gesagt wird, daſs sie „eine Beschränkung des Lehrstoffes für die Volksschule und damit eine Einengung auch der Lehrerbildung, die Liberalen dagegen eine möglichst weitgehende Verwertung aller Bildungsmittel für die Schule, sowie geistige und soziale Hebung des Lehrerstandes für nötig erachten". Die Lehrer haben die Hebung ihres Standes keineswegs nur den Liberalen zu verdanken.

Der Ausdruck (S. 112) „Realgymnasialklassen bis mit Obersekunda" ist hart, ebenso (S. 120) „sie (die Unter- und Mittelklassen der Oberrealschulen) dienen den Realschulen als Lehrplan"; S. 96 steht „unmitelbar", S. 163 „Tierheilkunde und deren Hilfswirtschaften". Sonst sind Form der Darstellung und Druck fehlerfrei.

Zum Schlusse sei noch einmal jeder auf das willkommene, billige Nachschlagebuch aufmerksam gemacht, der über das öffentliche Unterrichtswesen Deutschlands in der Gegenwart Auskunft haben will.

Neiſse. Otto Michalsky.

F. Schmidt, Jugenderziehung und Jugendstil. Ein Vorschlag zu einer zeit- und naturgemäſsen Umgestaltung unseres höheren Schulwesens und ein Trostwort für alle bekümmerten deutschen Mütter und Väter. Wiesbaden 1902, Otto Nemnich. 68 S. 8. 1 *M.*

Ferdinand Schmidt von Hanau hat eine „höhere Schule der Zukunft, hoffentlich der allernächsten" erdacht, „die eines Tages kommen wird, weil sie natürlich ist". „Und wenn wir sie einweihen, singen wir zur Eröffnung der Feier aus voller Brust den Choral: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren und zum Schlusse nach dem Hoch auf den Kaiser: Deutschland, Deutschland über alles, Über alles in der Welt. Jedem Lehrer aber schreiben wir in die Anstellungsurkunde: 1. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete" — worauf sämtliche 13 Verse 1. Korinther Kap. 13 abgedruckt sind, zum Teil mit schwabacher Lettern.

Minder zuversichtlich lautet die Vorrede. Der Verf. giebt sich nicht der frohen Hoffnung hin, durch diese Schrift die notwendige Umgestaltung herbeizuführen, aber er erreicht doch zweierlei. „Erstens: ich entlaste mein Gewissen durch die öffentliche Erklärung, daſs ich die heutige Einrichtung unseres höheren Schulwesens für naturwidrig und deshalb für verderblich halte". Zweitens soll es für manchen sorgenvollen Vater und manche bekümmerte Mutter ein kleiner Trost sein, zu vernehmen, „daſs

es auch unter den „sogenannten" Pädagogen Leute giebt, die Schulen für möglich halten, in denen auch die Schüler fröhlich mitarbeiten würden, die bei der heutigen Einrichtung auf keinen grünen Zweig kommen können". — Sollte es wirklich für besagte Eltern tröstlich sein, wenn ein Pädagoge in leitender Stellung behauptet, dafs die Lehrpläne sämtlicher höheren Schulen in der Wahl ihrer Bildungsstoffe unglaublich thöricht und in ihren Anforderungen naturwidrig hoch seien? Mich dünkt, das würde ihren Zorn erst recht erregen, was doch nach S. 9 nicht gerade nötig ist. Denn dort lesen wir in einem Citat, dafs die Eltern fast durchgehends mit den höheren Schulen tief unzufrieden sind und ihre Söhne nur wegen der Berechtigungen dorthin schicken. „Der Unmut über die Masse des verlangten nutzlosen Wissens, über die mangelnde Einführung ins nationale Geistes- und Kulturleben der modernen Welt ist in allen — aufser manchen Lehrer- und Regierungskreisen — so stark, dafs die Schüler tausendmal selbst Zeugen von Zornausbrüchen darüber werden". Das ist ja sehr gruselig; aber der Verf. unserer Schrift bemerkt ausdrücklich dazu: „Dies ist nach meiner Erfahrung durchaus zutreffend. Wenn Vaterflüche erhört würden, hätte keiner von uns Lehrern noch einen ganzen Knochen im Leibe!" Die Besorgnis ist offenbar übertrieben, zumal wenn es sich um den Direktor einer Oberrealschule handelt. Denn er hat ja nur so zu sagen freiwillige Schüler, denen in Hanau wie fast überall das Gymnasium der Stadt zur Verfügung steht, und die Herren Väter sind offenbar mit dem modernen Bildungsgang zufrieden, denn die Frequenz ist doppelt so grofs als an der humanistischen Anstalt. Dagegen sind Hunderte von deutschen Gymnasien mit Schülern bevölkert, die zur guten Hälfte bei freier Wahl die Realschule besuchen würden, und daraus erklärt es sich, dafs so wacker auf das dumme Latein und Griechisch gescholten wird, zumal da es immerhin etwas mehr geistige Kraft in Anspruch nimmt; denn niemals geht ein Schüler, dem die Realschule zu schwer wird, aufs Gymnasium über, umgekehrt aber alljährlich viele. Man hört daher auch fast niemals über den Lehrplan der Oberrealschulen raisonnieren, und wenn es geschieht, so kann es sich nur um unwesentliche Einzelheiten handeln. Hier haben also die Vaterflüche am wenigsten Sinn, und sie können auch sonst die Lehrer nicht bis auf die Knochen treffen, da diese ja die Schulart nicht erfunden haben. Die Sorgen der Väter und der Kummer der Mütter, sagen wir immerhin etwas drastischer der Zorn der Eltern, bezieht sich aber selbst da, wo sie keine freie Wahl haben, weit weniger auf die Lehrpläne als auf den Betrieb, und so fährt denn auch der Verf. unmittelbar nach den „Vaterflüchen" fort: „Ein gutes Mittel, die Angelegenheit der Schulreform weiterzubringen, wäre folgendes. Man stellt in den Familien, die Kinder in der höheren Knabenschule haben, an den

Tagen, wo die berühmten Extemporalien zurückgegeben werden, zur Zeit des Mittagsessens Phonographen zur Aufnahme der Tischgespräche auf. Diese Apparate spielen dann im Kultusministerium das Aufgenommene herunter. Diese „Volksstimme" würde sich in ihrer Wirksamkeit jedenfalls als „Gottes Stimme" erweisen."

Etwas einfacher ist offenbar das in dieser Zeitschrift 1901 S. 555 ff. empfohlene Verfahren, wonach jeder Direktor, ohne den Olymp oder den Acheron in Bewegung zu setzen, den groben Unfug der schnöden Extemporale-Nummern gründlich beseitigen kann, und es scheint ja, dafs hier und da schon ein Anfang gemacht wird. Denn als auf der Casseler Versammlung ein angesehener Jemand vorschlug, in dem Aufsatz etliche Kraftstellen anzustreichen und das Heft in den Konferenzzimmern auszulegen, bemerkte ein anderer: „Geschieht bereits!" Schmidt selber hat sich ohne Zweifel seit Jahren in gleichem Sinne bemüht, aber vergeblich; denn er schreibt S. 38: „Eine naturgemäfse Betrachtung der Dinge wird auch das „Extemporale" beseitigen, das als eines der besten Mittel zu gelten hat, die Schüler nervös zu machen und den Frieden des Hauses zu stören". Aber doch nur dann, wenn man in der Aufgabe zu hoch und in der Censur zu tief greift, ein Unverstand, der heuer leider verbreitet ist. Übrigens ist des Verfassers Kampf gegen die Extemporalia die reine Plänkelei; mit seinem groben Geschütz schickt er sich an, die Burg der klassischen Bildung zu zertrümmern. Die zeit- und naturgemäfse Erziehung im Jugendstil hat zum Zweck die Erkenntnis der Welt, wie sie ist; erst in zweiter Linie erscheint die Frage, wie die Welt gewesen ist, wie sie sich entwickelt hat. Nach dem heutigen öden Greisenstil „wird nur die Menge des Stoffes festgesetzt, der in die Köpfe hineingearbeitet werden soll: von den Bedürfnissen und Kräften der zu bildenden Menschen ist nirgends die Rede. Ist der eben in die höhere Schule aufgenommene Knabe bereits hinlänglich gekräftigt, fühlt er vor allem das geistige Bedürfnis nach einer fremden Sprache?" Nein, sagt Schmidt nach seiner mehr als 28jährigen Lehrthätigkeit. Cur, quomodo, quando besagtes Gefühl in der Seele des Knaben erwachen mag, erfordert keine weitere Erwägung; denn S. 12 heifst es: „Wir bedürfen, um uns die Welt des Wissens zu erobern, überhaupt keiner fremden Sprache". Der heutige Betrieb des Lateinischen und Griechischen ist „eine unverantwortliche Zeit- und Kraftverschwendung". „Die unvergängliche klassische Bedeutung der Griechen für alle höhere Bildung leugnet zwar kein Verständiger; sie sind die Erstlinge und Vorbilder aller Kulturvölker", aber die Erlernung der Sprache ist, von wenigen Berufsarten abgesehen, nur ein „Scheinbedürfnis". Sie verschwindet also aus dem Lehrplan der Schulen, welche das 11. bis 16. Lebensjahr umfafst, gänzlich, und das Lateinische

wird auf die zwei letzten Jahre beschränkt, wo es in wöchentlich zwei Studen „nicht zur logischen Schulung, auch nicht zur Erlernung des Deutschen betrieben wird, sondern einzig und allein, um den Schüler zum Lesen lateinischer Texte, Inschriften und Citate zu befähigen".

Aber auch die neueren Sprachen müssen zurückgedrängt werden; denn „im Gymnasium sind wir Sklaven der Römer, in der Realschule Knechte der Franzosen und Engländer. Wir müssen auf geistigem Gebiete auch zwei Schlachten schlagen, eine Hermannsschlacht, die uns von dem Römerjoch befreit, eine Wilhelmsschlacht, die uns aus unserem Abhängigkeitsverhältnisse den Franzosen und Engländern gegenüber herausbringt und zu freien Menschen macht".

Merken wir uns ferner an, dafs „der geometrische und arithmetische Unterricht, wie er in unseren höheren Schulen einer falschen Wissenschaftlichkeit zu Liebe gegeben wird, für das Leben gar keine Bedeutung hat! Die Lehrer stöhnen über die Unbeholfenheit, Dummheit und Schläfrigkeit der Schüler. Die Schüler seufzen und schimpfen auf das unverständliche Zeug, das ihnen vorgetragen wird . . . Wenn man sich nicht vor der Gelehrsamkeit im Staube windet, dann wird man mit unwiderstehlicher Gewalt gedrängt auszurufen: Dieser Unterricht ist ein Unfug". Auch der heutige naturkundliche Unterricht wird durch die Wissenschaftlichkeit zu einem ganz bedeutungslosen. Item in der Geographie ist „Beschränkung ganz besonders vonnöten. Man betrachte mit den Schülern die Karte und bringe ihnen nur das bei, was man selbst ohne Vorbereitung noch weifs; das mufs fürs Leben ausreichen; der Lehrer kommt ja doch auch damit aus".

Ein sehr wesentliches Prinzip des Jugendstils ist: „Man lasse jedem Schüler sein ihm von Gott verliehenes Recht, nach seiner Façon selig zu werden! . . . Der Lerneifer wird bei naturgemäfsem Unterricht eher zu zügeln als anzuspannen sein. Dann lasse man jeden aufrücken, der sich seinen Gaben entsprechend bemüht und erspare Tausenden deutschen Familien den Osterjammer".

In solchen Erwägungen gestaltet Schmidt das gesamte Schulwesen folgendermafsen.

1. Vierjähriger Elementarunterricht im Alter von sechs bis zehn Jahren.
2. Die höhere Schule in sechs Stufen vom 11. bis 16. Jahre.
3. Die Universitäts-Vorschule von drei Jahren mit allen Fächern des Gymnasiums und der Oberrealschule. Jeder sucht sich die seinen Anlagen entsprechenden Fächer aus.

Die Erhöhung der Schulzeit von 12 auf 13 Jahre vollzieht Schmidt ohne jedes nationalökonomische Bedenken, sie kommt

dem Elementarunterricht zu gut. Aber auch der zehnjährige Knabe wird schwerlich schon „das geistige Bedürfnis nach einer fremden Sprache fühlen“, und Schmidt bemerkt: „Besser wäre es, eine fremde Sprache erst in V oder IV eintreten zu lassen“. Sein Lehrplan hat folgende Gestalt:

	VI	V	IV	III	II	I	Sa.
Religion	2	2	2	2	2	2	12
Deutsch	6	6	6	6	6	6	36
Geschichte und Geographie	4	4	4	4	4	4	24
Naturkunde und Zeichnen	4	4	4	4	4	4	24
Rechnen und Geometrie .	4	4	4	4	4	4	24
Englisch	4	4	3	3	3	3	20
Französisch	—	—	4	4	3	3	14
Singen	2	2	2	2	2	2	12
Lateinisch	—	—	—	—	2	2	4
Körperliche Übungen . .	8	8	8	8	8	8	48
zusammen . .	34	34	37	37	38	38	218

Man beachte die zierliche Anmut der vier lateinischen Stunden neben der robusten Kraft der 48stündigen Gymnastik! Am Realgymnasium sind von VI—IIb 37 lateinische und 18 Turnstunden, am Gymnasium 47:18 angesetzt.

Aus dieser Einheitsschule gehen die Schüler zum gröfsten Teil mit der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst ab; ob diese auf Grund einer Prüfung erteilt wird, ist nicht gesagt. Schmidt hält es aber „für wünschenswert, dafs das Institut der Einjährig-Freiwilligen beseitigt wird; für die Schule ist dies deshalb nötig, „damit sie blofs der Bildung wegen besucht wird“.

Folgt die dreijährige Universitäts-Vorschule, wo jeder treibt, was er will, um ohne Prüfung zur Hochschule überzugehn. Mögen die Professoren sehen, wie sie mit dem bunten Publikum der Kommilitonen fertig werden. Für die künftigen Lehrer sind an jeder Universität zwei Schulmänner — einer für die sprachlich-historischen, der andere für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer — anzustellen, unter deren Leitung der Student sofort seine ersten Versuche im Unterrichten macht. Stellt sich heraus, dafs der junge Mann zum Lehrer nicht das „Zeug“ hat, so weise man ihn auf eine andere Bahn; zeigt er sich geeignet, so setzt er während seiner ganzen Universitätszeit die praktischen Übungen fort und wird nach bestandener wissenschaftlicher Prüfung sofort, ohne Seminar- und Probejahr, angestellt und kann bald heiraten. Denn „Junggesellen sind vom Lehrerberufe auszuschliefsen; sie können als Konservatoren in Museen, als Bibliothekare und Archivare verwendet werden“. Vielleicht kann man ihnen eine Präklusivfrist gewähren.

Da hätten wir denn also die natur- und zeitgemäfse höhere Einheitsschule. Wer sich weiter in ihren Plan vertieft und dabei an seiner eigenen pädagogischen Theorie und Praxis irre wird, der lese in Schraders Aufsatz „Die Umgestaltung des höheren Unterrichts“ (Halle 1902, Verlag von Eugen Strien) S. 12: „Trotz aller blendenden Einfälle derer, die über Nacht grofse Pädagogen geworden zu sein glauben, hat sich die Lebenskraft der erprobten Einrichtungen durchgerungen, und dem schon totgesagten humanistischen Gymnasium ist nach einer zehnjährigen Tragödie der Irrungen die frühere Gestalt im wesentlichen wiedergeschenkt; was ihm noch von neuem Flitter anhaftet, wird unter seinem ruhigen Gange von selbst abfallen“.

Danzig. Carl Kruse.

Ed. Heydenreich, Bau- und Kunstdenkmäler im Eichsfeld und in Mühlhausen. Mühlhausen i. Th. 1902, Carl Albrecht. 6 u. 38 S. 4. 2 *M*.

Das Eichsfeld, wozu auch ein Teil des Kreises Mühlhausen gehört, ist sehr mit Unrecht als ungastlich und unschön verschrieen. Eine Würdigung der zahlreichen daselbst erhaltenen Burgen, Kirchen und sonstigen Bau- und Kunstdenkmäler ist nirgends versucht, und über die zahlreichen Bauwerke der ehemals freien Reichsstadt Mühlhausen weifs der Verfasser manche wesentliche Ergänzung zu der vorhandenen Litteratur zu geben. Die zahlreichen sehr instruktiven Abbildungen (2 Tafeln und 40 Holzschnitte im Text) sind auch für den Anschauungsunterricht wertvoll. Der mit warmer Begeisterung und in edler Sprache geschriebene Vortrag verdient es, für unsere Schulbibliotheken empfohlen und als anregende Lektüre auch in die Hände unserer Schüler gegeben zu werden.

Weimar. Gustav Lämmerhirt.

Franz Linnig, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Neunte, vermehrte und verbesserte Auflage. Paderborn 1901, F. Schöningh. 495 S. gr. 8. 3,40 *M*.

Die Redaktion wünschte eine „ganz kurze Besprechung“ des Buches, und eine eingehendere Anzeige würde bei einem Werke, das bereits in 9. Auflage erscheint und eine solche schon früher erfahren hat, nur dann gerechtfertigt sein, wenn die jüngste Auflage sich erheblich von den älteren unterschiede. Das ist aber nach meiner Erinnerung — frühere Ausgaben liegen mir augenblicklich nicht vor — durchaus nicht der Fall. Es handelt sich um keine Umgestaltung, sondern nach dem Titel des Buches selber nur um eine Vermehrung und Verbesserung. Die Vermehrung ist leicht festzustellen: während die 7. Auflage von 1895

431 Seiten, die 8. von 1898 463 Seiten umfaſste, wie mir eine gefällige Notiz des Verlegers mitteilt, zählt die jüngste Auflage 495 Seiten. Wie dieser Zuwachs sich auf die drei Stufen verteilt, in die das Werk gegliedert ist, vermag ich nicht anzugeben, da weder eine Vorrede — eine solche fehlt ganz — noch auch irgend ein Zeichen die neuen Themen als solche kenntlich macht. Die Verbesserungen werden vermutlich in kleinen Änderungen und Zusätzen bestehen.

Das Buch hat bereits eine Geschichte, und der Herr Verfasser besitzt namentlich auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts einen geachteten Namen. Unter diesen Umständen muſs es genügen und genügt auch, die Kreise des höheren Schulunterrichts darauf aufmerksam zu machen, daſs das weitbekannte Buch abermals in neuer Auflage erschienen ist. Wenn ich auf Einzelheiten einzugehen hätte, so würde ich manche grundsätzliche Einwendungen zu machen haben, wie aus meinem Buche über den deutschen Aufsatz auf der Oberstufe höherer Lehranstalten ohne weiteres ersichtlich ist.

Salzwedel. Gustav Legerlotz.

P. Nerrlich, Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. IX u. 350 S. 8. 7 *M*.

Während vor 100 und mehr Jahren Jean Paul einer der gefeiertsten deutschen Dichter war und das Erscheinen einer Schrift von ihm ein Ereignis bildete, werden seine Werke vom jetzigen Geschlecht wenig mehr gelesen. Und doch sind Anzeichen vorhanden, die auf einen Umschwung in der Wertschätzung des Dichters schlieſsen lassen. Besonders ist es das Verdienst Paul Nerrlichs, einen solchen Umschwung durch eine Reihe von Schriften über Jean Paul, vor allem durch eine historisch-kritische Ausgabe seiner Werke und eine vortreffliche Jean Paul-Biographie vorbereitet zu haben. Auch die vorliegende Veröffentlichung ist für die Kenntnis Jean Pauls und seiner Zeitgenossen überaus wichtig. Zum ersten Mal erhalten wir hier einen kritisch genauen Abdruck der Briefe des Dichters an seinen innigsten Freund Christian Otto, was um so wichtiger ist, da eine frühere Veröffentlichung durchaus lückenhaft, ungenau und voll willkürlicher Änderungen war. Zu diesen Briefen, deren Zahl sich hier durch viele bisher ungedruckte vervollständigt findet, kommen noch die Jean Pauls an seine Gattin. Sind diese Briefe schon für die Kenntnis der geistigen Eigenart des Dichters von groſser Wichtgkeit — es sei nur an die weltfreudige Stimmung erinnert, die aus der Mehrzahl dieser Briefe spricht —, so wächst ihre Bedeutung noch durch die zahlreichen, auf unmittelbaren Eindrücken und Beobachtungen beruhenden Mitteilungen und Urteile,

die wir über Weimar, seinen Hof und die dort lebenden oder verkehrenden Dichter und Schriftsteller, so über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Matthisson, die Schlegel, Tieck, Therese Huber, Charlotte v. Kalb, Corona Schröter, den Herzog, die Herzogin, die Mutter des Herzogs und viele andere, erhalten.

Ein erster Anhang giebt Aufschlufs über den Text der Briefe, besonders über Änderungen, die Jean Paul selbst vorgenommen hatte. Ein zweiter Anhang, bestehend in Anmerkungen zu den Briefen, belehrt über persönliche Beziehungen, litterarische Angelegenheiten, überhaupt über Dinge, über die der Leser eine Aufklärung wünscht. Freilich mufste sich hier der Verfasser Beschränkung auferlegen, wenn dieser Teil nicht selbst zu einem Buche anwachsen sollte. Doch vermifst man da und dort einen Aufschlufs nur ungern, so z. B. zu S. 153 eine erläuternde Bemerkung über die merkwürdige Selbstbiographie des „Armen Mannes von Toggenburg" und sein Tagebuch.

Die äufsere Ausstattung des Buches ist des Inhaltes durchaus würdig.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Wahner, Aufgaben aus Schillers Prosa. Leipzig 1901, W. Engelmann. X u. 84 S. 8. kart. 1 M.

Das Büchlein bildet das zweite Heft der im Anschlufs an die bekannte Aufgabensammlung von Heinze und Schröder erschienenen Aufgaben aus der deutschen Prosalektüre (das erste enthält Aufgaben aus Lessings Laokoon, ebenfalls von Wahner). Das Heinze-Schrödersche Unternehmen ist in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift mehrfach und meist sehr anerkennend besprochen worden. Da ich über den Wert von Aufsatzdispositionen — soweit sie für Schüler bestimmt sind — etwas anders denke, so möchte ich zunächst meine prinzipielle Ansicht über das Gesamtwerk in aller Kürze kennzeichnen, da sich hieraus zugleich der rechte Standpunkt für die Beurteilung des zur Besprechung stehenden Buches ergiebt. Die Sammlung bietet Aufgaben, die lediglich der Schullektüre entnommen sind, sogenannte litterarische Themata, wie sie leider jetzt überwiegend den Gegenstand der deutschen Aufsätze in Prima und Sekunda bilden. Sie sind den bekannten Arbeiten entliehen, teils wörtlich, teils mit kleinen Abänderungen. Da die Herausgeber keine eigenen Entwürfe darbieten — wenn nicht etwa die wenigen ohne Verfasser bezeichneten aus ihrer Feder stammen —, so darf die Kritik sie nicht für die einzelnen Leistungen verantwortlich machen. Sie hat nur die Frage zu beantworten, ob durch die Zusammenstellung solcher Aufgaben der deutsche Unterricht und besonders der Aufsatzunterricht gefördert wird. Dabei aber möchte ich scharf unterscheiden, ob sie für die Hand der Schüler bestimmt sind, um

ihnen für die Aufsatzübung zu dienen, oder ob sie auch sonst mit Nutzen im Unterricht sich verwenden lassen. Im ersteren Falle kann ich mich der günstigen Beurteilung, die sie meist gefunden, nicht anschliefsen. Zwar verkenne ich nicht, dafs fleifsige und strebsame Schüler aus solchen Büchern durch das Studium guter Musterbeispiele auch für ihre deutschen schriftlichen Arbeiten Förderung gewinnen können; aber sehen wir doch einmal zu, wie liegt in Wahrheit die Aufsatzfrage? Entweder: der Lehrer stellt ein Thema, das sich nicht in den bekannten Sammlungen findet, sondern das sich aus der besonderen Art der Behandlung eines bestimmten Abschnittes der Lektüre ergiebt und dem Standpunkt der jeweiligen Schülergeneration angemessen ist; er läfst es gewissermafsen aus der Besprechung herauswachsen und bereitet es vor, ohne dafs die Schüler zunächst die Absicht erkennen. Ist dann die Aufgabe bezeichnet, so wird in gemeinsamem Gedankenaustausch die Disposition — wenigstens in den Grundzügen — erarbeitet. So verfährt der gewissenhafte und geschickte und zugleich vorsichtige Lehrer. In diesem Falle ist eine Dispositionssammlung in den Händen der Schüler überflüssig. Oder: der Lehrer erleichtert sich seine Aufgabe und stellt eines der landläufigen Themen, die bis zum Überdrufs in unsern Schulprogrammen abgedruckt sind, ohne ihm eine besondere Seite abzugewinnen und ohne es unter einen neuen — erweiternden oder einschränkenden — Gesichtspunkt zu stellen; dann sind solche Dispositionen in den Händen der Schüler schädlich; ihre nächste Thätigkeit besteht darin, nachzusehen ob das gestellte Thema darin enthalten ist. Das Buch wird zur Eselsbrücke erniedrigt. Diese Art der Benutzung haben die Herausgeber natürlich nicht bezweckt, — aber an der Thatsache solchen Mifsbrauches ist nicht zu zweifeln. Trotz dieses Bedenkens möchte ich jedoch Sammlungen von litterarischen Aufsatzthemen keineswegs verwerfen; schon darum nicht, weil sie dem jungen und noch wenig erfahrenen Lehrer dankenswerte Anregung und reiches Material darbieten; vor allem aber darum nicht, weil ich ihnen noch eine besondere Bedeutung beimesse. Diese liegt nach meiner Ansicht auf einem andern Gebiete, als dem des Aufsatzunterrichts: ich sehe in ihnen ein recht brauchbares Mittel für den Unterricht in der Lektüre. Sie setzen den Schüler in stand, den Klassenunterricht in willkommener Weise zu ergänzen und zu vertiefen. Die nach bestimmten Gesichtspunkten geordneten Themata stellen die Betrachtung unter leitende Gedanken. Sie enthalten Übersichten des Inhaltes und des Gedankenganges einzelner Abschnitte, decken wichtige Zusammenhänge auf, verschaffen Einblick in die dichterische Komposition, liefern Beiträge zur Charakteristik der handelnden Personen und stellen sie in Vergleichung mit andern, behandeln die Vorgeschichte u. a. m. Dafs durch die Beschäftigung mit solchen Aufgaben, deren Aus-

führung freilich naturgemäfs nicht gleichwertig ist, das Verständnis der Lektüre gefördert werden kann, dürfte wohl nicht bestritten werden; ebensowenig, dafs Dramen und epische Dichtungen geeignete Stoffe für reichliche Aufsatzübungen bieten. Anders verhält es sich mit lyischen Dichtungen; und ich kann ein Bedenken nicht unterdrücken, das sich mir aufdrängte, als ich einen Einblick in die „Aufgaben aus lyrischen Dichtungen" gewann, die Teetz mit Aufwendung grofsen Fleifses zusammengestellt hat. Lyrische Gedichte vertragen nicht immer eine „Disposition"; jedenfalls ist hier vor einem „Zuviel" zu warnen. Die lyrischen Dichtungen wenden sich in erster Linie an das Gefühl; sie wollen nachempfunden sein. Dafür die Seelen der Schüler zu stimmen, sie dem Herzen der Jugend nahe zu bringen, ist die besonders schöne Aufgabe des deutschen Unterrichts. Dafs auch der Gedankengang klargemacht werden mufs, ist selbstverständlich, doch sollte sich der Lehrer dabei auf das Notwendigste beschränken und sich hüten, ein besonders kunstvolles Schema mit streng logischer Anordnung aufzustellen. Ein gewisses poetisches und didaktisches Feingefühl sollte ihn jedenfalls davor bewahren, eine zarte lyrische Blüte zu zerfasern, ein rein lyrisches Gedicht zum Zweck der Stellung von Aufgaben gewissermafsen auszuschlachten. Wenn nun in dem dritten Heft der genannten Sammlung Schillers Glocke auf 107 Seiten in 59 meist ausführlichen Dispositionen „behandelt" wird, so heifst das doch die Gründlichkeit zu weit treiben; wenn gar in dem 6. Heft „Aufgaben aus Uhlands Gedichten für die unteren Klassen" so zarte und duftige Gedichte wie „Die Kapelle" auf 11 Seiten in 9 Aufgaben, „Schäfers Sonntagslied" auf 7 Seiten in 8 Aufgaben, „Der gute Kamerad" auf 15 Seiten in 9 Aufgaben „bearbeitet" werden, so ist doch, zumal wenn man sich das Buch in den Händen der Schüler vorstellt, zu fürchten, dafs dabei der Duft der Poesie verfliegt, dafs der Geist der Dichtung durch den Geist der Schulmeisterei getötet, dafs die Schüler statt begeistert ernüchtert, statt erhoben gelangweilt werden. — Dagegen bietet die Prosalektüre ein ergiebiges Feld für derartige Aufgaben; hier ist eine rein verstandesmäfsige Behandlung, dem Wesen der Vorlagen entsprechend, durchaus am Platze. Ich begrüfse daher das Büchlein von Wahner mit Freude, nicht als Sammlung von Aufsatzdispositionen, sondern weil es in anderer Weise, wie ich oben ausführte, dem deutschen Unterrichte dienen kann. Es enthält 53 ausgeführte Dispositionen und 241 Aufgaben zur Auswahl. Die ersteren sind den bekannten Arbeiten entnommen: Klaucke, Schultz, Leuchtenberger sind mit je 6, Kluge mit 10, Ziegeler mit 4 vertreten. Bei dreien ist der Verfasser nicht genannt. In den Dispositionen sind Stoffe aus folgenden Abhandlungen bearbeitet: Was heifst und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? (5); Geschichte des Abfalls der Niederlande (6); die

Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet (5); über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen (3); über die tragische Kunst (4); über naive und sentimentale Dichtung (10); über die ästhetische Erziehung des Menschen (3); über das Erhabene (3); über Bürgers Gedichte (2); die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon, über Völkerwanderung u. s. w., über Egmont, über Anmut und Würde, über das Pathetische (je 1). Ob die letztere Abhandlung ebenso wie die „über das Erhabene" eine geeignete Lektüre für die Prima sind, darüber gehen die Ansichten wohl auseinander. Auffallend ist, dafs aus Schillers Geschichte des dreifsigjährigen Krieges nur ein Thema geboten worden ist. Gerade von diesem umfangreichen Werke wäre eine gröfsere Zahl von Themen zu erwarten gewesen; in welch' ergiebiger Weise dieser Lesestoff didaktisch sich behandeln läfst, dafür hat Frick im 8. Heft der Lehrgänge und Lehrproben dankenswerte Winke gegeben, die zu recht instruktiven Aufgaben sich hätten verwerten lassen. Auch aus den Briefen über Don Carlos, die so belehrende Einblicke in das Schaffen des Dichters gestatten und zu interessanten Vergleichen mit dem Drama herausfordern, ist nur eine Aufgabe gestellt. An Wert und Brauchbarkeit würde das Büchlein gewinnen, wenn der Herausgeber sich nicht auf Aufnahme bereits vorhandener Arbeiten beschränkte, sondern eigene Entwürfe hinzufügte und die einzelnen Abhandlungen gleichmäfsiger berücksichtigt würden. Mit Recht ist in den neuen Lehrplänen neben der Prosa Lessings auch die Lektüre geeigneter Proben der Prosa Schillers verlangt. Erfahrungsmäfsig bereitet diese den Schülern nicht geringe Schwierigkeiten. Da bietet sich nun in dem Büchlein ein willkommenes Hilfsmittel dar. Die Dispositionen und Inhaltsangaben erleichtern dem Schüler die Aufdeckung des Gedankenganges und die Übersicht über den ganzen Stoff; sie betrachten das Ganze von verschiedenen Gesichtspunkten aus, behandeln wichtige Fragen, die sich bei der Lektüre aufdrängen, erörtern die einschlägigen philosophischen Begriffe u. a. m., kurz sie führen in ein besseres Verständnis der Schillerschen Abhandlungen ein. Aber auch für seine eigenen Aufsätze findet der Schüler hier treffliche Vorbilder in manchen Dispositionen aus Werken, die ihm schwerer zugänglich sind. Er kann die scharfe Gliederung eines Ganzen in seine Unterabteilungen, den logischen Aufbau einer Abhandlung an guten Beispielen studieren; er sieht, unter welchen Gesichtspunkten eine längere wissenschaftliche Untersuchung geführt, durch welche Gegensätze sie beherrscht wird, nach welchen Kategorieen der Stoff geordnet ist. Wenn fleifsige Schüler die Aufgaben nach dieser Richtung hin benutzen und durcharbeiten, so wird ihnen eine solche Beschäftigung eine gute Vorübung für die Anfertigung deutscher Aufsätze sein und ihre logische Schulung überhaupt fördern. Endlich weise ich noch darauf hin, dafs eine grofse Zahl von Aufgaben sich trefflich zu

Vorträgen eignet. Somit sei den Fachgenossen das Büchlein als eine erfreuliche Bereicherung der Lehrmittel für den deutschen Unterricht empfohlen.

Landsberg a. W. Karl Seyfarth.

Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung von G. E. Lessing. Für den Schulgebrauch herausgegeben von E. Clausnitzer und Br. Wehnert. Halle a. S. 1901, H. Schroedel. 67 S. 8. 1 ℳ.

Lessings Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ verdient noch immer sorgsam studiert zu werden. Die vorliegende Ausgabe giebt dazu Anregung und Anleitung. Wehnert behandelt die litterarische Bedeutung der Schrift, ihre Stellung in Lessings Studienkreis, ihre Aufnahme bei den Zeitgenossen und giebt eine bis in die äufsersten Einzelheiten durchgeführte Übersicht über die logische Gruppierung des Stoffes, deren Zeichen hernach am Rande des Textes wiederholt werden. Auch über Ausdruck und Schreibart Lessings finden sich brauchbare Bemerkungen. Den kunstgeschichtlichen Wert der Abhandlung legt Clausnitzer dar. Der zweite Teil der Einleitung (S. 16—28) enthält Ansätze zu einer Sonderschrift über die Geschichte des Grabdenkmals. Der Verfasser hat dazu ein umfassendes Material auf Kirchhöfen und in Kirchen zu Berlin gesammelt und es auf Reisen in verschiedenen Gegenden vervollständigt. Ein Teil der von ihm vor Jahren festgestellten Denkmäler ist jedoch nicht mehr vorhanden, andere sind der Gefahr des Verfalls ausgesetzt. Es wäre zu wünschen, dafs es dem Verfasser möglich würde, die besten Grabdenkmäler zu photographieren und sein Material in systematischer Bearbeitung zu veröffentlichen; er würde damit der Kultur- und der Kunstgeschichte besonders der letzten hundertundfünfzig Jahre einen nennenswerten Dienst leisten.

Lessings Text ist ohne die Anmerkungen nach der Ausgabe von 1769 und nach der Lachmannschen Ausgabe abgedruckt; den lateinischen und griechischen Textstellen ist das Deutsche beigefügt.

Rawitsch. E. Naumann.

J. Fischers Lehrbuch für den Unterricht in der Geschichte der deutschen National-Litteratur. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterrichte bearbeitet. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage von Georg Funk. Langensalza 1901, Grefsler. VI u. 246 S. 8. 2,80 ℳ.

Das Erscheinen einer vierten Auflage spricht immer für den Wert eines Buches. Während die zweite und die dritte Auflage mit den Dichtern der romantischen Schule abschlossen, sind hier in einem Anhange „verschiedene Dichter der neuesten Zeit, Dialektdichtung und Dichterinnen und Schriftstellerinnen“ hinzugekommen. Auf die Nennung aller Schriftsteller und die Auf-

zählung sämtlicher Werke wird nach wie vor verzichtet; dagegen weist die vierte Auflage verschiedene Berichtigungen und zahlreiche Erweiterungen auf. Sonst ist der ursprüngliche Charakter des Buches nach Möglichkeit gewahrt worden.

„Brauchbarkeit für Unterrichtszwecke" war das Ziel, dem dieses Buch von Anfang an nachstrebte. Um dieses Ziel zu erreichen, kommt es vor allem darauf an, das herauszuheben, was unumgänglich notwendig ist, um den Gang und die Entwickelung der Geschichte unserer Nationallitteratur klarzulegen und so in allen Abschnitten, in die diese Geschichte zerfällt, auf die wirkenden Kräfte hinzuweisen, die sich auf den Gebieten des religiösen, politischen, sozialen und allgemein geistigen Lebens geltend machen. Denn die Litteraturgeschichte soll als ein Teil der Kulturgeschichte des deutschen Volkes und weiterhin der Menschheit, wie sie es ist, erscheinen. Sechs Perioden werden aufgestellt; die sechste schliefst mit Goethes Tode. Eine siebente, auf S. 4 als „vom Tode Goethes bis auf die neueste Zeit" bezeichnet, wird nicht im Zusammenhange besprochen, sondern durch den oben erwähnten Anhang vertreten. Am Anfange der zweiten Periode („vom Beginn des 12. Jahrhunderts bis 1300; erste Blütezeit der deutschen Litteratur") wird auseinandergesetzt, wodurch der Aufschwung der deutschen Poesie im 12. Jahrhundert herbeigeführt wurde: durch die Förderung und den Schutz, den die hohenstaufischen Kaiser der Poesie angedeihen liefsen; durch die Fülle des poetischen Stoffes, der durch die Kreuzzüge den Völkern des Abendlandes zugeführt wurde; durch die Blüte des Ritterstandes, von dem die Pflege und die Übung der Poesie vorzugsweise ausging; durch den Einflufs, den die französischen Sänger, die Troubadours, auf die Deutschen ausübten. Es blühten, heifst es in diesem Zeitraume, nebeneinander Epos — und zwar das Volksepos und das Kunstepos —, Lyrik und Didaktik; daneben wurde auch die Volksweise gepflegt, und zwar von eigenen Volkssängern, fahrenden Leuten, Spielleuten. Durch die Verfeinerung des geselligen Verkehrs an den Höfen der Fürsten, in dem die Frauen den hervorragendsten Platz einnahmen und der hauptsätzlich durch die französischen Normannen in den Kreuzzügen auf die deutschen Ritter übergegangen war, bildete sich die feine „höfische Sitte", als deren schönste Blüte die höfische Dichtung erwuchs, die sich wieder in die höfische Epik und die höfische Lyrik oder den Minnegesang gliedert. Negativ ist das Motiv für die Behandlung der vierten Periode, „die Zeit der Reformation, 1500—1624". Die Ursachen, dafs Litteratur und Poesie in diesem Zeitraume nicht gedeihen konnten, sind 1: Die Wirren und Streitigkeiten auf religiösem Gebiete. Mit der Reformation entspann sich ein äufserst lebhafter Kampf der Geister, an dem das ganze Deutschland teilnahm: er wurde mit der Waffe der Wissenschaft (Humanismus),

aber auch mit denen des Spottes geführt. 2. Der politische Zerfall des deutschen Reiches, teilweise herbeigeführt durch die Kämpfe und Streitigkeiten auf religiösem Gebiete. 3. Die fortdauernde Teilnahmslosigkeit der Fürsten, des Adels und der Gelehrten, die sich von der vaterländischen Litteratur abwandten, die lateinische Sprache pflegten und die alten Klassiker studierten. Der Charakter der Zeit gab auch der Poesie eine vorwiegend didaktisch-satirische Richtung; weil aber die reformatorischen Bestrebungen notwendig die Gedanken auf die höchsten und letzten Ziele der Menschheit hinlenken mufsten, so erhielt die Poesie auch eine gröfsere Tiefe und Innigkeit, wie es sich im evangelischen Kirchenliede zeigt.

Die das Geistesleben treibenden Gedanken, wie ich sie hier aus der Einleitung zur zweiten und vierten Periode der deutschen Litteraturgeschichte herausgehoben habe, sind jedesmal kurz und knapp und doch übersichtlich zusammengestellt, wie es der Zweck des Unterrichts, auch des höheren, verlangt. Auch im Einzelnen tragen solche Beurteilungen gewisser litterarischer Erscheinungen und bestimmter, namentlich der grofsen dichterischen Persönlichkeiten zum klaren Verständnis viel bei. So ist in der vierten Periode bei der Besprechung der dramatischen Poesie die Bedeutung der englichen Komödianten sehr treffend auseinandergesetzt. Die Kunst der Darstellung, die infolge ihrer Thätigkeit um das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts in England sich zu heben begann (Shakespeare), machte auch in Deutschland Fortschritte, die englischen Schauspieler waren überall, wohin sie kamen, gern gesehene Gäste, und so äufserte sich der Einflufs des Auslandes auf die Entwickelung der deutschen dramatischen Kunst unmittelbar. Beim Beginn des 17. Jahrhunderts bringen die englischen Komödianten das hochausgebildete Kunstdrama von England mit; unsere Dramatiker Ayrer, Gryphius, Hans Sachs, Weisse lernen die Natur des geordneten Kunstwerkes begreifen und stammeln es nach: nun ist die Möglichkeit gegeben, „den Keim des historischen und des Volksschauspiels in die Zeit zu werfen". Die „lustige Person" im Drama, die komische Theaterfigur, die sich schon in den religiös-theatralischen Spielen des Mittelalters entwickelt hatte und namentlich das Interesse des weniger gebildeten Klassen erregte, trat nun bald wie in englischen und französischen, so auch in deutschen Stücken in den Vordergrund; es kam die Periode des Hans Wurst, benannt nach dem Lieblingsessen des deutschen Volkes, wie diese Figur auch bei Niederländern, Engländern, Franzosen und Italienern nach den bevorzugten Speisen Pickelhering, Jack Pudding, Jean Potage, Maccaroni benannt wurde: „es ist der neckende Kobold in jedem Stücke, der, ein zweiter Eulenspiegel, sich ein Vergnügen daraus macht, den Leuten einen Possen zu spielen".

Nicht minder wertvoll sind die am Schlusse der Behandlung

jedes der bedeutenderen Schriftsteller gegebenen Gesamturteile. Auch Wieland findet sein volles Recht, wie es ihm schon vor 35 Jahren Loebell-Koberstein zuteil werden liefs. Kann er auch nicht als ein eigentlich schöpferischer Dichter gelten, sondern nur als ein Mann von Talent und Geschmack, so dürfen seine Verdienste um die deutsche Litteratur doch nicht übersehen werden: 1. Wieland verlieh der Sprache Leichtigkeit und Anmut, Glätte und Beweglichkeit, deren sie zur Darstellung der schwierigsten poetischen Aufgaben noch bedurfte. 2. Er brachte den durch Klopstock verbannten Reim wieder zu Ehren. 3. Er setzte Ironie, Witz und Humor wieder in ihre Rechte ein. 4. Er eröffnete der Poesie das so lange verschlossene Gebiet der Romantik. 5. Er wandte der deutschen Litteratur wieder die Gunst der höheren Stände zu. 6. Er bekämpfte die hochgeschraubte Empfindelei, die durch Klopstock ihren Höhepunkt erreicht hatte, „das weiche Schwärmen in den höchsten Regionen des geistigen Selbstgeniefsens, die wesenlosen Tugendideale“, und führte seine Leser zu der „durch Anmut verschönten Wirklichkeit“ zurück. Und zu all diesem ist noch die Charakterisierung hinzugefügt, die Wieland selbst von seinem litterarischen Schaffen gegeben hat: „Ich habe ungeheuer wenig Imagination, und gleichwohl hat man immer nur die Phantasiegeschöpfe bei mir in Anschlag gebracht. Ich habe aber seit funfzig Jahren eine Menge Ideen in Umlauf gesetzt, die den Schatz der Nationalkultur vermehrt haben und nun gar nicht mehr den Stempel ihres Urhebers tragen. Dies ist mein Verdienst“. Wie hier Wielands Bedeutung in klarer Form dargestellt wird, so geschieht es bei allen grofsen Dichtern, und oft wird, wie dort, das Urteil irgend eines mafsgebenden Mannes angeführt, das sich auf die Dichter selber oder den Inhalt ihrer Romane, Dramen oder anderen wissenschaftlicher Werke bezieht. Dadurch wächst das Verständnis der Persönlichkeiten selber, der Wert ihrer Werke tritt gleich in das richtige Licht, die Belehrung wird dadurch erfrischt und belebt.

Zu den Dichtern der neuesten Zeit habe ich einiges zu bemerken. Von Wildenbruch — der übrigens von W. heifst — wird gesagt, dafs durch seine S. 218 genannten Dramen „ein grofser Teil des Publikums für ernste Stoffe wieder gewonnen wurde“. Genau genommen liegt die Sache anders: durch die dort zuletzt genannten drei Dramen, die ihren Stoff der preufsischen und deutschen Geschichte entnommen haben, wurde für den Augenblick ein sehr lebhaftes Interesse erweckt; aber die später erschienenen Stücke waren unbedeutender, und wenn nicht 1899 „Die Tochter des Erasmus“ erschienen wäre, die seinen ersten Dramen zu vergleichen ist, so würde man W. noch mehr vergessen haben. — Ich glaube ferner, dafs Emil Brachvogel mit aufgezählt werden mufste, auch wenn nur die Tragödie „Narcifs“ erwähnt werden soll; ebenso Theodor Fontane, dessen Balladen

und prosaische Werke weit über Preufsen hinaus bekannt und beliebt sind; wohl auch der Steiermärker Peter Rosegger, dessen mannigfaltige Schriften in Deutschland viel Anerkennung gefunden haben, und Luise von François, deren Roman „Die letzte Reckenburgerin" einer der besten ist, die in Deutschland seit Jahrzehnten geschrieben worden sind.

Endlich möchte ich noch über Heinrich Heine, dem in diesem Buche zwei Seiten gewidmet sind, ein paar Worte sagen. Heine war vielleicht die am reichsten begabte Dichternatur der Neuzeit. Die romantische Richtung, aus der er seine erste Bildung geschöpft, und der Liberalismus, der später auf seine Entwickelung eingewirkt hat, streiten in ihm um die Oberhand. Eine Vermittelung ergab sich um so weniger, als eine bis zur äufsersten Frivolität gesteigerte Selbstsucht allmählich das Edle in ihm überwucherte und nur noch hier und da ein halb unbewufstes Heimweh nach Gott und Vaterland, nach wahrhaft Hohem und Schönem durch seine Dichtungen bricht. Heine ist ein Apostat der Religion, ein Apostat des Vaterlandes und ein Apostat der Kunst. Einige seiner Lieder halten den Vergleich mit Goethes Jugendgedichten aus; aber die Zahl der reinen Dichtungen ist nur gering, da in den meisten gegen den Schlufs die Stimmung umschlägt und der Dichter boshaft die Illusion zerstört, die er selbst geschaffen. Neben den einfachsten, dem Volksliede abgelauschten Weisen stehen verzerrte Bilder, schmutzige Angriffe auf das Höchste und Heiligste und auf die achtbarsten deutschen Männer. „Er nahm der Poesie den Ernst wie die Heiterkeit und gab ihr dafür den Spafs und die Grimasse" (Goedeke). Unerreichte Leichtigkeit und nachlässige Anmut der Form kennzeichnen wie seine Gedichte, so auch seine Prosa, in der seine Frivolität und Eitelkeit sogar noch unverhüllter hervortritt. Ob gerade dieser Mann oder die Werke dieses Mannes für eine eingehendere Belehrung jugendlicher Gemüter geeignet sind, fragt sich; meines Erachtens genügen für unsere deutsche Jugend: Die Lorelei, Belsazar und etwa fünf bis sechs nicht „vergiftete" Lieder.

Grofs-Lichterfelde bei Berlin. U. Zernial.

Auswahl aus den Gedichten des P. Ovidius Naso, von W. Tegge. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. Erster Teil: Text. XII u. 153 S. 8. 1,60 M; zweiter Teil: Kommentar. 216 S. 8. 2 M.

In dem frischen und gutgelaunten Vorworte, das in jeder Zeile den erfahrenen Lehrer zeigt, setzt der Verf. ausführlich seine Ansichten über die Ovidlektüre auseinander. Er hofft, dafs man sich bald dahin einigen werde, den Ovid in Untertertia noch nicht zu lesen, ihn aber in Obertertia und Untersekunda die einzige Dichterlektüre sein zu lassen. Auch in Obersekunda und Prima soll dieser Dichter nach ihm wenigstens noch als

Privat- oder kursorische Lektüre getrieben werden. Auf diesen ersten, für die mittleren Klassen berechneten Teil, der nur Stücke aus den Metamorphosen enthält, soll deshalb ein zweiter, für die oberen Klassen bestimmter folgen, der auch Stücke aus den anderen Dichtungen Ovids bringen wird. Eine solche Lektüre scheint ihm in jeder Beziehung weit lohnender als die von Schriftstellern, die voll sind von Krieg und Kriegsgeschrei. Mit Hülfe seiner Ausgabe, hofft er, werde auch der Schüler der mittleren Klassen Ovid mit einer gewissen delectatio lesen können, woneben Cäsar und Livius das prodesse besorgen mögen. Aber weder Verständnis noch Genufs scheint ihm möglich ohne sprachliche Gründlichkeit der Erklärung. Ein Wort kann nicht aufser in seiner gewöhnlichen Bedeutung von dem Dichter mit einer quidlibet audendi potestas in vielen anderen Bedeutungen gebraucht werden, die mit jener gewöhnlichen und bekannten nichts zu thun haben. Man mufs, sagt er, daran festhalten, dafs ein jedes Wort immer nur eine Seele haben kann. Diese kann sich entwickeln; aber es ist unmöglich, dafs sie durch eine Reihe von Wandlungen zu etwas wesentlich anderem werde. Die Spezialwörterbücher lassen leicht diesen Irrtum entstehen. In seinem Kommentar setzt sich der Verf. nun das Ziel, zu einer denkenden Ableitung der Wortbedeutungen Anleitung zu geben. Diese Aufgabe löst er mit ebensoviel Geschick wie Gründlichkeit. Doch möchte ich mir zu Gunsten der von ihm verspotteten Erklärungsweise ein Wort der Entschuldigung erlauben. Was macht die römischen Dichter so schwer? Gestehen wir, dafs sie weit schwieriger sind als die griechischen. Auch wenn man, dem Vorschlage des Verfassers folgend, Ovid bis in Prima hinein lesen wollte, würde der Schüler, trotzdem er mehr Lateinisch als Griechisch lernt, doch nicht dahin gelangen, diesen Dichter mit derselben Leichtigkeit zu lesen wie Homer. Der Grund davon ist folgender. Die Augusteischen Dichter gebrauchen die von den Griechen übernommenen poetischen Darstellungs- und Gestaltungsmittel mit einer Kühnheit, der nur der litterarisch Gebildete mühelos folgen kann. Ovid erzählt seine Wandlungsgeschichten nicht im Tone unserer der Jugend gleich verständlichen Volksbücher und Märchen, sondern gestaltet sie, auch in sprachlicher Hinsicht, mit Feinheit, ja mit Raffiniertheit aus. Man erzählt von dem Franzosen Montaigne, den man, unter künstlicher Ausschliefsung des Französischen, das Lateinische als Muttersprache hatte lernen lassen, dafs er als Kind schon, in einem Alter, wo andere die harmlosen Erzählungen einer Fibel lesen, Ovids Metamorphosen zu seinem Lieblingsbuche machte. Wenn das wahr ist, so erklärt es sich nur daraus, dafs der kleine Montaigne ein weit über das Durchschnittsmafs begabtes Kind war. Auch unsere Primaner werden nicht dahin gelangen, Ovid kursorisch lesen zu können. Es bedarf bei den römischen Dichtern in der That oft eines sehr subtilen Denk-

prozesses, um die besondere Bedeutung eines Wortes an dieser Stelle richtig ableiten und durch ihre Zwischenstufen verfolgen zu können. So wird es begreiflich, dafs die Erklärer oft mit abgekürztem Ausdruck einfach sagen, dieses stehe für jenes. Das künstlich ausgebildete System der poetischen Figuren gestattete den römischen Dichtern in dieser Hinsicht sehr weit zu gehen. Ihnen nachahmend verfuhren die deutschen Dichter im achtzehnten Jahrhundert oft mit ähnlicher Kühnheit, und es ist zu verwundern, dafs Schiller, der auch auf diesem Wege sehr weit geht, trotzdem populärer geworden ist als so viele andere, die eine einfachere Sprache geredet haben. Bisweilen mufs die Grandezza der römischen Dichtersprache auf einen naiven Sinn geradezu komisch wirken. Wenn Ceres gesagt wird, wo die Gabe der Ceres gemeint ist, so ist das bald zu verstehen. Was soll man aber z. B. dazu sagen, wenn das durch eingedrungenes Meerwasser verdorbene Getreide bei Vergil als corrupta Ceres bezeichnet wird?

Man kann den Anmerkungen des Herausgebers nachrühmen, dafs sie an Schärfe und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Die Eleganz und Gewandtheit des Ausdrucks kommt für ihn erst an zweiter Stelle. Mancher wird vielleicht finden, dafs die Synonymik in dem Kommentar zu oft das Wort ergreift. Der Verf. läfst sich aber an dem Feststehenden genügen und weifs fortwährend durch knappe Zwischenbemerkungen den Geist der sprachlichen Entwicklung wachzurufen. Hier einige Beispiele. S. 13: iēiūnus nüchtern (davon frz. dé-jeuner die Nüchternheit weg [de-] schaffen, d. h. frühstücken). S. 7: prōtĕnus (pro [vorwärts], -tenus von tĕndere strecken; 'weiter-streckend, reichend'). — S. 4: ingĕnium (an [in] geborene [gigno, ge-nui, genitum] Sinnesart) Gemütsart. — S. 3: argentĕa prōlēs [aus pro-olēs von ole(sc)ere] Fort- = Nachwuchs). Auch auf die Nuancierung, welche die Präposition in zusammengesetzten Wörtern hervorbringt, legt sein Kommentar ein starkes Gewicht, bisweilen wohl ein zu starkes, weil die Präposition nicht immer in Zusammensetzungen ihre ursprüngliche Kraft bewahrt. Aber seine Bemerkungen arbeiten jedenfalls dem gedankenlosen Hinnehmen entgegen. So z. B. S. 10: percutio (von quatere schütteln) mit Erfolg (per) erschüttern. Aber selbst wo er Anleitung zu elegantem Übersetzen bietet, weifs er an sprachliche Bildungsgesetze anzuknüpfen. So übersetzt er z. B. nubila durch verhüllendes, dunkles Gewölk, mit der Zwischenbemerkung: deutsches Ge- hat Pluralbedeutung. Hiemes übersetzt er durch Winterstürme, inaequales autumni durch unbeständige Herbsttage (wegen des Witterungswechsels).

Dem Kommentar vorausgeschickt ist aufser einem Kapitel über Ovids Leben und Dichtungen ein Abrifs der griechisch-römischen Mythologie, welcher 40 Seiten füllt und dem Schüler weit bessere Dienste leisten wird als ein mythologisches Register.

Aufserdem haben die einzelnen Stücke ausführliche Vorbemerkungen erhalten. Die ausgewählten Stücke selbst sind folgende: Die vier Weltalter (I 89—15), Die Sintflut (I 262—312), Deukalion und Pyrrha (I 313—415), Phaethon (II 1—332), Kadmus (III 1—137), Bacchus und Pentheus (III 528—733), Ino, Melicertes und Athamas (IV 416—541), Perseus, Atlas, Andromeda (IV 614—738), Ceres und Proserpina (V 341—571), Niobe (VI 146—312), Minos, Dädalus und Icarus (VIII 152—235), Philemon und Baucis (VIII 611—724), Orpheus und Eurydice (X 1—77), Midas (XI 85—193), Der Wettstreit um die Rüstung des Achilles (XII 607—XIII 398).

Alles in allem, eine wohlüberlegte und zu gründlicher Lektüre anleitende Ausgabe. Nur wird mancher finden, dafs der etymologischen und synonymischen Zwischenbemerkungen zu viele sind.

Gr.-Lichterfelde bei Berlin. O. Weifsenfels.

---

1) V. Mackenroth, Mündliche und schriftliche Übungen zu Kühns französischen Lehrbüchern. Mit einem grammatischen Elementar-Kursus von Karl Kühn als Anhang. Zwei Teile. Bielefeld u. Leipzig 1901, Velhagen u. Klasing. Erster Teil XII u. 166 S. 8. 1,30 *M*. Zweiter Zeil VI u. 193 S. 8. 1,80 *M*.

Diese Übungen sind nach Angabe des Verf. aus einer aufrichtigen Wertschätzung der Kühnschen Lehrbücher entstanden und sollen dazu dienen, den in denselben enthaltenen köstlichen Bildungsstoff leichter zugänglich und dadurch fruchtbarer zu machen.

Wer bisher nach den Kühnschen Lehrbüchern unterrichtete, war gezwungen, sich eine eigene Methode der Darbietung des Stoffes und der Aufgabestellung zu bilden; daher machte sich der Übelstand bemerkbar, dafs der Zusammenhang des Unterrichts in den verschiedenen Klassen nicht in der wünschenswerten Weise herzustellen war und dafs man den Schüler nur schwer zu fruchtbarer Arbeitsleistung heranziehen konnte. Dem sollen die vorliegenden mündlichen und schriftlichen Übungen abhelfen.

Die Übungen zerfallen in 6 Abteilungen; die beiden ersten mit ausschliefslich französischem Übungsmaterial schliefsen sich an das Übungsbuch für Anfänger, 3 und 4 an die Unterstufe, 5 und 6 an die Mittel- und Oberstufe des Lesebuches an, einige Übungen knüpfen an Anschauungsbilder an. Die dritte Abteilung ist umfangreicher, da sie sowohl für die dritte Klasse der Realschule als Fortsetzung als auch für die dritte Klasse des Gymnasiums als Anfangskursus zu benutzen sein soll; ob aber eine solche Vereinigung ganz verschiedener Ziele möglich ist, scheint mir sehr zweifelhaft.

Die Mannigfaltigkeit und die grofse Zahl der Übungen ergaben sich aus der Reichhaltigkeit des verarbeiteten Stoffes und erschienen nötig, um das dargebotene Sprachgut zu wirklichem Besitz zu machen; auch sollte die Möglichkeit der Auswahl ge-

boten werden. So finden sich etymologische Übungen, z. B. in der Weise, dafs der Schüler veranlafst wird anzugeben, mit welchem andern ihm bekannten Worte die Wörter embrasser, musicien, nourriture, richesse, galoper, toujours verwandt sind; ferner Übersetzungen aus dem Deutschen in der Weise, dafs der gegebene deutsche Text eine Umarbeitung eines gelesenen französischen Lesestückes bietet; Retroversionen, ferner Übungssätze, die ihren Mittelpunkt in einem bestimmten Stück haben, indem etwa nach dem Geschlecht der darin vorkommenden Hauptwörter gefragt wird oder das Aufsuchen stammverwandter Wörter oder die Bildung kleiner Fragesätze (z. B. mit quel est? quelles sont?) aus dem Lesestücke verlangt wird; ferner sogenannte Aufsätze in einer mir recht bedenklich scheinenden Form, indem z. B. die Rekonstruktion des französischen Lesestückes La Moisson aus den Phrasen paysan se rendre — faucher blé avec — aiguiser faux avec — lier gerbes avec — soleil faire sécher blé u. s. w. verlangt wird; sollte das Lesen solcher Phrasen, wie sie in Wirklichkeit nie lauten können, nicht schädlich sein?; ferner Briefe, indem z. B. der Inhalt des Lesestückes Versailles verwandelt werden soll in ein Einladungsschreiben zur Reise nach Versailles und in einen Dankbrief nebst Annahme der Einladung; ferner Umwandlungen, indem z. B. das Lesestück La petite Poule in eine entsprechende Erzählung von einem kleinen Hahn mit der Überschrift Le petit Coq verwandelt werden soll; ferner Übungen im Zerlegen und Wiederaufbauen, Dialoge, Sprechübungen in Antworten auf französisch gestellte Fragen und auch einige sogenannte litterarische Vorübungen, indem z. B. nach Durchnahme der Lafontaineschen Fabel Le Corbeau et le Renard die bekannte Lessingsche Fabel „Der Rabe und der Fuchs“ zum Übersetzen in das Französische gegeben wird. Natürlich fehlen nicht grammatische Übungen jeder Art. Besonders viel scheint sich der Verf. von der Anwendung der Induktion zu versprechen. Das Prinzip der Induktion will er nicht nur zur Gewinnung der sprachlichen Anschauung benutzen, sondern er will einen Schritt weiter gehen und auch die Übungen auf Grund der engen Verwandtschaft zwischen Form und Inhalt aufbauen, also nur solche Beispiele bilden, die sich aus dem Inhalte zwanglos ergeben, ja für die der Inhalt gerade die bestimmte Form zu fordern schien.

2) V. Mackenroth, Mündliche und schriftliche Übungen zu Kühns französischen Lehrbüchern. Lehrerheft. Bielefeld u. Leipzig 1901, Velhagen & Klasing. VI u. 36 S. 8. 0,50 M.

Da die meisten Aufgaben des Übungsbuches sich so enge an den Text der Lesebücher anschliefsen, dafs ihre Lösung sich ohne Schwierigkeit aus der Kenntnis desselben ergiebt, so beschränkt sich das Lehrerheft auf wenige Angaben über Teil 3 bis 6. Es

giebt den französischen Originaltext zu einigen schwierigen Übersetzungen und die Ausführung einfacher Aufsätze und Übungen nach den im Übungsbuch enthaltenen Angaben.

3) G. Wendt, Das Vokabellernen im französischen Anfangsunterricht, ein Beitrag zur neusprachlichen Methodik. Leipzig 1901, B. G. Teubner. 38 S. 8. 0,60 *M.*

Der Verf. geht davon aus, dafs in den Hamburger Lehrplänen von 1893 sowie in den preufsischen Lehrplänen von 1892 die Aneignung eines festen von Stufe zu Stufe zu erweiternden Wort- und Phrasenschatzes verlangt werde, wobei besondere Vokabularien gute Dienste leisten könnten. Ich füge hinzu, was wohl dem Verf. bei der Drucklegung des Werkes noch nicht bekannt war, dafs auch in den methodischen Bemerkungen der preufsischen Lehrpläne von 1901 die Aneignung und Befestigung eines nicht zu engen, auch das konkrete Gebiet betreffenden Wortschatzes verlangt wird, wobei sachlich geordnete Vokabularien gute Dienste leisten könnten.

Der Verf. meint nun, jene Forderung sei bis heute auf dem Papier geblieben; es verlaute nichts von der Einführung eines Vokabulars, das sich organisch an den Unterricht anschlösse oder aus demselben hervorginge. Und doch enthalte diese Forderung, so meint der Verf., einen so fruchtbaren Gedanken, und von ihrer Erfüllung hänge der ganze Erfolg des französischen Unterrichtes ab.

Die Reformmethode geht von dem Grundsatze aus, dafs eine fremde Sprache direkt zu lernen ist, besonders bei dem französischen Unterrichte an Realschulen und Reformgymnasien, der als erster fremdsprachlicher Unterricht in jungen Jahren anfängt und mit einer sehr grofsen Stundenzahl bedacht ist. Das erste Verstehen ist Wiedererkennen des Lautes, an den sich die Vorstellung anschliefst; auch im fremden Lande erfolgt die Verständigung zunächst nur auf diesem Wege, das Sprechen und Verstehen der notwendigsten Vokabeln reicht für den Anfang aus. So mufs auch der Schüler seine Fragen, Antworten und Mitteilungen von vornherein in die fremde Sprache kleiden, mag auch die grammatische Form noch so elementar sein. Darum mufs er zuerst in seiner unmittelbaren Umgebung heimisch gemacht werden, also im Klassenzimmer. Zunächst wird zum Lesen und Schreiben nur die Wandtafel benutzt, später erst erfolgt die Eintragung der Vokabeln in ein Heft. Die systematische Erweiterung des Wortschatzes erfolgt durch Bilder, Karten, Gegenstände oder auf reflektivem (?) Wege.

Alle „Mufsvokabeln“ sind demnach in einem bestimmten Zusammenhange vorgekommen, durch die Anschauung oder in einem dem Alter entsprechenden Lehrstoff. So weifs der Lehrer in jedem Stadium des Unterrichtes, auf welchen Vokabelbestand er

mit Bestimmtheit rechnen darf, und kann danach seine Sprechübungen einrichten. Die Vokabeln sind, was die Kohlen für die Industrie sind; selbst der schwache Schüler bleibt, wenn er den Vokabelschatz beherrscht, im Zusammenhange des Unterrichtes, denn er versteht doch den Lehrer und was ihm stofflich geboten wird. In diesem Sinne mufs das Hinarbeiten auf die Gewinnung eines festen Wortschatzes unter den Zielen des französischen Unterrichtes der ersten drei Jahre voranstehen.

So ungefähr begründet der Verf. die Notwendigkeit eines sachlich geordneten Vokabulars für den französischen Anfangsunterricht in Realanstalten und Reformschulen. Dagegen für Gymnasien und Realgymnasien treffen diese Gründe nicht zu.

Zum Schlufs giebt der Verf. ein Verzeichnis derjenigen Wörter, welche sich ihm in der Praxis als eiserner Bestand für die ganze Unterstufe empfohlen haben. Es sind dies etwa 1400 Vokabeln, geordnet nach den Gruppen: Le corps humain, habillement, en classe, la chambre, la maison, la ville, la nature, jardin arbres et plantes, aliments et boissons, animaux, la famille, professions et industries, le temps, adjectifs, adverbes et locutions adverbiales, verbes, termes abstraits, noms de pays, termes de grammaire.

Tilsit. O. Josupeit.

---

1) Histoire de France II, depuis l'avènement de Henri IV jusqu'à nos jours (1589—1871). Für den Schulgebrauch bearbeitet und mit Anmerkungen herausgegeben von Heinrich Gade. Berlin 1902, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. VIII u. 127 S. 8. 1,20 *M.* (Sammlung L. Bahlsen und J. Hengesbach I 44.)

Der Text des hier vorliegenden II. Teils der Histoire de France ist aus denselben Werken geschöpft wie der des I. Teils, nämlich aus: G. Ducoudray, Récits et Biographies d'Histoire de France und H. Bordier et Éd. Charton, Histoire de France pour Tous, redigiert von G. Ducoudray. Wenn der Herausgeber in dem Vorwort die Hoffnung ausspricht, dafs es ihm gelungen sein möge, dem aus obigen beiden Werken gekürzten Texte ein einheitliches sprachliches Gewand zu geben, so kann sich der Ref. darüber nur zustimmend äufsern: die Einheitlichkeit der Form scheint ihm durchaus gewahrt, der Raum, der den einzelnen Ereignissen der hier behandelten Geschichtsepoche gewährt wird, steht in richtigem Verhältnisse zu ihrer Bedeutung, und wenn die Ausbildung der franz. Verfassung und anderseits die Entwicklung der franz. Kolonialmacht, sowie die damit in Verbindung stehenden Seekriege Frankreichs gegen England hier etwas ausführlicher behandelt sind, als dies sonst in einem Schulbuche dieser Art zu geschehen pflegt, so ist dies wohl durch das besondere Interesse, das auch in Deutschland jetzt diesen Dingen geschenkt wird, hinreichend gerechtfertigt. Wir meinen sogar,

dafs der Herausgeber hierin noch hätte einen Schritt weiter gehen und noch ein Schlufskapitel über die gewaltige Erweiterung des franz. Kolonialreiches hätte hinzufügen sollen, die sich in den letzten dreifsig Jahren durch die Thatkraft franz. Entdeckungsreisender und Offiziere vollzogen hat und die von E. Grosclaude in der Revue d. d. Mondes vom 1. März 1902 S. 49 mit Recht als „la manifestation la plus réconfortante de notre relèvement national“ bezeichnet wird.

Wenn wir uns so im grofsen und ganzen mit der hier gebotenen Behandlung des Stoffes einverstanden erklären und das Buch als Lektüre für die Ober-Tertia oder Unter-Sekunda höherer Lehranstalten empfehlen können, so möchten wir uns doch erlauben, im einzelnen einige Änderungen oder Zusätze zu befürworten, die uns bei der Durchsicht des Textes als wünschenswert erschienen sind. In der Lebensgeschichte Heinrichs IV. hätte doch die Pariser Bluthochzeit ausführlicher besprochen werden müssen, als dies S. 2 geschehen ist; auch haben wir S. 8 die Anführung des historischen Wortes: „Paris vaut bien une messe“ vermifst. Der Abschnitt: Richelieu et les grands (S 16) bedarf wohl einer Erweiterung, wenn den Schülern das Ziel der inneren Politik Richelieus daraus klar werden soll. Auch die Beteiligung Frankreichs am dreifsigjährigen Kriege (S. 17) ist zu lückenhaft behandelt: es hätten doch hier die Beziehungen Richelieus zu Bernhard von Weimar wenigstens kurz erwähnt werden müssen. Die Annexion des Elsafs und der Raub Strafsburgs (S. 28) ist hier denn doch allzu einseitig vom franz. Standpunkte aus dargestellt. Die Erklärung der Ausdrücke Fronde und Noyades, die in den Anmerkungen gegeben wird, hätte füglich in den Text hineingehört (S. 19 und 57). Die Auffassung, dafs im Jahre 1806 das preufsische Heer zunächst an den Rhein gesandt worden sei, dafs aber Napoleon die preufsischen Heerführer getäuscht und seine Truppen nach der oberen Saale geschickt habe, um im Rücken der Preufsen zu operieren und ihnen den Rückzug abzuschneiden (S. 75), hatte für uns den Reiz der Neuheit; in der doch gewifs ausführlichen und zuverlässigen „Deutschen Geschichte“ von L. Häusser (II 731 ff.) wird der Sachverhalt ganz anders dargestellt. — S. 78, 4 und 9 findet sich dicht hinter einander die störende Wiederholung der Worte: son mariage avec Joséphine; S. 79, 7 lesen wir: Napoléon réunit alors une armée comme n'en avait eue aucun souverain, wo das Partizip eu besser unverändert geblieben wäre. In dem Satze: Bernadotte était désigné comme prince héritier de la Suède (78, 3) mufs der Artikel vor Suède wegfallen, wie ja auch S. 82, 20 richtig le prince de Suède steht. — In der Darstellung des Feldzuges von 1813—14 ist Licht und Schatten allzu ungerecht verteilt: die Namen Katzbach, Grofsbeeren, Dennewitz fehlen gänzlich, während die Siege Napoleons auf französischen Boden bei Saint-

Dizier, Brienne, Champaubert, Montmirail, Montereau, Craonne sorgsam aufgezählt werden. — Die Angabe der Gründe, die Napoleon III. zu der mexikanischen Expedition veranlafsten (S. 101), erscheint unvollständig, besonders fehlt hier der Hinweis auf den amerikanischen Secessionskrieg. S. 101, 33 heifst es: Napoléon III n'osa pas défendre (1864) le Danemark contre la convoitise de la Prusse et de l'Autriche, — das ist denn doch eine eigentümliche Geschichtsauffassung!

Was die Anmerkungen des Herausgebers (S. 109—122) betrifft, so sind dieselben zwar knapp, aber zur Erklärung der sachlichen Verhältnisse durchweg ausreichend; die sprachlichen Schwierigkeiten werden durch Übersetzung der betreffenden Stellen beseitigt, ohne dafs irgend eine grammatische Erklärung gegeben würde. Wir meinen indes, dafs der Herausgeber sich in dieser Beziehung allzu enge Schranken gezogen hat, besonders hätten wir zu folgenden Stellen eine Erläuterung gewünscht: S. 9, 4: et d'un de regagné (es war auf das bei Aufzählungen übliche: et d'un — et de deux — et de trois etc. hinzuweisen).

S. 9, 20: Mon cousin, est-ce vous, ou si c'est un songe que je vois? (Verknüpfung einer direkten und einer indirekten Frage mit si.)

In der Anm. zu S. 10, 17 scheint ein Irrtum vorzuliegen; die Stelle heifst: L'édit de Nantes leur permit le libre exercice de leur culte .... dans une ville ou bourg par bailliage ou sénéchaussée; dazu die Übersetzung: Stadt oder Flecken mit Amts- oder Landgericht; hier scheint die distributive Anwendung von par nicht erkannt worden zu sein, — es mufs heifsen: wenigstens in einer Stadt oder einem Flecken in jedem Amts- oder Landgerichtsbezirk.

S. 25, 12 wäre wohl eine Anm. über impôts und tailles angebracht gewesen.

S. 48, 18—21 ist mir nicht verständlich.

S. 72, 26: Il voulait cependant faire punir les jeunes gens qui portaient des œillets rouges à leur boutonnière et surprenaient ainsi aux factionnaires des saluts militaires dont ils s'égayaient fort. Die seltene Konstruktion surprendre qch. à qn. ist im Wb. von Sachs übersetzt: Jemandem etwas listig auferlegen, — hier ist die Bedeutung: Jemandem etwas durch List ablocken. Man vgl. Jacques Cazotte, le diable amoureux S. 144: le vœu qu'un illuminé vous a surpris.

S. 88, 10: partout les alliés frappaient des contributions de guerre. Diese seltene Konstruktion von frapper ist bei Sachs nicht verzeichnet, wo nur frapper les marchandises d'un droit angegeben ist. Man vgl. den Ausdruck: frapper une contribution sur un peuple, Rev. d. d. Mondes, 1. juillet 1900, S. 159.

S. 90, 35: la Charte consentie par Louis XVIII verdiente

wohl eine Bemerkung, da die Schüler nur die Konstruktion consentir à qch. kennen.

Endlich erscheint es uns angebracht, dafs bei Namen mit unregelmäfsiger Aussprache (wie Mayenne, Sainte-Menehould, Enghien, Craonne, Laon, Cavaignac, Ham, Magenta, Reichshoffen, Froeschwiller etc.) der Herausgeber dem sich präparierenden Schüler in den Anmerkungen oder in einer Fufsnote zu Hilfe käme.

Im übrigen können wir unser Urteil dahin zusammenfassen, dafs die Ausgabe mit Sorgfalt und Fleifs hergestellt ist, wie sich dies auch äufserlich in dem sehr korrekten Drucke zu erkennen giebt. Uns sind an Druckfehlern nur folgende aufgefallen: S. 77, 15 ff. Hier mufs eine Verschiebung mehrerer Zeilen vorliegen: Z. 12, 13 sind in Z. 16, 17 wiederholt. S. 87, 10: l'île Sainte-Hélène statt l'île de S. H. S. 118, Anm. zu 56, 15: place de Concorde statt place de la Concorde.

Aufserdem ist S. 127 in dem Tableau généalogique de la maison de Bourbon statt arrière-petits-fils zu lesen: arrière-petit-fils; ferner sind hier aus Versehen der Duc d'Angoulême und der Duc de Berry als Nachkommen Ludwigs XVIII. angegeben, während sie doch von Karl X. abstammen.

2) Karl Wimmer, Lehrgang der französischen Sprache. I. Teil: Die vollständige Formenlehre. Nach den neuesten Lehrplänen und der neuesten französischen Sprachreform bearbeitet. Zweibrücken 1902, Fritz Lehmann Verlag. VIII u. 302 S. 8. 3 *M*.

Wenn es auch gewifs wahr ist, dafs man über ein Schulbuch und besonders über eine Schulgrammatik ein endgültiges Urteil erst dann abgeben kann, wenn man wenigstens eine Generation von Schülern danach unterrichtet hat, so ist doch immerhin nach einer vorläufigen Durchprüfung ein Urteil über die konsequente Durchführung der angewandten Methode und über die Sorgfalt der Arbeit möglich, und mehr will die folgende Besprechung nicht geben, da Ref. einen praktischen Versuch mit dem Buche bisher nicht gemacht hat. In jenen beiden Punkten verdient nun die vorliegende Grammatik volle und rückhaltlose Anerkennung. Die darin befolgte Methode ist die hinreichend bekannte der Reformer. Bei einem Vergleiche mit andern Lehrbüchern derselben Richtung fällt die Reichhaltigkeit des Lesestoffes, aus dem die grammatischen Formen und Gesetze induktiv entwickelt werden sollen, sowie die Mannigfaltigkeit der daran geknüpften Übungen vorteilhaft auf. Jener Lesestoff besteht hier nicht, wie meist üblich, aus einzelnen kurzen Anekdoten, sondern aus längeren zusammenhängenden, durch mehrere Kapitel sich hindurchziehenden Geschichten, wodurch das etwas unruhige Abspringen von einem Gegenstande zum andern vermieden und das Interesse der Schüler für die Fortsetzung der Geschichte

auf längere Zeit wachgehalten wird. Allerdings ist es schwer, längere Texte zu finden oder zu ersinnen, die stückweise zur Illustration mehrerer ganz verschiedener grammatischer Erscheinungen oder Formen dienen können, und auch hier ist dies nicht immer gelungen: so kommt z. B. in dem Lesestücke des 36. Kapitels, das hauptsächlich die pron. interrog. behandeln soll, keine einzige Frage mit qui? que? quoi? vor. Die Erkenntnis dieses Mangels ist es denn auch wohl, die den Verf. veranlafst hat, zu dem Lesestücke jedesmal noch eine Reihe einzelner französischer Sätze hinzuzufügen, in denen der grammatische Stoff allerdings sich besser und erschöpfender darstellen läfst, die aber im Grunde eine Rückkehr zu den Mitteln der alten Methode bedeuten.

Was die Auswahl der Lesestücke betrifft, so hat der Verf. darin eine recht glückliche Hand bekundet; besonders seine Bearbeitung der Geschichten: La Chèvre de M. Seguin, Le Sous-préfet aux Champs, Le Curé de Cucugnan, Bertrand du Guesclin, L'enfant espion, Bayart (sic!) hat uns sehr gefallen; weniger geeignet erscheinen uns diejenigen Stücke, die einen mehr phantastischen, märchenhaften Ton anschlagen, wie: Nuit de Noël sur les toits de Paris und Le Militaire avisé. Im ganzen aber wird der Lesestoff die Aufmerksamkeit der Schüler in hohem Grade fesseln.

Die an das Lesestück jedesmal sich anschliefsenden Übungen sind, wie schon oben bemerkt, sehr reichhaltig; sie bestehen aus Anleitungen zu einer Konversation über den Inhalt des Stückes, einem kleinen Diktat, aus grammatischen Umformungen, einem Versuche zu einem kleinen Aufsatz und einer Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische. Ob die Zeit für diesen embarras de richesse immer ausreicht, ist dem Ref. zweifelhaft; jedenfalls aber hat der Verf. alles geboten, was zur Verarbeitung und Befestigung des Stoffes dienen kann.

Zum Schlusse wollen wir noch einzelne Punkte hervorheben, in denen wir Änderungen für wünschenswert halten.

Der Verf. ist dem bekannten édit de tolérance des französischen Unterrichtsministers Leygues gefolgt und hat von den darin gewährten sprachlichen und orthographischen Freiheiten Gebrauch gemacht, indem er z. B. bei der Frageform des Zeitworts und bei den Zahlwörtern das Tiret in manchen Lesestücken anwendet, in andern dagegen wegläfst; ebenso begegnen wir S. 227 den Schreibungen quatre-vingts-trois hommes, deux cents trois hommes, en mille huit cent soixante quinze; das scheint uns wegen der Unsicherheit, die dadurch bei den Schülern entstehen mufs, bedenklich und mindestens verfrüht: warten wir doch mit solchen Änderungen lieber so lange, bis die französischen Schriftsteller und Journalisten damit vorgehen, es wird dann immer noch Zeit sein, sie in unsere Schulbücher einzuführen.

In dem Stücke Jeanne d'Arc (S. 88) heifst es: Blessée toujours, désespérée jamais, elle rassure les vieux soldats; hier enthält doch toujours, das offenbar nur wegen des Gegensatzes zu jamais angewandt worden ist, eine arge Übertreibung. Aufserdem ist der Schlufs des Stückes viel zu unbestimmt gehalten und läfst den Schüler über das Schicksal der Heldin im unklaren.

S. 157 lesen wir: Le sergent rentre. Garçons! dit-il, ... il y aura du tabac cette nuit. Das Vokabelverzeichnis giebt nur an: le tabac der Tabak. Das giebt aber hier keinen Sinn, vielmehr ist das Wort tabac hier im familiären Sinne gebraucht, worüber es bei Villatte, Parisismen s. v. heifst: foutre (ficher, donner ou coller) du tabac à qn., jemand schlagen, durchprügeln. Obige Stelle bedeutet also: heute nacht wirds etwas geben, es wird zum Kampfe kommen. S. 186 steht: un voyage en traîneau et en patins; hierfür ist doch wohl à patins oder sur des patins zu setzen. Auf derselben Seite heifst es von dem Gamin de Paris: Il ne dort pas, il se promène toujours, fait des bonshommes sur les murailles, und S. 300 finden wir dazu: faire des bonshommes Männchen machen. Diese Übersetzung ist irreführend, das Richtige ist: Männchen zeichnen, anmalen.

S. 190 finden wir ein Stück: La ville de Paris renversée, das wohl komisch wirken soll, das uns aber nicht recht verständlich ist.

Von Druckfehlern ist das Buch, soweit unsere Beobachtung reicht, ganz frei; auch darin bekundet sich die aufserordentliche Sorgfalt, mit welcher der Verf. gearbeitet hat.

Wir wiederholen resümierend noch einmal, dafs wir es hier mit einer fleifsigen, geschickten und gewissenhaften Arbeit zu thun haben, die sich hoffentlich auch in der Praxis des Unterrichts bewähren wird.

Berlin. R. Voigt.

La lecture attrayante et facile à l'usage des personnes désirant se perfectionner dans la langue française. Herausgegeben von M. Carlier.

Die neue Zeitschrift, die zweimal monatlich erscheint und von der vier je anderthalb Druckbogen starke Nummern vorliegen, hält, was sie verspricht; das „facile" ist vom Herausgeber fast zu sehr betont worden. Denn es erscheint wirklich zu viel der Erleichterung, wenn wir in den auf der Spalte rechts vom Text befindlichen Worterklärungen selbst so gebräuchliche Wörter wie *cœur*, *jeune*, *possible*, *route*, *jeunesse*, *bruit*, *table*, *place* u. a. in ihrer einfachsten Bedeutung erklärt vorfinden. Einige Anforderungen an den Leser müssen doch gestellt werden. Die Erklärungen sind nicht immer einwandfrei. In No. 2 S. 13 wird beispielsweise bei dem Satze: *Nanine n'est pas un garçon manqué* durch einen Stern auf eine Fufsnote verwiesen. Diese

giebt die Stelle frei wieder durch: „Es ist an Nanine kein Knabe verloren gegangen“. Der der Zeile gegenüberstehende Kommentar bemerkt nichts. Weshalb stand dort nicht einfach: *manqué* = verfehlt? Der Sinn ergab sich dann von selbst. Am gleichen Orte: *Hervé tarde bien à rentrer.* Der Kommentar giebt nur: tarde = zögert. Weshalb nicht noch *tarder à faire qc.* = etwas spät thun? Ebendort S. 15: *il y a plusieurs années.* Dafs bei dieser typisch französischen Wendung die Erklärung fehlt, finde ich gegenüber der verschwenderischen Erklärung der bereits erwähnten einfachen Wortbegriffe nicht ganz gerechtfertigt. In No. 3 S. 31: *qui y faisaient une montagne* wird nur die Erklärung „*montagne* = Berg“ gegeben; wichtiger wäre gewesen, wenn der Herausgeber „*faisaient* = ausmachen, bilden“ angemerkt hätte. Es würde sich empfehlen, den Text nach bestimmten Gesichtspunkten zu erklären. Mir scheint es angemessen, nur in folgenden Fällen deutsche Anmerkungen zu geben: 1) bei nicht zu häufigen Wörtern, 2) bei solchen gebräuchlicheren Wörtern, die im vorliegenden Falle eine andere als gewöhnliche Bedeutung haben, 3) bei Gallicismen.

Für das „attrayante“ sorgen in zu billigender Weise der Roman Marion de Faouët von M. d'Assenoy und die hübsch geschriebenen Souvenirs de voyage von Alice de Bournonville. Vom sprachlichen und ästhetischen Standpunkte läfst sich gegen diese Wahl des Herausgebers nicht viel einwenden. Die Zeitschrift ist Schülern und Schülerinnen zu empfehlen.

Stendal. Paul Kupka.

Alfred Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Dritter Band. Berlin 1901. Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). XII u. 419 S. Lex.-8 7 *M*, geb. 9 *M*.

Auf dem langen und mühsamen Pfade, den er mit frohem Wagemute betreten hat, ist von St. glücklich die erste Station erreicht worden. Er berichtet in dem dritten Bande über die letzten Jahre des dritten Jahrzehnts, und zwar in 10 Abschnitten. Für die Geschichte Rufslands, die er in den beiden ersten behandelt (bis S. 96), greift er etwas weiter zurück. Die inneren Zustände des Reichs und seine „Europäisierung“ werden zunächst dargestellt. Was über die polnischen Angelegenheiten und den Abschlufs der preufsisch-russischen Handelsübereinkunft vom 19. Dezember 1818 gesagt wird, das ist gerade jetzt recht lesenswert. Alexanders I. Tod 1825 machte in der Geschichte Rufslands einen ungleich tieferen Einschnitt als in der allgemeinen Geschichte Europas. Die Ereignisse, die unmittelbar nach seinem Tode eintraten, haben „spannender Erzählung“ aufserordentlich viel Stoff geboten. „Aber selten findet sich auch eine solche Mischung von Dichtung und Wahrheit wie hier“. Verf. hat in

weiser Beschränkung nur eine leichte Skizze der Regierungsanfänge Nikolaus' I. gegeben (von Schiemann erhofft er bald eine ins einzelne eingehende Schilderung); er weist darauf hin, dafs von der Verzichtleistung des Grofsfürsten Konstantin und der Anerkennung der Nachfolge des Grofsfürsten Nikolaus durch Alexander I. (1823) auch Prinz Wilhelm bei einem Besuche in Petersburg erfuhr (dessen bei Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms 1888 I S. 200 f., sich findende Äufserungen „bedürfen Berichtigung"). Der Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827 und seine Vorgeschichte werden eingehend berichtet. In Österreich hatte man den Übergang der Krone auf Konstantin gehofft. „Mit ihm wird für Rufsland die Geschichte beginnen, wo der Roman zu Ende ist", meinte sehr bezeichnend Metternich. Über ihn und seine seltsame Moral erfahren wir auch im dritten Abschnitt: Cannings Eingreifen in Portugal und sein Ende (bis S. 117) näheres. Dom Miguel schwur, die von Dom Pedro gegebene Verfassung zu halten, behielt sich dabei aber seine Rechte vor. Infolgedessen war er nach Metternichs Ansicht, „wenn man ihn der freien Ausübung seiner Rechte berauben wollte, frei in seinen Handlungen und sogar seines Eides ledig". Wie ganz anders Canning! St. berichtet über ihn: „Am 12. Dezember 1826 erschien er mit den Spuren kaum überstandener Krankheit im bleichen Gesicht, aber von froher Siegeszuversicht erfüllt, im Unterhause, um die königliche Botschaft zu rechtfertigen, die 'zum Schutz des ältesten Verbündeten Grofsbritanniens gegen fremde Feindseligkeiten' die Mitwirkung des Parlaments erbat. Seine Rede, nach der Versicherung eines Ohrenzeugen ein Ereignis in einem Menschenleben, rifs vor allem die Führer der Opposition zu jubelndem Beifall hin. Zwar lehnte Canning es ab, über den Wert der portugiesischen Verfassung ein Urteil zu fällen. Aber er warf allen den Fehdehandschuh hin, die es wagen wollten, ihre ehrliche Ausführung zu hintertreiben. 'Es ist unsere Pflicht', rief er aus, 'Portugal zu Hilfe zu eilen, der Angreifer mag sein, wer er wolle'. Er stellte die Möglichkeit nicht in Abrede, dafs aus dem Feuer, welches auf der pyrenäischen Halbinsel glimme, ein Krieg 'nicht nur zwischen streitenden Nationen, sondern zwischen streitenden Prinzipien' in Europa entbrennen könne. Er sagte warnend voraus, dafs England in diesem Kriege alle unruhigen und unzufriedenen Geister aller Völker, mit denen es in Kampf geraten könne, unter seinem Banner geschart sehen werde. Aber, indem er dergestalt mit dem Gedanken der Entfesselung revolutionärer Kräfte spielte, fügte er, gleichsam erbebend vor der dämonischen Gewalt solcher Bundesgenossen, im Hinblick auf Englands Stellung die Worte hinzu: 'Ein Grofses ist es, die Stärke eines Riesen zu besitzen; ein anderes, sie wie ein Riese zu gebrauchen'. Es war diese Rede, die Canning, dem ehemaligen Fahnenträger des strengen

Torysmus, den lautesten Preis aller Liberalen Europas eintrug. Dagegen an den Höfen und in den Ministerien der Ostmächte bekreuzte man sich vor dem kühnen Staatsmann, der so weit von Castlereaghs Bahnen entwich. Vor allem war Metternich aufs tiefste empört. Die Rede Cannings erschien ihm 'wie ein Traum'. Er begriff nicht, wie man den Mut haben könne, 'das Banner eines Reiches zur Oriflamme der Zerstörung für die soziale Ordnung zu machen'."

Der vierte Abschnitt ist Navarino betitelt (bis S. 150) und leitet über zu den folgenden beiden: Der russisch-türkische Krieg 1828 und 1829 (bis S. 195) und Die Unabhängigkeit Griechenlands (bis S. 227). Metternich versuchte die griechische Revolution mit den oft gerühmten unerschütterlichen Grundsätzen der Legitimität in Einklang zu bringen. An der gebieterischen Notwendigkeit — so meint er — bricht sich auch der stärkste Wille. „Wenn die Unabhängigkeit eines Teiles von Griechenland — die unerläfsliche Bedingung für die Erhaltung des Friedens Europas ist, so darf man nicht länger beraten". Aus der Vorgeschichte des russisch-türkischen Krieges sei erwähnt, dafs König Friedrich Wilhelm III. sich wohl hütete, auf das Ansinnen seines Schwiegersohnes einzugehen und auf Rufslands Seite zu treten; er verbot auch dem Prinzen Wilhelm, in Rufslands Heere am Kriege gegen die Türkei teilzunehmen, da ein solcher nicht dazu geeignet sei, einen Soldaten zu bilden. Über den Prinzen urteilt Metternich, er sei „russischer als der Zar". Den König, den Kronprinzen und Bernstorff hielt der österreichische Staatsmann für zuverlässig, dagegen waren ihm manche Russenfreunde unter den höheren preufsischen Beamten wegen ihrer liberalen Gesinnung höchst verdächtig, z. B. der Gesandte in London, Heinrich von Bülow, der Gemahl der durch ihre Briefe bekannt gewordenen Tochter Wilhelm von Humboldts.

Im siebenten Abschnitte wendet sich die Darstellung den Verhältnissen in Deutschland zu (bis S. 271); insbesondere wird das Erstarken Preufsens geschildert. Im Unterrichtswesen gelang es Altenstein, die Demagogenjäger „von neuen Einbrüchen in sein Gehege fernzuhalten". Beraten von Joh. Schulze, suchte er die Freiheit des Lehrens und Forschens auf den Universitäten zu schützen, „vorzüglich darauf bedacht, dem Tüchtigsten ohne Rücksicht auf seine Richtung die Bahn zu eröffnen". In Bezug auf Teilnahme an geheimen Verbindungen hielt er für wichtiger als Strafen „die Einwirkung der Eltern und Angehörigen der Studierenden, wenn die königliche Begnadigung erst nach einem längeren oder kürzeren Zeitraum eintritt". Um 1830 erschien der Franzose Cousin wieder in Berlin und wufste „das klassische Land der Schulen" nicht genug zu rühmen als pädagogisches Muster für sein eigenes Vaterland. Das war also in einer Zeit, wo man stark wechselnde Anschauungen oder Halb-

heiten im höheren Unterrichtswesen nicht kannte. Was das Heer betrifft, so machte sich jedem, dessen Blick von der Oberfläche in die Tiefe drang, eine gewisse Erschlaffung unschwer bemerkbar. Um so frischeres Leben regte sich im Finanzministerium, dessen Steuer der geniale, durch das Leben gereifte Motz voll feuriger Thatkraft in seine Hand nahm. „Seit den Tagen, da er so manchesmal nach kühnem Ritt oder leidenschaftlich betriebener bei seinen Eichsfelder Bauern eingekehrt war, hatte er seinen Abscheu gegen bureaukratische Überhebung nie verhehlt. ‘Es wird allenthalben, namentlich aber bei uns zu viel geschrieben’. Über ständische Einbildung und aristokratische Ansprüche war dieser ganz modern fühlende und denkende Edelmann hoch erhaben.“ Als es sich um den Anschlufs der deutschen Kleinstaaten an das preufsische Zollsystem handelte, war er ganz in seinem Elemente. Metternich aber sah dem sich vorbereitenden Zusammenschlusse eines grofsen Teiles von Deutschland unter Preufsens Führung „nicht so völlig gleichgiltig zu, wie man häufig behauptet hat“. 1829 im Mai gab er dem Hofkammerpräsidenten zu erwägen, „dafs es für Österreich an der Zeit sei, zu den handelspolitischen Vorgängen in Deutschland Stellung zu nehmen“. An höchster Stelle aber herrschte der Wunsch vor, am Bestehenden nicht zu rütteln. Motz sprach am klarsten aus, was andere, wie Paul Pfizer, noch kaum sich vorzustellen, geschweige denn dem Papier anzuvertrauen wagten. In einer Denkschrift vom Juni 1829 heifst es: „In dieser — sich notwendig in der Mitte von Deutschland erweiternden Verbindung wird erst wieder ein in Wahrheit verbündetes, von innen und von aufsen festes und freies Deutschland unter dem Schutz und Schirm von Preufsen bestehen“.

Der achte Abschnitt behandelt die Ereignisse auf der Pyrenäischen Halbinsel (bis S. 297), denen die Aufmerksamkeit der Gebildeten in Europa mit verdoppeltem Eifer sich zuwandte, da man Griechenlands Unabhängigkeit für gesichert halten durfte. Wie einst hier, so kam jetzt dort die „heifse Leidenschaft einzelner oder ganzer Parteien“ zum Ausbruch. In helles Licht tritt bei St. der Gegensatz der Politik Wellingtons und Cannings. Jener konnte dem Vorwurf nicht entgehen, durch Preisgeben der glorreichen Überlieferungen Cannings die britische Ehre aufs Spiel gesetzt zu haben. Dies wird im neunten Abschnitte, der sich wieder mit England im besonderen befafst (bis S. 322), näher ausgeführt. Die Emanzipation der Katholiken war von allen grofsen Fragen der inneren Politik die dringlichste, besonders mit Rücksicht auf Irland. Ihre Durchführung lockerte den Anhang des Ministeriums Wellington. Doch stand ihm in der Regel immer noch eine starke Mehrheit zu Gebote. Nachdem 1830 Georg IV., „von niemandem betrauert, von Tausenden verachtet“, gestorben war, kam seinem Bruder Wilhelm IV. die günstigste Stimmung entgegen, da er einfach und gutmütig „auch als Privatmann ein

Stück seemännischer Biederkeit verkörperte". Er beglückwünschte in seiner Thronrede das Parlament „mit aufserordentlicher Genugtuung zu der allgemeinen Ruhe, die in Europa herrscht", Drei Tage darauf brach in Paris die Revolution aus. Mit Frankreich beschäftigt sich der Schlufsabschnitt. Als Ludwig XVIII. 1824 starb, bestand der Gegensatz des alten und des neuen Frankreich in unverminderter Schärfe. Auf der einen Seite stand die emporgekommene Mittelklasse mit ihren modernen Begriffen bürgerlicher Rechtsgleichheit und mit ihren lebhaften Interessen leichter Beweglichkeit des Besitzes — auf der anderen Seite der heimgekehrte Adel „mit seinen Ideen feudaler Privilegien und mit seinem Streben nach Wiederherstellung geschlossenen grofsen Grundeigentums". Auf allen Gebieten des Lebens häufte sich der Zündstoff an. Die Aufhebung der Prefsfreiheit und die Änderung des Wahlrechts durch die Ordonnanzen vom 25. Juli 1830 hatten den „zerschmetternden Stofs" zur Folge, unter dem der Boden der Staatenwelt Europas erzitterte.

Nach den beiden früheren ausführlichen, auch auf die Bedürfnisse des Gymnasialunterrichts Rücksicht nehmenden Besprechungen des grofs angelegten Werkes, das die Teilnahme aller Gebildeten beanspruchen darf (s. diese Zeitschrift 1896 S. 643 ff. und 1898 S. 406 ff.), wird die vorstehende Übersicht, die besonders Deutschland im Auge hat, genügen. St. hält im allgemeinen an der alten — aber nicht veralteten! — Art der Rankeschen Geschichtschreibung fest, die da sagen will, „wie es gewesen ist". Auch im vorliegenden Bande finden wir mehr Feinheit der Durcharbeitung als Reichtum an Gedanken. Verf. ist vor allem auf möglichst gründliche und allseitige Benutzung des diplomatischen Materials, des gedruckten wie des handschriftlichen, bedacht. Mit aufserordentlicher Sorgfalt bearbeitet er den von ihm völlig beherrschten gewaltigen Stoff, und zwar meist in ansprechender und gewandter Form, nie in abgehackten, womöglich nur aus zwei Worten bestehenden Sätzen, wie sie in der allerneuesten Litteratur Mode sind. An einzelnen Stellen sähe man allerdings gern die Personen etwas anschaulicher geschildert oder die Darstellung der allgemeinen Kulturzustände mit breiterem Pinsel angelegt. Über den Unterschied zwischen Treitschke und St. habe ich mich früher bereits geäufsert. Manche Archivalien, die jenem nicht zugänglich waren, hat dieser benutzt; vgl. z. B. S. 267. Auch andere Darstellungen, wie Hillebrands Geschichte Frankreichs, erfahren dadurch willkommene Ergänzung; über das algerische Unternehmen z. B. wird manches bisher Unbekannte mitgeteilt. Überall finden wir in erster Linie die staatliche Entwicklung berücksichtigt; doch ist Verf. stets bestrebt, den verschiedenen Gebieten des Lebens gleichmäfsig gerecht zu werden. Vgl. z. B. die sozialen Ausführungen S. 2 ff., S. 320 und anderwärts oder das S. 232 über Kunstpflege Beigebrachte.

Im Anhange sind acht diplomatische Aktenstücke neu veröffentlicht. Unter ihnen befindet sich ein als „secret and confidential“ bezeichneter, aus Konstantinopel vom 20. November 1827 datierter Bericht des englischen Gesandten Stratford Canning an das Auswärtige Amt in London. Canning teilt darin mit, der Reis-Efendi habe ihm eröffnen lassen, dafs die Pforte bereit sei, in eine Verbindung mit Grofsbritannien zu treten, die für dieses von dem gröfsten Vorteile sein würde, wenn die englische Regierung in der griechischen Frage keinen Druck auf die Pforte ausübe. In diesem Falle sei der Sultan auch bereit, seinem Volke eine Art von Verfassung zu gewähren (and the Sultan would in that case even go the length of according a kind of constitution to his people). Bekanntlich hat 1876 Midhat Pascha diesen Plan für kurze Zeit verwirklicht. Den Beschlufs macht ein sorgfältiges und durch verschiedenen Druck recht übersichtliches Personenregister zu den drei ersten Bänden. Mögen die folgenden bald erscheinen und uns schnell der grofsen Zeit, die mit Bismarck anhebt, nahe bringen!

Görlitz. E. Stutzer.

K. Schenk, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, in Übereinstimmung mit den neuesten Lehrplänen. IX: Lehraufgabe der Oberprima. Neuere Geschichte von 1648—1888, verfafst von E. Wolff. Leipzig und Berlin 1901, B. G. Teubner. VIII u. 265 S. gr. 8. geb. 2,80 *M*.

Wie bei der Ausarbeitung des für Untersekunda bestimmten Teiles ist E. Wolff auch bei der des vorliegenden den von K. Schenk für das Ganze aufgestellten Grundsätzen treu geblieben. K. Schenk selbst hat die Vollendung seines nach wohlüberlegtem, einheitlichem Plane sich aufbauenden Lehrbuches nicht mehr erlebt. Am 25. November vorigen Jahres ist der rastlos Thätige der Wissenschaft und den Seinigen durch einen frühzeitigen Tod entrissen worden. Ehre seinem Andenken!

Im vorliegenden Teile bietet Verfasser den neuesten Lehrplänen gemäfs die ergänzende Vertiefung und vergleichende Durchdringung des auf der Stufe der Untersekunda behandelten Stoffes, indem er zugleich in pragmatischer Darstellung den inneren Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse mit Betonung der in ihnen wirkenden sittlichen Mächte hervorhebt. Die Darstellung der kriegerischen Ereignisse beschränkt sich im Gegensatze zu den Velleitäten der guten alten Zeit auf einen verhältnismäfsig engen Raum, damit die Kultur- und Verfassungsgeschichte um so eingehendere Berücksichtigung finden kann. Wenn die Lehrpläne vor allem es als Ziel des Geschichtsunterrichtes auf der oberen Stufe bezeichnen, die Thätigkeit zum Begreifen der Gegenwart aus der Vergangenheit im Schüler zu entwickeln, so kann man mit der Art und Weise, wie sich Verf. seiner Aufgabe nach

dieser Richtung hin entledigt hat, nur einverstanden sein. Denn die Entwickelung des Heer- und Steuerwesens, der Landwirtschaft und Industrie, das Verhältnis der beiden Interessengebiete zueinander, die Entstehung der ländlichen Arbeiterfrage, die verschiedenen Stufen des sog. Kulturkampfes, der Ausbau der sozialen Gesetzgebung, alle diese hochwichtigen Fragen werden in einfacher, streng sachlicher und dabei doch lebendiger Darstellung so erörtert, dafs die Belehrung sich von selbst zu frohem Gewinn gestaltet und der Schüler nicht nur einen reichen Zuwachs an positivem Wissen empfängt, sondern auch eine Art wohlthuender Erinnerung an das Empfangene bewahrt. Der Lehrer aber wird, obgleich Verf. diesen Auseinandersetzungen ziemlich viel Raum angewiesen hat, in seiner Bewegungsfreiheit keineswegs eingeengt, zumal da Verf. es — im Prinzip wenigstens — vermieden hat, Definitionen technischer und wirtschaftlicher Begriffe beizufügen; er wird durchaus nicht der Aufgabe überhoben, vermittels der viva vox ein tieferes Verständnis der einschlägigen Fragen zu vermitteln.

Der Druck ist, was den eigentlichen Text betrifft, klar und deutlich; zu den mitunter sehr reichlich bemessenen Randbemerkungen aber sind, wie es mir scheint, zu kleine Typen verwendet worden. Es ist nicht gut, dafs dem Auge des jugendlichen Lesers zuviel zugemutet werde.

Alles in allem stehe ich nicht an, auch den neunten Teil des Schenkschen Lehrbuches als eine durchaus tüchtige Leistung zu bezeichnen, die sowohl in wissenschaftlicher als auch in pädagogischer Beziehung den Wettbewerb nicht zu scheuen braucht; darum sei auch dieser Teil dem Wohlwollen der Herren Fachgenossen hiermit angelegentlichst empfohlen!

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

---

1) H. Nissen, Italische Landeskunde. Zweiter Band: Die Städte, erste Hälfte. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. 480 S. gr. 8. 7 M.

Nach langer Zwischenzeit (vgl. Jahrgang 1886 S. 105 ff. dieser Zeitschrift) erscheint die Fortsetzung dieses Werkes, das in so anschaulicher Weise Land und Leute des alten Italiens schildert. Sie bringt eine Fülle von Belehrung, geschöpft aus der weitschichtigen Litteratur, dem grofsen Vorrat der Inschriften und eigener Anschauung, die für Lösung mancher Einzelfragen ebenso wie für die Anschaulichkeit der Gesamtdarstellung unerläfslich ist. Man sieht wohl, dafs jahrelanges Sammeln, Ordnen und Überarbeiten dazu gehörte, den umfangreichen Stoff so zu gestalten, wie er nun vorliegt. Der Verfasser vermeidet breite Auseinandersetzungen; alles ist in gedankenreicher, wohlerwogener Kürze und doch mit hoher Klarheit dargestellt; die

Citate, knapp und übersichtlich gehalten, lassen erkennen, auf wie solider Grundlage der Bau ruht. Als Hauptinhalt ist auf dem Titel die Beschreibung der Städte bezeichnet; es wird aber aufserdem noch vieles, was damit zusammenhängt, geboten. Die Einleitung behandelt, an die im ersten Bande gegebene physische Beschreibung der Landschaften anknüpfend, als Grundlage der politischen Beschreibung zuerst die von Kaiser Augustus aufgestellte Einteilung Italiens in elf Regionen, dann den Unterschied von Landgemeinden und Städten, die Entwickelung des Städtewesens, das Strafsennetz, Mafs und Münze, Veränderung der Volkswirtschaft im Laufe der Jahrhunderte (Weidewirtschaft, Ackerbau, Verteilung des Grundbesitzes, Nationalvermögen), endlich das Steigen und Sinken der Bevölkerungszahl. Für letzteres bieten namentlich die bei Livius und anderweitig überlieferten Censuszahlen einen Anhalt; sie sind für die ältere Zeit des römischen Staates übertrieben, wie schon Schwegler erwiesen hat, aber die von Plinius für das Jahr 392 v. Ch., kurz vor dem gallischen Brande, angegebene Zahl von 152573 Köpfen freier Bevölkerung im römischen Gebiet erscheint glaubwürdig (S. 111); Rom kann demnach schon damals als ‚Grofsstadt‘ mit 983 qkm Gebiet gelten, und die Vergleichung des Umfangs der servianischen Mauer mit dem Umfange anderer italischer Städte (S. 36—39) zeigt, dafs es frühzeitig als Grofsstadt angelegt worden ist. Freilich wohnte in älterer Zeit der gröfsere Teil der Bürger auf dem Lande, in den tribus rusticae; über das Zahlverhältnis der Land- zur Stadtbevölkerung sind wir nicht genügend unterrichtet (S. 122).

Die Beschreibung der Städte ordnet sich nach den Landschaften, im Norden beginnend mit Liguria und Transpadana, immer an die Eigentümlichkeit der geographischen Lage anknüpfend. Wir erhalten keine trockene Aufzählung, sondern ein lebendiges Bild der Landschaft mit ihren Wohnstätten und Verkehrstrafsen; zur Schilderung werden oft Stellen aus lateinischen Dichtern herangezogen; neben Catull, Vergil, Ovid gewähren späte Dichter wie Claudian, Ausonius, Rutilius manche Ausbeute. Von den geschichtlich hervortretenden Orten wird eine kurzgefafste Stadtgeschichte gegeben; so treten Mediolanum, Cremona, Verona Atria, Patavium, Ravenna anschaulich hervor. Reich an Merkwürdigkeiten ist Etrurien; hier werden die Marmorbrüche von Luna, unweit des heutigen Carrara, geschildert (S. 285), die Erzgruben bei Volaterrae, die wunderbaren Gräber in Clusium (S. 325), Volci, Tarquinii, Caere, die Bergstädte Cortona und Perusia, der Hafen Centumcellae u. a. Die Via Flaminia führt hinaus nach Umbrien, dem ‚von der Kultur minder abgewirtschafteten‘ Berglande, das noch heut das grüne heifst wegen seines Baum- und Wasserreichtums (S. 376); da liegen die merkwürdigen Städte Ameria, Spoletium, Iguvium. Im Hochappennin, wo die sabellischen Stämme wohnten, giebt es wenig Städte; lange war dort ein

Hauptquell italischer Volkskraft, dann trat Verarmung ein, während in andern Teilen Italiens die reichen Städte aufblühten. Die antiken Baureste sind auch dort von hohem Interesse, namentlich die Trümmer von Corfinium und der von Kaiser Claudius angelegte Kanal zur Entwässerung des Lacus Fucinus.

Die Städte Latiums, Kampaniens und der südlichen Landschaften sind dem folgenden Bande vorbehalten, der hoffentlich bald das gehaltvolle Werk zum Abschlufs bringen wird. Gewifs erweckt es in manchem Leser die Lust, Alt-Italien, nicht blofs Rom, mit eigenen Augen zu schauen.

2) J. Asbach, Zur Geschichte und Kultur der römischen Rheinlande. Mit einer Karte. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. 70 S. 8. 1,80 ℳ.

Der durch seine Studien über Geschichte der römischen Kaiserzeit wohlbekannte Verfasser giebt in dieser aus Vorträgen entstandenen Schrift eine Übersicht der das Rheinland betreffenden Forschungsergebnisse. Zahlreiche Einzelarbeiten liegen vor, namentlich in der Westdeutschen Zeitschrift und dem Bonner Jahrbuch; das römische Köln ist in der schönen Festschrift, welche 1895 der dort tagenden Philologenversammlung dargebracht wurde, anschaulich beschrieben, aber die Forschung arbeitet weiter, und deshalb ist eine die Hauptsachen zusammenfassende Übersicht sehr willkommen. Nach einer kurzen Einleitung, welche den in Betracht kommenden Zeitabschnitt, von Cäsar bis Stiliko, charakterisiert, wird zuerst die damals in den Rheinlanden herrschende „gallisch-römische Mischkultur“ geschildert, wie sie sich in den Götterdiensten, dem Totenkult, in Hausbau, Gewerbe und Tracht zeigt, Stadt und Land beherrschend. Zahlreiche Reste von Landhäusern sind aufgedeckt, namentlich in dem später verödeten Waldgebiet der Eifel, teils viereckig angelegte Gehöfte mit ausgedehnten Wirtschaftsräumen, teils vornehme Landsitze mit Wandgemälden und musivischen Fufsböden. Als städtische Mittelpunkte ragen Trier und Köln hervor, denen eine ausführliche Beschreibung gewidmet ist. Dann wird der römische Festungsgürtel betrachtet, der nordwärts durch die Hauptorte Neufs, Xanten, Nymwegen bezeichnet ist, südwärts durch Bonn, Andernach, Koblenz, Bingen, Mainz. Das rechtsrheinische Vorland war durch Erdkastelle geschützt, deren Spuren am Niederrhein bisher nur spärlich gefunden sind (S. 44); um so stärker tritt die „obergermanische Grenzwehr“ hervor, der Limes, der in seiner Gesamterscheinung, nicht in den Einzelheiten beschrieben wird (S. 46 f.). Von Trier und Köln aus führten römische Strafsen nach verschiedenen Richtungen durch das linksrheinische Gebiet nach Metz, Reims, Aachen; besonders erforscht ist die Verbindungsstrafse zwischen Trier und Köln über Bitburg, Büdesheim, Zülpich. Sie schneidet die grofsartige Wasserleitung, welche Köln und

Bonn mit gutem Quellwasser aus der Eifel versorgte, ihre bedeutenden Reste sind S. 24—27 näher beschrieben. Den Schlufs bildet die Betrachtung des seit 240 n. Chr. bedrohlich werdenden Vordringens der Franken und Alemannen; um 260 mufs der Limes aufgegeben werden, dafür werden die Festungen am linken Rheinufer durch Neubauten verstärkt, namentlich unter Kaiser Valentinian I. um 370. Trier, seit etwa 260 kaiserliche Residenz, glänzend in Konstantins Zeit, fällt erst 413 den Franken zur Beute. Als eine Hauptaufgabe für weiteres Forschen wird S. 60 und im Vorwort die zusammenhängende Untersuchung des rheinischen Festungsgürtels in seiner ganzen Ausdehnung empfohlen; die Grabungen werden gewifs noch manche neue Aufschlüsse geben, zumal wenn noch weitere Inschriften gefunden werden.

Lübeck. Max Hoffmann.

---

1) A. Bär und P. Quensel, Bildersaal deutscher Geschichte. Stuttgart 1902, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Erste und zweite Lieferung. 16 S. Fol. je 0,30 ℳ.

In diesem „Bildersaal“ sollen zwei Jahrtausende deutscher Geschichte und deutschen Lebens durch sorgfältige Nachbildungen berühmter historischer Gemälde von Meistern wie Menzel, Piloty, Diez, Prell, Kampf, A. von Werner, Bleibtreu, Lenbach, Gehrts, Defregger u. a. oder durch künstlerische Originalzeichnungen vor unsern Blicken entrollt und so zu neuem Leben erweckt werden. Die deutsche Geschichte hat ja zu zahlreichen bildnerischen Meisterwerken Anregung gegeben, und es ist kein Zweifel, dafs oft Bilder eine Persönlichkeit oder ein Ereignis oder Szenen aus dem Volksleben, Sitten und Gebräuche einer Zeit eindrucksvoller und lebendiger vor Augen führen als Schilderungen mit Worten. Aber unser „Bildersaal“ will nicht blofs veranschaulichen, er will dem deutschen Volke zugleich die Gelegenheit bieten, sich an guten Wiedergaben mit den Meisterwerken der historischen Malerei, soweit deren Stoff der deutschen Geschichte entnommen ist, bekannt zu machen und seinen Kunstsinn zu bilden. Um die Bedeutung eines solchen „Bildersaals“ nach den zwei angegebenen Richtungen zu würdigen, braucht man blofs zu erinnern an die Gemälde und Zeichnungen von Gehrts aus der germanischen Mythologie und der altgermanischen Geschichte, an Menzels Darstellungen der Geschichte Friedrichs des Grofsen, an Lenbachs Bismarckporträts, an Defreggers Gemälde aus dem Jahre 1809. Ein volkstümlich gehaltener Text soll nicht nur das Verständnis des geschichtlichen Inhalts erleichtern, sondern hie und da auch noch die Ideen des Malers erläutern.

Die erste und zweite Lieferung enthalten doppelseitige, ein-

seitige und kleinere Nachbildungen von Gemälden oder Originalzeichnungen von Gehrts, Leeke, Urlaub, Hendrich, Wiegand u. a. Sie stellen dar den deutschen Urwald, das Leben und Treiben vorgeschichtlicher Höhlenbewohner, Szenen aus der Zeit der Pfahlbauten, ein Pfahlbaudorf, eine altgermanische Übung in den Waffen, eine altgermanische häusliche Szene, eine altgermanische Trauung, einen Holmgang, einen altgermanischen Edelhof, einen verfolgten Germanen im Schutz seines Herdes, Frithjof beim König Ring, ein altgermanisches Begräbnis, des Wikings Bestattung, eine Wikingerfahrt, eine germanische Küstenwache, einen germanischen Minnetrunk. Auf die Ausführung der Bilder ist grofse Sorgfalt verwendet, und der beigegebene Text entspricht dem oben angegebenen Zweck.

2) B. Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte. Zweite Auflage. Zwei Bände. Stuttgart 1901, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. IX u. 720, VIII u. 899 S. 8. 17 ℳ.

Dieses „Handbuch“, das sich mit seiner Absicht, in möglichster Kürze, zugleich aber in möglichster Vollständigkeit einen Einblick in den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiet der deutschen Geschichte zu gewähren, nicht blofs an die Fachgelehrten, sondern vielmehr an einen gröfseren Kreis von Lehrenden und Lernenden wandte, hatte schon in seiner ersten Auflage Beifall gefunden. Da bei der Ausdehnung und der steten Zunahme der Litteratur zur deutschen Geschichte ein einziger Gelehrter die Aufgabe kaum lösen konnte, so vereinigten sich mit dem Herausgeber eine Reihe von Gelehrten, unter denen ich nur Bethge, Schultze, Hahn, Ellinger, Erler, Kleinschmidt nenne. Der Plan war der, dafs in jedem Kapitel sich an eine kurze Erzählung der geschichtlichen Ereignisse in grofsem Druck Ausführungen, Exkurse, Erledigungen von Streitfragen (z. B. über die Bedeutung des Ganges Heinrichs IV. nach Canossa) in kleinem Druck anschlossen. Neben der politischen fand auch die rechtliche, wirtschaftliche und geistige Entwicklung die nötige Berücksichtigung. Reichliche Litteraturangaben und zwar Angaben der wichtigsten Quellen und Gesamtwerke an der Spitze der Abschnitte und der Speziallitteratur innerhalb des klein gedruckten Textes gewährten die Möglichkeit, sich in ein Gebiet noch mehr zu vertiefen. Ein eingehendes Namen- und Sachregister erleichterte das Auffinden jeder Einzelheit.

In der zweiten Auflage ist die Erzählung wie in der ersten zunächst bis zum Frankfurter Frieden geführt, in einem Anhang aber eine Übersicht bis auf die Gegenwart gegeben. Überall ist nachgebessert, der neueste Stand der Forschung beachtet und die Litteraturangaben ergänzt. Trotzdem diese letzteren sehr reich sind, wünscht vielleicht der oder jener Leser besonders in der Speziallitteratur (z. B. aus der Geschichte des mittelalterlichen

Unterrichtswesens S. 703ff.) die eine oder andere Schrift noch aufgeführt zu sehen.

Das Werk wird auch in der zweiten Auflage besonders den Geschichtslehrern gute Dienste leisten.

Freiburg i. B. L. Zürn.

G. Richter, Wandkarte von Schleswig-Holstein. Verlag von Baedeker in Essen. Preis unaufgezogen 12 *M*, aufgezogen an Stäben 18 *M*.

Im Mafsstab 1 : 150000 gewährt dieses neue Glied in der Reihe der Richterschen Provinzkarten der preufsischen Monarchie ein für den Schulunterricht sehr wohl brauchbares Wandkartenbild unserer einzigen Provinz mit Anteil sowohl an der Ost- wie an der Nordseeküste.

Die Karte reicht bis über die Königs-Au nach Norden, bis über die Breite von Hamburg und Bremerhaven nach Süden. Obwohl die Staatsgrenzen in zarten farbigen Bänderungen, die Eisenbahnen in schmalen roten Linien wiedergegeben sind, stellt das Ganze doch vornehmlich ein treffliches Gemälde der Naturzüge des Provinzgebietes dar: in grünen bis lichtbräunlichen Farbentönen prägt sich das Relief aus, in geschickt gewählten, durch die Schwarzplatte aufgedruckten Signaturen ist zugleich die Verbreitung von Marschland, Mooren, Geschiebesand und Geschiebemergel zum Ausdruck gebracht, endlich in Dunkelblau die Landgewässer, in Lichtblau die Tiefenabstufungen des Meeresbodens. Mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit treten selbst die kleinen so hochinteressanten Halliginseln zwischen Sylt und Eiderstedt hervor.

Halle. A. Kirchhoff.

W. Donle, Grundrifs der Experimentalphysik für humanistische Gymnasien, nach dem ministeriellen Lehrplane bearbeitet. Zweite, nach dem Lehrplane vom Jahre 1898 umgearbeitete Auflage. Mit 170 in den Text gedruckten Figuren und 220 Übungsaufgaben. München und Leipzig 1900, E. Wolf. 221 S. 8. 2,60 *M*.

Im September 1898 ist für den physikalischen Unterricht an den humanistischen Gymnasien Bayerns ein neues Lehrprogramm erschienen, welches gegen früher ausgedehntere Anforderungen stellt. Die veröffentlichten ministeriellen Erläuterungen enthalten Vorschläge für die Stoffanordnung und umgrenzen das Mafs dessen, was in einem 2jährigen physikalischen Lehrgange in der 7. und 8. Klasse erreichbar erscheint. Der von uns schon früher besprochene Grundrifs vom Jahre 1897 mufste, den neuen Vorschriften entsprechend, umgearbeitet und erweitert werden. Der Verf. sah sich genötigt, die bisherige, lediglich der eigenen physikalischen Unterrichtspraxis entstammende

Anordnung des Lehrstoffes, durch welche Zusammengehöriges auch als solches für den Schüler hervortreten sollte, dem neuen Lehrprogramme entsprechend umzugestalten. Dies ist nun in der vorliegenden Auflage im wesentlichen auch geschehen, nur in der Behandlung des elektrischen Stromes hat sich der Verf. teilweise Abweichungen in der vorgeschriebenen Reihenfolge der „Erläuterungen" gestattet.

Wie schon in der vorigen Auflage ist auch hier für die Abfassung des Grundrisses die experimentelle Behandlung des Lehrstoffes, soweit angängig, mafsgebend gewesen. Allerdings durften dabei, wie es hier an einigen Stellen doch geschehen ist, solche Formeln, die weder experimentell noch mathematisch abgeleitet werden, sondern höchstens ev. durch den Versuch bestätigt werden könnten, nicht dogmatisch der Betrachtung zu Grunde gelegt werden. Die Grundbegriffe sind fast durchgängig exakt entwickelt. Es wäre zu wünschen, dafs, wenn schon der Begriff „Anzahl der Kraftlinien" Verwendung finden soll, dann dafür auch eine fafsbare Definition gegeben werden möchte.

Die Stoffanordnung ist, wie mir scheint, im ganzen zweckentsprechend. Von 212 S. Text kommen z. B. 90 S. auf die Mechanik, 53 S. auf Elektrizität und Magnetismus, während die Chemie allerdings sehr zu kurz kommt.

In der neuen Auflage finden wir eine grofse Anzahl neuer Figuren, während von den oft recht praktisch gewählten Übungsaufgaben, die durch das ganze Buch überall an geeigneten Stellen ihren Platz gefunden haben, 20 fortgelassen wurden. Dafür sind den mehr arithmetischen Aufgaben unter ihnen kurz die Resultate, den rein physikalischen die Paragraphen beigefügt worden, auf welche die Beantwortung der gestellten Fragen zurückzuführen ist.

Nach dem Mafsstabe des preufsischen Lehrprogammes würde der Grundrifs für die Unterstufe der Gymnasien zu viel, für die Oberstufe zu wenig bringen. Immerhin wird man das Buch mit Vorteil beim physikalischen Unterrichte verwenden können.

Die Ausstattung ist gediegen.

Berlin. R. Schiel.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

39. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner.

Die sogenannte Osterdienstags-Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner wurde auch dieses Mal in der Aula des Marzellengymnasiums in Köln abgehalten und war von 85 Teilnehmern besucht, unter ihnen der Provinzialrat Dr. Meyer-Coblenz.

Der Vorsitzende Geheimrat Dr. Jäger-Bonn eröffnete die Versammlung und hiefs sie willkommen, gedachte der Erkrankung des Direktors der Anstalt, der leider an der Tagung nicht teilnehmen könne, und sprach herzliche Wünsche für seine baldige Genesung aus. Sodann warf er, wie üblich, einen Blick zurück auf das letztvergangene Jahr. Es stehe ganz unter dem Einflufs der in Braunschweig auch vom Gymnasialverein proklamierten Anerkennung der Gleichwertigkeit der humanistischen und realistischen Schulgattung und der auf dieser Grundlage beruhenden neuen Lehrpläne. Von den letzteren eingehender oder überhaupt heute zu sprechen, fühle er sich nicht berechtigt; in Bezug auf ersteren Punkt aber müsse er, um keine Unklarheit aufkommen zu lassen, bemerken, dafs die Gleichwertigkeit eigentlich nie bestritten worden sei. Jede Schule sei ja an ihrem Platze jeder andern gleichwertig, wenn sie diesen Platz ausfülle; man meine also mit gleichwertig die gleiche Pflicht und das gleiche Recht, für akademische Studien vorzubereiten. Auf den Universitäten sei, soviel er sehe, das Interesse an dieser doch mindestens im Prinzip tiefeinschneidenden Bestimmung nicht besonders lebhaft; man scheine von der Neuerung keine allzubedeutenden Folgen, keinen Massenzudrang von Realabiturienten, für die nächste Zeit wenigstens zu erwarten. Um so gröfser sei das Interesse in unseren gymnasialen, überhaupt in unseren Mittelschulkreisen. Dieses Interesse sei jetzt nach Verkündigung der Gleichberechtigung von jedem egoistischen Beisatz frei, ein rein sachliches geworden. Das erste werde nun sein, dafs die Lehrer an Gymnasien und Realanstalten sich wieder verstehen, nähern, wieder einander auf dem geweihten Boden des gemeinsamen Berufes begegnen würden. Es sei ein agitatorisches Schlagwort gewesen, wenn man von dem Rifs gesprochen habe, der durch die Nation gehe. So tragisch sei die Lage nie gewesen; aber eine Spannung, ein Mifsverstehen, ein Schmollen innerhalb des Lehrerstandes selbst habe allerdings bestanden und sei nunmehr im Verschwinden begriffen. Die zweite günstige Wirkung werde sein, dafs sich jede Anstaltsgattung freier nach ihrem immanenten Prinzip und Wesen gestalten und ausleben könne. Fast sei er versucht, Lessings berühmte Parabel von den drei Ringen auf unsere Schulprobleme anzuwenden und

von dem Gymnasialring, dem Realgymnasialring und dem Oberrealschulring zu sprechen:

Hat jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten.

Und weiter:

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen!

Es könne seine Aufgabe nicht sein, ausfindig zu machen, in welcher Weise die Realgymnasien und Oberrealschulen von dieser Freiheit oder Möglichkeit nach ihren besonderen Lebens- und Wesensbedingungen angesichts der ihnen jetzt zugewiesenen und von ihnen übernommenen neuen Pflicht Gebrauch machen sollten. Für das Gymnasium und seine Lehrer aber erhebe sich die klare Pflicht, die Buntheit seiner Fächer und Aufgaben nicht noch bunter werden zu lassen, die Pflicht, zu vereinfachen, zu konzentieren, zu sammeln, sich immer klarer zu werden über die Ziele und Zwecke, die man mit dem Latein und Griechisch verfolge, und daneben von allen den Bildungs- und Erziehungsmomenten mit Einsicht Nutzen zu ziehen, die ihm der Fortschritt in der Erkenntnis des antiken Lebens biete. Noch wäre von einem vierten Bruder zu reden, der sich mittlerweile und auch mit einem kostbaren und sehr glänzenden Stein in seinem Ringe zu den dreien gesellt habe, dem Reformgymnasium; allein er wolle davon jetzt nicht reden, weil man sich vor zwei Jahren in dieser Versammlung darüber ausführlich auseinandergesetzt habe. Auch auf dem jüngsten Strafsburger Philologentage sei über das Reformgymnasium gesprochen, zur Erörterung in der pädagogischen Sektion sei es aber nicht gestellt worden; es sei nur möglich gewesen, den Differenzpunkt hervorzuheben, der die Humanisten des alten Gymnasiums von denen des Reformgymnasiums trenne, nämlich dafs der Frühanfang des Lateinischen und entsprechend des Griechischen einen absoluten Wert habe; dafs, wo dieser Unterricht äufseren Vorteilen zu lieb den angehenden Gymnasialschülern entzogen werde, das Gymnasium an einem Lebensteil geschädigt erscheine und also von einem Kompromifs in dieser Lebensfrage nicht die Rede sein könne. — An Stoff zur Arbeit fehle es also nicht. Man könne sie immer freudig leisten, weil sie, redlich gethan, dem Vaterlande frommen müsse; so wolle man denn ohne weitere Vorrede zu der des heutigen Tages schreiten.

Darauf erhielt Oberlehrer Dr. Max Wiesenthal (Barmen) das Wort. Derselbe hat folgende sechs „Thesen über den geographischen Unterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums“ zur Erörterung gestellt:

1. Ziel des erdkundlichen Unterrichts auf der Oberstufe des Gymnasiums ist nicht Vermehrung der Einzelkenntnisse, sondern Förderung des erdkundlichen Verständnisses.
2. Zur Erreichung dieses Zieles bedarf es auf dem Obergymnasium weder einer abgesonderten Stunde noch eines besonderen Fachlehrers, vielmehr genügt hier eine Teilung der Arbeit zwischen Physik- und Geschichtslehrer.

3. Der Geschichtslehrer bedarf zur Erklärung des Menschheitslebens in Vergangenheit und Gegenwart geographischer Bildung und Weiterbildung, für die im besonderen die Einrichtung von Ferienkursen wünschenswert ist.
4. Bei der Auswahl des Stoffes ist der „praktische Nutzen" in dem Sinne zur Richtschnur zu nehmen, dafs die geograpischen Grundlagen des heutigen Wirtschafts- und Verkehrslebens in erster Reihe berücksichtigt werden.
5. Die erdkundlichen Wiederholungen in Anlehnung an den Geschichtsunterricht sind nicht auf 2×6 abgesonderte Stunden zu beschränken, sondern organisch mit dem Geschichtsunterricht zu verbinden.
6. Was die Methode betrifft, so empfielt sich zur Kontrolle des häuslichen Atlasstudiums das Kartenextemporale allereinfachster Art, für die länderkundlichen Wiederholungen die vergleichende Gruppierung in der Klasse.

In einigen einleitenden Bemerkungen zur ersten These betonte Redner, dafs die Geographie nach Herbart eine assoziierende Wissenschaft sei, die sich mit allem befasse, mit Luft, Erde, Wasser, Pflanzen, Tiere, Menschen. Darin liege eine Gefahr. Dagegen solle die Geographie nach Kirchhoff, Wagner, Lehmann zu selbständigem Denken erziehen; das sei aber nur möglich, wenn ihr Stoff enger begrenzt sei. Nur das wirklich Grofse, Bedeutsame, Charakteristische einer Landesnatur solle zu deutlicher Vorstellung und dauernder Aneignung gebracht werden. Man müsse Typen suchen; z. B. warum eine Stadt gerade an dieser Stelle angelegt sei. Wenn nun das Ziel des humanistischen Gymnasiums Verständnis der Gegenwart durch Erkenntnis der Entwickelung der Kulturmenschheit sei, so sei die Sonderaufgabe der Geographie auf der Oberstufe: Einblick in die Abhängigkeit des Menschenlebens von den Naturbedingungen. Das hier an Beispielen zu ererläutern, dazu eigneten sich wegen ihrer relativen Einfachheit der Verhältnisse und der Begrenztheit des Schauplatzes am besten die antiken Landschaften des Mittelmeeres. Redner verlangte für diese Stufe „nicht Vermehrung der Kenntnisse, sondern Vertiefung des Verständnisses."

Die 2. These begründet der Vortragende mit dem natürlichen Dualismus in der Geographie: Natur und Menschenleben. Ritter betone letzteres Moment, während Wagner die Geographie definiere als eine naturwissenschaftliche Disziplin mit einem ihr innewohnenden historischen Moment. Wissenschaftlich seien beide Seiten ebensowenig zu scheiden wie die verschiedenen Zweige der Altertumswissenschaft; trotzdem sei doch hier Arbeitsteilung in der Schule längst erprobt: Geschichte, Grammatik, Poesie, Latein, Griechisch, Kunst, je nach der Befähigung des Lehrers.

Die allgemeine physikalische Geographie nach Kirchhoff sei wesentlich angewandte Wärmelehre, sie betrachte die Erscheinungen an sich, suche sie durch Gesetze und Hypothesen zu erklären.

Die Geographie auf der Oberstufe des Gymnasiums sei die Kunde von der Erde als dem Schauplatze und der Bedingung geschichtlichen Lebens, sie wende die Erscheinungen, z. B. Golfstrom, Monsune, Kohle, Löfs, an, soweit sie derselben zur Erklärung des Menscheitslebens in Vergangenheit und Gegenwart bedürfe.

Bei einer Absonderung würde die Geographie wahrscheinlich ein rein naturwissenschaftliches Fach werden; der Geschichtslehrer könne aber niemals darauf verzichten, sie anzuwenden, wegen des Kausalzusammenhanges. Es kämen also bei der gegenwärtigen Teilung beide Seiten zu ihrem Rechte, bei einer Absonderung würde die geschichtlichhumanistische Seite leiden.

Zur 3. These bemerkte Wiesenthal: der Geschichtslehrer bedürfe der geographischen Ausbildung und Fortbildung, für die unter anderm Ferienkurse empfehlenswert seien.

Die geographische Schulung erfordere die Anbahnung volkswirtschaftlichen Verständnisses, die Erdkunde sei daher ein integrierender Bestandteil des Geschichtsunterrichtes. Als Beispiel führt Redner an: Tarent ist gelegen an einem an Fischen und Purpurschnecken reichen Meere, im Besitze eines guten Hafens, zugleich eines Hinterlandes, das aufser seinem Honigreichtum für Pferde- und Schafzucht, für Wein- und Ölbau die günstigsten Bedingungen darbot. Die Stadt lag also günstig zur Urproduktion (Land- und Viehwirtschaft) wie zum Gewerbebetrieb.

These 4: Der praktische Nutzen sei als Gesichtspunkt bei der Auswahl des Stoffes berechtigt, in dem Sinne, dafs die natürlichen Grundlagen des Wirtschafts- und Verkehrslebens besonders berücksichtigt würden. Die Geographie solle nicht wieder ein Sammelsurium verschiedenartiger nützlicher Einzelkenntnisse werden, auch nicht bestimmten Berufen und Bedürfnissen dienen; denn Zweck der Schule sei allgemeine Bildung. Der praktische Nutzen für diese humanistisch-geschichtliche Bildung bestehe in dem Verständnis der gegenwärtigen Weltlage, also Beziehungen des Menschen zur Erde, räumliche Verteilung, Rassen, Sprachen; Pässe nicht Höhen, Schiffbarkeit, Meeresstrafsen, wirtschaftliche Hilfsquellen, strategische Wichtigkeit von Gelände und Kommunikationslinien — alles bezogen auf die Verhältnisse des Deutschen Reiches. Das Endziel sei: gefestigte wirtschaftspolitische Anschauungen.

Über die Thesen entspann sich eine anregende und für die Behandlung des wichtigen Unterrichtsgegenstandes wertvolle Besprechung, an der sich besonders der Vorsitzende Geh. Rat Jäger, Oberlehrer Rindfleisch (Köln-Ehrenfeld), Oberlehrer Meiners (Elberfeld), Direktor Dr. Cauer (Düsseldorf), Prof. Dr. Pahde (Krefeld), Direktor Zahn (Mörs), Dr. Wolf (Düsseldorf), Prof. Ruppersberg (Saarbrücken) und Direktor Schweikert (M.-Gladbach) teilnahmen. Man stimmte im grofsen und ganzen dem von Direktor Cauer gemachten Veränderungsvorschlage der ersten These zu, statt „nicht Vermehrung der Einzelkenntnisse“ zu sagen „durch Wiederauffrischung der Einzelkenntnisse Förderung des erdkundlichen Verständnisses“. Gegen die von Prof. Pahde aufgestellte Forderung, den erdkundlichen Unterricht nur den Fachmännern zu übertragen, erhob sich entschiedener Widerspruch und ebenso gegen die Anordnung besonderer geographischer Stunden auf der Oberstufe des Gymnasiums. Entgegen der sonstigen Gepflogenheit dieser Versammlung, über vorliegende Fragen nur zu beraten und Meinungen auszutauschen, wurde über diesen Punkt besonders abgestimmt. Die Abstimmung ergab mit gröfserer Mehrheit die Ablehnung des Vorschlages des Prof. Pahde.

Auch die Ausführungen der verschiedenen Redner über These 5 waren

sehr interessant. Während die einen dem Vortragenden zustimmten, wünschten andere, wie Prof. Reufs (Köln), nicht gelegentliche Anlehnung an den geschichtlichen Unterricht, sondern entweder 2×6 Stunden oder, wie Dr. Wolf, der damit dem Vortragenden sehr nahe kam und wertvolle Ergänzungen gab, geographische Wiederholungen im Anschlusse an ein gröfseres durchgenommenes Gebiet der Geschichte; wie z. B. nach der in der Unterprima behandelten Periode des Mittelalters die Fragen zu beantworten seien, welche Wandlungen in der Gestaltung der geographischen Verhältnisse durch die Völkerwanderung, die Kreuzzüge und die Entdeckungsfahrten gekommen seien.

Der These 4 stimmte die Versammlung durchaus zu. Der Vorsitzende hatte dazu bemerkt: Was den geographischen Unterricht im besonderen betreffe, so würde er ihm einen utilitarischen Charakter vindizieren; er würde sagen, dafs er den künftigen Reichsbürger mit den Fähigkeiten ausstatte, deren er bei der Ausübung seiner politischen Rechte bedürfe. Es könne aber ein utilitarischer Unterricht auch dadurch nützlich werden, dafs er wissenschaftlich scharf geboten werden solle. Er möchte insbesondere den Unterricht in Untersekunda dahin fixieren, dafs dabei die europäischen Staaten durchgegangen würden in Beziehung zum Deutschen Reiche: in Frankreich so viel Analphabeten, Rinder, Pferde etc., in Deutschland so viel. Dann könnte auf der Oberstufe das geographische Moment da, wo es sich treffe, zur Geltung kommen. Nach seiner Ansicht sei der geographische Unterricht auf dem Gymnasium der erste Unterricht in der Politik.

Die sehr lehrreichen Verhandlungen ergaben, dafs diese Fragen über den geographischen Unterricht noch nicht spruchreif sind und erst nach weiteren praktischen Erfahrungen im Unterrichte selbst sich zeigen mufs, wie die Anordnungen der neuen Lehrpläne sich ohne Schädigung des Geschichtsunterrichts werden durchführen lassen.

Nach der üblichen Pause erhielt Oberlehrer Rick (Köln, Kaiser Wilhelm-Gymnasium) das Wort zu einem Vortrage „Über einige Unterrichtsgrundsätze beim Gymnasialunterricht". Man bemerke, so führte Redner aus, in den letzten Jahrzehnten ein reges Bestreben, die pädagogische Einsicht zu mehren, das pädagogische Können auf eine höhere Stufe zu heben. Die Methode des Unterrichtes habe sich dadurch, wie die neuen Lehrpläne anerkennen, gegen früher gebessert. Mit Recht verlangten aber die neuen Lehrpläne noch eine Vervollkommnung der Methode.

Ein wichtiger Grundsatz, der im Unterricht zur Anwendung kommen solle, sei der Grundsatz der methodischen Anleitung. Der Lehrer solle zunächst eine möglichst klare Einsicht davon zu gewinnen suchen, welches die geistige Auffassungskraft und Leistungsfähigkeit des Schülers auf jeder Stufe sei, welches der beste Weg sei, einen neuen Stoff dem Geiste der meisten zu eigen zu machen. Demgemäfs solle er den ganzen Unterricht wenigstens in seinen Hauptzügen von vornherein sich festlegen. Aber man habe diese berechtigte Forderung übertrieben. Übereifrige hätten verlangt, dafs der Unterrichtsstoff der einzelnen Stunden vor Beginn des Schuljahres oder des Tertials festgelegt; ja, dafs der Lehrer vor Beginn der Stunde sich klar sei über jede einzelne Frage, die er zu stellen beabsichtige. Es lasse sich nicht verkennen, dafs jener Grundsatz der stufenmäfsigen zielbewufsten Anleitung einen Fortschritt gegen die frühere pädagogische Thätigkeit bedeute. Weil damals

der Grundsatz methodischer Anleitung zu wenig durchgeführt worden sei, so sei vielfach auch eine Überspannung der Anforderungen vorgekommen, wie das sich besonders auf dem Gebiete des Aufsatzes gezeigt habe. Aber auch im Betriebe der fremden Sprachen hingen bedeutende Fortschritte davon ab, daſs der Unterricht so planvoll wie möglich werde. Daſs der Betrieb der alten Sprachen nicht die Erfolge gezeitigt habe, die der langjährigen Arbeit entsprächen, zeige der Umstand, daſs es nie und auf keiner Stufe gelungen sei, jene unerlaubten Hülfsmittel zu beseitigen. Der Grund liegt nach der Ansicht des Vortragenden darin, daſs nicht in richtiger Weise zum Verständnis des Schriftstellers angeleitet werde; schon in Quarta sei vielfach verlangt worden, daſs der Schüler selbständig seinen Schriftsteller präpariere. In dieser Hinsicht hätten die Lehrpläne vieles gebessert. Redner ist der Ansicht, daſs die ganze Behandlung neuer Stellen in einem Schriftsteller lediglich in gemeinsamer Arbeit von Lehrern und Schülern in der Klasse stattfinden solle. Bei solchem Gange des Unterrichts würde dann dem Schüler als Aufgabe gestellt, die Wörter des neuen Abschnittes sich anzueignen. Die zweite Aufgabe wäre dann, daſs er das in der vorhergehenden Stunde Dagewesene und Übersetzte so ansehe, daſs er es sprachlich und inhaltlich beherrsche. Auf diese Weise fiele für den Schüler ein Anlaſs fort, gedruckte Übersetzungen zu gebrauchen, und das sei für selbständige Arbeit schon viel. Nachdem der Vortragende noch andere Vorteile dargelegt hatte, die eine solche Behandlungsweise mit sich bringt, führte er aus, daſs es nötig sei, daſs auf jeder Stufe nur das gelernt werde, was für die Schüler auch passe und was für sie notwendig wäre. Dabei ging er näher ein auf den grammatischen Stoff, der in einer Fremdsprache einer Stufe zugewiesen werden solle. Ein grammatischer Stoff könne z. B. mit Rücksicht auf zwei Gründe einer Stufe zugeteilt sein; erstens, weil er logisches Denken verlange, indem er den Schüler sprachliche Erscheinungen wirklich verstehen lehre, dadurch, daſs er ihm Übereinstimmungen oder Verschiedenheiten aufdecke zwischen verschiedenen Idiomen. Zweitens könne eine Regel gelernt werden, weil sie nur dazu diene, den Schüler zu befähigen, daſs er einen fremden Schriftsteller verstehen und übersetzen könne. Im Hinblick auf diese beiden Punkte meint der Vortragende, daſs in der Verteilung des grammatischen Pensums auf den einzelnen Stufen nicht immer das Richtige getroffen sei. Mit der Verteilung für Sexta und Quinta ist Redner einverstanden, mit der für Quarta weniger. Er glaubt, bei der Festsetzung des grammatischen Stoffes habe die Absicht obgewaltet, dem Schüler dadurch, daſs er einen Teil der Regeln aus der Kasuslehre kennen lerne, ihm die Aneignung der ganzen Kasuslehre in der Untertertia zu erleichtern. Dabei werde vieles gelernt, was der Quartaner noch nicht recht verstehen könne, und was er auſserdem für den Schriftsteller jener Stufe noch nicht nötig habe. Redner greift einige derartige Regeln heraus, z. B. die über posco und flagito mit doppeltem Akkusativ, die Regeln über manche Ablativbeziehungen wie bei opus est. Diese könnten in der Untertertia dem Schüler viel besser klargelegt werden. In Quarta sollten aus der Kasuslehre nur die Regeln eingeprägt werden, die dem Schüler innerlich verständlich gemacht werden könnten. Dahin gehörten Regeln wie die über Verba mit doppeltem Nominativ und Akkusativ, bei denen aber vom Nominativ auszugehen sei; auſserdem gehörten dahin alle im Schriftsteller vorkommenden Konstruktionen. Für die Beschränkung des

Stoffes spräche auch die übergrofse Fülle des Unterrichtsstoffes der Quarta. Redner würde der Quarta gern zuweisen eine gründliche Wiederholung der Formenlehre. Als weitere höchst wichtige Aufgabe für Quarta sehe er aufserdem an das völlige Einleben des Schülers in seinen Schriftsteller, und zwar nicht den ursprünglichen, sondern einen umgearbeiteten Nepos. Die Lektüre müsse so betrieben werden, dafs der Schüler die Stücke, die er gelesen habe, so könne, dafs er ein jedes von ihnen sofort bei einer Wiederholung im ganzen glatt zu übersetzen vermöge.

Wie in Quarta so müsse auf jeder Stufe der Schriftsteller kraftvoll ausgenutzt werden, um das sprachliche Wissen und Können der Schüler zu erreichen. Dann würde sich auch der grammatische Unterricht stellenweise vereinfachen lassen, manche Regel brauche dann später nicht weitläufig systematisch gelernt zu werden. Während man früher die Lektürestunde grammatisch zerpflückt habe, gelte heute der Grundsatz, den Schüler grammatisch nur auf das hinzuweisen, was er nicht richtig erkannt habe. Also wirke auch die Lektüre des Schriftstellers mit, um dem Schüler sprachliche Kenntnisse zu vermitteln. Daher scheint es dem Vortragenden richtig, dafs die Übersetzungsübungen sich an die Schriftsteller anschliefsen. Einem doppelten Zwecke sollten diese Übungen dienen: in ihnen solle der Gedankeninhalt des Schriftstellers zusammengefafst werden, und aufserdem solle dem Schüler Gelegenheit gegeben werden, sich die vorkommenden Wörter und Redewendungen anzueignen. Der Vortragende ist der Ansicht, der Schriftsteller könne noch intensiver ausgenutzt werden nach der grammatischen Seite, natürlich nicht in der Lektürestunde, sondern in der nächsten Grammatikstunde könne ein nicht einmal sehr grofser Teil dazu verwandt werden, um bei den Schülern die Wörter, Redewendungen und Konstruktionen zu überhören. Dafs eine so intensive Ausnutzung des Schriftstellers nach dieser Seite nötig sei, zeige uns schon das Verfahren der Neuphilologen.

Von besonderer Wichtigkeit erscheine anerkanntermafsen auch die Anwendung des Grundsatzes der Konzentration. Dadurch solle die Wissenschaft durch Zusammenfassung und durch Vergleichung dem Schüler verständlicher gemacht werden; das eine solle das andere stützen. Auf sprachlichem Gebiete verdankten diesem Bestreben die Parallelgrammatiken ihr Entstehen. Es komme natürlich darauf an, dafs die Gegenüberstellung wirklich packend sei, dafs die verglichenen Erscheinungen sich wirklich deckten oder doch innerlich verwandt seien. Zur Erläuterung führt Redner einige Beispiele an.

Ferner sei es nötig, den Lernstoff auf die kürzeste, klarste Fassung, und ihn, soweit es gehe, unter wenige einheitliche Gesichtspunkte zu bringen. Dafs in dieser doppelten Hinsicht noch Verbesserungen möglich und nötig seien, zeige ein Blick auf die neueren lateinischen Grammatiken. Unklare Fassungen von Regeln fänden sich noch vielfach in denselben und überflüssige Weitschweifigkeit. Redner weist nach, dafs die verschiedenen Ablativverhältnisse im granzen unter 3 Gesichtspunkte gebracht werden könnten, wobei Redner aber mit dem Ablat. instrumenti beginnen möchte. Eine ähnliche Zusammenfassung würde sich beim Dativ empfehlen.

Im Folgenden wendet sich Redner zum Geschichtsunterricht der Quarta. Auch dieser lasse noch Änderungen zu. Dem Redner gefällt bei der geringen Stundenzahl der Umfang der Lehrbücher nicht, nach seiner Ansicht bringen

sie zuviel. Das Lehrbuch solle doch vor allem eine kurze Skizze bieten, die den Gang der griechischen und römischen Geschichte entwerfe und die Ausfüllung dieser Skizze auch dem lateinischen Lehrbuche dieser Stufe überlasse.

Eine vollendete Durchführung der vorhergehenden grammatischen Grundsätze würden eine Erweiterung und Festigung der Kenntnisse des Schülers zur Folge haben. Dafs das notwendig sei, sei in den letzten Jahren anerkannt worden. Man habe vorgeschlagen, von den Lehrern sollten dem gröfseren Teile der Schüler einer Anstalt Vorträge gehalten werden. Ferner seien ein Beweis für das Bestreben der Behörde die kleinen Ausarbeitungen, die von der Mittelstufe an in allen Fächern angefertigt werden sollten. Manche Umstände verhinderten aber auch, dafs der Lernstoff mit der Sicherheit angeeignet würde, die wir als wünschenswert betrachteten. Der Unterrichtsstoff sei recht umfangreich und stelle ziemliche Anforderungen an den Verstand des Schülers. Dazu käme, dafs heutzutage viel intensiver unterrichtet werde. Jeder Lehrer verlange während seiner Stunde die volle Aufmerksamkeit des Schülers.

Damit wendet sich der Redner zum Schlufs. Ob die vorgetragenen Ausführungen richtig seien, überlasse er dem Urteile der Versammlung. Jeder, dem die Aufgabe des Gymnasiums am Herzen liege, fühle sich heutzutage gedrängt, darüber nachzudenken, wie es jene am besten lösen könne. Keiner könne sich der Wahrnehmung verschliefsen, dafs wir an einem bedeutsamen Wendepunkte angelangt seien, dafs jetzt, wo die Gleichberechtigung der höheren Schulen ausgesprochen sei, der Wettkampf zwischen ihnen nicht aufhören, sondern sich steigern werde, allerdings ein innerer geistiger Wettkampf. Das Gymnasium werde zeigen müssen, dafs es etwas Tüchtiges zu bieten vermöge. Dafs es imstande sei, das zu zeigen, sei des Vortragenden Überzeugung, dafs es dies thue, sei sein aufrichtiger Wunsch.

Die Besprechung des Vortrages, für den der Vorsitzende unter dem Beifall der Versammlung den Dank aussprach, mufste wegen der vorgerückten Zeit auf das nächste Jahr verschoben werden, ebenso die Behandlung des 3. Punktes der Tagesordnung: Englischer Unterricht auf den Gymnasien.

An Stelle der satzungsmäfsig aus dem Ausschufs ausscheidenden, für ein Jahr nicht wieder wählbaren Mitglieder: Prof. L. Stein (Köln, Marzellengymnasium) und Prof. Moldenhauer (Köln, Friedr. Wilh.-Gymnasium) wurden gewählt Direktor Dr. Scheibe (Elberfeld) und Oberlehrer Dr. Marcks (Köln, Friedr. Wilh.-Gymnasium).

Das gemeinsame Mittagsmahl in der Gesellschaft „Erholung" verlief bei den vorzüglichen Tischreden des Provinzialschulrates Dr. Meyer auf den Kaiser, des Geh. Rats Jäger auf das Provinzialschulkollegium, des Direktors Zahn auf die Damen u. s. w. sowie bei der vortrefflichen Bewirtung in der angeregtesten und gemütlichsten Weise.

Köln. Anton Floss.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. Teil I: Abbildungen zur Alten Geschichte. Vierte, vermehrte Auflage. München und Berlin 1902, R. Oldenbourg. 82 S. 4. 1,40 ℳ, geb. 1,70 ℳ.

2. E. Richter, Lehrbuch der Geographie für die 1., 2. und 3. Klasse der Mittelschulen. Mit 19 farbigen Karten und 33 Abbildungen im Text sowie 2 Karten in Farbendruck. Fünfte Auflage. Wien und Prag 1902, F. Tempsky. VI u. 266 S. 2 K 58 h, geb. 3 K 35 h. Hierzu als Begleitwort:
E. Richter, Das Lehrbuch im Geographie-Unterricht. Wien und Prag 1902, F. Tempsky. 18 S. gr. 8.

3. C. Musmacher, Kurze Biographieen berühmter Physiker. Freiburg i. B. 1902, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 280 S. kl. 8. 1,80 ℳ, geb. 2,40 ℳ.

4. B. Krembs, Lebensbilder aus der Geschichte der Sternkunde, für die reifere Jugend bearbeitet. Freiburg i. B. 1902, Herdersche Verlagshandlung. XIV u. 177 S. kl. 8. 1,40 ℳ, geb. 2 ℳ.

5. H. Vockeradt, Ein letztes Wort in der Abschiedsstunde. Zwölf Schulreden bei der Entlassung der Abiturienten. Paderborn 1902, F. Schöningh. IV u. 107 S. kl. 8. 1,20 ℳ.

6. B. Ritter, Der deutsche Unterricht in der höheren Mädchenschule. Lehrstoffe, Lehrgänge und Lehrbeispiele für das 4. bis 6. Schuljahr. Leipzig 1902, B. G. Teubner. X u. 508 S. gr. 8. geb. 8 ℳ.

7. F. B. R. Hellems, Lex de imperio Vespasiani. Diss. Chicago 1902. 25 S. (Dissertationes Americanae, Classical Philology Nr. 1.)

8. J. Simon, Präparation zu Lysias' ausgewählten Reden. Hannover 1902, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. 15 S. 0,40 ℳ.

9. H. Lieber und F. v. Lühmann, Anfangsgründe der Trigonometrie und Stereometrie. Neubearbeitet von C. Müsebeck. Sonder-Ausgabe aus Lieber und v. Lühmann, Leitfaden der Elementar-Mathematik. Mit 54 Figuren. Berlin 1902, L. Simion. VI u. 76 S. kart. 1 ℳ.

10. H. Fechner, Aufgaben für den Unterricht in der Buchstabenrechnung (Algebra). Vierte Auflage. Berlin 1902, W. Schultze's Verlag (L. Grieben jun.). VIII u. 222 S. 2,15 ℳ.

11. Wendler, Aufgaben für das Zahlenrechnen in Realschulen. Erster Teil: für Sexta. Mittweida 1902, H. Schlüter. 28 S.

12. M. Krafs und H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. Mit 228 eingedruckten Abbildungen. Sechste Auflage. Freiburg i. B. 1902, Herdersche Verlagshandlung. XVI u. 352 S. 3,40 ℳ, geb. 3,80 ℳ.

13. A. Holzmann, Welche Pflichten und Vorbedingungen hat der künftige Einjährig-Freiwillige zu erfüllen? Wiesbaden 1902, O. Nemnich. VII u. 106 S. 1,20 ℳ, kart. 1,50 ℳ.

14. E. v. Schenckendorff und F. A. Schmidt, Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. Elfter Jahrgang. Leipzig 1902, R. Voigtländer. V u. 365 S. kart. 3 ℳ.

15. W. J. van Bebber, Anleitung zur Aufstellung von Wettervorhersagen, für alle Berufsklassen, insbesondere für Schule und Landwirtschaft gemeinverständlich bearbeitet. Mit 16 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig 1902, Fr. Vieweg und Sohn. VI u. 38 S. gr. 8. 0,60 ℳ.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Kanon für die Lesung der Odyssee nach den neuen Lehrplänen.

In dem Novemberheft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift bemerkt L. Bauck bei Gelegenheit seines sorgfältig abgemessenen Kanons der Ilias: da man in der Odyssee nicht solche Ausscheidungen wie in der Ilias machen und nicht so viele Stellen ihres Inhalts wegen als lesenswert hinstellen könne und nicht zwei volle Jahre zur Verfügung habe, sei es schwer, einen Kanon für die Odyssee aufzustellen, der unter der Rubrik der regelmäfsig zu lesenden Abschnitte alles dasjenige einschliefse, was in dem unsterblichen Liede von der Heimkehr des Odysseus jeden empfindenden Menschen als herrlich und schön anmute. In der That, man befindet sich in einem embarras de richesse des herrlichen Werkes; aber eine Auswahl mufs getroffen werden, wenn man sich auch mit schwerem Herzen von manchem Schönen und Interessanten trennt. Wenn die Lehrpläne von 1892 die Fachlehrer und Kollegien nötigten, einen Kanon aufzustellen, um hier und da einen das Ende nicht bedenkenden Schlendrian abzustellen, so zeigen die neuen Lehrpläne in der Unterscheidung dessen, was in der Klasse gelesen werden mufs, gelesen werden darf und nicht gelesen werden soll, einen grofsen Fortschritt und einen Ausgleich gegenüber der Gefahr, dafs man unter Umständen gezwungen war, wider Überzeugung oder Gefühl gröfsere Stellen zu lesen oder wegzulassen; die individuelle Freiheit des Lehrers ist jetzt, soweit dies im allgemeinen Interesse der Schüler möglich ist, gewahrt.

Meiner Meinung nach müssen aus der Odyssee, d. h. aus den Irrfahrten des Odysseus und seinem Auftreten in Ithaka bis zur Versöhnung mit den Verwandten der umgekommenen Gefährten und der getöteten Freier, in der Klasse sämtliche Haupthandlungen und, was zum Verständnis ihres Zusammen-

hanges dient, gelesen werden, damit der Eindruck des einheitlichen Epos gewahrt bleibt; aufserdem was poetischen, sittlichen und kulturhistorischen Wert hat und das Interesse der Schüler besonders anzieht. Auszuscheiden sind sittlich anstöfsige oder für die Jugend unpassende Stellen, ferner langweilige Partieen, so besonders ausführliche Reden, bei sonstiger Gleichwertigkeit die spätesten Zusätze, die zum Teil auch aus anderen Gründen fallen, und schliefslich Entbehrliches.

Für die Schule haben die noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen über das Alter einzelner Teile der Odyssee, so sehr sie auch in neuester Zeit durch Kirchhoff, Niese, v. Wilamowitz, Christ, Cauer u. a. gefördert sind, wegen ihrer Unsicherheit neben verhältnismäfsig geringer Übereinstimmung weniger Bedeutung, wie der letztere auch selbst anerkennt. v. Wilamowitz' Schlufs, dafs des Odysseus Kampf gegen die Freier noch jünger als die Telemachie sei, hat nicht allgemeine Anerkennung gefunden, und was von ganz Griechenland mit den Einzelheiten gelesen wurde, mag auch unsere Jugend lieber erfreuen, als dafs wohlgelungene, sehr ansprechende und kulturell interessante Teile, weil sie wahrscheinlich jünger als der oder die Grundstöcke sind, ihr entzogen werden. Denn bis wohin will man schliefslich nach diesem Prinzip die Grenze zurückzuziehen? Pädagogische und didaktische Rücksichten müssen hier den Ausschlag geben.

Zwischen der österreichischen kleinen Odysseeauswahl (etwa gleich 6 Büchern) und der württembergischen, durch Privatfleifs zu erzielenden Lektüre der ganzen Odyssee halten Preufsen und die meisten anderen deutschen Staaten die Mitte. Die wesentlichsten verschiedenen Ansichten sind von mir in meinem „Griechischen Unterricht" (1896, Separatabdruck aus Reins Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik) kurz und dann von Dettweiler in seinem „Griechischen Unterricht" (1898, in Baumeisters Handbuch) ausführlicher angegeben worden. Wie weit die zu lesenden Stellen von den Schülern präpariert werden sollen, diese Frage hängt nicht unmittelbar mit dem Kanon zusammen; ich lasse die Schüler möglichst viel ohne Vorbereitung lesen, so dafs das Wichtigste zweimal gelesen wird, ohne dafs die Schüler durch Wiederholen und Präparieren zu viel belastet werden. Nachdem ich Jahre lang die Odyssee mit Unter- und Obersekundanern gelesen habe, lege ich hier eine Verteilung vor.

Nach den obigen Gesichtspunkten habe ich die gröfsere jüngere Zudichtung, die Telemachie I—IV, XV ausgeschlossen und das gleichfalls jüngere XXIV. Buch, welches, wie oft das Schlufskapitel eines Romans alle einzelnen Reste zur Genugthuung des Lesers erledigt, aus der Soll-Lektüre ausgeschieden. Andererseits ist es wieder wünschenswert, möglichst gröfsere Partieen und nicht zu viele einzelne voneinander getrennte Stücke zu bieten. Wenn man aber nicht, um mehr ganze Bücher zu lesen,

auf wertvolle Scenen verzichten und unnötigen oder störenden Ballast mit in den Kauf nehmen will, so lassen sich nur 3—4 Bücher als vollständig zu lesen hinstellen, VI, IX, XXI und möglichst auch XXII, von denen VI oder IX der UII anheimfällt. Wenn in der folgenden Zusammenstellung die Soll-Lektüre manche Bücher in getrennte Teile auflöst, so können solche durch die Darf-Lektüre wieder vielfach zu gröfseren zusammenhängenden Partieen zusammengeschlossen werden. Der Stoff, welcher gelesen werden „darf“, soll meiner Ansicht nach, soweit er nicht mit in die statarische Lektüre gezogen wird, in der Klasse vom Lehrer schnell, möglichst vollständig übersetzt oder in poetischer Übertragung vorgelesen, von dem übrigen Stoff nur der notwendige Inhalt angegeben werden. Da unsere Redaktion der Odyssee eine praktische Gliederung von je 4 Büchern in jeder Hälfte bietet, habe ich mich derselben, so spät sie auch enstanden sein mag, hier angeschlossen.

	In der Klasse gelesen werden:	soll		darf	soll nicht
I	Einleitung. I. Götterversammlung. Athenes Vorschläge.	1-95	1-95		
	(Empfang Athenes durch Telemach; Treiben der Freier.)			96-156	
I	157— Ende. } [Telemachie.]				157-444
II. III. IV					434, 497, 847
I-IV	= 2222		95	61	2066
V	(II.?) Götterversammlung; Anfang.			1-26	
	Zeus sendet Hermes zu Kalypso.	27-49	23		
	[Gespräche zwischen Hermes und Kalypso und zwischen Kalypso und Odysseus.]				50-261
	Odysseus fährt von Kalypso weg; Sturm.	262-332	71		
	(Leukothea giebt Odysseus den Rettungsschleier.)			333-364	
	Odysseus landet auf Scheria.	365-493	129		
VI	Nausikaa und Odysseus.	1-331	331		

[1]) I 96. Beispiel des Empfanges eines Gastes.

[2]) Wenn man aus der Telemachie das Wichtigste vorlesen oder vorübersetzen will, so schlage ich vor: I 96—323; II 1—126; III 1—136; IV 1—202.

[3]) V 365. Erster Rettungsgürtel.

		soll		darf	soll nicht
VII	(Athene geleitet Odysseus zum Palast des Alkinoos.)			1-55	
	[Athenes Rat; Beschreibung des Palastes.]				56-132
	Odysseus' Empfang bei den Phäaken, Besprechung.	133-198	66		
	(Bitte des Odysseus und Zustimmung der Phäaken.)			199-227	
	[Ausführliche Erzählung des Odysseus; Unterredung.]				228-347
VIII	[Die Phäaken von Athene versammelt und von Alkinoos begrüfst.]				1-82
	(Lied des Sängers; Odysseus traurig; Wettkämpfe der Phäaken.)			63-142	
	Diskuswurf des Odysseus.	143-200	58		
	(Odysseus' Rede an die Phäaken; Rückkehr in den Palast.)			201-260	
	[Lied von Aphrodite und Ares.]				261-369
	(Tanz der Phäaken; Geschenke; Rücknahme der Beleidigung; Bad.)			370-422	
	Odysseus nimmt Abschied von Nausikaa.	456-469	14		
	(Aufforderung des Odysseus an den Sänger.)			470-522	
	[Lied; Rede des Alkinoos.]				523-576
	Schlufsworte des Alkinoos an Odysseus.			577-586	
V—VIII = 1757			692	401	664
IX	Odysseus giebt sich zu erkennen; Kikonen; Lotophagen; Landung bei den Kyklopen.	1-115	115		
	(Jagd auf der Insel.)			116-176	
	Kyklopeia.	177-566	390		

[4]) VIII 63—200. Turnspiele, jetzt besonders für die Jugend interessant, daher mindestens der Diskuswurf.

[5]) VIII 396. Sühne der Beleidigung statt Duell.

[6]) Die Abenteuer bei den Kikonen und Lotophagen werden als minder wichtig von manchen weggelassen; aber gerade die ersten Abenteuer darf man nicht streichen.

		soll		darf	soll nicht
X	(Äolus; Ankunft bei den Lästrygonen.)			1-113	
	Verlust der Schiffe bei den Lästrygonen; Landung auf Ääa.	114-150	47		
	(Odysseus jagt einen Hirsch.)			151-186	
	Odysseus' Gefährten bei Kirke; Odysseus kommt zu Kirke.	187-345	158		
	[Odysseus und Kirkes Vereinigung; Bad.]				346-372
	Die Gefährten werden zurückverwandelt.	373-405	33		
	(Odysseus holt die andern Gefährten.)			406-747	
	[Odysseus und Kirke sprechen über Abreise und Unterwelt.]				475-545
	Abschied und Elpenors Tod.	546-574	29		
XI	Ankunft in der Unterwelt; Elpenor; Teiresias.	1-118	118		
	[Prophezeiung des Teiresias über Odysseus' Tod.]				119-137
	Mutter des Odysseus.	138-224	87		
	[Die berühmten Frauen. Unterredung.]				225-384
	(Agamemnon -466; Achilles -540; Aias.)			385-567	
	Minos; Orion; Tantalos; Sisyphos.	568-600	33		
	(Herakles.)			601-629	
	Abschied von der Unterwelt.	630-640	11		

7) X. Das Ende des Lästrygonenabenteuers ist unentbehrlich, da jetzt nur das Schiff des Odysseus übrigbleibt.

8) X 546 und XI 51. Folgen der Trunkenheit und Glaube an Notwendigkeit der Bestattung für die Seelen.

9) [XI 119—137.] Spätes Einschiebsel, erfordert längere Erklärung.

10) XI 568—660 wird zwar von Kirchhoff und Wilamowitz als orphischer Zusatz ausgeschaltet, ist aber die beste und älteste Überlieferung der betreffenden üblich gewordenen Vorstellungen von der Unterwelt.

11) (XI 601—629). Herakles schwebt den Schülern als Gemahl Hebes im Himmel vor.

		soll		darf	soll nicht
XII	Rückkehr zu Kirke; Elpenors Bestattung.	1-19	19		
	[Kirkes Ratschläge an Odysseus.]				20-142
	Seirenen; Skylla und Charybdis. Rinder des Helios; Sturm; Charybdis.	143-453	311		
IX—XII = 2233			1351	490	392
XIII	Fahrt des Odysseus von der Phäakeninsel nach Ithaka.	1-95	95		
	(Hafen des Phorkys.)			96-112	
	Odysseus wird ans Land getragen.	113-124	12		
	(Rückkehr der Phäaken und Rache des Poseidon.)			125-187	
	Odysseus erwacht und wird von Athene aufgeklärt.	188-255	69		
	[Erzählung des Odysseus; Athene giebt sich zu erkennen.]				256-351
	(Athene und Odysseus beratschlagen über die Bestrafung der Freier.)			352-403	
	Athene, Odysseus und Telemach; Odysseus in einen Bettler verwandelt.	404-440	37		
XIV	Odysseus' Empfang bei Eumaios.	1-114	114		
	[Erzählung des Odysseus; Unterredung.]				115-409
	(Für Odysseus wird ein Eber geschlachtet; Odysseus erzählt vom Mantel.)			409-517	
	(Eumaios' Wacht bei der Herde.)			518-533	
XV	(Telemach wird von Athene an die Rückkehr gemahnt.)			1-15	
	[Abschied von Menelaos und Helena.]				16-149
	(Das Wunderzeichen beim Abschied.)			150-184	
	[Fahrt nach Pylos; Theoklymenos.]				185-283
	(Einrichtung des Schiffes; Abfahrt.)			284-300	
	[Odysseus und Eumaios.]				301-414
	(Ankunft auf Ithaka; das Wunderzeichen; Theoklymenos.)			495-557	

[12]) [XII 20—142.] Der Inhalt kommt später thatsächlich.
[13]) XIV 156 und 157 ἐχθρὸς γάρ μοι . . sind zu lesen und zu lernen.
[14]) XV. Eines der beiden Wunderzeichen verdient gelesen zu werden.

		soll		darf	soll nicht
XVI	Telemach kommt zu Eumaios und Odysseus; Eumaios fortgeschickt.	1-134	134		
	(Eumaios geht; Athene ruft Odysseus.)			135-171	
	Odysseus giebt sich Telemach zu erkennen.	172-239	68		
	(Odysseus und Telemach unterreden sich.)			240-321	
	[Die Gefährten des Telemach und Eumaios kommen in die Stadt; die Freier.]				322-451
	Eumaios kommt zurück und berichtet.	452-481	30		
XIII—XVI = 2011			559	506	946
XVII	[Telemach geht in die Stadt.]				1-181
	Odysseus geht mit Eumaios in die Stadt; Der Hund. Antinoos wirft Odysseus mit dem Schemel.	182-419	310		
	[Penelope und Eumaios.]				492-589
	(Eumaios geht nach seinem Gehöft zurück.)			590-609	
	Odysseus und Iros.	1-123	123		
XVIII	[Odysseus und Amphinomos.]				124-157
	[Penelope und Telemach und die Freier; Geschenke.]				158-303
	(Odysseus von Melantho verhöhnt.)			304-345	
	Odysseus von Eurymachos geworfen.	346-411	66		
	(Die Freier gehen aus dem Palaste.)			412-428	
XIX	(Odysseus und Telemach tragen die Waffen fort.)			1-52	
	(Melantho und Odysseus.)			58-95	
	Odysseus und Penelope; Penelope erzählt vom Leichentuch.	96-163	68		
	[Odysseus' Erzählung; Unterredung mit Penelope]				164-385
	Fufsbad (Anfang).	386-398	13		
	(Erzählung aus Odysseus Jugend.)			399-466	
	Fufsbad (Schlufs).	467-507	41		
	[Ende der Unterhaltung.]				508-604

[15]) XVIII. Anfang. Irosscene von Reinhardt als notwendig angesehen, um die grausige Rache des Odysseus zu begründen. Dafs der Herr das Recht, im eigenen Hause zu betteln, erst erkämpfen mufs, ergreift tief.

[16]) XIX 13 ist zu lernen *αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος.*

		soll		darf	soll nicht
XX	(Schlaf und Erwachen des Odysseus und der Penelope.)			1-65	
	[Längeres Gebet der Penelope.]				66-90
	Zwei Wahrzeichen für Odysseus.	91-121	31		
	(Der Morgen im Palast).			122-184	
	Philoitios und Eumaios und Odysseus.	185-239	55		
	(Telemachs Auftreten den Freiern gegenüber.)			240-270	
	(Ktesippos wirft Odysseus mit einem Rindsfufs.)			297-303	
	[Telemach und die Freier über die Ehe Penelopes; Theoklymenos.]				304-394
XVII—XX = 2032			707	431	894
XXI	*Τόξου θέσις.*	1-14	14		
	[Herakles und Iphitos.]				15-37
	Τόξου θέσις.	38-434	397		
XXII	Tod der drei bedeutendsten Freier; Melanthios gefangen.	1-204	204		
	(Athene als Mentor; Tod einzelner Freier.)			205-298	
	Allgemeine Schilderung des Mordens -309. Leiodes; Terpiades; Medon -380. Odysseus überblickt die Toten -389.	299-389	91		
	(Bestrafung der Mägde und des Melanthios; Reinigung.)			390-501	
XXIII	Eurykleia weckt Penelope.	1-9	9		
	[Unterredung zwischen Eurykleia und Penelope.]				10-79
	Penelope und Odysseus.	80-116	37		
	[Odysseus läfst seine Leute listigerweise tanzen.]				117-152

[17]) XX 13 und 25. Die beiden Vergleiche erfreuen die Schüler aufserordentlich. Die zwei Wahrzeichen sind kulturell wichtig, und die Philoitiosscene ist nötig für den späteren Kampf.

[18]) XX 297. Den dritten Wurf hält Cauer als gut motiviert fest.

[19]) (XXIII 153—231). Dieses gemeinsame Geheimnis ist als Erkennungszeichen schwach und macht auf die Schüler keinen oder einen nicht beabsichtigten Eindruck.

		soll		darf	soll nicht
	(Odysseus und Penelope; das gemeinsame Geheimnis.)			153-231	
	Vereinigung des Odysseus und der Penelope.	231-240	10		
	[Weitere Unterredung und eheliche Vereinigung.]				241-360
	(Aufbruch des Odyssee zu seinem Vater.)			361-372	
XXIV	(Die Seelen der Freier führt Hermes in die Unterwelt.)			1-22	
	[Unterredung zwischen Achilleus, Agamemnon und den Freiern.]				23-204
	(Odysseus und Laertes.)			205-238	
	[Erzählung des Odysseus.]				239-301
	(Odysseus giebt sich seinem Vater zu erkennen.]			302-361	
	[Frohes Zusammensein des Odysseus, Laertes, Telemach und der Diener.]				362-412
	(Die Verwandten der Freier bestatten diese und beschliefsen Rache.)			413-437	
	[Verhandlung in der Versammlung; Athene und Zeus.]				438-488
	(Kampf und Versöhnung).			489-548	
XXI—XXIV=1855.			762	512	581
I—XXIV=12110.			4166	2401	5543

[20]) XXIV. Der Anfang ist kulturell interessant. Die Scene zwischen Odysseus und seinem Vater rührt die Schüler mehr als die zwischen Mann und Frau. Aufstand, Niederlage und Versöhnung der Verwandten schliefsen befriedigend ab.

Was den Zeitaufwand für die Odyssee in UII und OII betrifft, so rechne ich für OII 80 Stunden, nämlich durchschnittlich 2 von den 6 wöchentlichen Stunden, so dafs, wenn griechische Stunden ausfallen, der Ausfall die Prosa, aber nicht die Poesie verkürzt; für UII, wo man am besten erst im zweiten Tertial oder Semester mit Homer anfängt, 45 bis 50 Stunden. In UII können stündlich 10 bis allmählich 30, im Durchschnitt mindestens 20 Verse gelesen werden, also zusammen 900 bis 1000; in O II können stündlich 40 bis allmählich 60 Verse, im Durchschnitt jeden-

falls 50 Verse gelesen werden, zusammen also 80 . 50 = 4000; in UII und OII also aus der ganzen Odyssee 4900 bis 5000 Verse. Die 6 bis 8 Stunden etwa, welche innerhalb der 2 Jahre zu Zusammenfassungen und Wiederholungen der Grammatik und Metrik, des Wortschatzes, der Altertümer und des Inhalts nötig sind, können entweder durch schnelleres Lesen in einigen Stunden ausgeglichen oder aus der Prosalektüre herübergenommen werden. Menge wollte 6364 Verse lesen, Henke 6010, Lange 5410, Reinhardt 4610, El. Gymn. in Breslau las 5500, Gymn. Essen 4160.

Dafs der UII Gesang I—XII, der OII Gesang XIII—XXIV zugeteilt wird, halte ich für verwerflich, weil so die UII überlastet wird oder zu viel lesenswerte Partieen nicht kennen lernt und die OII unnötig ausführlich liest. Bei meiner Aufstellung habe ich für UII die Bücher I—VIII angenommen, 787 oder rund 800 Verse, so dafs man von der „Darf"-Lektüre noch 100 bis 200 hinzurechnen kann, z. B. Leukotheas Rettungsschleier, Sühne einer Beleidigung, Spiele der Phäaken und in I Begrüfsung eines Gastes (Athene). Die Bücher IX—XXIV bieten nach meiner Zusammenstellung als notwendige Lektüre 3379 oder rund 3400 Verse, also das Pensum von 68 Stunden, zu denen aus den 1939 „Darf"-Versen eine Auswahl von 600 für 12 Stunden kommt, besonders das Ende des XXII. Gesanges (112 V.) und das Ende des XXIII. nebst Scenen aus dem XXIV. (187 oder 267 V.), Vervollständigung des IX. Gesanges (61 V.), Äolus und Lästrygonen im X. (113 V.); aufserdem je nach den Jahren abwechselnd, einiges von Telemachs Rückkehr in XV und Einzelheiten zur Ergänzung der übrigen Partieen. Nimmt man Gesang I—VII für UII, so macht dies 716 Verse, so dafs für OII 3450 bleiben, nimmt man nur I—VI für UII, so macht dies 650 Verse, so dafs für OII 3516 bleiben.

Wer gern mit den ersten Abenteuern anfängt, wie es seiner Zeit Stoy und Ahrens thaten und wie es Menge und Lange warm empfehlen, mag in UII aufser der zehnzeiligen Einleitung die Gesänge IX und X mit 772 Versen lesen, zu denen 128 bis 228 Verse als Auswahl aus 279 Versen kommen, so dafs z. B. IX ohne Lücke (116—176) gelesen wird, und in OII die übrigen Gesänge mit 3394 Versen.

Hinzufüge ich eine Übersicht der Odysseelektüre auf den preufsischen Gymnasien nach den Programmen 1901. Eine Statistik aller deutschen Gymnasien müfste in mehrere Gruppen verteilt werden je nach der verschiedenen Stundenzahl des Griechischen überhaupt; aus der gröfsten Gruppe, in welcher von UIII bis OI je 6 Stunden dem Griechischen gewidmet sind, habe ich nur die preufsische Abteilung berücksichtigt, weil gerade nur für Preufsen die an der Spitze stehende Verfügung galt. Nun geben einige Anstalten wunderbarerweise gar keine Auskunft oder nur über UII oder OII, einige verweisen auf ihren Kanon, einige

sagen allgemein „Odyssee in Auswahl“, einige benutzen die Auswahl von Christ, eine ziemliche Zahl giebt an: UII Buch I—XII, OII Buch XIII—XXIV „in Auswahl“ oder auch ohne diesen Zusatz. Nur sehr wenige haben das Jahrespensum ziffernmäfsig abgedruckt: Gymn. in Essen, Elisabethgymn. in Breslau.

So bleiben von den 295 preufsischen Gymnasien, wenn Schulpforta, die Reformgymnasien und die, welche keine Angabe (bez. nicht über UII) enthalten, ausscheiden, 280 zur Vergleichung übrig, zu denen wieder 20 wegen Doppelcöten gerechnet werden können, = 300; und wenn die, welche für UII und OII Buch I—XII, XIII—XXIV oder ähnlich angeben, ausscheiden, bleiben 250, bez. 270. Dazu kommt für mich der Übelstand, dafs die Programme 1902 noch nicht ganz ausgetauscht sind und die mir vorliegenden Angaben 1901 über OII nicht immer eine Ergänzung zu UII 1901 bieten, da mehrfach eine Abwechselung eintritt. Bisweilen schliefst sich die Lektüre von OII auch überhaupt nicht genau an die von UII an, wenn in UII nicht das vorgesehene Pensum bewältigt ist oder in OII sonst selbständig verfahren wird. Es läfst sich also nicht mit sicheren Zahlen im Vergleich zu 300 oder 270 oder 250 und gegeneinander rechnen, sondern meist können nur Minimalwerte angeführt werden, zu denen noch eine gröfsere oder meist nur eine geringere Zahl als wahrscheinlich hinzugerechnet werden darf. Namentlich wenn ein bestimmtes Buch genannt ist, kann nicht immer verstanden werden, dafs dies vollständig, ohne Auswahl gelesen ist.

Die Zahl der Bücher in UII schwankt zwischen $1\frac{1}{2}$ bez. 2 und 12, und zwar nahmen 27 Anstalten 12, 1 Anstalt 11, 1 Anstalt 10 Bücher in Auswahl durch; 16 nur 2 Bücher, 1 nur 1 Buch, die meisten 3 bis 4 Bücher, ob letztere mit oder ohne Auswahl, ist nicht immer sicher.

Die Einleitung I 1—10 wird wohl ausnahmslos an allen Gymnasien gelesen und zwar in UII. Die eigentliche Lektüre begannen 34 Anstalten mit IX, und zwar lasen 2 Anstalten IX und X, 1 IX—XI, 1 IX, XI, XII, die anderen 30 IX—XII. Dazu kommen 2 Anstalten, welche I, IX, X lasen, zusammen 36 Anstalten, welche in UII den Hauptwert auf IX, bez. 35 auf IX und X legten.

Alle anderen Anstalten nahmen in UII eine Auswahl von I an vor, und zwar 27 I—XII, 1 I—XI, 1 I—X; die anderen gingen bis IX oder VIII oder VII oder (68 Anst.) bis VI; 1 Anstalt las I; von denen mit 2 Büchern lasen 3 I und II, 2 I und V, 1 IV und V, 1 I und IX, 4 I und VI, 5 V und VI. Von diesen läfst sich annehmen, dafs sie zumeist auch I 11—95 lasen.

Die Telemachie II—IV oder schon der gröfsere Teil von I und II—IV ist an 81 Anstalten ausgeschlossen gewesen. Von 198 Anstalten, welche I oder II oder III oder IV „bis VI“ oder

„bis VII, VIII, IX“ angaben, wurde also VI gelesen, aufserdem nachweislich an 58 Anstalten, z. T. in OII, also zusammen an mindestens 256 Anstalten. Nicht gelesen wurde VI und sollte anscheinend auch nicht in OII nachgetragen werden an 6 Anstalten, bei denen z. T. I—III mit IV—VI wechselten. Von den übrigen 33 Anstalten hat wahrscheinlich die gröfsere Zahl das Buch VI mit in ihrem Kanon. Diesem Buch nahe kommt aus dem Anfang V, das an sehr vielen Anstalten genannt ist und das wenigstens mit seinem Seesturm an allen Anstalten, welche I—VI oder ähnlich anführen, zu vermuten ist.

Dann tritt natürlich als das gelesenste aller Bücher das IX. hervor, das nur an 3 Anstalten anscheinend für den zweijährigen Kursus ausgeschlossen war und wahrscheinlich von 183 Anstalten in OII gelesen wurde; aufser den erwähnten 34 Anstalten, die mit IX begannen, ist es noch von 49 für UII angeführt und auch für die 27 Anstalten (I—XII in UII) anzunehmen, wurde also an 110 Anstalten in UII gelesen; zusammen 293.

Aus der zweiten Hälfte waren sicher nicht gelesen XIII von 4, XIV von 5, XV von 6, XVI von 8, XVII von 9, XIX von 12, XX von 16, XXI von 16, XXII von 21, XXIII von 41, XXIV von 81 Anstalten. Und zwar schlossen 2 Anstalten mit XV, 4 mit XVI, 3 mit XVIII, 2 mit XIX, 1 mit XX, 17 mit XXI, 17 mit XXII, 81 mit XXIII. Ob XXIV immer absichtlich ausgeschlossen war oder auch einmal zufällig ausfiel, läfst sich nicht sicher sagen; auffallend ist jedenfalls, dafs 17 Anstalten gerade vor der *Μνηστηροφονία* aufhörten und aufserdem 4 dies Buch in der Auswahl ausschieden. Dafs 17 Anstalten mit XXII schlossen und 24 aufserdem XXIII vor XXIV ausliefsen, erklärt sich, abgesehen von der Wirkung des Endes, besonders aus der Künstlichkeit der Erkennung der Gatten und dem Mangel an Interesse seitens der Schüler für dieselben. Aus der bunten Mannigfaltigkeit ergiebt sich für etwa ein Drittel der Anstalten die Ausscheidung von II—IV und XXIV und in Bezug auf ungefähr vollständige Lesung als einheitlich nur die Lesung von VI und IX.

Kreuznach. O. Kohl.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

F. Seiler, Der Oberlehrer (Das Buch der Berufe, ein Führer und Berater bei der Berufswahl, Band VII). Mit 35 Abbildungen im Text und einem Titelbild. Hannover 1902, Gebr. Jänecke. II und 194 S. 8. 4 ℳ.

„Das vorliegende Buch will keine Streit- oder Kampfschrift sein und weder Standes- noch Schul- und Unterrichtspolitik betreiben. Es will vielmehr lediglich denjenigen dienen, welche sich dem Berufe eines Lehrers an höheren Schulen widmen wollen.“ Mit diesen Worten kennzeichnet der Verf. seine Absicht. Er behandelt seinen Stoff in 7 Kapiteln, welche die Überschriften zeigen: 1. Überblick über die geschichtliche Entwickelung des höheren Schulwesens. 2. Äufsere Verhältnisse des Standes, Licht- und Schattenseiten des Berufes. 3. Die theoretische Vorbereitung zum Berufe des Oberlehrers. 4. Die Prüfung. 5. Die praktische Vorbildung des Kandidaten. 6. Winke über die praktische Thätigkeit des Lehrers, 7. Stipendien und Studienreisen. — Das erste Kapitel stellt in höchst übersichtlicher Weise dar, welchen Gang das höhere Schulwesen von seinem Ursprung in der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart genommen hat, wie sich nach den wechselnden Anschauungen der Zeiten allmählich verschiedene Gattungen höherer Schulen entwickelt haben. Die Thätigkeit der auf diesem Gebiete führenden Geister und hervorragenden Persönlichkeiten wird gewürdigt, und ihr Einflufs auf die Gestaltung des höheren Schulwesens dargestellt. Von Luther und Melanchthon bis zu Wiese und Bonitz, welche mannigfache Entwickelung, welcher Wandel in den mafsgebenden Anschauungen! Während die Beschäftigung mit den alten Sprachen nach Luthers Meinung nur theologischen Zwecken zu dienen hatte, wird sie — worauf schon Melanchthon hinwies — weiterhin immer mehr um ihrer selbst willen getrieben; sie dient der Bereicherung und Ausbildung des Geistes vermöge des Inhalts der altklassischen Schriften und wird zugleich ein wichtiger Teil einer Vorbereitung auf eine wissenschaftliche Beschäftigung überhaupt. Auf einem verhältnismäfsig kleinen Raum (40 Seiten) einen Überblick über die ganze

Entwickelung der in dem höheren Schulwesen von seinen ersten Anfängen bis auf die Neuzeit hervortretenden Ideeen und Absichten zu geben, ist wahrlich keine kleine Aufgabe. Verfasser hat sie in einer für den Leser erfreulichen Weise gelöst. Er bekommt einen Einblick in die Geschichte des gelehrten Schulwesens, er sieht, wie mit der Zeit zu den ursprünglich in der höheren Schule behandelten Gegenständen andere hinzukommen, wodurch schliefslich Grundunterschiede zwischen den Arten von Schulen bedingt wurden, er lernt bis auf die neueste Zeit den Gang kennen, den das höhere Schulwesen in Preufsen in den drei letzten Lehrplänen von 1882, 1891 und 1901 genommen hat, bis zu dem Grundsatze der Gleichwertigkeit der drei Gattungen höherer Schulen, der allerdings ja nur mit gewissen Einschränkungen gelten kann. — Nach einer solchen geschichtlichen Einleitung lernt der angehende Oberlehrer die äufseren Verhältnisse des Standes, die Licht- und Schattenseiten des Berufes kennen. Nach einer Darstellung der Anstellungs- und Einkommensverhältnisse giebt Verf. der Hoffnung Ausdruck, dafs in nicht zu langer Zeit die bisher noch nicht erfüllten Wünsche des höheren Lehrerstandes ihrer Erfüllung entgegensehen werden. Möge sich seine Hoffnung bewahrheiten! Im übrigen macht er aber mit vollem Recht darauf aufmerksam, dafs auch der Lehrerstand das Seinige dazu thun müsse, wenn er die Stellung einnehmen will, die er sich wünscht und die ihm von Rechtswegen ja auch gebührt. Er schildert die Freuden und Leiden des Lehrerberufes, die Schwierigkeit der von ihm zu lösenden Aufgaben, seine ideale Seite, die sich u. a. auch heute noch immer darin bekundet, „dafs wohl schwerlich in einem anderen Stande — abgesehen natürlich von dem der berufsmäfsigen Schriftsteller — so viel wissenschaftlicher und überhaupt litterarischer Arbeitstrieb herrscht als in ihm". Für seine Thätigkeit erntet der höhere Lehrerstand denn auch die ihm gebührende Anerkennung, wie sie ihm u. a. von dem grofsen Erzieher des Deutschen Volkes, dem Fürsten Bismarck, am 8. April 1895 ausgesprochen worden ist. Und gleichviel, ob ein Lehrer vorwiegend den Gegenstand liebt, in dem er unterrichtet, oder ob ihm vor allem die Jugend, die ihm anvertraut ist, ans Herz gewachsen ist: sicher wird ihm sein Beruf Freude machen und ihn innerlich erheben. Allerdings soll sich nur der dem Lehrerberufe widmen, der wissenschaftliches Interesse hat; für weniger erforderlich hält Verf. einen ausgesprochenen pädagogisch-didaktischen Trieb. Mit dem wissenschaftlichen Studium wird auch ein gewisser Drang nach einer praktischen Lehrthätigkeit sich entwickeln. Den Inhalt des zweiten Kapitels finden wir am Schlusse so zusammengefafst: „Jungen Leuten, welche einen lebendigen wissenschaftlichen Trieb besitzen, welche gesund und zu angestrengter geistiger Arbeit befähigt sind, welche zwar nicht zu hoch hinaus wollen, weder in gesellschaftlicher noch in materieller

Beziehung, sondern ein ruhiges, gleichmäfsiges, streng geregeltes Dasein einem materiell vielleicht lohnenderen, aber aufregenden und unsicheren Dasein vorziehen, welche endlich — last not least — eine gewisse ideale Gesinnung besitzen, denen ist der Beruf des Oberlehrers durchaus zu empfehlen".

Das dritte Kapitel zeigt die theoretische Vorbereitung des Philologen auf der Universität. Die wissenschaftliche Entwickelung auf der letzteren geht immer mehr ins einzelne, während die Schule nach wie vor das Ganze im Auge behalten mufs. Daraus ergeben sich für den Studierenden der Philologie besonders schwierige Aufgaben, wenn er den in der Prüfung an ihn gestellten Anforderungen genügen und doch auch für die Lehrthätigkeit tüchtig werden soll. S. 75 und 76 stellt Verf. die von einem angehenden Altphilologen zu hörenden systematischen und Interpretationskollegien zusammen (im ganzen sind es deren 15, von denen 8 systematischen Inhalts sind), S. 86 nennt er die nach seiner Ansicht für den Germanisten wichtigsten, S. 96 die für den Neuphilologen notwendig erforderlichen, S. 100f. für die geschichtlichen (Religion, Mathematik und Naturwissenschaften hat er von seiner Betrachtung ausgeschlossen). Der nächste Hauptabschnitt ist der Prüfung gewidmet. Wenn auch die Doktorpromotion nicht notwendig ist, so wird sie doch als eine Bekundung wissenschaftlichen Sinnes und als wissenschaftliche Leistung immer von Wert bleiben. Am besten wird die Promotion vor der Staatsprüfung stattfinden. Die Prüfung selbst mit ihren Anforderungen nach der jüngst erlassenen Prüfungsordnung wird sodann besprochen.

Die nun folgende Beleuchtung der praktischen Vorbildung der Kandidaten behandelt die Vorbereitung durch das Seminar- und Probejahr nach den Bestimmungen von 1890. Er hebt dabei namentlich hervor, wie die Ausbildung im Seminarjahr gegenüber dem früheren Probejahr viel gewonnen habe. Bei dem zur Zeit herrschenden Mangel an Kandidaten werden allerdings die über die Vorbildung geltenden Bestimmungen nicht immer innegehalten. Das jetzige Probejahr erscheint übrigens kaum noch notwendig. — Von ganz besonderer Wichtigkeit erscheinen die im 6. Kapitel gegebenen Winke über die praktische Thätigkeit des Lehrers. Überspannt seien vielfach die Anforderungen, welche nicht selten in Handbüchern der Pädagogik an den Lehrer gestellt werden. Dazu im Gegensatze ständen die Schriften von O. Jaeger, A. Matthias, R. Lehmann, auch schon die Instruktion für den gelehrten Schulmann in Deutschland von F. A. Wolf. Sodann werden einige allgemeine Anweisungen über die Handhabung der Schulzucht zusammengestellt, sowie auch Regeln über die didaktische Behandlung einzelner Unterrichtsgegenstände; so werden besonderes Interesse erregen die sehr beachtenswerten Leitsätze für die Erklärung deutscher Lektürestücke (S. 143),

wie überhaupt die Winke über den deutschen Unterricht, denen solche folgen, die sich auf die Geschichte beziehen. Die letzteren zeigen besonders, wie man den Unterricht in der Geschichte für die politische und soziale Bildung der heranwachsenden Jugend verwerten könne. Aber neben all seiner ernsten Arbeit, so führt Verf. aus, mufs der Lehrer auch die Geselligkeit pflegen, namentlich auch mit Vertretern anderer Berufskreise Fühlung suchen, damit er nicht einseitig wird. Der letzte Abschnitt zeigt dann, wie die Unterrichtsverwaltung in immer weiterem Umfange darauf bedacht sei, namentlich jüngere Lehrer durch Studienreisen aller Art weiter zu bilden und ihnen dadurch geistige Nahrung für ihren Beruf zuzuführen.

Wir haben ein ganz eigenartiges Buch vor uns, wie es bisher auch nur in ähnlicher Form nicht vorhanden war. Daher erschien es uns erforderlich, auf seinen Inhalt insoweit wenigstens einzugehen, dafs der Leser dieser Zeilen einen Überblick über denselben gewinnt. Das Werk wollte und konnte keine erschöpfende Darstellung des Gegenstandes geben — fallen ja von vornherein einige Unterrichtsfächer bei der Behandlung ganz fort, andere werden weniger eingehend behandelt. Und doch, wir haben ein Ganzes, wir haben eine Darstellung aus einem Gusse in leicht lesbarer, lebhafter Sprache vor uns, die nicht allein den angehenden jüngeren Philologen fesseln wird, sondern auch den gereifteren Lehrer, ja jeden Gebildeten, welcher einen Einblick in die Thätigkeit und das Wesen des höheren Lehrerstandes gewinnen möchte; sind doch die aus eigener Erfahrung in der Schulzeit gemachten Beobachtungen vielfach subjektiv gefärbt und dadurch stark beeinträchtigt. Die gefällige Darstellung des Buches wird durch eine grofse Anzahl von Abbildungen aufs wirksamste unterstützt. Ein Bildnis F. A. Wolfs, des Vaters der altklassischen Studien, bildet mit Recht den Anfang. Es folgen die Bilder einer ganzen Anzahl hervorragender Pädagogen und Lehrer aus älterer und neuerer Zeit, auch solcher Männer, die in irgend einer Weise, ohne Pädagogen gewesen zu sein, die geistige Entwickelung ganzer Zeitalter beeinflufsten, Abbildungen von Handschriftlichem u. a. Alles in allem sei das fesselnde Buch in erster Linie der ganzen Lehrerwelt, namentlich der angehenden und jüngeren, angelegentlich empfohlen.

Köslin. R. Jonas.

Vaterländische Gedichte aus der Zeit der Befreiungskriege, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium von Richard Jahnke. Zweiter Teil. Erläuterungen. Leipzig 1902, Heinrich Bredt. VI u. 228 S. kl. 8. 1 ℳ.

Mit den metrischen Auseinandersetzungen des Verfassers stimmen wir nicht ganz überein. Seit der Reformation sind bei uns zweitaktige Rhythmen in Gebrauch gekommen, Jamben und

Trochäen. Man geht nun meistens von der Annahme aus, dafs für uns Deutsche das jambische Versmafs das einfachste und natürlichste sei, doch hat diese Ansicht in neuerer Zeit entschieden Widerspruch erfahren. Es ist darauf hingewiesen, dafs bei den meisten modernen Nationen der Trochäus häufiger angewandt wird als der Jambus. Westphal in seiner „Neuhochdeutschen Metrik" behauptet S. 40, dafs von den beiden Hauptformen des zweitaktigen Rhythmus diejenige die zunächst liegende und einfachste sei, welche mit dem schweren Taktteile oder (wie wir auch sagen können) mit einem vollen Takte beginnt, also die trochäische. Wenn wir weiter eine bestimmte Anzahl von Takten zu einer höheren rhythmischen Einheit binden wollen, so ist uns keine andere Zahl so geläufig wie die Vierzahl. Davon können wir uns aus dem Rythmus unserer Musik überzeugen. Nun gehen aber die Anfänge unserer neuhochdeutschen Lyrik auf das gesungene Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts, also auf die Musik zurück. In einem Tanze schliefsen sich je vier und vier Einzeltakte zu einheitlichen rhythmischen Gliedern zusammen, und nach vier und vier Einzeltakten wiederholt sich die Melodie, die in diesen zur Darstellung gekommen ist. Von den 16 Takten eines Teiles, einer solchen Strophe, schliefsen sich ferner von den vier rhythmischen Reihen wiederum je zwei zu einem einheitlichen musikalischen Abschnitte zusammen. Dieser Abschnitt heifst Periode oder in der Strophe auch Vordersatz und Nachsatz.

Diese Ansicht Westphals hat in neuerer Zeit grofsen Anklang gefunden, und man skandiert jetzt vielfach jambische Verse als trochäische mit einem Auftakt. Z. B. man sagte bisher (Paul Flemmings bekanntes Kirchenlied),

In allen meinen Thaten Lass' ich den Höchsten raten u. s. w.

sei in Jamben geschrieben; jetzt schlägt man vor, es trochäisch mit Auftakt zu skandieren, also:

In | allen meinen Thaten Lass' | ich den Höchsten u. s. w.

Man hat dabei bemerkt, dafs das Zusammenfallen der Vers- und Wortfüfse für uns Deutsche durchaus nicht unangenehm, ja sogar wohlklingend sei. Man hat zum Belege dafür die folgenden Strophen von Annette von Droste-Hülshoff angeführt: Dunkel, dunkel im Meer; Über der Heide Nacht; Nur das rieselnde Rohr Neben der Mühle wacht, Und an des Rades Speichen Schwellende Tropfen schleichen. Unke kauert im Sumpf, Igel im Grase duckt; In dem modernden Sumpf Schlafend die Kröte zuckt, Und am sandigen Hange Rollt sich fester die Schlange. (Vgl. Fofs, Erläuterungen zu den Lesestücken von J. Hopf u. K. Paulsiek, 2. T. 1. Abt. Berlin 1893, Mittler.)

So möchten wir also eine Menge der gebotenen Lieder gelesen wissen, z. B. gleich Arndt Nr. 1, 4 u. s. w. Nun nennen

wir Trochäen ein fallendes und Jamben ein steigendes Versmafs. Es können demnach mit den Trochäen Daktylen, mit den Jamben Anapäste verbunden werden und bilden dann sogenannte logaödische Reihen. Solche kennen wir aus Schiller:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte,
Grüfset mir freundlich mein Heimatsland.

Solche Logaöden finden wir auch in den angeführten Strophen der Hülshoff und im Liede Arndts Nr. 6; 25 u. a. Wir sind nun ferner der Ansicht, dafs für das Arndtsche Lied Nr. 26 aus der Erklärung des Rhythmus, wie sie der Verf. giebt, kein klares Bild gewonnen wird. Deshalb schlagen wir vor, nicht nach Jamben zu suchen, sondern einfach die Zeilen nach vier Hebungen zu lesen, also:

Was blásen die Trompéten, Husáren heráus.

Was die Biographieen betrifft, so wollen wir nicht darüber rechten, ob genug geboten ist; nur sind wir der Ansicht, dafs Scharnhorst und Gneisenau zu kurz gekommen sind.

Was aber über Seume gesagt wird, können wir nicht unterschreiben und teilen die Ansicht, welche Preier in seinem Werke „Der Soldatenhandel in Hessen“ (Marburg 1901, Elwert) begründet. Seume war ein Lügner und verdient nicht die Beachtung, die ihm zu teil geworden ist.

Grofs-Lichterfelde. R. Fofs.

August Ehrhard, Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. Mit Portraits und Facsimiles. München 1902, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). VI u. 531 S. 8. 6,50 *M*, geb. 7,50 *M*.

Im raschen Ansturme hatte Franz Grillparzer im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts grofse Erfolge und eine feste Stellung auf der vornehmsten deutschen Bühne, dem Burgtheater in Wien, sich errungen. Dann aber, 1838, hatte er sich, durch die beleidigende Ablehnung seines Lustspiels 'Weh' dem, der lügt' tief verletzt, von der Öffentlichkeit zurückgezogen und war in der Folgezeit mehr und mehr in Vergessenheit geraten, Erst um die Mitte des Jahrhunderts brachte Heinrich Laube ihm wieder die gebührende Beachtung. Seitdem ist das Verständnis und das Interesse für den Dichter stetig gewachsen. Nach 1866 vollzog sich auch in Norddeutschland ein Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des österreichischen Dichters. Mit grofser Begeisterung wurde am 15. Januar 1871 sein 80. Geburtstag gefeiert. Ein Jahr später, am 21. Januar 1872 ist er gestorben. So werden in diesem Jahre seine Werke für den Druck frei, und man darf neue Ausgaben und noch weitere Verbreitung

seiner Dichtungen erwarten. Schon hat das Verlagshaus, das einst die deutschen Klassiker in die Welt eingeführt und zuerst den ganzen Nachlafs des Dichters von August Sauer in einer mustergültigen Gesamtausgabe (5. Auflage in 20 Bänden, 1892) hat bearbeiten lassen, mit drei Sonderausgaben den Wettkampf eröffnet[1]. Auch für die deutsche Schule gewinnt der Dichter immer gröfsere Bedeutung. In Österreich gehört eine Anzahl seiner Dramen schon längst zum festen Lektürebestand. Auch die deutschen Gymnasien haben Anlafs, ihm mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er verdient dies nicht nur als bedeutender tragischer Dichter, sondern auch als begeisterter Freund der humanistischen Bildung und Verehrer der Griechen, der die poetischen Schöpfungen Homers, der Tragiker, Pindars zu lesen und zu bewundern nicht müde wird und in seinen griechischen Tragödien die griechische Welt zu neuem Leben erweckt hat. Mit vollem Recht empfehlen daher die neusten preufsischen Lehrpläne für die oberen Klassen die Lektüre Grillparzers (Sappho, Vliefs).

Bei dieser Sachlage mufs eine zusammenfassende Darstellung seines Lebens und eine Würdigung seiner Werke höchst willkommen sein, zumal durch die erwähnte Sammlung des Nachlasses und zahlreiche Einzelstudien wie durch die Bemühungen der Grillparzer-Gesellschaft und die Veröffentlichungen im Grillparzer-Jahrbuch (seit 1891) das Material über den Dichter mächtig angeschwollen ist und die Ergebnisse früherer Arbeiten über den Dichter und sein Leben (von Laube, Trabert, Mahrenholtz, A. Fäulhammer, A. Sauer) vielfach ergänzt und berichtigt hat.

Umsichtig und gewissenhaft sind in dem vorliegenden Werke, wie sich auf jeder Seite erkennen läfst, diese Vorarbeiten benutzt worden; die beste Ausbeute aber haben die Werke selbst geben müssen, und so ist, unterstützt von selbständigem litterarischem und ästhetischem Urteil der Verfasser, ein wertvolles Buch entstanden mit reichem und durchweg anziehendem Inhalt.

Bemerkenswert und höchst erfreulich ist an dem Buche zunächst seine Entstehungsgeschichte. In seiner ursprünglichen Gestalt war es eine Huldigung, die ein französischer Gelehrter einem deutschen Dichter darbrachte. August Ehrhard, Professor an der Universität zu Clermont-Ferrand, der seinen Landsleuten auch das Verständnis Ibsens zuerst erschlossen hat, liefs es vor zwei Jahren in französischer Sprache erscheinen und wurde

[1]) Grillparzers Werke. Mit Einleitung und Nachworten von H. Laube. Volksausgabe. 4 Bände. 4 ℳ.

Grillparzers Dramen. Mit Einleitung und Nachworten von H. Laube. Herausgegeben von August Sauer. Oktav-Ausgabe. 3 Bände. 6 bezw. 9 ℳ.

Grillparzers dramatische Meisterwerke. Grofs-Oktav-Ausgabe in 1 Band. 3 bezw. 4 ℳ.

Sämtlich bei J. G. Cotta in Stuttgart und Berlin.

dafür von der Académie française mit einem Preise gekrönt. Die vorliegende Ausgabe ist aber keine Übersetzung, sondern eine neue Bearbeitung des Werkes. Ein Wiener Litterarhistoriker, Moritz Necker, der u. a. Marie von Ebner-Eschenbach nach ihren Werken geschildert hat (Leipzig und Berlin, G. H. Meyer, geb. 4 ℳ). vereinigte sich mit dem Verfasser zu diesem Unternehmen. So bringt das neue Buch gegen seine Vorlage nicht nur erhebliche Änderungen und Ergänzungen, sondern auch Zusätze und Erweiterungen.

Der Gesamtstoff ist geschickt und übersichtlich gegliedert. Von den 10 Kapiteln beschäftigt sich das erste mit des Dichters Leben und Persönlichkeit. Dieses Lebensbild wird dann in wesentlichen Zügen ergänzt durch die drei folgenden Abschnitte, in denen seine politischen, litterarischen und musikalischen Anschauungen besprochen werden. Dabei werden auch die lyrischen Dichtungen verwertet, freilich ohne dafs Grillparzer hier oder anderswo als Lyriker eingehender gewürdigt würde. Und doch wäre das wünschenswert, einmal wegen der eigenartigen, oft ungelenken Form, besonders aber wegen des subjektiven, sein tiefstes Wesen enthüllenden Gehaltes. Die sechs weiteren Kapitel sind dem Dramatiker gewidmet und geben eine eingehende Besprechung seiner Stücke. Darauf folgt noch eine zusammenfassende Würdigung in einem Schlufsworte.

Die Darstellung in dem Buche ist lebendig, nie trocken, reich an Abwechslung, indem in den verschiedenen Abschnitten stets andere Gesichtspunkte in den Vordergrund der Erörterung gerückt werden. Wohlthuend wirkt das durchgehende Streben, in das Verständnis des Dichters und seiner Werke einzudringen und die nörgelnde und tadelnde Kritik zu vermeiden.

Die Lebensdarstellung nimmt nur einen geringen Raum ein, namentlich wird über die Jugend sehr kurz weggegangen. Aber wir sehen, wie des Dichters Persönlichkeit sich aus den Verhältnissen und Einwirkungen entwickelt, wie das Heimatland und seine politische Lage, die Jugendeindrücke, die Eigenart der Eltern, der Geschwister, der Umgebung den Knaben und Jüngling beeinflussen. Wir lernen die Menschen kennen, die in seinen Lebensgang eingegriffen haben, Männer wie Joseph Schreyvogel und den Minister Graf Stadion, Frauen wie Charlotte von Paumgarten, Marie von Smolenitz (Daffinger), Marie Piquot und vorab Kathi Fröhlich, die ewige Braut. Dabei werden schon hier die Fäden aufgedeckt, die von diesen Frauen und den Lebenserfahrungen des Dichters nach seinen Dramen hinführen. Die Erfolge und Mifserfolge seiner dramatischen Arbeiten, die Censurplackerei, die mit sehr berechtigter Schärfe verurteilt wird, werden in ihrem Einflufs auf die Stimmung und innere Entwickelung des feinfühligen Dichters dargelegt. Entmutigung und Verbitterung lassen ihn, dem es an Spannkraft und beharrlicher Widerstands-

fähigkeit fehlt, allzu früh verstummen, und aus allen diesen Erfahrungen erklärt sich jene herbe Epigrammenstimmung, die nun sein ganzes Leben beherrscht. Die Reisen nach Italien, nach Berlin und Weimar bleiben trotz des Vertrauens, das ihm Goethe entgegenbringt, ohne nachhaltig günstigen Einfluſs. Dasselbe gilt von den späteren Reisen nach Paris, London und Konstantinopel. Zu spät kommt für ihn, den 60jährigen, seit der Mitte des Jahrhunderts Anerkennung und Ehrung. Er nimmt die Auszeichnungen meist kühl und spöttisch entgegen. Mit diesen persönlichen Bitternissen, die im späteren Alter noch durch Taubwerden erhöht wurden, verbinden sich die politischen und patriotischen Wirren und Enttäuschungen, um das Ernste und Schwermütige zu erklären, das über diesem langen Dichterleben lagert.

Inhaltlich sind in der Lebensskizze einige Kleinigkeiten zu beanstanden. Wiederholt werden wenig wahrscheinliche Erkrankungen und selbst der Tod auf Leidenschaft und Enttäuschung der Liebe zurückgeführt (S. 17. 18. 20. 29). Wunderlich berührt (S. 26) die Behauptung, der Künstler erwerbe nur dann Ruhm und die Lust am Erschaffen von Werken, die Fleisch von seinem Fleische seien, wenn er auf die alltäglichen Vorteile des Lebens und vor allem auf die süfsen von der Familie auferlegten Beschwernisse verzichte. Auch dafs im Jahre 1863 ein 'Sturz im Römerbad' die Taubheit des 72jährigen Dichters verursacht haben soll (S. 34), ist kaum glaublich.

Im zweiten Kapitel lernen wir unter der Überschrift 'Der Altösterreicher' die nationalen und politischen Anschauungen Grillparzers kennen. Seine warme Heimatliebe, sein Stolz auf Österreich und das gemütliche Alt-Wien treten hervor, aber dabei ist er nicht blind gegen das verweichlichende Genuſsleben in diesem 'Capua der Geister', gegen die Mängel und Gefahren der absoluten Monarchie und die verhängnisvolle politische und kirchliche Reaktion unter dem Regiment des Fürsten Metternich. Bei der Beurteilung der revolutionären Bewegung von 48 scheinen die Verfasser allzu sehr beeinfluſst von demokratischen Lehrmeinungen. So wird der durchaus konservative Sinn Grillparzers nicht mit der wünschenswerten Unbefangenheit gewürdigt. Er war Monarchist aus Überzeugung und konnte daher Reformen nur im Rahmen des Bestehenden gutheiſsen. Auch seine Haltung in der Nationalitätenfrage träte in ein anderes Licht, wenn in Anschlag gebracht wäre, dafs er sich zwar als Österreicher fühlt, aber auch — den anderen Nationalitäten gegenüber — als Deutscher. Von der Überlegenheit der deutschen Kraft und der deutschen Kultur ist er fest überzeugt. Von dieser Anschauung aus befürwortet er in Österreich einen starken Zentralismus unter der Führung der Deutschen, von hier aus erklärt sich auch seine Schärfe gegen die Tschechen und namentlich gegen die Magyaren. Noch weniger haltbar ist die Auffassung der Verfasser über Grill-

parzers Verhältnis zu dem übrigen Deutschland. Vor 1866 — und nur diese Zeit kommt für die Bildung seiner politischen Meinung in Frage — einen Gegensatz konstruieren zu wollen zwischen 'Österreichern und Deutschen des 19. Jahrhunderts' (S. 93), ist kühn. Nicht die Deutschen an sich und nicht deutsche Art und Bildung bekämpfte er. Wie sollte er auch das, da er ja selbst ganz und gar auf jener fufste! Nur gegen die verstiegenen philosophischen Systeme, vor allem gegen Hegel und seine unheilvollen Einflüsse auf Ästhetik und Wissenschaft richten sich seine heftigen Angriffe. Dafs er später für die Vorherrschaft Preufsens und die Herstellung der deutschen Einheit ohne Österreich sich nicht erwärmen konnte, wird man bei dem in ganz anderen Wünschen und Hoffnungen gealterten Dichter recht wohl verstehen.

Bei der Besprechung der litterarischen Ansichten (Kap. III) gehen die Verfasser den verschiedenen Einflüssen, die auf Grillparzer eingewirkt haben, mit Sorgfalt nach. Hervorgehoben werden neben dem Studium der Antike und der Wiener Volksbühne besonders Schiller und Goethe; die Romantik leitet ihn auf Calderon und Lope de Vega hin, aber die Formlosigkeit und Mystik eines Friedrich Schlegel stöfst ihn ab. Daneben tritt seine eigene künstlerische Individualität in klare Beleuchtung. Aus der Überzeugung, dafs die persönliche Kraft des dichterischen Genies für seine Schöpfungen bestimmender sei als die äufsere Einwirkung von Zeit und Umgebung, erklärt sich seine Geringschätzung der damals in Deutschland so hoch gewerteten Volkspoesie. Sehr richtig wird dabei (S. 113) im Anschlufs an Scherer aus dieser Gleichgültigkeit gegen das Volksmäfsige Grillparzers Unfähigkeit erklärt, in einfacher, durchsichtiger Sprache das innerste Leben der Menschen im Liede auszusprechen. Auf die Sprache des Dichters hätte freilich hier oder in anderem Zusammenhange näher eingegangen werden müssen; zeigt diese Sprache doch nicht blofs viele österreichische, sondern auch zahlreiche individuelle Besonderheiten, Schönbach sagt geradezu 'Ungezogenheiten'.

Die sonstigen ästhetischen Anschauungen, wie sie in Prosaaufsätzen, aphoristischen Bemerkungen und epigrammatischen Sprüchen niedergelegt sind, werden in überzeugender Darstellung ausführlich gewürdigt. Dahin gehören seine Urteile über die grofsen Dichter der verschiedenen Völker und Zeiten, über den Naturalismus und das Wesen und die Aufgabe der Dichtkunst, über die einzelnen Dichtungsarten und das Verhältnis des Dichters zum Publikum. Auch seine Verachtung und beifsende Schärfe gegen die Kritiker kommt dabei zur Sprache, jedoch ohne dafs sein verhafstester Gegner, Saphir, erwähnt wird. Auffallend ist bei diesen Ausführungen, dafs die Verfasser, die doch sonst die Quellen gründlich beherrschen und ausschöpfen, die grofsen Vor-

läufer des Ästhetikers Grillparzer nicht genügend würdigen. In den Abschnitten über poetische und prosaische Wahrheit (S. 114 f.), über das Verhältnis von Kunst und Natur (128 f.), über das Wesen des Dramas (130), über den Endzweck der Kunst (132) mufsten Herder, Schiller und vor allen Lessing in ihr Recht eingesetzt werden. Sagt doch Grillparzer von diesem in den Xenien von 1818:

Tapferer Winkelried! Du bahntest den Deinen die Gasse;
Dein ist, starker, der Sieg! Hast du ihn gleich nicht gesehn.

Lessing bleibt auch bei der Besprechung der 'drei Einheiten im Drama' ungenannt, und doch verdiente er auch wegen der Stellung Grillparzers in dieser Frage — neben Aristoteles eher Erwähnung als Boileau. Freilich weist der französische Verfasser des Buches gar oft auf französische Dichter, Ästhetiker und Schriftsteller und auf französische Ansichten und Zustände hin, auch da, wo Beziehungen Grillparzers zu dem Autor oder der Sache nicht vorliegen (vgl. Anm. zu S. 99; ferner Gautier S. 105, Taine S. 111, das französische Urteil über Lope S. 120, Buffon S. 129, Duruy S. 451). Nicht ohne Befremden wird man auch lesen, was (S. 124) über die Fehler des alternden Goethe und seinen Einflufs auf die deutsche Litteratur gesagt wird. Dafs Grillparzers Urteil über die zeitgenössischen deutschen Genies von der neueren Litteraturgeschichte bestätigt worden sei (S. 126), trifft wenigstens bei Hebbel nicht zu. Allerdings kommt Hebbel in dem Buche auch sonst schlecht genug weg, erst im Schlufswort spendet Moritz Necker dem grofsen norddeutschen Dramatiker die verdiente Anerkennung.

Das Kapitel über Grillparzer und die Musik (IV) gehört zu den besten des Buches. Besonders wird des Dichters Verehrung für seinen Landsmann Mozart und seine Stellung zu Beethoven warm und überzeugend dargelegt, wenn auch seinen persönlichen Beziehungen zu diesem Tonmeister ein etwas zu breiter Raum zufällt. Auch hier wird der deutsche Leser einigemal an klassische Vorgänger Grillparzers erinnert, die das Buch unerwähnt läfst, so S. 148 bei der Äufserung über den Tanz an Schillers Gedicht, S. 183 bei der Untersuchung über das Verhältnis der Musik zur Poesie an Lessings 'Nachlafs zum Laokoon', der doch zwei Seiten später in anderem Zusammenhange angeführt ist. S. 151 ist ein Ausdruck Schillers mifsverständlich angewandt. Wenn dieser Klopstock einen 'musikalischen Dichter' nennt, so meint er damit etwas anderes, wie die Verfasser, die Grillparzer diesen Namen beilegen, weil 'die Musik seine Dichtungen durchströmt'.

Die Besprechung der Dramen eröffnet, wie natürlich, die 'Ahnfrau'. Die Entstehung dieses Erstlingswerks wird anschaulich erzählt und daraus überzeugend nachgewiesen, dafs der Dichter bewufst seine Vorgänger in der 'Schicksalstragödie' nicht nach-

geahmt hat. Auf der anderen Seite werden die in diesem Drama so begreiflichen unbewufsten Anklänge an fremde Dichtungen hervorgehoben und ebenso die persönlichen Beziehungen auf Jugenderfahrungen des Dichters. Die wichtigste Frage bei dieser Tragödie, die Beurteilung der Schicksalstragödie als solcher, wird nicht frei von Einseitigkeit behandelt. So richtig es ist, dafs Werner und Müllner in ihren Stücken das antike Schicksal zur Karikatur verzerren, Schillers Braut von Messina ist nicht mit ihnen auf eine Stufe zu stellen. Es ist doch nicht nur 'der glänzende Mantel der bilderreichen Sprache, des majestätischen Versmafses', der dieses Drama himmelhoch über jene emporträgt, sondern die furchtbare Tragik des Menschengeschlechts kommt in den gedankentiefen Chorliedern wie in der Lebensführung dieses Fürstenhauses zum erschütternden Ausdruck. Für die Ahnfrau suchen die Verfasser den Zusammenhang zwischen dem Charakter der Personen und ihrer Handlungsweise aufzudecken und betonen dabei mit Recht den allen Kindern des Hauses Borotin gemeinsamen Zug der Leidenschaftlichkeit und Sinnenglut. Wie konnten sie die gleichen Thatsachen bei dem Schillerschen Trauerspiel übersehen? Übersehen, dafs auch hier gewisse Charakteranlagen wie durch Vererbung allen Personen des unseligen Hauses eignen und dafs gerade aus diesen Fehlern ihre folgenschweren Verirrungen sich herleiten? Das Schlufswort von der Schuld als der Übel gröfstem gilt nicht nur von Don Cesar. So tritt auch bei Schiller zur Erklärung des leidvollen Ausgangs neben die düster geheimnisvolle, feierliche Macht die menschliche Unzulänglichkeit mit ihrer Unaufrichtigkeit und Vermessenheit, ihrem Hafs und ihrer heifsen Leidenschaft. Kurz, Schiller hat in seine Dichtung einen solchen Reichtum des rein Menschlichen gelegt, dafs der Schicksalsfluch und was damit zusammenhängt davon weit überwogen wird. Und endlich: nicht in eine nüchterne Welt führt uns der Dichter; die Vorgänge sind in eine sagenhafte Ferne gerückt und in eine Zeit und an einen Schauplatz verlegt, wo der wilde Trotz der Menschen wie das geheimnisvolle Hineinragen einer übernatürlichen Macht zu starker Wirkung sich vereinigen können. Wenn demnach auch zutrifft, was S. 226 gesagt wird, dafs die 'Ahnfrau' mit ihrem Reichtum an Anschauung, mit ihrer Fülle wahren seelischen Lebens hoch über den oben erwähnten Schicksalstragödien steht, so kann doch in keiner Weise zugegeben werden, dafs sie in der 'lebensvollen Gestaltung der Schicksalstheorie' auch über der Braut von Messina stehe.

Den griechischen Tragödien Grillparzers ist Kap. VI unseres Buches gewidmet. Sie werden, obwohl ihre Entstehung zeitlich weit auseinander liegt (Sappho 1817, Das goldene Vliefs 1820, Des Meeres und der Liebe Wellen 1831), mit vollem Recht zusammen besprochen, nicht nur wegen des griechischen Hinter-

grundes, sondern weil sie in dem gesamten Schaffen des Dichters, gegenüber den mehr volkstümlichen Stücken (Ahnfrau, Der Traum ein Leben, Melusine) und den historischen Dramen, eine eigene Gruppe bilden, die durch die Geschlossenheit der Form, die plastische Zeichnung der bei allem Feuer der Leidenschaft doch hoheitsvollen Gestalten wie durch Pracht und Fülle des Stils ausgezeichnet ist.

Für die „Sappho" werden dargelegt die Quellen des Dichters, der Gang der Handlung, der Charakter der Hauptgestalten und die 'Moral' des Stückes, die Lehren der Mäfsigung und Selbstbescheidung. So zutreffend diese Ausführungen im ganzen sind, einzelne Punkte fordern doch zum Widerspruche heraus. Bei Phaon wäre noch zu zeigen gewesen, wie sein Wesen, als es die Geliebte zu verteidigen gilt, sich zu männlicher Thatkraft und klarer Einsicht entfaltet. Andrerseits pafst auf ihn, aber eben nur auf ihn und Menschen seines Schlages das Wort: „Nur das Gleiche fügt sich leicht und wohl"; für Sappho und den Gehalt des ganzen Dramas ist dieser Gedanke nicht erschöpfend: es ist die Tragödie des künstlerischen Genies, das auch Lebensfreude geniefsen will, aber durch das Verweilen in dem Idealreiche der Kunst untauglich wird für das Beherrschen des Lebens. Daher greift sie fehl, verstrickt sich in Irrtum und Schuld und geht zu Grunde. Dieser Zwiespalt zwischen Kunst und Leben wirkt um so ergreifender, als auf der einen Seite gerade jenes Weilen auf 'der Dichtkunst wolkennahen Gipfeln' ihren Durst nach irdischem Glück und sinnenfreudiger Liebe mächtig erregt hat, während sie auf der andern Seite lernen mufs, dafs dieses Verlangen nach Liebesglück im Widerspruch steht zu ihrer Künstlernatur. Daraus ergiebt sich die Zerrüttung ihres Herzens und — im engsten Zusammenhange damit — ihr Tod, bei dem Eifersucht, Qual über erlittenen Undank, gekränkter Stolz und Beschämung nur nebenher mitmirken. Somit ist nicht anzuerkennen, dafs die Endkatastrophe dieses Trauerspiels künstlich herbeigeführt werde (S. 254), wie auch die Unterschiede, die Ehrhard (S. 248) in der tragischen Verwicklung der Sappho und des Goetheschen Tasso aufstellt, nicht allgemeine Zustimmung finden werden. Bei beiden Gestalten ist das tragische Leid zurückzuführen auf die Kehrseite ihrer Künstlernatur, nämlich auf Stimmungen und Wünsche, die sie mit der Wirklichkeit und ihren Forderungen in verhängnisvolle Verwicklung bringen.

Der Abschnitt über das 'goldene Vliefs' ist verhältnismäfsig kurz gehalten. Nach klarer Darlegung der ungünstigen Umstände, unter denen die Trilogie entstanden ist, beschränken sich die Ausführungen im wesentlichen auf eine Übersicht über deren Inhalt. Zwar wird ein Citat des Dichters aus Rousseaus 'Bekenntnissen' angeführt (S. 258), nach welchem 'die meisten Menschen im Lauf ihres Lebens sich oft selbst unähnlich werden',

und sehr zutreffend hinzugefügt, dafs die Hauptpersonen der Trilogie durch Leidenschaften und Ereignisse zu Entschlüssen getrieben werden, deren sie sich selbst für unfähig gehalten hätten. Aber diese Entwickelung der Charaktere wird nicht, wie man es wünschen möchte, genauer verfolgt. Wie ist es dem Dichter gelungen, das unerhörte Thun der Medea zu begründen in ihrem Wesen, ihrer Schuld, ihren herben Erfahrungen! Wie steigert er die tragische Wirkung, indem Jason, der einst so kühne, thatendurstige Held, in völliger innerer Zertrümmerung endet, während Medea, die doch gerade im Unglück zu dämonischer Thatkraft anwächst, eine dumpfe, eintönige Gemütsqual verrät, die nicht weniger erschüttert! Wie vertieft sich das Schicksal der Medea durch den typisch-menschlichen Zug, dafs die grofs angelegte, barbarische Urkraft in leidvolle Verwickelung gestürzt wird beim Zusammenstofs mit einer mafsvollen, schönen Kultur (Tragik des Barbarentums gegenüber der stolz überlegenen Kulturnation)! — Diese und andere Fragen drängen sich hier auf, aber sie werden in den Darlegungen des Buches kaum gestreift. Auch der dramatischen Einheit und der tragischen Wirkung der einzelnen Stücke, ihrem Aufbau und dem der ganzen Trilogie, dem inneren Zusammenhange der einzelnen Teile, die der Dichter durch vorbereitende Züge, Vorausleiden, Ahnungen, Vorausverkündigungen, wie durch Rückblicke verknüpft hat, kurz der grofsartigen Trilogie als solcher möchte man eine eingehendere Beurteilung wünschen.

Reicher ist der Ertrag bei der Besprechung der Hero-Tragödie 'Des Meeres und der Liebe Wellen'. Nicht nur wird der Wert dieser wunderbaren Dichtung mit Wärme gewürdigt und die Umgestaltung der älteren Fassungen der Sage durch den Dramatiker ins Licht gesetzt; hier fehlt auch nicht der Nachweis, wie sorgsam und fein er seine Gestalten in ihrer Erscheinung wie in ihrem Wesen herausgearbeitet und namentlich durch das Mittel des Gegensatzes in aller Schärfe gezeichnet hat. Zwar hätte das Tragische, das in den Charakteren, in der Sage wie in den Schicksalen der Liebenden liegt, noch stärker beleuchtet werden können, aber es wird doch genügend betont, was dieser tragischen Heldin eigentümlich ist: sie sündigt durch ihre Liebe gegen die priesterliche Pflicht der Keuschheit, aber sie hat selbst von dieser Schuld kein Bewufstsein, sie ist keine zwiespältige Natur, sondern wie ihre Liebe aus ihrem Wesen herausquillt, so betrachtet sie ihr Thun als den selbstverständlichen und berechtigten Ausflufs ihres Selbst.

Unter den nationalen Dramen (Kap. VII) ist 'König Ottokars Glück und Ende' das erste. Seine Besprechung giebt Ehrhard Anlafs, Grillparzers Verhältnis zur Geschichte — in Übereinstimmung mit Oswald Redlich — auseinanderzusetzen und namentlich seine Abneigung gegen Gervinus zu begründen. Das

Stück selbst wird als das einzige ganz objektive Drama des Dichters bezeichnet, da es entstanden sei in der zuversichtlichen Stimmung der ersten frohen Verlobungszeit; die späteren Stücke enthielten wieder weit mehr Subjektives, das dem eigenen schmerzbewegten Dichtergemüte entstamme. Die neuen Anforderungen, die das erste historische Schauspiel an den Dichter stellte, der bisher seiner frei schaffenden Phantasie freien Lauf gelassen hatte, bewältigte Grillparzer ohne Schwierigkeit. In der dramatischen Technik und im Stil waren ihm Shakespeare und Lope de Vega begeisternde Vorbilder. Mochten hier die Quellen, namentlich die 'Österreichische Reimchronik', einen überreichen Stoff zur Benutzung an die Hand gegeben haben, der Dichter wufste, so genau er in vielen Punkten sich anschlofs, durch Ändern und Zusammendrängen der Einzelereignisse, durch schärfere Prägung der Hauptcharaktere und Erfindung verknüpfender Nebengestalten, vor allem aber durch dramatische Belebung des Ganzen aus jenem Rohmaterial ein Kunstwerk zu schaffen. Indem er Ottokars Stolz und Rudolfs Bescheidenheit und Kraft in ihren tieferen Gründen erklärend darlegt, gruppiert er alle Thatsachen um den einen Mittelpunkt, den Konflikt zwischen Recht und Hochmut, und giebt so der Handlung ein festes Gefüge. Dies alles weist unser Buch überzeugend nach. Auch auf die Charaktere des Stücks, auf Stil und Sprache, die — ein besonderer Fortschritt des Dichters — nach den Charakteren und Situationen wechselt, wird eingegangen. Von Bedeutung ist bei diesem patriotischen Stücke der politische Standpunkt Grillparzers. Mit Recht sucht unser Buch das spezifisch Österreichische, das dem ferner Stehenden leicht allzu breit behandelt erscheint, aus den Zwecken des Dichters heraus zu erklären. In derselben Weise wird seine Stellung zu Slaven und Magyaren, die Verklärung des Kaisertums und des frommen Hauses Habsburg, die Parallele Ottokars mit Napoleon, die wohl schon bei Jason vorschwebte, auf persönliche Überzeugungen des Dichters zurückgeführt. Der Grundgedanke der Tragödie wird nicht nur in dem Sturze des übermütigen Fürsten gefunden, sondern allgemeiner in der Grillparzers ganzes dramatisches Schaffen beherrschenden Idee vom Frieden des Innern. Rudolf, der das Feld seiner Thätigkeit klar umschrieben hat, ist in sich gefestigt und besitzt jenes innere Gleichgewicht (= Hero), das Ottokar nie erlangen kann. — Auf einige Fragen hätte auch hier noch näher eingegangen werden sollen. Dahin gehört der starke Kontrast zwischen Ottokars stolzem Glück und seinem tiefen Fall. Wie er ferner zweimal und zwar das zweite Mal unter häfslicheren Umständen zum Empörer wird, so wird er auch zweimal aufs schwerste gedemütigt, das zweite Mal bis zur Vernichtung. Ihm, dem Helden, gegenüber beobachten wir in diesem Drama ein aufsergewöhnliches, lawinenartiges Anschwellen der Gegenmacht, die zuletzt sieghaft dasteht und als Ordner und

Heiler der kranken Zeit einen erhebenden Anblick in die Zukunft gewährt. — Auch an die nahe Verwandtschaft der dramatischen Verwickelung mit Wallenstein wäre zu erinnern. In beiden Stücken begegnet uns die Tragik des willensstarken, auf das Herrschen angelegten Menschen, aber bei Schiller kommt viel mehr das Typisch-menschliche zum Ausdruck — bei Grillparzer trägt der Held mehr individuelle, störrisch-eigenwillige Züge; als Heerführer und Fürst steht er tief unter der genialen 'Herrschernatur' Wallensteins. Gemeinsam mit Schiller hat unser Stück auch die Liebesintrigue, aber diese ist hier ganz eng mit der Handlung verwoben und prächtig durchgeführt. Fraglich bleibt nur, ob der durch Privatsünden verursachte Untergang Ottokars nicht den grofsen politischen Gegensatz der Tragödie beeinträchtigt. Auch ist der Einwand nicht unberechtigt, dafs Seyfried Merenberg, der gleich Max Piccolomini von seinem Ideal enttäuscht wird, in dem Drama einen zu breiten Raum einnimmt.

Bei dem zweiten nationalen Stücke, dem Trauerspiele der Pflichttreue 'Ein treuer Diener seines Herrn', wird mit Recht die nationale Objektivität des Dichters gegenüber den Magyaren gepriesen. Auch der wachsende Einflufs Lopes, der dem Stil mehr Leben, Natur und Anschaulichkeit giebt, ist nicht zu bestreiten. Dagegen erscheint die genaue Inhaltswiedergabe der Bearbeitung des nämlichen Stoffes durch den ungarischen Dichter Katona und durch Hans Sachs entbehrlich, da Grillparzer weder die eine noch die andere benutzt hat. Die Verteidigung des Dichters gegen den Vorwurf des Servilismus (S. 348 f.) trifft für seinen Standpunkt sicherlich das Richtige, aber es ist doch nicht zu leugnen, dafs, wie schon Laube in seinem Nachwort zu dieser Tragödie betont hat, unsere Zeit eine andere Anschauung hat und der Willkür des Machthabers gegenüber auf einem anderen Rechtsboden steht. — Eine andere wichtige Seite des Stücks durfte nicht übergangen werden. Gerade bei dem versöhnenden Ausgange, den es hat, liegt die Frage nach dem tragischen Gehalt nahe. Nicht nur Ernys Gestalt und Schicksal wirken tragisch, auch Bancban, der treue Diener, selbst. Obwohl er aus doppeltem Leid, dem Tode seiner unschuldigen Frau und der Ermordung der ihm anvertrauten Königin, mit noch weiserer und noch milderer Überlegenheit hervorgeht, erschüttern uns doch die schweren inneren Verwundungen und Zerrüttungen, die er erfährt und zwar nicht ohne sein eigenes Thun und Unterlassen erfährt. Denn seine Einseitigkeit, seine pedantische, weltunerfahrene Auffassung und Erfüllung der Pflicht, ist den furchtbaren Leidenschaften, die von allen Seiten losbrechen, und ihren unberechenbaren Folgen nicht gewachsen. Dies zeigt sich u. a. auch an dem Tode der Königin Gertrud, der dadurch aus der Sphäre des Zufalls etwas herausgehoben wird, so dafs wir in ihm eine geheimnisvoll verknüpfende Schicksalswirkung spüren.

Eine besondere Stellung nimmt das letzte nationale Trauerspiel des Dichters ein, 'Ein Bruderzwist in Habsburg'. Ehrhard nennt es sehr treffend 'das Werk eines Dramatikers im Ruhestande' und weist überzeugend die Einflüsse nach, die das Wegfallen der Bühne und der Öffentlichkeit auf Inhalt und Gestaltung des Stückes — zu seinem Vorteil, wie zu seinem Nachteil — gehabt hat. Der Historiker und der Denker gewinnen das Übergewicht über den dramatischen Dichter. Namentlich wird ihm Rudolf II. der Träger seiner eigenen philosophischen, politischen und sozialen Ideen. Aber trotzdem erweckt diese Gestalt auch als politische Schöpfung unsere ganze Bewunderung, sowohl durch die unmittelbar einleuchtende Wahrheit und lebensvolle Folgerichtigkeit ihrer Zeichnung wie durch ihr tragisches Geschick. Wir haben hier das Tragische der Willenlosigkeit: Kaiser Rudolf leidet — wie so viele Gestalten Grillparzers, z. B. Sappho, Libussa, der Held in der meisterhaften Novelle vom armen Spielmann — an einem Übermafs grübelnder Reflexion und stiller, weicher Innerlichkeit und wird dadurch gegenüber den Aufgaben der harten Wirklichkeit hilflos. So ist sein Geschick verwandt mit dem Hamlets und Tassos. Erhebend wirkt bei Rudolfs — wie bei Libussas — Ausgang die gesteigerte Einsicht und die sanfte Wehmut, mit der der Held aus dieser von Wirrnissen und Gewaltthat gefüllten Welt scheidet.

Das VIII. Kapitel trägt die Überschrift 'Märchen und Lustspiel'. Die kurze Besprechung, die hier zunächst dem zuerst für Beethoven geschaffenen, dann von Kreutzer komponierten Operntext 'Melusine' gewidmet wird, läfst klar das Volkstümliche und Romantische dieser Dichtung hervortreten, in der unbewufst der von unserm Dichter als Musikwerk so scharf verurteilte 'Freischütz' nachwirkt.

Andere Einflüsse sind bei dem Märchenspiel 'Der Traum, ein Leben' zu erkennen. Wie hier die volkstümliche Wiener Bühne, auf der Raimund herrschte, wie litterarische Einwirkungen, Calderons 'Das Leben ein Traum', Lustspiele Lopes, besonders aber Voltaires Erzählung 'Le Blanc et le Noir' den Dichter angeregt haben, weist unser Buch nach. Eine Vergleichung des Dramas mit dieser Quelle läfst erkennen, wie Grillparzer durch Zusammenziehen, Erweitern und Verknüpfen des Stoffs, durch scharfe, wenn auch mehr summarische Zeichnung der Gestalten, namentlich der Prinzessin, und durch Vertiefung des Grundgedankens hier ein Werk von eigenartigem Werte geschaffen hat. Die Verfehlungen, die Härten, unter denen Rustan im Traume zu leiden hat, lehren ihn beim Erwachen die Zärtlichkeit und Selbstverleugnung der früher verschmähten Mirza schätzen. Vor dem Wirbel der abenteuerlichen, überreichen Handlung, die in ihren überstürzten Ereignissen den Phantasiegebilden eines Traumes entspricht, mufs die psychologische Motivierung zurücktreten.

Dies alles wird ebenso wie die meisterhafte Verschlingung von Traum und Wirklichkeit und die Verwandtschaft des Stückes mit Goethes Faust in lebendiger und überzeugender Ausführung — zum Teil wohl in Anlehnung an Laube — dargelegt. Besonders sei noch hingewiesen auf die feinsinnige Deutung des Titels der Dichtung, die (S. 412) neben die Auslegung Wilhelm Scherers gestellt wird: 'Der Traum, die freie Entfaltung unserer Seele, zeigt uns das Leben, so wie wir es latent in uns tragen, und das tief elend werden kann, wenn wir nicht mit unserer Willenskraft gegen verderbliche Neigungen ankämpfen'. Diese Deutung scheint noch durch die — in unserm Buche nicht hervorgehobene — Thatsache gestützt zu werden, dafs alle Gestalten des Traumdramas von Rustans Phantasie aus den Personen, die er wirklich kennt und die der erste Akt vorgeführt hat, umgebildet sind.

Wie überall wird auch für das Lustspiel 'Weh dem, der lügt' der Quelle, einer Erzählung bei Gregor von Tours, genau nachgegangen, desgleichen den Änderungen, die das Drama erforderte, damit das Ganze der leitenden Idee: 'Nicht lügen!' untergeordnet wurde. Wir verfolgen auch hier, wie der Dichter dem Stoff dramatische Gestaltung, eine lebhafte Aktion gegeben hat; wie sich Fülle des Details, natürliche Anmut und malerische Wahrheit mit individueller Zeichnung der Gestalten verbindet; wie zwar Barbaren und Franken einander gegenübergestellt werden, aber die Vorzüge doch nicht parteiisch einer Seite zufallen. Neben der Entwickelung, durch die Edrita, die Tochter des Barbaren, zu Kultur und Religion geführt wird, ist die Umwandlung und Läuterung Leons als Kern der dramatischen Vorgänge anzusehen. Auf Grund dieser Auffassung sucht unser Buch mit Geschick das Drama gegen die Kritik Laubes und Scherers zu verteidigen und die religiös-sittliche Wendung, die es nimmt, zu begründen. Sei es auch kein Lustspiel im gewöhnlichen Sinne, so bleibe ihm doch ein hoher poetischer Wert; auch die dramatische Gestaltung habe die schlechte Aufnahme nicht verdient, die dem Stücke zu teil geworden sei und für den Dichter und sein weiteres Schaffen so verhängnisvolle Folgen gehabt habe.

Ungemeim zahlreich sind die dramatischen Pläne, die Grillparzer vor und auch noch nach dieser folgenschweren Erfahrung erwogen oder entworfen hat. Sie werden bei Ehrhard jedesmal im Zusammenhange mit stoffverwandten ausgeführten Dramen erwähnt. Von den dramatischen Bruchstücken finden (Kap. IX) drei eine eingehendere Würdigung. Dies sind zunächst die beiden Römerfragmente, 'Spartakus', der stürmische Versuch des von den Räubern beherrschten 19jährigen Jünglings, voll glühender Vaterlandsliebe und grimmigen Franzosenhasses, und die 25 Jahre später gedichtete wertvolle Szene 'Hannibal'.

Hier werden in nur 176 Zeilen, mit scharfer Charakteristik und erschütternder Tragik, unmittelbar vor der Katastrophe von Zama der gewaltigste Gegner des römischen Freistaats und die siegreiche Idee dieses Staates selbst, von seinem besten Bürger Scipio vertreten, einander gegenübergestellt.

Allgemeiner bekannt und viel gepriesen ist das kraftvolle Fragment Esther. Ehrhard stellt es an Kunstwert neben Hero und vermutet, dafs beide Werke gleichzeitig entstanden seien. Mit Hero teilt Esther auch gewisse Charakterzüge; sie ist von Grillparzer, im Unterschied von Racines und Lopes christlich-frommer Auffassung, rein menschlich geschildert. Ohne übernatürliche Hilfe, nur durch die Gaben der natürlichen Anmut und des warmen Gefühls gewinnt sie des Königs Liebe und den Thron. So motiviert sich auch die Umwandlung, die sie bei dem unglücklichen mifstrauischen König Ahasver hervorruft, aufs natürlichste. Andererseits läfst die Unaufrichtigkeit, in die sie sich im 3. Akt mehr und mehr verstrickt, die tragische Verwickelung vorausahnen. Hieraus und aus Andeutungen, die der Dichter später gemacht hat, wird überzeugend der geplante Ausgang der Tragödie gefolgert. Überzeugend ist auch der Nachweis, dafs der Dichter in sein Stück eine Satire des (Wiener) Hoflebens verwebt und namentlich in der lächerlichen Figur Hamans, 'einer Art Polonius', eine Karikatur gegeben habe auf jene Minister, Präsidenten und Hofräte, die er aus seiner Beamtenlaufbahn so gut kannte. Im Könige dagegen liegt wieder viel von seiner eigenen Natur und demnach von seinem Kaiser Rudolf II.

Das letzte (X.) Kapitel des Buches beschäftigt sich unter dem Titel 'Des Dichters Abschied' mit der 'Jüdin von Toledo' und 'Libussa'. Bei der 'Jüdin' galt es wieder, gegenüber dem Vorbilde der Dichtung, der 'Judia de Toledo' von Lope de Vega, die Selbständigkeit unseres Dramatikers in der Anlage, Charakterzeichnung und psychologischen Begründung nachzuweisen. Aus diesem Nachweise ergeben sich auch die Vorzüge dieser Dichtung, die kaum verrät, dafs sie erst nach 1850 vollendet wurde. Die Hauptperson ist nicht die Jüdin Rahel, sondern König Alfons VIII., dessen Entwickelung zum innerlich gefestigten Charakter in diesem 'Erziehungsstück' gezeigt wird. So überzeugend dies alles in unserm Buche dargelegt wird, das Urteil über die Jüdin selbst ist allzu schroff und einseitig ausgefallen. Wohl zeichnet sie der Dichter als äufserlich, launenhaft und sinnlich, aber ihr Übermut, ihre sonnige Heiterkeit, ihr naives Aufgehen in dem neckischen Spiel — sie entbehren doch nicht des Reizes und der bezaubernden Anmut. Es ist also nicht blofs eine physische Anziehungskraft, die sie auf den König ausübt.

'Libussa', ein gedankenschweres Werk, das den Dichter nach der Revolution von 1830 beschäftigte und das erst kurz vor der Bewegung von 1848 vollendet wurde, entwickelt seine An-

sichten über den Gang der Menschheit und nimmt Stellung zu den sozialen Fragen und nationalen Forderungen jener erregten Zeit. Trotzdem liegt über der Dichtung ein rührender und erwärmender poetischer Hauch und ein freier Flug der Phantasie, der keine Ermüdung des Dichters verrät. Nach beiden Seiten lassen die Verfasser den eigenartigen Wert des Dramas klar hervortreten, indem sie die beiden politischen Systeme, Libussas romantisches Naturreich und ihres Gatten Primislaus realpolitisch gefügten und verwalteten Rechtsstaat, die in Konflikt geraten, in scharfen Umrissen zeichnen und dann ebenso den Gegensatz darlegen, in den der Stolz die beiden Liebenden stürzt, einen Gegensatz, der in Ursache und Verlauf, wenn auch nicht im Ausgang so manche Ähnlichkeit biete mit dem Romane Grillparzers und Katharina Fröhlichs. — Eine Seite in dem Schicksal der Libussa hätte noch Erwähnung verdient, nämlich das Typische in der Tragik, das sie mit Medea verwandt macht: ihr Leid und Untergang sind für jene Übergangsepochen charakteristisch, wo ein Volk aus dem engen Zusammenleben mit der Natur heraus und in fortschrittsfreudige Kulturarbeit hinübertritt.

Das 'Schlufswort' unseres Buches giebt eine schön und treffend geschriebene Übersicht über die Entwickelung der deutschen Litteratur in der nachgoethischen Zeit und deckt die Gründe auf, weshalb Grillparzer erst allmählich im übrigen Deutschland Beachtung und Anerkennung fand, dann aber durch ihn und nach ihm auch die übrigen österreichischen Dichter: Stifter, Anzengruber, Marie von Ebner-Eschenbach, Peter Rosegger. Eine zusammenfassende Kennzeichnung von Grillparzers dichterischer Eigenart giebt Gelegenheit, ihn mit anderen Dichtern nach Form und Gehalt zu vergleichen und dabei auch diese, z. B. Kleist, Hebbel, Ibsen unbefangen zu würdigen.

Das Buch schliefst mit dem schönen Wort aus der Rede Grillparzers auf Beethoven: 'Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gottbeleuchtete, dafs an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Zieles'.

Dafs Grillparzer zu diesen Wohlthätern der Menschheit gehört, ist kein Zweifel. Dazu, dafs er es noch immer mehr wird, indem das Verständnis seiner dichterischen Art und seiner Werke an Tiefe und Breite stetig zunimmt, wird das vorliegende Werk zweifellos beitragen. Die Verlagsbuchhandlung, die es so würdig ausgestattet hat, sagt zu seiner Empfehlung: 'Wie des Engländers Lewes Goethe-Biographie lange Zeit als bestes Werk über Goethe gelten durfte, so wird sich auch — das ist bestimmt zu hoffen — Ehrhards Grillparzer-Biographie in Deutschland einbürgern'. Wenn die im Vordersatz liegende Vergleichung mit Lewes auch nicht zutreffen sollte, so kann man dem Nachsatze doch aus voller Überzeugung zustimmen.

An die Besprechung des Inhaltes seien noch einige Bemerkungen über die Form des Buches geknüpft.

Der Bilderschmuck wird ohne Ausnahme dem Leser hochwillkommen sein. Er bietet aufser drei Bildern des Dichters (Photographie aus den sechziger Jahren, Aquarellmedaillon mit Kathi Fröhlich von 1823, Lithographie von 1849) eine Zeichnung seines Wohnzimmers und ein Aquarell seines Wohnhauses in der Spiegelgasse. Von den Angehörigen ist die Mutter vertreten, von Personen, die für sein Leben bedeutsam waren, der Minister Graf Stadion, Joseph Schreyvogel und — mit etwas weniger Berechtigung — Radetzky und Bauernfeld. Von Interesse sind auch zwei Schauspielerinnen, die Gestalten des Dichters verkörpert haben, Sophie Schröder, die erste Darstellerin der Sappho, und Marie Bayer-Brück, die i. J. 1851 unter Laube als Hero das Drama samt dem schwierigen 4. Akte wieder zur Geltung brachte. Auch das Facsimile der ersten Seite des Manuskripts der Medea wird man begrüfsen, bei dem Theaterzettel der ersten Sappho-Aufführung ist der kleine Mafsstab vom Übel.

Der Sprache des Buches merkt man vielfach den Österreicher an. Dahin gehören Wendungen wie 'etwelche Züge' (337), 'Ehrgeizling' (369), 'Nachfolge' statt 'Nachlafs' (302), 'Gesangslehrerin und -unterricht' (21), 'im vorhinein' (3), 'der mehrfache Theaterpächter' (5), 'fast hätte er sich mit Gr. zerzankt' (81). Auffallend ist auch der transitive Gebrauch von 'verlöschen' (284), 'war ihm . . zur Verfügung gestanden' (5), 'wäre Kathi allein gestanden' (33), 'sie war . . krank gelegen' (342). Das Participium conjunctum wird auf einen Dativ bezogen (S. 2): 'Vollständig von seinem Berufe eingenommen, . . blieben ihm . . . fremd'; noch schlimmer ist die Konstruktion S. 485: 'In seinem Garten spazieren gehend, an der Seite seiner Gattin, von Grofsen und Volk umgeben, Worte der Güte und Weisheit auspendend, fällt, von Gartenknechten verfolgt, . . die schöne Jüdin zu des Königs Füfsen'. Sorglos und schwankend ist der Tempusgebrauch in der abhängigen Rede, z. B. S. 3: 'Goethe sagt, dafs, wenn er seinem Vater des Lebens 'ernste Führung' verdankte. er von seiner Mutter „die Frohnatur“ und „Lust zu fabulieren“ erhalten habe“; ähnlich S. 14 u. ö.; meist werden das Präteritum in der Einzahl und die Formen 'wäre' und 'wären' angewandt, wo wir das Präsens und 'sei' und 'seien' erwarteten, z. B. S. 73, 93 und sehr oft. An das Französische erinnert die Apposition auf S. 3: '. . von der Angst . . . verfolgt, eine Angst, deren Ausdruck die 'Ahnfrau' ist'.

Sonst ist der Stil lebendig, glatt und gewandt. Unklarheiten stofsen nur selten auf. An Druckversehen sind zu verzeichnen, abgesehen von einigen Ungenauigkeiten in der Zeichensetzung und dem Apostroph: ein fehlendes 'der' in dem Citat S. 52; ein fehlender Gedankenstrich in dem Citat S. 60 hinter 'küssen';

S. 62 Z. 12 'werden' statt 'würden'; S. 201 Z. 8 'kehrt' statt 'kehrt .. zurück'; S. 249 und 251 die Seitenüberschrift; S. 288 Z. 3 von unten 'indem' für 'in dem'; 401 fehlt in der letzten Zeile hinter 'uns': 'bei Voltaire', 471 Z. 16 hinter 'Träumer ist': 'ihm', 492 Z. 4 von unten hinter „Die Fürstentafel": 'gedichtet', 503 in dem Citat hinter Z. 5 ein ganzer Vers: 'Nicht nur den eignen Nutzen liebt der Mensch'; S. 505 Z. 21f. mufs es heifsen: 'in Wirklichkeit umzusetzen'.

In dem beigegebenen Namenregister vermifst man die Anführung der Stellen, an denen die einzelnen Dichtungen Grillparzers erwähnt werden.

Wandsbek. Rudolf Franz.

W. Windelband, Platon. Dritte, durchgesehene Auflage. Mit Bildnis. Stuttgart 1901, Frommann. 191 S. 8. geb. 2,50 *M*.

In knappem Umfange ist hier von Kennerhand ein Gesamtbild des grofsen Philosophen, seines Lebens und seiner Lehre entworfen, wohlgeeignet, dem, welcher sich mit einzelnen platonischen Schriften beschäftigt, das Ganze zu vergegenwärtigen. Wenn die Behandlung Platons in der Schule sich darauf beschränken mufs, die jungen Leser in das gesellige und geistige Leben des sokratischen Kreises und in den Vorhof der platonischen Philosophie einzuführen, so bedarf doch der Lehrer einer umfassenderen und tieferen Kenntnis, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Es fehlt auch nicht an ausführlichen Werken über Geschichte der griechischen Philosophie, aber schwer ist es, daraus ein anschauliches Gesamtbild zu gewinnen. Platon hat seine Lehre nicht schematisch dargestellt; er bietet in den mit künstlicher Freiheit geformten Dialogen Gedankengänge dar, die von verschiedenen Ausgangspunkten aufwärts führen, aber nicht immer auf geradem Wege und bis zum eigentlichen Ziele; sie brechen oft scheinbar unbefriedigt ab und verlangen Ergänzung durch Selbstdenken des Lesers, wobei erneute Behandlung desselben Gegenstandes in späteren Schriften oft zu Hilfe kommt. Aber der Versuch, ein geschlossenes System der platonischen Lehre zu gewinnen, mufs immer aufs neue gemacht werden, und so ist er auch hier unternommen, in wohlgeformter Darstellung, ohne Citate. Für das einzelne verweist der Verfasser auf Zellers gründliches Werk: Die Philosophie der Griechen, zweiter Teil, 4. Auflage 1889; in Anordnung und Ausführung geht er seine eigenen Wege.

Die Einleitung zeichnet Platons geschichtliche Stellung. Er hat in einer schon hoch entwickelten, auch von zersetzenden Elementen erfüllten Zeit unternommen, „die Wissenschaft von Grund aus neu zu schaffen und für sie die Herrschaft in der ganzen Ausdehnung des menschlichen Lebens zu beanspruchen"

(S. 11). Seine Philosophie beschränkt sich nicht auf stille Forschung; sie ist von sittlicher Begeisterung getragen und nicht unberührt von politischer Leidenschaft. Sie hat auf die Griechenwelt und noch mehr auf die Nachwelt den bestimmenden Einflufs gewonnen, der von einer grofsen Persönlichkeit ausgeht. Nur unvollkommen ist uns Platons Leben bekannt, wovon das erste Kapitel handelt. Doch wissen wir genug davon, um zu erkennen, dafs er manche Enttäuschung erfahren hat, wie es einem „Feuergeist, der die Wirklichkeit mit seinen Idealen durchdringen will", nicht erspart bleibt. Aber die geistige Erhebung, die er dem Umgange mit Sokrates verdankte, war so nachhaltig, dafs er die hohen Ziele seines Strebens niemals aus den Augen verlor und von einem wachsenden Kreise treuer Schüler als Meister der Wissenschaft anerkannt wurde. Wieviel er Sokrates im einzelnen verdankt, läfst sich nicht mehr nachweisen; aber Verf. geht zu weit, wenn er S. 19 behauptet, von theoretischen Lehren sei bei Sokrates „nichts Positives zu holen" gewesen; „nur die formale Neigung und Übung des dialektischen Denkens konnte sich dem Schüler mitteilen und besonders jene weittragende Forderung der begrifflichen Erkenntnis". Es wäre doch zu verwundern, wenn Sokrates zwar immer die Forderung einer solchen Erkenntnis aufgestellt, sie selbst aber nicht bis zu einem gewissen Grade erreicht hätte. Mögen die von ihm gefundenen Definitionen unvollkommen gewesen sein, sie waren doch immer eine Handhabe für tieferes Eindringen.

Die beiden folgenden Kapitel handeln von Platons Lehrweise und Schriften; letztere werden nach Inhalt und Entstehungszeit, soweit diese erkennbar ist, in fünf Gruppen geordnet. Zuerst die sokratischen Jugendschriften, dann die Schriften gegen die Sophistik, mit denen er, wahrscheinlich nach der Rückkehr von seiner ersten, nach Megara, Kyrene, Ägypten gerichteten Reise, in den „politisch-litterarischen Streit" (S. 22) eingriff. Verfasser geht auf diesen Streit, bei welchem namentlich Isokrates beteiligt war, nicht näher ein, giebt aber kurze Charakteristiken der hierher gehörigen Dialoge. Über den Protagoras sagt er S. 51: „Wir schauen dem Kampf zweier Heroen zu, und keineswegs ist Sokrates immer der Sieger. Wir verlassen den Schauplatz mit der Überzeugung, dafs, der dies schrieb, über beide hinauszuwachsen berufen ist". Steinharts Ansicht, dafs Protagoras hier zwar mit Achtung behandelt werde, aber doch unterliege, verdient wohl den Vorzug. Die scherzende Kampfweise, welche Platon gewifs dem wirklichen Sokrates entlehnte, steigert sich im Gorgias zu sittlichem Unwillen, im Euthydem und Kratylos zu satirischem Spott über die sophistische Weisheit. Im Theätet zeigt sich „eine bewufste Änderung der Form, welche die ästhetische Einkleidung zu Gunsten der wissenschaftlichen Untersuchung zurückdrängt"; Platon wendet sich einer rein

wissenschaftlichen Wirksamkeit zu mit „grollendem Verzicht auf politische Thätigkeit, dessen Begründung sich in einer bitteren Schilderung des Tyrannen und seiner Schmeichler ausspricht“; Verf. vermutet daher, er sei nach dem Mifserfolge des ersten Aufenthalts in Syrakus (388) verfafst worden. Hierbei ist zu bemerken, dafs der Anfang jener Episode im Theätet (172 e) sich auf das athenische Volk und die ihm schmeichelnden Redner bezieht, das Folgende aber (174 d, 175 c) deutlich auf den Tyrannen; Platon rechnet mit beiden ab.

An der Spitze der dritten Gruppe, der Schriften der Blütezeit, steht der Phaidros, die „litterarische Einführung der neugegründeten Akademie“; ihm schliefst sich das Symposion an, nicht vor 385 verfafst, wie die Erwähnung eines bekannten historischen Ereignisses 193 a beweist. Ferner gehören dazu der gröfste Teil der zu verschiedenen Zeiten abgefafsten Schrift vom Staate und die drei in ihrer Ausführung verwandten Dialoge Sophistes, Staatsmann, Parmenides, bei denen allerdings Bedenken gegen Platons Autorschaft erhoben worden sind (S. 59). Aber diese sind doch nicht durchschlagend; wir bemerken dazu folgendes. In den beiden ersten entwickelt ein ungenannter Eleat Ansichten, die Platon billigt, aber mit schwerfälliger Anwendung des von Platon im Phaidros empfohlenen Verfahrens der Einteilung; darin liegt eine scherzhafte Verspottung der wohlgemeinten, aber noch unvollkommenen Bestrebungen der „Ideenfreunde“ in Elea und Megara. Wenn die Aufzählung der Verfassungen im „Staatsmann“ 302 d mit der jedenfalls späteren im „Staate“ (445 d und dann Buch 8) nicht ganz übereinstimmt, so sprechen doch beide Schriften (293 c, 473 c) denselben Grundgedanken aus, dafs im richtigen Staate nur die Wissenden herrschen. Im Parmenides widerlegt das Haupt der eleatischen Schule selber seine strenge Lehre von der Einheit des Seienden, um der platonischen Ideenlehre den Weg zu bahnen; er thut es in Form der von Platon schon im Protagoras 330 b angewandten hypothetischen Begriffserörterung mit solcher Gründlichkeit, dafs dem Leser bei dieser Fülle abstrakter Dialektik schwindlig zu Mut werden mufs; auch hierin liegt scherzhafte Verspottung, zumal in dem ganz orakelhaften Schlufssatz, auf welchen der Mitunterredner mit einem ironisch bewundernden „Sehr wahr“ antwortet. Wie klar entwickelt sich dagegen die Dialektik im Philebos, der zusammen mit Phaidon, Buch 6 und 7 vom Staate, Timaios und Kritias die vierte Gruppe, die der metaphysischen Hauptschriften bildet. Als fünfte ist die umfangreiche, aber nicht abschliefsend geordnete Schrift von den Gesetzen anzusehen, die Hinterlassenschaft des Greises, der immer noch mit Vorliebe die Probleme des Staatslebens erwog und sich mit manchen Einrichtungen des athenischen Staates schliefslich aussöhnte, wie denn auch die Hauptperson des Dialogs ein ungenannter Athener ist, der mit einem Kreter und

einem Lakedämonier über eine in Kreta neu zu gründende Kolonie verhandelt.

Es folgt in unserem Buche ein umfangreiches Kapitel über die Ideenlehre, den Kern der platonischen Philosophie. Sie führt zu einem vom Verf. scharf betonten Dualismus (S. 82, 90) zwischen der Welt der unwandelbaren Ideen, denen das wahrhafte Sein zukommt, und der veränderlichen Körperwelt und dem entsprechend zwischen dem Denken und der sinnlichen Wahrnehmung. Doch hat Platon sich ernstlich um Vermittelung dieser Gegensätze bemüht; er findet sie für das Denken und die Wahrnehmung in dem psychologischen Gesetz der Association durch Ähnlichkeit (S. 75); die Wahrnehmungen rufen die ihnen ähnlichen Begriffe hervor, welche die Seele vor ihrem Eintritt in die Leiblichkeit durch das Anschauen der Ideen gewonnen hat und nun wieder erinnert. Der metaphysische Grund dieser Ähnlichkeit liegt darin, dafs die Körperdinge Abbilder der Ideen sind und nur soweit wirklich existieren, als sie an den Ideen teilhaben (S. 89, 97); ja man mufs die Ideen als Ursachen der Körperdinge ansehen, denn diese sind nach ihnen als dem innewohnenden Zweck gebildet (Phaidon 100 d), und zwar durch Mischung des Begrenzenden mit dem Unbegrenzten (Philebos 30 c); dabei sind die Ideen als lebendige Kräfte zu denken (Sophist 248 e). Hier scheint ein Widerspruch vorzuliegen gegen die anfänglich aufgestellte Lehre, dafs die Ideen unveränderlich seien gegenüber der beweglichen Körperwelt; auch Zeller S. 658, 688, 696 hebt diesen Widerspruch hervor, und Windelband findet die Lösung S. 102 nur darin, dafs den Sinnendingen ebenso wie der Menschenseele der Eros eingepflanzt sei, die Sehnsucht, die Idee in sich darzustellen und ihr ähnlich zu werden; die Bewegung soll also in den Sinnendingen liegen, nicht in den Ideen. Aber diese Lehre ist nur in der Rede des Eryximachos im Symposion angedeutet; Platon hat sie nicht weiter verfolgt. Seine Ansicht von den lebendigen Kräften gründet sich vermutlich auf die naheliegende Beobachtung, dafs jeder Keim, jede Knospe das Gesetz der Entwickelung in sich trägt und sich nach demselben als Glied einer bestimmten Gattung entfaltet; das Gesetz ist unveränderlich und beherrscht die Gattung bis in alle Zukunft, aber in jedem neu entstehenden Einzelwesen wirkt es als lebendige Kraft; Bewegung ist ihm nicht zuzuschreiben, weil es selber unkörperlich ist; aber sein Walten ist das Wesen der Dinge. Etwas weiter geht Goethes Auffassung, wenn er in dem Gedicht an A. v. Humboldt (Bd. 6, S. 107 der Ausgabe in 40 Bänden) sagt: „Die Welt in allen Zonen grünt und blüht nach ewigen, beweglichen Gesetzen“. Indem nun Plato dieses Walten ebenso in der Ordnung des Weltalls wie in den Einzeldingen zu erkennen strebte, erschienen ihm die mathematischen Formen, von denen Windelband mehr beiläufig redet, als das wahrhaft Vermittelnde.

Sie geben uns, wie Böckh, der tiefe Kenner Platons, es ausdrückt (Encyklopädie S. 597), die intellektuelle Anschauung, welche sich mit der sinnlichen vereinigen mufs, wenn Erkenntnis stattfinden soll.

Die Ausbildung der Ideenlehre, von Platon allerdings nicht bis ins einzelne durchgeführt, bringt eine teleologische Weltanschauung hervor, die Platon für alle Folgezeit begründet hat (S. 103, 115). Mit ihr hängt die religiöse Richtung des Philosophen eng zusammen; er erkennt in den Ideen göttliche Mächte; die oberste Idee, die des Guten, ist die im Weltall herrschende göttliche Vernunft, der wahre Gott, der die geringeren Götter geschaffen hat (Timaios 41 a). So nimmt er die Götterwelt des griechischen Volksglaubens in sein System auf, wehrt aber alle unwürdigen Vorstellungen ab, die den Göttern menschliche Schwächen und Leidenschaften andichten. Er tadelt deshalb Homer und andere Dichter, die von den Göttern allerlei Menschliches erzählen; dagegen eignet er sich die tieferen Gedanken der im sechsten Jahrhundert zur Verbreitung gelangten Dionysoslehre, der eleusinischen Mysterien, der Orphiker an, gleichwie Pindar und Aischylos gethan hatten; vgl. Ed. Meyer, Gesch. des Altertums 2, 743; 3, 451. Dabei waren ihm nicht die Kultgebräuche Hauptsache, sondern die sittlichen Forderungen, die im Dionysosdienste gegebene Anregung zu begeistertem Streben nach dem Schönen, der Hinweis der Mysterien auf das Fortleben der Seelen nach dem Tode. Er nahm also viel Theologisches in seine Lehre auf. Windelband nennt ihn S. 141 geradezu einen religiösen Reformator, bedauert aber S. 132, dafs dadurch in seine Psychologie ein Schwanken zwischen zwei Richtungen hineingekommen sei; in Platons Metaphysik sei die Seele die Lebenskraft im allgemeinsten Sinne, die Ursache selbständiger Bewegung und der Träger des Bewufstseins (S. 131), nach der theologischen Vorstellung dagegen ein dämonenhaftes Einzelwesen, das als Fremdling aus der höheren Welt im Menschenleibe wohne und zu der unsichtbaren Heimat zurückstrebe; beides habe Platon künstlich mit einander verbunden, nicht bewufst und absichtlich, sondern im Drange seiner innersten Überzeugung. Ebenso findet er auch eine doppelte Ethik bei Platon, die philosophische, welche eine „Durchleuchtung des Sinnenlebens durch die Ideale der Schönheit und der Wahrheit ausstrahlt“ (S. 112 mit Beziehung auf das Symposion und die Lehre von den Gütern im Philebos 66), und die theologische, welche „weltverneinend und weltflüchtig, düster und asketisch sein mufs“ (S. 145 nach dem Phaidon). Hier ist offenbar der Gegensatz zu stark gespannt. Wenn Platon lehrt, dafs die Seele den Trieb zum Vollkommenen in sich trage und deshalb vom Irdischen hinweg nach dem Ewigen strebe, so verbindet er damit keine Asketik; es ist aber natürlich, dafs im Phaidon der sterbende Sokrates die Unvollkommenheit des Irdi-

schen stärker betont. Wollte man aus Platons Psychologie und Ethik das Theologische ausscheiden, so würde wenig Bedeutendes übrig bleiben; wer könnte sich mit der Vorstellung, dafs die Seele blofs Lebenskraft sei, begnügen?

Wir versagen uns näheres Eingehen auf das sechste Kapitel unseres Buches, welches von Platons Staatslehre handelt. Das Schlufskapitel entwickelt die Nachwirkungen seiner Lehre; sie liegen hauptsächlich darin, dafs fortan die Staatsregierung durch wissenschaftlich Gebildete vorherrschend wurde, dafs die in seinem Staate geforderte Anerkennung einer bestimmten Lehre Vorbild für spätere „kirchliche Organisation der Gesellschaft" wurde, endlich darin, dafs sein Gedanke der übersinnlichen Welt den „Schwerpunkt des menschlichen Wollens aus der irdischen Welt in das Jenseits verlegte": die Grundlage für die Ausbreitung des Christentums. Bei dem zweiten Punkte weist Verf. auf die schon bei Platon vorliegende Gefahr eines Glaubenszwanges hin, die sich aus der für den Staat geforderten einträchtigen Gesinnung der Bürger ergebe. Allerdings läfst Platon in seinem Erziehungseifer der Freiheit wenig Spielraum; er beschränkt das bürgerliche Leben vielfach und besteht darauf, dafs nur die Philosophen herrschen sollen; einen Mifsbrauch dieser Herrschaft fürchtet er nicht, weil er ihn für unmöglich hält. Gegenüber den Zuständen seiner Zeit ist das erklärlich; die Nachwelt urteilt vorsichtiger nach den inzwischen gemachten geschichtlichen Erfahrungen. Aber die Anerkennung gewisser sittlicher Grundsätze mufs jeder Staat von seinen Bürgern verlangen; verlangt Platon mehr, so ist er auch bereit, seine Gesetze mit belehrenden Einleitungen auszustatten; er fordert nicht blinden Glauben, sondern vertraut der Macht der Einsicht. Schlechte und ungehorsame Bürger verbannt er aus seinem Staate, für den er ja nur ein mäfsiges Stadtgebiet beansprucht. Giebt man seinen Gedanken weitere Ausdehnung, so läfst sich allerdings mittelalterlicher Glaubenszwang daraus ableiten; doch soll man eingedenk sein, dafs nach seiner Lehre die Philosophen nicht im Besitz der untrüglichen Weisheit sind, sondern nur danach streben (Symposion 204).

Manches liefse sich noch über Platons Einwirkung auf den Humanismus des 15. Jahrhunderts und der folgenden Zeiten sagen; aber Verfasser hat mit Recht seine Ausführungen eingeschränkt, um sie wirkungsvoller zu machen. Ein Buch über Platon darf nicht kühl und schwunglos geschrieben sein, wenn es seinem bedeutenden Gegenstande gerecht werden will. So ist das vorliegende, wenngleich es auch beurteilende Kritik übt, geeignet, warmen Anteil zu erwecken, und bietet sich denen, welche in Platons Lehre eindringen und sich nicht mit dem anmutigen Aufsenwerk seiner Schriften begnügen wollen, als recht brauchbarer Führer dar.

Lübeck. Max Hoffmann.

F. Ratzel, Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. 1. Band. Mit 264 Abbildungen im Text, 9 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung. Leipzig und Wien 1901, Bibliographisches Institut. XIV u. 706 S. gr. 8. geb. 15 M.

Ein Prachtwerk im besten Sinn des Wortes wird uns hier beschert: eine „allgemeine Erdkunde“, wie wir jetzt wieder mit dem verdeutschten Titelwort von Varenius' klassischer „Geographia generalis“ aus dem Jahre 1650 zu sagen pflegen, jedoch durchaus kein trockenes Lehrbuch, sondern eine geschmackvolle, in edler und jedem Laien verständlicher Sprache gehaltene Darstellung der gesamten Erde und ihrer Belebung bis empor zum Menschen.

Der vorliegende erste Band (dem nur noch ein zweiter folgen wird), schildert nach einer einleitungsweisen Skizze des Entwickelungsganges unseres Wissens von der Erde die Stellung unseres Planeten im Weltall, die seine Oberfläche umwandelnden Mächte der Tiefe (Vulkanismus, Erdbeben, Strandverschiebungen, Gebirgsbildung), dann die Landfläche selbst in ihren mannigfachen Gliederungen und Reliefformen samt den von aufsen her sie stetig umgestaltenden Kräften. Dies alles wird nicht nur in eingehenden Einzelbeschreibungen dem Leser vorgeführt und nach Mafsgabe des derzeitigen Forschungsstandes gedeutet, sondern durch eine Fülle bestgewählter und in der bekannten Trefflichkeit des Bibliographischen Instituts hinsichtlich illustrativer Beigaben ausgeführter Bilder und wertvoller Spezialkarten mustergültig veranschaulicht.

Das Werk sollte bei der Gediegenheit seines Inhalts in keiner Schulbibliothek fehlen.

Halle a. S. A. Kirchhoff.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

XI. Jahresversammlung des Deutschen Gymnasialvereins zu Bonn am 21. Mai 1902.

Nachdem am Vorabend die auswärtigen Gäste in der Kaiserhalle begrüfst worden waren, vereinigten sich die Teilnehmer in der Aula des Königlichen Gymnasiums vormittags 9½ Uhr zur Hauptversammlung. Sie wurde eröffnet durch den Vortrag von Geheimrat O. Jäger-Bonn: Über die Stellung des Gymnasiallehrers in Staat und Gesellschaft. Im Eingang wies Redner auf die unter den Standesgenossen hervorragende Person Wilhelm Schraders, des seitherigen Führers des Vereins, hin, dessen Leben und Wirken eine vorbildliche Bedeutung besitze. Er entwarf in wenigen scharf umrissenen Zügen ein Bild seiner Thätigkeit im schulmännischen und politischen Kreise, schilderte ihn als aufrichtigen Christen und Menschen von seltener Herzensgüte.

Für die Stellung und Bedeutung des Gymnasiallehrerstandes in Staat und Gesellschaft erscheint zunächst wertvoll die grundsätzlich jetzt vollzogene Lösung des status scholiasticus vom status ecclesiasticus, nach der schon im 17. Jahrhundert Balthasar Schuppius verlangte. Wichtiger sei noch die mit der Zeit freier politischer Bethätigung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eintretende Wandlung des Verhältnisses der Gymnasiallehrer zum Staate. Damals habe dieser gelernt, sich politisch zu bethätigen, und auch in der Folge, namentlich nachdem die dämonischen Kräfte des allgemeinen Stimmrechts entfesselt seien, dürfe er nicht neutral beiseite stehen. Allerdings bringen die jetzigen Parteiverhältnisse ihn in die Lage, dem Charakter seines Amtes gemäfs ruhig abwägend und objektiv betrachtend Menschen und Dingen gegenüberzutreten und in das wirre Parteileben ein mäfsigendes Element, ein Element der Verständigung, hineinzutragen. Dies gelte noch ganz besonders für das konfessionelle Gebiet. Redner weist darauf hin, dafs gerade die rheinische Gymnasiallehrerwelt diese Mission seit mehreren Jahrzehnten in besonders rühmlicher Weise erfüllt habe. Auf ihren Osterdienstagversammlungen sei die Eintracht der Berufsgenossen nie durch konfessionelle Streitigkeiten gestört worden, ohne dafs man darum die nun einmal vorhandenen Gegensätze scheu oder gar feige gemieden habe. Um so mehr sei man aber auch berechtigt, sich des da und dort auftauchenden Unfugs geistlicher Spionage im Unterricht, insbesondere der Kontrolle des Geschichtsunterrichts zu erwehren. Derartiger Usurpation gegenüber sei mit allem Nachdruck zu betonen, dafs der Gymnasiallehrer sein Mandat vom Staate habe, nicht von einer Körperschaft oder Partei.

Darauf, dafs er Staatsdiener sei, beruhe seine Verantwortlichkeit, darin bestehe aber auch seine Kraft, die ihn insbesondere befähige, den stets sich mehrenden Eingriffen der Laienwelt, des Elternhauses, zu widerstehen. Die Pflichten und Rechte, die der Staat ihm einräume, bedingen zugleich mit seine Stellung in der Gesellschaft. Anerkennend gedenkt hier Redner der Verdienste, die sich die Vereine akademisch gebildeter Lehrer um die Verbesserung dieser gesellschaftlichen Stellung erworben haben. Er billigt ausdrücklich die Forderung einer grundsätzlichen Gleichstellung mit dem Richterstande und bekämpft die Äufserung eines preufsischen Ministers, dafs dem Richter der Vorrang gebühre, da er einen Teil der Staatshoheit darstelle. Die Gymnasiallehrer verwalteten den Teil der Hoheit des Staates, der sich auf seine nächste Zukunft, auf die Erziehung seiner Jugend beziehe. Doch warnt Redner vor der Gefahr, dafs bei dem Streben nach Verbesserung der äufseren Seiten unseres Standes die ideale Seite hintangesetzt werde.

Manche seien geneigt, von einem aristokratischen Charakter des Gymnasiums zu reden, doch sei es eher geeignet, einen demokratischen Zug unter den Schülern zu fördern, wofür die Gleichheit aller vor der Wissenschaft die unverrückbare Grundlage biete. Auch der Lehrer möge diesen Zug teilen, einer übermäfsig prunkenden, sog. vornehmen Lebenshaltung fernbleiben, auch sein Heim entsprechend mit gutem, aber nicht überladenem Geschmack, mit Kunstwerken, nicht mit Künsteleien ausstatten. Es gebe ja für ihn auch andere, bessere Mittel als den Luxus, um sich in der Gesellschaft geltend zu machen. Er könne hervorragend teilnehmen an der allgemeinen Bildungsarbeit, die täglich komplizierter werde. Damit meine er nicht jene oberflächliche Art, durch Vorträge wissenschaftliche Gegenstände zu behandeln, die mehr der Zerstreuung als der Bildung der Zuhörer dienten; vielmehr erheische es unsere Stellung, durch Ernst und Tiefe der Rede auf das Publikum Einflufs zu üben. Unter ähnlichem Vorbehalt empfehle sich im Standesinteresse die Teilnahme des Gymnasiallehrers an dem Vereinsleben. Redner warnt aber vor der Zersplitterung und Zeitvergeudung durch die allzu grofse Thätigkeit in den zahllosen manchmal wirklich, manchmal scheinbar wohlthätigen oder patriotischen Vereinen; nur zu oft halte sie von sehr ernster und nötiger, z. B. politischer, Arbeit fern.

In der Zersplitterung liege gleichfalls eine Gefahr bei der schriftstellerischen Thätigkeit der Lehrer, die ja im allgemeinen an Überproduktion leide. Insbesondere gelte dies von dem Gebiet der pädagogischen Litteratur, wo zu viel leeres Stroh gedroschen werde. Sein, des Redners Wunsch sei in den Worten Rich. Rothes ausgedrückt, dafs eigentlich nur Klassisches gedruckt werden möge, jedenfalls aber sei mehr ehrliche Selbstkritik denen zu empfehlen, die in den Strom pädagogischer Schriftstellerei untertauchten.

Auch im gewöhnlichen, privaten Verkehrsleben erwachse dem Gymnasiallehrer eine besondere Aufgabe: ihm ist es im allgemeinen nicht vergönnt, auf der Stufenleiter äufserer Ehren besonders hoch zu steigen, er sei aber auch frei von jener Eitelkeit, die nach allem Dekorativen hascht. Darum vermöge er aber in unseren so komplizierten gesellschaftlichen Verkehr wieder mehr Einfachheit und Wahrheit zu bringen, insbesondere im Verkehr mit den Eltern der Schüler ohne Rücksicht auf Rang und Stand die Höflichkeit des Herzens zu bethätigen.

Nur eines bleibe allerdings noch in vollerem Maſse zu erringen, als es bisher gelungen sei: die Anerkennung unserer Autorität als der Sachverständigen, die dem Arzt, dem Juristen, dem Techniker ohne weiteres zugestanden werde. Sei diese noch gewonnen, so werde der Gymnasiallehrerstand, der lange der gedrückteste erschienen, vielmehr der freieste sein. In diesem Geiste der Freiheit trete auch diese Versammlung zusammen, wie der Verein vor zwölf Jahren; der Verein möge, so schlofs der Redner, auch weiterhin gegenüber allen modischen Stimmungen mit der Kraft einer in ernster Lebens- und Berufserfahrung gewonnenen Überzeugung dem Banner des Humanismus folgen!

Hierauf ergriff Gymnasialdirektor Cauer-Düsseldorf das Wort zur Begründung seiner Thesen über die Stellung des geographischen Unterrrichts am Gymnasium, besonders sein Verhältnis zum geschichtlichen.

Diese lauten:

1. Das Verlangen der Geographen von Fach, ihrer aufblühenden Wissenschaft einen wirksameren Anteil an der Bildung der Gedanken des jungen Geschlechtes zu verschaffen, ist berechtigt, kann aber nur im Rahmen der gegebenen Verhältnisse und in verständnisvollem Eingehen auf den didaktischen Grundcharakter der verschiedenen Schularten befriedigt werden.
2. Die Aufgabe der Geographie — ebenso wie der Geschichte — ist am Gymnasium eine andere als an den realistischen Anstalten: dort, besonders an der Oberrealschule, gebührt der Erdkunde eine zentrale, beherrschende Stellung; am Gymnasium ist für sie nur Platz zu einer helfenden, also sekundären Rolle.
3. Aussichtslos wäre der Versuch, in den oberen Klassen des Gymnasiums noch neue geographische Kenntnisse zur Aneignung zu bringen; was hier für die Geographie gewonnen werden kann und soll, sind neue Anschauungen, Denkweisen, Fragestellungen.
4. Der Aufgabe, geographisches Denken zu lehren, können die in den offiziellen Lehrplänen bezeichneten Repetitionen dann dienen, wenn sie nicht mechanisch als solche abgetrennt, sondern organisch in den historischen Unterricht eingefügt werden, als geschichtliche Repetitionen nach geographischen Gesichtspunkten.
5. Der eigentliche Boden, aus dem die geographische so gut wie die geschichtliche Bildung Nahrung zieht, ist für das Gymnasium das klassische Altertum.
6. Wenn sich schon in allen Zweigen des philologischen Unterrichtes gerade der oberen Klassen Gelegenheit bietet, die Beziehungen zwischen Mensch und Erde den Schülern verständlich und wichtig zu machen, so bedarf es doch, als Grundlage, auch einer eingehenden Behandlung der alten Geographie von Griechenland und Italien.
7. Um eine gründliche Durchnahme der alten Geographie in Sekunda zu ermöglichen, ist es dringend notwendig, dafs der alten Geschichte wieder wie früher zwei Jahre eingeräumt werden.

Der Vortragende bekämpft die letzthin von Geographen mehrfach erhobene Forderung, dafs auch in den oberen Klassen aller höheren Schulen besonderer geographischer Unterricht eingeführt werden solle. Manche von

ihnen, z. B. Wagner, hätten auch einen Unterschied zwischen realistischen Anstalten und Gymnasien gemacht. Redner hat schon 1889 in seiner Schrift „Suum cuique“ betont, dafs vor andern die Oberrealschule einen geeigneten Boden für intensiven Anbau der Geographie bilde. Er meine, dafs sie hier die Sammelstelle bilden könne, in der sich Natur- und Geisteswissenschaften durchdringen. Wie auf dem Gymnasium das historische, sei auf der Oberrealschule das naturwissenschaftliche Element die Grundlage. Sprachen, Geschichte, politische Verhältnisse würden den Schülern der letzteren dadurch interessant, dafs sie für die Geographie Bedeutung haben. Auf dem Gymnasium aber soll der Weg zu geographischem Verständnis über die Vorstellungen der Alten gehen, und es soll zur Pflege desselben mehr geschehen als durch gelegentliche geographische Repetitionen, wiewohl es nicht an Gesichtspunkten fehle, an die sie sich im historischen Unterricht anschliefsen können. Eine vom geschichtlichen Unterricht abgelöste Behandlung geographischer Fragen werde ja durch die neueste Bestimmung der Lehrpläne nahegelegt, sei aber bedenklich. Nicht Mehrung der Kenntnisse, sondern Vertiefung des Denkens sei das Ziel des geographischen Unterrichts auf dem Gymnasium; Redner nennt eine Reihe allgemeiner Gesichtspunkte, an denen sich dies erzielen lasse, und weist auf den umfangreicheren Betrieb des Kartenlesens hin. Anregung sei hier die Hauptsache.

Wirklich heimisch könnten die Gymnasiasten abgesehen von Deutschland nur in Griechenland und Italien, in beschränkterem Sinne in den Mittelmeerländern gemacht werden. Hierzu bilde neben dem geschichtlichen Unterricht die klassische Lektüre den Boden, was Redner an bestimmten Punkten wie ‘die Bedeutung des Bosporus, die Jahreszeitenwinde im ägäischen Meere’ erläutert. Da alle diese Anregungen nur wirklich fruchtbar wirken könnten, wenn eine genaue Durchnahme der alten Geographie erfolge, so habe er — freilich nicht allein deshalb — die Rückgabe des 2. Jahreskursus der alten Geschichte gefordert, worin er einen Beitrag zur Ausführung des Kieler Erlasses sehe, der ausspreche, dafs jede Schule sich in ihrer Eigenart ausbilden solle.

In der daran anschliefsenden, sehr lebhaften Debatte betonte zunächst Direktor Kuthe-Parchim, dafs Mecklenburg von den Schwankungen der preufsischen Schulpolitik verschont geblieben sei und in seinem geographisch-geschichtlichen Lehrplan (neben drei bezw. zwei Geschichtsstunden je eine Geographiestunde) eine mustergültige Einrichtung besitze. Der Unterricht gehe auf Untersekunda von Griechenland aus nach O., auf Obersekunda von Italien aus nach W., in Prima werde einmal Deutschland und die Entwicklung des Deutschtums im In- und Auslande, anderseits das Zeitalter der Entdeckungen von der Behandlung Deutschlands und der neuen Welt im geographischen Unterricht begleitet. Oberlehrer Koernicke-Mülheim a. Rh. versprach sich von der vorgeschlagenen Behandlung der Geographie als geschichtlicher Wissenschaft wenig für das Verständnis der eigentlichen Geographie. Geheimrat Hartwig-Frankfurt glaubt nicht, dafs die Oberrealschule sich mit der Geographie als zentralem Fach einverstanden erklären würde, eher mit Naturkunde auf mathematischer Grundlage. Er wünscht für das Gymnasium nicht, wie vorgeschlagen, geschichtliche Repetitionen nach geographischen Gesichtspunkten, sondern umgekehrt geographische nach geschichtlichen. Mit These 7 ist er einverstanden; nur wenn der alten

Geschichte das 2. Jahr zurückgegeben werde, vermöge man die alte Geographie in Sekunda gründlich zu behandeln.

Oberlehrer Kreutzer-Köln bekämpfte die vier letzten der von Cauer aufgestellten Thesen. In der 4. These sei gesagt, dafs man die Aufgabe der für die Oberklassen vorgeschriebenen Wiederholungen durch „geschichtliche Wiederholungen nach geographischen Gesichtspunkten" lösen könne. Aber derartige Wiederholungen ständen doch vor allem im Dienste des Geschichtsunterrichts, und wenn sie diesem — was niemand bezweifle — zu statten kämen, so reichten sie doch nicht aus, die geographischen Kenntnisse auf den oberen Klassen frisch zu halten; beispielshalber werde es unter dem Titel „geschichtliche Wiederholung nach geographischen Gesichtspunkten" nicht möglich sein, auf die geographischen Verhältnisse des östlichen Asiens einzugehen, worüber etwas aufgefrischt zu erhalten auch der Primaner eines Gymnasiums beanspruchen dürfe. Wenn ferner die 5. These als eigentlichen Nährboden der geographischen Bildung am Gymnasium das klassische Altertum bezeichne, so sei das eine Theorie. Auch am Gymnasium liege der Schwerpunkt des geographischen Unterrichts in den unteren und mittleren Klassen, und er habe es mit der gegenwärtigen Gestalt der Erdoberfläche und ihren heutigen Bewohnern zu thun; nur selten finde der Lehrer, der sich dieser nächsten und daher wichtigsten Aufgabe des geographischen Unterrichts bewufst bleibe, die Gelegenheit, Beziehungen zum klassischen Altertum nachzuweisen und zu verwerten. Die Geographie habe nun einmal, auch am Gymnasium, eine praktische und elementare Aufgabe, von der man sie nicht abdrängen dürfe. Daher sei auch in der 6. These das Verlangen nach einer eingehenderen Behandlung der alten Geographie nicht gerechtfertigt, wenigstens nicht durch Interessen der geographischen Bildung. Soweit die alte Geographie Griechenlands und Italiens auf der Schule behandelt zu werden verdiene, könne das im Geschichtsunterricht und bei der Lektüre der alten Schriftsteller geschehen, da geschehe es auch heute schon; im übrigen würde der geographische Unterricht, wenn er sich von der Gegenwart in die Vergangenheit wende, nicht ins klassische Altertum führen, sondern zur geologischen Vorgeschichte der Erde. Aber selbst wenn man zugebe, dafs die alte Geographie etwas mehr Beachtung verdiene, so reiche das nicht aus zur Begründung der letzten These, die gewissermafsen unter der geographischen Flagge ein wichtiges Problem des Geschichtsunterrichts auf die Tagesordnung gebracht habe. Gegen die Forderung, der alten Geschichte in Sekunda ein zweites Jahr einzuräumen, erhebe sich das schwere Bedenken, dafs das eine starke Beeinträchtigung der vaterländischen und neueren Geschichte zur Folge haben werde. Zwar könne man sagen, am Pensum der Prima werde nichts geändert; aber das scheine nur so; denn wenn man der vaterländischen und neueren Geschichte auf der Mittelstufe ein Jahr nehme, so bedeute das auch für den Geschichtsuntesricht der Prima einen Verlust, insofern dieser bei der beschränkten Zeit, über die er verfüge, damit rechnen müsse, dafs die Schüler von der Mittelstufe her noch thatsächliche Kenntnisse mitbrächten. Diesen neuen Verlust, der durch besondere Umstände noch empfindlicher gemacht werde, könne die neuere Geschichte durch keine Unterstützung von anderer Seite wettmachen, wogegen die alte Geschichte, namentlich am Gymnasium, sehr wertvolle Bundesgenossen in den alten Schriftstellern habe. Wenn man in der Lektüre diese

Bundesgenossen nach Gebühr in Dienst stelle und einige gute Winke der neuen Lehrpläne und der Prüfungsordnung beherzige, so komme man mit einem Jahre für die alte Geschichte aus. Ja man müsse damit auskommen; denn weil jedes Mehr für die alte Geschichte nur auf Kosten der vaterländischen und neueren Geschichte erreichbar sei, so bedeute das Verlangen nach einer Änderung des bestehenden Lehrplans eine Schädigung des Gymnasiums, dem seine Gegner von neuem den Vorwurf machen würden, daſs es die Gegenwart und ihre besonderen Aufgaben vernachlässige. Daher beantrage er die letzte These Cauers nicht nur abzulehnen, sondern sie durch eine andere zu ersetzen, die geradezu ausspreche, daſs das Verlangen, der alten Geschichte in Sekunda wieder zwei Jahre einzuräumen, nicht im Interesse des Gymnasiums liege.

Geheimrat Jäger erklärt seinerseits, er würde es mit Freude begrüſsen, wenn „durch ein Wunder" der 2. Jahreskursus für den Unterricht in der alten Geschichte wiederhergestellt würde, da er gerade diesen für besonders wirksam erachte Betreffs der gegenwärtigen Stoffverteilung sei seine Meinung: tolerari posse. Sowenig er also sich einen begeisterten Verehrer derselben nennen könne, so wenig halte er es unter den jetzigen Verhältnissen für opportun, mit der vom Vortragenden aufgestellten Forderung öffentlich hervorzutreten. Die Ausführungen des letzteren über die Aufgaben des Geographieunterrichts möchte er dadurch ergänzen, daſs dieser für ihn Elementarunterricht in der Politik darstelle, indem er den künftigen Staatsbürger mit dem gegenwärtigen Zustand der Erde, der Kulturstaaten und mit deren Verfassung bekannt zu machen habe.

Prof. Martens-Elberfeld tritt lebhaft für die Forderungen Cauers ein und befürwortet sie insbesondere mit Rücksicht auf die im Rahmen der alten Geschichte notwendige Einführung in die antike Kunst.

Geheimrat Uhlig hält es für nicht gar so unmöglich, daſs das 2. Jahr des Geschichtsunterrichts zurückgegeben werde, habe doch Minister von Goſsler 1890 schon in Aussicht gestellt, daſs der Militärberechtigungsschein von der Schule gelöst werde.

In seinem Schluſsworte erklärte sich Referent mit den von Geheimrat Hartwig vorgeschlagenen Änderungen einverstanden, mit Ausnahme derjenigen, die eine Abtrennung der das Abiturium Erstrebenden im Geschichtsunterricht der II B verlangt. Direktor Kuthes Mitteilungen aus der mecklenburgischen Praxis scheinen ihm an sich erfreulich, aber was sich dort bewähre, könne nicht ohne weiteres in Preuſsen Anwendung finden. Gegenüber den Ausführungen des Fachgeographen warnt Redner vor allzu einseitigem Fachpatriotismus, der nur zu einer Überladung des Gymnasiallehrlehrplanes führen könne. Dann ging er näher auf die Einwände Kreutzers ein. Er verlangt für den geschichtlich-geographischen Unterricht der Ober-
ır Personalunion, sondern organische Verbindung. Wenn zur
nerkt werde, daſs für alle Schulen der eigentliche Nährboden
r Bildung das klassische Altertum sei, so sei dies an sich
verlange er von jeder Schule, daſs sie sich auf ein Kultur-
ränke und es in seiner Ganzheit erfasse. Darum würden dem
, die Beziehungen des Menschen zur Natur und zur Erde inter-
die Bedeutung, die diese Mächte im Kultur- und Geistesleben
lker gehabt haben. Diesen Umweg durch das Altertum könne

man freilich nur auf den oberen Klassen einschlagen, der mittleren und unteren Stufe bleibe die Pflege der neueren Geographie vorbehalten, an deren Lehrplan auch er nichts ändern wolle. Was die gegen These 7 gemachten Einwände betreffe, so freue er sich aus den Worten Jägers folgern zu können, daſs auch ihm im Grunde die Herstellung des ursprünglichen Zustandes willkommen sei. Allerdings habe er es als nicht opportun bezeichnet, jetzt mit dieser Forderung hervorzutreten, aber es handle sich ja in dieser Versammlung nicht um Beschlüsse von unmittelbar praktischer Bedeutung, sondern darum, besonders Wünschenswertes klar auszusprechen. Bezeichne Jäger die Erfüllung dieses Wunsches als ein Wunder — das gleiche habe man vor zwölf Jahren von der Anerkennung der Gleichberechtigung der drei höheren Schulen sagen können, und sie sei doch Thatsache geworden. Mit Recht sei darauf hingewiesen worden, daſs für die Geschichte nur das erfolgen müsse, was für die Mathematik in den neuesten Lehrplänen schon geschehen sei. Wenn Redner übrigens den Weg von einer geographischen Erörterung zu einer die alte Geschichte betreffenden gefunden habe, so liege das in der Natur des alten Gymnasiums begründet, das ein wirkliches Gedankencentrum besaſs, ein Gebiet, in das alle Ströme geistiger Beschäftigung einmünden. Möge es gelingen, dieses Gebiet wieder fruchtbar zu machen und völlig auszugestalten!

Bei der nunmehr vorgenommenen Abstimmung werden die Thesen in wenig veränderter Fassung mit groſser Mehrheit angenommen.

Geheimrat Uhlig-Heidelberg legte der Versammlung Thesen vor über die Frage, in welcher Weise das humanistische Gymnasium seine Eigenart zu wahren und auszugestalten hat. Nach der 1. ist es nach wie vor der Zweck des Gymnasiums, seine Schüler zur Erfassung der auf Universitäten gelehrten Wissenschaften zu befähigen; es darf sich davon auch nicht mit Rücksicht auf die Schüler abdrängen lassen, die kein Universitätsstudium ergreifen wollen. Entsprechend dem einheitlichen Zwecke soll das Gymnasium von unten herauf ein Hauptarbeitsgebiet besitzen, dessen Bewältigung energische Anspannung der Kräfte erfordere (These 2). In der 3. These wird begründet, warum als Hauptgebiet die klassischen Sprachen festzuhalten seien, daneben aber betont, daſs die übrigen Lehrfächer wichtige Ergänzungen zu dem hier Geleisteten bieten müſsten. Die 4. These verlangt als Bedingung für das Verständnis der antiken Schriftsteller wirkliches Einleben in die antiken Sprachen und lehnt den dilettantisierenden Betrieb des klassischen Unterrichts durchaus ab. Die 5. betont im allgemeinen die Unersetzlichkeit des griechischen Unterrichts im Gymnasiallehrplan, worauf dann in These 6 bis 12 im einzelnen ausgeführt wird, wie die griechischen Kenntnisse den Schüler auch in den anderen Fächern zu fördern vermögen.

Von einer Begründung und Besprechung der Thesen wurde aus Mangel an verfügbarer Zeit diesmal abgesehen, dieselbe vielmehr auf die nächste Versammlung verschoben, die anschlieſsend an die Philologenversammlung des nächsten Jahres in Halle stattfinden soll.

In den Vorstand werden Direktor Aly-Marburg und Oberlehrer Brandt-Bonn gewählt.

Bonn. Max Ruhland.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Vierte Auflage. Leipzig 1902, B. G. Teubner. VIII u. 263 S. eleg. geb. 2,60 *M*.

2. B. Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Teil, erste Abteilung: für die unteren Klassen. Zwölfte Auflage. Paderborn 1902, F. Schöningh. X u. 487 S. gr. 8. geb. 3,20 *M*.

3. Vorlagen zur Einübung der griechischen Schrift. Leipzig und Berlin 1902, B. G. Teubner. 24 S. 4. 0,40 *M*. — Praktisch und empfehlenswert.

4. Extraits d'Aristophane. Texte grec publié par L. Bodin et P. Mazon. Paris 1902, Hachette et Cie. LXXIX u. 296 S. kl. 8. geb.

5. H. Fritzsche, Präparation zu Plutarchs Ti. und C. Gracchus. Hannover 1902, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. 32 S. 0,65 *M*.

6. H. Weil, Études de littérature et de rythmique grecques. Textes littéraires sur papyrus et sur pierre. — Rythmique. Paris 1902, Hachette et Cie. VI u. 242 S. kl. 8. 5 *fr*.

7. W. Münch, Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts. Zweite, umgearbeitete Auflage. München 1902, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). V u. 179 S. gr. 8. 4 *M*, geb. 5 *M*. (Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, herausgegeben von A. Baumeister, III 2, 1.)

8. W. Duschinsky, Übungsbuch zur französischen Syntax. Oberstufe. Wien 1902, F. Tempsky. IV u. 191 S. gr. 8. 2 *K*, geb. 2 *K* 50 *h*.

9. Erckmann-Chatrian, Histoire d'un conscrit de 1813. Für den Schulgebrauch herausgegeben von E. Pariselle. Mit 2 Karten. Leipzig 1902, G. Freytag. VI u. 114 S. geb. 1,20 *M*, Wörterbuch 0,40 *M*.

10. Erckmann-Chatrian, Madame Thérèse. Edited with introduction and notes by A. R. Ropes. Cambridge 1902, University Press. XVI u. 227 S. 12. geb. 3 *s*.

11. H. C. E. Martus, Astronomische Erdkunde, ein Lehrbuch angewandter Mathematik. Kleine Ausgabe. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig 1902, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung. XII u. 161 S. 2,80 *M*.

12. F. Hočevar, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra nebst einer Sammlung von Übungsaufgaben für Oberrealschulen. Mit 2 Textfiguren. Wien und Prag 1902, F. Tempsky. IV u. 275 S. gr. 8. 3 *K* 10 *h*, geb. 3 *K* 60 *h*.

13. F. Bachmann und R. Kanning, Rechenbuch für höhere Mädchenschulen. Leipzig 1902, G. Freytag. Sechstes Heft, zweite Auflage. 72 S. geb. 1 *M*. — Siebentes Heft, zweite Auflage. 98 S. 1,40 *M*.

14. H. Jung, Hermann Sudermann. Minden i. W. 1902, C. Marowsky. 32 S. gr. 8. 0,60 *M*.

15. H. Hofmann, Für Feste und Fahrten. Ein Taschenliederbuch für Deutschlands Jugend. Leipzig 1902, Dürr'sche Buchhandlung. 64 S. 12. 0,25 *M*.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Altes und Neues zur griechisch-römischen Tracht.

Unsere Schüler lechzen nach dem Realen; sie sind dankbar für jede Sacherklärung, jedes Bild, jedes Modell, das ihnen bei der Lektüre der Schriftsteller dargeboten wird. Wir sollten deshalb mehr, als es gewöhnlich geschieht, jegliche Gelegenheit, die sich ungezwungen ergiebt und vom Ziele nicht abführt, ergreifen, um sie in die reale Welt des Altertums einzuführen und damit zugleich ihr Interesse für deren geistiges Leben zu erregen und wachzuhalten. Man klagt oftmals nicht mit Unrecht darüber, dafs unsere Gymnasiasten zu unpraktisch sind und ein zu geringes Verständnis, zu wenig Blick für die Realitäten unseres Lebens zeigen. Und was vom Schüler gilt, das pafst leider meistens auch auf den Philologen. Daher denn auch so häufig seine ablehnende Haltung gegenüber den Bestrebungen, der Sacherklärung durch Zeichnung, Bild und Modell einen etwas breiteren Raum im klassischen Unterrichte zu schaffen, daher insbesondere seine Scheu, mit einem Modelle vor einer Klasse zu experimentieren. Freilich bedarf es hierfür, wie beim physikalischen Unterrichte, einer eingehenden Vorbereitung, die nicht nur in das Wesen der Sache eindringt, sondern auch eine sichere, freie Handhabung des Modells sich zum Endziele setzen mufs. Wird aber dadurch das Verständnis der Sache oftmals nicht erst gewonnen oder wenigstens vertieft? Wird nicht durch eine klare Vorstellung von den einfachen alten Formen die Brücke geschlagen zu einer Beachtung, Vergleichung und Erfassung moderner Gebilde, auch der verwickelteren? Wir müssen hier denselben Weg einschlagen, den wir bei der Behandlung der alten Geschichte als den einzig richtigen gehen: wir dürfen sie nicht um ihrer selbst willen und nur zur Aufhellung antiken Lebens betreiben, wir müssen die Beziehungen herausstellen, die zwischen ihr und dem modernen Leben bestehen. Das heifst auch im Kampfe für das Gymnasium

eine Lanze brechen, wenn wir dem grofsen, jede Phrase andachtsvoll nachbetenden Publikum die Überzeugung beibringen, dafs auch wir Gymnasiallehrer Menschen heranzubilden verstehen, die einen Blick für das praktische Leben haben und um so mehr haben, je besser sie die einfachen Formen verstehen, aus denen heraus die anderen sich entwickelt haben.

Jetzt, wo durch die Aufhebung des gymnasialen Monopols, Gott sei es gedankt, die Bahn freigeworden ist zur freien Entfaltung der einer jeden der höheren Schulgattungen innewohnenden Kraft, da gilt's erst recht zu zeigen, dafs wir nicht verknöchern wollen im Betriebe der Grammatik und der blofsen Übermittelung einer formalen Bildung, dafs wir neue Kräfte zu wecken imstande sind, dafs auch wir Blick und Sinn für die Bedürfnisse des realen Lebens haben und in andern zu schärfen vermögen. Sonst dürfte es uns begegnen, dafs wir über kurz oder lang für eine Zeit ganz beiseite geschoben würden im Konkurrenzkampfe und uns die Erkenntnis des Zu spät! eben zu spät käme.

Der Gymnasiast soll nicht nur lernen, was die Alten auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst Grofses gedacht und geschaffen haben; er mufs auch wissen, wie sie gelebt, wie sie gewohnt, wie sie sich gekleidet haben. Und das mufs er durch die Anschauung lernen. Das blofse Lesen und Hören darüber führt vielfach zu der gefährlichen Einbildung, dafs er die Sache habe, während er doch nur Worte über die Sache hat, die von ihrem wahren Wesen nichts enthalten. Was anders als ein blofses Wort aber bleibt z. B. *tunica*, *χιτών* für den Schüler, wenn er nicht durch die Anschauung die Sache selbst kennen lernt? Wir sprechen in der Schule davon, und so müssen wir uns denn auch damit wenigstens so weit beschäftigen, dafs wir unsere Schüler darüber und über die anderen Teile der antiken Kleidung, soweit sie in der Schule berührt werden, eine klare Darstellung zu übermitteln imstande sind. Freilich schwierig ist dieses Kapitel, und ich weifs keinen andern Weg, auf dem man darin zu sicheren Ergebnissen gelangen könnte, als den des praktischen Versuches. Ich gestehe offen, dafs ich erst, seitdem ich diesen Weg betreten habe, mir klare und feste, ich will nicht sagen die einzig richtigen, Vorstellungen von den Hauptstücken der antiken Kleidung gebildet habe[1]). Ich hoffe mir den Dank meiner Kollegen, die vor all den vielen Kleinigkeiten des Berufslebens zu einem Studium gerader dieser Frage nicht haben kommen können, damit zu verdienen, wenn ich im folgenden die häufigsten Gewandstücke ohne gelehrtes Beiwerk im Zusammenhange zu behandeln ver-

[1]) Ich stellte meine Versuche an einer 1 m hohen Gewandfigur mit beweglichen Armen aus Papiermaché an. Diese soll demnächst mit den Hauptkleidungsstücken in der Sammlung der „Modelle zur Veranschaulichung antiken Lebens“ bei Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M. erscheinen.

suche. Bei dem Charakter dieser Zeitschrift mufs ich dabei auf Abbildungen leider verzichten; aber es wird am Ende genügen, wenn ich auf das jetzt wohl in jeder Schulbibliothek vorhandene Werk von A. Baumeister, Denkmäler des klassischen Altertums (B. D.) verweise.

Wie noch heutzutage in einem wärmeren Klima lebende Völker ohne Hilfe von Nadel und Schere lediglich die von dem Webstuhl kommenden viereckigen Zeuge zu ihrer Bekleidung geschickt zu benutzen verstehen, so haben auch die Griechen und Römer ursprünglich nur viereckige — quadratische oder oblonge — Webstücke hierzu verwendet. In frühester Zeit ohne Nestelung nur mit geschicktem Wurfe umgelegt, wurden die Kleidungsstücke mit der wachsenden Kultur und einer steigenden Mannigfaltigkeit der Gewänder später mit Nadeln, Spangen (*περόνη*, *πόρπη*, *fibula*) und Doppelknöpfen, die etwa unseren Manschettenknöpfen ohne Klappvorrichtung ähneln, befestigt und noch später mit der Nähnadel und Schere behandelt. Dadurch wurde der Übergang von der viereckigen zu der abgerundeten oder ovalen Form gebahnt, ohne dafs indes die ursprünglich viereckige Form in den Hintergrund getreten wäre; diese überwiegt auch noch in der historischen Zeit.

Der Urgrieche und Urrömer trug jedenfalls, wie noch heute z. B. die Völker der Südsee u. s. w., einen Lendenschurz (B. D. Fig. 1190). Sein später allerdings beschränkter Gebrauch läfst sich bis in die homerische Zeit[1]) und darüber hinaus verfolgen. Und dafs die Römer nach alter Tradition auch noch in historischer Zeit ihren Hüftschurz (*subligaculum*, *cinctus*, *campestre*) trugen, beweist die Tracht der Kandidaten und die Marotte des jüngeren Cato und der Cetheger[2]).

Wie der Mann seinen Lendenschurz, so trug die Frau ursprünglich, gleichfalls wie die Südseeinsulanerinnen u. a., zur Umhüllung des Unterkörpers ein einfaches viereckiges Tuch; der Oberkörper blieb zunächst unbedeckt. Trotz der Ausführung von Studniczka a. a. O. S. 32 f. bin ich geneigt, in der Tracht der Frauen auf dem grofsen mykenischen Goldringe (B. D. Fig. 1192) dieses in der natürlichen Entwicklungsreihe liegende Gewandstück zu erkennen.

Das weibliche Schamgefühl und das wechselnde Klima führten sodann zu der Verhüllung auch des Oberkörpers. Dazu genügte wiederum ein viereckiges Stück Zeug, wie es vom Webstuhl kam. Seine Länge mufste etwa der des Körpers seiner Trägerin ent-

---

[1]) Sein Name war *ζῶμα*. Dieser steht z. T. für den später an die Stelle des Schurzes getretenen *χιτών*. (Od. 14, 482; vgl. Studniczka, Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht S. 70.)

[2]) Marquardt, Privataltertümer der Römer 2. Aufl. S. 550. 551.

sprechen. Seine Breite überstieg deren Körperumfang um ein Beträchtliches. Das Gewand kann folgendermafsen umgelegt werden: Das Tuch ABCD wird seiner Länge nach in der Richtung EF gefaltet und so unter dem linken Arme um die linke Seite des Körpers gelegt, dafs EBDF auf die Vorderseite, AEFC auf die Rückseite des Körpers, E unter den linken Arm zu liegen kommt und EF an der linken Seite herunterfällt. Während der linke Arm das Gewand fest an den Körper andrückt, holt die rechte Hand den Rückenteil in d nach vorn über die rechte Schulter und steckt ihn mit dem Vorderteile, den die linke Hand in c nach der rechten Schulter hinaufgeführt hat, so zusammen, dafs d über c liegt. Hiernach holt die linke Hand den Rückenteil in a auf die linke Schulter, die rechte reicht ihr den Vorderteil in b und steckt wiederum a über b zusammen.

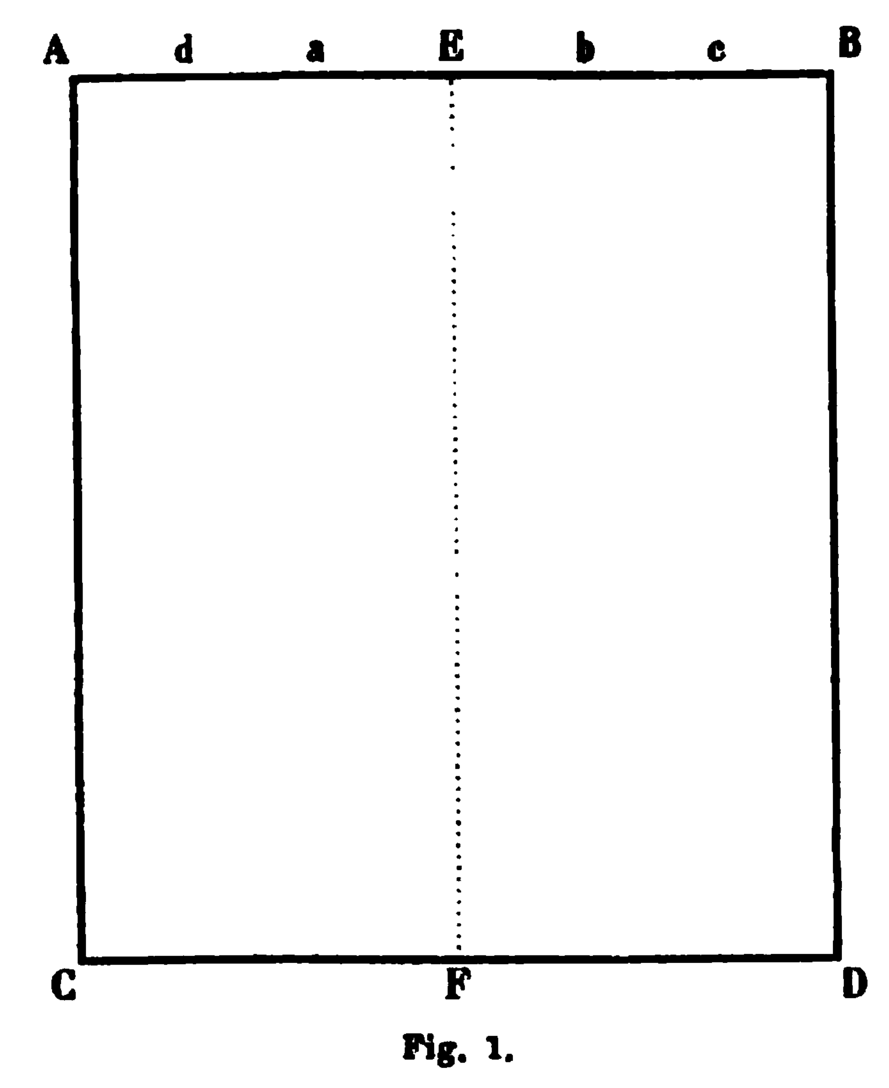


Fig. 1.

Man versteht es hiernach, weshalb auf den Abbildungen und an den Statuen bei solchen Gewändern, die gerade so umgelegt werden, der hintere Rand fast stets bei der Nestelung nach vorn gezogen und über den vorderen gelegt erscheint, sowie weiter dafs die lange Nadel von unten nach oben gesteckt wird und der schwere Kopf nicht oben, sondern unten liegt (B. D. Fig. 1883 oberste Reihe MOIPA).

Einfacher gestaltet sich das Anlegen des Kleidungsstückes, wenn man nach dem Zusammenfalten des ganzen Tuches sofort a mit b und d mit c durch Nadeln oder Spangen verbindet; man braucht dann nur den linken Arm durch die Öffnung ab und den Kopf durch den von bc und da gebildeten Schlitz zu stecken.

Eine gute Anschauung von diesem Kleidungsstücke giebt die Abbildung 1807 in B. D., wo es die Jungfrau links, wahrscheinlich eine der Schwestern des Orestes, trägt; dafs die Nestellung auf den beiden Schultern durch eine Naht ersetzt ist, darf uns dabei nicht irre machen. Baumeister bezeichnet das Gewand als dorischen Chiton, und zwar mit vollem Rechte. Ich habe diesen Namen noch nicht dafür gebraucht, um nicht eine Verwechslung mit dem jonischen Chiton aufkommen zu lassen, von dem unten

zu reden sein wird, und möchte gerade aus diesem Grunde stets den aus Homer bekannten Namen Peplos (*πέπλος*) als Bezeichnung für das eben beschriebene und das aus diesem sich entwickelnde Gewand wählen. Ich mache deshalb darauf aufmerksam, dafs der Peplos identisch ist mit dem dorischen Chiton aufser an solchen Stellen, wo das Wort *πέπλος*, wie bei den Tragikern, zu einer allgemeinen Bezeichnung für Gewand dient (vgl. unser 'Rock').

Das Wort *πέπλος* bezeichnet bei Homer bekanntlich eine Decke. Der panathenäische Peplos wird von den Grammatikern ausdrücklich mit einem Segel verglichen. Es ist deshalb durchaus in der Ordnung, das im vorstehenden beschriebene Gewand Peplos zu nennen, wiewohl dieser Name vorzugsweise dessen spätere Entwicklungsform bezeichnet.

Aus ästhetischen, praktischen, vielleicht auch hygienischen Gründen entwickelten nämlich die Griechen aus dieser Urform des Peplos eine zweite, sich ungezwungen daraus ergebende Form. Die Möglichkeit, einen schöneren Faltenwurf zu erzielen und in die langgezogenen Linien des Kleides eine reichere Abwechslung zu bringen, die Erfahrung, dafs bei dem fortgesetzten Durchstechen des oberen Saumes das Zeug unansehnlich wurde und leicht einrifs, sowie der Wunsch, sich ein wärmeres Kleid zu schaffen, mag sie hierzu bewogen haben. Es wurde nämlich der einfache Peplos in seiner Länge um ein beträchtliches Stück vergröfsert. Mit diesem vergröfserten Peplos wurde nun in der folgenden Weise verfahren: Das ausgebreitete Tuch ABCD wurde zunächst in seiner Breite oben so umgefaltet, dafs der obere Rand AB (Fig. 2) in der Richtung der Linie AEB (Fig. 3) sich auf das Tuch legte und sich oben ein neuer, aus doppelt liegendem Tuche bestehender Rand $A_1 B_1$ bildete. Dieser umgelegte Teil $A_1 A B B_1$ heifst *ἀπόπτυγμα*; seine Länge A_1—A bezw. B_1—B richtete sich nach dem Wunsche, ihn bis zu den Hüften oder bis über den Leib herabfallen zu lassen. Dann wurde, mit dem Umschlage (*ἀπόπτυγμα*) nach aufsen, das Tuch der Länge nach in der Richtung $E_1 F$ gefaltet und genau so um-

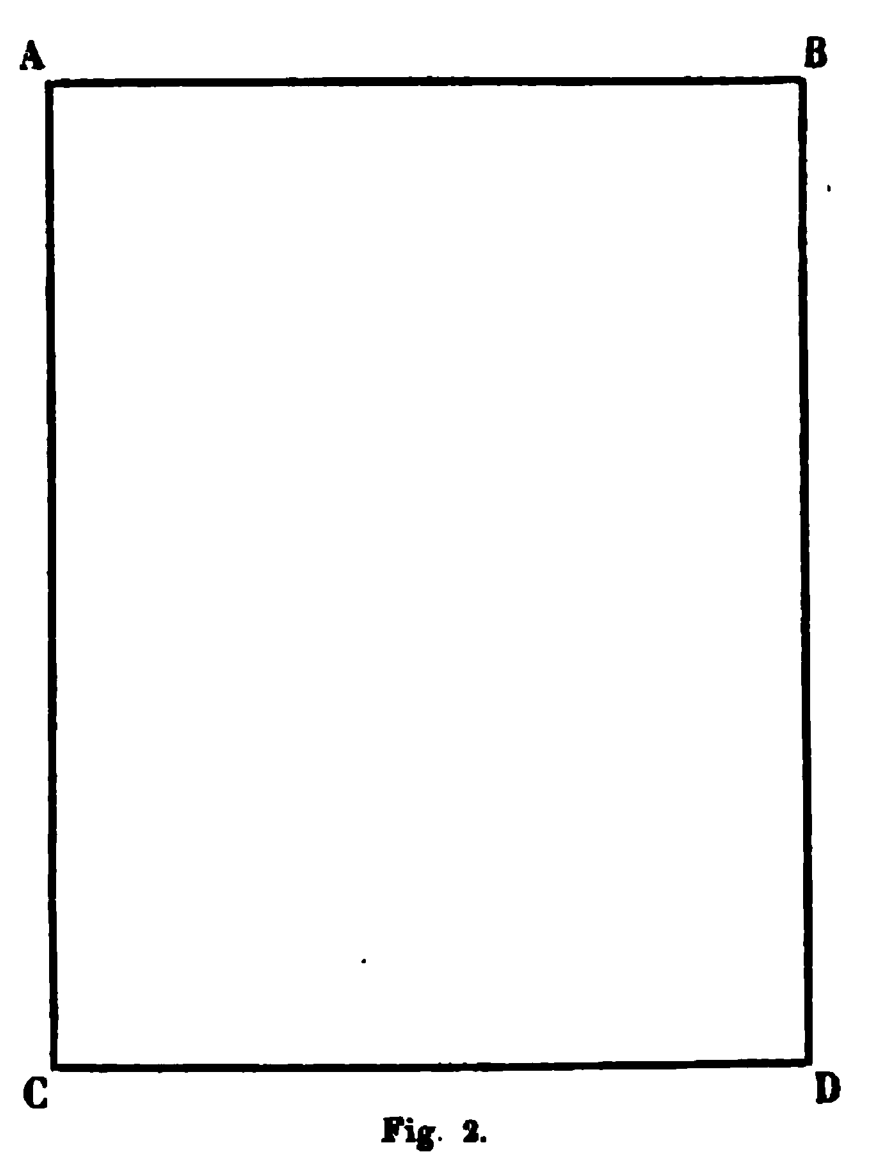


Fig. 2.

gelegt wie der einfache Peplos. (s. o.) Die Abbildungen 418 und 419 in B. D. zeigen dies deutlich; in der Unterschrift zu 419 „Das Zusammenlegen des Chiton" ist unter Chiton der hier ein für allemal Peplos genannte dorische Chiton zu verstehen.

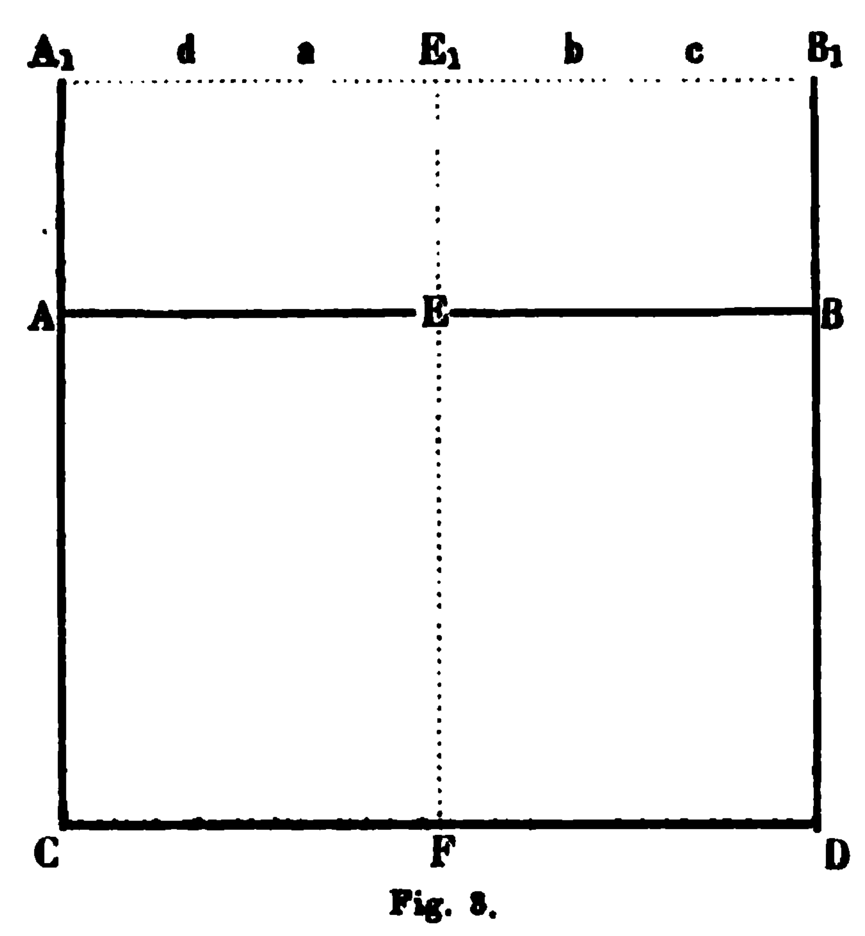


Fig. 8.

Die ganze rechte Seite des Peplos, seltener die linke (B. D. 417, 1231) — in diesem Falle mufs mit dem Umlegen des Peplos von von der rechten Körperseite aus begonnen werden —, war offen und liefs, wenn er nicht sehr weit und ungegürtet war, leicht den Schenkel hervortreten (B. D. 798 *Ἑλένη*). Das Wort *φαινομηρίδες*, das bekannte Beiwort der Mädchen von Sparta, wo der Peplos entsprechend dem konservativen Charakter der Lakedaimonier am längsten getragen wurde und woher auch seine Bezeichnung als dorischer Chiton stammt, ist deshalb wohl verständlich. Hatte der Peplos eine beträchtliche Weite, so war infolge des reicheren Faltenwurfes, zumal bei einer etwaigen Gürtung, ein Hervortreten des Schenkels nahezu ausgeschlossen. Die sittsame Dame konnte die offene rechte Seite von unten bis zur Hüfte oder ganz, den Überschlag mit eingeschlossen, durch Nadeln und Spangen schliefsen oder gar zunähen (B. D. 418).

Der Peplos wurde entweder ungegürtet getragen (B. D. 8. 14. 463 [*Ἑκάτη*]. 798. 1286) oder gegürtet, und zwar sowohl über dem *ἀπόπτυγμα* (B. D. 109. 706. 834. 1458) als unter diesem (B. D. 142, wo der reichere Faltenwurf darauf hindeutet, 1575) bezw. unterhalb von ihm (B. D. 139. 171. 380. 797. 842. 1883). Im letzten Falle erweckt die feste Gürtung, die die schlanke Taille hervortreten läfst (daher *ἐύζωνος*, *καλλίζωνος*) den Eindruck, als ob das *ἀπόπτυγμα* ein besonderes Kleidungsstück wäre und unserm Jäckchen entspräche. Kleider, wie die heutigen, bei denen Rock und Taille getrennt sind, trugen übrigens die Alten nicht. — Der Gürtel war entweder ein Lederriemen oder ein Band oder eine gedrehte Schnur, deren Enden sich teilen konnten (B. D. 668).

Ein ungemein reicher und einzig schöner Faltenwurf wurde erzielt, wenn vorn das Kleid über den unter dem Überfalle liegenden Gürtel so weit herausgezogen wurde, dafs der dadurch

gebildete halbkreisförmige Bausch unter dem Überfall hervorsah (B. D. 455. 457. 535. 829). Durch diese Tracht, die die Füfse frei und den im Rücken liegenden Teil des Gewandes nachschleppen liefs, werden die Ausdrücke ἑύσφυρος, καλλίσφυρος und ἑλκεσίπεπλος, τανύπεπλος verständlich.

Manchmal mögen auch Männer einen kurzen Peplos, dann natürlich ohne Überfall, getragen haben (B. D. 1251).

Der Stoff des Peplos war Wolle von meistens weifser, auch bunter Farbe; Frauen aus dem arbeitenden Stande werden die ungefärbte und ungebleichte Naturwolle dazu verwendet haben.

Der ursprünglich von allen hellenischen Frauen getragene und von den Dorerinnen beibehaltene Peplos wurde nach den Ausführungen von Studniczka in Athen in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts durch ein anderes, nunmehr zu behandelndes Gewand verdrängt, war aber während des peloponnesischen Krieges daselbst neben diesem wieder im Gebrauche.

Dieses Gewand ist der (s. g. jonische) Chiton (χιτών, neujonisch κιθών). Nach Helbig (Homerisches Epos 2. Aufl. S. 162) ist χιτών aus einem semitischen Substantive gebildet, das Leibrock bedeutet, und dieses wiederum „hängt offenbar zusammen mit dem die Leinwand bezeichnenden Worte, das im Aramäischen unter den Formen kettân oder kittân, im Arabischen als kattân oder kittân vorkommt". Der Chiton bestand — und das ist als ein wesentlicher Unterschied zwischen ihm und dem wollenen Peplos festzuhalten — aus Linnen. Auf diesem Material beruht ein zweiter Unterschied: Der Chiton wurde auf den Schultern nicht mit Heftnadeln befestigt.[1]) Das ist erklärlich; denn einmal läfst sich Linnen in mehreren Lagen schwerer als Wolle mit einer Nadel durchstechen, und dann hinterläfst der Durchstich Löcher, die bei einem häufigeren Gebrauche das Kleidungsstück unansehnlich machen. Es mufste durch herausnehmbare Doppelknöpfe oder durch Näherei auf den Schultern geschlossen werden.

Drittens unterscheidet sich der Chiton von dem Peplos dadurch, dafs er keinen Überfall, kein ἀπόπτυγμα hat. Er besteht aus einem oblongen Stücke Linnen, das, wie der einfache Peplos, in der Mitte der Länge nach zusammengefaltet, nicht aber an der der Falte gegenüberliegenden Längsseite offen gelassen, sondern stets zusammengenäht wird. Insofern ist der Chiton eine Fortentwicklung der Peplosform, unterscheidet sich aber gerade durch die Naht weiterhin von dieser. Seine Gestalt enspricht genau der eines Sackes

---

[1]) Vgl. Herodot V 87 μετέβαλον ὧν ἐς τὸν λίνεον κιθῶνα, ἵνα δὴ περόνῃσι μὴ χρέωνται.

mit offenem Boden. Er wurde wie unser Hemd über den Kopf angezogen, ist also ein *ἔνδυμα* (*indumentum*, *indutus*), kein *ἐπίβλημα* oder *περίβλημα* (*amictus*). Er wurde, nachdem er über den Kopf gestülpt war, so weit herabgelassen, dafs der obere Rand in b unter den rechten, in b_1 unter den linken Arm zu liegen kommt. Während der linke Arm das Gewand an die linke Körperseite andrückt, holt die rechte Hand den hinteren Rand über die linke Schulter nach vorn und knöpft ihn mit dem von der linken Hand gehaltenen vorderen Rande in a_1 zusammen. Ebenso wird der hintere Rand mit dem vorderen auf der rechten Schulter in a zusammengeknöpft. Die Ecken b und b_1 werden nach innen umgeschlagen und liegen dann in c bezw. c_1 unter dem rechten bezw. linken Arme. Dadurch werden also die Ärmellöcher gebildet. Selbstverständlich können die oberen Ränder — und das wird meistens geschehen sein — schon vor dem Anziehen in a und a_1 zusammengeknöpft werden, so dafs der Chiton genau so wie unser Hemd angezogen werden mufs (B. D. Fig. 98. 220 links, 328 l. o., 747, 997, 1230 u. s. w).

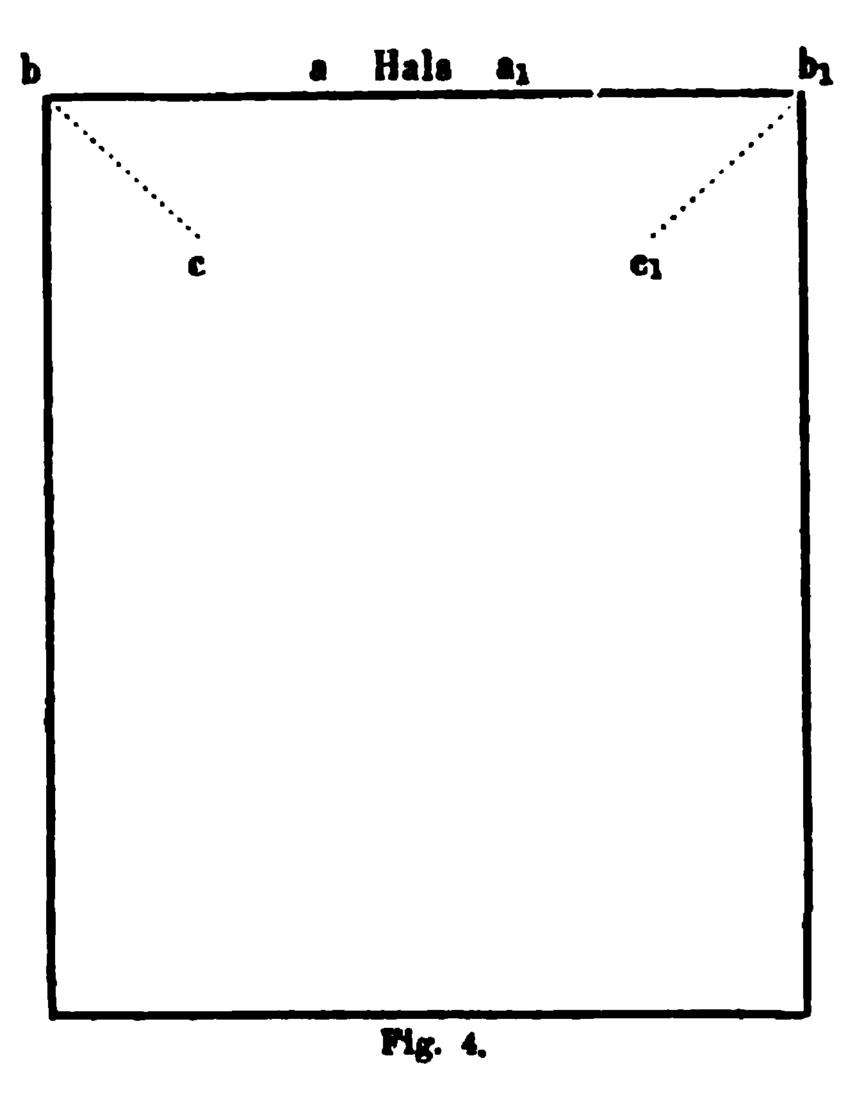


Fig. 4.

Statt eines Knopfes können bei weiteren Frauenchitonen auch drei und mehrere Knöpfe auf einer Schulter angebracht werden. Dann entstehen bei gleichzeitiger Gürtung des Gewandes scheinbar Ärmel, die in einem Bausche mehr oder minder tief unter den Armen anmutig herabhängen. Auf den Armen bilden sich an jedem Knopfe jene reizenden Fältchen, die die gerade Linie malerisch unterbrechen; von dem letzteren Knopfe fällt der scheinbare Ärmel, mit einem spitzen Winkel beginnend, in voller Rundung nach unten. Das alles läfst sich nur, wie meine praktischen Versuche mir bewiesen, durch den eben beschriebenen sackartigen Schnitt des Gewandes erklären und erreichen (B. D. Fig. 18 links. 723. 1184. 1374. 1484. 1605 links. 2400, 1). Ich bemerke das, da Blümner (B. D. s. v. Chiton) und andere Gelehrte einen anderen Schnitt annehmen.

Eingesetzte Ärmel sind von diesem Chiton natürlich ausgeschlossen. Diese sind nur bei einer zweiten Form denkbar.

Der sackähnliche Chiton wird oben an beiden Seiten von b—c bezw. b_1—c_1 mehr oder weniger zum Durchstecken der Arme aufgeschnitten und am oberen Rande von a—b sowie von a_1—b_1 zugenäht, so dafs nur der zwischen a und a_1 liegende Teil zum Durchstecken des Kopfes offen bleibt. Da der Chiton der Frauen meistens sehr weit war, so lag die Gefahr nahe, dafs die Teile b—a und a_1—b_1 leicht von den Schultern herabrutschten; um dieses zu vermeiden, werden sie wohl jeder für sich durch ein Band oder eine lange Spange derart in Falten zusammengerafft worden sein, dafs sie auf den Schultern einen genügenden Halt fanden (B. D. Fig. 1577. 1758). Der Künstler stellt häufig nur die auf der Schulter zusammengerafften (vielleicht zusammengenähten) Falten ohne Band und Spangen dar, wie das insbesondere an der Diana von Versailles ersichtlich ist (B. D. Fig. 140. 1746. 1748). Oder es wurde ein Band zu demselben Zwecke kreuzweise über die Brust gebunden (B. D. Fig. 1633). Die bei einem stoffreichen Chiton sich am Halse bildenden zahlreichen Falten (zwischen a und a_1) konnten auch in einem Bündchen zusammengefafst werden; das homerische Beiwort τερμιόεις 'mit einem Rande, einem Bündchen versehen' mag hierbei erwähnt sein (B. D. Fig. 1426. 1882. 2122).

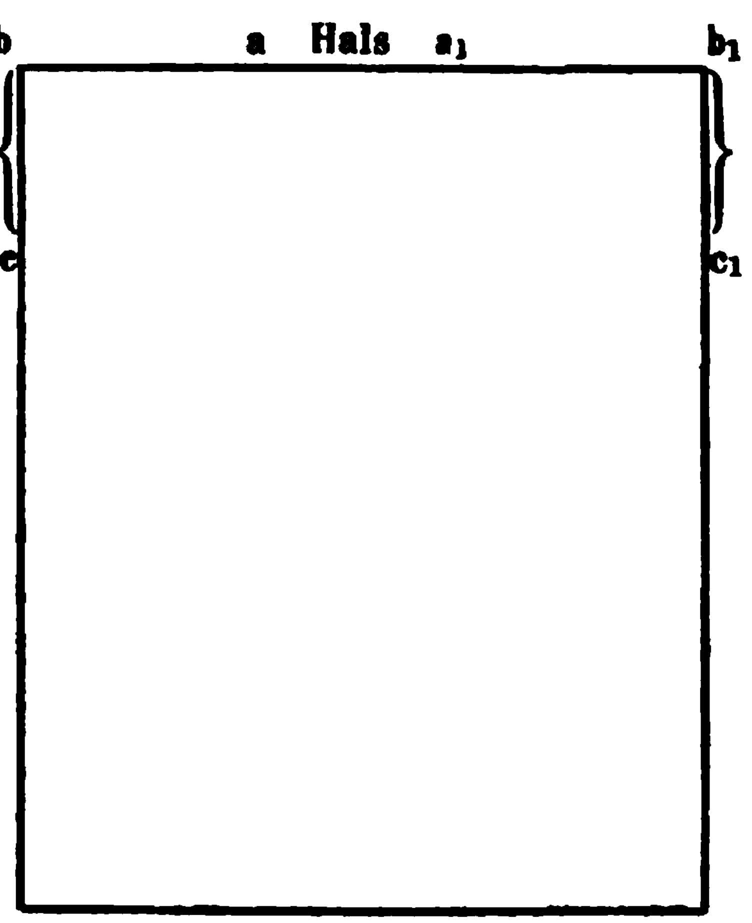


Fig. 5.

Nur bei diesem zweiten Typus des Chitons mit den aufgeschnittenen Ärmellöchern lassen sich Ärmel einsetzen (B. D. Fig. 18 links, 64 u. s. w.). Allein, wie Amelung Realencyklopädie s. v. χειριδωτὸς χιτών ausführt, ist ein Ärmelgewand der nationalgriechischen Tracht fremd. Es findet sich bei fast allen Barbarenvölkern, mit Ausnahme der Thraker, und den mit ihnen in Beziehung gebrachten Persönlichkeiten, den Amazonen, den Pädagogen, Sklaven und Sklavinnen u. s. w. Wenn Schauspieler und unter dem Einflusse der Bühne später Kitharöden, selbst Priester den Ärmelchiton tragen, so erklärt sich das einerseits aus dem Bestreben, die Figur ganz zu verhüllen, und andererseits daraus, dafs ein solcher Ärmelchiton bei der Herkunft des Dionysoskultus in diesem üblich war. Danach wird man auf der wunderbar ergreifenden Grabstele der Hegeso, die das Kaiserliche Archäologische Institut mit dankenswertem Entgegenkommen den Gymnasien zugänglich machte, in der stehenden, mit einem lang-

ärmeligen Chiton bekleideten Gestalt sofort die Sklavin und in der sitzenden Figur, die den mehrfach geknöpften Chiton trägt, die freie Griechin erkennen.

Der linnene Chiton wurde von Frauen und Männern getragen. Schon bei Homer begegnet er uns als Tracht der Männer, nicht aber der Frauen, die lediglich den wollenen Peplos oder Heanos (ἑανός) trugen, und zwar sowohl der lange als auch der kurze Chiton, der die Oberschenkel nicht ganz bedeckte (Il. 4, 146) und somit an die Stelle des oben erwähnten Schurzes trat. Eine Gürtung fand bei beiden Arten des Chiton in homerischer Zeit nicht statt, aufser dafs der kurze Chiton unter dem Panzer mitgegürtet worden zu sein scheint.

Den ungegürteten langen Chiton trugen bis zum Anfange des 5. Jahrhunderts noch ältere und vornehme Männer, später nur Priester, Kitharöden, Flötenspieler und Wagenlenker, dagegen wurde der kurze Chiton, gegürtet und ungegürtet, allgemein getragen. Er reicht bis an, auch wohl über die Kniee und ist auf den Schultern entweder geknöpft (B. D. Fig. 416) oder genäht (B. D. 1874). Der gewöhnlich als ἐξωμίς bezeichnete und von Handwerkern, Landleuten u. s. w. bei der Arbeit getragene Chiton ist nur eine besondere Tracht des geknöpften Chitons. Um die rechte Schulter frei zu halten, wurde von dieser die rechte Seite des Kleides herabgestreift, so dafs sie rechts über den Gürtel herabhing. Es ist das deutlich an der Gestalt des Hephaistos (B. D. 713) zu sehen (vgl. auch B. D. 1390 und 2139). Dafs der Chiton für diese Tracht besonders zugeschnitten wurde, also für sich eine besondere Art des Chitons bildete, wie Amelung, Realencyklopädie s. v. χιτών S. 2329 vermutet, erscheint deshalb nicht wahrscheinlich, weil dem einmal der Wulst auf der rechten Schulter und dann die Erwägung entgegensteht, dafs der Arbeiter sich nicht wohl zwei besondere Kleidungsstücke angeschafft haben wird, wo er mit einem einzigen auskommen konnte.

Der Frauenchiton reichte naturgemäfs bis zu den Füfsen, konnte indes auch durch Heraufziehen über den Gürtel nach Belieben gekürzt werden (B. D. insbesondere 140 [Diana von Versailles]. 747. 919). Mode und Geschmack der Trägerin, der ungleich mehr als heute an der Gürtung, Fältelung des überhangenden Bausches u. s. w. zu erkennen war, beeinflufsten natürlich die Weite und Länge des Chitons. So konnte der Bausch soweit über den Gürtel herabgezogen werden, dafs er den Eindruck eines Überfalls (ἀπόπτυγμα) macht und damit dem Chiton fast das Aussehen eines Peplos giebt. Eine solche Tracht zeigt z. B. die B. D. 1758 abgebildete Niobide. Sie hat sich aufser über den Hüften noch einmal unter der Brust gegürtet. Nach Petersens Untersuchung kommt eine solche Gürtung erst um die Mitte des 4. Jahrhunderts auf. Ohne diese zweite Gürtung, aber mit jenem über den Gürtel weit herabhängenden

Bausche stellt sich uns auch Athene auf einem Terracottarelief aus dem 5. Jahrhundert dar (B. D. 536). Baumeister scheint in der That in seiner Erklärung des Reliefs diesen Bausch für einen Überfall eines Peplos zu halten. Allerdings hat die spätere Mode den Überfall des Peplos auch an dem Chiton angebracht, aber nur als ein selbständiges Kleidungsstück ähnlich unserer Pellerine, wie Böhlau in seinen Quaestiones de re vestiaria Graecorum nachweist (B. D. 1759).

Wir wenden uns nunmehr zu der Betrachtung der mantelartigen Kleidungsstücke (*περι-* und *ἐπιβλήματα*) der Griechen.

Noch bei Homer finden wir als solche die in einer früheren Kulturepoche verwandten Pelze (B. D. 4. 56. 2400, 3); am ehesten fallen uns hier wohl Paris und Menelaos mit ihren Pardelfellen ein.

Neben den Pelzen kamen dann gewebte Mäntel auf. Als solchen begegnen wir bei Homer der Chlaina (*χλαῖνα*) und dem Pharos (*φᾶρος*). Beide Wörter bezeichnen Decken, wir haben sie uns demnach als viereckige Stücke Zeug zu denken wie den weiblichen Peplos. Was für die Frau dieses Kleidungsstück ist, das ist für den homerischen Mann die Chlaina. Wie der Peplos bestand sie aus Wolle und wurde sowohl von dem vornehmen Manne als dem gemeinen getragen. Homer unterscheidet zwei Arten der Chlaina, die einfache (*ἁπλοΐς*) und die doppelte (*διπλῆ* oder *δίπλαξ*); die letztere ist nichts anderes als eine einfache Chlaina von doppelter Gröfse, die vor dieser den Vorzug hatte, dafs sie, wie Studniczka a. a. O. S. 75 ausführt, bei einem Wetterwechsel und bei eingetretener Kälte in ihrer ganzen Ausdehnung als warme Hülle oder Lagerdecke verwendet werden konnte. Derselbe Forscher bezieht die Namen *διπλῆ* und *δίπλαξ* aber nicht blofs auf die Gröfse der Chlaina, sondern sieht in ihnen zugleich die Bezeichnung einer besonderen Art des Anlegens, während Helbig a. a. O. S. 190 sie nicht so sehr aus den doppelten Dimensionen als aus einer eigentümlichen Art des Umlegens erklärt wissen will. Beide Gelehrte stützen ihre Ansicht auf Od. 13, 224 *δίπτυχον ἀμφ' ὤμοισιν ἔχουσ' εὐεργέα λώπην* (=*χλαῖναν*); allein das Wort *δίπτυχος* heifst doch nur 'zusammengefaltet' und zwingt durchaus nicht zu einer Gleichsetzung mit *διπλῆ* bezw. *δίπλαξ*, das beide Archäologen nach der ansprechenden Vermutung von Joh. Schmidt nicht mit *πλέκω* zusammenbringen, sondern für eine abweichende Bildung des Multiplikativs halten (vgl. *ἐρίβωλαξ* neben *ἐρίβωλος*). Ebenso wenig nötigen die Stellen Il. 3, 125 *ἡ* (Helena) *δὲ μέγαν ἱστὸν ὕφαινεν* | *δίπλακα πορφυρέην* und Il. 22, 440 *ἀλλ' ἥ γ'* (Andromache) *ἱστὸν ὕφαινε μυχῷ δόμου ὑψηλοῖο* | *δίπλακα πορφυρέην* dazu, an eine besondere Art des Umlegens der Chlaina zu denken, vielmehr kann sich *δίπλαξ* hier nur auf ihre Gröfse beziehen, wie schon aus *μέγαν ἱστόν* hervorgeht. Nach meiner Ansicht

bezeichnen die Ausdrücke διπλῆ und δίπλαξ nur die Gröfse. Die von Studniczka a. a. O. S. 78 Fig. 20 als eine Diplax angesprochene Chlaina ist nach den Mafsen und meinen praktischen Versuchen gar keine solche, sondern eine einfache gefaltete (δίπτυχος) Chlaina. Mit einer Chlaina von dieser Gröfse läfst sich die s. g. symmetrische Manteltracht gar nicht darstellen. Dazu bedarf es eines mindestens doppelt so grofsen Stückes Wollenstoff. Es wird nämlich die Chlaina, d. h. die Diplax, so umgelegt, dafs die Hauptmasse auf den Schultern liegt und die Zipfel mit den Schmalseiten ungenestelt von den Schultern symmetrisch herabfallen und die Arme frei lassen. Daneben wird sie auch auf der Brust genestelt getragen. Die einfache Chlaina dagegen wurde wohl immer genestelt, entweder so, dafs sie wie die nachher zu erwähnende Chlamys mit ihrer Hauptmasse auf dem Rücken lag und auf der Brust zusammengesteckt wurde, oder so, dafs sie wie der Peplos unter dem linken Arme her nach der rechten Schulter hinaufgeführt und hier beide Teile, Vorder- und Rückenteil, durch eine Nadel bezw. Spange festgehalten wurden. Ein Zusammenfalten in der Länge ist sowohl bei der einfachen als der doppelten Chlaina möglich. Als Farbe der wollenen Chlaina wird Rot und Purpur genannt, daneben wird auch die weifse Farbe sowie die Naturfarbe der Wolle insbesondere bei der arbeitenden Klasse anzunehmen sein. Ebenso war naturgemäfs die Feinheit ihres Gespinstes nach der Stellung ihres Trägers und ihrer Verwendung verschieden.

Als ein weiteres mantelartiges Gewand wird bei Homer das Pharos (φᾶρος) erwähnt. Das Wort ist nach den Vermutungen Helbigs und Studniczkas nicht von φέρειν abzuleiten, sondern wahrscheinlich ein unmittelbar oder durch semitische Vermittelung aus Ägypten, dem Hauptproduktionsplatze von Linnenstoffen, übernommenes Lehnwort. Das Material, aus dem das Pharos bestand, war nach der Ansicht beider Gelehrten Linnen. Dem entspricht die Feinheit des Gewebes (λεπτόν Od. 2, 95. 5, 231. 19, 140. 24, 130) und seine strahlende Weifse (ἀργύφεον Od. 5, 230. 10, 543. 24, 148); seine Od. 8, 84. 13, 108 und Il. 8, 221 angegebene Purpurfarbe steht dem nicht entgegen, da auch sonst Purpurleinwand im Altertum erwähnt wird. Das Pharos wird wie die Chlaina auch als Decke verwandt, insbesondere bei der Leichenbestattung. Daraus ergiebt sich, dafs auch das Pharos ein viereckiges Stück Zeug ist. Es wird von Frauen getragen und über den Hüften gegürtet (Od. 5, 230. 10, 543); es entspricht dann wohl dem Peplos. Die Männer, und zwar wegen seiner Kostbarkeit nur vornehme Männer, trugen das Pharos als Mantel ohne Heftnadel ähnlich der doppelten Chlaina, der es an Gröfse mindestens gleich gekommen sein wird. Für den geringeren Mann war es als Mantel schon deswegen nicht geeignet, weil es ihn nicht genügend gegen Kälte schützte.

Ebenso wird auch das aus feinem Linnen bestehende brautschleierartige Kopftuch (*κρήδεμνον, καλύπτρη, κάλυμμα*) der homerischen Frauen nur zu der Toilette einer vornehmen Dame gehört haben. Es wurde von ihr beim Ausgange angelegt und fiel vom Hinterkopfe (daher *κρήδεμνον*), das Gesicht frei lassend, über die Schultern und den Rücken herab. Um ein Herabgleiten des lose aufliegenden Tuches zu verhindern, wurde es von der Hand neben der Wange (*ἄντα παρειάων*) festgehalten. Helbig a. a. O. S. 217 macht dazu die treffende Bemerkung: „Die Schönheit der Frau wurde hierdurch nicht im geringsten beeinträchtigt; vielmehr erhielt das Profil durch das vorgezogene Tuch eine geeignete Folie und kam zugleich die Form des Armes auf das nachdrücklichste zur Geltung".

In der historischen Zeit ist der Mantel für die Frauen wie für die Männer das wollene weifse oder buntfarbige (rote, blaue etc.) Himation (*ἱμάτιον*) in oblonger Gestalt. Seine Gröfse war verschieden. Im allgemeinen wird man annehmen können, dafs ein grofses Himation in seiner Breite mindestens der Körperlänge des Trägers und in seiner Länge beinahe der dreifachen Körperlänge entsprach. Es wurde ohne Nestelung in folgender Weise umgelegt: Man liefs etwa ein Drittel der ganzen Länge von der linken Schulter nach vorn herabhängen, zog die beiden anderen Drittel über den Rücken unter dem rechten Arme hindurch (B. D. 32 l., 411 r., 463 r.) oder über die rechte Schulter und den rechten Arm, so dafs diese davon eingehüllt waren (B. D. 35. 1767), und warf den Rest über die linke Schulter oder blofs über den rechten Unterarm (B. D. 148. 448).

Die bekannte Statue des Demosthenes (B. D. 465) zeigt einen von der beschriebenen Art des Umlegens abweichenden Umwurf. Statt dafs die übrig bleibenden zwei Drittel über den Rücken unter dem rechten Arme hindurch geführt sind, sind sie vom Rücken her unter dem linken Arme und über den Leib hin unter der rechten Achsel nach hinten hindurch gezogen und von da aus über den Rücken und die linke Schulter nach vorn geworfen. Das nicht grofse Himation legt an sich Zeugnis ab für die Einfachheit seines Trägers.

Frauen zogen auch wohl das Himation, ehe sie es unter dem rechten Arme hindurchführten, direkt von der linken Schulter aus mit seinem rechts liegenden Rande über den Kopf (B. D. 749) und warfen den Rest unter dem Kinn her über die linke Schulter. An der Art des Umlegens und der Fältelung erkannte man den mehr oder weniger feinen Geschmack des Trägers. Zur Erzielung eines schöneren Faltenwurfs wurden in die vier Zipfel kleine Gewichte eingenäht.

Jünglinge, Jäger, Reiter u. a. begnügten sich mit einem für sie praktischeren kleinen Mantel aus Wolle, der den Bewohnern Nordgriechenlands entlehnten Chlamys (*χλαμύς*). In Über-

einstimmung mit der Auffassung der meisten Gelehrten gebe ich ihr eine oblonge Form entsprechend der Gestalt der anderen Mäntel. Blümner (B. D. s. v. Chlamys) und Amelung (Realencyklopädie s. v. χλαμύς) behaupten unter Berufung auf Plutarch Alexander c. 26 und Plinius n. h. V 10, 62, dafs die Chlamys von einer dem Oval sich nähernden Form bezw. an der einen Seite rund zugeschnitten gewesen sei und zwei ziemlich lange Zipfel (γωνίαι, πτέρυγες, πτερά) gehabt habe. Meine praktischen Versuche haben mir gezeigt, dafs mit einer so gestalteten Chlamys sich der Faltenwurf, wie ihn die Abbildungen zeigen, nicht gut nachbilden läfst. Darum braucht man die Richtigkeit der Angabe der beiden angezogenen Stellen keineswegs anzuzweifeln; die Angabe stimmt auch für die oblonge Chlamys, nur mufs man die Rundung nicht auf den Schnitt, sondern auf das Aussehen der getragenen Chlamys beziehen. Und das erscheint schon deshalb wahrscheinlicher, weil das Aussehen eines Kleidungsstückes am Körper am ehesten in die Augen fällt. In der That hängt die Chlamys, wenn sie, mit einer Spange vorn auf der Brust zusammengenestelt, über beide Arme herabfällt und somit den ganzen Oberkörper bedeckt, vorn wie hinten halbkreisförmig mit zwei Zipfeln auf beiden Seiten herab. Die Peripherie des Halbkreises liegt auf der Brust wie auf dem Rücken nach dem Kopfe, nicht nach den Füfsen zu.

Ebensowenig läfst sich mit dem Schnitte etwas anfangen, den A. Rich in seinem illustrierten Wörterbuche der römischen Altertümer (s. v. Chlamys) der Chlamys giebt. Er setzt an beiden Seiten des oblongen Tuches zur Hervorbringung der beiden πτέρυγες einen Zwickel an von der Form eines recht- oder stumpfwinkligen Dreiecks.

Am besten zeigt den oblongen Schnitt, der durch praktische Versuche sich leicht als richtig bestätigen läfst, die flatternde Chlamys des von der Eos verfolgten Kephalos (B. D. 524). Die Abbildung zeigt zugleich die Art, wie die Chlamys umgelegt wurde; sie wird auf der Brust (B. D. 421. 422. 1386. 1387) oder auf der rechten Schulter (B. D. 463. 706. 774. 1267) genestelt oder ohne Nestelung über die Arme bezw. den Rücken geworfen. Gewöhnlich die Schmalseiten, aber auch die untere Längsseite, wurden mit einem buntfarbigen Streifen geschmückt. In die vier Zipfel nähte man meistens Gewichte, um einen schöneren und strafferen Faltenwurf zu erzielen.

Ich gehe nunmehr zu der Kleidung der Römer über und folge in meiner Beschreibung insbesondere den Ausführungen von J. Marquardt, Das Privatleben der Römer 2. Teil, 2. Auflage von A. Mau.

Von dem, übrigens linnenen Lendenschurze (*subligaculum*), den der römische Mann, auch wohl die römische Frau, der erstere

noch in historischer Zeit trugen, ist bereits oben die Rede gewesen.

In der historischen Zeit war das von Männern und Frauen, zu Hause und auf der Strafse getragene Hauptkleidungsstück die Tunika[1]). Ihre Gestallt entspricht genau der zweiten Form des Chitons, der auf den Schultern genäht ist und an den beiden oberen Seiten Schlitze zum Durchstecken der Arme hat. Eingesetzte Ärmel finden sich auch bei der Tunika; diese reichen aber höchstens bis zur Hälfte des Armes. Die langen Ärmel der *tunica manicata* galten wie die am χιτὼν χειριδωτός bei den Griechen für barbarisch, bei den Römern für weichlich und wurden erst im dritten und vierten nachchristlichen Jahrhundert allgemeiner hauptsächlich von Vornehmen getragen. Sind so *tunica* und χιτών an Gestalt gleich, so besteht im Stoffe zwischen beiden ein sehr wesentlicher Unterschied. Die Tunika ist nämlich von Wolle. Leinene Tuniken wurden erst im dritten nachchristlichen Jahrhundert eingeführt. Die Tunika wurde über den Hüften gegürtet und reichte dann, wenigstens bei den Männern, bis zu den Knieen; ungegürtet trug man sie höchstens aus Bequemlichkeit zu Hause oder bei geschäftlichen Verrichtungen.

Gewöhnlich zog man, schon zur Zeit des Plautus, 2 Tuniken an, von denen die untere, etwa wie unser Hemd bezw. unsere lange wollene Unterjacke, enger und kürzer war als die obere. Sie hiefs bei Männern und Frauen *tunica interior* oder *subucula*. Frauen, besonders junge Mädchen legten um die Brust auch wohl noch eine Binde (*fascia pectoralis* oder *mamillare*, letzteres aus feinem Leder). Die obere weitere Tunika hiefs bei den Männern nur *tunica*, bei den Frauen *indusium (induere)* oder *tunica indusiata*. Gegürtet wurde nur die obere Tunika. Aus Gesundheitsrücksichten trug man auch wohl mehrere Tuniken. Von Augustus erzählt Sueton, dafs er aufser der *subucula* und einem *thorax laneus*, unserer kurzen wollenen Unterjacke entsprechend, nicht weniger als vier Tuniken übereinander trug.

Ein bekannter Besatz der Tunika ist der *clavus*, ein Purpurstreifen, der vorn auf der Brust bald breit, bald schmal je nach dem Stande des Trägers, vertikal von oben nach unten lief und entweder aufgesetzt oder eingewebt war. Nach der Breite dieses Besatzes hiefs die Tunika *laticlavia* oder *angusticlavia*. Nach der gewöhnlichen Annahme hatte jene nur einen breiten, am Halse beginnenden, diese zwei schmälere, links und rechts vom Halse ab nach unten sich hinziehende Streifen. Marquardt giebt auch der *laticlavia* zwei Streifen. Nicht unwahrscheinlich ist es, dafs

---

[1]) Prof. Nöldeke ist nach Studniczka a. a. O. S. 116 geneigt, *tunica* von der verballhornisierten Form *cituna* aus dem Punischen abzuleiten, während andere *tunica* durch Abfall der ersten Silbe aus dem phönizischen *kuttōn* (κιθών) entstanden sein lassen.

auch auf dem Rückenteile die Streifen angebracht waren. Beide Tuniken wurden übrigens nicht gegürtet.

Das Nationalkleid der Römer war die Toga. Sie wurde ursprünglich von Männern und Frauen neben dem Schurze als einziges Kleidungsstück, also ohne die Tunika, getragen. Bei den Frauen wurde sie später durch die Palla völlig ersetzt, und sie blieb allein „den *meretrices* und allen bescholtenen Frauen, namentlich den *iudicio publico damnatae, in adulterio deprehensae*“ vorbehalten (Marquardt a. a. O. S. 44 Anm. 1). Die Männer dagegen trugen sie — aufser den Verbannten und Fremden — selbst in den spätesten Zeiten, wo an ihre Stelle im alltäglichen Leben andere Kleidungsstücke getreten waren, wenigstens bei allen offiziellen Gelegenheiten. Zu Hause und bei der Arbeit legte man die Toga auch in der früheren Zeit ab.

Nach Sueton (Aug. 73) haben wir drei Arten von Togen zu unterscheiden: eine *toga restricta*, eine *toga neque restricta neque fusa* und eine *toga fusa*. Alle drei waren später wohl nebeneinander im Gebrauche, bildeten sich aber erst im Laufe der Zeit in der angegebenen Reihenfolge aus. Die älteste Toga der Römer ist die *restricta*; deren Umfang erweiterte sich zur Zeit der Republik und wuchs weiter in der Kaiserzeit zu jenen Dimensionen an, die ihr den Namen einer *fusa* eintrugen und die wir gewöhnlich bei einer Toga voraussetzen.

Über den Schnitt der beiden ersten Arten besteht unter den Gelehrten keinerlei Zweifel. Dionys von Halikarnafs (III 61) nennt die Toga ein περιβόλαιον ἡμικύκλιον; mit Recht bezieht A. Müller (B. D. S. 1825) diese Bezeichnung auf die abgerundeten Enden der Toga, die damit in einen Gegensatz treten zu den viereckigen Enden des griechischen Himations (*pallium*). Im übrigen entsprachen die Ausmafse und die Art des Umlegens genau denen des oben beschriebenen Himations, nur hat man bei der *toga neque restricta neque fusa* eine gröfsere Stoffmenge vorauszusetzen als bei der *toga restricta*. Die Weise des Anlegens dieser Toga zeigt B. D. 553, die jener Fig. 1921.

Über den Schnitt der *toga fusa* der Kaiserzeit herrschen dagegen die verschiedensten Ansichten. Entsprechend meiner Auffassung von der Entwicklung der Tracht mufs sich ihre Form aus der vorhergehenden herausgebildet haben, und ich vermag deshalb auch ebensowenig wie Marquardt die Auffassung von dem eigenartigen Schnitte der Toga (B. D. 1919), den von der Launitz als richtig nachzuweisen versucht und A. Müller neuerdings verteidigt, mir zu eigen zu machen. Ich schliefse mich vielmehr, wiederum mit Marquardt, der Ansicht von H. Weifs (Kostümkunde I 2 S. 956) bezüglich des Schnittes und der Ausmafse an, komme aber in Bezug auf das Umlegen auf Grund meiner praktischen Versuche zu einem andern Ergebnis. Ich kann hier nicht in eine zu weit führende Besprechung der einzelnen Auffassungen

eintreten und begnüge mich damit, an der Hand der auch von anderen herangezogenen, für die Toga der Kaiserzeit geradezu klassischen Stelle bei Quintilian (XI 3, 139) meine Ansicht darzulegen.

Die Länge der *toga fusa* beträgt nach Weifs mindestens dreimal die Höhe eines ausgewachsenen Mannes, wie die des Himations, während ihre Breite, im Gegensatze zu diesem, mindestens zweimal soviel betrug. Sie kommt jedenfalls als viereckiges Stück Zeug vom Webstuhle und mufs nun passend zugeschnitten, d. h. fast zu einem Oval abgerundet werden, da sie sonst bei dem Umlegen unschön, unregelmäfsig und zu voll in ihren Enden herabfallen würde (*ipsam togam rotundam esse et apte caesam velim; aliter enim multis modis fiet enormis*). Beim Umlegen verfährt man folgendermafsen: Der Diener — ein solcher ist hierbei nicht zu entbehren — nimmt die Toga der Länge nach über beide Arme und legt, mit der Kante der einen Längsseite beginnend, etwas mehr als das erste Drittel der ganzen Länge in Falten auf die linke Schulter seines Herrn. Dieses fällt dann in geraden Längsfalten auf der linken Seite des Vorderkörpers herab und liegt mit seinem überschiefsenden Teile vor dem linken Fufse auf dem Boden [1]). Die Längskante des Tuches, mit der man begonnen und die man an die linke Seite des Halses gelegt hat, führt man um diesen hinten herum und legt sie leicht auf die rechte Schulter, so dafs sie, von vorn betrachtet, nur wenig zu sehen ist (B. D. 1917). Sodann greift man unter dem rechten Arme her nach der Mitte der inneren Toga und zieht das angefafste Stück zusammengerafft unter diesem her nach vorn wagrecht (*oblique*) über den Leib, so dafs es wie ein Gurt (*balteus*) um ihn zu liegen scheint. Es darf nicht zu fest und nicht zu lose angezogen werden. Durch diese Manipulation wird die Toga geteilt, in den *sinus* und die *ima toga*: der eine Teil, der von dem von der Schulter ausgehenden Stücke gebildet wird, fällt in einer bauschigen, sich nach innen vertiefenden Rundung (*sinus*) bis zu den Knieen über den zweiten Teil (*ima pars*), der unterhalb des s. g. Gurtes an der rechten Hüfte beginnt und bis zu dem rechten Schienbeine, auch wohl dem rechten Fufse reicht. (Man vergleiche fortgesetzt die Abbildung 1917!). So wird der Sinus, auf dessen Aussehen man den gröfsten Wert legte, am schönsten gebildet. Bei seiner

[1]) Das nimmt natürlich einige Zeit in Anspruch. Nach Tertullian (de pallio 5) besorgt deshalb auch der Kammerdiener — der inschriftlich bezeugte *vestiplicus* — dieses Geschäft tagsvorher, um die Geduld seines Herrn nicht auf eine zu harte Probe zu stellen. Er legt etwas mehr als das erste an dem abgerundeten Ende beginnende Drittel in Falten, hält diese mit Klammern (*custodibus forcipibus*), die am nächsten Tage natürlich wieder entfernt werden, fest und hängt die gefaltete Toga über einen Kleiderstock. Ebenso konnte die Toga, wenn ihr Träger vorsichtig mit ihr umgegangen war, nach dem Tragen gefaltet wieder auf dem Kleiderstock aufbewahrt werden.

Anordnung kommt es also wesentlich darauf an, dafs man unter dem rechten Arme her nicht zu hoch und nicht zu tief nach der Mitte des Tuches greift. Es wird dadurch auch der Faltenwurf auf dem Rücken und dessen Verhüllung bedingt (*sinus decentissimus, si aliquanto supra imam togam fuerit, nunquam certe sit inferior. ille, qui sub umero dextro ad sinistrum oblique ducitur, velut balteus, nec strangulet nec fluat*). Der den Gurt fortsetzende Teil der Toga wird nicht sofort über die linke Schulter geworfen; man führt ihn vielmehr weiter nach der linken Körperseite etwas nach unten (*pars sit inferior*) und holt hinter ihm auch noch von dem ersten Drittel soviel herauf (*subducenda etiam pars*), als vor dem linken Fufse auf dem Boden lag, und legt es in einem knotenähnlichen Bausche (*nodus*) über den *balteus*. Das erste Drittel berührt dann eben den Boden (Figur!). Der über den *balteus* herabhängende *nodus* hält diesen in seiner Lage; andernfalls würde der *balteus* bezw. seine Fortsetzung bei einer Bewegung des linken Armes nicht in der tieferen Lage bleiben, sondern sich nach diesem Arme hin verschieben und damit die vollen bauschigen Bogen des Sinus zerstören (*pars togae, quae postea imponitur* [auf die linke Schulter], *sit inferior; nam ita et sedet melius et continetur. subducenda etiam pars aliqua togae*[1]), *ne ad lacertum in actu redeat*). Erst jetzt schlägt man das letzte Drittel, das von Quintilian als Fortsetzung des *sinus* selbst *sinus* genannt wird, über die linke Schulter, läfst aber den Rand auf den linken Arm aus ästhetischen Gründen herabfallen (*tum sinus iniciendus umero, cuius extremam oram reiecisse non dedecet*). Wollte man nämlich das ganze letzte Drittel nur auf die linke Schulter legen, so dafs der linke Arm davon nicht bedeckt wäre, so würde der die Vorderschenkel bedeckende untere Teil der Toga zu schmal werden, weil sein Rand in einer geraden Linie von der Mitte des linken Schenkels nach dem linken Schultergelenk hinaufliefe. Damit aber würde die ganze Gestalt zu schmal erscheinen und insbesondere die Brust in ihrer Breite, der Schönheit des Mannes, nicht hervortreten (*operiri autem umerum cum toto iugulo non oportet, alioqui amictus fiet angustus et dignitatem, quae est in latitudine pectoris, perdet*). Den linken Unterarm mufs der Träger der Toga in einem rechten Winkel heben; sonst fällt der auf seinen beiden Seiten herabhängende Rand der Toga nach unten (*sinistrum bracchium eo usque allevandum est, ut quasi normalem illum angulum faciat. super quod ora ex toga duplex aequaliter sedeat*).

Auch über den Punkt, bis zu dem die Toga hinten und vorn herabfallen soll, giebt Quintilian Auskunft. Die unter der Toga

---

[1]) Statt des überlieferten *tunicae* lese ich *togae*; einmal ist das nach den Schriftzügen und bei der Ähnlichkeit beider Begriffe möglich, und dann erfordert der ganze Gedankengang diese Änderung. Er wird durch die Erwähnung der Tunika in störender Weise unterbrochen.

getragene Tunika soll vorn mit ihrem Rande etwas unter die Kniee, hinten bis zu den Kniekehlen herabreichen, die Tunika mit dem Clavus als ungegürtet etwas weiter herab (*cui lati clavi ius non erit, ita cingatur, ut tunicae prioribus oris infra genua paullum, posterioribus ad medios poplites usque perveniant. latum habentium clavum modus est, ut sit paullum cinctis submissior*). Die Toga nun soll vorn am besten bis auf die Schienbeine, hinten um ebensoviel tiefer hängen, als der Rückenteil der Tunika tiefer herabhängt als ihr Vorderteil (*pars eius prior mediis cruribus optime terminatur, posterior eadem portione altius qua cinctura*). Dafs indessen von dieser Vorschrift auch abgewichen wurde, zeigen die bei Baumeister mitgeteilten Abbildungen.

Die Toga wurde aus Wolle angefertigt; der Stoff war bei den älteren Togen dicker als bei denen der Kaiserzeit, die ein ganz feines Gewebe voraussetzen. Anderenfalls mufste sich auf der linken Schulter ein dicker, unschöner Wulst bilden. Ohnehin ist die hier lagernde Stoffmasse so grofs, dafs Tertullian von dem Kleidungsstücke als einer Traglast (*sarcina*) spricht.

Die Farbe der Toga war gewöhnlich weifs; der Name unserer Kandidaten erinnert noch an die *toga candida* der Bürger, die sich um ein Staatsamt bewarben. Die Toga der freigeborenen Knaben hatte einen Purpursaum (daher *toga praetexta*), den sie, sobald sie für mannbar erklärt wurden, ablegten und nicht eher wieder annehmen durften, bis sie als erwachsene Männer zu einem höheren Staatsamte berufen wurden. Als gewöhnliche Bürger trugen sie die *toga pura* oder *virilis*. — Die Reinigung der Toga und die Erhaltung ihrer blendenden Weifse war recht kostspielig und wurde von den Walkern besorgt. Der geringere Mann trug deshalb auch eine Toga aus ungebleichter Naturwolle. Ebenso legte in Trauerzeiten auch der wohlhabende Bürger eine dunkle Toga (*toga pulla*) an (*vestem mutare*) und hiefs dann *sordidatus*. Die höheren Beamten trugen bei solchen Anlässen ihre weifse Toga weiter, legten aber den Purpursaum ab. Eine purpurne Toga, die noch mit reicher Goldstickerei versehen war und hiernach *toga picta* hiefs, war dem Triumphator und später dem Kaiser vorbehalten.

Für den Soldaten war die Toga wenig geeignet. Sein Mantel ist das Sagum (*sagum*). Es besteht aus naturfarbiger Wolle und entspricht in seinem Schnitt, der Art des Umlegens und der Befestigung durch eine Fibel, an deren Stelle im Notfalle auch der Bindfaden oder ein Zusammenknoten der Zipfel treten kann, durchaus der oben beschriebenen Chlamys, allerdings einer solchen von gröfserer Breite (B. D. 2266). Es wird das Sagum denn auch von römischen Schriftstellern geradezu chlamys genannt. Das von dem Feldherrn getragene Sagum, das vorzugsweise *paludamentum* heifst, war weifs oder purpurrot und hatte etwas gröfsere Ausmafse als das *sagum gregale*.

Auf die übrigen mantelartigen Gewandstücke (*paenula*, *lacerna*) einzugehen, lohnt sich hier kaum; einmal dürften sie in der Schule kaum erwähnt werden, und dann lassen sich bei der Unsicherheit und dem teilweisen Fehlen bildlicher wie schriftlicher Überlieferung über manche doch nur Vermutungen aussprechen. Wir betrachten nunmehr noch kurz die gewöhnlichsten römischen Frauenkleider.

Von der Tunika und dem Busenbande der Frauen war schon oben die Rede. Das Kleid der ehrbaren Frau war die Stola (*stola*). Sie ist nichts anderes als der griechische lange bis zu den Füfsen herabreichende Frauenchiton und unterscheidet sich von diesem nur dadurch, dafs an ihrem unteren Rande meistens ein besonderer breiter Saum, eine Art von Volant, angebracht ist, der den Namen *instita* trägt. Seine Farbe konnte von der des Gewandes verschieden sein. Die Stola hat wie die erste Form des Frauenchitons keine eingesetzten Ärmel, sie sieht also, wie jener, wie ein oben und unten offener Sack aus. Da sie aus Wolle besteht, so kann sie auf den Schultern statt durch einen Knopf auch mit einer Spange zusammengehalten werden. Sind auf beiden Seiten mehrere Knöpfe oder Spangen angebracht, so entstehen die bereits erwähnten äufserst wirkungsvollen geschlitzten Ärmel (B. D. 192). Diese letzte Form wählte man, wenn die darunter liegende Tunika keine Ärmel hatte, im andern Falle wurde die Stola nur mit einer Spange oder einem Knopfe festgehalten (B. D. 1934). Die Stola wurde gegürtet. Wie bei dem Frauenchiton konnte man das Gewand hinter dem Gürtel heraufziehen und über ihn vorn herabfallen lassen; dadurch entsteht dann der prächtige sich bauschende Überfall, der dem Kleide etwas ungemein Anmutiges verleiht (B. D. 192). Wurde der Gürtel unter der Brust angelegt, so fiel das Gewand in langen geraden Falten herab, die den Gürtel nicht verdeckten (B. D. 1931).

Die weifse Farbe scheint bei der Stola der Matronen die allein übliche gewesen zu sein, während leichtfertigere Frauen grellbunte Farben bevorzugten.

Was bei den Männern die Toga, das ist bei den Frauen die Palla (*palla*.) Sie ist demnach ein Mantel, den man beim Ausgehen anlegte, und entspricht durchaus dem griechischen Himation (*pallium*). Wie dieses ist sie ein oblong zugeschnittenes wollenes, weifses oder buntes Gewandstück, dessen Länge und Breite sich nach dem Geschmack, Stand und Vermögen seiner Trägerin richtete. Meistens wird es dreimal so lang und etwa einundeinhalbmal so breit gewesen sein, als die Körperlänge von den Füfsen bis zur Schulter betrug. Es wurde genau wie das Himation (s. o.) ohne Gürtel und Spange getragen. — Abweichend von dieser Art trägt die B. D. 1938 abgebildete Abundantia die Palla so, wie die Toga umgelegt wird, nur fehlt der *nodus*, während *sinus* und *balteus* vorhanden ist. Es bedarf zur Herstellung dieses Umwurfs

ebensowenig eines gekünstelten Schnittes, den von der Launitz auch hier annimmt, wie bei der Toga.

Die Palla hat als viereckiges Stück Zeug Ähnlichkeit mit dem griechischen Peplos; daher mag es kommen, dafs an verschiedenen Stellen (Ov. Met. 14, 262. Verg. Aen. 6, 555. Liv. 27, 4, 10 u. a.) *palla* geradezu als solcher aufzufassen ist. Man wird deshalb überall da, wo nicht direkt von Römerinnen gesprochen wird, zunächst feststellen müssen, ob nicht die Palla als Kleid, als *indutus*, über dem noch ein Mantel getragen werden kann, anzusprechen ist. In letzterem Falle und da, wo die Palla bis zu den Füssen herabwallt, steht ihre Gleichsetzung mit dem Peplos jedenfalls fest. Es scheint eben den Römern eine Bezeichnung für dieses griechische Kleidungsstück gefehlt zu haben. Marquardt nimmt eine solche dem Peplos gleichzusetzende Palla für die römischen Mädchen und fremden Frauen in Anspruch und wendet auf sie das Wort *tunicopallium* an. A. Müller (B. D. s. v. toga) weist diese Bezeichnung als irrtümlich zurück. Und es erscheint in der That mifslich, dieses von den Grammatikern erfundene Wort, dessen Bedeutung nicht feststeht, für diese Art der Palla zu verwenden. Marquardt scheint mir aber den weiteren Fehler zu begehen, dafs er diese Palla den römischen Mädchen beilegt und sie damit zu einem nationalrömischen Kleidungsstücke macht. Das hat denn auch wohl Mau gefühlt, wenn er zu Marquardts Satze: „Auch die zahlreichen Bronzen von Herculaneum, die alle der Zeit vor 79 angehören, haben fast ausschliefslich diese beiden (*palla* = 1. *toga*, 2. *πέπλος*) weiblichen Kleidungen“ auf S. 580 vermerkt: „Sie sind eben gröfstenteils griechisch gekleidet“.

Wir müssen also festhalten, dafs die Palla der Mantel der römischen Frauen, wie die Toga der der Männer ist, dafs aber das Wort *palla* auch den griechischen Peplos bezeichnet. Ja es vertritt in einem Falle sogar den griechischen (jonischen) Chiton. Und das ist begreiflich, da unter dem Worte Chiton sowohl der dorische (*πέπλος*) als auch der jonische Chiton verstanden wird. Palla würde also auch in diesem Falle eine Übersetzung von *χιτών* sein, und das ist der Fall, wo den Kitharöden u. a., die, wie wir oben sahen, den langen Ärmelchiton (*χιτὼν χειριδωτός* — tunica manicata) tragen, eine Palla als besondere Tracht beigelegt wird, wie Ov. Met. 11, 166 u. a. a. O. Übrigens wird — und das dürfte der schlagendste Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung sein — in diesem Falle auch von einer stola gesprochen.

Ich betrachte es als ein Verdienst von A. Müller, dafs er den vorher schwankenden Begriff der Palla fest umgrenzt und auf die Bezeichnung des römischen Frauenmantels, insoweit sie ein nationalrömisches Kleidungsstück bedeutet, beschränkt hat.

Auf die übrigen für die Behandlung der Schulschriftsteller ferner liegenden römischen Frauengewänder hier einzugehen, darf

ich wohl unterlassen. Ich glaube ohnehin die Geduld des Lesers schon lange genug in Anspruch genommen zu haben, und mehr, als für das Verständnis und die Erklärung der Schulschriftsteller aus dem Kreise der alten Tracht unbedingt notwendig ist, wollte ich nicht bieten. Es sollte mich freuen, wenn ich dem einen oder andern Kollegen eine klarere Vorstellung über dieses oder jenes antike Gewand übermittelt und ihm damit die Anregung zur weiteren Verwertung im Unterrichte gegeben habe.

Offenbach a. M. W. Hensell.

Der Unterrichtsbetrieb auf dem Gymnasium seit Einführung der Lehrpläne von 1892.

In den Lehrplänen und Lehraufgaben von 1901 heifst es unter Absatz 1 der allgemeinen Bemerkungen: „Um die Fortschritte, die in dem Unterrichtsbetriebe seit 1892 auf verschiedenen Gebieten unverkennbar gemacht worden sind, zu sichern und noch zu steigern, u. s. w.“. Inwieweit die aus dieser Wendung sprechende Zuversicht von der Lehrerschaft geteilt wird, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls ist es an der Zeit, auch einmal die Kehrseite des mit dem Jahre 1892 auf dem Gymnasium eingeführten Schulbetriebes zu beleuchten. Denn hier machen sich seit jener Zeit Übelstände geltend, die entweder im unmittelbaren oder mittelbaren Zusammenhange mit jenen Lehrplänen stehen und die ernste Aufmerksamkeit der Beteiligten um so mehr verdienen, als die 1892 neu eingeführten Bestimmungen zum grofsen Teil in die Lehrpläne von 1901 übergegangen sind. Ich meine die Unzuträglichkeiten, die sich infolge der kleinen Ausarbeitungen, der Arbeitspläne, der verallgemeinerten Methode der Klassenarbeiten und der Erteilung von Vierteljahrszeugnissen herausgestellt haben. Allerdings werden die letzteren weder von den älteren noch von den neuen Lehrplänen vorgeschrieben, wohl aber mögen sie die stillschweigende Voraussetzung gebildet haben; denn bei halbjährlichen Zeugnissen ist doch die Gefahr des Zusammenfallens mehrerer gröfserer Hausarbeiten weniger dringend. Jedenfalls hat sich unter den obwaltenden Umständen der Brauch herausgebildet, dafs — mit einziger Ausnahme der kleinen Ausarbeitungen — am Anfange jedes Vierteljahres die Klassenarbeiten dem Arbeitsplane mit einverleibt werden, so dafs damit der Terminkalender für nahezu alle im Laufe des Vierteljahres zu liefernden schriftlichen Arbeiten festgelegt ist.

Was nun zunächst die sogenannten Stilarbeiten anlangt, so werden sie neuerdings zwar von den neusten Lehrplänen nicht mehr so nachdrücklich empfohlen, ja sie nehmen sogar eine recht bescheidene Stelle ein, immerhin haben sie sich auch in diesen erhalten. Diese

Übungen sollen den Schüler gewandter und sicherer im Ausdruck machen und sind insofern eine Ergänzung zum deutschen Unterricht. Dafs der Teil des deutschen Unterrichts, der sich mit der Anleitung zum Aufsatzschreiben zu befassen hat, einer sorgfältigeren Gliederung bedarf, als ihm bis jetzt und auch in den neusten Lehrplänen zu teil wird, ist zweifellos, nur sieht man an diesem Falle wieder, wie erstaunlich unsicher wir Deutschen in der didaktischen Behandlung unserer Muttersprache sind. Diese Unsicherheit ist lediglich die Folge der mannigfachen Vorurteile, mit denen man dieser Frage gegenübertritt; auf keinen Unterrichtsgegenstand haben veraltete überlieferte Anschauungen so nachteilig gewirkt wie auf das Deutsche. Da soll die Muttersprache an der fremden gelernt werden, die Vervollkommnung darin soll den Jahren überlassen bleiben, jede Unterrichtsstunde soll die Besserung des Schülers in der Muttersprache als Nebenfrucht zeitigen, und schliefslich vermehrt man die Zahl der Aufsätze durch die Stilarbeiten, wie es scheint, in der Absicht, um durch die Masse der schriftlichen Übungen die Besserung zu erzwingen. Die durchschnittlich mittelmäfsigen Leistungen im deutschen Aufsatz sollten uns wohl darüber die Augen öffnen, dafs die vorerwähnten Theorieen auf Selbsttäuschung beruhen und dafs sich die Einführung der Stilarbeiten, deren Ergebnis sich jetzt nach zehnjähriger Praxis übersehen läfst, als völlig nutzlos erwiesen hat. So wenig geleugnet werden soll, dafs der mit den Stilarbeiten verbundene Grundgedanke richtig ist, so verfehlen diese doch bei der jetzigen Organisation ihren Zweck und sind ein Hemmnis für den Gesamtunterricht. Denn durch sie wird die einheitliche Handhabung des deutschen Unterrichts in Frage gestellt, weil auch alle diejenigen wissenschaftlichen Lehrer zu denselben herangezogen werden, die jenem Unterricht sonst fernstehen; sodann aber kann nicht verhütet werden, dafs sie in vielen Fällen mehr nach sachlichem als nach stilistischem Gesichtspunkte beurteilt werden. Überhaupt macht sich bei der Korrektur und Beurteilung derselben eine gewisse Unsicherheit geltend, insofern auf der einen Seite nachdrücklich die stilistischen Forderungen betont werden, während doch anderseits nicht mindere Erwägung verdient, dafs eine einseitige Pflege des Stils ohne Rücksicht auf den Inhalt zu bedenklichen Folgen führen mufs. Dieser Widerstreit zwischen stilistischem und sachlichem Gesichtspunkte macht es zum Teil erklärlich, dafs häufig nicht blofs die Ergebnisse der Stilarbeiten eines einzelnen Schülers unter sich, sondern auch von denjenigen im deutschen Aufsatze wesentlich abweichen. Bei so wechselnden Ergebnissen kann daher der Beurteilungswert nur gering sein, und der Lehrer des Deutschen, welcher dieselben etwa bei Aufstellung der Gesamtzensur im Deutschen zu berücksichtigen hat, wird in grofse Verlegenheit geraten; läfst er sie aber unbeachtet, dann ist schwerlich zu er-

warten, dafs die Schüler diesen Übungen die gebührende Wichtigkeit beilegen und ihnen den wünschenswerten Eifer entgegenbringen werden. Dazu kommt, dafs sie bei den Schülern eine gewisse fingerfertige Manier erzeugen, bei der es ihnen weniger um strenge Durchführung des Themas, geschlossene Darstellung und treffenden Ausdruck als um Füllung einer gewissen Seitenzahl und rechtzeitige Erledigung der Aufgabe zu thun ist. Es liegt nahe, dafs sich diese lockere Auffassung leicht auf die Behandlung des deutschen Aufsatzes überträgt, wenn sie in den Schülern nicht gar den Irrtum erweckt, als seien sie nunmehr des Privatfleifses im Deutschen überhoben. Dieser ist aber um so notwendiger, als eine grofse Zahl der Schüler, welche aus weniger gebildeter Umgebung hervorgehen, durch die jenen Kreisen eigene fehlerhafte oder mundartliche Ausdrucksweise nachteilig beeinflufst werden. Daher kommt es besonders, dafs die Leistungen der einzelnen Klassen in keinem Fache so ungleich sind wie im Deutschen. Für diese zahlreichen Schüler können die kleinen Ausarbeitungen nicht den ihnen beigelegten Übungswert haben, da sie sich selbst bei befriedigender Aneignung des Stoffes nicht auszudrücken wissen und durch die beschränkte Arbeitszeit zu allen möglichen Denk- und Formfehlern verleitet werden. Dabei greifen diese Übungen um so hemmender in den Unterricht ein, als die den einzelnen Fächern überwiesenen Jahrespensen ohnehin reichlich bemessen sind und der regelmäfsige Fortgang des Unterrichts überdies schon häufig genug durch Fachprolokos unterbrochen wird. Der Lehrer steht aber diesen Übungen mit dem peinlichen Bewufstsein gegenüber, dafs sie die Störungen im Unterrichtsbetriebe sowie die anstrengende Korrektur flüchtig entworfener, schlecht geschriebener und vielfach verbesserter Arbeiten nicht im entferntesten lohnen. Bei diesen ungünstigen Erfahrungen mit den kleinen Ausarbeitungen drängen sich besonders zwei Gesichtspunkte auf, nämlich einmal dafs die Leistungen im Deutschen nicht durch die vorerwähnte Mitwirkung der andern wissenschaftlichen Fächer, sondern lediglich durch zweckmäfsige Anordnung des deutschen Unterrichts gehoben werden können, sodann aber dafs die Erlangung einer befriedigenden Fertigkeit im Aufsatzschreiben weit mehr vom häuslichen Fleifs als von noch so zahlreichen Aufsätzen und Stilarbeiten abhängig ist. Aber dieser häusliche Fleifs mufs seine bestimmende Richtung erhalten durch Stilübungen, welche dem deutschen Unterricht organisch eingefügt werden, Übungen in der Variierung des einzelnen Ausdrucks, des Satzbaues, der Satzverbindungen u. s. w., mögen sie sich nun, wie in den oberen Klassen, auf einem abstrakteren synonymischen oder, wie in den unteren und mittleren Klassen, auf einem konkreteren und an einen Erzählungsstoff angeschlossenen Verfahren aufbauen. Leider steht diesem Gesichtspunkte wieder das Vorurteil im Wege, ver-

möge dessen man den Gedanken als den besseren Teil und den Stil als minderwertiges Beiwerk ansieht. Als ob Gedanke und Form auseinanderfallen wie Kern und Schale! Man kann eben nicht begreifen, dafs der Schüler am Stilisieren Denken lernt, weil Denken und Sprache untrennbar miteinander verbunden sind. Die stilistischen Übungen bilden den wichtigsten Bestandteil des deutschen Unterrichts, weil sie das Denken klären, das Stilgefühl wecken und das Interesse an der Privatlektüre anregen. Ist es nicht ungerecht, dafs man den Schüler für seine stilistische Vervollkommnung verantwortlich macht, während der Unterricht, von den sparsamen Übungen in den unteren Klassen abgesehen, keine Anleitung bietet? Ist es nicht zugleich sehr unpraktisch, dafs man in den Aufsätzen immer und immer wieder die jugendlichen Darstellungsunarten korrigiert und rügt, statt dafs man ihnen durch eine systematische Unterweisung den Boden entziehen sollte? Aber Hand in Hand mit stilistischen Klassenübungen mufs die regelmäfsige Privatlektüre des Schülers gehen, wenn dieser Unterricht Früchte tragen soll. Die kleinen Ausarbeitungen beruhen, wie gesagt, auf einem richtigen Grundgedanken, aber in ihrer gegenwärtigen Organisation sind sie ein Versuch ins Blaue und zugleich eine Belästigung des Gesamtunterrichts.

Wenn aber die Schüler zu Hause regelmäfsig lesen sollen, dann müssen sie vor allen Dingen Zeit dazu haben. Allein niemals haben sie weniger Mufse zu freiwilliger Thätigkeit gehabt als jetzt. Und doch ist diese freiwillige Thätigkeit so wichtig für ihre Vervollkommnung in den einzelnen Fächern wie namentlich für die Entwickelung eines tieferen, wissenschaftlichen Interesses. Zwar sprechen die neuen Lehrpläne in durchaus berechtigter Weise die Erwartung aus, dafs der Gesichtspunkt der Abstufung der Lehrfächer je nach ihrer Bedeutung für das Wesen der Schule beachtet wird, allein dieser Erwartung wird bei dem gegenwärtigen System schwerlich Rechnung getragen werden können. Denn mit den vier bezw. drei jährlichen Schulzeugnissen und den sowohl die gröfseren häuslichen wie die Klassenarbeiten umfassenden Arbeitsplänen sind Einrichtungen geschaffen, welche an die Arbeitskraft der Schüler wesentlich erhöhte Anforderungen stellen und in ihren Folgen nachteilig auf die Beschaffenheit des Wissens und den Geist der Schule einwirken. Dabei soll keineswegs verkannt werden, dafs durch die Vermehrung der jährlichen Zeugnisse die Eltern in kürzeren Fristen über das Verhalten ihrer Söhne auf dem Laufenden erhalten und zu regerem Zusammenwirken mit der Schule veranlafst werden, wie dafs anderseits durch die Arbeitspläne eine gleichmäfsige Verteilung der Haus- und Klassenarbeiten vorgesehen wird. Allein diese beiden Einrichtungen sind von so tiefgreifendem Einflufs auf Schulbetrieb und Lehrverfahren, dafs die Verwirklichung jener wohlgemeinten Absichten mit grofsen Nachteilen verbunden ist; es sind Zwangs-

mittel, welche einen gewissen äufseren Erfolg verbürgen mögen, aber die Grundlagen einer gediegenen und zumal gymnasialen Bildung erschüttern. Wenn die Schule besonders im Interesse der Eltern nicht auf einen solchen Druck verzichten zu können glaubt, so würde sich meines Erachtens ein Versuch mit Zeugnissen lohnen, die ausnahmsweise am Ende des ersten und des dritten Vierteljahres denjenigen Schülern erteilt würden, welche hinter den Anforderungen zurückgeblieben sind und nur bei angestrengtem Fleifs das Ziel erreichen können. Diese ausnahmsweise verhängten Noten würden vermutlich wirksamer sein als die jetzt von den Eltern am Ende jedes Vierteljahres gewohnheitsmäfsig erwarteten.

Was zunächst die Arbeitspläne anlangt, so greifen sie so tief in die Anordnungen des Lehrers ein, dafs die im voraus für die schriftlichen Arbeiten festgelegten Termine sich mit dem Unterrichtsgange schwer vereinigen lassen. Durch die Eintragung ist der Lehrer gebunden, die Arbeiten dann liefern zu lassen, wenn sie nach dem Plane fällig sind, während seine Unterrichtszwecke gewöhnlich andere Zeitpunkte geboten erscheinen lassen. Sodann hat die Erfahrung gelehrt, dafs durch die Arbeitspläne die Zahl der Klassenarbeiten übermäfsig vermehrt wird, besonders weil jeder Lehrer bei der Eintragung begreiflicherweise nur seine eigenen Fächer im Auge hat.

Die Arbeitspläne sind allerdings die unerläfsliche Vorbedingung zu den vermehrten Jahreszeugnissen, insofern sie das Material zur Beurteilung des Wissens an die Hand geben. Dieses Beurteilungsmaterial wird, solange man an den vermehrten Jahreszeugnissen festhält, in den meisten Fächern vorwiegend den Klassenarbeiten entnommen werden müssen, weil alle diejenigen Lehrer, welche in Klassen von durchschnittlich 30 Schülern mit so wenigen Stunden beschäftigt sind, dafs sie diese in Zeiträumen von durchschnittlich 10 Schulwochen nicht gründlich durchfragen können, ihre Zuflucht zu diesem schriftlichen Verfahren nehmen müssen, um eine dem Kenntnisstande der Schüler entsprechende Vierteljahrszensur aufstellen zu können. Denn bei einem mit 2 Unterrichtsstunden ausgestatteten Fache verbleiben in 10 Schulwochen — die Unterrichtsstunde zu durchschnittlich 50 Minuten berechnet, die auf Abfragen und Vortrag zu verteilen sind — im ganzen etwa 8 Stunden zum Durchfragen einer Klasse mit der oben bezifferten Besetzung. Bei dieser Schätzung sind weder Stunden von 45 Minuten Dauer noch Stundenausfälle noch irgendwelche Störungen in Anschlag gebracht. In welches Gedränge werden aber erst die Lehrer der Erdkunde von Untertertia bis Untersekunda geraten, die nur eine wöchentliche Stunde zur Verfügung haben! Die zahlreichen Prolokos sind gegenwärtig das gröfste Übel in unserem höheren Schulwesen, und doch darf man nicht vergessen, dafs sie unter den jetzigen Verhältnissen not-

wendig sind, wenn die Zeugnisse nicht das Werk flüchtiger Eindrücke sein sollen. Wie ist nun mit dieser Notlage die Forderung der neuesten Lehrpläne in Einklang zu bringen: „Mit aller Entschiedenheit ist einer einseitigen Wertschätzung des sog. Extemporales entgegenzutreten“ (S. 74, 6)? Doch nur durch die Beseitigung der Quartal- oder Tertialzeugnisse, welche diesen Massenbetrieb der Klassenarbeiten hervorgerufen haben. Bevor wir indes diese letzteren auf ihren didaktischen und allgemein pädagogischen Wert prüfen, müssen wir noch einige andere Folgen der Zeugnisvermehrung erörtern. Es mufs jedenfalls schwerwiegende Bedenken erwecken, wenn, wie bei dem gegenwärtigen Verfahren, die Zensuren über den immerhin kurzen Zeitraum des letzten Vierteljahres allein ausschlaggebend für die Versetzung sind. Hierin liegt eine Ermutigung für den begabten, aber unfleifsigen Schüler, sich drei Vierteljahr lang gehen zu lassen und erst im letzten seine Kräfte anzuspannen, und für den schwachbegabten, sich für die Anforderungen des letzten Vierteljahres mit Hilfe von täglichen Privatstunden notdürftig zustutzen zu lassen. Beide Arten von Schülern erzielen auf ihre Weise zum Schlufs eine überraschende Aufbesserung der Nummern, welche sie zwar formell oder bei milderer Beurteilung zur Versetzung empfiehlt, während ihre Reife begründete Zweifel erwecken mufs. Dieses Verfahren wirkt aber weder erziehlich auf den jugendlichen Willen noch günstig auf den Kenntnisstand der Schule. Denn in der folgenden Klasse zeigen diese Schüler dann die vorher leidlich verhüllten Schwächen wieder, sie vermehren ihre Wissenslücken bei der Durchnahme neuer Pensa und sind ein Hemmnis für ihre strebsameren und begabteren Mitschüler. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erweisen sich solche Versetzungen als Scheinerfolge, welche die Schüler über ihr Können täuschen, erschwerend auf den Unterricht wirken und den Durchschnitt der Klassenleistungen herabdrücken. Für den Schulbetrieb wie für das Streben der Schüler wäre es daher dringend wünschenswert, wenn bei der Entscheidung über die Versetzung die halbjährlichen Leistungen zu Grunde gelegt würden, da die vierteljährlichen in vielen Fällen einen trügerischen Mafsstab bieten. Nicht minder nachteilig erweisen sich die Vierteljahrzeugnisse insofern, als durch ihre Einwirkung eine von Jahr zu Jahr zunehmende Zahl von Schülern, welche entweder der Ehrgeiz oder die Unschlüssigkeit ihrer Eltern auf der Anstalt festhält, bis in die obersten Klassen befördert und in die akademische Laufbahn hineingedrängt werden, auf die sie weder Begabung noch Neigung noch auch oft ihre Mittel hinweisen. Solche Schüler wären besser beraten, wenn sie zeitig auf die Grenzen ihrer Befähigung aufmerksam gemacht und nach Erwerbung des Zeugnisses für den einjährigen Militärdienst zum Verlassen der Schule bewogen würden, statt dafs sie durch die Gewährung von allerhand Erleichterungen in einer ver-

fehlten Berufswahl bestärkt würden. Die Universitäten und Behörden wären den höheren Schulen gewifs sehr dankbar, wenn sie rechtzeitig dem Andrange ungeeigneter Elemente wehrten. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, dafs durch die gegenwärtige Einrichtung die Klassen im allgemeinen mit zu jugendlichen Schülern gefüllt werden, die in mehrfacher Hinsicht den Unterrichtsgang nachteilig beeinflussen.

Ich habe oben die zahlreichen Prolokos, die ein Notbehelf bei dem gegenwärtigen Schulbetriebe sind, das gröfste Übel in unserem höheren Schulwesen genannt und mufs hier sogar die Befürchtung aussprechen, dafs sie dem Gymnasium noch nachteiliger sind als den beiden andern höheren Schularten. Sollte sich diese Befürchtung bestätigen, so könnte das für dieses bei dem gegenwärtigen Wettbewerbe der drei höheren Anstalten verhängnisvoll werden. Ich wende mich selbstverständlich nicht gegen die Methode der Klassenarbeiten an sich, sondern gegen die Übertreibung dieser Methode und gegen ihre Anwendung auf alle wissenschaftlichen Fächer. Die pädagogischen Vorzüge, welche man den Klassenarbeiten nachrühmt, sind nach gewissen Gruppen von Lehrfächern verschieden. In allen jedoch gelten sie als die zuverlässigste Probe des Könnens, in den Sprachen und der Mathematik wird ihnen zugleich die Entwickelung einer gewissen Schlagfertigkeit zugeschrieben, in den Realien, in welchen man gewöhnlich nur die Wiedergabe positiver Thatsachen verlangt, werden sie wegen des Zeitgewinns empfohlen. Nach dem ersten und letzten dieser Gesichtspunkte erleichtern und beschleunigen sie also die Beurteilung der Leistungen, nach dem zweiten steigern sie die Findigkeit und Entschlufsfähigkeit der Schüler. Dafs den Klassenarbeiten, als Mafsstab des Könnens, ein gröfserer Wert innewohnt als den häuslichen Exerzitien und Ausarbeitungen, soll nicht bestritten werden; allein sie sind nicht das einzige Mittel zur Ergründung des Wissens, da das mündliche Verfahren, und in den fremden Sprachen namentlich die schriftlichen Übersetzungen nach Diktat, mit Rücksicht auf die gröfsere Mannigfaltigkeit der Übungen mindestens eine nicht minder zuverlässige Gewähr bieten. Ebenso mufs den Klassenarbeiten in den Realien gegenüber dem mündlichen Verfahren der Zeitgewinn zugestanden werden, nur dafs auch hier wieder das letztere als vielseitiger und gründlicher bezeichnet werden mufs. Dagegen kann die Entwickelung der Schlagfertigkeit nur denjenigen Schülern zu gute kommen, die Wissen und Scharfsinn genug besitzen, um aus einer Reihe von Thatsachen auf den vorliegenden Fall zu schliefsen, also den gutbeanlagten, während die mittelmäfsigen und schwachen Schüler stets in dem Mafse Schwankungen und Fehlgriffen ausgesetzt sind, als ihnen neben ausreichendem Wissen vor allem die kombinatorische Fähigkeit abgeht. Und dem Grade der Findigkeit entspricht der Grad der Entschlufsfähigkeit; denn die klare

Einsicht beschleunigt den Entschlufs, wie die Unklarheit ihn verzögert; die Schlagfertigkeit aber, die angeboren ist, anerziehen wollen, hiefse Unbegabte begabt machen wollen, was keine Unterrichtsmethode anstreben wird. Im übrigen wird bei den Klassenarbeiten in den fremden und namentlich in den alten Sprachen zu stark betont, dafs sie im Vergleich zu den Hausexerzitien Unehrlichkeiten verhüten; es wird dabei auch zu wenig beachtet, dafs das durch jene eingeprägte Wissen eng begrenzt und lückenhaft ist, da der Schüler sich bei denselben immer in seinem beschränkten Wissens- und Vorstellungskreise bewegen mufs und mit Grammatik und Lexikon ganz unzureichend bekannt wird. Am meisten gefährdet ist bei den jetzigen Verhältnissen die lateinische Grammatik; denn einmal wird das Interesse an derselben durch die Vermehrung der Lektüre beeinträchtigt, und dann büfst sie durch die Klassenarbeiten zu viele Stunden ein. Dieser Gesichtspunkt bedingt die Durchnahme der grammatischen Abschnitte in zu rascher Folge und zugleich die Einseitigkeit der grammatischen Übungen. Denn in den unteren und mittleren Klassen beschränkt sich der grammatische Unterricht auf die Einprägung der Regeln und ihre Anwendung in den Prolokos. Daraus erklären sich die immer häufiger beobachteten Mängel grammatischer und lexikalischer Unsicherheit und stilistischer Farblosigkeit, denen durch die bei der Lektüre schlechterdings unentbehrlich gewordenen gedruckten Präparationen und Wörterbücher erheblich Vorschub geleistet wird. Ein so notdürftiges Wissen reicht aber weder zur Übertragung aus dem Deutschen aus, noch bietet es eine zuverlässige Stütze bei der Lektüre. Soll der Schüler den Anforderungen nach beiden Richtungen mehr gewachsen sein, so mufs ihm zur Aufnahme und Verarbeitung des grammatischen Stoffs mehr Zeit und zur Übung im Lateinschreiben häufiger Gelegenheit gegeben werden. Wenn in kürzeren Schulvierteljahren 2 und in längeren 3 Klassenarbeiten angefertigt würden, so könnte man die Zeit erübrigen, um den grammatischen Unterricht durch schriftliche Übersetzungen nach Diktat oder aus einem Übungsbuch und durch häusliche Exerzitien mannigfaltiger und das Wissen der Schüler im Lateinischen vielseitiger zu gestalten. Allerdings würde es sich empfehlen, wenn diesen Übungen freier gewählte Aufgaben zu Grunde gelegt würden, da die an die Lektüre angeschlossenen Übersetzungsstoffe zwar dankbarer für die Schüler sind, aber zu wenig Übungswert besitzen. Meines Erachtens würde auf regelmäfsige schriftliche Klassenübungen mehr Gewicht gelegt werden müssen, da sie bei hohem Übungswert die Hast und Aufregung der Prolokos und zugleich die mit den häuslichen Exerzitien verbundenen Unredlichkeiten ausschliefsen, während diese Exerzitien, die ja besonders bei den mittleren und oberen Klassen in Frage kommen, immerhin den nicht zu unterschätzenden Vorzug besitzen, dafs sie dem Schüler

Anlafs bieten, sich bei ruhiger Überlegung über allerhand grammatische, lexikalische und stilistische Fragen aufzuklären. Wie viel Zeit mit den Klassenarbeiten in den fremden Sprachen verschwendet wird, erhellt aus der einfachen Erwägung, dafs eine jede im Durchschnitt zwei Stunden in Anspruch nimmt, eine zur Anfertigung und eine zweite zur Besprechung einer Fehlerzahl, die mit Rücksicht auf die die Abfassung begleitenden Umstände nicht gering zu sein pflegt. Dazu kommt, dafs die Klassenarbeiten mit den vorerwähnten Übungen nicht auf gleiche Stufe gestellt werden können, teils weil die kurze Arbeitszeit sowie ihre anerkannte Bedeutung für Zensur und Versetzung die mittleren und schwächeren Schüler an einer ruhigen und besonnenen Überlegung hindert, teils weil sie zu einseitig auf die Regeln zugeschnitten oder zu eng an die Lektüre angelehnt zu sein pflegen. Gegen den Zeitverlust dieser Methode wird eingewandt werden, dafs man denselben durch Klassenarbeiten mit einer Zeitdauer von 20—25 Minuten wesentlich herabmindern könne. Allerdings wird dann viel Zeit gespart werden, aber auf Kosten des Beurteilungswertes dieser Arbeiten. Denn was in so kurzer Zeit von der grofsen Mehrheit der Schüler geleistet werden kann, ist entweder von so geringem Umfange oder der Lektüre so treu nachgebildet, dafs es keinen zuverlässigen Mafsstab des Könnens bietet.

Kann man den Klassenarbeiten hiernach nur einen bedingten Wert zusprechen, so wird ihre Übertragung auf alle wissenschaftlichen Fächer und ihre herkömmliche Bedeutung für die Beurteilung der Leistungen eine Gefahr für das höhere Schulwesen, namentlich aber für die Gymnasien. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs sich der Schwerpunkt, welcher im Gymnasium auf dem Deutschen und den alten Sprachen ruhen soll, jetzt mehr und mehr zu Gunsten der Nebenfächer verschiebt, welche infolge erhöhter Anforderungen und erhöhter Geltung den Hauptfächern ein entsprechendes Mafs von Fleifs und Interesse entziehen. Diese Konkurrenz wird durch die Klassenarbeiten um so fühlbarer, als sie die häusliche Arbeit des Schülers vermehren, welcher ihnen nicht ohne Grund ein entscheidendes Gewicht beilegt. Die Beeinträchtigung, welche die alten Sprachen einmal durch den Verlust an Stunden infolge der vielen Klassenarbeiten und dann durch die stärkere Entziehung von Fleifs und Interesse infolge der verallgemeinerten Anwendung jener Methode erfahren, kann der Reform, die abgewehrt werden soll, nur den Boden ebnen. An diesem Ausblick kann die ziffermäfsig höhere Bewertung der Hauptfächer bei der Aufstellung der Zeugnisse und bei der Versetzung wenig ändern, da sie nicht viel mehr darthut als den Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Man sollte meinen, dafs das Gymnasium nach dem früheren Abstrich an Lehrstunden in den alten Sprachen alle Ursache hätte, die ver-

bliebenen zu Rate zu halten und seinen Schulbetrieb mehr zu konzentrieren.

Leider kann man nicht sagen, dafs der durch die Methode der Klassenarbeiten hervorgerufene Stundenverlust durch die Beschaffenheit des erzielten Wissens aufgewogen würde. Denn dadurch, dafs die Ansprüche im Deutschen gesteigert, diejenigen in den alten Sprachen trotz verringerter Stundenzahl nicht herabgesetzt sind und die Nebenfächer stärker betont werden, wird der zu bewältigende Wissensstoff zu umfangreich, als dafs ihn sich die grofse Mehrzahl der Schüler innerlich recht aneignen könnte. Während aber die Lehrpläne dem Überhandnehmen des Gedächtnisstoffes bei jeder Gelegenheit wehren, sind die Vorbereitungen zu den Klassenarbeiten ohne starke Belastung des Gedächtnisses undenkbar; sie beschweren den Schüler mit einer solchen Stoffmenge, dafs er nicht die Sammlung findet, dieses Vielerlei zu ordnen, zu durchdringen und an Bekanntes anzuknüpfen. So erklärt sich zum Teil die Verflachung der heutigen Gymnasialbildung. Die Gymnasien haben früher den unbestrittenen Ruf genossen, die Stätten des Strebens nach Vertiefung und der Pflege eines wissenschaftlichen Geistes zu sein; durch eine solche Angleichung an die Realanstalten aber geben sie diesen Ruhmestitel auf, ohne mit den letzteren in deren eigentümlichen Vorzügen wetteifern zu können. Nicht minder als die Stoffmenge tragen zu dieser Verflachung der materielle Sinn und der Ehrgeiz bei, welche durch die Methode der Klassenarbeiten grofsgezogen werden. Denn sie erzeugt in dem Schüler nicht sowohl das selbstlose Interesse an den Dingen, welche in der Schule vorgetragen werden, als vielmehr die Vorstellung, dafs dieselben den Inhalt von Prolokos bilden werden, welche über seine Zensur und seine Versetzung entscheiden oder jugendlichen Regungen des Ehrgeizes genugthun. Eine solche Anstachelung persönlicher Triebe ist unvereinbar mit der Selbstverleugnung, welche die Wissenschaft fordert, und kann die Zahl der Brotstudenten nur noch vermehren. Leider wird diesem Treiben nur zu sehr Vorschub geleistet durch das gegenwärtige Zensierungssystem, das ängstlich an den Nummern der Klassenarbeiten haftet und deshalb der gesamten geistigen Beschaffenheit des Schülers nicht völlig gerecht werden kann. Belehrend sind in dieser Beziehung die selbst nach kurzen Schulvierteljahren beobachteten auffallenden Aufbesserungen oder Herabsetzungen der Nummern, welche sich nicht blofs durch Fleifs oder Unfleifs, sondern ebenso durch die vielfachen mit der obigen Methode verbundenen Zufälligkeiten erklären lassen. Je mehr nun bei dem gegenwärtigen Zensierungsmodus die Klassenerfahrungen hinter den Leistungen in den Prolokos zurücktreten, desto mehr wird die Jugend gewöhnt, ihren Fleifs und ihre Teilnahme vorwiegend den schriftlichen Probearbeiten zuzuwenden und alles Wissenswerte sonst mehr, als gut

ist, zu vernachlässigen. Das zeigt sich häufig bei Schülern der oberen Klassen, die auf Grund befriedigender Fachzensuren regelmäfsig aufgerückt sind, aber, wie ihre deutschen Aufsätze erkennen lassen, in der allgemein geistigen Bildung erheblich zurückgeblieben sind. Es mufs daher befürchtet werden, dafs sich bei den jetzigen Verhältnissen ein unzusammenhängendes Notizenwissen immer mehr auf Kosten der geistigen Reife und einer abgerundeten wissenschaftlichen Vorbildung ausdehnt. Auch ist durch diese Methode ein Mifsverhältnis zwischen den schriftlichen und mündlichen Übungen geschaffen, welches sich darin äufsert, dafs die Schüler im Unterricht um so wortkarger und im mündlichen Ausdruck ungelenker werden, je mehr sie schreiben müssen. Wenn auch die Lehrpläne von 1901 keine freien Vorträge mehr vorschreiben, so halten sie doch mit Recht fest an der Pflege des mündlichen Ausdrucks.

Was den Schülern vor allem notthut, ist gröfsere Ruhe und Sammlung, welche mit der herrschenden Methode der Klassenarbeiten unvereinbar sind. Denn abgesehen von den Vorbereitungen zu denselben, werden sie das ganze Jahr hindurch in Hast und Aufregung erhalten. Sie arbeiten mit Sorge auf die kommende Probearbeit, fertigen dieselbe in erregtem Zustande an und sind schliefslich ängstlich gespannt auf den Ausfall derselben. Dieses dreifache Stadium innerer Unruhe haben sie bei dem gegenwärtigen Unterrichtsbetriebe 80—100 mal und darüber durchzumachen. Es wird nicht an Gymnasien fehlen, die jährlich ein abgerundetes Tausend von Klassenarbeiten anfertigen lassen. Bedenkt man nun, dafs das Schuljahr 40 Unterrichtswochen hat und dafs die erste und die letzte Woche jedes Vierteljahres von Probearbeiten frei zu sein pflegen, so drängen sich diese 80 bis 100 Arbeiten auf 32 Wochen zusammen, von denen also jede mit 3 Prolokos bedacht ist. Ein solches Unterrichtsverfahren erhält die Jugend in einer so lebhaften inneren Bewegung und bei gleichzeitiger Berücksichtigung der laufenden Schularbeiten in so ununterbrochener Thätigkeit für den Schulbedarf des folgenden Tages, dafs an ein tieferes Versenken in den vorgetragenen Unterrichtsstoff oder an eine freiwillige Thätigkeit auf einzelnen Wissensgebieten schwerlich zu denken ist; zugleich bedingt es aber einen solchen Verbrauch an Nervenkraft, dafs eine Schädigung schwächlicher Gesundheiten nicht ausgeschlossen erscheint. Ich bin weit entfernt, mir ein fachmännisches Urteil über Schulhygiene anzumafsen, auch würde es schwierig sein, etwa auf Grund der Absentenlisten den Nachweis zu erbringen, wie weit die vorstehende Behauptung berechtigt ist, ich urteile vielmehr nur nach dem Aussehen, nach dem Erschlaffen und Versagen nicht weniger Schüler am Schlusse längerer Schulvierteljahre und knüpfe daran die Erwägung, dafs bei der gegenwärtigen Methode ein sechs- bezw. neunjähriger Schulbesuch für die Entwickelung

schwächlicher Konstitutionen mit Gefahr verbunden sein kann. So sehr es mir widerstrebt, ganz vereinzelt auftretende Erscheinungen jugendlicher Nervosität auf die Intensität des gegenwärtigen Unterrichtsbetriebes zurückzuführen, so kann doch die Spannkraft zarter Gesundheiten leicht ihre Grenze finden bei den Anforderungen, die durch die obenerwähnten Aufregungen und etwa noch durch Privatstunden über das zulässige Mafs hinaus gesteigert werden. Der Schüler braucht deshalb nicht geradezu krank zu werden, aber er verfällt einer anhaltenden Indisposition, die sich durch blasse Gesichtsfarbe, welken Körper, Zurückbleiben im Wachstum bemerkbar macht und Arbeitsunlust, mangelnde Aufnahmefähigkeit, Zerfahrenheit und Träumerei zur Begleiterscheinung hat.

In äufserer Beziehung ist gegen die Methode der Klassenarbeiten einzuwenden, dafs sie eine sorgfältige Führung der Hefte unmöglich macht. Wenn man die Umstände bedenkt, unter denen jene angefertigt werden, so können die Schüler für die äufsere und innere Sauberkeit der Hefte und die zahlreichen Verbesserungen innerhalb der Zeilen nicht in vollem Mafse verantwortlich gemacht werden. Ebensowenig ist die mit dieser Methode verbundene Verschlechterung der Handschrift zu leugnen, die auch der beste Schreibunterricht nicht wird verhüten können. Erst neulich ist vom preufsischen Kultusminister Klage geführt über die Vernachlässigung der Handschriften an den höheren Lehranstalten, die hauptsächlich auf das Übermafs von Klassenarbeiten zurückzuführen ist.

Dieses Unterrichtssystem entspricht dem bedenklichen Grundsatz: „Viel hilft viel“ und vereinigt in sich alle Schäden des Extrems; aber die Hauptkosten des Verfahrens tragen wir Lehrer. Denn noch nie ist der Schwerpunkt des Lehrberufs so vorwiegend in die ermüdende und zeitraubende Thätigkeit des Korrigierens gelegt wie gegenwärtig. Die zahlreichen Korrekturen, die Vertretungen, das viele Schreibwerk, das namentlich den Klassenlehrern aus der Zeugnisausstellung, der Listenführung und anderen Klassenverwaltungsgeschäften erwächst, die Vorbereitungen zu den Lehrstunden, die Konferenzen und die erhöhte Verantwortung ergeben ein Gesamtmafs von Berufspflichten, das neben dem Unterricht einen unverhältnismäfsigen Teil der häuslichen Arbeitszeit in Anspruch nimmt und dem auf die Dauer nur eine starke Gesundheit gewachsen ist. Wenn aber die täglichen Anforderungen so hoch bemessen sind, wird der Lehrer nicht die geistige Frische besitzen, durch die er den Unterricht beleben soll, auch wird er nicht die Zeit zur Beschäftigung mit der Wissenschaft und zur Berührung mit dem Leben finden, d. h. zu der Ergänzung seiner Bildung, die seinem Wissen, seiner Weltanschauung und seiner Lehrthätigkeit zu gute kommt. Sobald er aber auf diese Anregung und Erholung verzichten mufs, die er vielleicht not-

wendiger als jeder andere Beamte braucht, verliert er zu früh die geistige Spannkraft und verfällt einer formelhaften und gedankenleeren Thätigkeit oder körperlichen Gebrechen. Dann werden die Ferien wohl eine zeitweilige Erleichterung gewähren, aber keine nachhaltige Auffrischung und Kräftigung. In dieser Beziehung redet die Berufsstatistik eine eindringliche Sprache, die weniger dem Verdacht der Übertreibung begegnen wird, wenn sich herausstellt, dafs bei den gegenwärtigen Verhältnissen allein die Korrekturen eines zehnwöchentlichen Schulvierteljahres 50 bis 60 Arbeitsstunden erfordern können. Die Übertragung dieser Ziffern auf ein Jahr oder auf eine Reihe von Jahren wird vielleicht überzeugender und beweiskräftiger wirken als die zusammenfassenden Ergebnisse der Statistik. Was dem Lehrer aber diese anstrengende Thätigkeit noch erschwert, ist die Empfindung einer übermäfsigen Beengung des dienstlichen Spielraums. Durch die gegenwärtige straffe Zentralisation in der Verwaltung des höheren Unterrichtswesens haben die einzelnen Anstalten mehr an Selbständigkeit verloren, als im Interesse einer freieren und kräftigeren Entfaltung derselben zu wünschen ist. Dadurch ist allerdings eine gleichförmige äufsere Ordnung herbeigeführt worden, aber zugleich ein Zustand pädagogischer Gebundenheit, welcher das Interesse des Lehrers am Unterricht beeinträchtigt. Die vorbesprochenen Neuerungen haben den Gymnasien nicht zum Segen gereicht, wohl aber haben sie den Lehrern eine weitgehende individuelle Beschränkung und eine aufreibende Korrekturlast gebracht, welche den erhebenden und idealen Bestandteil des Lehrerberufs in ihrem Bewufstsein zu tilgen geeignet sind. Es wäre zu wünschen, dafs man unter Würdigung des alten pädagogischen Grundsatzes, dafs viele Wege nach Rom führen, von den Arbeitsplänen, von den kleinen Ausarbeitungen und der offiziellen Methode der Klassenarbeiten absähe und die Zahl der jährlichen Schulzeugnisse wieder auf zwei herabsetzte.

Wolfenbüttel. A. Kullmann.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Rudolf Petersdorff, Germanen und Griechen. Übereinstimmungen in ihrer ältesten Kultur im Anschlufs an die Germania des Tacitus und Homer. Wiesbaden 1902, C. G. Kunzes Nachfolger (W. Jacoby). III und 135 S. gr. 8. 2,60 ℳ.

„Der erste praktische Zweck dieser Schrift ist“, sagt der Verf. S. 122 ff., „auf die Bedürfnisse der höheren Schule bei der Lektüre der Germania des Tacitus und Homers gerichtet“ —. „Die „„innere Verknüpfung verwandter Lehrfächer“ “, welche von den neuen Lehrplänen mit Recht gefordert wird, kann durch Hervorhebung und Gegenüberstellung der sachlichen Übereinstimmungen bei den alten Klassikern und zugleich durch die nähere Verbindung dieser Lektüre mit der alten Geschichte noch mehr gefördert werden als bisher. Auch kann dabei eine kurze Berücksichtigung der wichtigsten Resultate der neueren Forschung für die älteste Kultur der Griechen, Römer und Germanen dem Unterricht in den alten Sprachen und in der Geschichte gute Dienste leisten“. — „Hier ruhen“, sagt er S. 123, Anm. 2, „weit mehr anregende und bildende Elemente als in lang ausgedehnter Kriegsgeschichte“.

Bei der grofsen Meinungsverschiedenheit ferner, die uns bei der Erklärung so vieler Stellen der Germania in den Kommentaren entgegentritt, wäre es höchst erwünscht, wenn wir noch mehr feste Anhaltepunkte für das Verständnis des Schriftstellers bekämen, durch welche die Subjektivität möglichst ausgeschlossen wäre. Bei den vielen Übereinstimmungen, die der Verf. zwischen Homer und der Germania des Tacitus aufweist, erscheint es ihm daher mit Recht „beachtenswert“, bei der Erklärung dieser den Homer heranzuziehen und sich in zweifelhaften Fällen danach zu entscheiden. Der Verf. ist, soviel wir wissen, der erste, der diesen Gedanken übersichtlich durchgeführt hat. Dieser Zweck der Schrift ist ja, wie Verf. sagt, wissenschaftlich; aber jeder sieht leicht, einen wie grofsen praktischen Gewinn die Schule aus der Verbindung der beiden Schriftsteller auch von diesem Gesichtspunkte aus ziehen kann.

Wenn der Verf. diese beide vorgesteckten Ziele wirklich erreicht hat, so wird ihm die Schule gewifs sehr dankbar sein müssen. Freilich scheinen dem von vornherein fast unüberwindliche Hindernisse entgegenzustehen. Erstens liegt zwischen Homer und Tacitus ein so grofser Zeitraum, dafs ein Vergleich der von ihnen geschilderten Verhältnisse auf den ersten Blick als verfehlt erscheinen mufs; sodann sind die einzelnen Bestandteile der homerischen Epen in einem Zeitraume von mehr als zwei Jahrhunderten entstanden, so dafs auf der Seite des Homer für einen Vergleich zu wenig feste Verhältnisse vorliegen dürften; endlich kann es auch nicht unbedenklich erscheinen, wenn für die Erklärung bei Tacitus, wie z. B. für die dort geschilderte Rechtsprechung der Germanen, Quellen der späteren Zeit herangezogen werden müssen Aber mit Recht scheint der Verf. S. 2, Anm. 1 das erste Bedenken durch die Betonung des gemeinsamen Ursprungs beider Völker zu entkräften, der durch die vergleichende Sprachforschung erwiesen ist; ferner beruft er sich auf Felix Dahn, der (Gesch. der deutschen Urzeit I S. 124) sagt: „Wir dürfen die Germanen des Tacitus etwa den Hellenen Homers im Kulturgrad vergleichen“. Was sodann den Wechsel der Verhältnisse bei Homer betrifft, so erscheinen, wie der Verf. S. 2 Anm. 3 und S. 3 Anm. 1 unter Berufung auf Wilamowitz, Ed. Meyer und Paul Cauer darthut, trotz mancher Abweichungen im einzelnen zwischen alten und jüngeren Stücken in der Ilias und Odyssee, doch im allgemeinen die Zustände in Kultur und Gesittung, in Staat und Gesellschaft zufolge der konventionellen Sprache und Darstellung der homerischen Dichter so sehr übereinstimmend, dafs ein wesentliches Hindernis für den Vergleich darin nicht zu erblicken ist. Und wenn es endlich nach Grimm (Deutsche Rechtsaltertümer, IV. Aufl., Leipzig 1899, 1 Bd. Vorrede S. IX) „„niemand bis jetzt für unkritisch ausgegeben hat, dafs bei den Erklärungen der alten Gesetze (der Germanen) die Germania des Tacitus zu Hilfe genommen ist, ungeachtet zwischen beiden Quellen ein halbtausend Jahre liegt““, „so wird“, meint der Verf. S. 72 Anm. 2, „dasselbe auch gelten dürfen, wenn wir für die Zeit des Tacitus ausnahmsweise Quellen der späteren Zeit zu Hilfe nehmen“.

Die Schrift behandelt, abgesehen von der Einleitung und Schlufsbetrachtung und von vier Anhängen, in denen einzelne in der Arbeit selbst ausgesprochene Ansichten näher begründet werden, in achtzehn Abschnitten nach der Reihenfolge der Germania unter steter Vergleichung dieser Schrift und der homerischen Epen religiöse Vorstellungen, Priester und Weissagungen, sodann kriegerische Einrichtungen, ferner staatliche und gesellschaftliche Verhältnisse, endlich Haus, Familie und Vergnügungen.

Von den nachgewiesenen Übereinstimmungen reicht eine Reihe über die homerischen Epen hinaus in eine Zeit, wo beide

Völker, Germanen und Griechen, noch nähere örtliche Beziehungen zueinander hatten, mögen sie diese örtlichen Beziehungen nun noch mit den asiatischen Indogermanen geteilt, mögen sie sich zusammen mit den übrigen europäischen Zweigen des grofsen indogermanischen Sprachstammes schon von ihnen getrennt haben.

Auf indogermanischen Ursprung, in die ältesten Zeiten gemeinsamer örtlicher Beziehungen, weist die Übereinstimmung in dem Glauben an drei aufeinander folgende Göttergeschlechter, von denen bei Homer und Tacitus, übereinstimmend mit der nordischen Sage und gothländischen Tradition, das dritte Geschlecht durch drei Brüder vertreten ist (S. 7 ff.), ferner das gleiche Urteil über Glück und Unglück verkündenden Vogelflug (S. 54), die Aufstellung des germanischen Fufsvolks per cuneum, d. i. nach Anhang 3 in der Gestalt eines „Eberkopfs", womit die taktische Form des homerischen πύργος übereinstimmen dürfte (S. 70 ff.), im Gebrauch des Mantels (S. 83 ff.) und in der Unterhaltung durch Würfelspiel (S. 94 ff.); auch die Blutrache ist wahrscheinlich indogermanischen Ursprungs.

Auch von dem „obiectus pectorum" der deutschen Frauen, den Tacitus Germ. Kap. VIII nach einer Überlieferung erwähnt, sagt Verfasser unter Hinweis auf die Perser (S. 32) und unter Vergleich von Il. XXII 79 ff. S. 33: „Da diese Sitte somit bei drei indogermanischen Völkern nachgewiesen ist, so ist es wahrscheinlich, dafs sie in die indogermanische Vorzeit derselben zurückreicht". Indessen die Beweiskraft der Iliasstelle mufs doch angezweifelt werden. Es ist richtig, Hekabe will durch das ἀνέχειν μαζόν ebenso moralisch auf ihren Sohn wirken, wie die deutschen Frauen durch den obiectus pectorum und wie die persischen, indem sie ihren aus der Schlacht weichenden Männern „obviam occurrunt; orant, in proelium revertantur; cunctantibus sublata veste obscaena corporis ostendunt rogantes, num in uteros matrum vel uxorum velint refugere" (Iustin I 6). Aber während die deutschen und persischen Frauen durch diese moralische Einwirkung, mit der übrigens auch noch eine gewisse physische (vgl. obiectu pectorum bei Tacitus und obviam occurrunt bei Justin) verbunden ist, die Ihrigen zur Tapferkeit und Besiegung der Feinde haben ermuntern wollen und dies thatsächlich auch erreicht haben, versucht Hekabe durch das ἀνέχειν μαζόν gerade das Gegenteil zu erreichen. Hector steht vor dem Thore ἄμοτον μεμαὼς Ἀχιλλῆι μάχεσθαι (Il. XXII 35 ff.); einer Ermunterung zur Tapferkeit bedarf er also nicht mehr. Priamus und Hekabe bitten ihn deshalb auch nicht darum, sie bitten ihn vielmehr, er solle seiner schonen (v. 38 ff. und 85 ff.), und wenn bei Priamus für diese Bitte auch der Gedanke mitbestimmend ist, dafs er durch solche Schonung besser für die Troer und Troerinnen sorgen würde, als wenn er sich von Achill zu dessen Ruhm hinschlachten liefse (v. 56 ff.), so spricht doch aus der Hekabe Bitte nichts

anderes als die reine Mutterliebe, die ihren Sohn hinter der Mauer in Schutz wissen will, „damit sie ihn, wenn er fallen sollte, ἐν λεχέεσσι betrauern könne zusammen mit der reichen Gattin und damit ihn nicht fern von ihnen die schnellen Hunde an der Achäer Schiffen verzehren“. In der Aufforderung v. 85 ff. liegt unserer Ansicht nach also der Ton nicht sowohl auf dem ἄμυνε — δήιον ἄνδρα als auf dem τείχεος ἐντὸς ἐών, wie abgesehen von dem sonstigen ganzen Inhalt der Stelle auch der hinzugefügte Gegensatz μηδὲ πρόμος ἵστασο τούτῳ zu beweisen scheint. Man kann also unserer Ansicht nach die Iliasstelle nicht benutzen als Beweis dafür, daſs ebenso wie bei den Germanen auch bei den Griechen von Frauen durch das Entgegenhalten der Brüste den Ihrigen neuer Mut zum Bestehen der Feinde eingeflöſst worden sei. Es geht nur so viel daraus hervor, daſs die Frauen der kleinasiatischen Griechen in der höchsten Erregung durch Hinweis auf ihre Brüste die Ihrigen an die Familienbande haben erinnern und so zur Erfüllung ihrer Bitten bewegen wollen.

Von den in der Schrift besprochenen Ähnlichkeiten weist zweitens über die Zeit der homerischen Epen hinaus, aber nur bis in die Zeit der näheren örtlichen Verbindung der Indogermanen Europas, der Glaube an die weissagende Kraft der Frauen, der auch den keltischen Druidinnen (S. 36) entgegengebracht wurde und ja bei uns selbst heute noch nicht ganz erloschen ist. In dieselbe vorhomerische Zeit weist ferner die Sitte des Losens mit Holzstäbchen (S. 52); vielleicht bekunden auch die von Tacitus im zehnten Kapitel der Germania erwähnten notae, mit denen die σήματα besonders nach Hom. Il. VI 168 ff. verglichen werden, eine in der gemeinsamen Vorzeit der Germanen, Griechen und Italiker gebrauchte alte Zeichenschrift (S. 52); ferner findet sich die Schlachtstellung nach Stämmen und Geschlechtern auſser bei den homerischen Griechen und den Germanen des Tacitus auch bei den Slawen (S. 27); endlich ist die Sitte des Brautkaufs und die sich anschlieſsende Entwicklung zur Mitgift auch bei anderen indogermanischen Völkern Europas nachweisbar (S. 90). Dasselbe gilt zwar auch von der aus Tacitus und Homer nachgewiesenen Pflege der Gastfreundschaft und dem Austauschen von Gastgeschenken, doch ist dies beides auch bei nichtindogermanischen Völkern nachweisbar.

An dritter Stelle lassen wir die Übereinstimmungen zwischen den Germanen des Tacitus und den homerischen Griechen folgen, für die bisher ein Bindeglied nicht nachgewiesen ist. Das älteste griechische Orakel zu Dodona ist ein Zeichenorakel, kein Spruchorakel; auch bei dem zu Delphi finden sich in der ältesten Zeit deutliche Spuren von Zeichendeutungen; ebenso weissagten die Frauen bei den Deutschen in den ältesten Zeiten nur nach Zeichen (S. 39 ff.). Die Priester sodann haben bei den Germanen des Tacitus dieselbe Stellung wie im homerischen Zeitalter, sie sind

nicht die unentbehrlichen Vermittler zwischen Menschen und Göttern, sie besitzen keinen bedeutenden politischen Einflufs und bilden keine Kaste und keinen Stand (S. 45). Bei Griechen und Deutschen hat sich ferner aus dem einschneidigen Messer der älteren Zeit im Bronzezeitalter das ein- und zweischneidige Schwert entwickelt (S. 21); zum Schaft des grofsen Speeres ist von den Deutschen vorzugsweise Eschenholz verwendet, wovon es auch den Namen ask erhalten hat (S. 19), ebenso wie bei Homer die Lanze nach dem Eschenschaft μελίη genannt wird (S. 22). Pfeil und Bogen sind bei den Deutschen des Tacitus zurückgetreten (S. 20) wie im homerischen Zeitalter (S. 23). Den ingenui und der plebs der taciteischen Deutschen entspricht der homerische δῆμος, λαός und die πληθύς, den nobiles die ἀριστῆες und ἄριστοι. Unter letzteren gab es ebenso Abstufungen, namentlich die ἡγήτορες oder ἡγεμόνες, die βασιλῆες und den βασιλεύς, wie unter den nobiles des Tacitus die principes, an deren Spitze in monarchischen Staaten der wählbare rex stand. Den germanischen Gefolgsherren und ihren Gefolgsleuten dürften nicht mit Unrecht die homerischen Heerführer und ihre ἑταῖροι zu vergleichen sein (S. 55—59). Der Versammlung des Freien, dem thing, von Tacitus im Anfang des zwölften Kapitels concilium genannt, entspricht bei Homer im allgemeinen die ἀγορή, der βουλή der γέροντες die Versammlung der principes. In dem concilium wie in der homerischen ἀγορή hatte nur ein princeps oder der König bezw. die γέροντες oder der βασιλεύς das Recht zu sprechen; die Menge durfte nur durch Zuruf dem Redner Beifall oder Mifsfallen bezeugen (S. 60—65). Die Beratungen der principes fanden ebenso wie die der γέροντες meist beim Mahle oder im Anschlufs daran statt (S. 65—67). Die Rechtsprechung der alten Deutschen entspricht genau' der, wie wir sie aus dem Il. XVIII 497 ff. beschriebenen Bilde auf dem Schild des Achilles schliefsen müssen, ebenso entpricht die Stätte für die deutsche Gerichtsgemeinde wahrscheinlich der der homerischen Epen. Auch ist ebenso bei den Deutschen des Tacitus wie im homerischen Zeitalter die Sühne für Todschlag oder Mord Privatsache, sie ist Pflicht der propinqui, wobei die unbeteiligten Volksgenossen mit verschränkten Armen zusehen (S. 71—78). Weiter werden Übereinstimmungen in den Einkünften des Herrschers (S. 80—83) und in der Kleidung (S. 83—88) aufgezählt. Bei dem letzten Punkte scheint besonders die S. 86 ff. Anm. 7 über das κρήδεμνον ausgesprochene Vermutung Beachtung zu verdienen. — Wenn Verf. ferner S. 86 sagt: „Statt der χλαῖνα wurde bisweilen ein Tierfell umgelegt“, so ist das gewifs richtig, wie sich aus den angeführten Stellen der Ilias ergiebt. Aber die Verhältnisse aller dieser angeführten Stellen sind doch besonderer Art. Bei Paris (Il. III 17) will der Dichter offenbar sein erstes Auftreten in dem Pantherfelle und seiner Doppelwehr für den Fern- und Nahkampf

sowie seine prahlerische Herausforderung durch das Schwingen der Speere in einen Gegensatz stellen zum Erzittern seines Herzens und seinem feigen Zurückweichen beim Anblick des Menelaus (III 2. 31 ff.) Wem fiele dabei nicht die gewaltige Rüstung und die prahlerische Herausforderung des Philisters Goliath (1. Sam. 17 v. 4 ff.) mit seinem kläglichen Ende ein! Agamemnon, Menelaus, Diomedes und Dolon aber legen die Pelze nur in der Nacht um. Danach werden Tierfelle von den griechischen Helden der epischen Zeit nur unter besonderen Umständen umgelegt und viel seltener getragen, als man es nach den Worten des Tacitus (Germ. Kap. 17: „Gerunt et ferarum pelles") für die Deutschen annehmen mufs. Baumstark (Ausführliche Erläuterungen des allgemeinen Teils der Germania des Tacitus, Leipzig 1875, S. 592 ff.) sagt: „Statt der vestes (vgl. dagegen Verf. S. 84 Anm. 4) tragen sie (die Germanen) auch Tierfelle; die Pelze waren nämlich die gemeine Tracht". — Auch in den ehelichen Verhältnissen ferner (S. 88—90) und in der Leichenbestattung (S. 95—98) werden Übereinstimmungen der alten Deutschen und homerischen Griechen nachgewiesen. Zum Beweise endlich dafür, dafs den homerischen Griechen der Schwerttanz, den Tacitus Germ. XXIV beschreibt, bekannt gewesen sei, verweist Verf. auf die alten Erklärer zu ὀρχηστήν in Il. XVI 617; auch will er in Il. XVIII 597 ff. „eine Spur jener alten Sitte" finden. Indessen (vgl. Ameis-Hentze, Anhang zu Homers Ilias Heft 6 S. 155) sind diese Verse doch wohl zu jungen Datums, als dafs sie einen Schlufs auf die epische Zeit zuliefsen.

Zum Schlusse unserer Besprechung führen wir noch die Stellen an, an denen nach des Verf. Angabe S. 123 Anm. 3 das Verständnis der Germania durch einen Vergleich mit Homer erschlossen und gestützt wird. So wird S. 30 die Schildburg der Deutschen durch den Vergleich mit dem homerischen πύργος erklärt; ferner wird zur Erklärung von „obiectu pectorum" (Tacit. Germ. VIII) S. 32 Il. XXII 79 ff. herangezogen, wodurch unserer Ansicht nach wenigstens so viel bewiesen wird, dafs aufser bei den alten Deutschen auch bei den Griechen die Frauen durch Entblöfsen ihrer Brüste die Ihrigen an die heiligen Familienbande erinnerten und so ihre Bitten unterstützten; ferner werden S. 47 ff. die „notae" (Tacit. Germ. X) mit dem γράφειν und ἐπιγράφειν σήματα bei Homer in Parallele gestellt und dadurch erklärt; S. 65 ff. tritt Verf. durch den Vergleich mit den Beratungen der homerischen γέροντες bei der über das Subjekt zu „consultant" in Tacit. Germ. XXII herrschenden Meinungsverschiedenheit der Ansicht Sybels gegen Grimm bei; endlich erklärt er S. 89 die munera (Tacit. Germ. XVIII) durch das homerische ἕδνα und betont S. 90 als „besonders bemerkenswert, dafs das homerische ἕδνα dem westgermanischen wetmo, angls. weotuma, ahd. widamo, burgund. wittimo, fries. witma, alten Be-

zeichnungen für den Kaufpreis des Mädchens, auch lautlich entspricht".

Nach dem so dargelegten reichen Inhalte des anregenden Buches kann man gewifs behaupten, dafs der Verf. seinem oben (S. 771) angegebenen Zweck nach beiden Seiten hin gerecht geworden ist. Besonders hervorzuheben ist noch aufser dem gründlichen Studium der umfangreichen einschlägigen Litteratur die Klarheit der Darstellung und die Bündigkeit des Beweises, so dafs die Schrift auch von reifen Schülern wohl verstanden und mit Nutzen gelesen werden kann; sie kann deshalb selbst für die Bibliothek einer Gymnasialprima zur Anschaffung empfohlen werden. Am meisten Anregung wird aber natürlich der Lehrer für die Erklärung der beiden in Rede stehenden Schriftsteller dadurch erhalten.

Der Druck ist angemessen grofs, wesentliche Druckfehler sind nicht bemerkt worden.

Gartz a. O. Paul Weyland.

Richard Lange, Sprachübungen. Übungsschule zur Erlernung des Richtigsprechens. In fünf Stufen für die Hand der Schüler. Leipzig 1902, Dürrsche Buchhandlung. 95 S. 8. 0,60 *M*.

Der Verfasser hat früher bereits zur Erlernung der Rechtschreibung und Zeichensetzung eine Übungsschule herausgegeben, die freundlich aufgenommen worden ist. Sein nunmehr gebotenes Hilfsmittel für den deutschen Sprachunterricht ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet, die übrigens ein von der Verlagshandlung unentgeltlich zu beziehendes Begleitwort: „Bemerkungen zum deutschen Sprachunterrichte" des näheren ausführt. Die Kinder sollen ihre Muttersprache gebrauchen lernen, statt blofs mancherlei über sie zu erfahren. Daher läfst der Verfasser sich vor allem planmäfsige Übung und stete Wiederholung am Herzen liegen, indem er den grammatischen Lernstoff so gering wie möglich bemifst. Was die Schüler nicht in stand setzt, Sprachfehler zu vermeiden, hat keine Aufnahme gefunden. Sie sollen das Heftchen bis zum achten Schuljahre in Händen haben, damit es ihnen ein gewohnter Begleiter werde, mögen nun die Übungen mündlich (in der Klasse) oder schriftlich (als Hausaufgaben) durchgearbeitet werden.

Die Stoffverteilung nach den einzelnen Schuljahren ist überall im Texte durch entsprechende Zeichen kenntlich gemacht. Da das Buch vom dritten Schuljahre an benutzt werden soll, so dürfte es auch für die Vorschule und die untersten Klassen höherer Lehranstalten in Betracht kommen. Freilich beschäftigt es sich nur mit der Wortlehre, und was den in den Übungsstücken zur Anwendung kommenden Satzbau anlangt, so ist er schon auf den ersten Blättern nicht immer von einfachster Form. Sollte übrigens zur Erlernung der Zeichensetzung die erwähnte

orthographische Übungsschule des Verfassers herangezogen werden, die, in fünf Stufen für die Hand der Schüler bearbeitet, bereits in dritter Auflage vorliegt und auch zu mäfsigem Preise zu haben ist, so würde sich gegen sie in der höheren Schule ein Bedenken erheben. Denn hier ist nach den neuesten Lehrplänen dem Lehrer überall die Betonung des inneren Zusammenhanges der Zeichensetzung mit dem Aufbau des Satzes zur Pflicht gemacht, sie soll also nicht als zur Orthographie gehörig betrachtet werden.

Was den Inhalt anlangt, so bewegen sich die Langeschen Sprachübungen, vielfach zusammenhängende Stücke, z. T. in Briefform. Sie enthalten Bilder aus der Natur und sie betreffende Betrachtungen, Mitteilung von Vorgängen des alltäglichen Lebens, Erzählungen aus Sage und Geschichte, gute Lehren für rechtes Verhalten und Glückwünsche. Das Ganze verrät die Hand eines geschickten Lehrers, der durch gelegentliche Anmerkungen in Fällen zweifelhafter Ausdrucksweise kurz und bündig seine Entscheidung trifft. Eingedenk des Lessingschen Wortes, schreibe man, wie man rede, so schreibe man schön, will er die Schüler zu einem würdigen Gebrauche ihrer Muttersprache anhalten, und das wird man ihm Dank wissen.

Pankow bei Berlin. Paul Wetzel.

---

1) Heinrich Saure, Das klassische Drama der Franzosen. Für Schulen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen. Erster Teil. Zweite Auflage. Berlin 1902, F. A. Herbig. 185 S. gr. 8. 1,50 *M*.

Das Eindringen der ephemeren Tageslitteratur und Novellistik in die Schullektüre hat vielfach das erlaubte Mafs überschritten. Glücklicherweise gewinnt die Ansicht wieder mehr Boden, dafs auch die französische Lektüre in der Schule eine geistige Nahrung bilden mufs und dafs deshalb eine gröfsere Berücksichtigung der klassischen Litteratur mit ihrem ernsteren und tieferen Gehalt notwendig ist. Eine ausführliche Beschreibung z. B. von Paris und seinen Sehenswürdigkeiten als Lesestoff in der Klasse zu wählen ist schon aus dem Grunde bedenklich, weil den Schülern ja die Anschauung und damit auch das nötige Interesse fehlt. Auf diesem Standpunkt scheint auch der Verfasser zu stehen, und da es ihm wünschenswert erscheint, dafs der Schüler mit mehreren der wichtigsten Dramen bekannt gemacht werde, so greift er zu dem schon öfter erprobten Mittel, die Dramen in der Weise zu kürzen, dafs etwa vier Stücke an Umfang einem ganzen Drama gleichkommen; statt der ausgelassenen Scenen ist eine kurze Inhaltsangabe gegeben. Das Werk ist auf zwei Teile berechnet. Der erste enthält acht Stücke: le Cid und Horace von Corneille, Britannicus, Phèdre und Athalie von Racine, le Misanthrope und les femmes savantes von Molière und Zaïre von Voltaire. Über jeden Autor giebt er biographische Angaben, von jedem Stücke eine kurze Analyse nebst darunter gesetzten Anmerkungen.

Letztere bedürfen freilich einer erheblichen Vermehrung. Die Aufnahme der Zaïre von Voltaire rechtfertigt sich trotz der Schwäche des Stückes (mangelnde Motivierung, Unwahrheit der geschilderten Gefühle, zahllose Aposiopesen, häufige Anwendung volltönender aber nichtssagender Epitheta) durch seine Bedeutung in der Litteraturgeschichte; ein Hinweis auf Lessings Hamburgische Dramaturgie Stück 15—16 fehlt jedoch. S. 84 j'ai nom Eliacin nennen die Franzosen einen Latinismus, richtiger wird es als Gräcismus bezeichnet. S. 98 le chagrin philosophe est un peu trop sauvage, hier ist nicht chagrin Adjektiv, sondern philosophe steht für philosophique, wie auch im Vers 166 und S. 154, 2. — S. 99 V. 134 Son misérable honneur ne voit pour lui personne sieht (findet) niemand, der für ihn eintritt, nicht „der ihm geneigt wäre". S. 104, 37 empoisonneur au diable ohne Komma = verteufelter Vergifter. S. 158 bei céler zu erwähnen, dafs es heute celer heifst. S. 160 Je n'ai point d'autre preuve, besser ohne Fragezeichen als Behauptungssatz. S. 166 M'en croirez-vous, am besten hier zu übersetzen „glaube mir". S. 169 saint Louis regierte bis 1270, nicht 1260. Ebenda heifst es von Raoul de Couci „an seinen Namen knüpft sich eine in Frankreich sehr populäre Sage". Damit kann niemand etwas anfangen; es hätte ein Hinweis auf Uhland, Sängerliebe Nr. 3 Der Kastellan von Coucy gegeben werden sollen. Einzelne Druckfehler finden sich: S. 75 lies fils de Joad, S. 102, 233 sa statt se, S. 103 Nr. 13 lies Augendiener, nicht Augendienerin. S. 110, 36 bonjour als ein Wort. S. 130 La statt Le. S. 131 Nr. 4 contre. S. 159. 63 j'essuie statt j'essaie. S. 168, 17 dix statt six. S. 163 Vers 62 gehört hinter 63.

2) G. Niox, Histoire de la guerre franco-allemande 1870—1871. Nebst einem Anhange. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Bretschneider. Mit 2 Kartenskizzen. Leipzig 1902, G. Freytag. 108 S. 8. geb. 1,20 *M*. Hierzu ein Wörterbuch 71 S. 8. 0,75 *M*.

Der Verfasser schildert in 11 Abschnitten alle Hauptereignisse des denkwürdigen Krieges von den Ursachen desselben bis zum Frankfurter Vertrage in einfacher, leicht verständlicher Sprache. Da er als Hauptmann im Generalstab des 6. Armeekorps an mehreren Schlachten teilgenommen hat, so vermag er vielfach selbst Erlebtes zu erzählen, was der Darstellung Anschaulichkeit und Lebendigkeit verleiht. Dabei hält er sich frei von Chauvinismus. Der Anhang bietet 17 interessante Schilderungen einzelner Episoden des Krieges aus der Feder verschiedener Verfasser, z. B. Zola, Sarcey, Vinoy. Die Anmerkungen geben die nötigen sachlichen Belehrungen, namentlich über Personen und Städte. Zwei Kartenskizzen von Paris und Sedan erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Es dürfte sich jedoch empfehlen, diese Skizzen zu vermehren, so dafs man alle beschriebenen Märsche genau auf den Karten verfolgen kann. Grammatische Anmerkungen fehlen, was ich nicht für zweckmäfsig halte; auch sollte die Angabe der

Aussprache in allen zweifelhaften Fällen, besonders bei den zahlreichen Eigennamen gegeben werden; ebenso erwünscht wäre eine genauere Erläuterung einiger militärischen Kunstausdrücke. Der Druck ist im ganzen korrekt. S. 12, 15 lies Mexique ohne accent, desgleichen S. 95 le Havre. S. 47, 4 place. S. 29, 28 steht la Laue, S. 97 la Lone. S. 56, 13 un simple lapin sauté aurait mieux fait mon affaire; hier empfiehlt sich ein Hinweis auf Lafontaine fabl. I 20, 6. Das Wörterverzeichnis ist sorgfältig gearbeitet, nur finden sich einige Druckfeher. S. 10 lies bravoure, le calvaire, bêtise. S. 25 embellie, S. 26 escouade, S. 26 froncer les sourcils, S. 39 légume, m. S. 64 taux. S. 8 würde ich balle mit Flintenkugel wiedergeben.

Herford i. W. Ernst Meyer.

Incendie de Moscou et retraite de la grande armée jusqu'au Niémen. Aus: Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812 par le général Comte de Ségur. Mit zwei Plänen. Für den Schulgebrauch bearbeitet von P. Steinbach. Gotha 1902, F. A. Perthes. XI u. 147 S. kl. 8. 1,20 *M*.

Die vorliegende Auswahl aus Ségurs bekanntem klassischen Werke wird ihren Zweck, den Schüler mit dem interessantesten und tragischsten Teile des russischen Feldzugs bekannt zu machen, aufs beste erfüllen. Der Brand Moskaus, Napoleons und seiner Armee Flucht aus der dem Untergange geweihten Stadt, der furchtbare Kampf bei Malo-Jaroslawetz, das Passieren des blutgetränkten, in eisiger Kälte starrenden Schlachtfeldes von Borodino, die Schrecken der Verfolgung und des russischen Winters, die Enttäuschungen und Leiden der Unglücklichen beim Einzuge und Aufenthalte in dem ersehnten Smolensk, der heldenhafte Marsch Neys, der Übergang über die Beresina und die Ankunft der armseligen Überreste der grofsen Armee am Niemen — alle diese wahrhaft erschütternden Bilder weltgeschichtlicher Tragik, dargestellt in den vollen Farben einer packenden, eleganten Sprache, werden ihren Eindruck auf den Lesenden nicht verfehlen. Ganz besonders lehrreich wird die Lektüre der Ségurschen Schilderung in der Steinbachschen Auswahl für Gymnasiasten sein, die den Rückzug der 10 000 Griechen unter Xenophon im Originale gelesen haben. Eine vergleichende Beobachtung der Ereignisse selbst und der Darstellungsweise des Franzosen und des alten Griechen dürfte von grofsem Interesse sein. — Einer Empfindung jedoch habe ich mich bei der Lektüre nicht erwehren können: es wird des Grausigen fast zu viel geboten, und man hat am Ende das Gefühl, dafs es mehr als genug ist.

Eine wertvolle Ergänzung zu Ségurs Texte bilden — abgesehen von der zweckentsprechenden Einleitung über des Schriftstellers Leben und Werke und von der geschichtlichen Einleitung — die in den Anmerkungen gegebenen Citate aus den Werken

anderer Augenzeugen. Der Herausgeber hat Chambray und Beitzke, besonders aber die Memoiren Marbots und Bourgognes herangezogen, und mancher Lehrer wird aus diesen den schulwissenschaftlichen Wert der Ausgabe erhöhenden Citaten die Anregung erhalten, dieser oder jener Frage näher zu treten. Auch sonst geben die Anmerkungen dankenswerte Aufschlüsse über die im Texte genannten Personen und nicht weiter ausgeführten Ereignisse. — Die Übersetzungsbeihilfen sind reiflich erwogen, bisweilen aber etwas zu frei, auch könnten sie etwas reichlicher bemessen sein, da Ségurs Stil nicht immer leicht zu verstehen ist. Zwei Karten geben ein klares Bild von dem Rückzuge im allgemeinen und dem Übergange über die Beresina im besonderen. Das Wörterbuch ist mit Sorgfalt gearbeitet. — Von kleineren Ausstellungen seien folgende erwähnt:

Am Schlusse der Lektüre vermifst man eine kurze, zusammenfassende Darstellung der Ereignisse nach dem Übergange über den Niemen. Ohne diese hat der Lesende, der die Schicksale des Kaisers und seiner Armee mit gespanntester Teilnahme verfolgt hat, die Empfindung eines jähen Abbruchs. Wünschenswert wäre ferner die Angabe der Daten auch am Rande des Textes gewesen; jetzt sind sie vielfach in die Anmerkungen verwiesen und können so nicht genug zur Orientierung beitragen. Auch die am Ende gegebene, an sich sehr brauchbare und nötige Zeittafel hilft diesem Mangel nicht ab.

Von Einzelheiten sei folgendes bemerkt: S. 6, 3 faire lâcher prise à qu. bedeutet einfach: jem. zwingen loszulassen; die Übersetzung „jem. an seinem Vorhaben hindern“ erscheint mir zu frei und nicht recht treffend (vergl. übrigens 26, 5 und 32, 9). — S. 9, 10 mufste se reconnaître (das auch in dem Citate aus Bourgogne zu 50, 8 in demselben Sinne wiederkehrt) mit „sich zurechtfinden“ erklärt oder im Wörterbuche (wo es überhaupt fehlt) in dieser Bedeutung angegeben werden. — S. 11, 27: Wenn Wittgenstein an der Düna stand und die Aufgabe hatte, Petersburg zu schützen, so mufs er den rechten, nicht den linken Flügel der Russen befehligt haben. — S. 18, 12 s'écouler heifst einfach „sich verlaufen“, wie wir auch von Menschenmengen sagen. — S. 29, 27 fehlt la détresse im Wörterbuche. — S. 31, 25 mufs es ces barbares für ses b. heifsen. — S. 35, 16 fehlt épuiser im Wörterbuche (épuisement ist angegeben). — S. 41, 7: Die Konstruktion ils auraient été (publier) kommt schon S. 23, 22 vor und hätte hier erklärt werden sollen. — S. 45, 13 éteignent ces feux, les forces et les courages könnte einfacher und besser übersetzt werden: verlöschen oder ersticken diese Feuer und mit ihnen Kraft und Mut. — S. 49, 9 la grande route passant au travers d'un vain nom treffender: die Landstrafse, die durch den blofsen Namen einer Stadt führte. — S. 52. 23 mesure bedeutet hier wohl Mafsstab; diese Bedeutung fehlt im Wörter-

buche. — S. 58, 1 steht im Texte l'occasion manquée le 1[er] novembre, in der Anmerkung jedoch le 1 octobre; es liegt ein Schreib- oder Druckfehler vor, denn nur der 31. Oktober kann gemeint sein (s. auch die Zeittafel). — S. 58, 14: Czéréis wird der Schüler vergebens auf der Karte suchen; es ist wohl das russische Tschareja nordöstlich von Borissow gemeint. — Im Citate zu S. 89, 28 fehlt chiffon im Wörterbuche. — S. 91, 17 erwartet man in der Anmerkung nach den Worten „erst bei Pleschtschenizy" ein „dann", nicht „und". — S. 106, 18 ist im Texte von lui das l abgesprungen. — Abgesehen von diesen Kleinigkeiten ist an der Steinbachschen Ausgabe nichts auszusetzen; sie verdient als ein sorgfältig gearbeitetes Buch empfohlen zu werden.

Chemnitz. G. Erdenberger.

---

1) Jaques Naurouze, Séverine (1814—1815), herausgegeben von A. Müller. Leipzig 1902, G. Freytag. 112 S. 8. geb. 1,25 ℳ. Wörterbuch dazu 55 S. 0,60 ℳ.

2) Souvenirs d'une Bleue, élève de Saint-Cyr, herausgegeben von K. Meier. Leipzig 1902, P. Stolte. XVIII und 91 S., Anm. 37 S. 8. geb. 1,20 ℳ. Wörterbuch dazu 27 S. 0,20 ℳ.

3) bis 6) Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus, herausgegeben von J. Klapperich. Glogau 1902, Carl Flemming. gr. 8. 3) Nr. 8: Biographies historiques, herausgegeben von Wershoven, 96 S. geb. 1,20 ℳ. Wörterbuch dazu 31 S. — 4) Nr. 11: Femmes célèbres de France, herausgegeben von Wershoven, 84 S. geb. 1,20 ℳ. Wörterbuch dazu 28 S. — 5) Nr. 9: Paris, Histoire, Monuments, Administration, herausgegeben von Wershoven, Ausgabe A mit deutschen Anmerkungen, 134 S., Ausgabe B. mit französischen Anmerkungen, 129 S. geb. 1,80 ℳ. — 6) Nr. 10: Scènes et Esquisses de la vie de Paris, herausgegeben von K. Sachs, ebenfalls in A- und B-Ausgabe, 75 S. geb. 1,20 ℳ.

Zu 1. Der Text des Bändchens bildet den 5. Teil des Romancyklus *Les Bardeur-Carbansanne, histoire d'une famille pendant cent ans* und schildert das Geschick dieser Familie während des Feldzuges von 1814. Die Erzählung verrät nicht gerade schöpferische Erfindungsgabe, ist aber spannend geschrieben und liest sich glatt. Es berührt wohlthuend, daſs neben begeisterter Vaterlandsliebe auch vorurteilslose und werkthätige Nächstenliebe in den Vordergrund tritt. Die knapp gehaltenen Anmerkungen geben die für das erste Verständnis nötigen sachlichen Erläuterungen (zu 2, 2 f. fehlt eine Anmerkung über Voltaire und Rousseau), räumen aber auch sprachliche und grammatische Schwierigkeiten mit Geschick aus dem Wege. Ob der Schüler ohne Erläuterung 13, 32 *une seconde . . . ; je suis à vous*, 27, 7 *et de la protéger . . ., cela me consolait de n'être qu'un enfant*, 50, 17 *depuis un grand moment*, 71, 6 *certaine providence*, 73, 19 und 77, 4 verstehen wird, ist mir zweifelhaft. 41, 1 *Elle est bonne, encore* ist gut übersetzt, aber nicht erklärt. Zu 86, 7 ist die Erklärung von

ne . . . pas que „nicht nur“ wunderlich gefafst. — Das Wörterbuch ist sehr ausführlich und sorgfältig; übersehen ist *brailler* 29, 1. — Ausstattung und Druck verdienen alles Lob (Druckversehen: 22, 21; 45, 16; Anm. zu 4, 7 l. 1813; zu 9, 1; im Wörterbuch l. ‘hautain, ‘hors, ‘hussard). — Das Bändchen ist als Lesestoff für die mittleren Klassen aller Arten höherer Lehranstalten wohl geeignet.

Zu 2. Die mit vorzüglicher Sachkenntnis geschriebene Einleitung über Mme de Maintenon könnte kürzer gefafst und durch bestimmte Angaben der für den Zeitabschnitt wichtigsten geschichtlichen und litterarischen Thatsachen (unter Entlastung des Anhangs) schulgerechter gestaltet sein; denn ohne Vorkenntnis dieser in den *Souvenirs* auf jeder Seite vorausgesetzten Daten dürfte die Lektüre des Bändchens auf grofse Schwierigkeiten stofsen. — Der Text enthält aus der Feder eines ungenannten modernen Schriftstellers die Briefe einer Selektanerin des Fräuleinstifts von Saint-Cyr an ihre Freundin. Sie schildern anschaulich und historisch treu in gefälliger Sprache das Leben und Treiben in diesem Stift während der ereignisreichen Jahre 1688—1691, besonders die Aufführung von Racines Esther, einem Stück, das der Frau von Maintenon und ihrem Anhang in dem leidenschaftlichen Kampf gegen Louvois und seine Partei als wuchtige Waffe gedient hat (vergl. des Herausgebers überzeugende Ausführungen in der Zs. „Die neueren Sprachen“ Bd. X). — Unter den aufserordentlich eingehenden und lehrreichen Anmerkungen sind manche zur Erklärung von Personen und Sachen dienenden in französischer Sprache gegeben, was dem Ganzen ein etwas buntes Aussehen giebt; wäre es nicht ratsam gewesen, die Anmerkungen gerade dieses Bändchens durchweg französisch abzufassen? Sachliche Erklärungen vermisse ich nur 28, 9 (*diamants du Temple*), 50, 4 *Quinault*, *Lulli*), 50, 30 ff. (woher stammen die Verse?), auch 2, 19, wo der Text *Midas murmurant* etc. ein Versehen enthält. Die sprachlichen Anmerkungen sind meiner Meinung nach etwas spärlich; so würde ich dem Schüler bei 33, 15 (*tu penses si* . . .), 35, 21 (*dire que* . . .), 36, 4 (*le roi ne fit plus que* . . .), 38, 13 (*ne voilà-t-il pas que* . . .), 53, 8 (*que si*) eine Stütze nicht versagen. — Für das Wörterbuch, das sich durch Gründlichkeit und Gewandtheit im Finden des angemessenen deutschen Ausdrucks auszeichnet, hätte ich doch verschiedene Desiderata vorzubringen, so für S. 62 des Textes: *rayon, gourmand, patron, refaire ma Perrette* „wieder meine Rolle als Perrette spielen“. — Der Druck ist korrekt bis auf einige unbedeutende Versehen (3, 28; 15, 20; 48, 28, Anm. zu 19, 18 l. *accepta*, zu 53, 31 l. *cinquième;* im Wörterbuch l. *caresser*, *climat*, *convoiter*, *dépôt*, *gâteau*, *hâter*, *intendant du temporel*, *réduire*. — So kann das Bändchen für solche Klassen, wo schon ein Stück von Racine gelesen worden ist, besonders für Mädchenschulen, warm empfohlen werden.

Zu 3. Das Bändchen, in dem die Lebensläufe von 22 berühmten Franzosen aller Zeiten zusammengestellt sind, zeigt den Vorzug einer gewissen Vielseitigkeit; aufser Königen, Staatsmännern und Feldherren sind auch Schriftsteller und Forscher berücksichtigt. Die Auswahl aus bewährten Quellen, wie Cons, Dhombres und Monod, Duruy ist geschickt getroffen und entspricht durchaus dem Standpunkt der mittleren Klassen, für die das Bändchen bestimmt ist. Dasselbe gilt von den — rein sachlichen — Anmerkungen. In 18, 30 ist die Kathedrale von Saint-Denis ungenau als romanisches Baudenkmal bezeichnet; zu 76, 30 ist irrtümlich angegeben, dafs bei der Teilung Samoas im Jahre 1899 auch England einen Teil der Inseln erhalten habe. 45, 30 kann der Schüler die Worte *le pouvant faire absolument* (wenn ich es nur irgend thun kann) ohne Erklärung nicht verstehen. Die von sehr mangelhafter litterarischer Bildung zeugenden Worte des Textes 19, 31 *Thibaut, le premier poète intelligible* hätten richtig gestellt werden müssen. — Druckfehler: 5, 11 l. *suprématie,* 10, 13 Komma nach *Vermandois*, ebenso 11, 29 nach *croisés,* 12, 18 l. *minorité,* 14, 33 trenne *san-glantes*, 46, 12 l. *parlement*, 51, 15 *réflexions,* 74, 14 Komma hinter *reconnaissante.* — Im Wörterbuch habe ich bei Stichproben für S. 35 *donner soin à qch.* (für etwas Sorge tragen) und *auparavant*, für S. 77 *autour de* und *nord* (adjektivisch) vermifst.

Zu 4. Der Lebenslauf folgender Frauen ist aufgenommen: Clotilde (Gemahlin Chlodwigs), Blanche de Castille und Marguerite de Provence, Jeanne Darc, Marguerite de Valois, Marie-Thérèse und Mme de Maintenon, Marie-Antoinette, aus der Feder von Hubault und Marguerin, Mme Dumoulin, E. Darcey. Alle sechs Kapitel sind gut und ziemlich leicht geschrieben; das Persönliche ist mit dem Geschichtlichen glücklich verbunden. So kann das Bändchen als angemessener Lesestoff für Mädchenschulen empfohlen werden. Die Anmerkungen sind knapp, aber fast überall ausreichend. Eine Erklärung fehlt zu 27, 28 (*Bedford*), eine Berichtigung zu 50, 9, wo der Gemahl der Maria Theresia irrtümlich *empereur d'Autriche* genannt ist, und zu 64, 9, wo es heifst, dafs der Pöbel am 29. Januar (richtig am 20. Juni) 1792 in die Tuilerien eindrang. — Das Wörterbuch ist sehr ausführlich angelegt, läfst aber doch hier und da im Stich; so fehlt für S. 39 *séduisant* (verführerisch), *porter son attention, rendre justice* (Recht sprechen), *amener, humanitaire, novateur, doctrine. Guêtre* ist fem.

Zu 5. Von anderen Schulbüchern über Paris unterscheidet sich die Arbeit Wershovens dadurch, dafs er in der ersten Hälfte bis S. 56 eine Geschichte der Stadt Paris oder vielmehr eine Reihe von Episoden aus dieser Geschichte vorführt, wobei verschiedene bewährte Autoren, wie Bournon, Duruy, Thiers, Mignet, Sarcey, zu Worte kommen. Die Abschnitte sind geschickt aus-

gewählt, lassen aber, wie natürlich, manche Lücke in der Übersicht über die innere Entwicklung der Stadt; vornehmlich vermifst man ungern ein Kapitel über das Pariser Leben unter Ludwig XIV. In der zweiten Hälfte folgt dann, wieder nach verschiedenen Schriftstellern, wie Reclus, Viollet-le-Duc, Mme Tastu, eine Beschreibung des heutigen Paris, besonders seiner Bauwerke und Einrichtungen. Dieser Teil ist entschieden allzu dürftig ausgefallen; zieht man Kap. 23 (*L'Enseignement*) und 25 (*Gouvernement de la France*) ab, die beide mit Paris selbst wenig oder nichts zu thun haben, so bleiben für die Beschreibung der Stadt, von der schon Karl V. sagte: *Paris est un monde*, nur 41 Seiten. Und wirklich ist, was z. B. über Handel, Verkehr, Theater und Vergnügungen mitgeteilt wird, mehr dazu angethan, die Wifsbegier zu erregen als sie zu befriedigen. Nach meinem Dafürhalten hätte der Herausgeber besser gethan, sich zu beschränken und entweder eine Geschichte der Stadt oder eine Schilderung des heutigen Paris zu liefern. — Die Anmerkungen sehen von Worterklärungen ganz ab; und doch könnte der Schüler eine Aufklärung verlangen z. B. über 24, 21 *de plus fort*, 49, 25 *l'invisible, l'imperceptible* etc. (ist der Text richtig?), 53, 29 *l'on trinquait du rire*, 54, 16 *écart folâtre*, 93, 32 *Parisien parisiennant*. Aber auch die Sacherklärungen, die übrigens geschickt gefafst sind und von reichem Wissen zeugen, lassen den Leser nicht selten im Stich; so sucht man vergeblich nach einer Erklärung zu 19, 19 (*Corneille a placé dans la Galerie du Palais le lieu d'une de ses comédies*), 36, 6 (*l'archichancelier de l'Empire*), 52, 20 (*joujou à 29 sous*), 54, 15 (*Bullier*). Besonders kärglich ist Kap. 3 (*Étienne Marcel*) bedacht, wo mehrere aus den alten Quellen beibehaltenen altertümlichen Ausdrücke dringend der Erklärung bedurften, ferner Kap. 13 (*Notre-Dame*), wo dasselbe von den technischen Ausdrücken gilt. Unrichtiges habe ich gefunden: zu 43, 15 (die Niederbrennung des Sommerpalastes bei Peking fällt allein den Engländern zur Last), zu 55, 4 (König Wilhelm wohnte 1870/71 zu Versailles nicht im Schlofs, sondern in der Präfektur). 75, 12 ist unter *Restauration* die Regierung der Bourbonen nach ihrer Wiedereinsetzung zu verstehen, nicht diese selbst. Zu 91, 3: Ch. Garnier ist 1898 gestorben. Gern missen würde man Anmerkungen wie zu 1, 13 *César, 106—44 v. Chr.*, zu 14, 8 *Jeanne d'Arc oder Darc, die Jungfrau von Orléans*. — Die deutschen und die — sprachlich tadellosen — französischen Anmerkungen (A und B) sind mit gutem Bedacht etwas verschieden gestaltet; einzelne Widersprüche (zu 1, 13; 2, 5; 3, 19; 16, 2 und 17; 23, 13; 24, 3 u. s. w.) beruhen offenbar auf Versehen. Sonstige Druckfehler: 3, 7 l. *droite*, 13, 18 *événements*, 21, 18 *bousculant*, 55, 5 *du 28 janvier*, 65, 1 *non pas*, 100, 34 *proroger*, in den Anmerkungen A: zu 3, 18 *les Burgondes*, zu 16, 14 *Franz I.*, zu 29, 22 (auch in B) *Desmoulins* (*1760—1794*), zu 63, 15 *David, 1748—1825*; in B:

zu 38, 30 *événements*, zu 66, 1 *marchandises*, zu 66, 24 *en 1804*. — Zum Schmuck des Bändchens dienen 13 in den Text eingefügte, meist wohlgelungene Ansichten. Von den beiden beigegebenen Übersichtsplänen ist der zweite (Stadt Paris) wegen des undeutlichen Druckes schwer zu benutzen.

Zu 6. Die hier vereinigten Skizzen — 12 von Richepin, 2 von Ginisty — geben Stimmungsbilder aus dem modernen Pariser Leben. So werden die Freuden und Leiden des Winters, die Strafsenrufe, die kleinen Restaurants, die Opfer der grofsen Bazare, die Trachten der verschiedenen Stände, das „Queue"-Stehen, sogar das Kümmelblättchen sehr unterhaltend geschildert. Da die Verfasser unbedenklich in die niedrigsten Schichten der Bevölkerung hinabsteigen, so ist in mehreren Kapiteln die Sprache mit Ausdrücken des Argot durchsetzt, und zwar in solchem Mafse, dafs ich die Lektüre dieses Bändchens nur für sehr weit vorgeschrittene Schülergenerationen empfehlen kann, die schon über einen sicheren Sprachschatz verfügen; für alle anderen dürfte es vorteilhafter sein, Schriften zu lesen, woran sie ein in gebildeten Kreisen gesprochenes Französisch lernen können. Eine Durchsicht der sehr lehrreichen Anmerkungen zeigt schon, wie viele fernliegende und niedrige Ausdrücke im Text vorkommen. — Erklärungsbedürftig bleiben noch manche Stellen, z. B. 6, 8 *le képi en crânes*, 10, 9 *c'est comme qui dirait*, 18, 22 *reginglard*, 24, 14 *rien qu'au hasard*, 26,20 *bringueballé*, 49, 5 *ces passionnés de nouvelles quand même*. 1, 24 heifst *battre de l'aile* schwerlich „flügellahm sein", sondern, wie sicher 36, 7 „seinen (ihren) Flügel regen". Zu 5, 25: Die Ableitung des Wortes *preu* (=chef) von lat. *primus* ist sehr unwahrscheinlich. 25, 16 sind *conserves* nicht „Konserven", sondern Konservationsbrillen; desgleichen ist 36, 15 *bondon* nicht „Spund", sondern eine Art Neufchateller Käse (beides giebt Sachs selbst in seinem Wörterbuch an). 32, 19: *il n'y a pas jusqu'aux maçons* etc. bedarf einer genaueren Erklärung als der zu 11, 29 gegebenen; es ist nämlich der Relativsatz, der die eigentliche Aussage geben sollte (etwa *dont le costume ne soit bien caractérisé*), unterdrückt, was der Schüler unmöglich wissen kann. Zu 39, 19 (A) ist irrtümlich Ludwig XVIII. als unmittelbarer Vorgänger Ludwig Philipps genannt. Zu 40, 13 *la rime n'est pas riche*: Es fehlt in der Anmerkung der Hinweis, dafs der Ausdruck des Textes (übrigens wohl eine Reminiscenz an Molières Misanthrope I 2) nicht recht zutrifft, da der Reim *parapluie*: *pluie* mehr als reich ist, während bei *beau*: *os* das Mangelhafte des Reims in der graphischen Nichtübereinstimmung des Auslauts liegt. Zu 43, 14: *la queue au milliard* ist nicht richtig erklärt; wie 41, 11 zeigt, ist die Rede von einer Staatsanleihe in der Höhe einer Milliarde, wozu Anteilscheine ausgegeben werden. Der ganze Artikel ist offenbar einem Feuilleton entnommen. — Druckfehler finden sich in den Anmerkungen häufiger als im Text, sind aber selten

sinnentstellend; ich erwähne nur: zu 31, 17 (A und B) l. *muscadins* (unrichtig ist auch in B *on les nommait . . . pschutteux au commencement du 19e siècle*), zu 36, 31 (A) l. „Hoffnung“ für „Zerstreuung“, im Index l. *Blancs-Manteaux, entrechat.*

Die Ausstattung, die der Verlag von Carl Flemming seiner neu ins Leben tretenden Sammlung zu Teil werden läfst, verdient volle Anerkennung; Papier, Druck und Einband sind tadellos.

Friedenau bei Berlin. Arnold Krause.

---

1) Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus. Herausgegeben von J. Klapperich. Glogau, Karl Flemming.

Unter obigem Titel erscheint seit ungefähr Jahresfrist eine neue Sammlung englischer und französischer Schulausgaben. Der Leiter dieser Sammlung beabsichtigt, vorzugsweise neue Stoffe in Deutschland einzuführen; aus der früheren Zeit der englischen und französischen Litteratur werden nur die hervorragenden Meisterwerke gebracht werden. Es sollen nur solche Werke zur Aufnahme gelangen, welche in sprachlicher und stilistischer Hinsicht mustergültig sind und einen erziehlichen Wert haben. Zugleich sollen die Schriften über Leben, Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und Geistesbestrebungen des betreffenden Volkes Belehrung gewähren.

Die einzelnen Bändchen sind mit kurzen Einleitungen versehen, in denen alles Wissenswerte über Leben, Werke und Bedeutung des zu lesenden Schriftstellers mitgeteilt wird. Die Anmerkungen finden sich am Ende und enthalten meist nur sachliche Erklärungen. Sie werdeu in allen für die mittleren Klassen bestimmten Bändchen deutsch gegeben. Für die oberen Klassen werden aufser den in deutscher Sprache erklärten Ausgaben auch solche veröffentlicht, welche ganz in der betreffenden fremden Sprache gehalten und erklärt sind (bis jetzt Band 5, 9 und 10). Sonderwörterbücher werden nur den für die mittleren Klassen bestimmten Bändchen beigegeben.

Was die äufsere Ausstattung angeht, so entsprechen diese Ausgaben allen Anforderungen, die man heute an eine Schulausgabe zu stellen gewohnt ist. Der Preis beträgt für jedes der 6—8 Druckbogen enthaltenden Bändchen 1,20—150 *M.* Es sind bis jetzt folgende Bändchen erschienen: 1. Stories for the Young by various authors. 2. Alphonse Daudet, Contes Choisis. 3. Sister Mary, or a Year of my Boyhood by Ascott R. Hope. 4. The Coral Island. A Tale of the Pacific Ocean by Robert Michael Ballantyne. 5. Chambers's History of the Victorian Era. 6. F. B. Kirkman, The Growth of Greater Britain. A Sketch of the History of the British Colonies and Dependencies. 7. Stories from Waverly. From the Original of Sir Walter Scott by H. Gassiot.

8. Biographies Historiques, hsggb. von Wershoven. 9. Paris, Histoire, Monuments, Administration, hsggb. von Wershoven. Von diesen Bändchen liegen dem Ref. No. 1 und No. 3 zur Besprechung vor.

No. 1, betitelt „Stories für the Young“, enthält vier Erzählungen: 1. Master Bernard Low by Mrs Sherwood, 2. Tarlton by Maria Edgeworth, 3. Two Ways of Telling a Story by Jean Ingelow, 4. Old Father Christmas by Juliana Horatia Ewing. Es ist herausgegeben von J. Klapperich. Diese Erzählungen sind für die Anfangslektüre bestimmt. Ihre Sprache und ihr Aufbau ist so einfach wie möglich, ja es will dem Ref. scheinen, als ob die erste Geschichte inhaltlich etwas zu kindlich und zu wenig anziehend wäre, und er bezweifelt, ob Obertertianer an ihr Geschmack finden werden.

No. 3. „Sister Mary“, hsggb. von J. Klapperich, ist von dem bekannten englischen Jugendschriftsteller Ascott R. Hope verfafst. Der erste Teil ist vor einiger Zeit in der Knabenzeitschrift „The Boy's Own Paper“ erschienen, und die Erzählung als Ganzes ist eigens für diese Sammlung ausgearbeitet worden. Die Handlung spielt zum Teil in einer englischen Boarding School, zum Teil im schottischen Hochgebirge. Die Darstellung ist frisch und gewandt, die Sprache edel. Das Bändchen giebt einen passenden Lesestoff für das dritte englische Unterrichtsjahr.

2) Rudyard Kipling, Vier Erzählungen. Für den Schulgebrauch ausgewählt und herausgegeben von J. Ellinger. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen. Leipzig 1901, G. Freytag. VII und 102 S. 8. 81 S. Text und 19 S. Anmerkungen. Beide Teile geb. 1,20 *M*.

Die vier Erzählungen Kiplings, die der Herausgeber hier der Schule zugänglich macht, sind: 1. Wee Willie Winkie. 2. The Drums of the Fore and Aft. 3. The Lost Legion. 4. A Matter of Fact. In den drei ersten führt uns der Verfasser nach Indien. No. 1 schildert uns die Heldenthat eines sechsjährigen Jungen, der durch seinen Mut und seine Geistesgegenwart sich und eine junge Dame aus einer grofsen Gefahr befreit. Allerdings kann ich nicht umhin, zu bemerken, dafs mir das Verhalten des Knaben, der, wie der Verf. selbst erzählt, could not yet manage his „S's“ and „th's ziemlich unwahrscheinlich erscheint. No. 2 enthält die Geschichte zweier Trommlerknaben in einem indischen Regimente. In No. 3 wird der nächtliche Ritt einer Truppenabteilung, die zur Ergreifung eines afghanischen Räubers ausgesandt ist, erzählt, und No. 4 schildert uns die Erlebnisse dreier Journalisten während der Seefahrt von Kapstadt nach England.

Da für das Verständnis der drei ersten Stücke eine Kenntnis der britischen Heereseinrichtungen erforderlich ist, so hat der Herausgeber in dem Kommentar eine Einleitung über „das britische Heerwesen im allgemeinen und die Streitkräfte in Britisch-Ostindien im besonderen“ vorangeschickt; ferner hat er die Eigen-

tümlichkeiten der Vulgärsprache, die in den Reden der beiden Trommlerknaben der zweiten Erzählung vorkommen, übersichtlich an die Spitze der sich auf jene Erzählung beziehenden Anmerkungen gestellt. Auf S. 93, Anmerk. zu Z. 15, S. 18. heifst es: „Lew was about the same age Lew war ungefähr von demselben Alter; beachte die präpositionslose Anknüpfung (eigentlich of the same age!)". Aber kann denn nicht about hier selbst Präposition sein? Sonst sind die Anmerkungen ausreichend und geben zu Ausstellungen keinen Anlafs. Das Bändchen bietet passenden Lesestoff für die obere Stufe neunklassiger Schulen.

Elberfeld. K. Dorr.

Henry Margall, Vier Erzählungen aus Pleine Vie. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Benno Röttgers. Leipzig 1901, G. Freytag. V u. 66 S. 8. 1,10 *M*. Wörterbuch 0,40 *M*.

Da die von der Neuphilologenschaft Deutschlands eingesetzte Kommission für die Aufstellung eines französisch-englischen Lektürekanons mehrfach den Mangel an geeignetem Lesestoff für die Mittelklassen unserer höheren Lehranstalten hervorgehoben hat, so ist die Herausgabe der hier vorliegenden vier Erzählungen dem Freytagschen Verlag neusprachlicher Schulschriftsteller zum besonderen Verdienst anzurechnen. Allesamt Henry Margalls 'En pleine vie' entnommen, geben sie höchst anziehende Bilder aus dem Leben französischer Knaben und Mädchen, sind nach Form und Inhalt leicht verständlich, erfreuen durch eine lebhafte Darstellungsweise und sind dem Stoffe nach „sehr geeignet nicht blofs zum Wiedererzählen und zu Umarbeitungen, sondern auch zu Sprechübungen in der Weise, dafs je zwei oder drei Schüler die Rollen der einzelnen Personen übernehmen und thatsächlich kleine Dialoge, beziehungsweise Scenen schaffen".

Die erste Erzählung, 'Les temps difficiles', schildert die schweren Zeiten, die die vierjährige Ninette und die zwölfjährige Marguerite nach plötzlichem Hinscheiden ihrer Grofsmutter, unter deren Obhut die frühverwaisten Kinder mehrere Jahre gelebt, durchzumachen haben. Sie reisen nach La Rochelle zu ihrem Oheim, der sie als rauher Seemann gar unzart behandelt und den erst Marguerite durch ihre Aufopferung und Entsagung allmählich für sich und ihr Schwesterchen zu gewinnen weifs. Um die Eisrinde, die der harte Beruf um das Herz des Onkels gelegt, völlig zum Schmelzen zu bringen, kommt dann noch die erschütternde Nachricht von dem Tode des in Cochinchina lebenden Bruders der beiden Waisen, der bis dahin die einzige Hoffnung der unglücklichen Mädchen gewesen war. — Die zweite Erzählung, 'Une vente de charité', führt uns in einen Wohlthätigkeitsbazar zur Unterstützung verwahrloster Kinder. wo die zwölfjährige Geneviève und die vierzehnjährige Simone Lebray die von

ihnen selbst angefertigten Waren zu verkaufen suchen, die Ältere mit geringer Mühe alle Welt an ihre Auslage zu locken weifs und im Handumdrehen eine grofse Summe einnimmt, die Jüngere aber erst nach langem, bangem Harren endlich einen alten, Vertrauen erweckenden Mann zu sich heranbittet und dann durch ihn, der ihren ganzen Edelsinn erkennt, ihr Glück und das ihrer älteren Schwester begründet. — Die dritte Erzählung heifst 'Tombé du nid'. Aus dem Nest gefallen ist der kleine Jean Bogaard aus Le Havre, der nach Christiania zu seinem Onkel soll, um dort etwas Tüchtiges zu lernen, sich zum selbständigen Mann zu entwickeln und dann nach seiner Heimkehr seiner armen Mutter eine Stütze zu sein, die bis dahin ihre frühzeitig des Vaters beraubten Kinder durch Stundengeben erhalten hat. Der Knabe erzählt selbst seine Geschichte vor dem Kapitän des Schiffes, das ihn nach wehmütigem Abschied von den Seinigen gen Norwegen entführt. Seine Angst vor dem Aufenthalt in dem ihm unbekannten Lande und unter den fremden Verhältnissen sucht der brave Seemann nach Möglichkeit zu beschwichtigen, und schon wenige Monate nach der Landung des kleinen Jean in Christiania meldet ein vergnügtes Schreiben dem Kapitän, wie wohl sich sein junger Freund in der neuen Umgebung zu fühlen beginnt. — Der Titel der 4. Erzählung ist 'Devant Constantinople'. Im Hafen von Konstantinopel, wo sie vor einigen Tagen gelandet, haben sie endlich Frieden geschlossen, der vierzehnjährige Désiré und der siebzehnjährige Marius. Désiré, dessen Vater vor Jahren in dieser Stadt am Typhus gestorben ist und sein Weib mit fünf Kindern hilflos hinterlassen hat, hat auf dem nun vor Anker liegenden Schiff für 40 Frank monatlich, die er regelmäfsig der Mutter sendet, Dienste gethan. Die kärglich bemessene Mufse jedes einzelnen Tages hat er benutzt, um aus einem alten Buche das Maschinenwesen zu studieren. Von dem Umgang mit der Schiffsmannschaft aber und namentlich von ihren rohen Späfsen hat er sich ängstlich ferngehalten und wird darum von einem Kameraden, dem oft bestraften Marius, als Musterknabe gründlich gehafst und auf allerlei Art gefoppt, so dafs es zwischen ihnen wiederholt zu den heftigsten Auseinandersetzungen kommt. In Konstantinopel nun benutzt Désiré einen dreistündigen Urlaub, um von dem Grabe seines Vaters ein kleines Pflänzchen und etwas Erde in eine Sardinenbüchse zu thun und mit aufs Schiff zu nehmen, in der Absicht, es dann auf heimischem Boden einzupflanzen. Da entspinnt sich wieder einmal ein Zank zwischen ihm und Marius, in welchem dieser schliefslich wütend die Büchse mit dem kostbaren Inhalt ergreift und ins Meer schleudert, ohne zu ahnen, was sie dem Kameraden bedeutet. Als er nun aber von den entrüsteten Zuschauern den Sachverhalt erfährt, da packt ihn bittere Reue und, ungeachtet der ihm drohenden Strafe, entfernt er sich ohne Urlaub für mehrere Stunden vom Schiff und

bringt in einem Blumentopf Erde und Pflänzchen, die er vom Grabe von Désirés Vater geholt hat. Der daraufhin zum ersten Mal ausgetauschte Händedruck besiegelt endgültig die Versöhnung der beiden Knaben.

Der Text umfafst nur 66 Druckseiten, so dafs, wie es die Absicht des Herausgebers dieser Sammlung ist, das Werk in einem halben Jahre gelesen und durchgearbeitet werden kann. Aber abgesehen von diesem durchaus zu billigenden Gesichtspunkt ist die Beschränkung auf vier Erzählungen des Beifalls bei allen denen sicher, die mit dem deutschen Kinde zu fühlen verstehen. Der deutsche Knabe namentlich findet an der aufdringlichen Moral fast aller für Kinder bestimmten Erzählungen französischen Ursprungs wenig Geschmack; er läfst sich vielleicht zwei oder drei davon gefallen, aber viel mehr kann er nicht vertragen; und man sollte grade im Interesse des wach zu erhaltenden Vergnügens an fremdsprachlicher Lektüre dieses dem Deutschen angeborene Gefühl nach Möglichkeit schonen. Die Anmerkungen, S. 67 bis 80 füllend, bringen alles zum vollkommenen Verständnis Erforderliche, soweit dies nicht im Wörterbuch gegeben wird. „Das Wörterbuch ist“, wie es in der Einleitung heifst, „der Klassenstufe entsprechend so ausführlich gehalten, dafs es bei der häuslichen Vorbereitung nicht im Stich läfst“; es zählt 34 Seiten. — Druckfehler sind mir nicht aufgefallen.

Frankfurt a. M. M. Banner.

Hermann Jänicke, Die deutsche und die brandenburgisch-preufsische Geschichte. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten dargestellt. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. 1. Teil: Die deutsche Geschichte bis zum Westfälischen Frieden. Mit vier Karten und einer Zeittafel. Siebente, verbesserte Auflage. 109 S. 8. geb. 1,80 *M.* — 2. Teil: Die brandenburgisch-preufsische Geschichte, seit 1648 im Zusammenhange mit der deutschen Geschichte. Mit drei Karten, einem Anhang, einer Zeit- und zwei Stammtafeln. Siebente, verbesserte Auflage. 165 S. 8. geb. 2,20 *M.*

Zuletzt habe ich von dem vorliegenden Buche die fünfte Auflage des ersten und die sechste des zweiten Teiles in dieser Zeitschrift besprochen. Seitdem hat das Lehrbuch kleinere und gröfsere Verbesserungen erfahren. Einige Stellen sind gekürzt worden, wie die Geschichte Heinrichs II., andere sind im Ausdruck einfacher und darum für die Schüler leichter verständlich gestaltet worden, wie die Darlegung des Verhältnisses Heinrichs I. zu den Fürsten und die Schilderung der Lage nach dem Siege Friedrichs des Grofsen bei Mollwitz. Wieder andere Stellen sind besser gruppiert worden, z. B. die Römerzüge Friedrichs I. Rotbart und die Ereignisse in Preufsen in den Jahren 1847—1850. Bei letztgenanntem Abschnitt halte ich die genauen Angaben über die Zusammensetzung des Vereinigten Landtages von 1847 für überflüssig und die erste Anmerkung auf Seite 127 im Ausdruck für verfehlt.

Gröfsere Veränderungen, die aber eine Verwendung früherer Auflagen neben der siebenten wohl gestatten, hat der Verfasser in den Abschnitten über die deutsche und die preufsische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte vorgenommen. Als Ziel schwebte ihm hier vor, den Zusammenhang in der Entwickelung der Verfassungs- und Kulturverhältnisse deutlicher als in den früheren Auflagen hervortreten zu lassen. Dieses Ziel hat er erreicht. Bemerken möchte ich nur, dafs es nach meiner Ansicht gut wäre, wenn auf Seite 51 des zweiten Teiles die zweite Anmerkung durch eine Erklärung des Unterschiedes zwischen Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit ersetzt würde.

Der Anhang hat durch eine Übersicht und Erläuterung der Standbilder in der Siegesallee zu Berlin eine dankenswerte Bereicherung erfahren.

Posen. Moritz Friebe.

M. Griep, Bürgerkunde. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in der Gesetzeskunde und Volkswirtschaftslehre an Fortbildungsschulen und ähnlichen Anstalten sowie zum Selbstunterricht. Leipzig und Berlin 1901, B. G. Teubner. VI u. 203 S. 8. 2 *M*.

Man kann nicht behaupten, dafs ein Mangel an Büchern herrsche, welche die Kenntnis der öffentlichen Einrichtungen in unserem Vaterlande vermitteln wollen. Solcher Bürgerkunden, wie sie sich gewöhnlich nennen, hat Referent schon mehrere in dieser Zeitschrift besprochen. Das vorliegende Buch unterscheidet sich von jenen besonders dadurch, dafs es in erster Linie für den praktischen Bedarf berechnet ist, was freilich der Titel nicht zum Ausdruck bringt. Höchstens könnte ihm die deutsche Bürgerkunde von Hoffmann u. Groth (Leipzig, Grunow) in dieser Richtung Konkurrenz machen. Dieses Buch ist, wenn wir beide vergleichen, weniger populär geschrieben als das Griepsche, es setzt gebildetere Leser voraus. Man merkt bei seiner Lektüre, dafs ein Jurist Mitarbeiter war. Griep dagegen hat mehr das Publikum im Auge, das durch die Fortbildungsschule gegangen ist.

Für unsere höheren Schulen ist das Griepsche Buch so wenig wie das Hoffmann-Grothesche geeignet, für Fortbildungsschulen und ähnliche Anstalten kann es dagegen gewifs recht gute Dienste eisten; am brauchbarsten aber ist es für den Selbstunterricht und als Nachschlagebuch für das praktische Leben. Für dieses sind z. B. die Musterbeispiele zweckmäfsig: Beispiele von Miets- und allen möglichen anderen Verträgen, von Wechseln, von Reklamationen (gegen Einkommensteuerveranlagung etc.), Beispiele für das Mahnverfahren, für Klagen u. s. w. Der Verfasser verschmäht hier das Einfachste nicht, z. B. eine Anzeige der Niederlassung als Schlossermeister, ein Gesuch um Zulassung zum dreijährig-freiwilligen Militärdienst u. a. m.

Der erste Teil handelt von den Rechten und Pflichten der Minderjährigen: von der Gewalt der Eltern über minderjährige Kinder, von der Vormundschaft, von der Schule und ihrem Berechtigungswesen, von der Wehrpflicht und vielem anderen. Der zweite Teil bespricht die Rechte und Pflichten der Volljährigen, z. B. die Ehe, eheliches Güterrecht, Erbrecht, Wohnungsrechte, die Berufsarten, die Gemeinde und ihre Verwaltung, die Kirche, den Staat (preufsische und Reichsverfassung), das Heerwesen, die Steuern, das Gerichtswesen. Das alles wird ausführlich in gemeinverständlicher Sprache abgehandelt. Ein umfangreiches Sachregister erhöht die praktische Brauchbarkeit.

Wir möchten hier nur darauf aufmerksam machen, dafs in dem 18. Kapitel, das von der Verfassung des deutschen Reiches handelt, manches nicht klar genug ausgedrückt, manches recht anfechtbar ist. Wenn es z. B. im Anfange des Kapitels S. 152 heifst: „Die Reichsgewalt wird von den verbündeten Regierungen gemeinsam ausgeübt", so frage ich: Was soll sich einer bei diesen Worten denken, der die Verfassung nicht kennt? Es müfste heifsen: Kaiser und Bundesrat sind Inhaber der Reichsgewalt. Wenn der Verfasser später S. 156 sagt: „Die Reichsgewalt wird durch den Bundesrat ausgeübt", so müfste es auch hier „durch den Kaiser und den Bundesrat" heifsen. Der Verfasser kann sich darüber durch das vortreffliche Buch „Grundzüge der Verfassung des deutschen Reiches" von Loening (Leipzig 1901, Teubner) leicht belehren. Auf S. 152 heifst es weiter: „Die einzelnen Staaten haben von ihren Rechten e t w a s eingebüfst und an das Reich abgetreten; aber die Bundesstaaten bestehen als s e l b s t ä n d i g e Staaten weiter". Wenn man nun auch die Bezeichnung der einzelnen Staaten als Bundesstaaten nicht als unrichtig tadeln darf, da sie in der Verfassungsurkunde selbst so genannt werden, so bezeichnet doch die staatsrechtliche Theorie mit dem Wort Bundesstaat das Reich selbst, und der Klarheit wegen sollte man diesen Ausdruck nur für den zusammengesetzten Staat gebrauchen. Ganz bedenklish ist aber die Behauptung, dafs die einzelnen Staaten „etwas" von ihren Rechten eingebüfst hätten und als „selbständige" Staaten weiterbestünden. Ich gebe zu, dafs es heute noch bei den Gelehrten strittig ist, ob das Reich ein Staat ist oder nur ein völkerrechtlicher Verein souveräner Staaten, wie es nach Griep erscheinen könnte, aber nur eine Minderheit der Staatsrechtslehrer steht auf dem letzteren Standpunkt. Treitschke hat bekanntlich energisch bestritten, dafs die Einzelstaaten überhaupt noch Staaten zu nennen wären. Zugegeben aber, dafs diese Auffassung zu weit geht, so ist doch andrerseits die Behauptung Grieps, die Einzelstaaten hätten nur „etwas" von ihren Rechten eingebüfst und bestünden als „selbständige" Staaten weiter, noch viel weniger zutreffend. Das Reich ist ein souveräner Staat, dem alle Einzelstaaten unter-

worfen sind. Artikel 2 der Reichsverfassung bestimmt, dafs Reichsgesetze den Bundesgesetzen vorgehen. Die einzelnen Staaten haben nicht „etwas“ von ihren Rechten verloren, sondern ganz wesentliche Rechte eingebüfst, sie haben für immer auf ihre Souveränität verzichtet. Nun ist freilich richtig, dafs souverän und selbständig von den Staatsrechtslehrern nicht als identisch angesehen werden, aber das Publikum, für das Herr Griep schreibt, wird solchen subtilen Unterschied nicht fühlen. Die Souveränität des Reiches ist nirgends gegenüber den nichtsouveränen Einzelstaaten klar hervorgehoben, und es wäre recht am Platze gewesen, in diesem Buche zu betonen, dafs das Reich eine lebendige Macht ist und dafs die Reichsverfassung dem Kaiser respektive dem Könige von Preufsen die führende Stellung im Reiche zuweist.

Wir betonen noch einmal: das Buch ist weniger zum Lehrbuch als zum praktischen Nachschlagebuch geeignet. Oder soll wirklich in der Schule z. B. gelehrt werden, welche Vorsichtsmafsregeln beim Viehkaufe nötig sind? Siehe S. 65. Ähnliche praktische Unterweisungen wie die erwähnte finden sich zahlreich in diesem Buche.

Ein ausführliches Register ist dem Buche beigefügt und erhöht seine Brauchbarkeit als Nachschlagebuch und als Mittel zur Selbstbelehrung in Fragen des praktischen Lebens.

Sangerhausen. J. Froboese.

---

1) Hölzels Schulwandkarte von Asien, 2. Auflage, vollkommen neu bearbeitet von Franz Heiderich. Wien 1902, Ed. Hölzel. Preis unaufgezogen 15 *M*, aufgezogen mit Stäben 22 *M*.

Von einem tüchtigen Fachmann gründlich revidiert, ist diese stattliche Karte des gröfsten aller Erdteile in ihrer Neuauflage ganz auf die Höhe der Zeit gehoben worden. Alle wesentlichen Fortschritte, die in der Erforschung Asiens seit dem ersten Erscheinen der Karte erzielt wurden, finden wir sorgsam berücksichtigt. Die Gebirgsgliederung sehen wir mehrfach geklärt, die merkwürdige Senke bis zu mindestens 60 m unter den Meeresspiegel westwärts von Chami vor dem Südfufs des Tianschan ist nachgetragen, die Verschiebung der Mündungsseeen des Tarimstromes dicht an den Kuenlun ist gemäfs den Aufnahmen Sven Hedins korrekt verzeichnet u. s. f. Kurz, die in markigem Höhenschichtenkolorit gehaltene Karte, der am unteren Rande jetzt auch noch ein politisches und ein ethnographisches Übersichtskärtchen Asiens beigefügt sind, entspricht allen Anforderungen an eine gute Schulwandkarte. Nur in wenigen Ortsnamen wünschten wir mehr Lauttreue. Es heifst nicht Singapur, sondern Singapore (gespr. singäpor), nicht Tokio und Kioto, sondern Tokjo und Kjoto, falls man nicht lieber die von den Japanern angenommene englische Schreibung Tokyo, Kyoto bevorzugen will.

2) Diercke, Schul-Atlas für höhere Lehranstalten, bearbeitet und herausgegeben von C. Diercke und E. Gaebler. 37. Auflage, 2. Abdruck. Braunschweig 1901, G. Westermann.

Die Reichhaltigkeit und technische Höhe bleibt immer noch ein Vorzug dieses Atlas, der bei seinem für einen Schul-Atlas grofsen Format ungewöhnlich grofse Kartenbilder darbietet, die bei aller Inhaltsfülle durch Klarheit sich auszeichnen, nebenbei zufolge harmonischer Farbenwahl ihres Flächenkolorits dem Auge wohlthun. Freilich geht die Menge des Gelieferten (über 300 Karten, wenn wir die Nebenkarten einrechnen) weit über den Schulbedarf hinaus.

Dafs mitunter ganz heterogene Dinge auf einer und derselben Karte zur Darstellung gebracht sind, wurde wohl schon bei Besprechung früherer Auflagen an dieser Stelle als Übelstand hervorgehoben. Es sollte das aber entschieden allmählich beseitigt werden. Was in aller Welt hat z. B. das Religionsbekenntnis mit der Volksverdichtung zu thun? Da sehen wir aber auf Blatt 45 beides auf einem kaum handbreiten Kärtchen von Afrika zusammen kartiert; natürlich prägen sich dem Beschauer nur die in frischen Farben wiedergegebenen Areale der Bekenntnisse ein, während die durch schwarze Schraffen ausgedrückten Abstufungen der Volksdichte zwar gut erkennbar sind, aber unter dem so viel mächtigeren Sinneseindruck der Farbe gar nicht anschaulich hervortreten.

Auf diesen kleineren Afrikakärtchen sind Albert- und Albert Eduard-See stets unverbunden gezeichnet. Der Kiwu-See ist auch auf den Karten im grofsen Mafsstab (sogar auf der recht schönen S. 39) irrtümlich ohne Flufsverbindung mit dem Tanganyika dargestellt. Auf der Karte von Deutsch-Ostafrika (S. 49) sollte der Name Rufidji in Rufiyi umgeändert werden. Statt Tokio mufs durchaus Tokyo oder (nach deutschem Lautwert) Tokjo geschrieben werden.

Halle a. S. A. Kirchhoff.

F. Pfuhl, Der Unterricht in der Pflanzenkunde durch die Lebensweise der Pflanze bestimmt. Leipzig 1902, B. G. Teubner. VIII u. 223 S. 8. 2,80 *M.*

Die Pflanze darf durch den Unterricht nicht zu einem blofsen Anschauungsmittel für den Schüler herabgedrückt werden, dessen einzelne Bestandteile er nun nach Zahl und Mafs, nach Länge und Breite zu betrachten hätte. Mit geistigem Bande mufs der Unterricht Körperbeschaffenheit und Lebensweise der Pflanze verbinden; er mufs ein Lebensbild entwickeln, welches denkendem Empfinden entspricht, logischem Fordern genügt.

In diesen Worten der Einleitung giebt der Verfasser das Programm seines naturwissenschaftlichen Unterrichts. Wie fruchtbar sich derselbe nach solchen Grundsätzen gestalten läfst, zeigt

vorliegendes Buch. Der Verfasser spricht zuerst vom Unterricht im allgemeinen. Dabei werden die verschiedensten Fragen gestreift, wie Nutzen des Herbariums und der Exkursionen — letzteren wird ein ziemlich geringer Wert zuerkannt —, Gebrauch des Mikroskops und der Lupe, die Lehrbuchfrage und anderes mehr. Dann wird der Unterricht in den einzelnen Klassen besprochen, eingehender für Sexta, wo die Grundlage für die biologische Betrachtungsweise der Pflanzen gelegt wird, kürzer, doch auch durch Lehrproben erläutert, für die übrigen Klassen. Besonders hervorzuheben ist, dafs schon in Sexta durch einfache biologische Versuche, die auf Grund des Unterrichts der Schüler vorschlägt, eine ganze Reihe auftretender Fragen beantwortet werden. Ein Drittel des Buchs etwa handelt von dem Pflanzengarten, den der Verfasser 1882 in Posen angelegt hat, als besonders wichtigem Hilfsmittel des Unterrichts, und von den darin gezogenen Pflanzen.

Das Buch bietet auch dem erfahrenen Lehrer der Naturwissenschaften eine Fülle von Anregungen.

Seehausen i. d. Altmark. M. Paeprer.

Alois Lanner, Naturlehre. Mit 377 Figuren, einer Spektraltafel und 4 meteorologischen Karten. Wien 1902, Jos. Roth. 377 S. 8. 4,50 *M*, geb. 5,20 *M*.

Das Buch ist für die oberen Klassen der österreichischen Mittelschulen geschrieben und berücksichtigt in ausgiebigster Weise den Lehrplan und die Instruktionen für die österreichischen Gymnasien vom 23. Februar 1900.

In betreff der äufseren Form ist schwer einzusehen, warum der Verfasser die Numerierung der einzelnen Kapitel und Abschnitte unterlassen hat. Dadurch ist die Möglichkeit der Hinweisung auf Früheres nahezu ausgeschlossen, der Gebrauch des Buches demnach erschwert.

Die Stoffeinteilung ist wesentlich systematisch. Der Reihe nach werden Mechanik, Wärme, Chemie, Magnetismus und Elektrizität, Wellenlehre (Akustik, Optik) und zum Schlufs kosmische Physik abgehandelt. Der Stoff ist äufserst reichhaltig und wird, abgesehen von einzelnen geringfügigen Mängeln im Ausdruck, in klarer, fliefsender Form dargeboten. Hervorzuheben ist namentlich die ausgiebige Barücksichtigung des historischen und des industriellen Momentes.

Das letzte Kapitel, kosmische Physik, umfafst Astronomie, Astrophysik, mathematische Geographie und Meteorologie. Ob diese Vereinigung zum Teil sehr ungleichartiger Stoffe sich den Bedürfnissen des Unterrichts bequem anfügt, erscheint doch sehr fraglich, zumal da hierbei mehrfach stofflich Zusammengehöriges auseinander gerissen wird. So z. B. wird der Blitz im Kapitel „Elektrostatik", Gewitter im Kapitel „Kosmische Physik" be-

handelt. In ähnlicher Weise sind auch Diffusion und Osmose aus der „Mechanik flüssiger Körper“ in die Chemie verlegt.

Die Anwendung des Vectorbegriffes in dem Umfange, wie es hier geschehen ist, halte ich nicht für zweckmäfsig. Der Begriff ist von gröfster Bedeutung und kaum zu entbehren da, wo es sich um Zusammensetzung drehender Bewegungen handelt. Wo das nicht der Fall ist und es wesentlich auf sachgemäfse Veranschaulichung ankommt, ist er nicht am Platz; so z. B. in der Meteorologie bei der Besprechung der Luftbewegung.

Abgesehen von diesen geringfügigen Mängeln ist das Buch nicht nur als Hilfsmittel und Leitfaden beim Unterricht durchaus zu empfehlen, sondern es kann auch wegen des äufserst reichhaltigen Stoffes, bei dem besonders die praktischen Anwendungen vielfach eine weit eingehendere Behandlung erfahren, als die besonderen Bedürfnisse der Schule erfordern, von solchen Schülern, die sich über einzelnes weiter unterrichten wollen, mit Vorteil benutzt werden.

Putbus. Hermann Schoemann.

H. J. Müller, Lehrbuch des Gesangunterrichtes in der Volksschule und in den unteren Klassen der höheren Lehranstalten. Aachen 1902, A. Jacobi & Co. VIII u. 131 S. kl. 8. 1,60 *M.*

Der erste, allgemeine Teil des Lehrbuches enthält zunächst zwei kleine Abhandlungen über den Gesang als Sprache des Gefühls und die pädagogische Bedeutung des Gesanges als Unterrichtsgegenstand der Schule. Sodann folgt in sorgfältiger Durcharbeitung die Geschichte des Gesangunterrichtes und seiner Methode, eine eingehende Besprechung des menschlichen Stimmapparates und daran anschliefsend das Wichtigste über die Theorie der Tonbildung und die Aussprache beim Singen.

Der zweite, spezielle Teil des Buches enthält die schulgemäfse Darstellung der Methode des Gesangunterrichtes, die sowohl in inhaltlicher Ordnung als auch in sprachlicher Form die weitgehendsten Ansprüche befriedigen dürfte. Der Unterrichtsstoff ist auf drei Stufen verteilt, die der Vorschule, Sexta und Quinta, in der Volksschule der Unter-, Mittel- und Oberstufe entsprechen. Das Ziel der dargestellten Methode ist die Befähigung der Schüler, das Kirchen- und Volksgesangbuch selbständig zu gebrauchen, d. h. auch eine unbekannte Melodie aus dem Kirchen- und Volksgesange ohne Nachhilfe des Lehrers erlernen zu können. Mit Recht verwirft der Verfasser die rhythmisierten, melodischen Übungssätzchen im Schulgesange und stellt statt dessen die Melodieen in den Vordergrund des Unterrichtsstoffes, von denen die Übungen stets abhängig bleiben sollen.

Das vorliegende Lehrbuch ist zugleich ein Kommentar zu desselben Verfassers „Gesangbuch für Schule und Haus“,

auf welches hier noch besonders aufmerksam gemacht sei, da es ein mit dem Lehrbuche zusammenhängendes Ganzes bildet. Dieses Gesangbuch ist nicht blofs, wie die meisten unserer Schulliederbücher, eine Sammlung schöner Lieder, sondern ein nach methodischen Grundsätzen in strenger Stufenfolge geordnetes Schulbuch. Es ist gewissermafsen eine Gesangschule für den Anfangsunterricht. Das Gesangbuch besteht aus drei Teilen, von denen der 1. Teil für die Vorschule der höheren Lehranstalten oder für die Unterstufe der Volksschule, der 2. für die Sexta oder die Mittelstufe und der 3. Teil für die Quinta und den Knabenchor sowie für die Oberstufe der Volksschule bestimmt ist. Auf der Vorschule (Unterstufe) sollen die Lieder nach dem Gehör eingeübt werden. In einem besonderen Übungskursus, der im Lehrbuche eingehend beschrieben worden ist, wird das Zeichensingen in geschickter Weise vorbereitet. Als ein wesentlicher Bestandteil des Unterrichtsstoffes wird auf dieser Stufe das Spiellied verwandt. Die Ausführung dieser Singspiele ist ebenfalls im Lehrbuche zu finden. — Auf der Sexta (Mittelstufe) erfolgt die Einführung der Schüler in die Kenntnis der Noten. Die Lieder des 2. und 3. Teiles des Gesangbuches sind in eine derartige Ordnung gebracht, dafs mit der einfachsten Melodie begonnen wird und jedes folgende Lied höchstens nur eine neue musikalische Schwierigkeit bietet. Auf diese Weise wurde es möglich, die Übungen in beständiger Abhängigkeit von den Liedern zu halten, in löblichem Gegensatze zu der bisherigen Methode, nach welcher der Übungs- und Liederkursus parallel nebeneinander hergehen. Jedoch nicht blofs in musikalischer Hinsicht, sondern auch in Rücksicht auf den Text der Gesänge zeigen die Lieder der drei Gesangbüchlein eine dem Auffassungsvermögen der Kinder angepafste Stufenfolge.

Das vorliegende Werk darf als eine hervorragende Neuigkeit auf dem Gebiete des Schulgesangunterrichtes bezeichnet werden. Das in dem Lehrbuche gezeigte Unterrichtsverfahren ist sehr wohl geeignet, eine Reform der bisherigen Gesangunterrichtsmethode herbeizuführen. Wir wünschen dem Lehrbuche und den Gesangbüchern die weiteste Verbreitung.

Würselen bei Aachen. L. Arns.

EINGESANDTE BÜCHER.

---

1. H. Griesbach, Gesundheit und Schule. Leipzig 1902, B. G. Teubner. 32 S. gr. 8. 0,80 *M*.

2. F. Aly, Humanismus und Historismus. Marburg 1902, N. G. Elwert. 31 S. gr. 8. 0,60 *M*.

3. Bericht über die in Grimma abgehaltene 12. Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasialvereins. Leipzig 1902, Dürr'sche Buchhandlung. 68 S.

4. F. Linnig, Deutsches Lesebuch. Erster Teil. Mit besonderer Rücksicht auf mündliche und schriftliche Übungen. Für untere Klassen höherer Lehranstalten. Zwölfte Auflage. Paderborn 1901, F. Schöningh. X u. 542 S. gr. 8. geb. 3,60 *M*.

5. Ellendt-Seyfferts Lateinische Grammatik. Neu bearbeitet von M. A. Seyffert und W. Fries. Sechsundvierzigste Auflage. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 265 S. geb. 2,50 *M*. — Es ist zwar äufserlich im Umfang wie in der Einteilung der Lehrstoff im grofsen und ganzen unverändert geblieben, doch wird an den betreffenden Stellen dem prüfenden Blick die nachbessernde Hand nicht entgehen, am meisten aber wird sie ihm entgegentreten in der neuen Anordnung der einzelnen Gruppen des Verzeichnisses der unregelmäfsigen Verben (§ 72—76) und in der Neugestaltung der §§ 98—101. Überall ist Bedacht genommen auf bequemere Einteilung und bessere Übersicht im Interesse der leichteren Aneignung des Lernstoffes (Vorwort).

6. H. Flaschel, Unsere griechischen Fremdwörter. Für den Schulunterricht und zum Selbststudium. Leipzig 1901, B. G. Teubner. 79 S. 1,60 *M*.

7. Neue Erscheinungen aus dem Verlage von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. geb. kl. 8. 1902 (wenn keine Jahreszahl angegeben ist).

a) Prosateurs français (zum Schulgebrauch herausgegeben):

No. 121. Loti, Pêcheur d'Islande, hsggb. von H. Engelmann. 1901. Text 1,60 *M* u. Wörterbuch 0,30 *M*.

No. 122. Daudet, Tartarin de Tarascon, hsggb. von Gassmeyer. 1901. 0,90 u. 0,20 *M*.

No. 124. François, Fantaisies et contes, hsggb. von B. Breest. 1901. 0,60 u. 0,20 *M*.

No. 125. Choix de nouvelles modernes, hsggb. von Grube. 0,75 u. 0,20 *M*.

No. 126. Choix de récits bibliques, hsggb. von G. Keutel. 0,80 u. 0,20 *M*.

No. 128. Chailley-Bert, Pierre le jeune commerçant, hsggb. von J. Kammerer. 0,90 u. 0,20 *M*.

No. 129. Gréville, Dosia, hsggb. von L. Wespy. 1,60 u. 0,30 *M*.

No. 130. Gréville, Aline, hsggb. von F. Erler. 1,20 u. 0,20 *M*.

No. 131. Theuret, Raymonde, hsggb. von K. Schmidt. 1,10 u. 0,20 *M*.

No. 132. Theuret, Ausgewählte Erzählungen, hsggb. von K. Falck. 0,90 u. 0,20 *M*.

No. 133. Fénelon, Le traité de l'éducation des filles, hsggb. von R. Weniger. 1,00 u. 0,20 *M*.

No. 134. Recueil de contes et récits pour la jeunesse, hsggb. von B. Schmidt. 0,75 u. 0,20 *M.*
No. 137. La Betragne et les Bretons, hsggb. von A. Mühlau. 1,10 u. 0,20 *M.*
No. 138. Voltaire, Diderot, Rosseau (morceaux choisis), hsggb. von P. Voelkel. 1,20 u. 0,20 *M.*

b) English Authors (zum Schulgebrauch herausgegeben):
No. 80. Green, England under the reign of George III, hsggb. von O. Hallbauer. 1,40 u. 0,20 *M.*
No. 81. Kipling, Stories from the Jungle Book., hsggb. von E. Döhler. 1,00 u. 0,20 *M.*

c) Deutsche Schulausgaben:
No. 80. Meier-Helmbrecht, neu übertragen und herausgegeben von J. Seiler. 1898. 0,60 *M.*
No. 81. Grundzüge der Lyrik Goethes von Th. Achelis. 1900. 1,20 *M.*
No. 82. Hans Sachs, Auswahl aus seinen Dichtungen, hsggb. von U. Zernial. 1900. 0,80 *M.*
No. 83. 85. Goethe, Faust, hsggb. von C. Nohle. 1900. 1. Teil 0,75 *M.* 2. Teil 0,90 *M.*
No. 84. Hebbel, Die Nibelungen, hsggb. von H. Gaudig. 1900. 0,75 *M.*
No. 86. Shakespeare, Macbeth, in Schillers Bearbeitung, hsggb. von E. v. Sallwürk. 1901. 0,75 *M.*
No. 87. Hilfsbuch zu Lessing, ausgewählt und hsggb. von R. Franz. 1901. 1,00 *M.*
No. 88. Herder, Ausgewählte Prosa, 3. Bändchen, hsggb. vor Th. Matthias. 1901. 0,75 *M.*
No. 89. Lessing, Briefe und Abhandlungen, für den Unterícht an Seminaren ausgewählt und bearbeitet von P. Tesch. 1902. 1,00 *M.*

8. Neue Erscheinungen (Ausgaben zum Schulgebrauch) aus dem Verlage von C. Flemming in Glogau. geb. gr. 8. 1902 (wenn keine Jahreszahl angegeben ist).

a) Molière, Le malade imaginaire, hsggb. von F. Lotsch. Ausgabe A in deutscher Sprache, Ausgabe B in französischer Sprache. XVIII u. 84 S. je 1,50 *M.*

b) Lebrun, Quinze jours à Paris, hsggb. von Ph. Rossmann. Mit 10 Abbildungen und einem Plan von Paris. 1902. Ausgabe A. VI u. 85 S. 1,50 *M.* Wörterbuch 0,40 *M.*

c) Defourny, La bataille de Beaumont, hsggb. von H. Bretschneider. Mit einem Kärtchen. Ausgabe A. VII u. 60 S. 1,20 *M.*

d) Dix petits contes pour les jeunes filles, hsggb. von F. Lotsch. Ausgabe A. V u. 96 S. 1,40 *M.*

e) Hope, Snowed up! An adventure on Exmoor, hsggb. von J. Klapperich. Ausgabe A. VII u. 67 S. 1,20 *M.*

f) Life and Customs in old England from the Sketch Book of Irving, hsggb. von J. Klapperich. Ausgabe A. VII u. 88 S. 1,40 *M.*

9. Neue Erscheinungen (Ausgaben zum Schulgebrauch) aus dem Verlage von G. Freytag in Leipzig. geb. kl. 8. 1902 (wenn keine Jahreszahl angegeben ist).

a) Pailleron, Le monde où l'on s'ennuie, hsggb. von M. Banner. X u. 110 S. Text 1,60 *M*, Wörterbuch 0,30 *M*,

b) Henty, Sturdy and Strong, hsggb. von M. Thümmig. IV u. 100 S. 1,20 *M* u. 0,50 *M.*

c) Stories and Sketches, hsggb. von M. Beck. IV u. 127 S. 1,40 *M* u. 0,50 *M.*

ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LVI. JAHRGANG.

DER NEUEN FOLGE SECHSUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

DEZEMBER.

BERLIN 1902.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94.

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: Gymnasialdirektor Prof. Dr. Müller, Berlin S. 42, Brandenburgstr. 87.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

Schüler und Amtsnachfolger R. Lange besorgt. Bei der Bedeutung des Werkes auch für Gymnasien weise ich gern darauf hin, daß der neue Herausgeber Anlage und Einteilung des Stoffes pietätvoll geschont, andrerseits den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung getragen und Umarbeitung mancher Stellen nicht gescheut hat. Dies gilt besonders von denen über Abstammung der Germanen, Kimbern und Teutonen, pseudo-isidorische Dekretalien, Wahldekret von 1059, Friedrichs I. Verhältnis zu Heinrich dem Löwen, Kirchenbaustil des Mittelalters, Tod Bonifatius' VIII., Karls IV. Stellung zum schwäbischen Städtebunde, Reichsreformversuche unter Friedrich III., die deutsche Hansa, Judenverfolgungen, Lage der süddeutschen Bauern am Ende des 15. Jahrhunderts, Kämpfe in Schlesien 1760 und in Sachsen 1762, Neutralitätsverträge der Reichsstände mit Preußen 1762, Anlaß zum bayrischen Erbfolgekriege, Preußische Politik zur Zeit des Reichenbacher Kongresses, Anlaß zum preußischen Verfassungskonflikt und zum Kriege von 1870 (unter Benutzung der Gedanken und Erinnerungen Bismarcks), Werders Stellung 1870, Vorgeschichte der Kaiserproklamation, Deutschlands Stellung zu Rußland seit 1878.

Mit den meisten dieser und noch manch anderer geringfügigerer sachlichen Änderungen kann man sich einverstanden erklären. Dasselbe gilt von der an nicht wenigen Stellen geänderten Ausdrucksweise." —

Görlitz. Gymn.-Direktor Prof. E. Stutzer (Pädag. Archiv 42. Jahrg. Heft 10).

— „Diese 17. Auflage des weitverbreiteten und beliebten Buches hat nach dem 1899 erfolgten Tode Friedr. Junges einen neuen Herausgeber erhalten, der, das Alte pietätvoll schonend und doch den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragend, Anlage, Einteilung und Umfang des Stoffes völlig beibehalten und nur innerhalb der einzelnen Paragraphen geringfügige Änderungen und teilweise Umarbeitungen vorgenommen, auch die Darstellung, wo dies ohne allzu gewaltsame Eingriffe möglich war, einfacher und natürlicher zu gestalten gesucht hat. Eine Vermehrung des Stoffes hat nicht stattgefunden. Das vortreffliche Buch bedarf keiner weiteren Empfehlung."

(Pädag. Jahresbericht Bd. 53.)

— „Herausgeber und Verleger haben sich redlich um die vorliegende neueste (17.) Auflage der David Müllerschen Geschichte des deutschen Volkes bemüht, und so dürfen wir uns wohl darauf beschränken, das schon oft empfohlene, sich in der Gunst der Lehrer und Schüler fortdauernd behauptende Buch vor allem als eines der besten Lehrbücher der deutschen Geschichte zu empfehlen." (Deutsche Schulpraxis 1901 Nr. 8.)

— „Dieses vorzügliche Lehrbuch, das auch in der vorliegenden Ausgabe zahlreiche auf Inhalt wie Form bezügliche Verbesserungen aufweist, bedarf der Empfehlung nicht mehr." (Deutsche Schule IV. S. 400.)

— „Ein Buch, das seit fast 4 Jahrzehnten den Geschichtsunterricht auf höheren Schulen in vorzüglicher Weise gefördert und fort und fort an innerem Werte und äußerer Verbreitung zugenommen hat, verdient in seiner 17. Auflage honoris causa genannt zu werden und spricht für sich selbst." (Praktischer Schulmann 1900 Nr. 5.)

— „Das bekannte Schulbuch ist von dem mit dieser Auflage neu eingetretenen Bearbeiter in seiner allgemeinen Anlage unverändert gelassen, während man im Detail überall die bessernde und berichtigende Hand wahrnimmt. Der an ein Schulbuch zu stellenden Forderung, daß es unter Beseitigung veralteter Anschauungen die gegenwärtig geltende wissenschaftliche communis opinio wiederspiegelt, wird jetzt die Müllersche Deutsche Geschichte vollauf gerecht. David Müllers Geschichte des deutschen Volkes erfreut sich einer weiten Verbreitung, und wie man wenigstens von dem Buche in seiner jetzigen Gestalt sagen kann, nicht unverdient. (Literar. Centralbl. 1901 Nr. 11.)

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Leitfaden für den Geschichtsunterricht in höheren Bürger- und Mädchenschulen. Bearbeitet mit Benutzung von David Müllers Leitfaden zur deutschen Geschichte von Professor Dr. **Friedr. Junge**. **Dritte, verbesserte Auflage,** besorgt von Dr. **Rudolf Lange,** Direktor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin. Mit 9 geschichtl. Karten u. 5 Bildertafeln z. Kunstgeschichte. 1900. Geb. M. 3,—.

Geschichtsrepetitionen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Herausgegeben von Professor Dr. **Friedr. Junge.** 1898. **Dritte, verbesserte Auflage.** Kart. M. 1,20.

Leitfaden

zur

Geschichte des deutschen Volkes

von

Dr. David Müller,

vormals Professor am Polytechnikum in Karlsruhe.

Zwölfte, verbesserte Auflage,

nach dem Tode des bisherigen Herausgebers Prof. Dr. Friedrich Junge

besorgt von

Dr. Rudolf Lange,

Direktor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin.

Mit Übersichten zur Wirtschafts-, Gesellschafts- und Staatskunde, 6 geschichtlichen Karten und einem Dreikaiserbilde.

1902. Gebunden in Leinen M. 2,50.

Die neue Auflage ist besorgt von dem Direktor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums in Berlin, Herrn Dr. R. Lange. Wenn jede der letzten drei Auflagen im wesentlichen als Abdruck der vorhergehenden bezeichnet werden konnte, so ist dies mit der jetzt erscheinenden nicht der Fall. Denn einmal sind in Preußen wieder neue Lehrpläne erschienen, die, wenn sie auch für den Geschichtsunterricht nicht gar viel geändert haben, doch Berücksichtigung verlangten. Darum ist die Darstellung der Kimbern- und Teutonenkriege und des Kampfes zwischen Ariovist und Cäsar erweitert und die römische Kaisergeschichte nicht mehr wie bisher in die früheste deutsche Geschichte verflochten, sondern — als Einleitung — für sich behandelt worden. Aber auch sonst erschienen dem Herausgeber nicht wenige Verbesserungen — in sachlicher wie in stilistischer Beziehung — unbedingt geboten. Denn starres Beharren beim alten würde auch hier einen Rückschritt bedeuten. Willkürliche Änderungen aber sind vermieden; auch ist die Zählung der Paragraphen fast durchaus dieselbe geblieben. Daß die neueste Rechtschreibung angewandt worden ist, soll noch besonders erwähnt werden.

Da das Buch, das vor mehr als einem Vierteljahrhundert zuerst erschienen ist, in seiner ganzen Anlage und in seinen Vorzügen dasselbe geblieben ist, so darf die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung wohl hoffen, daß es sich die Gunst erhalten wird, die es sich bisher in so reichem Maße erworben hat.

Verlag von Franz Vahlen in Berlin W.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben wurde vollständig:

Italische Landeskunde

von

Heinrich Nissen.

Erster Band: **Land und Leute.**
gr. 8. (VIII u. 566 S.) 1883. Geh. 8 M.

Inhalt: Quellen. — Namen und Grenzen. — Das Meer. — Alpen. — Poland. — Appennin. — Vulkanismus. — Appenninflüsse. — Inseln. — Klima. — Vegetation. — Volksstämme.

Zweiter Band: **Die Städte.**
Erste Hälfte. gr. 8. (IV u. S. 1—480) 1902. Geh. 7 M.
Zweite Hälfte. gr. 8. (IV u. S. 481—1004.) 1902. Geh. 8 M.

Inhalt: Einleitung. 1. Gröfse und Einteilung. — 2. Die Landgemeinden. — 3. Die Municipien. — 4. Die Colonien. — 5. Die Entwicklung der Städte. — 6. Die Landstrafsen. — 7. Mafs und Münze. — 8. Die Volkswirtschaft. — 9. Die Bevölkerung. Kap. I. Ligurien. Kap. II. Die Transpadana. Kap. III. Venetia und Histria. Kap. IV. Die Aemilia. Kap. V. Etrurien. Kap. VI. Umbrien. Kap. VII. Picenum. Kap. VIII. Der Hochappennin. Kap. IX. Rom. Kap. X. Latium. Kap. XI. Neu-Latium. Kap. XII. Campanien. Kap. XIII. Samnium. Kap. XIV. Apulien. Kap. XV. Lucanien. Kap. XVI. Bruttium. — Antike Ortsnamen.

Soeben erschien:

Antike Schlachtfelder

in Griechenland.

Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte

von

Johannes Kromayer.

Erster Band. Von Epaminondas bis zum Eingreifen der Römer.
Mit 6 lithogr. Karten und 4 Tafeln in Lichtdruck.
gr. 8. (X u. 352 S.) Geh. 12.

Inhalt: Einleitung. I. **Mantinea** (362 v. Chr.). II. **Chaeronea** 338 v. Chr.). III. **Sellasia** (221 v. Chr.). IV. **Mantinea** (207 v. Chr.).

Die bisher von den Herren Geh. Oberschulrat Prof. Dr. H. Schiller und Prof. Dr. Th. Ziehen herausgegebenen ersten fünf Bände enthalten folgende Abhandlungen:

Band I:

1. **Stundenplan.** Der Stundenplan. Ein Kapitel aus der pädagogischen Psychologie und Physiologie von *Prof. Dr. H. Schiller*. M. 1.50.
2. **Sprachphysiologie.** Die praktische Anwendung der Sprachphysiologie beim ersten Leseunterricht von *Dr. H. Gutzmann*. Mit 1 Tafel. M. 1.50.
3. **Ueber Willens- und Charakterbildung** auf physiolog.-psychologischer Grundlage. Von *Prof. Dr. J. Baumann*. M. 1.80.
4. **Unterricht und Ermüdung.** Ermüdungsmessungen an Schülern des Neuen Gymnasiums in Darmstadt von *Dr. L. Wagner*. Mit zahlr. Tabellen. M. 2.50.
5. **Das Gedächtnis.** Von *Gymn.-Dir. Dr. F. Fauth*. M. 1.80.
6. **Die Ideenassoziation des Kindes.** 1. Abhandlung von *Prof. Dr. Th. Ziehen*. M. 1.50.

Band II:

1. **Arbeitshygiene.** Arbeitshygiene der Schule auf Grund von Ermüdungsmessungen v. *Oberlehrer Dr. F. Kemsies*. M. 1.60.
2. **Selbsterziehung.** Psychologische Analyse der Thatsache der Selbsterziehung von *Dr. G. Cordes*. M. 1.20.
3. **Die Kunst des psycholog. Beobachtens.** Praktische Fragen der pädag. Psychologie von *Gymn.-Dir. Dr. O. Altenburg*. M. 1.60.
4. **Orthographie.** Studien und Versuche über die Erlernung der Orthographie in Gemeinschaft mit *H. Fuchs* und *A. Haggenmüller* veröffentlicht von *Prof. Dr. H. Schiller*. M. 1.50.
5. **Nervosität.** Ausserhalb der Schule liegende Ursachen der Nervosität der Kinder. Von *Prof. Dr. A. Cramer*. M. 0.75.
6. **Die psycholog. Grundlage** des Unterrichts. Von *Oberlehrer Dr. A. Huther*. M. 2.—.
7. **Sprachunterricht.** Das Studium der Sprachen und die geistige Bildung. Von *Oberlehrer A. Ohlert*. M. 1.20.
8. **Apperception.** Die Wirksamkeit der Apperception in den persönlichen Beziehungen des Schullebens. Von *Gymn.-Lehrer Dr. A. Messer*. M. 1.80.

Band III:

1. **Schulärzte.** Die Schularztfrage. Ein Wort zur Verständigung von *Prof. Dr. H. Schiller*. M. 1.20.
2. **Soziales Bewusstsein.** Die Entwickelung des sozialen Bewusstseins der Kinder. Studie zur Psychologie und Pädagogik der Kindheit von *Prof. Will. S. Monroe*. M. 2.—.
3. **Ueber den Reiz des Unterrichtens.** Eine pädagogisch-psychologische Analyse von *Dir. Dr. F. Schmidt*. M. 0.80.

4. **Die Ideenassoziation des Kindes.** II. Abhandlung von *Prof. Dr. Th. Ziehen.* M. 1.60.
5. **Herbarts Psychologie.** Das Verhältnis der Herbart'schen Psychologie zur physiologisch-experimentellen Psychologie von *Prof. Dr. Th. Ziehen.* M. 1.30.
6. **Sprachunterricht.** Kritische Untersuchungen über Denken, Sprechen und Sprachunterricht von *Priv.-Dozent Dr. Aug. Messer.* M. 1.25.
7. **Rechenunterricht.** Die Zahl im grundlegenden Rechenunterricht. Entstehung, Entwickelung und Veranschaulichung derselben unter Bezugnahme auf die physiologische Psychologie von *Lehrer G. Schneider.* M. 1.60.

Band IV:

1. **Deutscher Aufsatz.** Der Aufsatz in der Muttersprache. Eine pädag.-psychol. Studie von *Prof. Dr. H. Schiller.* I. Die Anfänge d. Aufsatzes im 3. Schuljahre. M. 1.50.
2. **Kieler Erlass.** Die neueste Wendung im preuss. Schulstreite u. d. Gymnasium. Eine Beleuchtung der Gymnasialfrage vom Standpunkte der pädag. Psychologie u. Sozialpädagogik. I. Der Kieler Erlass vom 26. November 1900 Von *Prof. F. Hornemann.* M. 1.60.
3. **Sprachstörungen** geistig zurückgebliebener Kinder von prakt. Arzt *Dr. med. A. Liebmann.* M. 1.80.
4. **Pflanzenkenntnis.** Die Entwickelung der Pflanzenkenntnis beim Kinde und bei Völkern. Mit 14 Kinderzeichnungen. Von *Dr. phil. W. Ament.* M. 1.80.
5. **Schwerhörige Kinder.** Psych. Entwickel. u. pädag. Behandlung schwerhöriger Kinder von *Karl Brauckmann.* M. 2.—.
6. **Sprachunterricht.** Ueber Sprach- und Sachvorstellungen. Ein Beitrag zur Methodik d. Sprachunterrichts von *Hauptlehrer O. Ganzmann.* M. 1.80.

Band V:

1. **Die Geisteskrankheiten** des Kindesalters. Mit besonderer Berücksichtigung des schulpflichtigen Alters von *Professor Dr. Th. Ziehen.* I. Heft. M. 1.80.
2. **Schulärzte.** Staatliche Schulärzte von *Prof. Dr. G. Leubuscher.* M. 1.60.
3. **Deutscher Aufsatz.** Der Aufsatz in der Muttersprache von *Prof. Dr. H. Schiller.* II. Der Aufsatz im 4.—8. Schuljahre. (9—14 Jahr). M. 1.60.
4. **Kindersprache.** Begriff und Begriffe der Kindersprache von *Dr. phil. W. Ament.* M. 2.—.
5. **Ueber Memorieren.** Eine Skizze aus dem Gebiete der experimentellen pädagogischen Psychologie. Von *A. Netschajeff.* M. 1.—.
6. **Die Raumphantasie** im Geometrie-Unterricht. Ein Beitrag zur methodischen Ausgestaltung des Geometrie-Unterrichts aller Schulgattungen. Von *E. Zeissig.* M. 2.40.
7. **Psychische Kapazität.** Schwankungen der psych. Kapacität. Einige experimentelle Untersuchungen an Schulkindern. Von *M. Lobsien.* Mit 17 fig. Darstellungen. M. 3—.

Inhalt.

Seite

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.